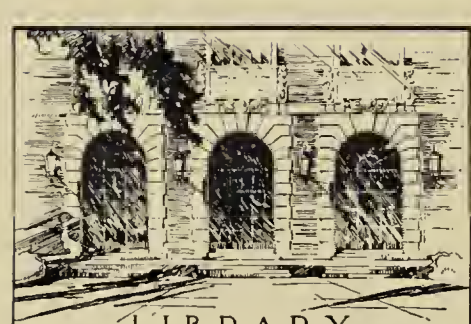


Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1887.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1887.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1887.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 7. Juli 1887.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Poetik des Alterthums.

Altgriechischer Versbau. Ein Versuch vergleichender Metrik von Hermann Usener. Bonn, Cohen u. Sohn. 1887. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Das ist der Titel eines neuen von Hermann Usener in Bonn geschriebenen Buchs. Wer Usener kennt, weiß, daß er von ihm etwas profund gelehrtes, aber auch methodisch verarbeitetes, scharfsinnig ausgedachtes in die Hände bekommen wird. Und so ist es auch in der That. Fast will es uns scheinen, ein Theil der angebrachten Gelehrsamkeit, zu welcher auch Collegen des Verfassers ihre Schätze geliefert haben, sei sogar überflüssig, insofern die aufgestellten Behauptungen durch sie nicht unterstützt werden, wenn das Princip zu Falle kommt, und wir fürchten in der That, dieses Princip, d. h. die Annahme eines von Urzeiten her den arischen Völkern gemeinsamen, noch jetzt durch allen Wechsel der Zeiten hindurch nachweisbaren metrischen Verses (also des arischen Urverses), werde sich nicht halten lassen. Der Werth des Gebotenen würde übrigens in diesem Falle nicht erheblich vermindert, denn auch für die Skeptiker in Betreff der Vergleichung, d. h. also für solche, die sich lieber auf griechischem oder wenigstens notorisch verwandtem Boden bewegen, bleibt des Guten und Feinen so viel, daß sie durch das Studium des Buchs sich in hohem Maße angeregt und gefördert fühlen werden, sogar auf Gebieten, wo sie es kaum geahnt hätten, denn wo Usener schöpft, da geht es tief. Was nun zunächst den vergleichenden Standpunkt betrifft, den Usener einnimmt, so war er zu dem Versuch vollkommen berechtigt. Wenn es alle Schwestern drängt, mit vergleichendem Auge auf ihre Qualitäten geprüft zu werden, warum soll die Metrik allein zurückstehen? Das wäre ja unrecht. Ist doch die Sprache, an welcher die vergleichenden Experimente am ausgiebigsten und ungenirtesten geübt werden, ihr die liebste, vertrauteste und rühmlichste Schwester, die ihren ganzen Hausrath ihr zur Verfügung stellen muß, damit sie existiren kann, wofür dann allerdings die Metrik sie mit Schmuck und Geschmeide versieht.

Einer der ersten unter den jetzt lebenden Metrikern, der erste Kenner der altgriechischen Musik, Rudolf Westphal, ist schon vor Jahren mit einem Versuch vergleichender Metrik vor die Fachgenossen getreten. Ein gelehrter Amerikaner, F. Allen, ist ihm auf dieser Bahn gefolgt, und auch Usener scheint durch sein Beispiel angeregt worden zu sein. Die Männer der Wissenschaft werden natürlich nie den banausischen Standpunkt jenes Philisters bei Aristophanes einnehmen, der sich die Frage stellt: „Was nützen mir die Rhythmen zum täglichen Brot?" Eher dürfte sich die realistische Bildung unserer Zeit zu dieser Frage berechtigt fühlen. Hierauf ist aber zu bemerken: solange die Maße in unserer Poesie noch eine Rolle spielen — und das wird wol noch lange der Fall sein —, solange wird und muß auch das wissenschaftliche Bedürfniß vorhanden sein, jene Maße auf ihr Alter und ihren Ursprung zu prüfen (nicht anders, als wie es bei jedwedem Dinge auch im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt), und auch Gebildete, scheint uns, dürften solchen Untersuchungen ein gewisses Interesse entgegenbringen.

Usener geht erstlich darauf aus zu beweisen, daß wir bereits im Homerischen Hexameter kein einfaches Metrum vor uns haben, sondern daß dasselbe sich gebildet hat durch Zusammenkoppelung zweier älterer Verse von un-

gefähr gleicher Ausdehnung, nämlich – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ und ⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑. Diese Behauptung ist schon vor längerer Zeit in einer Gelegenheitsschrift von dem scharfsinnigen und gelehrten Theodor Bergk nicht blos aufgestellt, sondern auch begründet worden. Die Abweichung in der Abgrenzung dieser beiden Theile (Bergk läßt nämlich den Vers [–] – ⏑⏑ – ⏑⏑ – mit – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ zusammentreffen) ist so geringfügig, daß Usener nicht berechtigt war, diese Auffassung der seinigen gegenüber als eine „mechanische" zu bezeichnen, welche unvereinbar sei mit den gegebenen Thatsachen. Wir vermögen auch in Usener's Princip (selbst wenn wir dessen Richtigkeit zugeben) keine Spur von Dynamik zu erblicken. Außerdem will Usener den Kurzvers von acht Silben als ein selbständiges Element alter Strophenbildung wie bei den Eraniern so bei den Indern erweisen, und diesen Vers auch im Nibelungenvers wieder erkennen, insofern es von Hause aus nur Einen deutschen Vers von vier Hebungen gibt, diese letztern aber in ihrer Koppelung und Doppelung den genannten Vers bilden. (Bei unsern Kindern, meint er, müssen wir in die Schule gehen, um zu hören, denn diese halten, ohne es gelehrt zu werden, die Verse ihrer [?] Lieder und Reime in deren alten Werthung unerschütterlich fest — eine Behauptung, die denn doch, zumal es sich um Jahrtausende handelt, nicht sofort einleuchten wird.) Aber weiter: nicht blos unsere speciellen Vorfahren, die Germanen, sondern „alle europäischen Völker unsers Sprachstammes sind ausgegangen vom achtsilbigen Kurzvers und haben ihn gleichsam articulirt durch die vier Hebungen". (Man sieht: in den mythologischen Gebilden sind diese Völker weniger zäh und conservativ gewesen als in den metrischen, denn der Hauptgott Dio oder wie er in der Urheimat hieß, ist bei den Persern und den Germanen und den Slawen ein ganz anderer geworden, wenn er überhaupt noch, auch nur den Namen nach, wie bei den Germanen existirt.) Das wird bewiesen, indem der Reihe nach die Slawen (Czechen, Polen, Russen, Serben, Slowenen, Bulgaren u. s. w.), die Celten, die Italiker und die Griechen Revue passiren müssen; blos die Litauer hat der Verfasser beiseite gelassen, weil er über sie nichts in Erfahrung bringen konnte; aber wenn der ganze Völkerchor, wie Usener meint, so schön zusammenstimmt, so wird ja auch die Stimme der Litauer dabei sein oder, selbst wenn sie anders klänge, das Unisono nicht zu stören vermögen. Für Usener's Betrachtung ist, wie er sagt, besonders Ein Lied wichtig als ältestes Denkmal griechischen Versbaus, nämlich das bei der Feier der Dionysos-Epiphanie von den Weibern gesungene in folgendem Rhythmus:

– –́ –́ –́ ⏑ ⏑ – ⏑̀
⏑ – ⏑ –́ –́ ⏑̀
– –́ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑̀
: ⏑ –́ ⏑̀ :
–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ –̀
–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑

wo der Dactylus „doch nur als zufällige Gestaltung des Wechsels von Hebung und Senkung erscheint". Und nun durch alle diese Demonstrationen ist nach Usener's Ansicht die genügende Grundlage geschaffen, um ein sicheres Urtheil über die Entstehung des Hexameters vorzubereiten, und mehr als das: die Grundlage des griechischen Verses überhaupt soll ermittelt werden. Hierbei wird mit Inschriften und mit Eigennamen, welche leider für metrische Fragen kaum verwerthbar sind, in einer Weise und Ausdehnung argumentirt, die sich nicht rechtfertigen läßt. Und wenn nun vollends die ganze Schar der Lyriker, Archilochos wie die Aeolier, herhalten muß, um den alten Kurzvers von vier Hebungen in ihrem Strophenbau zu documentiren, so darf man dieser Argumentation doch wol entgegenhalten — nicht, daß jene sie aus dem Jungbrunnen des Volksliedes nicht geschöpft hätten, wohl aber, daß doch gerade die häufigsten, d. h. nach berühmten Dichternamen benannten Verse, die Vierzahl der Hebungen nicht aufweisen. Diese Vierzahl, von der man ja zugeben darf, daß sie wegen ihres natürlichen Mittelmaßes zwischen zu kurz und zu lang für das Volkslied gleichsam am Wege lag, ist für Usener eine Art von heiliger Zahl geworden, neben welcher keine andere sich zeigen darf, und das heißt man ein vielleicht richtiges Princip outriren. Wenn denn, darf man doch fragen, diese Zahl so geweiht und gefeit ist, warum „regt sich zeitig auch die Neigung zur Bildung von Langzeilen durch Verbindung zweier Kurzverse"? d. h. zu Gebilden, wie es der epische Sechsfüßler nur eines von vielen ist? Wenn vier gerade recht war, so sollte je eine Verdoppelung dem Volke gegen den Strich gehen. Oder ist denn der Hexameter der Homerischen Poesie bereits so weit entfernt von einem volksthümlichen Gebilde, bereits Kunstproduct? Von der Homerischen Poesie wenigstens will man das nicht gelten lassen, man läßt sie in der Mitte stehen — warum nicht auch den Vers? Für Usener ist es „offenbar", daß die ältere Gestalt des epischen Verses nichts anderes gewesen ist als eine Doppelung des sogenannten Paroemiacus, d. h.

⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ‖ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑.

Nun aber klappt, wie der gebildete Leser sieht, der Anfang der ersten Hälfte nicht ganz: der Auftact ist zu viel; aber das hat nicht zu bedeuten und „wir verstehen leicht, warum für die erste Hälfte der auftaktlose Paroemiacus gewählt wurde", nämlich der Abwechselung wegen; die Wiederholung der ganz gleichen Reihe wäre eintönig und ermüdend. Nun ist aber jener auftaktlose Paroemiacus (d. h. Spruchvers) nicht nachzuweisen, und darum möchten wir Bergk's oben angeführte Ansicht von der Entstehung, beziehungsweise Zusammensetzung des Hexameters für die richtigere halten. Aber nicht blos der Hexameter und sein Takt, der Dactylus, hat sich aus jenem Kurzvers mit vier Hebungen herausgebildet, sondern auch alle übrigen Maße und Takte, der choriambische, der ionische, und „auch für die iambischen und trochäischen Reihen muß die ursprüngliche und wesentliche Gleichheit mit den daktylischen behauptet worden", d. h. also, der verdoppelte Kurzvers ist auch zunächst der Ursprung der

trochäischen, iambischen und natürlich der anapästischen Tetrameter. Hiermit hätten wir allerdings ein sehr einfaches und einheitliches Princip für den Aufbau der ganzen griechischen Metrik gewonnen, so einfach, daß jede andere Kunst die Metrik darum beneiden dürfte, aber beinahe zu schön, um wahr zu sein. Usener selbst muß zugeben, daß es bedenklich erscheinen mag, die Entstehung des iambischen Trimeters nach diesem Princip zu formuliren, und für die widerspenstigen Elfsilber (Pentapodien) läßt er die Möglichkeit offen, daß „hier eine gesonderte metrische Bildung vorliegt". Unsere Ansicht ist die: läge uns noch ein beträchtliches Stück vor-Homer'scher Literatur, wenn auch für das Einzelne nur trümmerhaft, vor, so könnte und dürfte man den Versuch wagen, die Bildung der metrischen Formen über Homer hinaus zu verfolgen (denn von prosaischen Bruchstücken jenseits Homer's könnte ja nicht die Rede sein!); da nun aber in der Spruchweisheit anerkanntermaßen das älteste und einzige Material noch vorhanden ist, von dem sich als einer vor-Homer'schen reden läßt, dieses aber entschieden daktylisches (oder was vielleicht dasselbe ist, anapästisches Gepräge aufweist), so ist, was darüber hinausgeht, Hypothese, nichts weiter; zu einem Schluß fehlt jede Prämisse. Wer diese im indischen und eranischen Alterthum sucht, baut in der Luft; denn der Beweis, daß die hier vorkommenden Kurzverse älter seien als die griechischen Formen der Spruchweisheit, ist noch nicht erbracht worden, und uns will es scheinen, daß, wenn die anerkannt ältesten Zeugen jener Stammeszusammengehörigkeit, Sprache und Mythologie sich im Verlauf der Jahrtausende so ungeheuer differenzirt haben, wie es thatsächlich und handgreiflich der Fall ist, so ungeheuer nämlich, daß ein gewöhnliches Auge auch kaum eine Spur ursprünglicher Identität mehr zu erspähen vermag, so müssen wir vollends für die Kunstformen des Metrums (denn das sind sie doch trotz aller Volksthümlichkeit) auf einen in so unmeßbarer Ferne abzusteckenden Ausgangs- und Haltpunkt schlechtweg verzichten. Höchstens wäre er auf speculativem Wege zu gewinnen; aber der Philosoph, der den Versuch wagte, möchte auch erst zu entdecken sein.

J. Mähly.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Familie Darner. Roman von Fanny Lewald. Drei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 15 M.
2. Wenn Frauen lieben. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 10 M.
3. Aus dem Eckstübchen. Vier Erzählungen von Otto Lohr. Prag, Bellmann. 1886. 8. 3 M.
4. Die Künstler — Eine Begegnung — Eine Nacht — Attalea Princeps — Eine Begebenheit — Vier Tage. Novellen von W. Garschin. Aus dem Russischen übersetzt von Wal Beleno. Berlin, Deubner. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Roman „Die Familie Darner" von Fanny Lewald (Nr. 1) führt uns die für Deutschland und Preußen so grundverderblichen Jahre der Napoleon'schen Uebergewalt vor, eine nationale Erniedrigung und Prüfung, die hart an den Untergang streifte und nur von einer gesunden Rasse überdauert würde. Und wir stehen mitten im Centrum; die Geschichte spielt sich nämlich in Königsberg ab, und es sind bei ihrem Beginn die furchtbaren Zeiten der russisch-preußisch-französischen Heeresbewegungen und Entscheidungsschlachten von 1806 und 1807. Insofern ist sonach der Hintergrund rein geschichtlich; aber die Erzählung selbst ist durchaus kein geschichtlicher Roman; denn genau dem Titel entsprechend haben wir eine reine Familiengeschichte vor uns, allerdings mit ihren weitgehenden Verwickelungen. Selbstverständlich aber konnte und sollte nicht vermieden werden, in bestimmten Partien die ganze schwere Zeitlage sich abspiegeln zu lassen: die Gefahren der furchtbaren Kriege und einer unberechenbar schwankenden Politik, die Unsicherheit für den Handel, die Verheerungen im Landbesitz, die trostlosen Stimmungen in den Adels- und den Bürgerkreisen, Bangen und Verzweiflung am Hofe, wobei die reinste und schönste und beklagenswertheste Gestalt, die Königin Luise, im Vordergrund steht, die offenen und geheimen Versuche zur rettenden Wiedergeburt von Land und Volk, alle die markanten Zeitzeichen sind natürlich in den Text der Geschichte eingewoben. Auch jener eigenartige Grundzug, genährt durch die welterschütternden Umwälzungen, das Versenken nämlich in etwas mystisch gefärbte Religiosität mit dem Hinblick auf Ahnungen und Prophezeiungen, fehlt dem Gemälde nicht, ohne sich eben vorzudrängen; wissen muß man immerhin, daß man in der Zeit der Romantik steht und unter der Herrschaft übergewaltiger Mächte. Dann aber kommt das Aufsteigen des Tugendbundes und die allgemeine Erhebung des Volks, ruhig und würdig, ohne die Renommage, die uns in manchen Schilderungen neuester Zeit widerwärtig berührt.

Interessant genug ist diese Familie Darner und ihre Geschichte. Der noch in der besten Kraft stehende Papa, eine Mannesgestalt, wie sie selten sind, durch die allermerkwürdigsten Lebensschicksale schwerer Art ausschließlich mittels eigener Kraft und überlegener Einsicht vom mecklenburgischen Gutshörigen aufgestiegen zum großartig speculirenden Kaufmann, der die weitest greifenden Herrschaftsgedanken in dem bedeutend angelegten Kopfe bewegt; neben ihm die in den Colonien geborenen, exotisch schönen und anmuthreichen zwei Töchter, ein genau nach dem Vater geschnittener, in seine Pläne und Fußstapfen eintretender energischer Sohn und die ebenbürtige herrliche Frau desselben. Einen großen und wol den anmuthendsten Theil der Erzählung bildet die innere Familiengeschichte des

jungen Ehepaares: Justina, einem angesehenen königsberger Kaufmannshause entsprossen, hat viel mehr offenes Weltverständniß und weitblickenden Sinn als andere ihrer Geburt, paßt weit mehr zu den selbständig unternehmenden Fremden als zu der etwas in veralteten Zeitanschauungen lebenden Nachbarschaft oder den kleinlich neugierigen Klatschbasen; darum ist sie auch fest entschlossen und nimmt rasch Stellung, ganz und voll der Familie des geliebten Mannes sich einlebend, selbst als ihr befangener und im Grunde auf den neuen größern Concurrenten neidisch gewordener Onkel und mit ihm die Pflegerin ihrer Jugend hämisch sich auf die Seite stellen. Da ist einmal zwischen Mann und Weib das intimste Herzensverständniß und darum das ungetrübte Glück, vollends als das erste Söhnchen, das dem Großvater zu Liebe natürlich Lorenz heißen muß, zur Welt kommt. Die zweite große Wendung tritt in der Familie ein mit dem Schicksal der einen Darner'schen Tochter, der überaus zarten, träumerischen Dolores, einer sensitiven Tropennatur. Erst macht sie, schwer leidend, den Kampf mit einer aussichtslosen Liebe durch, deren Gegenstand ein im Kriege nahezu verarmter adelicher Majoratsherr ist, welcher sie unter den bestehenden Verhältnissen nicht heirathen konnte; dann tritt sie, fast nach Familiengebot, aber entschlossen, eine andere Natur mit festem Willen, eine wahrhafte Darner zu werden, mit dem weltgewandten Sohn eines reichen russischen Handelshauses in die Ehe; wie diese werden soll, wissen wir nicht recht. Wir haben eine unwillkürliche Scheu vor dem überglatten Weltmann, der nach seinen nichts weniger als unschuldigen Lebenserfahrungen, verwöhnt von schönen Frauen nicht eben gewissenhafter Sorte, schwerlich der rechte Mann ist für die reine Taube. Es ist um so bedrohlicher, als bei beiden ein schwer zu verwindender Hintergedanke im Herzen seinen Stachel zurückläßt: Dolores kann, wie sie sich auch Gewalt anthue, sich zu zerstreuen oder betäuben gedenke, die erste frische Liebe zu dem ganz anders gearteten deutschen Baron, in welchem sie den in allen Lebenslagen unerschütterlich treuen, charakterfesten Mann erkannte, doch nicht vergessen; Polydor aber hat in der letzten Liaison, die er vor der Verheirathung eingegangen, nämlich in der Beziehung zu einer überaus weltgewandten, geistreichen, majestätisch herrschenden Schönheit vornehmen Schliffs eine Fessel, welche sich nicht so leicht abwerfen läßt und dem jungen Glück der Ehegatten gefährlich werden dürfte. Und in der That: die Kokette, die auch mit der unschuldigen Frau ihres Geliebten schön thut, führt die Krisis herbei, allerdings auch die erschreckend tragische Lösung einer unnatürlich gespannten Situation, die auf die Länge nicht haltbar und nicht erträglich ist. Polydor liebt in Wahrheit seine entzückende Frau und macht ernstlich alle Kraftanstrengungen, dem zarten Wesen das Leben möglichst rosig erscheinen zu lassen; aber er ist und bleibt ein schwankender, schwacher, von Stimmung und Leidenschaft hin- und hergeworfener Mensch. Das überbrückt den innern Zwiespalt nicht, nicht im eigenen und nicht im Herzen der jungen Frau, welche die gescheiterte erste Liebe nicht zu verwinden vermag. Nun geräth der Mann mit einem Rivalen in der Gunst seiner Marquise hart zusammen und wird von demselben im Duell erschossen. Dolores ist frei und wird später doch noch die glückliche Gattin des nie Vergessenen, dem ihr innerstes Wesen angehörte. Eine andere Ehe in der nächst verwandten Familie, unter ganz rührenden Umständen und durch einen Act des bewundernswerthen Heroismus besiegelt — es handelt sich dabei um Ueberwindung der Vorurtheile gegen die Juden —, läuft unterdeß ebenso erhebend ihrem erwünschten Abschluß entgegen.

Das sind alles befreiende Thaten, welche dem Buche seine ideale Bedeutung geben: im Staate die Erlösung von der Leibeigenschaft; in der großartig angelegten Familie, welche im Mittelpunkte steht, Befreiung von den Fesseln des patrizisch kaufmännischen Hochmuths, der adelichen Feudalverpflichtungen, der confessionellen Unterschiede.

Der Schluß wird vertieft, indem in ganz normaler Vertheilung auch unsere gepriesene Musterfamilie mit dulden muß: die zweite Tochter des Hauses, die eben erst einem höhern Offizier angetraut worden, verliert bei einer der großen Entscheidungsschlachten den Gatten, gebiert dann aber einen Knaben, an dem sie sich wieder aufrichten und stärken wird.

Auch hier wie sonst bei der Verfasserin ist klare Lebensbeobachtung aus dem reichen und verschiedenartigen Kreise der in Action tretenden Stände und psychische Wahrheit zutreffend; dazu eine durchs Ganze unabänderlich festgehaltene Folgerichtigkeit, die ihm den Stempel wohlüberlegter Einheit aufdrückt; alles mit Maß und Harmonie gesagt und gezeichnet, Ton und Farbe gleichmäßig, nirgends grell oder verletzend, die Sprache so gemessen wie die Scenerien und die Lebensanschauung. Man folgt den drei ziemlich umfangreichen Bänden mit einem gewissen Behagen.

Anders der Roman „Wenn Frauen lieben" von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 2). Trotzdem das ebenso umfangreiche Werk auf seinen ersten Seiten die im leuchtenden Sonnenschein sich abspielende Prachtscene der großen Parade zu Potsdam vorführt, wird doch im Kreise einer recht trostlosen Gesellschaftswelt eröffnet. Da ist die Generalin von Boßweil, deren Mann eben brillant vor der Majestät paradirt, einmal eine feinfühlige und verständige Frau, mitten in dem Glanz voll Kummer und Sorgen, weil sie kaum weiß, wie sie den Hausstand aufrecht halten und die Kosten ihres leichtfertigen Sohnes, des Gardelieutenants, decken soll. Da ist ein Herr von Ops, der brillant hübsche Cumpan jenes Sohnes, der Don Juan der Hauptstadt, von einer leichten weiblichen Eroberung zur andern fliegend, dessen ganzer Lebenszweck sorgloses Genießen ist. Da ist ein Curiosum, der etwas veraltete freiherrliche Kammerherr von Regentin mit recht lächerlichen Manieren, aber einer gründlich modernen Art, das große

Vermögen durchzubringen, bis er sich selbst ganz, die endlich sich schützenden Kinder beinahe an den Bettelstab bringt und als griesgrämiger Schmarotzer fortvegetirt: eine ekelhafte Persönlichkeit ohne eine gesunde Ader trotz seiner declamatorischen Tiraden von Vatergefühl und Aufopferung. Da ist seine in Paris erzogene bildschöne, mit den gewandtesten Tournüren und dem überlegtesten Speculationsgeist ausgestattete Tochter Lilly, welcher der verdorbene Alte mit cynischer Absichtlichkeit die erbärmliche Aufgabe überbindet, einen reichen Mann zu kapern, ihn um sein Geld zu bringen und um die Ehre zu betrügen, wenn es convenirt oder rentirt. Allerdings ist die Tochter trotz allem besser, ja sie trägt zweifellos eine gewisse Größe und Hoheit in sich, trotzdem muß sie, um sich auf der Höhe des Lebens zu halten, wenigstens das erste Drittel jenes jämmerlichen Programms ausfüllen; das macht sie unglücklich und ihre Umgebung mit. Und so noch andere Personen ähnlichen Schlags. Wahrhaftig, eine allerliebste Gesellschaft aus dem high life der modernen deutschen Kaiserstadt.

Der zweite Band der Geschichte zeigt uns diese Menschen erst recht in der Action und Wandlung. Der alte General ist plötzlich gestürzt und gestorben, die Familie mit sehr geringen Mitteln zurücklassend; die Witwe zieht sich von der Welt zurück; der jämmerliche Sohn, ein Schuldenmacher bedenklichster Sorte, bringt es zum gezwungenen Austritt aus dem Militär und treibt sich nun in der Hauptstadt herum; die fein und tief fühlende Tochter Anna dagegen, von einer unseligen Liebe zu dem schönen und gefährlichen Herrn von Ops erfaßt, geht unter die Diakonissinnen und sucht da den Armen und Kranken wohl zu thun und — zu vergessen, was ihr freilich schlecht gelingt. Unterdeß hat Ops selber in einer Aufwallung blinder Leidenschaft die blendend schöne Lilly geheirathet, und die Ehe ist gerade so geworden, wie sich erwarten ließ, jedenfalls nicht glücklich, an den wechselndsten Gemüthserschütterungen reich; sicher nur ein Schlußresultat, daß nämlich die erschreckend kostbare und vergnügungssüchtige Frau sein großes Vermögen ins Schwanken bringt. Das geht eine Zeit lang so fort auf einem seiner Landgüter, an der Riviera, in der Hauptstadt Berlin, bis das Schicksal eine energische Wendung in die Lage bringt. Die junge Frau, eine verwegene Reiterin, stürzt eines Tags schwer verwundet vom Pferd, und Anna von Boßweil widmet sich mit musterhafter Geduld ihrer Pflege: eine nicht ungefährliche Situation, da trotz aller Selbstüberwindung Anna den Gemahl ihrer Patientin nicht vergessen konnte und auch er vergleichend schon oft ihre reine stille Liebe schwer bei sich erwogen und vermißt hat. Von da an laufen die Ereignisse rasch und consequent: nach einer abscheulichen Familienscene kommt es zur Trennung der unglücklichen Ehe, die ohnehin den Herrn Gemahl durch die Verschwendung und die Ansprüche der sehr theuern, verwöhnten Frau so hoch zu stehen gekommen, daß er seine zwei schönen Landgüter verkaufen muß, wobei er aus Noblesse der geschiedenen noch so viel zusprechen läßt, als die Verhältnisse nur irgend gestatten. Er selbst ist eben daran, nach Amerika zu gehen, um da ein anderes Leben zu beginnen, als das Geschick ihm Anna von Boßweil entgegenführt, und ihm ist längst klar geworden, daß sie eigentlich seine wahre Liebe ist, in ganz anderm Sinne, als er bisjetzt mit den Frauen gespielt und genossen hat. Die beiden heirathen sich, leben eine Zeit lang ein ungemein stilles und anmuthendes Idyll in friedlicher Zurückgezogenheit, bis wieder eine unerwartete Wendung kommt. Von verwandter Seite erbt Anna ein einträgliches Landgut; sie ziehen aufs Schloß und kehren so in die vornehme Welt zurück, der beide durch Geburt und Erziehung angehören. Aber noch eine schwere Prüfung steht bevor: Herr von Ops hat trotz aller reinen Liebe zu der anmuthreichen zweiten Gattin die fürstlich schöne erste nicht vergessen können; als er ihr einmal in der Gesellschaft wieder begegnet, faßt ihn die wilde Leidenschaft, und er bringt die Nacht bei ihr zu, da auch sie von der alten Flamme erfaßt ist. Die Folgen sind schwer; nach der naturbestimmten Zeit kommt Lilly abgehärmt, verzweifelt, halt- und trostlos ins Schloß Stansberg, um nochmals den Vater des Kindes zu suchen, das sie unter dem Herzen trägt; bei der Geburt des Kleinen stirbt sie, und jetzt erst hören wir von ihr selber, daß sie den Gemahl, den sie so furchtbar quälte, trotz allem glühend geliebt und die Trennung von ihm nie verschmerzt hat. Anna aber nimmt das Kind der unglücklichen Rivalin als ihr eigenes an, und jetzt vollends kehrt der volle Frieden und das ungestörte Glück in diese zweite Ehe ein, da der letzte Luftzug der alten heftigen Stürme über ihre Häupter hinweggestrichen und die unwandelbare Liebe gesiegt hat. „Wenn Frauen lieben“. . . .

Zwei Episoden spielen mit herein: die etwas leichtsinnige und doch nicht verdorbene Lilly hat mehr zum Trotz eine kokette Tändelei mit Hans von Boßweil angeknüpft, den sie eigentlich im Herzensgrunde verachtet. Der Taugenichts sinkt immer tiefer, zum Dieb und Betrüger herab, geht nach Amerika, von wo er noch schlechter wieder heimkehrt, spielt im Familiendrama seines frühern Freundes Ops eine jämmerlich niederträchtige Rolle, macht Geschäftchen, die ihn in vertraute Berührung mit der Polizei bringen, und erschießt sich.

Erquicklicher ist das andere Zwischenspiel: Lilly's Bruder Geerd, eine himmelweit von ihr wie von dem erbärmlichen Alten verschiedene Natur, heirathet trotz alles Lamentirens seine Jugendliebe, eine tüchtige Pfarrerstochter, übernimmt mit ihr das heruntergekommene väterliche Schloßgut, bringt es durch Einsicht und Thätigkeit zu einer förmlichen Musterwirthschaft und lebt so behaglich wie still zufrieden.

Diese ganze Arbeit macht einen zwiespältigen Eindruck, der sich am Schluß etwas harmonischer ausgleicht, schon vom ersten Schritt an; das zeigt sich auch im Ton und der Sprachführung. Auf der einen Seite ist es die elegant

weltmännische Haltung der vornehmen Kreise, leicht und gewandt über alles wegspringend, die formrichtig geschliffene Manier sich zu geben und zu tragen, welche das Leben mit Glacéhandschuhen erfaßt, und diese Cirkel sind mit vollständigem Verständniß gezeichnet. Aber auf der andern Seite steigen diese Offizierskreise in ihrem ungeschminkten Jargon bis zur Stallknechtssprache herunter, und manche der hochfeinen Damen hilft in einem unbewachten Augenblick tapfer mit. So ist es auch mit den Auftritten und Personen; diese sind überwiegend in hohem Grade unerquicklich, jämmerlich, verdorben oder doch so gründlich verirrt, daß sie sich nicht mehr zurechtfinden. Wie oft überfällt uns bei dieser Lektüre gegenüber den neuesten Productionen das Gefühl: sucht denn unser heutiges Geschlecht seine Stärke und die Poesie nur in erzwungenen Situationen, gekünstelt verwickelten Charakteren, par force-Stücken und Gewaltauftritten? Ist ihm denn der Cult des Häßlichen Poesie, die Qual des Fühlens und der Zwang zu geschraubten Denkoperationen mit dem Hintergrunde der pessimistischen Weltanschauung Genuß, und wahrer Genuß? Schön und versöhnt schließt die Geschichte ab; aber es hat übermäßige Anstrengung und bedauernswerthe Opfer gekostet.

Die Erzählungen unter dem Titel „Aus dem Eckstübchen" von Otto Lohr (Nr. 3) führen im Eckstübchen unschuldige kleine Sachen vor, Dorfgeschichten und Verwandtes; Erfindung und Kunst sind nicht eben groß, sie bieten einige Stunden Unterhaltung.

„Franzi" erzählt die schon oft genug behandelte und auch im Leben genug eingetretene Geschichte, wie eine durch einen gleich schlauen und fanatischen Pfaffen bethörte Mutter sich bestimmen läßt, das Lebensglück ihres Sohnes und seiner Braut zu zerstören, um einen jedenfalls nichts weniger als glücklichen Geistlichen aus ihm zu machen. Nicht besser ergeht es den Liebenden in der Nummer „Drei Weihnachtsabende eines Künstlers", auch das eine allbekannte und genug sich wiederholende Geschichte. Er ist ein armer Musiker, sie die Tochter eines reichen Kaufmanns, die sich im stillen lieben; der Vater aber hat ihr einen gleichstehenden Kaufmann zum Gemahl bestimmt, und so kommt es. Also die uralte Geschichte der trennenden Standesunterschiede. Glücklicher wird das dritte Paar in dem Stück „Die alten Kalender"; eine reiche Müllerstochter und ein tüchtiger junger Kaufmann verschiedener Confession sind sich zugethan und werden vereint, weil sie beide und der alte Papa Müller kräftige und klare Personen sind, die sich nicht von jedem Winde bestimmen lassen. Auch da spielt die Hauptrolle ein fanatisch katholischer Pfaffe; schön freilich ist die Rolle nicht, indem er nebenbei aus purer Habsucht einer armen Waise das väterliche Haus gegen Wissen und Gewissen rauben möchte. In die Haupthandlung greift ein so recht volksthümlicher Spaß ein, wie denn das ganze Stück mit einer guten Dosis schalkhaften Humors durchspickt ist. Die letzte Nummer: „Aus dem Tagebuch einer alten Jungfer", führt uns wieder einen Lebenslauf vor, wie sie nicht eben selten sind; auch die Geschichte einer unglücklichen jungen Liebe paßt ganz gut hinein. Uebrigens ist die alte Jungfer das Kind einer reichen Familie, die dann finanziell zu Grunde gegangen; nach dem Unglück hat sie als Kindermädchen in einem vornehmen Hause ein ungewohntes neues Leben begonnen, ist vermöge ihrer höhern Kenntnisse zur Lehrerin ihres jungen Zöglings aufgerückt und allmählich durch ein sorgenfrei gestelltes, in seiner Art bescheiden glückliches Leben, das auch den Jugendschmerz allmählich vermindert, wieder gehoben und belohnt worden.

Große Ereignisse treten uns da nirgends entgegen, bedeutende Personen auch nicht; es sind Menschen, wie wir sie immer vor uns haben, Begebnisse, die Tag für Tag vorkommen, mit Maß erzählt. Die weitaus am anziehendsten gezeichnete Figur ist die Musiklehrerin in der zweiten Geschichte, welche jedenfalls die beste von allen ist. Viel Gewicht wird man den Kleinigkeiten nicht beilegen; es sind Federzeichnungen, vielleicht die Federübungen eines erst in der Entwickelung begriffenen Talents? Ein Vorzug ist die fast naiv kindliche Treue und Einfachheit, und jedenfalls können diese Bildchen nur beruhigend wirken, was am Ende auch etwas werth ist im Leben unserer so sensationell aufgeregten, in fieberischer Hast abgespannten Geschlechter!

Die „Novellen" von W. Garschin (Nr. 4) sind höchst charakteristisch. Das ist wieder einmal echt russisches Präparat; die ganze Nichtigkeit und Trostlosigkeit, Hohlheit und Verzweiflung einer Weltanschauung, wie sie als natürliche Frucht aus jenen heillosen Gesellschaftszuständen herauswachsen muß, grinst uns da entgegen. Wir können, wie in so vielen geschraubten Erzeugnissen des unseligen Reichs, auch heute noch im Angesicht derartiger literarischer Experimente nichts anderes herausfinden, als das erkünstelte Amalgam aus aufgepropfter Civilisation, die zur Aftercultur wird, und angeborener Barbarei. Leider hat auch schon der großartige Skizzenzeichner Turgenjew wie nach den meisten andern Richtungen hin, auch nach dieser den Ton angegeben, und das sind nicht die glücklichen unter den Bildern seiner berühmten Feder.

Wenn wir die sieben Skizzen der Genrebildchen durchlesen haben und uns überschauend recht in ihre Welt vertiefen, so wird uns ums Herz so leer; wir verspüren Hunger nach einem gesunden Gedanken. Das ist nicht einmal der heute allgemein verbreitete Pessimismus, der wenigstens denken macht; das ist viel schlimmer, das reine Nichts, die nackte Misère, leer, alles leer. Der alte Salomo mit seinem von allen Narren breitgetretenen Weisheitsspruch: „Alles ist eitel", mag sich gratuliren.

Das erste Bildchen: „Zwei Künstler", führt uns Künstler vor, die keine sind, verspätete Kunstjünger; der eine bringt es immerhin zur Medaille und der Studienreise ins Ausland, der andere geht in den Lehrerstand über. Das Ganze ist ein Curiosum, wie im Grunde sie alle. Erzählt wird nichts; alles ist ein höchst unerquicklich unverdautes Sammel-

surium von durcheinander geschüttelten und gerüttelten Kunst- und Lebensbetrachtungen, so sehr ohne Ordnung und Composition, daß auf den 35 Seiten mehrfach störende Wiederholungen von Kleinigkeiten wiederkehren und gar die Identität der Personen nicht einmal klar erscheint. Den Leuten glauben wir aufs Wort die Eine Versicherung, daß sie nämlich aus den berühmtesten philosophischen Kunsthandbüchern über Wesen und Bedeutung der Kunst nicht klar geworden sind. Welch ein vertracter Einfall: einen Glucharj (Kesselnieter) mit zerschlagener Brust im tiefen schwarzen Kessel drinnen, beleuchtet von einem fahlen Sonnenstrahl, zu malen: ein traurig unästhetisches Tendenzgemälde, das ihm selber schließlich zum quälenden Phantom wird. „Die Begegnung" führt uns mitten in seinem kostbaren Luxus einen allermodernsten Gründer und Schwindler vor, der sich mit cynischer Ungenirtheit oder besser Frechheit gibt, die eben echt russisch ist, das richtige Decoct jenes weltbekannten Verwaltungssystems. Der Mann hat das volle Behagen daran, in einer Welt zu leben, wo das Stehlen fashionable Mode ist; und ganz verständlich sind die Lebenslehren, die er predigt, aber auch ganz roh. „Eine Nacht" führt uns die Paroxismen eines Verzweifelten vor, der eben daran ist, sich zu erschießen, und durch Glockengeläute davon abgehalten wird; aber seine Lebensuhr ist doch abgelaufen, und der dämmernde Morgen findet ihn in der Stille todt hingesunken. Warum der Mann alles Leben und alle Menschen und sich selber faul und falsch, nichtig und erlogen findet, ob wir einen Hypochonder oder sonst unheilbar Unglücklichen vor uns haben, ist nicht gesagt. Aehnlich „Eine Begebenheit". Es ist eine noch blutjunge Prostituirte, die ganz gut weiß, daß sie verloren ist und sich bereits mit dem Gedanken vertraut macht, im Katharinen-Kanal zu enden. Das Unglück will, daß ein ehrbarer junger Beamter, von wahrer Liebe zu ihr ergriffen, durch seine Leidenschaft zu Thorheiten und Excessen verleitet wird und sich schließlich eine Kugel ins Herz jagt. Die Unselige, der die Aussicht geboten war, aus einer Dirne immer noch eine anständige Frau zu werden, ist schon zu tief gesunken und schwankt wie ein Rohr, bis es zu spät ist. Das Verletzende an der Zeichnung ist die furchtbare Klarheit, mit welcher die Verkommene sich selber und ihr Schicksal kalt secirt. „Vier Tage", vollends das Curiosum der Curiosa, ein abstruser Einfall. Das sind die Phantasien eines schwer Verwundeten, der vier Tage mit zerschossenen Beinen auf der Wahlstatt liegt, hart neben dem von ihm selber niedergestoßenen und im Verwesen begriffenen Türken, nur unterhalten durch eine aufgefundene Flasche Wasser; schließlich wird er doch noch entdeckt und gerettet. Man stelle sich recht deutlich den entsetzlichen Zustand des getrübten Selbstbewußtseins und der fürchterlichen Körper- und Seelenschmerzen vor, das hülflose Liegen neben einem die Luft verpestenden Leichnam, die vor- und rückwärts laufenden Phantasien eines toll darauf losarbeitenden Gehirns. Und es ist mit aller rohen Gewalt, mit brutaler Nacktheit gezeichnet, sogar der Gestank und die Würmer am todten Körper fehlen nicht. Das wirkt allerdings herzbewegend, aber wie?

Zwei Erzählungen ganz verwandter Art heben sich von den andern ab: „Eine Fabel" und „Attelea Princeps." Ich möchte beide Parabeln heißen. Die erste gibt die Lebensanschauungen einer Anzahl von philosophirenden Thieren: Mistkäfer, Ameise, Grille, eines herzlich müden Karrengauls, einer Schnecke, Raupe und Eidechse. Nachdem sie ihre Weisheit an den Mann gebracht, endet der kurze Auftritt damit, daß die Kleinen unter ihnen von heranwackelnden Kutschen zertreten werden. „Attelea Princeps" spielt in der Pflanzenwelt; das ist eine brasilianische Palme, unter ein trübseliges petersburger Glasdach gesperrt und nach Freiheit sich sehnend; sie zerschmettert im raschen Wuchse das Dach, erfriert aber in der scharfen Luft und wird umgehauen. Wären die Striche feiner, so könnte das ein echt poetisch intimes Bild des Heimwehs und der Sehnsucht sein.

Zwei kleine Beispiele der Anschauung und Sprechweise dieses Autors.

Da steht der sogenannte Künstler vor seinem trostlosen Gemälde, dem Kesselnieter, und redet es so an:

„Wer ruft mir?" Wer dich rief? Ich, ich selbst habe dich hier erschaffen, ich habe dich kommen lassen, nicht aus irgendeiner Sphäre, sondern aus einem dumpfen düstern Kessel, damit du durch dein Erscheinen diese saubere, geschniegelte, verächtliche Menge erschreckst. Komm, du kraft meiner Macht an die Leinwand Gefesselter und blicke aus ihr auf jene Fräcke und Schleppen und rufe ihnen zu: „Sehet her, ich bin es — die Pest!" Triff sie ins Herz, beraube sie des Schlafes, tritt ihnen als Gespenst vor die Augen. Bringe sie um ihre Ruhe, wie du mich um die meinige gebracht hast.

Und die entsetzliche Schilderung des Schwerverwundeten auf dem Schlachtfelde:

Was wird aus dir werden, Nachbar? Auch jetzt bist du schrecklich. Ja, er ist schrecklich. Seine Haare beginnen auszufallen. Seine Haut, schwarz von Natur, ist bleich und gelb geworden; das aufgedunsene Gesicht hat sie derart in Spannung versetzt, daß sie am Ohre geborsten ist. Dort laufen Würmer durcheinander. Die in Halbstiefeln eingeschnürten Füße sind aufgeschwollen und zwischen den Hefteln treten große Blasen hervor. Der ganze Körper ist dick angeschwollen. Was wird die Sonne heute mit ihm thun?

Ich will nicht bestreiten, daß eine gewisse Kunst der energischen Seelen- und Körpermalerei da sei; nein, nicht eigentlich Kunst, aber Künstelei, eine ganz aparte raffinirte Anstrengung in tollen Phantasien und Combinationen. Der ewige Refrain: Vergehen und Verkommen, im Hintergrunde das Nichts, die Lebensansichten verzerrt, die Ausgänge über alle Maßen trostlos — in der letzten Nummer konnte der Autor ebenso gut seinen Helden sterben lassen; es macht keinen großen Unterschied, daß er da einmal gnädiger gelaunt war.

Würde jemals solche Scheinkunst und Todtengräberpoesie, das Erzeugniß ungesunden Gehirns und verrotteter Gesellschaftszustände, in der Welt durchgreifendes Princip

dann würde ich ihr und der Generation, die sich daran erbauen könnte, einfach zurufen: Legt euch sterben, dazu seid ihr reif, und Besseres seid ihr nicht werth!

Es geht mir wie mit Zola's „Magdalena“; für diese Bescheerung ist weder dem Autor noch dem Uebersetzer zu danken. J. J. Honegger.

Episches und Lyrisches.

1. Skizzenreime meiner Jugendliebe. Alte Jugendgedichte mit einem erlebten Roman: „Meine letzte deutsche Liebe“. Von Alexander Weill. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Vor nicht langer Zeit haben wir Alexander Weill's „Lieder eines elsässer Propheten“ besprochen, die mit vollem Rechte unsern schärfsten Tadel herausforderten, denn sie waren vom exaltirten Preußenhaß erfüllt und von pessimistischer Denkweise durchdrungen. Damals hatten wir von dem Verfasser auch ein Bild entworfen, welches für ihn nicht gerade sehr schmeichelhaft ausgefallen. Es freut uns, diesmal ein anderes Bild von ihm vorführen zu können, auf dem unser Auge sogar nicht ganz ohne Wohlgefallen ruht. Die vorliegende, etwas über 7 Bogen starke Sammlung aus dem Jugendleben Weill's enthält soviel Interessantes und Geistreiches in Reimen und in Prosa, daß wir nicht umhin können zu betonen, niemand werde sie wieder aus der Hand legen, ohne mancherlei Amusantes und Lesenswerthes darin gefunden zu haben. Zwar ist das aus dem Februar 1886 stammende Vorwort ebenfalls in sehr preußenfresserischem Tone abgefaßt; aber bei aller Verblendung ist es geistreich geschrieben und enthält einige merkwürdige Daten aus des Verfassers Leben, aus denen wie auch aus seinem „selbst erlebten Romane“ wir schließen dürfen, einen vor einem halben Jahrhundert — ehe er aus irgendwelchen Gründen mit dem Deutschthum völlig abbrach und nach Frankreich ging — in den deutschen Literaturkreisen, den Blättern von Frankfurt am Main, Stuttgart, Köln, Berlin u. a. wohleingeführten jüdischen Literaten von Talent vor uns zu sehen. Etwa 1844 siedelte er nach Paris über und hat seitdem nur noch französisch geschrieben, ist Feuilletonist, Mitarbeiter des „Figaro“ u. s. w. Mit Heinrich Heine war er eine Zeit lang eng befreundet, und diese beiden Juden, der getaufte und der ungetaufte, sagen sich in dem „selbst erlebten Romane“ einige artige Sottisen in dem bekannten Genre frivol-witzigen Esprits geistig regsamer Israeliten. Die „Skizzenreime meiner Jugendliebe“ sind alles andere, nur nicht langweilig. Es mangelt ihnen lautere Gesinnung; sie sprühen von Selbstlob, Selbstverachtung und Weltverachtung; von Kunst der Metrik und Reinheit der Reimung ist gar keine Rede — dennoch aber sind sie wenigstens zum Theil gehaltvoll, gefühlvoll, witzig und amusant. Sie sind eingetheilt in einen „Prolog“ mit sechzehn Gedichten in allerlei Formweisen; „Porträt meiner Geliebten“ mit drei desgleichen; „Frauenlob“, eine wirklich herrliche Apotheose; „Eheliche Liebe“; „Jubellied der Ehe“; „Der Dichter und seine Braut, ein Liebesduett“; „Andere Saiten“, ein abschreckendes Erlebniß; „1843“. Was das letztere betrifft, so begreifen wir nicht, wie ein Dichter sich dazu hergeben kann, neben ganz herrlichem, wie „Frauenlob“, solch häßliche Bilder zu Papier zu bringen. Aus „Frauenlob“ citiren wir zwei Stellen:

Auf die höchste Spitze des Glaubens bin ich gestiegen
Und hinunter in den Abgrund, wo die Zweifel liegen;
Die Systeme meiner Ahnen von der alten Welt,
Ich habe sie durchsiebt und von den Schlacken abgeschält;
Die Prachtwerke der Kunst, des Himmels Nibelungen,
Ich habe sie bis auf ihr inneres Wesen durchdrungen,
Und sie gewogen mit des Geistes Bleigewicht,
Aber Gott, den ich suchte, den fand ich nicht!

Und:

Weder der Frühling mit seinen Blitzen,
Noch der Sommer mit seinen Hitzen,
Noch der Winter mit Schnee und Frost,
Noch der Sturm von West und Ost,
Noch die Ernte mit ihren Weizenähren,
Noch der Weinstock mit seinen Traubenbeeren,
Noch das Weltall ohne Gerüst und Schaffot
Beweisen einen ewigen, unsterblichen Gott!
Wenn aber zwei Herzen von Liebe zusammen brennen,
Zwei Himmels-Zwillings-Seelen, die sich erkennen
. . . .
Und Gott auf seinem Throne spricht zu seinen Trabanten,
Den Seraphim und Cherubim, seinen Gesandten:
„Geht, fliegt von Sphäre zu Sphäre, von Stern zu Stern,
Holt mir aus meinem Reiche, in der Nähe, in der Fern',
Das Höchste, Edelste, Reinste, Beste,
Und bringt es mir in meine Himmelsfeste!
Das feinste Gold, das die blonde Aehre hat,
Und von der Lilie das schneeigste, weißeste Blatt,
Von dem Himmelsblau den reinsten Aether,
Von euern eignen Flügeln die feinste Feder,
Alle Wohlgerüche der Wiesen und der Bergluft,
Von den höchsten Alpenblumen den reinsten Duft,
Von meinem Wesen selbst einen Gottesfunken“ . . .

Aus dem „Prolog“ heben wir das scherzhaft Süße hervor:

Süß ist der Most von dem Weine
Und süß ist der Rahm, wenn er schwellt;
Doch die Jungfrau, wenn sie sagt: „Ich bin deine!“
Nichts Süßeres gibt's auf der Welt!

Süß ist der Zucker von Rüben
Und süß ist der Freund, den man wählt;
Doch ein Mann und ein Weib, die sich lieben, —
Nichts Süßeres gibt's auf der Welt!

Der Roman „Meine letzte deutsche Liebe“, vor 44 Jahren erlebt, enthält eine einfache, naturwahre Herzensgeschichte,

die bei alledem geistreich erzählt ist. Vor Weill's Selbstgefühl flößt sie uns zwar keinen besonders hohen Respect ein, denn von dem Buchhändler Frankh läßt er sich gar zu viel bieten und seine Selbstachtung gegenüber der schönen stolzen Geliebten sinkt zur sklavischen Selbstherabwürdigung herab (wofür ihm die höchst verständige Adelaide, sobald sie aus seinen Briefen schließen zu dürfen glaubt, daß er in Paris die Fassung wiedergewonnen, über ihren Verlust sich zu trösten, schließlich mit zwei Zeilen den Abschied gibt); die Geschichte liest sich aber ganz gut. Niedlich ist die im Feuilletonstil gehaltene Reminiscenz „Sophie Kronedick von Sesenheim". Unter der Schlußabtheilung „Alte Jugendgedichte" befinden sich ebenfalls beachtenswerthe Erzeugnisse:

Leichenbegängniß der Liebe.

Mein Herz ist kalt, mein Herz ist todt,
Den Muth hab' ich verloren.
Die Augen sind vom Weinen roth,
Das Blut ist mir erfroren.

Sie liebt mich nicht, sie liebt mich nicht,
Sie hat mir's selbst geschrieben.
Mein Herz ist todt, wenn's auch nicht bricht,
Nie werde ich mehr lieben.

Schwach sind die beiden Schlußzeilen, oder doch die letzte.

Lied einer Harfnerin.

So oft ein Harfenton erklingt,
Entrinnt dem Aug' die Thräne.
Ein Schmerzenston sich d'rauf entschwingt
Der wunden Herzenssehne.

Die Saite ist ja auch aus Blut,
Gleichwie die Herzenssehne;
D'rum rinne Blut in Harfenglut,
D'rum rinne, heiße Thräne!

Es rauscht der Ton, er rauscht und klingt,
Es rinnet heiß die Thräne.
Es reißt der Ton — die Saite springt,
Es springt die Herzenssehne!

Tragisch ist für den Dichter — hoffentlich nicht auch für den deutschen Parnaß — das Unglück, welches ihm im Jahre 1835 in der frankfurter Judengasse widerfuhr: während einer schweren Krankheit benutzt seine Aufwärterin alle seine Manuscripte 1) ein weit vorgeschrittenes hebräisch-griechisches Lexikon, 2) eine Tragödie in fünf Acten „Alexander der Große", 3) drei Acte einer Tragödie „Sophonisbe", 4) zwei Acte eines italienischen Trauerspiels „Die Pozzi" zum — Einwickeln saurer Gurken! Und alles ist unwiederbringlich verloren! Nur von „Alexander der Große" fanden sich noch einige Acte vor, wovon die damaligen „Grenzboten" einen Theil abgedruckt haben. Ueber den Verlust dieser poetischen Arbeiten grämte sich der junge Dichter fast zu Tode; mehr als eine Krankheit hat dieses Misgeschick seinen Körper jahrelang untergraben. „Ich war wie verrückt, und dieser Umstand hat viel dazu beigetragen, daß ich Deutschland verließ." Der alte elsässer Jude hat viel erlebt; er besitzt den Witz und die Ironie eines Demokrit, nicht aber dessen Besonnenheit und weise Selbstbeherrschung. Seine Dichtungen sind theilweise schwungvoll und geistreich, mitunter auch tiefempfunden und naiv. Von schartiger Verbitterung ist in den „Skizzenreimen" noch nichts zu entdecken; wir sind erfreut, ihm in einer gefälligeren Gestalt wiederbegegnet zu sein.

2. Schwert und Rose. Lieder und Gedichte von Paul Freiherrn von Roëll. Berlin, Voß. 1886. 8. 4 M.

Der Inhalt dieser mit besonderer Sauberkeit ausgestatteten kleinen Sammlung besteht aus: „Liebeslieder", „Didaktische Gedichte", „Stimmung und Empfinden", und „Hohenzollern". Wir wollen uns gleich bei der Vorrede aufhalten, deren erster Vers, auch recht hübsch, lautet:

Weil ich von Kampf und Liebe singe,
Hab' Beider Zeichen ich und Bild;
Dem kleinen Strauß, den ich euch bringe,
Vorangestellt als Schmuck und Schild.

Weniger hübsch in der Form, wiewol einfachen guten Gehalts, ist der zweite Vers:

Ich prüf' zum ersten mal die Schwingen,
Doch aus dem Herzen kommt mein Sang:
Möcht' d'rum das Eine ihm gelingen,
Daß er auch euch zu Herzen drang!

Hier sind mehrere Härten des Ausdrucks und ein häßlicher Hiatus vorhanden; auch misfällt in den beiden Schlußzeilen das Imperfect statt des Futurums. Die Härten sind: „Ich prüf' zum etc." und „Möcht' d'rum etc." (auch im ersten Vers: „Hab' Beider"). Gegen diese Ausstellungen wird der Dichter vermuthlich Einspruch erheben und einwenden: „Ich singe rein natürlich, wie dem Vogel der Schnabel gewachsen ist, und verbessere, feile und drechsele nicht, ich hasse die Manierirtheit" u. s. w. „Lieber Dichter", antworten wir darauf, „Sie mögen glauben, rein und natürlich zu singen und eine Säuberung in Form und Ausdruck Ihrer Sangesweise nicht nöthig zu haben, weil Sie vielleicht fühlen und sagen: so ist mir's vom Herzen gekommen! Das Publikum aber, der Leser und vor allem der vorurtheilslose Kritiker denken anders darüber. Diese wollen nicht etwas haben, was rein und natürlich dem Herzen entsprungen ist, sondern was rein und natürlich dem Herzen entsprungen klingt, welches allein auf sie den Eindruck des Natürlichen macht! Es ist wie bei dem Redner: dieser kann vor den Zuhörern sein ganzes Herz mit den schönsten Gefühlsregungen ausschütten; wenn er dies aber nicht in der geeigneten Form zu thun vermag, so wird er wenig Eindruck hervorbringen, während ein rhetorisch Beanlagter sein Publikum durch die Form und Weise des Vortrags mit sich fortreißt. Lassen Sie Ihre poetischen Erzeugnisse einmal unberührt für längere Zeit ruhen, so werden sie, wenn Sie dieselben später von neuem vornehmen, Ihnen einen Eindruck so fremd wie die Erzeugnisse eines Dritten machen, und so werden Sie die Mängel, Schwächen und Fehler der ursprünglich aus der Brust herausgesungenen Lieder selbst sofort entdecken und

sie zu beseitigen trachten, weil Sie sich selbst sagen werden: dies und das könnte besser klingen, anmuthender abgefaßt sein!"

Niedlich und zutreffend ist das kleine Gedicht:

Entdecken lassen sich Lieder nie!
Nur was in ernsten Stunden
Das Herz empfunden —
Nur das wird Poesie!

Unter den „Liebesliedern" haben uns mehrere recht angesprochen, so „Der Einen", „Botschaft", „Unbewußt", „Die Ungleichen", deren Schlußstrophen hier folgen mögen:

Der Falke flog empor zur Sonne —
Fahr' wohl, du holder Liebestraum!
Gewaltig hob er seine Schwingen
Im freien weiten Weltenraum.

Sein Abschiedssang war unmelodisch,
Ein Schrei — wie wilder Schmerz ihn gibt:
Dann zog er einsam seine Kreise,
Weil Falkenart nur einmal liebt!

Vortrefflich ist „Reiche Mitgift", und mehrere der übrigen Gedichte dieser Abtheilung sind naiv und gar nicht übel. Besser als die erste hat uns die zweite Abtheilung: „Didaktische Gedichte", gefallen; sie ist von wirklich „adelichem" Geiste durchweht. Das Gedicht „Der Leuchtthurm" ist bis auf unwesentliche äußerliche Mängel ausgezeichnet, „Das Leid" etwas zu lang ausgesponnen, „Gold und Eisen" ganz gut, ebenso „Ritterregel"; „Warnung" und „Die Brüder" sagen uns weniger zu, obgleich ersteres wenigstens in guter Pointe ausläuft: „Rufe mich an in der Noth" ist eines Leopold Schefer oder Julius Hammer würdig; „Deutsches Gesetz" kernig; „Der Welt Lohn" folge hier:

Wenn du den Menschen hast genützt
Mit ganzer Kraft dein Leben lang,
So manchen, der da fiel, gestützt —
O rechne nie auf wahren Dank!

Im Frühling Retter noch und Held,
Den flehend man zur Hülfe rief —
Und eh' des Winters Flocke fällt,
Schreibt kühl man dir den Scheidebrief.

Ja, gabst du selbst für einen auch
Beinah' das eig'ne Herzblut hin —
Die Dankbarkeit vergeht wie Rauch,
Und wandelbar ist Menschensinn!

Der große Haufe hat's nicht gern,
Wenn er zu Dank verpflichtet ist;
Er fühlet knechtisch stets den Herrn
Auch da, wo du nur Freund ihm bist.

Doch denk' deshalb nicht allzu schlecht
Vom Menschen und nicht allzu hart —
Wer kann dafür, daß er als Knecht
Von der Natur erschaffen ward!

Ob mit, ob ohne Wappenschild:
Adliches Blut ist selt'ner Saft —
Und dankbar sein, dann wenn es gilt,
Ist eine Herren-Eigenschaft!

Die dritte Abtheilung: „Stimmung und Empfinden", hat ebenfalls unsern Beifall. „Bruderschaft" gehört unter „Didaktisches"; recht schön ist „Mein Freund"; das hübsche „Reisebild aus der Schweiz" schließt drastisch genug mit:

O Schweiz, dereinst der Freiheit Hort,
Der Feinde Schrecken und Graus —
Jetzt macht man guten Käse dort
Und plündert den Wand'rer aus!

„Resignation" ist didaktisch; die vier Gedichte „Berechtigter Wunsch", „Grabschrift", „Satisfaction" und „Das war es" zeugen davon, daß dem Dichter das Leben oft schwer genug gemacht worden ist, oder doch, daß ihm gewisse trübe Erfahrungen nicht erspart geblieben sind; wir theilen hier mit:

Grabschrift.

Er war ein Denker und Kämpfer,
Ein Held und Pionier,
Der einst die Wege gebahnet,
Die heute wandeln wir.

Er warf seine Feinde zu Boden,
Gefahren hat er verlacht;
Doch — Nadelstiche, die haben
Ihn endlich zu Fall gebracht! —

und das bezeichnende:

Satisfaction.

Ich soll mich mit dir schlagen?
Mein Bester, das kann ich nicht —
Weil meine gute Klinge
Nimmer mit Schurken ficht!

Für den ehrlichen Gegner der Degen,
Wenn er wünscht auch Pulver und Blei,
Doch für den Hund der Fußtritt:
Einem jeden das Seine sei!

Die Schlußabtheilung der Sammlung: „Hohenzollern", athmet echt preußischen und deutschen Geist. Das „Gebet bei des Kaisers Verwundung" ist ergreifend der Brust entquollen; der „Hohenzollern Dreigestirn" und „Dies ist der Kaisertag" sind kernig und vortrefflich.

Abgesehen von den im Eingang hervorgehobenen Schwächen, die sich namentlich auch in der Metrik der drei Oden „Der Kaiserin" und „Kaiserlieder" leider wieder bemerkbar machen, sind die poetischen Erzeugnisse dieses adelichen Dichters rühmend zu erwähnen.

3. Der junge Goldschmied. Dichtung von Karl Ernst Altena. Berlin, W. Friedrich Nachf. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine an sich ganz niedliche kleine Historie ist hier in ein mangelhaftes Gewand gekleidet, was sowol im Interesse des Dichters selbst, als der deutschen Kunst, der dadurch ein sonst nicht werthloses Erzeugniß verloren geht, zu bedauern ist. Die Geschichte spielt im 16. Jahrhundert am Rhein in einer kleinen Stadt gegenüber der Burg des wilden Junkers Kurt von Pitten, welcher die Pflegeschwester und künftige Braut des jungen Goldschmiedgesellen Walther wiederholt mit seinen wilden Begierden verfolgt. Walther ist der Sohn einer Unbekannten, die

gerade zu der Zeit, als der Goldschmied Meister Götz den im Kindbett erfolgten Tod seiner Gattin betrauert, ihn um Schutz und Unterkunft bittend, bei ihm vorspricht. Götz, der eine Hausgehülfin brauchen kann, nimmt sie auf, und die Kinder werden wie Bruder und Schwester miteinander erzogen. Später werden sie ein Liebespaar. Kurt Pitten verlobt sich in der Ferne mit der Tochter und reichen Erbin eines flandrischen Herzogs, wird aber, als schon alles zur Hochzeit vorgerichtet, von dem neubeleidigten Walther schwer verwundet: denn „zerhauen sind ihm der rechte Arm, der rechte Schenkel“. Doch auch Walther wird von Kurt schwer getroffen und darauf in Götz's Hause von seiner Mutter und Gertrud verpflegt. Unterdessen trifft Herzog Karl von Geldern mit seinem Töchterlein, der Verlobten Kurt's, auf dem Schlosse ein, vernimmt ungern von dessen bösen Streichen, hebt die Verlobung auf, besucht den verwundeten Pflegesohn des Goldschmieds und erkennt in der Mutter desselben seine eigene von ihm ungerecht behandelte, vor Jahren geflüchtete Schwester Berthalda, in Walther seinen Neffen, den völlig legitimen Sprößling eines seiner Ritter. Nun will der Herzog sein Herzogthum ihm, dem gesetzlich allein Erbberechtigten, vermachen; Berthalda jedoch räth dem Bruder wohlweise, sein Herzogthum lieber dem Kaiser zu schenken, ihren Sohn in Unwissenheit seiner hohen Herkunft zu lassen und ihm nur soviel zu gewähren, daß er ohne Sorgen um des Tages Unterhalt nur der Goldschmiedekunst leben könne. Dies geschieht; Walther und Gertrud werden schließlich ein Paar und leben hochbeglückt am Kaiserhofe, er als des „Kaisers Goldschmied“. Hiermit haben wir den Hauptinhalt des ganz architektonisch aufgebauten Liedergerippes wiedergegeben. Die Ausfüllung desselben läßt zu wünschen übrig: zwar sind die Augen klar, doch nicht besonders geistvoll, die Wangen rosig, doch ohne Grübchen; die Arme sind etwas zu mager; die Füße (nämlich die Versfüße) stehen schief und ihre Zehen sind verwachsen; die Bekleidung ist aus zierlichen Stoffen angefertigt, aber etwas zu leichtfertig zusammengeheftet. Wir thun zum Verständniß des Lesers und des Dichters am besten, wenn wir einige Citate als „Belege“ geben:

'S ist doch manches, das im Leben
Uns begegnet, gar so seltsam.
Denke ich zurück die funfzig
Jahre meines Erdenwallens,
Find' ich der Belege viele,
Die mich oftmals an die Wunder
Sagenhafter Zeiten mahnten.

Das „Belege“ ist hier zu actenmäßig — ist der Poet vielleicht Jurist? In einer poetisch dargestellten Gerichtsscene, Erbschaftsverhandlung oder dergleichen wäre dieses Wort anwendbar. Von den vorstehenden sieben Verszeilen sind nur die beiden letzten so, wie sie alle sein müßten, wenn das Werk das Gepräge vollendeter Poesie tragen sollte! Im Hiatus und in schlechter Messung ist dieser Dichter überhaupt groß, und selbst bei Wendungen, wo es bei einiger Aufmerksamkeit ganz leicht wäre, diese Fehler zu vermeiden, bringt er sie glücklich an, z. B.: „Was fragte auch Herr Kurt darnach?“ Dann tadeln wir, daß der Dichter in mehrern „Stücken“ (so im zweiten „Seltsame Bestellung“, im vierten „Gertrud“, im elften „Die Geschwister“) die abgehackten trochäischen Vierfüßler, und zwar so schlecht wie nur möglich, wie sie selbst ein Victor von Scheffel — nicht schlechter machen konnte, in Anwendung gebracht hat, und unreine Reime in Menge. Zum Beispiel:

Und warf seine rothen Strahlen —
Heimwärts zu dem Nest der Jungen —
Der Tröpflein weit Wald, Au' und Hag —
Noch ist er mir nicht zurück. Hm —
Dessen Pfade ich durchwandelt —
Gen den Mann, sei es gekränket —
Niemals noch geoffenbaret —
Betend kniete ich, gebrochen —

und dergleichen mehr. Wie schwach sind ferner im Ausdruck unter anderm die Zeilen:

Götz' des Bürgers, gold'ne Schmiede —
(Schild des Goldschmieds)
Einzig Kind: Anna ihr Name.

Sodann hätten die Lieder (von denen „Kam fahrend ein Geselle“ übrigens eine schwache Loreley-Imitation ist) auf S. 20 mit einigen einleitenden Worten, der Deutlichkeit wegen, versehen werden sollen: der Beginn sticht vom sonstigen Text zu wenig ab. Noch vieles hätten wir zu erinnern, so die Undeutlichkeit der Erbschaftsgeschichte; warum der Kahn gerade gegen die Hütte zurückwirbelt (wir vermuthen, wegen der Fährmannskette, oder irren wir); die Stelle:

Mein gutes
Kind, begann sie, morgen sprich so,
Bald es dir die Zeit gestattet —

klingt so prosaisch wie etwa: „Wenn es Ihre Zeit gestattet, so könnten Sie mich nächstens einmal besuchen.“ Daß der Dichter aber, wiewol nicht den Kater Hidigeigei selbst, so doch seines Geschlechts Anverwandte miauen läßt, das erinnert doch gar zu sehr an Scheffel. Er hat ein schönes Stück Elfenbein besessen, woraus sich irgendein Kunstwerk, eine kunstvolle Miniaturstatue recht wohl hätte schnitzen lassen; jetzt aber hat er mit seiner noch ungeübten und ungeschulten Hand nur ein höchst mittelmäßiges Machwerk zu Stande gebracht — schade um das Stück Elfenbein! Möge unser großer Aegyptologe Professor Ebers, dem der „Goldschmiedsang“ zugeeignet ist, mehr Freude daran haben, als wir selbst daran zu finden vermochten!

4. Gedichte von Adolf Frey. Leipzig, Haessel. 1886. 8. 4 M.

Vor uns liegt eine Gedichtsammlung, welche eingehenderer Würdigung bedarf. Dieselbe besteht aus dreizehn Abtheilungen, die wir der Reihe nach betrachten wollen, und ist gegen 270 Octavseiten stark. „I. Gesichte“, sind acht Gedichte, die zwar gespenstischen Inhalts auf das Leben

und seine Vorkommnisse zurückgreifen — drastische Gemälde, wie „Nachtzug im Wald", „Stunde der Schwermuth", „Auf dem Schlachtfeld", „Geisterleid". Eine traurige Geschichte von Lieb' und Weh läßt „Die Wolke" — ahnen! Das bedeutungsvolle, „Meerweib", citiren wir:

Aus duft'gen Schleiern lauschend netzt die See
Den weißen Fuß der schlanken Wasserfee,
Die unter'm Mondschein träum'risch liegt am Strand
Und schläfrig mit den Fingern spielt im Sand.
Sie stutzt — sie hat ein Goldstück aufgewühlt
Und blinzelt drauf, wie es die Brandung spühlt,
Vom Anhauch zarter Neugier kaum gestreift:
Des Cäsar's Ruhm und Haupt, lorberumreift!
Sie reibt die Stirn und sinnt — vor grauer Zeit
Ritt er vorbei aus blut'gem Völkerstreit,
Fortunen's Buhle und Bellona's Sohn,
Vom Tubenruf umschrie'n und Hörnerton,
Und mit ihm maß der harte Veteran
Im Eisenschritt des Sundes öde Bahn.
Gebund'ne Männer folgten, Troß und Raub.
Dann stieg und überspann den Zug der Staub.

Ihr ist's ein Gestern; lässig aufgerafft,
Schnellt sie das Gold mit unverblühter Kraft
Flach über den beglänzten Flutensaum:
Es blitzt und springt und streift die Wogen kaum —
Es stürzt — es steigt — es schimmert blaß und fern
Und schießt zur Tiefe wie ein irrer Stern.

Schon aus diesem einen Beispiel wird der Leser ersehen, daß er einen phantasiereichen Dichter vor sich hat, welcher mit meisterlichem Ausdruck die Sprache beherrscht.

„II. Schneelieder", fünf Gedichte, welche der Leser sich freuen würde, zu lesen. „Erster Schnee" schließt mit tiefem Sinne:

Eilt nicht so, von mir zu scheiden —
Wenn ihr kommt, bin ich nicht mehr.

Höchst duftig ist:

Die Braut.

Wir sind gegangen
Am Birkenrain;
Dir färbte die Wangen
Ein zarter Schein.

Auf deine Locken
Mit keuschem Glanz
Flochten die Flocken
Den Myrtenkranz.

„III. Reigenbüchlein", sieben Gedichte. Davon „Zinnentanz", Belagerung von Granson, balladenähnlich; „Die versunkene Glocke" (des baseler Doms), romanzenartig; „Der Pfarrherr", ebenso, ist am Schluß nicht genügend ausgeführt; „Terpsichore", niedliche Tanzscene; „Das Geigenfräulein", schwach; „Todtenfahrt" — Gespenster; „Zweikampf", Goethe'scher Stil. Die dritte Abtheilung ist im ganzen nicht bedeutend.

„IV. Prometheus", drei Gedichte. „Der Feuerraub", „Die Klage" und „Der Tod"; die Ausführung ist interessant, aber hier und da unklaren Ausdrucks; das Zwiegespräch zwischen Prometheus und Ahasver, an sich trefflich, sollte in einer schärfer ausgeprägten Pointe gipfeln.

„V. Liebe", funfzehn Liebestriebe. Ein Blütenstrauß, welcher weder in eine Goethe'sche, Rückert'sche, Platen'sche, Heine'sche, Geibel'sche Sammlung passen würde, noch überhaupt von besonderer Schönheit ist; doch befinden sich einige gute Lieder darunter. Wir citiren:

Fülle.

Laß mich in süßem Ueberfluß
An deinem Halse hangen
Und gib vom Mund mir Hauch und Kuß
Und kühle mein Verlangen!

Laß uns mit ungestilltem Zug
Vom Quell der Liebe trinken
Und nimmer sprich: es ist genug! —
Sonst will das Glück versinken.

Die Schlußzeile ist etwas matt.

„VI. Todentanz", drei Gedichte, Gespräche zwischen: „Tod und Forscher", „Tod und Bismarck", „Tod und Dichter", die alle drei packenden Inhalts und kühner Sprache sind. Es folge hier aus „Tod und Forscher":

Forscher.

Der Athem zuckt auf meinem bleichen Munde,
Ein scheuer Falter, flugbereit zur Stunde.

Tod.

Sei unbekümmert, Freund! ich will ihn haschen
Und steck' ihn sorglich in die sichern Taschen.

Forscher.

Du hängst mit Fug des Hohnes Banner aus —
Ich legte tiefe Bresche in dein Haus.

. . . .

Gar manchem, den du sonst dahingerafft,
Streckt jetzt das Leben meine Wissenschaft.

. . . .

Denn daß dein Grimm das junge Volk zerbricht
Und lagerweis achtlos darniederreißt,
Dagegen focht und bäumte sich mein Geist!
Von zarter Kinderschar zerrst du das Weib
Und schlägst des emſ'gen Vaters rüst'gen Leib;
In Noth und Drangsal siecht die Brut dahin —
Dir hier zu wehren, dahin stand mein Sinn!

Tod.

Den Dank des Menschenpackes möcht' ich seh'n —
Kein Dutzend wird an deiner Grube steh'n.

Ferner aus „Tod und Bismarck":

Tod.

Du hast das letzte Oel auf deinem Licht
Und deiner Ampel mürbe Scherbe bricht.

Bismarck.

Hinweg mit dir! Ich ringe mit der Zeit
Um friedebringend Werk, um Kampf und Streit!

Tod.

Bedenk', wie Starke noch im Saft verdarben —
Du führst zur Tenne deine stolzen Garben.

Bismarck.

Da du so unverblümten Wortes bist,
Erwäg' ich, was noch ungeerntet ist.

Tod.

Die Hand vom Werk! und rüste dich zu geh'n!
Dein Aug' muß brechen und dein Hauch verweh'n.

Bismarck.
Die Widersacher stehen hoch und stark —
Greif' diesen erst ein wenig an das Mark!

Tod.
Schlägt dir das Herz, du Mann von Stahl und Eisen?
Nun schweig' und rüste dich mit mir zu reisen!

Bismarck.
So hüll' mich grinsend in dein schnödes Hemd!
Der Zagheit Weiberblässe bleibt mir fremd.

Tod.
Der du das Fablervolk von je verhöhnt,
Daß nun dein Mund von Dichterfloskeln tönt!

Bismarck.
Ich maß und hielt die Welt so wie sie ist.
Was hülf' es mir am Absturz letzter Frist,
Versucht' ich's, dich mit Bilderwerk zu fangen?
Du bist noch keinem in das Garn gegangen
Und lachst, ob man dich schändet oder preist —
Vor deinem kahlen Schädel weicht mein Geist.

Tod.
Streckst du dich erst in deinem märk'schen Sand,
Glänzt aller Zeit zum Hohn dein Ruhm im Land.

Bismarck.
Die Pest auf Glanz und Nachruhmsmummenschanz!
Mich letzt des frischen Werkes grüner Kranz.

Tod.
Ei, nur gemach! Es wird dich doch nicht kränken,
Die Glorie auf den Leichenstein zu senken.

Bismarck.
Der Ruhm ist fürstlich Gut, und sein Geleucht
Hat manche dunkle Wolke mir verscheucht.
Doch deinen Knochen schenk' ich all den Tand,
Zählst du mir blank zehn Jahre auf die Hand,
Ein Füllhorn unverblühter Männerkraft,
Randvoll von raschem Geist und Leidenschaft.

Tod.
Behalte deiner Asche lichten Schein!
An Ruhm gewalt'ger werd' ich dennoch sein.

Bismarck.
Du Unerbittlicher, du Unerbet'ner!
Denkst du, mich lüstet es als blöder Redner
Vor deinem schnöden Tribunal zu steh'n?
Dein Spruch ist Macht — ich bin bereit zu geh'n.

Tod.
Mich labt dein hartes Herz und trotzig Blut;
Noch einmal gönn' ich dir des Lebens Gut!
Noch einmal setz' der Jahre Becher an —
Ich komm' und nicke Prosit dann und wann.

Bismarck.
Den Dank und Dankesworte will ich sparen,
Bis ich die Kräfte deiner Gunst erfahren.

Tod.
Titane ungestillter Lebensgier,
Womit erfüll' ich Lust und Wünsche dir?

Bismarck.
Steht irgendwo ein Mann im Deutschen Reich,
An Bärenmuth und Falkenschärfe reich,
Ein Fürst des Handelns und entschloss'ner That,
Ein Herrscher oder eines Herrschers Rath —
An diesem schreite lange, lang vorbei!
Und brichst du meine mürbe Kraft entzwei,
Nimmt er die blanken Waffen, die ich trug,
Und geht gewaltig vor dem Völkerzug:
Ein Anderer und doch mir selber gleich
Blüh' und gedeih' er mit dem heil'gen Reich!

Tod.
Vergißmeinnicht will ich jetzt pflücken geh'n
Und fades Alltagsgras — auf Wiederseh'n!

Wir haben diesen originellen Dialog, voll Gedanken und kraftvoller Sprache, unverkürzt wiedergegeben: wir wußten nicht, wo wir unbeschadet der Schönheit und Verständlichkeit hätten abbrechen können. Bei den folgenden Abtheilungen müssen wir uns nun um so kürzer fassen.

„VII. Balladen und Romanzen", achtzehn Gedichte. Dieselben behandeln theils Begebenheiten aus der schweizer Geschichte, wie: „Brandolf von Stein", „Auszug", „Der Rückzug von Meaux", theils anderweitige geschichtliche Sagen und Vorkommnisse, wie: „Knut von Schleswig", „Savonarola's Abschied", „Die Fürsprache der Unmündigen", „Heinrich des Löwen Tod", „Valerius Poplicola", theils auch gespenstische und aus dem Leben gegriffene Stoffe. Eigentlich Bedeutendes haben wir nicht darunter gefunden, aber auch nichts Unbedeutendes.

„VIII. Von der Kunst", zehn Gedichte. Aus der „Macht des Glücks" citiren wir die so kühne wie treffende Metapher: „Der Trübsal grambeschuppte Drachen". Gut sind „Mahnung", „Versagtes Lied", „Künstlerernte".

„IX. Geschichten", elf Gedichte. Wir erwähnen: „Herz-Aß", eine Goldgräber-Spielerscene mit Moral; „Themis" mit sarkastischer Schlußwendung; „Die Hut des Richters" — wohlerdacht; „Der Bittgang", drastisch genug — gegen die darin geschilderte Unthat ist das grause Verbrechen des wilden Jägers, der Schuß aufs Crucifix im Walde, nur ein unschuldiges Kinderspiel; „Mein ist die Rache!", höchst tragisch, die Schlußverse sollten etwas nachdrücklicher sein; „Heimwärts", ein Bild!; „Inanis", vielsagend; „Friedrich der Große 1786", charakteristisch.

„X. Lieder eines Freiharstsbuben (Freiharste hießen die Freiwilligencorps der alten Schweizer) 1476", sechzehn Lieder. Sämmtlich frisch, froh, frei; vortrefflich!

„XI. Im Kreuzgang", sieben Gedichte. „Gegenrecht", das müssen wir hersetzen, dann aber Schluß machen, indem wir bemerken, daß „XII. Tag und Traum" noch schmackhaftes Allerlei und „XIII. Nocturnen" noch sechzehn krystallhelle Gebilde darbietet:

Gegenrecht.
Das Büblein spielt am Hag, die Mutter hackt;
Das Unbewachte wird vom Wolf gepackt;
Sie wirft die Hacke weg und läßt es schrei'n
Und rennt zum nahen Gnadenort hinein.
Der Gottesmutter reißt sie aus dem Arm
Das Christuskind und ruft in bitterm Harm:
„Schaffst du das Büblein mir nicht wieder her,
Bekommst du auch das deine nimmermehr!"

Nicht lange, da ihr drohend Wort verklang,
So schleicht Herr Isegrimm den Rain entlang:
Das Knirpslein setzt er hin am Ackerrand
Und duckt sich unbehaglich über Land.

Wenn wir Adolf Frey als einen talentvollen Dichter bezeichnen, so wird der geneigte Freund der heiligen Neunzahl unser Urtheil nach erfolgter Durchsicht der reichhaltigen Sammlung sicherlich begründet finden. Gedankenkühnheit, reiche Phantasie, originelle Sprachwendungen, eine hohe Formvollendung gepaart mit poetischem Schwung, kraftvolle Ausdrucksweise verleihen diesen Gedichten einen hohen Reiz. Die zahlreichen Gespenstergeschichten, Engel- und Geistererscheinungen könnten füglich auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden; doch überraschen die meisten durch eine gute Idee, wie wir ja wiederholt gezeigt oder angedeutet haben. Hans Minckwitz.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Adolf Wilbrandt ist am 1. Juli von der Direction des wiener Burgtheaters zurückgetreten. In seinem Abschiedsschreiben an das Künstlerpersonal und die Abtheilungsvorstände der Hofburg hebt er hervor, wie er Jahre hindurch mit dem „standhaften Eigensinn“, mit dem man einem immer sichtbaren Ideale folgt, das Theater auf seine Weise zu leiten suchte und rühmt die Arbeitsfreudigkeit, die Hingebung, den Gemeinsinn seiner Mitglieder, der sich in den guten und bösen Jahren seiner Direction bewährt habe, in denen bald eine erhebende Aufgabe den künstlerischen Ehrgeiz, bald eine unerhörte und immer wiederkehrende Nothlage die moralische Tüchtigkeit dieser Körperschaft in Anspruch genommen habe. An Wilbrandt's Stelle wird Ritter von Sonnenthal die interimistische Leitung des Burgtheaters übernehmen: später scheint man an eine Direction August Förster zu denken, der zunächst noch an das Deutsche Theater in Berlin gebunden ist.

Graf Hochberg ist jetzt definitiv zum Generalintendanten des berliner Hoftheaters ernannt worden.

Die Intendanz in Weimar scheint zunächst noch unbesetzt zu sein; von den früher in den Blättern genannten Aspiranten ist es wieder ganz still geworden.

In Berlin und Wien ist die Gründung neuer Theater in Aussicht genommen, immerhin für Publikum, Schriftsteller und Schauspieler ein erfreuliches Ereigniß. Was die dramatischen Autoren betrifft, so kommen besonders neue Theater in Berlin ihren Wünschen entgegen. Das Hoftheater ist durch Rücksichten gebunden, und brachte in letzter Zeit überhaupt wenig Novitäten; das Deutsche Theater zog den Kreis der Schriftsteller, die es berücksichtigte, ziemlich enge und ist, nach seiner ganzen Einrichtung, ebenfalls nur auf eine beschränkte Auswahl von Stücken angewiesen; die übrigen Theater pflegten diese oder jene Specialität, das Ausstattungsstück, die französische Comédie u. s. f. Darum kommt ein Theater wie dasjenige, welches Oscar Blumenthal begründen will und welches von Hause aus sein Augenmerk auf Novitäten richten soll, einem Wunsch und Bedürfniß der dramatischen Autoren entgegen. In Possart hat Blumenthal einen tüchtigen Regisseur und einen hervorragenden Darsteller gefunden. Ludwig Barnay gedenkt, aus dem Walhallatheater ein großes Volkstheater zu machen: er hat Friedrich Haase und Frau Niemann-Raabe bereits engagirt. Die frühern Societaire und Mitglieder des Deutschen Theaters machen ihm jetzt Concurrenz mit andern neubegründeten Bühnen. Daneben tauchen Volkstheater auf, wie dasjenige in Worms, welches bei einzelnen Festvorstellungen die Bürger selbst nach altgriechischem Muster als darstellende Kräfte ins Feuer führen will, während für andere Vorstellungsabende ein Ensemble aus den Schauspielern benachbarter Bühnen gebildet werden soll. Es regt sich überall auf dem Gebiete des Theaters: und wie es scheint zu Gunsten des ernsten Dramas, das, wie die Aufführung von Ernst von Wildenbruch's Schauspiel „Das letzte Gebot“ am Ostendtheater beweist, in neuester Zeit das große Publikum wiederum fesselt, während die Schwankära sich in absteigender Linie bewegt.

— Das Lustspiel von Wittmann und M. Löbel: „Das kritische Alter“ hat in Leipzig kein Glück gehabt. Und doch ist der Dialog dieses Lustspiels entschieden feiner und geistvoller als der in vielen mit Erfolg gekrönten Lustspielschwänken. Auch der Grundgedanke, das kritische Alter der Frauen zu schildern, in welchem ihre erste Jugend dahin ist und sie an der Liebe der Männer zu zweifeln beginnen, ist ein ganz gutes Lustspielmotiv: doch die Ausführung ist in keiner Weise dramatisch beweiskräftig und die Eifersucht der jungen Frau auf das vom Gatten und ihr angenommene Pflegekind ist dem Publikum durchaus nicht einleuchtend genug gemacht. Die Verwickelungen spielen für diese schwächlichen Voraussetzungen zu sehr ins Tragische und die endliche Lösung durch die Liebe des jungen Mädchens zu einem jungen Manne ist doch zu naheliegend. Immerhin bleibt das Alter der Frau nach wie vor ein kritisches.

— Ludwig Fulda, ein junger Epigrammatiker und Satiriker, hat ein Lustspiel zu schreiben versucht, welches das Gepräge eines eigenartigen nach der sarkastischen Seite hin sich neigenden Talents trägt. „Das Recht der Frau“ wendet sich theils gegen zu scharfbetonte geistige Emancipationsansprüche der Frauen, theils gegen die blinde und kritiklose Bewunderung der Goethianer für jede vermeintliche Reliquie des großen Dichters. Ein Gutsbesitzer, der sich auf seinem Gute langweilt, ist auf den Gedanken gekommen, die Goethe-Kritiker auf einen Goethe-Fund in seiner Bibliothek aufmerksam zu machen und zu sich einzuladen, um so interessante Gesellschaft zu haben. Kurz vorher hat seine blaustrümpfliche Tochter ein Stück: „Das Recht der Frau“, an den Dramaturgen eines benachbarten Theaters eingesendet. Die Verwickelungen knüpfen sich daran, daß das Stück für den Goethe-Fund erklärt wird. Es läuft dabei viel Unwahrscheinliches mit unter, aber auch sehr viel Ergötzliches; besonders sind der Professor und seine gelehrte Frau, die sich gegenseitig literarisch befehden, ein köstliches Paar.

Aus der Schriftstellerwelt.

E. Marlitt ist am 22. Juni in ihrer Vaterstadt Arnstadt gestorben. Dieser Schriftstellername ist das Pseudonym für Eugenie John, die als Tochter eines Porträtmalers am 5. December 1825 geboren wurde, sich anfangs als Sängerin der Bühne widmen wollte und zwar auf Kosten ihrer Pflegemutter, der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen: doch infolge einer Erkältung schwerhörig geworden, hatte sie bei ihrem ersten Auftreten in Leipzig einen Miserfolg und mußte die theatralische Carrière gänzlich aufgeben. Elf Jahre lebte sie dann am Hofe der Fürstin als Vorleserin in angenehmen geistig anregenden Kreisen und kehrte im Jahre 1863 nach Arnstadt zurück, wo sie sich mit schrift-

stellerischen Arbeiten zu beschäftigen begann. Sie sandte eine ihrer ersten Novellen: „Die zwölf Apostel", im Jahre 1865 der „Gartenlaube" ein und ihr erstes Debut wurde entscheidend für ihr ganzes Leben und für die dauernden Beziehungen zu dem so überaus weitverbreiteten und vielgelesenen Blatte. Der darauffolgende Roman „Goldelse" (1868) hatte einen glänzenden und durchschlagenden Erfolg. Auf „Goldelse" folgten die später auch im Buchhandel erschienenen Romane: „Das Geheimniß der alten Mamsell" (1869), „Reichsgräfin Gisela" (1870), „Heideprinzeßchen" (1872), „Die zweite Frau" (1874), „Im Hause des Commerzienraths" (1877), „Im Schillingshofe" (1879), „Die Frau mit den Karfunkelsteinen" (1884). Eugenie John, die durch den Ertrag ihrer Romane in die glückliche Lage versetzt worden war, sich in Arnstadt eine Villa zu bauen in der Mitte schöner Gartenanlagen mit reizendem Fernblick, war durch ein schweres rheumatisches Leiden jahrelang an das Haus und den engsten häuslichen Kreis gebannt. Um so lebendiger und inniger war ihr Phantasieleben und in der Kunst spannende Verwickelungen zu erfinden, welche in seltener und nachhaltiger Weise zu fesseln verstehen, war sie den schriftstellernden Genossinnen allen überlegen. Daher ihre großen Erfolge — und einer vornehm naserümpfenden Kritik gegenüber muß stets die berechtigte ästhetische Anschauung hervorgehoben werden, daß es Zweck und Mission des Romans ist, solange diese dichterische Mischgattung besteht, zu spannen und zu fesseln und daß Romane, denen dieser Vorzug abgeht, mögen sie noch so geistreich sich über Welt und Leben verbreiten, durchaus nicht vollgültig auch der Aesthetik gegenüber bestehen. In den Romanen der Marlitt herrscht aber außerdem eine bestechende Anmuth der Darstellung und es durchweht sie ein echt poetischer Hauch. Solange ihre Werke in immer neuen Auflagen erscheinen, wird das Bestreben, sie für eine abgethane literarische Größe zu erklären, ein gänzlich unberechtigtes bleiben. Blaustrümpfliche Ueberhebung der Concurrentinnen und jungkritische Genialität gefallen sich zwar neuerdings darin, die Dichterin herabzusetzen; ja man ist soweit gegangen, sie mit Clauren in Eine Linie zu stellen, eine durchaus edle und reinempfindende Romanschriftstellerin mit einem faunisch lüsternen Autor; dergleichen salto mortales sollen Bewunderung erregen für die Schwung- und Sprungkraft der kritischen Genies. Das unbefangene ästhetische Urtheil wird das hervorragende Erzählertalent der Marlitt stets anerkennen.

— Der Artikel von Ludwig Brunier über das Geibel-Denkmal hat die Frage über die geeignete plastische Darstellung der Dichter und Denker angeregt. Max Schasler hat sich in „Unsere Zeit" für die Büste als die geeignete Form für Männer des Denkens und Dichtens ausgesprochen. Aehnlich äußert sich in Bezug auf das Geibel-Denkmal die folgende Zuschrift von Dr. August Roller: „In Nr. 20 und 21 dieser geschätzten Blätter verficht August Brunier die Ansicht, daß das Kraftvolle in Geibel's Wesen nicht zu seinem Recht komme, wenn Geibel sitzend im Erzbild dargestellt werden sollte. Dieser Auffassung kann man gewiß zu- und allem dem beistimmen, was zum Lob und Ruhme Geibel's gesagt ist, trotzdem aber zu einem andern Schluß gelangen, als der geehrte Verfasser des genannten Aufsatzes. Geibel war ein mächtiger Mann im ästhetischen Reich, nicht im politischen Staat. Er wirkte Thaten anderer im realen Leben, seine Thaten waren ideale, sie bewegten sich im Reich des Geistes. Es ist nun an sich nicht abzusehen, warum der citirten Hegel'schen Forderung durch Darstellung des Erzbildes in sitzender Form weniger genügt werden kann als in stehender. Bei dem Dichter kommt es immer nur darauf an, den geist- und gemüthvollen Ausdruck seines Antlitzes der Mit- und Nachwelt im Bilde zu erhalten. Bei der ganzen nachgebildeten Figur tritt der Ausdruck zurück, schon wegen der Höhe, in welche das Gesicht vom Auge des Beschauers weggerückt wird und das Schauen von Unten nach Oben gewährt dem letztern auch kein richtiges Bild, da schwerlich der Dichter geneigten Hauptes, abwärts blickend dargestellt werden soll. Dieser Nachtheil ist selbst bei der Luther-Statue in Worms unverkennbar vorhanden. Die Darstellung in Büste oder noch besser im Reliefbild wird dem Dichter und dem Zuschauer gerecht und will man weiter gehen, so verkörpere man die vom Dichter geschaffenen Gestalten, welche ihn huldigend umgeben. Gerade dadurch wird das Thatkräftige in Geibel's Wesen mehr hervorgehoben, als in einer Statue. Anders ist es beim Feldherrn und Staatsmann, anders beim Dichter."

— Herr Karl Bleibtreu ersucht uns mit warmer Anerkennung der David Asher'schen Kritik seiner „Geschichte der englischen Literatur im 19. Jahrhundert", indem er das Berechtigte der sonstigen Ausstellungen zugibt, um die thatsächliche Erwähnung, daß Disraeli in der That „Revolutionary Epick" geschrieben hat (eine archäologische Form), und daß auch Bayard Taylor ein Gedicht: „Casa Guidi Windows", unter demselben Titel wie E. B. Browning, geschrieben hat.

Bibliographie.

Adamy, H., Die schlesischen Ortnamen, ihre Entstehung und Bedeutung. Ein Bild aus der Vorzeit. Breslau, Priebatsch. Gr. 8. 2 M.

Anders, L., Ventidia. Eine Dichtung. Frankfurt a/O., Waldmann. 8. 2 M.

Bang, H., Gräfin Urne. Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Baur, W., Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes. Bremen, Müller. Gr. 8. 6 M.

Clotten, F. E., Süd- und Südost-Afrika. Ein Beitrag zum Handel und der Politik dieser Länder. Liverpool. 1885. Gr. 8. 1 M.

Conrad, G., Conradin. Trauerspiel. Berlin, Voß. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Craemer, J. L., Schloß Herrenwörth, das bayerische Versailles, in Wort und Bild. Eine gedrängte Geschichte des Königsschlosses mit ganz genauem Führer, Abbildungen, Entwurf und Plänen des ganzen Schloßbaues, dann den Portraits und Biographien von hervorragenden Männern aus der Umgebung Königs Ludwigs II. München, Selbstverlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Curtius, B., Moderne Klänge. Dichtungen. Berlin, Latte. 16. 1 M. 25 Pf.

Delmar, Eva, Sonne und Schatten. Novellen. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Dilling's, L., Novellen. Aus dem Norwegischen von J. Stinde. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Eckart, T., Hardenberg. Beschreibung und Geschichte des alten Bergschlosses. Northeim, Spannaus. 8. 1 M.

Eckstädt, M. v., Ein deutscher Schriftstehler. Kritische Analyse. Hagen, Risel u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Gaboriau, E., Die Witwe Lerouge. Kriminal-Roman. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Gogh, O. W. v., Die beiden Alexander. Sensations-Schauspiel aus Europas jüngster Vergangenheit in 5 Aufzügen. Zürich, Schmidt. Gr. 16. 50 Pf.

Haenle, S., Romantisches aus der Geschichte der Hohenzollern. Vortrag. Ansbach, Brügel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Redlich, O., Der Reichstag von Nürnberg 1522—23. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rethwisch, E., Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Schwerkraft und Analyse der Axendrehung. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Richebourg, E., Die Verschleierte. Roman. Uebersetzt von M. von Weißenthurn. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Richepin, J., Miarka, das Bärenmädchen. Ins Deutsche übertragen von P. Heichen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

„Die Ritter der Arbeit" und das Votum der Cardinäle Gibbons und Manning. Ein Wendepunkt für die richtige Stellungnahme zu den Arbeiter-Organisationen auch auf Seite der deutschen Katholiken. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 20 Pf.

Salvisberg, P., Kunsthistorische Studie. 3tes u. 4tes Hft. Stuttgart, Bonz' Erben. Gr. 8. à 3 M.

Schwebel, O., Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Minden, Bruns. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Socialismus und Anarchismus in Europa und Nordamerika während der Jahre 1883 bis 1886. Nach amtlichen Quellen. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Sturm, L., Geschichte der Stadt Goldberg in Schlesien. 1ste Lfg. Goldberg, Obst. 8. 50 Pf.

Telmann, K., Komteß Clémence. Novelle. Minden, Bruns. 8. 2 M. 40 Pf.

Welten, O., Die Pantoffeln des Hofmeisters. Eine weiberfeindliche Geschichte. Mit einem Vorwort: Die Prüderie in der Litteratur. Berlin, Ißleib. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 14. Juli 1887.

Musikalische Literatur.

1. Aufsätze und Gutachten über Musik von Eduard Grell. Nach seinem Tode herausgegeben von Heinrich Bellermann. Berlin, Springer. 1887. Gr. 8. 4 M.

Mehr als bei jedem andern Werke wird man bei der Lektüre dieses Buchs die Person des Verfassers von der Sache, die er vertritt, trennen müssen: den Componisten und Director der berliner Singakademie Eduard Grell von dem Berichterstatter und Musikästhetiker. So große Verdienste nämlich jener sich erworben hat, so viel Anerkennung und Ruhm derselbe mit Recht und Fug als Tribut der ganzen musikalischen Welt in Anspruch nehmen darf, so wenig Beachtung und dauerndes Andenken wird das beanspruchen dürfen, was er als seine „musikalischen Grundansichten“ in vorliegenden, laut testamentarischer Bestimmung nach seinem Tode durch den bekannten Musikgelehrten Heinrich Bellermann in Berlin veröffentlichten „Aufsätze und Gutachten über Musik“ hinterlassen hat.

Das Buch enthält in dreizehn Abschnitten theils an das königlich preußische Cultusministerium abgegebene gutachtliche Aeußerungen („über die Heranziehung des instrumentalen Virtuosenthums zur musikalischen Section des Senates der königlichen Akademie der Künste“; „über den Fundirungs-, Erweiterungs- und Befestigungsplan der königlichen Hochschule“), theils allgemeiner gehaltene Betrachtungen über Musik und Musikunterricht u. dgl., vor allem aber den „Offenen Brief“ an seine Singakademie, das musikalische Glaubensbekenntniß Grell's. Wir lassen alle die kleinern Essays, Aphorismen u. dgl. beiseite, um im Folgenden die „musikalischen Grundansichten“, auf die Grell, wie er selbst bekennt, das höchste Gewicht legte, einer kurzen Betrachtung und Prüfung zu unterziehen. Sie finden sich vorzugsweise, oft in derselben Fassung wiederholt, ausgesprochen in den obengenannten Gutachten und in dem „Briefe“ an die Singakademie.

Grell's „ceterum censeo“, das Fundamentalprincip seiner gesammten Musikästhetik, ist folgendermaßen ausgesprochen: „Der vernichtende Feind aller musikalischen Cultur ist die Instrumentalmusik.“ Mit einer Erbitterung, die der des bekannten Patriarchen im „Nathan“ gegen die Juden nichts nachgibt, wird dieser Gedanke immer und immer wiederholt und eingeschärft. Daß Grell zu einem so unglückseligen Axiom nur auf dem Wege einer logisch falschen Deduction kommen konnte, liegt auf der Hand. Die erste falsche Auffassung der Begriffe τέχνη und μουσική wird übrigens auch von dem Herausgeber ohne weiteres zugestanden. Es gibt handwerksmäßige Künste, sagt Grell, d. h. solche, die zu ihrer Ausübung eines Handwerks, Instruments, Geräths u. dgl. bedürfen, und rein musische oder solche, die der Mensch unmittelbar oder direct ausübt durch Worte, Laute, Bewegungen. So unbestritten richtig dieser Satz ist (er stammt aus der Aristotelischen Doctrin), so verhängnißvoll wird er durch die Art und Weise, wie Grell ihn interpretirt. Anstatt nichts weiteres in dem Satze zu erblicken, als eine auf einem rein äußerlichen principium divisionis beruhende Distinction jener alles Mögliche, Wichtiges und sehr Unwichtiges mit gravitätischer Miene schematisirenden Schule, interpretirt unser Verfasser eine Unterordnung einzelner Künste unter andere hinein. Indem Grell unter τέχνη irrthümlich das den bildenden Künsten anhaftende Handwerksmäßige versteht, insofern jene Künste eines Handwerks zu ihrer Darstellung bedürfen, kommt er zu der Auffassung, diese letztere Gattung von Künsten ständen an Werth unter den specifisch musischen. Daraus ergibt sich ihm die weitere Folgerung, in der Musik seien diejenigen Gattungen nicht blos die minderwerthigen, sondern sogar absolut verwerflich, welche zu ihrer Darstellung eines Geräths, oder Handwerks, oder, wie Grell mit Vorliebe zu sagen pflegt:

einer Maschine bedürfen. Der Cardinalirrthum liegt klar zu Tage. Oder könnte jemand sagen, der Hermes des Praxiteles, die Aphrodite von Melos, die Juno Ludovisi u. s. w. seien deshalb Kunsterzeugnisse von geringerm Werth als das Stabat Mater von Palestrina, das Miserere von Allegri, weil jene mit einem Geräth erzeugt sind, während diese zu ihrer Darstellung nur der menschlichen Stimme bedürfen? Daher denn auch die sonderbare Behauptung: Dichtkunst, Musik, d. h. Gesang und die Tanzkunst, seien die vornehmsten und edelsten Künste. Haben die Alten, von denen doch jene Definition herrührt, und in deren Sinne nach Grell's Meinung dieser Satz absolut unfehlbar ist, jemals Gesang a capella gekannt? Wir hören viel von der ψιλὴ κιϑάρισις, ψιλὴ αὔλησις, d. h. von Flöten- und Kitharmusik ohne Begleitung, niemals aber, soviel mir wenigstens bekannt ist, von Gesang ohne Begleitung. Die Lyra ist die Beigabe des Apollo wie jeden Dichters und Musikers, sie ist das Symbol der „musischen" Kunst bei den Alten überhaupt und von dieser unzertrennlich. Grell meint freilich — und das Urtheil sei hier kurz für jeden Archäologen als Curiosität notirt —, die Lyra, Harfe oder Flöte sei nichts weiter als „die Stimmgabel des Alterthums" gewesen.

Weil also, so deducirt Grell weiter, der Instrumentalist der „Maschine" bedarf, weil diese letztere blos „körperliche Geschicklichkeit" erfordert, weil ferner es keine Musik ohne Worte gibt, so ist jede Instrumentalmusik nur Handwerk, keine Kunst, und die Instrumentalwerke von der ein- und mehrstimmigen Sonate bis zur Symphonie sind nur eine Folge von einzelnen ausgearteten und entstellten Tanzstücken. Also Beethoven's C-moll, Beethoven's „Neunte", Mozart's Jupiter-Symphonie und alle die andern herrlichen Instrumentalwerke sind depravirte Tanzstücke! Ja, an einer Stelle ist sogar wörtlich zu lesen: „Die Symphonie ist aus einer Folge von Tänzen entstanden, die, weil man nicht danach getanzt hat, so entsetzlich ausgeartet sind, daß man beim Anhören moderner Symphonien gar nicht mehr an Tänze, Tanzen und nicht einmal an Verse denken kann. Die einzigen Stücke, die noch zuweilen übrig geblieben, sind Menuett und Marsch, und zwar Menuett so entstellt, daß nicht einmal mehr der Dreivierteltakt seines Lebens sicher ist. Bis so weit kann der sogenannte Fortschritt führen! Statt der verschiedensten charakteristischen Tanzrhythmen werden jetzt in der Symphonie die wüstesten und unverständlichsten Rhythmen geboten." So geschrieben von einem der ersten Musiker Deutschlands in dem Jahrhundert, in welchem Beethoven, Schubert, Schumann, Volkmann, Brahms ihre Symphonien geschrieben! Sollte man sich da nicht wundern, wenn jemand alles Ernstes von der Menschheit im 19. Jahrhundert verlangen wollte, sie solle wieder zum Pfahlbürgerthum oder zum Bronze- oder Steinzeitalter zurückkehren? Hat denn der Verfasser, so muß man sich unwillkürlich fragen, nie einen Instrumentalkünstler gehört? Oder ist es ihm gleich, ob ein Liszt, Bülow, Rubinstein, ein Joachim, eine Neruda, oder elende Virtuosenstümper die „Maschine" bearbeiten? „O divina musica!" heißt es in Shakspeare's „Viel Lärmen um Nichts", „ist es nicht seltsam, daß Schafdärme die Seele aus eines Menschen Leibe ziehen können!" Oder ist damit auch nur die „Maschine" und nicht vielmehr der hohe Geist, der in jeder Kunst webt und waltet, und der in jedem wahrhaften Kunstwerke ein einziger, untheilbarer, ganzer, nirgends ein geringerer oder größerer, immer ein und derselbe ist — so einig und erhaben wie die Gottheit selbst? Mit Grell wird jeder Vernünftige den Ekel vor dem hohlköpfigen Virtuosenthum, das nicht mehr als die zehn Finger hat, theilen; hier mag man von Maschine sprechen: aber dem instrumentalen Künstlerthum die Existenzberechtigung absprechen, das heißt mit dem Spülwasser die kostbarsten Perlen auf den Kehrichthaufen werfen, das ist musikalisch-ästhetische Don Quixoterie.

Ein anderer praktischer Grund, jede Instrumentalmusik, insbesondere auch die Orgeln in der Kirche, auf den Index zu setzen, ist folgender: „Alle Instrumente sind unrein." Durch begleitende Instrumente, besonders durch die Orgeln, die noch „armseligere" Instrumente sind als die Klaviere, wird die absolute Reinheit des Gesanges gestört; denn die Instrumente haben durchweg temperirte Stimmung. Dies klingt genau so, als wollte man ein Zehnmarkstück für unecht halten, weil es im Geldverkehr einen minimalen Bruchtheil des Gewichts verloren hat. Als das enharmonische Tongeschlecht bei den Griechen im Gebrauch war — es war zur Blütezeit griechischer Musik —, unterschied man Vierteltöne. Sollen wir uns darüber grämen, daß wir dazu nicht fähig sind? Und was ist denn, das ist hier die praktische und Hauptfrage, leichter herzustellen: reine, d. h. für das menschliche Ohr reine Instrumentalmusik oder reine Gesangsmusik? Soll man wirklich erst die an einer Stelle ausführlich erläuterten, umständlichen Manipulationen an der Orgel machen, um dahinter zu kommen, daß der temperirte Dreiklang unerträglich unrein sei? Wir lassen lieber die Experimente und rechnen mit den uns anerzogenen, daher bei uns natürlichen Näherungswerthen musikalischer Reinheit: mit unserer temperirten Stimmung. Und wie kindlich klingt das Argument, „wie leicht verstimmen sich die Bogeninstrumente, wenn sie stundenlang gespielt werden"? Stimmt denn nicht ein Orchestermitglied bei der geringsten Schwebung zu hoch oder zu tief sein Instrument sofort wieder? Gibt es dazu keine Pausen? Und wenn ein Sänger stundenlang singen sollte, würde er da etwa die absolute Toureinheit festhalten können? Reinheit im Gesang kann überhaupt nicht anders erlernt werden als durch Gehörsübungen, festes Einprägen der Tonintervalle im Gedächtniß und jene natürliche Anlage, die gemeiniglich als „gutes Gehör" bezeichnet wird, d. i. in Bezug auf den Sänger leichte Accomodationsfähigkeit an die Tonhöhe, beziehungsweise Tiefe. Somit fordert der Gesangsunterricht als nothwendiges Substrat jenes festgegliederte Tonsystem, das die

Grundlage der Musik überhaupt bildet und dessen mühelose unbewußte Handhabung das Ziel jedes Gesangunterrichts bereits auf der niedern Stufe sein muß. Nirgends tritt aber das Tonsystem bestimmter und objectiver zu Tage als an der „Maschine", dem Instrument. Demnach ist dasselbe für den Gesangsunterricht unerläßlich und unentbehrlich. Mag jemand auch das feinste Gehör haben und im Stande sein, die Töne nach ihrer absoluten, nicht temperirten Reinheit zu bestimmen: ob er die Fähigkeit besitzt, sie genau den Intentionen entsprechend zu singen, ist eine ganz andere Sache. Wohl muß jeder gute Chorsänger über temperirte und nicht temperirte Stimmung belehrt worden sein; sehr wohl ist es nothwendig, daß gewisse Intervalle, z. B. die große Terz, möglichst „scharf" genommen, andere z. B. Septime um ein Minimum tiefer gesungen werden — aber alles dies hat auch auf die Instrumentalmusik seine Anwendung (Streichquartett) und gilt hier wie dort, kann also kein Grund sein, das eine auf Kosten des andern absolut zu verdammen. Die Orgel insbesondere ist Grell ein Dorn im Auge. Namentlich wegen ihrer Mixturen! Als wenn die Mixturen nicht genau nach acustischen Gesetzen, also nach den Gesetzen der Natur construirt wären und nichts anderes bedeuteten, als was man bei jedem Ton, also auch beim gesungenen unbewußt hört: es sind die mitklingenden Obertöne, die ganz in derselben Weise auch beim Gesange mittönen. Der angeschlagene C-dur-Accord auf der Orgel und der gesungene C-dur-Accord haben im großen und ganzen dieselben Obertöne, deren Dichtigkeit und Anzahl die Stärke und der Charakter des Instruments, auch der menschlichen Stimme bestimmt. Die Mixturen sollen die Zahl der Obertöne verstärken und dadurch die Wirkung erhöhen. Sie werden überhaupt nur selten und nur bei Effectstellen gebraucht: auch dies scheint Grell nicht bekannt zu sein, wie er denn überhaupt immer nur von der Orgel als einem Instrument spricht, das jeden Gesangschor übertönt und zu Grunde richtet. Wir denken und hoffen, die „Maschine", für die Johann Sebastian Bach seine unsterblichen Werke schrieb und die Tausende von Menschen in die weihevollste Stimmung versetzt, die unsere größten Dichter zu herrlichen Versen begeisterte, sie wird das Anathem ruhig auf sich nehmen können und sich des Weitern ihrer Existenz in hohen Domen wie in kleinen Kapellen zur Ehre Gottes und zur Erhebung und Erbauung zahlloser Menschen erfreuen.

Wir könnten noch auf manche Absonderlichkeiten in der Schrift eingehen; indessen sie sind nebensächlicher Art, und unsere Absicht war es, nur die Hauptpunkte zu berühren.

Mit dem Verbot der Orgel für die Singakademie verbindet sich naturgemäß das Verbot der Aufführung derjenigen Bach'schen und Händel'schen Werke, bei denen die Mitwirkung der Orgel unerläßlich ist. Solche Werke sind nach Grell überhaupt erst zweiter, ja dritter Gattung, und er meint, es werde einmal die Zeit kommen, „wo man Bach's Werke mit Respect beiseite legt". Diese Prophezeiung zeigt, wie weit man sich in der Einseitigkeit verirren kann. Die Singakademie hat bisjetzt den letzten Willen ihres frühern Dirigenten nach dieser Seite hin nicht erfüllt. Sie wird es auch nie zu thun im Stande sein. Mag sie dem a capella-Gesang in jeder Weise gebührende Rechnung tragen — dieser Gesang ist die beste Schule für jeden Chor: aber im übrigen ist es in der That ihrerseits viel pietätvoller gegen ihren frühern Dirigenten, nicht pietätvoll zu sein und die „musikalischen Grundansichten" dem zu überlassen, was ihnen unzweifelhaft bevorsteht: der Vergessenheit.

Daß sich im übrigen in dem Buche viel werthvolle instructive Bemerkungen, Aphorismen u. dgl. finden, ist schon hervorgehoben und sei nochmals betont. Jedenfalls ist die Lektüre dieser Aufsätze Grell's ungemein interessant und anregend, auch wenn man sich im Lager der Opposition befindet.

2. Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. Mit den Namenszügen der Künstler. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. 8. 7 M.

Vorliegendes Werk ist das erfreuliche Resultat jahrelanger mühsamer Arbeit und eines erstaunlichen Sammelfleißes. Was an Handschriften, Briefen u. dgl. von Tonkünstlern in den namhaftesten Bibliotheken des In- und Auslandes, im Privat- oder staatlichen Besitz war, ist von der bekannten Musikschriftstellerin durchforscht und, soweit es noch nicht veröffentlicht war, wohlgeordnet in chronologischer Folge in vorbezeichnetem Werke dem Publikum dargeboten worden. Fünf Jahrhunderte umfassen die von La Mara zum weitaus größten Theile zum ersten male veröffentlichten Briefe. Allerdings ist hierbei zu bedenken, daß das 15. Jahrhundert nur durch zwei Briefe (von Squarcialupi und Isaak) vertreten ist; aber das folgende 16. weist bereits zwanzig auf, unter denen der Giovanni Pierluigi da Palestrina's an „den seligsten und heiligsten Vater" Papst Sixtus V. und die Briefe Orlando di Lasso's an den Herzog Wilhelm von Baiern unstreitig das Hauptinteresse erregen. Das 17. Jahrhundert wird durch circa 38 Briefe vertreten. Hier verdienen Hans Leo und Jakob Haßler's, Prätorius', Schütz's und Scheidt's Briefe die meiste Berücksichtigung. Aus dem folgenden „großen" Jahrhundert Händel's, Bach's, Gluck's und schließlich Mozart's ist eine reiche Auswahl von Briefen gegeben, ohne daß jedoch deren Inhalt irgendwie bedeutende Beiträge zur Charakteristik jener großen Meister darböte. Damit ist die erste, vier Jahrhunderte umfassende Hälfte des Werks zu Ende geführt. Die zweite Hälfte enthält Briefe von Beethoven bis auf unsere Zeit, also, wie man wol sagen kann, so recht eigentlich das 19. Jahrhundert und bietet eine Fülle ebenso neuen wie schätzbaren Materials für die Musikgeschichte unserer Zeit. Während im ersten Theile ohne weitere Wahl und Kritik jede handschriftliche Aeußerung, die ein glückliches Ungefähr der Verfasserin in die

Hand spielte, als Beitrag zur Musikgeschichte und zur Charakteristik der Künstler an- und in das Werk aufgenommen wurde, ist hier eine sorgfältige Wahl getroffen und nur äußerst wenig Unbedeutendes oder auch nur Gleichgültiges aufgenommen worden. Mag daher immerhin der erste Theil um ein Beträchtliches hinter dem Ziele zurückgeblieben sein, das die Verfasserin sich gestellt: der zweite erfüllt desto vollkommener das, was La Mara in der Vorrede verspricht. Es ist unmöglich, aus der Fülle des Materials einen oder den andern Brief als besonders interessant hervorzuheben; dem Referenten erscheinen in diesem Bande fast alle Briefe als höchst beachtenswerthe Kundgebungen und nicht blos interessant für Künstler und Musikbeflissene, sondern — und dies ist eine ganz besonders schätzenswerthe Eigenschaft — für den gebildeten, kunstliebenden Laien. Nur das Urtheil, das Beethoven über Goethe fällt, sei hier erwähnt. Er schreibt an Breitkopf u. Härtel am 9. August 1812:

> Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als es einem Dichter ziemt. Es ist nicht viel mehr über die Lächerlichkeiten der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen sein sollten, über diesem Schimmer alles andere vergessen können.

Dem von der Verlagshandlung trefflich ausgestatteten Werke sind Facsimiles der Namensunterschriften der betreffenden Tonkünstler beigegeben. Erwähnt sei noch, daß die chronologische Anordnung nach dem Datum des Geburtstags jedes einzelnen Tonkünstlers etwas Aeußerliches hat und daß durch den Umstand, daß von dem einen Tonkünstler aus dessen letzter Lebenszeit, von dem folgenden aus dessen ersten Briefen unmittelbar aufeinanderfolgen (vgl. z. B. Wagner und Verdi), manche Verschiebungen zu Tage treten. Vielleicht wäre die Anordnung nach bestimmten Richtungen und Schulen, vielleicht auch nach Nationalität besser und empfehlenwerth gewesen. Doch wie dem auch sein mag, die Verfasserin hat mit dem vorliegenden Werke einen glücklichen Wurf gethan und es ist nicht zu bezweifeln, daß das Werk bei dem musikliebenden Publikum verdientermaßen großen Anklang finden wird.

3. Robert Schumann's Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. Gustav Jansen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser beabsichtigt mit dieser Briefsammlung eine Ergänzung und Fortsetzung der von Frau Klara Schumann herausgegebenen herrlichen Jugendbriefe Robert Schumann's zu geben. Nach des Verfassers zuverlässiger Angabe wurden circa 90 Briefe in der vorliegenden Sammlung zum ersten male veröffentlicht. Ein anderer Theil der Briefe war schon anderweitig bekannt, aber in Zeitschriften u. dgl. zerstreut. Dieselben sind vom Verfasser gesammelt und im Zusammenhange und in der richtigen chronologischen Reihenfolge veröffentlicht worden. Ueberall war der Verfasser, der als der bedeutendste Schumann-Forscher unserer Zeit bekannt ist, und dessen Schrift, „Die Davidsbündler", eine wahre Perle der Schumann-Literatur ist, nach besten Kräften bemüht, die Briefe im Original einzusehen und danach den Text richtig zu stellen. Wo Zweifelhaftes und vielleicht auch Unrichtiges stehen geblieben ist, liegt die Schuld nicht an dem Autor, sondern an den Verhältnissen. Verschiedener Meinung kann man aber mit dem Autor darüber sein, ob es gut war, die Briefe in der abgekürzten Gestalt zu geben, wie sie stellenweise die Sammlung bietet. Mag auch der Verfasser von dem Gedanken ausgegangen sein, in erster Linie dem Bedürfniß nach Unterhaltung und musikalischer Belehrung Rechnung zu tragen und deshalb auch etwaige Wiederholungen zu vermeiden und solche Stellen zu beseitigen, die etwas trockener, geschäftlicher Natur sind, so ist doch immerhin zu bedauern, daß durch die an sich nicht allzu umfangreichen Auslassungen der Werth und der allgemeinere Nutzen nicht ein noch größerer geworden ist. Jene kleinen Unbehaglichkeiten der Wiederholungen, wenn Schumann in denselben Angelegenheiten an mehrere schrieb, oder die Angaben, wo Klara sich zu dieser oder jener Zeit aufhielt, oder redactionelle Mittheilungen würde man gern mit in den Kauf nehmen, zumal die Art und Weise wie Schumann auch die trockensten Dinge brieflich erledigte, stets etwas Anziehendes und Interessantes hat. Doch hiervon wird sich leicht absehen lassen; im ganzen und großen aber hat der ausgezeichnete Schumann-Kenner und -Forscher seine Aufgabe: einem größern Leserkreise einen Ueberblick über Schumann's Leben und Thätigkeit zu gewähren, trefflich gelöst.

Ein Hauptverdienst, das sich der Verfasser auf dem Gebiete der Schumann-Forschung erworben hat und das noch lange nicht genug öffentlich anerkannt und gewürdigt worden ist, besteht in den authentischen Mittheilungen, die Jansen bezüglich all jener berühmter und minder berühmter Persönlichkeiten gibt, welche mit Schumann in irgendwelche Beziehungen getreten sind. Das alphabetisch geordnete Verzeichniß am Ende mit den betreffenden Angaben ist ein reicher und werthvoller Quellenschatz für die Musikgeschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts und nicht blos für den Schumann-Forscher von Werth.

4. Robert Schumann's Leben. Aus seinen Briefen geschildert von Hermann Erler. Mit zahlreichen Erläuterungen und einem Anhang, enthaltend die nicht in die „Gesammelten Schriften" übergegangenen Aufsätze R. Schumann's. Mit einem Medaillonbilde R. Schumann's von A. Donndorf. Zwei Bände. Berlin, Ries u. Erler. 1887. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Wer diesen Titel liest, erwartet unzweifelhaft von dem Werke eher alles andere als das, was er findet: eine reichhaltige Sammlung von Briefen des Meisters, diplomatisch genau nach den Originalen gedruckt, mit in Parenthesen eingeschobenen und durch Petitdruck kenntlich gemachten zusätzlichen Erläuterungen des Verfassers. Und damit wenigstens der Anfang den Schein einer Biographie trage, so ist der Anfang von Schumann's Selbstbiographie, die

er 1840 an die philosophische Facultät der Universität Jena behufs Erlangung der Doctorwürde richtete, an die Spitze gestellt, und das Buch beginnt seltsam genug: „Ich bin zu Zwickau in Sachsen geboren, den 8. Juni 1810.“ Im übrigen ist das Werk ausschließlich Briefsammlung; den einzelnen Briefen sind im ganzen zuverlässige und auf selbständigen durchaus schätzenswerthen Forschungen beruhende Angaben über die betreffenden Adressaten vorausgeschickt. Den Anhang bildet eine Anzahl von Aufsätzen Schumann's, die in seine 1854 in vier Bänden erschienenen „Gesammelten Schriften“ nicht aufgenommen worden sind, und von Schumann in der „Neuen Zeitschrift“ veröffentlicht wurden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch die im „Kometen“, im „Herloßsohn'schen Lexikon“ wie auch noch anderweitig erschienenen Abhandlungen und Kritiken Schumann's hier eine Stelle gefunden hätten. Außerdem wäre es nothwendig gewesen, bei einzelnen der neu veröffentlichten Aufsätze kurz den Nachweis der Abfassung durch Schumann zu liefern. Wenigstens glaube ich nicht, daß wirklich alle jene Aufsätze von Schumann herrühren. Schlimmer noch steht es mit einigen Versehen, die dem Verfasser im Feuereifer für seine Sache begegnet sind. So ist es wunderbar, wie derselbe auf den Gedanken kommen konnte, in dem Briefe (I, 166) an Henriette Voigt bezögen sich die Buchstaben R. und S. an der Stelle: „Schwärmen Sie nicht zu viel mit R. und S.“ auf Louis Rakemann und Louis Schunke. Was letztern betrifft, so ist doch dem Herrn Verfasser, wie aus dem langen Bericht S. 58, also nur 100 Seiten vor jener Stelle hervorgeht, bekannt, daß Ludwig Schunke bereits am 7. December 1834 gestorben war; jener Brief ist aber vom 15. Juni 1838 datirt, also dritthalb Jahre nach Schunke's Tode. Auch an Louis Rakemann ist wegen seiner geringen Beziehungen zu dem Voigt'schen Hause nicht zu denken. Nicht minder bedenklich ist der Irrthum I, 293: unter dem hier erwähnten „Quartett“ versteht der Verfasser das 1845 erschienene Klavierquartett. Schon Dörfel's Verzeichniß, namentlich aber desselben Gewandhaus-Festschrift S. 102 hätte zeigen können, daß unter dem „Quartett“ das Streichquartett in A-moll Op. 42 Nr. 1 gemeint ist. Ferner ist die Bemerkung unrichtig: es sei „in der gedruckten Gestalt des Carnaval“ nur Eine Sphinx enthalten. Jeder Kenner des „Carnavals“ weiß genau, daß deren zwei, nämlich: As-c-h und A-s-c-h benutzt sind. Ein Versehen ist es ferner, wenn II, 128 der Verfasser es tadelt, daß bei der Inschrift an dem Hause in Dresden, wo Schumann wohnte: Reitbahnstraße 24 der Todestag nicht angegeben sei. Die, irren wir nicht, von Professor Hermann Scholtz genau mitgetheilte und wenige Zeilen über jenem Tadel richtig abgedruckte Inschrift nennt den Todestag so genau und richtig wie nur möglich: „gestorben am 29. Juli 1856“.

Noch andere geringfügigere Ausstellungen könnte, wer mit scharfbewaffnetem kritischen Auge zusieht, machen, ohne daß man dabei verkennen dürfte, wie durchaus dankenswerth und tüchtig Erler's Arbeit in jeder andern Beziehung ist. Eine Reihe von Briefen, so die Schumann's an Koßmaly, an Hirschbach sind bei Erler zum ersten mal genau nach dem Original mitgetheilt, während sie früher nur nach fehlerhaften Abdrücken (z. B. im „Leipziger Tageblatt“ die Briefe Hirschbach's) bekannt waren. Ein sicher und bequem angelegtes Register in jedem einzelnen Bande erleichtert wesentlich die Benutzung des inhaltvollen und auf das schönste ausgestatteten, schätzenswerthen Buchs, das keiner musikalischen Bibliothek fehlen sollte. Hoffen wir, daß eine neue Auflage die obenerwähnten Unebenheiten beseitigen und das Buch als ein in jeder Beziehung erfreuliches Monument für den herrlichen Meister erscheine.

5. Die Wurzeln des musikalischen Ausdrucks. Eine neue Klangtheorie, auf Grund seiner neuen Notation von Ernst Weigand. Mit 9 lithographirten Tafeln, 3 Tafeln mit Proben aus des Verfassers Klavier-Anfangs-Schule, Anschauungssystem für Klanghöhe und Klangdauer. Oppenheim, Kern. 1887. Gr. 8. 3 M.

Vorliegende Broschüre gründet sich auf eine neue Notation nach dem Anschauungssystem. Da indessen ausdrücklich die Benutzung dieser Notation zu irgendwelchen Veröffentlichungen verfolgt und bestraft wird, so erscheint eine Auseinandersetzung derselben an dieser Stelle, zumal sie bei der Complicirtheit der Sache sehr eingehend sein müßte, nicht räthlich. Dem Interessenten sei nur bemerkt, daß unsere alte, gute Notation ein wahres Wunderwerk von Einfachheit und Natürlichkeit ist, gegen dieses neue Notirungslabyrinth. Doch zur Sache. Auch unsere musikalische Ausdrucksweise: Tonica, Unter-, Ober-Dominante, die verschiedenen Benennungen für Accorde sind viel zu einfach. Weigand geht der Sache auf den Grund und sucht „die Wurzeln des musikalischen Ausdrucks“ auf. Bei diesem mühsamen Nachgraben findet er, daß, was man früher schlicht und einfach als Harmonie bezeichnete: richtiger „Zusammenklang-Einheitlichkeit“ heißt. Es soll nun dargestellt werden, wie die „Norm melodischer Einheit“ der „Ausbau der Norm harmonischer Einheit“ ist. Was bisher Octave hieß, nennt Weigand: „Erstes Amalgam. Grundtonausdrucksverstärkung I“; was Quinte: „Bester Theilton. Qualitätlich bester Näheton. Hinweischarakter. Zweites Amalgam. Grundtonausdrucksverstärkung Nr. 2“. Die Unterdominante wird zur „Theiltonausdrucksverstärkung“ und ist die „Umstülpung“ der „Grundtonausdrucksverstärkung Nr. 2“. Es folgt die dritte und vierte „Grundtonausdrucksverstärkung“, vulgo „Dur“ und „Moll-Terz“. Was Dur- und Moll-Accord war, nennt sich jetzt: „Der volle positive Dur-Tonalitätstheil“ und „der volle positive Moll-Tonalitätstheil“. Ex ungue leonem. Diese Proben mögen genügen. Es ist erstaunlich, wie weit man sich verirren kann. Nun denke man sich diese ganze Broschüre in einem Deutsch geschrieben, das den Gesetzen der deutschen Sprache, namentlich denen des Satz- und Wortbaues Hohn spricht, und man hat einen Begriff von dem Ein-

druck, den die Lektüre dieses Büchleins macht. „Legt's zu dem Uebrigen.“

6. Verdi. Sein Leben und seine Werke. Von Arthur Pougin. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Reißner. 1887. Gr. 8. 5 M.

Ein äußerst anziehendes und in seiner Art seltenes Werk, das die allgemeinste Beachtung verdient. Was der Verfasser auf seinen italienischen Reisen aus Gesprächen mit Künstlern und Einheimischen über Verdi an interessanten Details gesammelt und was er an ähnlichen Notizen in Fachschriften und politischen Blättern gefunden hatte, ist von ihm zusammengetragen und in Form einer „Vita anecdotica“, einer fast ausschließlich aus Anekdoten, kurzen Charakterzügen bestehenden Biographie veröffentlicht worden. Mag man von dem strengern, literarischen Standpunkt über ein solches Unternehmen denken wie man wolle, den Reiz der Neuheit und des — in gutem Sinne — Pikanten hätte es für sich, auch wenn das Buch lange nicht so fesselnd, so geistreich geschrieben wäre, als es wirklich der Fall ist. Ja, selbst wenn es von einem Manne geringerer Bedeutung handelte als Verdi: man könnte es nicht ohne das Bekenntniß aus der Hand legen, wirklich genußreiche Stunden mit dem Buche verlebt zu haben. Zu alle dem kommt, daß der Verfasser durch seine Beziehungen zu Emanuele Muzio, dem Lieblingsschüler Verdi's, eine große Anzahl bisher unbekannter Thatsachen aus Verdi's Leben mitgetheilt wurde, wie auch daß die von Caponi veranstaltete Uebersetzung selbst beträchtlich durch Anmerkungen u. s. w. erweitert war. So war denn der Stoff, der dem Verfasser zu Gebote stand, überreich, und der Beweis lehrt, daß es Pougin verstanden hat, die Materie in eine Form zu gießen, die äußerst anziehend und fesselnd wirkt. Wessen sich der Verfasser naturgemäß bei solchem Plane entschlagen mußte, ist der Versuch, eine durchgreifende ästhetische Würdigung der einzelnen Werke Verdi's, wie des vielgefeierten Maestro Compositore überhaupt zu geben. Es ist der Mensch Verdi, den Pougin in seinem Entwickelungsgange und seinen mannichfachen, wunderbaren Schicksalen vorführt; von dem Künstler wird mehr die rein äußerliche Seite dargestellt, seine Erfolge wie seine Miserfolge, und minder die Seite der innern, idealen Bildung. Aber gerade in dieser Unterlassung zeigt sich der richtige Tact und das feine Gefühl Pougin's. Die Uebersetzung von A. Schulze liest sich so angenehm, daß Referent nur bedauern kann, daß ihm das Original zu erreichen bisjetzt unmöglich war.

H. Reimann.

Unterhaltungsliteratur.

1. Karadi-nisa. Roman von F. von Zobeltitz. Minden, Bruns. 1887. 8. 3 M.
2. Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler. Leipzig, Kußß. 1887. 8. 3 M.
3. Die Edinghausens. Zeitroman aus unsern Adelskreisen von Alex von Degen. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887. 8. 4 M.
4. Im Dienst der „liberalen“ Presse. Von Ed. Müller-Müllerbach. Leipzig, v. Biedermann. 1887. 8. 2 M.
5. Der Bauernfreund. Von Ed. Müller-Müllerbach. Leipzig, v. Biedermann. 1887. 8. 2 M.

Der Roman „Karadi-nisa“ von F. von Zobeltitz (Nr. 1) ist ein eigenthümliches Buch, das keiner ohne Interesse lesen und ohne tiefen Eindruck empfangen zu haben aus der Hand legen wird, und doch läßt sich schwer sagen, worin die besondere Magie desselben liegt. Die Erzählung ist, wenn auch lebendig und frisch, doch nicht von geradezu packender Gewalt und die handelnden Personen sind, wenn auch gut und scharf umrissen, doch nicht so imponirend oder so liebenswürdig geschildert, daß man beim Schlusse des Buchs wie von liebgewordenen Bekannten schiede. Man würde somit aus diesem Roman nicht viel größern Genuß gewinnen, wie aus manchen andern, die heute mit Hast durchflogen und morgen schon halb vergessen sind, wenn nicht jene besondere Anziehungskraft darin läge. Diese besteht aber in der überaus wirksamen Anschaulichkeit, mit welcher der Verfasser zu schildern versteht. Alle die farbenprächtigen Bilder, die er uns vorführt, sind so lebensfrisch in ihren großen Zügen, so fein nuancirt in ihren kleinen Strichen und Nebendingen, daß sie den Leser nicht allein frappiren, sondern in ihre der Wirklichkeit abgelauschte Natürlichkeit hineinzutäuschen verstehen. Gleich mit dem ersten Kapitel, welches das Carnevalsfest der deutschen Künstler in ihrem gemüthlichem Heim an der Fontana Trevi schildert und uns mit dem Titelhelden, mit Fräulein Alberti, einer sich in Rom erholenden berliner Schauspielerin, mit Baron Riebeck, einem jungen Diplomaten, und dem Bildhauer Gottfried Arnhelm, also den vier wichtigsten Figuren des Buchs, in geschickter Weise bekannt macht, werden wir in den vollen Strudel des schäumenden Lebens hineingerissen und müssen uns schon mit der Hand über die Stirn fahren, um aus dem Traum zu erwachen, hier eine sogenannte wahre Geschichte mitzuerleben. Es sei gestattet, hier eine kleine Probe davon zu geben, wie F. von Zobeltitz es versteht, lebensvoll zu schildern. Baron Riebeck sitzt auf jenem Feste neben Gertrud Alberti und erklärt ihr die wichtigsten und interessantesten Personen unter den zahlreichen Gästen:

„Der weißköpfige Herr drüben an der Thür, nach dem Sie zunächst fragten, ist Mommsen, unser großer Historiker, der fast alljährlich einige Wochen in Rom verlebt; er spricht mit Goldmark, jenem kleinen Mann mit auffallend markanten Gesichts-

zügen — dem Componisten der «Königin von Saba», die vor einigen Tagen im Teatro Constanze aufgeführt wurde und ihrem Verfasser orientalische Huldigungen einbrachte. Der Longobarde mit dem mächtigen, blonden Vollbart und der Ritterfigur ist Paul Otto, der Bildhauer, der gegenwärtig an dem für Berlin bestimmten Denkmal Wilhelm Humboldt's arbeitet, und der schlicht ausschauende Bürgersmann daneben Professor Müller, der Schöpfer der Prometheusgruppe. Dort kommt Herr von Keudell, der Botschafter, mein hoher Vorgesetzter, und an seiner Seite schreitet ein seltener Besucher, der deutsche Consul in Mailand, Herr Eduard Griesebach, nebenbei Verfasser des «Neuen Tannhäuser», was ich Ihnen eigentlich nicht sagen dürfte. Der graue Lockenkopf mit der hohen Stirn und den leuchtenden Augen darunter trägt den Namen Cauer, der wol keiner weitern Erläuterung bedarf, und der schwarze Herr — ja, zum Teufel, ist das nicht Karadi-nisa, und wie kommt der nach Rom?" Riebeck klemmte das Glas fester ins Auge, um den Fremden genauer mustern zu können. In diesem Moment legte sich jedoch die kleine Hand Kleopatra's fast schmerzhaft spannend auf seinen Arm, und ihr heißer Athem streifte seine Wange. „Bitte, Baron Riebeck", sagte Fräulein Alberti mit seltsam zitternder Stimme, „führen Sie mich für einige Minuten in den vordern Saal. Hier ist es unerträglich heiß geworden." Eilfertig sprang Riebeck auf. Gertrud war leichenblaß und ihr Arm bebte leise in dem ihres Begleiters.

Sind hier nicht mit meisterlichem Geschick Persönlichkeiten der wirklichen großen Welt mit Figuren der fingirten Wirklichkeit zusammengebracht? Eben dadurch erreicht der Verfasser die Wirkung, daß man ein Stück wirklich geschehenen Lebens zu lesen glaubt. Von gleicher Lebensfülle sind unter anderm der Anfang des dritten Kapitels, der den Katzenjammer des Barons am Morgen nach dem Feste so ergötzlich schildert, wie der Schlußact der so bekannten „Fledermaus" beginnt, ferner die Lustfahrt der Gesellschaft nach Le Capanelle, wo die Rast vor der Osteria mit dem Velletriwein und der Tarantella ein eindrucksvolles tableau vivant bietet, und das große Feuerwerk im Kolosseum sowie das Leben auf der Piazza di Spagna:

Gertrud hatte ein Buch zur Hand genommen, aber sie ließ es nach flüchtigem Durchblättern wieder sinken. Das voll pulsirende Leben auf der Piazza di Spagna interessirte sie mehr, als der Ouida'sche Roman es vermochte. Lichtübergossen lag der Platz vor ihr. Auf der gewaltigen Freitreppe, die hinauf auf den Monte Pincio führt, tummelt sich ein Schwarm nacktfüßiger Kinder und überfällt jeden Fremden mit der kreischenden Bitte um einen Soldo. Auf den sonnenwarmen Steinen dehnen sich in träger Behaglichkeit die Lazzaroni Roms, die Orangenverkäufer, die Scharen der Bettler und der Künstlermodelle, buntfarbige Lappen auf dem erzgleichen Körper, aber selbst diese Lumpen kokett drapirt. Gerade gegenüber der Pension Moreto, vor dem Palais des spanischen Gesandten, befindet sich ein Droschkenhalteplatz. Unter den ermattenden Strahlen der Sonne sind die Gäule meist eingeschlafen und hängen die Köpfe; doch um so beweglicher agiren hoch oben auf den Kutscherböcken ihre Gebieter. Von Wagen zu Wagen fliegt die Unterhaltung; ein dicker Cocchiere mit weinrother Nase hat den Leitartikel aus der neuesten Nummer des „Popolo Romano" verlesen und ihm gilt die lebhaft und unter leidenschaftlicher Gestikulation geführte Polemik. Plötzlich fliegen die Kutscher von ihren Sitzen auf, die Peitschen knallen, die müden Gäule schrecken zusammen. Um die Ecke der Via Condotti biegt ein Herr in grauem Reiseanzug, den Plaid über der Schulter, den rothen Bädeker in der Hand — ein „Forestiere"! Ein gewaltiger Lärm entsteht im Reiche der Kutscher. „Hieher, Signore" — „schil vous pleh, Mussu" — „ecce, signore, vuole?" — man reißt sich um den harmlosen Touristen, der mit ängstlichem Gesicht in die Via Propaganda flüchtet, um an der Ecke derselben einem Stiefelputzer, einem Korallenverkäufer und drei schwarzäugigen Jungen mit Wachsschwefelhölzern in die Finger zu fallen.

Was nun den Helden Karadi-nisa anlangt, so ist er der Sohn eines vornehmen Japaners und einer französischen Dame, und ist, früh verwaist, in der Nähe von Tokio von einem vertrauten Freunde seines Vaters, „Mura Ten-Haë, einem wunderlichen alten Weltweisen", erzogen worden. Zwanzig Jahre alt, hat er von diesem Aufzeichnungen seines Vaters erhalten, aus denen hervorgeht, daß derselbe sein kolossales Vermögen durch falsches Spiel in pariser cercles gewonnen hat. Durch diese Enthüllung tief erschüttert, ist er bereit gewesen, auf das unrechtmäßig erworbene Vermögen zu verzichten; doch hat ihn sein Lehrer davon zurückgehalten, indem er ihm plausibel machte, „durch eine weise Verwendung seiner Reichthümer" des Vaters Schuld zu sühnen und diese Verwendung darin zu finden, daß er die Reichthümer als Mittel benutze, das Schönste, Größte und Edelste in sich aufzunehmen. Dadurch in höchstem Grade gebildet, werde er allein mehr werth sein und schwerer wiegen, als jene Hunderte zusammen, denen er durch sein geplantes Opfer den Hunger stillen wolle. Diese verführerischen Lehren befolgend geht Karadi-nisa nach Europa, wo er sich bald vom weltstädtischen Treiben hinreißen läßt; seine Ideale verblassen und sein edleres Streben geht im Genußleben und dem Schmachten nach Genuß unter. So lernt er in London als Gesandtschaftsattaché die Tochter eines guten Hauses, Edith Thomas, kennen, entführt sie in seine Heimat und macht sie dort so unglücklich, daß sie ihm endlich entflieht und, todkrank in Marseille angelangt, dort stirbt. Er aber, der erst nach ihrem Verlust voll erkennt, wie sehr er sie geliebt hat, schweift ruhe- und friedlos durch die Welt, um deren Freuden zu genießen und in diesem Genuß Vergessen zu finden. So kreuzt er denn auch jetzt in Rom die Wege der zu Anfang schon genannten Personen, zu denen sich als gleichfalls eine der wichtigsten Figuren seine Schwägerin, Fräulein Gwendolin Thomas, gesellt, und gibt sich selbst den Tod, um nicht durch ein Duell mit Baron Riebeck, den seine Schwägerin liebt, vielleicht noch mehr Schuld und Unrecht auf sich zu laden. Die eigentliche Haupthandlung dieses internationalen Romans hier genau nachzuerzählen, gestattet der Raum nicht; es sei nur hervorgehoben, daß alles gut endet, indem Karadi-nisa in sein erträumtes Nichts geht und sich in den Seelen der andern uns interessirenden Personen die Conflicte und Zweifel befriedigend und, was ebenso wichtig ist, psychologisch wahr lösen. Riebeck's Verstoß gegen Gertrud wird allerdings etwas chevaleresk abgethan, doch widerspricht das nicht der Realität und ist somit in diesem Buche des wirklichen Lebens wohl am Platze. In

stilistischer Hinsicht ist zu betonen, daß das schiefe Bild, „ihm eine Kugel durch das steinerne Herz zu jagen", sich nicht rechtfertigen läßt, und der Gebrauch von Fremdwörtern in dem ganzen Buche ein so überreicher ist, daß dem „Karadi-nisa" eigentlich der Vertrieb seitens der deutschen Reichspost versagt werden müßte.

„Im Dorf der Schmied" von Max Vogler (Nr. 2) ist ein gutes, durchaus empfehlenswerthes Buch, das schildert, wie ein junger Deutscher, der als Schmiedegesell vor 1870 in ein elsässisches Dorf gekommen ist, nach dem Kriege auf Wunsch seines ehemaligen Meisters dorthin zurückgekehrt und endlich sein Erbe geworden, große Schwierigkeiten hat, die Abneigung der französisch gesinnten Einwohner zu überwinden und Herz und Hand eines geliebten Mädchens zu gewinnen. Es ist eine einfache Geschichte, ohne vielen Aufwand und Phrasenputz erzählt, die gerade durch ihre Einfachheit ans Herz greift. Ihr Verfasser hat viel von Ermann-Chatrian gelernt, aber es thut besonders wohl, auch einmal einen echt deutschen Mann von den Verhältnissen im Elsaß reden zu hören und eine Erzählung zu lesen, die mit deutscher Vaterlandsliebe und deutscher Gerechtigkeit diese Verhältnisse schildert. Ganz vortrefflich sind die landschaftlichen Schilderungen und besonders rühmenswerth das feine Gefühl und sinnige Verständniß, womit die Herzensstimmung der Menschen mit der jahreszeitlichen Stimmung der Landschaft in Beziehung und Verbindung gebracht sind. So z. B. in der Stelle, wo sich die Liebenden nach langem Wirrsal und Irrsal endlich gefunden haben:

> So standen sie minutenlang, und lauter noch rauschte es auf im lenzgrünen Walde, daß sich die wogenden Zweige weit auf die beiden Glücklichen herniederbogen, und draus flog wieder ein munterer Buchfink auf, tiefer in das Dunkel hinein, um dem Specht, der dort drinnen laut an den Stämmen hämmerte, zu künden, was er gesehen — man konnte sie gleich darauf miteinander schwatzen hören. . . . Und dann wurde es auf einmal ganz still, der Wind hatte sich plötzlich gelegt, und auch die Vögel schwiegen, und durch die Laubkronen brach, schier zum ersten mal an diesem Tage, ein warmer, blitzender Sonnenblick herein — ja, der Sturm war aus, der so lange die Seelen der beiden durchtobt, vorbei der Kampf, den sie gegeneinander und mit sich selbst gekämpft; nach langem, ungewissem Fragen und Zweifeln und peinvollem Hin- und Herschwanken des Empfindens kam Glück und Klarheit.

Sehr wirkungsvoll und vollkräftig ist auch die Sturmnacht geschildert mit der verunglückten Schmuggelei von Colin Vater und Sohn, die so schaurige Folgen haben soll, seltsam aber die Anordnung des Anfangs, indem wir erst in die Goldene Traube geführt und mit dem Wirth und seinen beiden Töchtern bekannt gemacht werden und dann die Geschichte, nachdem wir just warm geworden sind und gern den so behaglich angesponnenen Faden der Erzählung weiter ablaufen sehen möchten, plötzlich von neuem anhebt. So werden auch die schon bekannt und interessant gewordenen Mädchen uns auf einmal als ganz neue Gestalten vorgeführt, wodurch man fast verwirrt wird. Das hätte sich leicht anders ordnen lassen, da solche doppelte Schilderung der Persönlichkeiten und der Localität weder „nützlich" noch „nöthig und angenehm" ist. Auch der Schluß hat etwas Fremdes, denn es ist nicht recht glaublich, daß Meister Elsinger die „Gedichte" von A. von Lamartine, ins Deutsche übertragen, in der Rocktasche bei sich geführt haben soll. Wenn man ihm und seinem kreuzbraven Jobbi mit solchen Versen gekommen wäre wie:

> O rolle stolz und frei, zieh' deines Wegs gelassen,
> Du Nil des Occidents, Nationenbecher Rhein —

sie würden, glaube ich, nicht gerade sehr geistreich und verständnißvoll drein geschaut haben.

Der Zeitroman aus unsern Adelskreisen „Die Edinghausens" von Alex von Degen (Nr. 3) schildert die Schicksale einer hochadelichen Familie im Laufe dieses Jahrhunderts bis in die Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs hinein und würde mit größerer Anerkennung zu nennen sein, wenn sein Aufbau geschickter und sorgfältiger wäre. So aber werden schon im einleitenden Kapitel so viele Namen und Personen vorgebracht, daß das Interesse des Lesers sich nothwendig zersplittern muß und sein Gedächtniß unmöglich alles das fassen kann, was hier zusammengepackt ist. Zeigt sich die Verfasserin (mit einer solchen haben wir hier wol ohne Zweifel die Ehre uns zu beschäftigen) in dieser Hinsicht noch nicht fähig, die Masse des Stoffs zu bewältigen, so macht die Erzählung an andern Stellen entschieden den Eindruck, als schildere sie wirklich Geschehenes, und so wunderliche Namen wie Baroneß Dagingb bestärken diese Vermuthung, da die Buchstaben nur verschoben zu sein scheinen, um einen wirklichen Namen zu verstecken. Diesem Verhältniß A. von Degen's zu den „Edinghausens" ist es vielleicht zuzuschreiben, wenn manchmal allerlei als bekannt vorausgesetzt zu werden scheint, was dem unbefangenen Leser aber keineswegs bekannt sein kann. Mit einem Wort: A. von Degen's gewiß noch junges Talent steht seiner Vorlage noch nicht objectiv gegenüber und ist noch nicht reif genug, einen so umfassenden Stoff wie den der Edinghausens zu bewältigen. Uebt es sich erst an einfachern Stoffen und erlangt es die Kunst gut aufzubauen, so dürfen wir hoffen, spätere Werke mit größerer Befriedigung zu lesen. Es wäre schade darum, wenn dies von edler Gesinnung und entschiedener Gestaltungskraft getragene Talent sich nicht fleißig und erfolgreich aus sich selbst herausbilden wollte.

Ed. Müller-Müllerbach's zwei Erzählungen: „Im Dienst der «liberalen» Presse" (Nr. 4) und „Der Bauernfreund" (Nr. 5), leiden beide etwas unter der ziemlich deutlich ausgesprochenen politischen Tendenz, die kein rechtes Behagen an der Kunst des Erzählers aufkommen läßt. Die erste wird jedoch manchen Leserinnen gefallen, weil die Gestalt der Käthe mit wirklichem Liebreiz gezeichnet ist, und manchen Lesern, weil sie interessante Blicke in die Geheimnisse eines Redactionsbureaus thun läßt. Freilich findet sich hier kein „Konrad Bolz"! In stilistischer Hinsicht hat der Autor noch ziemlich viel zu plätten.

Keiner Redaction ist es erlaubt, solche Sätze zu bilden, wie der ist, mit dem diese Geschichte noch dazu anfängt: „Wo im Wald der verlassene Steinbruch liegt, aus dem vor vielen hundert Jahren die Bausteine zu den ragenden Domspitzen und zu den tiefen Grüften geholt wurden, in welche viel edle Geschlechter zu ewigen Ruhe eingingen, hat der steile Absturz des Berges nach Norden hin einen Vorbau erhalten."

In der zweiten Geschichte, in welcher der Justizrath als Bauernfreund nur darum die Titelrolle zu spielen scheint, damit die Scheinliberalen einen Hieb wegkriegen, ist sein Mündel Eugenie die eigentliche Hauptperson, soweit sie nicht durch Erich und seine Martha in den Hintergrund gedrängt wird. Fast unmotivirt erscheint ihr trauriges Geschick in dem letzten Theil der Geschichte, da sie doch die Sympathie des Lesers sonst für sich zu gewinnen versteht. Am auffälligsten ist aber der Anfang, der mit dem Verlauf der Geschichte eigentlich in gar keinem innern Zusammenhange steht. Denn ob Eugenie die Tochter des dort geschilderten Mannes ist oder ob sie von andern Aeltern stammt, ist hier, wo es nur darauf ankommt, daß sie Waise ist, völlig gleichgültig. Sollte diese Einleitung nur gemacht sein, um Spannung zu erregen, so würde das noch schlimmer sein, als wenn es nur ein Compositionsfehler wäre. Im übrigen sind beide Geschichten nicht ohne Lebendigkeit und Frische behandelt, und namentlich die zweite enthält manche scharfsinnige Bemerkung und kerngesunde Anschauung. Möge auch diesem Talent es gelingen, sich und seine Werke zu künstlerischer Harmonie abzurunden!

Reinhard Mosen.

Neue Dramen.

Ulrich Prusse, ein noch ziemlich unbekannter Schriftsteller, tritt gleich mit einer Reihe dramatischer Arbeiten an die Oeffentlichkeit:

1. Arminius. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Mirjam. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Rolf Gernau. Familiendrama in fünf Acten. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Kreuz und Halbmond. Ein Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Stralsund. Volksschauspiel in fünf Acten mit einem Vor- und einem Nachspiel. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Reineke in der Falle. Humoreske in fünf Acten mit einem Vor- und einem Nachspiel. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Wem das bloße Niederschreiben augenblicklicher Eingebungen und Eindrücke von Gestalten, die eine überreizte Einbildung erzeugt, würdig genug dünkt, Dramen daraus zu formen, ohne jegliche Berechtigung und noch weniger Beruf dazu; wer durch die so entstandenen scenischen Gebilde der Welt eine Ueberraschung zu bieten glaubt und sich wol gar für einen Dichter hält, wie der Verfasser obengenannter Dramen, dem gilt es solchen schweren Irrthum zu benehmen und ihn daran zu er innern, daß die poetischen Kunstformen kein Spielzeug für unbeholfene Hände sind.

Von der historischen Tragödie an bis zur Humoreske hat der Verfasser die dramatischen Kunstformen zu seinen Arbeiten herangezogen. Jedes seiner Werke ist in fünf Acte eingetheilt, die Vor- und Nachspiele ungerechnet; ein erkleckliches Stück Arbeit, welches einem Dichter alle Ehre machen würde; aber leider leuchtet aus allen diesen Mühen keine Spur von ernstlichem Talent, denn alle diese Trauer-, Schau- und Possenspiele gleichen Spielereien, müssigen Nachahmungen. Zum Dichter gehört mehr, als ein bloßes Spiel mit den schwersten Kunstformen, deren Bewältigung selbst talentvollen und hochbegabten Poeten nicht leicht wird. Wo aber weder Phantasie noch das nöthige Wissen und die Gottesgabe der Poesie vorhanden sind, vermag auch das allerbeste Gedächtniß den großen Mangel nicht zu ergänzen, und die so aufgewendete Arbeit ist nicht blos eine verfehlte, sondern ein gänzlich zwecklose.

Die scenische Behandlung dieser dramatischen Arbeiten macht stellenweise den Eindruck kaleidoskopischer Bilder, die sich rasch und unvermittelt folgen, besonders in „Arminius" (Nr. 1). Das dürfte allerdings eine seltene dramatische Neuheit sein. Die Sprache ist durchweg nicht nur ungelenk und unlogisch, von Eleganz und Wohllaut ganz abgesehen; sie ist sogar schleppend und ermüdend. So viel auch Arminius von deutscher Einheit und Freiheit gereimt und ungereimt spricht, es regt sich selbst in den hochpathetischen Stellen keine dichterische Schwinge. Daß die arme Thusnelda im Wahnsinn stirbt, nachdem sie so viel irre geredet, nimmt uns nicht wunder, obgleich diese Erfindung unzweifelhaft Original ist.

„Mirjam" (Nr. 2) enthält eine Inquisitionsschreckensgeschichte mit dem gesammten Henkerapparat. Eine Liebesgeschichte zwischen einer Jüdin und einem Prinzen bildet den Mittelpunkt des Dramas, um die sich Fäden spinnen, die zu schreckenerregenden Scenen führen. Zum Schluß sterben fast sämmtliche Hauptpersonen des Trauerspiels eines gewaltsamen Todes, und die parodirte Schlußscene des Schiller'schen „Don Carlos" bildet das würdige Finale.

„Rolf Gernau" (Nr. 3) ist ein Sammelsurium von Schauermotiven, aus dem uns wie mitleidflehend bekannte Gesichter anschauen, die Iffland in seinen „Jägern", Otto Ludwig in seinem „Erbförster" und Gerstäcker in seinem „Wilderer" benutzt hat.

Das Ritterschauspiel „Kreuz und Halbmond" (Nr. 4) erinnert lebhaft an Kotzebue's „Kreuzfahrer" und andere Ritterschauspiele ähnlicher Art, welche jedoch „Kreuz- und Halbmond" gegenüber classisch zu nennen sind. Zum Belege und zur Beurtheilung des Sprachlichen geben wir eine der bessern Stellen des Schauspiels aus einem Monologe des Königs Amalrich:

Was gab man mir? Ein Spielzeug in die Hand!
Man nennt es Scepter; auf das Haupt ein Spielzeug!
Man nennt es Krone. Kinder spielen gern,
Und Freude leuchtet aus den klaren Blicken,
Mir nicht, mein kindlich Waffen drückt mich schwer.

Und das soll auch logisch sein und gibt sich für Poesie aus.

In „Stralsund" (Nr. 5) sind die schwerwiegendsten dramatischen Motive im buchstäblichen Sinne des Worts verarbeitet. Eine caricirte Copie des Secretärs Wurm aus Schiller's „Kabale und Liebe" tragirt den entsetzlichen Bösewicht des Dramas.

„Reineke in der Falle" (Nr. 6) ist als gänzlich verfehlt zu bezeichnen. Es könnte vielleicht in Concurrenz mil der Mehrzahl der Schwänke treten, denen die deutsche Bühne zum Tummelplatz dient, wenn die scenische Arbeit nicht gar zu plump und ungeschickt und der Dialog ein wenig gewandter und nur mit einigen Kalauern gespikt wäre.

In Summa sind die dramatischen Werke Ulrich Prusse's misrathene Dilettantenarbeit, für die weder auf der Bühne noch auf dem Büchertisch ein Platz offen ist.

Ohne Zweifel ein dichterischer Erstlingsversuch ist:

7. Swenald. Schauspiel in vier Aufzügen von Bruno Scholze. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Fabel dieses Schauspiels ist der russischen Geschichte entnommen, und zwar der Geschichte des beginnenden Mittelalters, und muthet uns ziemlich fremdartig an. Doch welcher Zeit immer der echte Dichter seine Stoffe entlehnen mag, wenn er sie nur mit großen Ideen durchdringt und ihnen Motive zu Grunde legt, die allgemein menschlich berühren und Herz und Gemüth anregen, wenn er seine Arbeit durch die dichterische Ausführung adelt und beseelt, so wandelt sie ewig jung durch alle Zeiten. Auch der Verfasser des „Swenald" hat seinem Schauspiel eine große schöne Idee zu Grunde gelegt, den uralten Kampf des Lichts mit der Finsterniß, und allgemein menschliche Motive in die Handlung verwebt, die überall und zu allen Zeiten die Menschen rühren und ergreifen, aber noch ist er der dramatischen und rhythmischen Form nicht Herr; Licht und Schatten sind zu ungleich vertheilt, die Charakterzeichnung ist noch unsicher und mangelhaft. Die Diction ist zwar im großen und ganzen edel, nicht ohne Poesie, stellenweise sogar nicht ohne Schwung; doch erlahmt derselbe, weil eben der Verfasser die Sprache noch nicht beherrscht und meistert. Das Schauspiel bekundet jedoch Talent, ist nicht ohne scenisches Geschick und Verständniß aufgebaut, reich an Effect, aber es geht nicht über die Versuchsarbeit, das Erstlingswerk hinaus. Ob sich dasselbe auf der Bühne wirksam erweisen würde, wollen wir zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, weil bei der Verlebendigung stets alle Mängel und Schwächen schärfer hervortreten, doch auch nicht bezweifeln. Jedenfalls besitzt der Verfasser Talent genug, um bei sorglicher Pflege und Ausbildung desselben in Zukunft Gereifteres und Gelungeneres auf den Markt der Oeffentlichkeit zu bringen.

Ein Stück Zeitgeschichte in die dramatische Form gezwängt ist:

8. Sedan. Schauspiel in vier Acten von August Schipfer. Berlin, Ißleib. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine Anzahl Anekdoten aus der Zeit vor und während des gewaltigen Deutsch-Französischen Kriegs, bekannte Aussprüche, Schlagwörter und geflügelte Worte einer übergroßen Menge bekannter und unbekannter, großentheils historisch gewordener Personen ohne Auswahl und Sichtung beliebig in den Mund gelegt, daraus gut oder übel scenische Bilder geformt und lose aneinandergereiht und mit dem Namen „Sedan" getauft: so entstand dies Schauspiel, das seine Bezeichnung trägt, wie ein Zwerg das Gewand eines Riesen. Unter all den berühmten und berüchtigten Personen, die uns in dem Schauspiel entgegentreten, suchen wir vergeblich das Charakteristische, Individuelle der Einzelnen in That und Wort, die seelische Vertiefung; wir sehnen uns, einen Kraftausdruck zu hören, eine kühne verwegene That ausführen zu sehen, doch nichts von dergleichen Dingen. Dazu scheint dem Verfasser das erfinderische Vermögen und die dichterische Kraft zu fehlen; denn über Dinge, die uns durch die Zeitungen und die Zeitgeschichte weltbekannt sind, wagt er sich nicht hinaus. Durch das Schauspiel zieht sich wie ein schwaches rothes Fädchen eine ziemlich abenteuerliche Liebesgeschichte, um ihm doch einigen Zusammenhalt, eine unbedeutende Spur dramatischen Lebens zu geben. Die Sprache ist die allergewöhnlichste und nüchternste Prosa, in der kein Fünkchen Geisteslicht aufblitzt, keine wohlklingende Phrase laut wird, indem im Dialog keine schöne Wendung, keine witzige Pointe zu hören ist. Nur die vielen bekannten historischen Namen, die große doch leider so klein aufgefaßte Sache, die uns aus diesem „Sedan" verheißungsvoll entgegenklingt, reizen die Neugier, aber wir werden nur zu bald bitter enttäuscht.

Karl Nissel.

Naturwissenschaftliche Schriften.

Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Schwerkraft und Analyse der Achsendrehung. Von Ernst Rethwisch. Berlin, F. Schneider u. Comp. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dieser Schrift liegt eine ältere, uns bereits bekannte Arbeit des Verfassers zu Grunde, wir meinen dessen zweite Auflage von „Der Irrthum der Schwerkrafthypothese" (vgl. Nr. 9 d. Bl. f. 1885). Wie das letztere Werkchen, so ist auch dieses Buch gegen die allgemeine Schwere gerichtet. Diesmal hat jedoch der Verfasser sein System ausführlicher behandelt als in jenem Grundriß, und es wurden auch die einschlagenden fremden Arbeiten unter voller Angabe der Titel der betreffenden Werke angemerkt.

Seit Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft durch Newton vor zweihundert Jahren blieb immer die Frage offen, durch welche Ursachen jenes großartige Weltgesetz zu Stande komme. Newton selbst war ursprünglich der Ansicht, daß ein höchst feines Zwischenmittel, Aether genannt, die gegenseitige, auf der Schwere beruhende Anziehung von dem einen Körper zum entfernten zweiten fortpflanze. Erst später nahm er an, daß die Gravitation ohne Zwischenmittel wirken könne, und diese Meinung steht noch heute allgemein in Kraft, obschon sie von jeher mehrseitig bekämpft worden ist. Hierbei wurde meist dem Weltäther die Vermittlerrolle übertragen. Viele Gegner ließen gar keine allgemeine Schwerkraft als solche bestehen, sondern faßten das Gravitationsproblem als zur Bewegungslehre direct gehörig auf, da ja auch die Gravitationshypothese erst ihre allgemeine Schwerkraft aus der Bewegung der Himmelskörper ableiten mußte. Schon Huyghens (1690) basirte die allgemeine Schwere auf der schnellen kreisförmigen Bewegung eines universell verbreiteten Zwischenmittels. Derartige aus der Bewegung unmittelbar abgeleitete Theorien der Gravitation findet man in Isenkrahe's „Das Räthsel von der Schwerkraft" (1879) mit Verständniß und Sachkenntniß behandelt, und es zeigt sich, daß besonders in neuerer Zeit, seit Auffindung des Grundgesetzes von der Erhaltung der Energie (Robert Mayer 1842—51), das Streben sich kundgibt, alle Naturerscheinungen, mithin auch die Schwere, aus einer allgemeinen, im Weltall stattfindenden Bewegung zu erklären. Auch der Verfasser führt daher als Hauptgrund in seiner Kritik der Schwerkraft an, daß Bewegung sich nur aus Bewegung ableiten lasse. In dieser Richtung wird er nicht nur viele Philosophen, sondern auch nicht wenige Physiker für sich haben, besonders jene, welchen eine Fernwirkung der allgemeinen Schwere durch den leeren Raum unbegreiflich ist. Da der Weltäther in der schulgerechten Gravitationslehre keine Bedeutung hat, so verhält sich in derselben auch der mit dem Aether erfüllte Raum gegen die durch ihn wirkende Schwerkraft wie ein leerer Raum, und die Gravitation erscheint dann den zuletzt genannten Denkern trotz des Weltäthers als unvermittelte Fernwirkung absurd.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von welchen die erste der „Kritik der Schwerkraft" gewidmet ist, während die zweite eine „Analyse der Achsendrehung" bringt. Die Kritik der Schwerkraft erstreckt sich auf ihre unvermittelte Fernwirkung, ihren fraglichen Sitz im Erdmittelpunkte, ihre Abnahme mit dem Quadrate der Entfernung von letzterm, auf die für die Zeiteinheit wachsende Schwingungszahl eines und desselben Pendels vom Erdgleicher gegen die Pole hin, die Anziehung des Pendels durch mächtige Massen, die Störungen der Planetenläufe durch andere Planeten und endlich auf die Erscheinungen bei der Flut. Es geht aus dieser philosophischen Zerlegung physikalischer Darstellungen die Lehre hervor, daß einerseits die Physiker noch strenger als bisher bei ihren Inductionen, Deductionen und Beweisen vorzugehen hätten, wenn ihre Thesen von Ein- und Vorwürfen der Philosophen frei bleiben sollen; andererseits aber, wie schwer die geometrischen und überhaupt mathematischen Vorstellungen und Ableitungen in der Physik sich durch einfache Raisonnements in Worten ersetzen lassen.

Das zweite Kapitel der „Kritik der Schwerkraft" bespricht in interessanter und unparteiischer Weise Newton's Verhältniß zur Gravitation. Der Verfasser erkennt wärmstens das mathematische Verdienst Newton's um die Aufdeckung des die Welten zusammenhaltenden Gesetzes sowie um die Verallgemeinerung der irdischen zur allgemeinen Schwerkraft an; aber er weist andererseits nach, wie schwankend sich Newton über die Ursache der Gravitation zu verschiedenen Zeiten geäußert und daß er selbst eine allgemeine Attraction aller Materie nicht gelehrt hat, sondern erst seine Anhänger und Nachfolger.

Die „Analyse der Achsendrehung", d. i. der andere Haupttheil des hier angezeigten Werks beschäftigt sich mit der Weltentwickelung, wobei in Kürze auch Kant's Kosmogonie besprochen und zergliedert wird. Da der Verfasser die Gravitationskraft nicht anerkennt, so kann er auch selbstverständlich in der Weltentstehungshypothese des großen königsberger Philosophen jenem Theile nicht zustimmen, welcher sich auf die Ballung der Materie durch die Schwere bezieht. Er vermeidet daher in seiner eigenen Darstellung des Ursprungs der Welt die Kant'schen dichtern Massengruppen, welche als Keime der spätern Himmelskörper anziehend auf die umgebende Gasmaterie wirkten, und setzt im Gegentheil voraus, der gasförmige Urstoff sei anfänglich überall gleichmäßig dicht und mit einer Achsendrehung begabt gewesen. Bezüglich der letztern nimmt der Verfasser mit Huyghens an, daß sie sich zur Centrifugal- und Centralbewegung differenzire, wobei letztere die Erscheinungen der Schwere hervorbringt. Ueberwiegt die erstere, so erfolgt eine Lostrennung vom Urkörper. In solcher Weise haben sich die Planeten von der Sonne losgelöst. Mit diesem von Kant stammenden Gedanken einer

centrifugalen Abreißung neuer Weltkörper von einem ältern Himmelskörper ist zwar der Verfasser in der Hauptsache einverstanden, aber nicht in den Einzelheiten. Für den vom Urkörper abgeschiedenen Weltkörper bewirken nach dem Verfasser seine als Erbschaft mitgenommenen beiden Gegenbewegungen die elliptische Bahn. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier der Aufbau der Welt sich vereinfacht, indem die Erscheinungen der sonst isolirt dastehenden allgemeinen Schwere mit der Achsendrehung der Weltkörper innig verbunden werden; es fragt sich nur, ob thatsächlich bei jeder Achsendrehung eine centripetale Urbewegung auftrete. Der Verfasser führt hierfür den Huyghen'schen Versuch an, bei welchem in einer schnell rotirenden hohlen Glaskugel die anfänglich auf dem Wasser schwimmenden Holzkugeln gegen den Mittelpunkt jenes Glasgefäßes sich bewegten. Aber dies geschieht ja nur, weil das dichtere und daher centrifugal stärkere Wasser die minder dichten Kugeln zurückdrängt. Für sich allein zeigen bei jenem Experiment die Holzkugeln sich ebenfalls centrifugal. Und so auch beliebige Körper, wenn sie für sich allein rotiren. Der Fliehkraft müßte jeder Körper Folge leisten, wenn nicht eine andere in schneller Umdrehung befindliche Kraft — gewöhnlich die Schwere oder an rotirenden Rädern die Cohäsion — entgegenarbeiten würde. Einstweilen, solange der Verfasser nicht stärkere Beweise für seine neue Theorie der Schwere und die daran geknüpfte Vorstellung über die Weltentwickelung bringt, werden die Naturforscher bei der allgemeinen Schwerkraft bleiben, wohl wissend, welche Dunkelheiten sie verbirgt und welche Schwächen den bisherigen Versuchen, die Gravitation physikalisch zu erklären, anhaften. Und gerade weil auch die Naturwissenschaft die hohe Schwierigkeit kennt, welche sich der Aufdeckung der wahren Ursache der Erscheinungen der Schwere entgegenstellt, wird sie jedes nach dieser Seite gerichtete ernste Streben achten, wenn sie auch entweder in der Grundanschauung oder in den Einzelheiten oder in beiden anderer Meinung ist. Von diesem Standpunkte aus begrüßen auch wir das vorliegende philosophische Werk, welches neben den neuern Büchern über die Weltentwickelung oder über die Schwerkraft von Schramm (Wien, 1872), Zöllner (Leipzig, 1876), Isenkrahe (Braunschweig, 1879), Pfaff (Heidelberg, 1883), A. Faye (Paris, 1884), J. Beglinger (Zürich, 1885), Wolff (Paris, 1886) u. a. m. einen Ehrenplatz einnimmt.

Historisches und Biographisches.

1. Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660 bis 1714. Von Onno Klopp. Band 13: Die Kriegsjahre 1708, 1709 und 1710. Wien, Braumüller. 1887. Gr. 8. 15 M.
2. August von Sachsen (1553—1586). Eine Charakterstudie. Von Friedr. W. Ebeling. Berlin, J. J. Heine. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Preußisches Bilderbuch. Von Karl Koberstein. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Lieferungen 119 und 120. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Lex.-8. Jede Lieferung 2 M. 40 Pf.
5. Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Von Eduard Paulus. Mit 24 Illustrationen von Gustav Cloß. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, Krabbe. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Von H. Dietzel. Erste Abtheilung. Darstellung seines Lebens. Jena, Fischer. 1886. Gr. 8. 2 M.
7. Aus Rodbertus' Nachlaß. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hermann Wagener. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
8. Dr. Karl Schwarz. Eine Lebensskizze. Von G. Rudloff. Gotha, Thienemann. 1887. Gr. 8. 1 M. 20.
9. Ludwig Lange, ordentlicher Professor der classischen Philologie an der Universität Leipzig. Ein Nekrolog. Von Karl Johannes Neumann. Berlin, Calvary u. Comp. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
10. Johanna Schwartz, königliche Hofschauspielerin zu Berlin. Ein Charakterbild von G. Penzler. Erster Band. Erstes Heft: 10 Charakterbilder aus dem deutschen Bühnenleben. Unter Mitwirkung verschiedener Autoren herausgegeben von Gerhardt Penzler. Mit einem Porträt. Berlin, Lassar. 1887. Gr. 8. 1 M.

Auch der die Kriegsjahre 1708—10 umfassende dreizehnte Band von Onno Klopp's Werk (Nr. 1) verdient den oft gerügten Vorwurf der Breite und nicht minder eines schwerfälligen, schleppenden Stils, ebenso aber auch das Lob ernster Forschung und reicher Sachkenntniß; der Objectivität des Urtheils thut die ausgesprochene Vorliebe für die katholischen Stuarts im Gegensatze zu der protestantischen Succession Eintrag. Großes Interesse erweckt die Stellung der alternden Königin Anna inmitten der sich bekämpfenden Parteien; sie war keineswegs zu beneiden; denn sie stand mit ihren intimsten Gefühlen auf seiten der vertriebenen Verwandten, die sie öffentlich ächten mußte und für die selbst das pfälzische Haus trotz der nahen Aussichten der Kurfürstin Sophie von Hannover auf den englischen Thron sich erwärmte. Sie sehnte sich danach, vom Drucke des heuchlerischen Marlborough und Godolphin erlöst zu werden, deren Herrschaft seit Harley's Sturz unbestritten schien, und conspirirte durch Mrs. Masham mit Harley, bis der Tag der Vergeltung anbrach, Godolphin fiel, der Untergang der Marlboroughs eingeleitet wurde und Harley ins volle Licht trat; freilich hütete sie sich, die whiggistische Knechtschaft gegen eine toryistische auszutauschen, und trachtete danach, künftig als Königin zu herrschen; voll Mistrauen gegen die hannöverischen

Thronerben, hielt sie dieselben von sich fern und Georg Ludwig in Hannover nahm aus weiser Vorsicht beiden englischen Parteien gegenüber eine reservirte Haltung an.

Von den Verhältnissen in England werfen wir Ausblicke auf ganz Europa, zumal Englands europäische Macht 1709—10 den Zenith erreichte: der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg werden uns in allem Detail vorgeführt. Der vierzehnte Band soll das Werk abschließen.

Weit weniger befriedigt das Bild, welches Friedrich W. Ebeling (Nr. 2) von August von Sachsen entwirft; ist schon die Schilderung der Aeltern eine sehr unschöne, so stößt die Charakteristik des als Bastard bezeichneten Sohnes unwillkürlich zurück. Während sein Bruder Moritz im vollen Widerspruch mit den Thatsachen verherrlicht und fast als ein Wunder der Zeit behandelt ist, werden August und „die Mutter Anna" in der gehässigsten Weise von ihren Piedestals herabgezerrt; Ebeling tritt nicht nur in allen Punkten den Historikern Sachsens entgegen, sondern wühlt geradezu und gräbt maulwurfartig den Boden unter August's Füßen ab; wie unsäglich langweilig sind die Folter- und Radgeschichten, die er uns auftischt!

Um so herzlicher erfreuen uns die vaterländischen Bilder, die Karl Koberstein (Nr. 3) vor uns entrollt; der Schauspieler wird zum Historiker; er will sich dem Qualm der Theaterlampen entziehen und die Brust in freier historischer Luft baden. Prächtig fließt sein leichter Stil dahin; jede Welle trägt eine Erinnerung, die der Nachwelt zutreibt. Friedrich der Große bildet den Mittelpunkt für mehrere der reizenden Erzählungen; seine Gestalt wird beleuchtet durch die Beziehungen zu Voltaire, den er in die Mark rief, um herbe Enttäuschungen zu erfahren, durch die unbegrenzte Liebe zu seiner Schwester, der geistvollen aber verbitterten Wilhelmine von Bayreuth, durch den „märkischen Cunctator", den Prinzen Heinrich, der so wenig Bruderliebe für ihn empfand und der von der Geschichtschreibung lange nicht genügend gewürdigt wird, endlich durch einen Getreuen, der sein Blut für Friedrich's Ruhm verspritzte, den melancholischen Dichter des Frühlings, Kleist, Gleim's Freund. Die andern Blätter sind der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und der Freiheitskriege gewidmet; sie verherrlichen den charakterstarken Oppositionsführer und Reitergeneral von der Marwitz, den waghalsigen Kameraden Louis Ferdinand's, von Nostitz, Gneisenau und Nettelbeck als die Helden von Kolberg, den muthigen Patrioten von Krosigk, dessen beharrlicher Kampf gegen die westfälische Fremdherrschaft bei Koberstein den sympathischen Widerhall findet; die letzte Betrachtung betrifft Lützow und seine Scharen. Sie hat bei ihrem ersten Erscheinen in den „Preußischen Jahrbüchern" viel Unmuth erregt, denn sie entkleidet die gefeierte „wilde verwegene Jagd" mit Lützow, Petersdorf und Theodor Körner des Nimbus, der sie umstrahlt, beleuchtet grell ihre Planlosigkeit, Zerfahrenheit und Abenteuerlust und nennt ihren kriegerischen Werth einen sehr geringen. Aus jeder Zeile spricht der begeisterte Preuße, der Bewunderer Treitschke's, der Feind der Rheinbündelei.

Ununterbrochen schreitet die „Allgemeine deutsche Biographie" (Nr. 4) voran. Vor uns liegen die Artikel Osiander bis Ovelacker; außer einer Reihe von Mitgliedern der um die Reformation hochverdienten Familie Osiander sind vor allem die zahlreichen Artikel Otto hervorzuheben; für die Gediegenheit von Beiträgen wie die vier Kaiser dieses Namens und Otto von Griechenland bürgen die Namen von Historikern wie Breßlau, von Giesebrecht, Gregorovius, Winkelmann und Heigel.

Das Centenarium von Uhland's Geburt, welches wir eben feiern, rief viele Denkschriften ins Leben, unter ihnen die erweiterte und reich illustrirte Neubearbeitung einer zuerst 1868 erschienenen Schrift unter dem Titel: „Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen" von Eduard Paulus (Nr. 5). Derselbe beschäftigt sich, unterstützt durch die trefflichen Zeichnungen des Landsmannes Cloß, auf das eingehendste mit dem Boden, aus dem Uhland's kerngesunde Muse erwuchs, mit Tübingen und seiner Umgegend, und hebt von diesem Hintergrunde die Gestalt des Dichters ab als ein vollkommenes, in sich abgeschlossenes Kunstwerk aus der Werkstätte der Mutter Natur, als einen ebenso genialen wie wahrhaftigen Menschen.

„Karl Rodbertus" (Nr. 6) ist lange abfällig oder gar nicht behandelt worden; erst seit einiger Zeit beginnt man, ihm Anerkennung zu zollen. H. Dietzel in Dorpat gibt eine ausführliche Darstellung seines Lebens, seiner politischen Thätigkeit als Abgeordneter und Minister; in seinen politischen Anschauungen vollzog sich eine sehr häufig beobachtete Wandlung; der Demokrat von 1848 wurde Absolutist und Bismarck's begeisterter Anhänger, aber sein Charakter ist stets mit sich in Einklang geblieben; ein durchaus selbständiger Geist, suchte er zuerst die sociale Frage der Gegenwart zu lösen, und seit der Zeit, da die „Augsburger Allgemeine Zeitung" seinen ersten Aufsatz ablehnte, sind die darin aufgeworfenen Gedanken zum Panier einer mächtigen Partei geworden. Dietzel wie Hermann Wagener (Nr. 7), der allbekannte Führer der preußischen Conservativen, nennen ihn eine durch und durch wahre und überzeugte Natur, einen hervorragenden Socialpolitiker, den ersten Deutschlands. Wagner rechtfertigt ihn vom Verdacht demokratischer Neigung, betont seine nationale und monarchische Gesinnung, zeigt, wie manche seiner Vorschläge, wenn auch bei dem enormen Fortschritt der socialen Bewegung wesentlich modificirt, heute noch vollgültige seien, und stimmt mit ihm in der Forderung ein, Kaiser Wilhelm möge als ein moderner Karl der Große die sociale Frage lösen. Dies sei die erhabenste Aufgabe für das neue Kaiserthum; der Staat müsse die ganze Nationalproduction, Stück um Stück, an sich ziehen. Wagener gibt wichtige Correspondenzen mit Rodbertus.

In dem verstorbenen Generalsuperintendenten in Gotha, Karl Schwarz, zeichnet uns sein Amtsgenosse, der Superintendent G. Rudloff (Nr. 8), eine positiv christliche

Persönlichkeit vom reinsten Gepräge, einen Gottesstreiter und Geisteskämpfer, der in der wärmsten Ueberzeugung wirkte und, ohne mit der Wimper zu zucken, den vergifteten Geschossen fanatischer und mächtiger Gegner, von Hengstenberg bis Stöcker, entgegen schritt. Die mächtigste Einwirkung auf den Geist von Schwarz, dessen Eintritt in die beginnenden Stürme zwischen Orthodoxie und Rationalismus fiel, übten Schleiermacher und Hegel; ersterm besonders verdankte er seine seltenen Leistungen als Theologe und Prediger; in der weitherzigsten Weise faßte er die evangelische Gemeinschaft auf, verdammte alles Symbol- und Staatskirchenthum, trat entschieden ein für die Freiheit der Kirche im Staate und wurde, ein echter Geistesverwandter Lessing's, ein leuchtendes Vorbild des Rationalismus, denn die neue Theologie muß frei und auf dem ewig gültigen Princip des Rationalismus begründet sein.

Mit gleicher Wärme verfaßte Karl Johannes Neumann (Nr. 9) den Nekrolog seines Freundes, des als Meister in der Sprach- und Geschichtsforschung berühmten Philologen Ludwig Lange, dessen Erfolgen in Göttingen, Prag, Gießen und Leipzig und schriftstellerischer Production er Schritt für Schritt folgt.

Gerhardt Penzler (Nr. 10) hat sich die Aufgabe gestellt, hervorragende Künstler der Vergessenheit zu entreißen; er beginnt die Sammlung mit der als Sängerin und als Schauspielerin bedeutenden Johanna Schwartz in Berlin; er bespricht nach Angabe ihrer Lebensschicksale ihre besten Rollen mit Einwebung langer Kritiken, die sich wenig zur Abrundung der Schrift eignen, und kommt zu dem Schluß, sie sei eine der ersten Künstlerinnen der Gegenwart, ohne daß sie im Stande sei, mit einem Wurfe einen genialen Charakter zu schaffen.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Lauser's „Allgemeine Kunstchronik“ in Wien hatte am 8. Januar einen Preis von 500 Mark für die beste Künstlernovelle ausgeschrieben. Es liefen 64 Arbeiten ein und das Preisgericht, bestehend aus Hans Grasberger, Ferdinand Groß, Max Kalbeck, Emerich Ranzoni und Maler August Schaeffer hat die Novellette „Das Kopftuch der Madonna“ mit dem Preise ausgezeichnet. Als Verfasser ergab sich beim Oeffnen des Umschlags: Hieronymus Lorm. Unsers Wissens ist dies der erste Preis, welcher einem gedankenvollen und tiefsinnigen, aber sonst von der Heerstraße der Tagesmode entfernten Schriftsteller zutheil wird. Ehrenvolle Erwähnung haben die Arbeiten von Otto Baisch, Paul Block, Rudolf Czerny, Theodor Phil. Eckardt, Karl Edmund Edler, C. Eltzen, A. Feldmann, F. von Kapff-Essenther, Hans Rudolf Schaefer, Julius Stinde, Wilhelm von Wartenegg und Jenny Zink in Wien gefunden. Sie alle sollen in der „Kunstchronik“ zum Abdruck kommen, welche so mit einem Schlage ein reiches Material für ihre Novellenspalten gewonnen hat.

Neben diesen Novelletten werden kleine Aufsätze über die Frage: Wie wird man Schriftsteller? erscheinen. Die Redaction hatte sich mit dieser Frage an die namhaftesten deutschen Schriftsteller gewendet und Antworten darauf von Ludwig Anzengruber, Friedrich Bodenstedt, Georg Ebers, Paul Heyse, Paul Lindau, Hieronymus Lorm, Friedrich Spielhagen u. a. erhalten. Einige haben zugleich der Redaction ihre Erstlingsarbeiten zur Verfügung gestellt. Wir sind gespannt auf die Beantwortung dieser Frage. Der Herausgeber d. Bl. war nicht in der Lage, sie aus eigener Erfahrung beantworten zu können: er hat bereits in jeder mittlern Klasse des Gymnasiums je ein Drama: „Cains Gracchus“, „Catilina“, und kritische Aufsätze über neue Werke geschrieben, welche damals in den „Mainzer Unterhaltungsblättern“, dem Beiblatt der „Mainzer Zeitung“ zum Abdruck kamen. Er folgte also dabei einem unwiderstehlichen Triebe, der sich bei ihm schon in frühester Jugend gezeigt hat und er mochte daraus schließen, daß man eben Schriftsteller wird, wenn man dazu Neigung und Begabung fühlt: und das Wie? ist sehr einfach: indem man eben schreibt und gedruckt wird.

— Eine neue Ausgabe von Heinrich Heine's sämmtlichen Werken von Dr. Ernst Elster erscheint im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig; der vorliegende erste Band enthält Heine's Gedichte vom „Buch der Lieder“ bis zum „Romanzero“. Elster hat Einleitungen, erläuternde Anmerkungen und ein Verzeichniß sämmtlicher Lesarten beigefügt.

— Anna Morsch hat in zehn Vorträgen (gehalten im Victoria-Lyceum zu Berlin 1885) „Den Italienischen Kirchengesang bis Palestrina“ behandelt (Berlin, Oppenheim). Nach einer orientirenden Einleitung spricht sie über folgende Themen: „Der Kirchengesang unter Ambrosius und Gregor I.“, „Der Gregorianische Gesang“, „Organum und Neumenschrift“, „Theorie und Symbolik“, „Der Einfluß der niederländischen Kunst“, „Die Künstler in Rom vor Palestrina“, „Palestrina“, „Palestrina's Nachfolger in Rom“, „Die Venetianer“. Je bescheidener die Dame auftritt, um so mehr ist es Pflicht der Kritik, die Gediegenheit ihrer Leistung in helles Licht zu stellen. Sie steht auf eigenen Füßen, besitzt ein gründlich geschultes Urtheil und eine vorzügliche Darstellungsgabe. Schwierige Partien der Musikgeschichte und Compositionslehre erhellt sie mit einer Leichtigkeit, als verstände sich das nur so von selbst. Eine derartige gediegene Popularität, solch ein farbensatter und doch vornehm einfacher Stil, solch eine ihrer selbst mächtige und klare Begeisterung für die Musik ist uns an einer Dame nur ausnahmsweise begegnet. Ihr Buch sei warm empfohlen.

— Adolf Kohut hat zum hundertjährigen Geburtstage Karl Maria von Weber's (18. December 1886) ein „Weber-Gedenkbuch“ erscheinen lassen (Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt). Dasselbe beginnt mit einigen Charakterzügen, mit der Gattin, der Sommerfrische Weber's (dies alles in besondern Kapiteln!), um dann den Componisten des „Freischütz“ zu schildern. Dann folgt: „Der Freischütz in Amerika und allerlei Romantisches“, „Spontini und Weber“, „Weber als Schriftsteller“, „Weber's Tod“. Die Ausführung ist ein neuer Beweis von der großen Schnellfertigkeit des Verfassers.

Theater und Musik.

Das sehr ansprechende Lustspiel von Ernst Wichert: „Ein Schritt vom Wege“ ist unter dem Titel „Via obliqua“ im Teatro Gerbino zu Turin in einer Uebersetzung von Julius Nigri mit bestem Erfolge aufgeführt worden.

— Ludwig Barnay will für seine neuen berliner Volkstheater ein Preisausschreiben erlassen, demzufolge ein Schauspiel, ein Volksstück und ein Lustspiel je mit einem Preise von dazu erwählten Preisrichtern gekrönt werden sollen. Als spätester Einreichungstermin ist der 1. Juni 1888 festgesetzt worden. Die Concurrenz der jetzt neuerstehenden berliner Theater ist für die dramatischen Schriftsteller vortheilhaft, indem in der That die bisherigen Bühnen aus verschiedenen Rücksichten in der Aufführung von Novitäten sich ein ziemlich eng beschränktes Maß auferlegten: jetzt aber dürften eher die neuen Theater in Verlegenheit sein, ihren Bedarf durch die dramatische Production zu decken. Es ist begreiflich, daß sie Anstalten machen, sich wenigstens eine bestimmte Zahl von Stücken von Hause aus zu sichern. Das geschieht durch Preisausschreibungen, indem, abgesehen von den preisgekrönten Stücken, noch immer eine gewisse Zahl von der Jury als geeignet für die Aufführung bezeichnet zu werden pflegt und für diese das Theater, das die Preise ausgeschrieben, doch ein Vorzugsrecht vor den übrigen hat.

— Adolf Wilbrandt ist jetzt definitiv von der Direction des Burgtheaters zurückgetreten, welche von jetzt ab provisorisch Sonnenthal mit den andern Regisseuren führen wird. Die Abschiedsfeier war eine glänzende; das Publikum zeichnete ihn in jeder Weise aus und Sonnenthal hielt im Namen der Regisseure und der Schauspieler eine warme herzliche Anrede an den scheidenden Director. Wilbrandt wurde außerdem durch das Ritterkreuz dritter Klasse des Ordens der Eisernen Krone seitens des Kaisers ausgezeichnet.

Der Kritiker der „Neuen Freien Presse" widmet Wilbrandt einen anerkennenden Nachruf, rühmt seine Festigkeit, die wegen ihrer freundlichen Formen oft für Schwäche gehalten wurde und daß nie die Arbeitskraft und der Arbeitswille des Burgtheaters größer gewesen sei, als unter Wilbrandt's Leitung. Als Dramaturg habe Wilbrandt für die Weltliteratur gewirkt, die Griechen und Spanier wieder auf die Bühne gebracht und auch dem neuern französischen Lustspiel wieder Boden verschafft. Auch die Schauspielkunst habe ihm am Herzen gelegen; er habe manche Novität gebracht, um durch die darin enthaltenen Aufgaben diesen oder jenen Schauspieler zu fördern: Robert sei durch den Coriolanus und König Oedipus auf eine Höhe gebracht, daß er sich vor den Besten nicht zu beugen brauche. Wilbrandt habe die Genußfähigkeit des Publikums erweitert, vertieft, verfeinert und auch der Kritik einen höhern Gehalt gegeben, indem er sie genöthigt habe sich mit würdigen Gegenständen zu befassen. Diese warme Anerkennung aus der Feder eines so scharfen Kritikers wie Ludwig Speidel, der, mit dem Burgtheater eng verwachsen, auch aufgefordert worden war, Wilbrandt's Nachfolger zu werden, ist eine glänzende Huldigung für den scheidenden Director.

Bibliographie.

Acton, Lord, Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Skizze. Autorisirte Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Arendt, H., Der Wanderer vom Kynast. Ein Sang aus dem Schlesierland. Görlitz, Tzschaschel. 12. 80 Pf.

Augustinus und Monika. Ein Lied zum Preise der Mutterliebe von G. W. Halle, Fricke. 1886. 8. 40 Pf.

Aus den Memoiren eines Advocaten. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Baumgart, H., Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 M.

Beiträge zur Förderung der Bestrebungen des Deutschen Kolonialvereins. 6tes Hft.: Berichte über meine Reise in Süd-Brasilien von H. Soyaux. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 50 Pf.

Bélot, A., Das Schreckensdrama der Rue de la Paix. Roman. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Berger, W., Vom Markt des Lebens. Novellen. Dresden, Pierson. 8. 6 M.

— — Allerlei Schicksale. Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Bergmann, J., Ueber das Schöne. Analytische und historisch-kritische Untersuchungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Bergner, R., Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Mit 26 Illustrationen und 1 Karte. Breslau, Kern. Gr. 8. 10 M.

Internationale Bibliothek. 7tes u. 8tes Hft. Weltschöpfung und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde, vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus dargestellt von O. Köhler. 1stes u. 2tes Hft. Stuttgart, Dietz. 8. à 50 Pf.

Bittrich, J., Von Berg nach Herren-Chiemsee. Eine Wanderung. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 60 Pf.

Bleibtreu, K., Geschichte der englischen Litteratur. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 15 M.

Bode, W., Italienische Bildhauer der Renaissance. Studien zur Geschichte der italienischen Plastik und Malerei auf Grund der Bildwerke und Gemälde in den königlichen Museen zu Berlin. Mit 43 Abbildungen. Berlin, Spemann. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Braasch, A. H., Die Wahrheit des Christenthums. Jena, Dabis. Gr. 8. 3 M.

Deutsche Bücherei. 42stes Heft: Bettina von Arnim. Von M. Carriere. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 60 Pf.

Clement, K. J., Die deutsche Namenswelt. Nachgelassenes Werk. Herausgegeben von E. Clement. Hamburg, Boysen. 8. 2 M.

Cornelius, P. A., Aphorismen zu einigen Streit- und Zeitfragen. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 75 Pf.

Dietel, J., Tobias. Geistliches Schauspiel. Leipzig, Buchhandlung des Vereinhauses. 8. 1 M.

Dolleczek, A., Geschichte der österreichischen Artillerie von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach authentischen und grösstentheils officiellen Quellen verfasst. 2 Bde. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 20 M.

Ehrenfeld, M., Charlotte Wolter. Eine Künstlerlaufbahn. (1862—1887.) Wien, Künast. Gr. 8. 3 M.

Encifo, Don D. X. de, Der Prinz Don Carlos. Die größte That des Kaisers Karl V. Zwei Dramen, aus dem Spanischen in fünffüßigen Jamben übertragen von A. Schaeffer. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Endris, A., Der Geschichtsunterricht in der Volksschule. Wie ist derselbe zu gestalten, wenn er seinen Zweck erreichen soll? Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Gleiche Wege — andere Ziele. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Ernst, H., Zur Reform der Kantonsschule. Beleuchtung des Postulates der Schulsynode, betreffend den Anschluss des Gymnasiums an die Sekundarschule. Wülflingen. Gr. 8. 50 Pf.

Fischer, H., Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säkularfeier. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Ganser, A., Die Entstehung der Bewegung. Eine Kosmogonie. Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 1 M.

George, H., Schutz oder Freihandel. Untersuchung der Zollfrage mit besonderer Rücksicht auf die Interessen der Arbeit. Deutsch von F. Stöpel. Berlin, Staude. Gr. 8. 4 M.

Gierke, O., Die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 20 M.

Giessbrecht, W. v., Gedächtnissrede auf Leopold von Ranke. München, Franz. Gr. 4. 1 M.

Greely, A. W., Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teuscher. Mit zahlreichen Illustrationen, nebst Karten und Plänen. Jena, Costenoble. Gr. 8. 12 M.

Greif, M., Heinrich der Löwe. Schauspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Die Pfalz im Rhein. Schauspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 2 M.

Haidheim, L., Schloß Favorite. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Hartwig, G., Die Lumpenprinzessin. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

— — Im Reich der Töne. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Hauber, G., Ueber dramatische Schüleraufführungen. Tübingen, Fues. Gr. 8. 40 Pf.

Höfler, C. Ritter v., Bonifatius, der Apostel der Deutschen, und die Slavenapostel Konstantinos (Cyrillus) und Methodios. Eine historische Parallele. Prag, Dominicus. Gr. 8. 80 Pf.

Jókai, M., Von Stufe zu Stufe. Erzählung. Deutsch von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Klein, Ida, Insjurandum. Roman. Prag, Mercy. 8. 7 M. 20 Pf.

Maine, Sir H. S., Die volksthümliche Regierung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Thudichum, F., Bismarck's parlamentarische Kämpfe und Siege. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 3 M.

Tolstoi, Graf L., Neue Erzählungen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 4 M.

Trinius, A., Märkische Streifzüge. 3ter Bd. Minden, Bruns. 8. 5 M.

Turgenjew, J., Der Gasthof. Eine Erzählung. Autorisirte Uebersetzung von W. Wolfsohn. Dresden, Minden. 8. 1 M. 50 Pf.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 46ster Bd.: Der Archipel in Flammen. Mit 51 Illustrationen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Vischer, F. T., Festspiel zur Uhland-Feier. Aufgeführt im Königl. Hoftheater zu Stuttgart 24. April 1887. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 50 Pf.

Wächter, G., Die sociale Gefahr in Sachsen. Glauchau, Peschke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Windeker, U., Allerhand neue und alte Gedanken über die Welt-Ordnung. Berlin, Bohne. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 29. 21. Juli 1887.

Von unsern Colonien.

1. Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien). Von R. Parkinson. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 5 M. 50 Pf.

Der Verfasser dieser hübschen Schrift, ein Schleswig-Holsteiner, ist Plantagenbesitzer auf der Insel Neu-Britannien, jetzt Neu-Pommern genannt, und hat Land und Leute auf verschiedenen Streifzügen in das Innere kennen gelernt. Seine Schilderungen sind aus Briefen an die Freunde in der Heimat entstanden; in so trefflicher Weise zusammengestellt und mit einer Reihe von werthvollen Illustrationen geschmückt, dürfen sie bei uns in der neubegonnenen „colonialen Aera" auf volles Interesse rechnen.

Der Verfasser hat sein Werk verfaßt, ehe die von ihm geschilderten Landestheile unter deutsches Protectorat gestellt worden sind. Er hat aber dies als das Richtigste und als das Nothwendige empfohlen. Er sagt:

> Die Besitzergreifung seitens der deutschen Reichsregierung von einzelnen kleinen Landstrecken in Neu-Britannien wird zur Erschließung der Insel wenig oder gar nichts beitragen. Soll das fruchtbare und ertragsfähige Land cultivirt und ausgebeutet werden, so muß man zunächst die ganze Inselgruppe als Reichscolonie erklären. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist der geeignetste hierzu. Rechtzeitiges Einschreiten der Reichsregierung wäre das einzige Mittel, das aus Neu-Britannien ein ertragreiches Feld für Handel und Anbau zu machen vermöchte.

Der Verfasser fällt auch ein Urtheil zu Ungunsten der Engländer:

> Ueberdies haben die öftern Besuche deutscher und englischer Kriegsschiffe viel zur Sicherheit des Lebens und Eigenthums der weißen Ansiedler beigetragen. Die Commandanten der deutschen Kriegsschiffe ließen es sich stets besonders angelegen sein, die Rechte der Deutschen hier in Schutz zu nehmen, und die Eingeborenen wissen recht gut die deutsche Flagge von der englischen zu unterscheiden. Die letztere steht nicht in so hoher Achtung bei ihnen, weil seitens der englischen Kriegsschiffe nie energisch gegen Uebelthäter eingeschritten wurde, so oft auch genügende Veranlassung dazu vorhanden war.

Die Beschaffenheit des von ihm bereisten Landes — das ist nur die Gazelle-Halbinsel, d. h. der nordöstliche Theil von Neupommern — rühmt R. Parkinson als eine „vorzügliche", und er redet von „unvergleichlicher Fruchtbarkeit". Die beigefügten Illustrationen vermögen eine Vorstellung von der Ueppigkeit der Vegetation zu geben. Aber freilich, den übeln Ruf des Kannibalismus, in welchem die Bewohner dieses neuerworbenen Coloniallandes stehen, ist der Verfasser nicht in der Lage, ganz zu widerlegen. Doch wird der Kannibalismus durch seine Erklärungen in ein etwas anderes Licht gerückt:

> Daß die Bewohner Neu-Britanniens und der Duke of York-Inseln Menschenfleisch essen, ist leider wahr. Es wäre aber eine ganz irrige Ansicht, wenn man glaubte, daß sie sich von Menschenfleisch nährten. Das Verspeisen eines menschlichen Leichnams ist ein keineswegs sehr häufig vorkommendes Ereigniß, und wenn es vorkommt, dann sind gewöhnlich der Theilnehmer so viele, Männer, Weiber und Kinder, daß höchst selten einer ein Stück erhält, das groß genug ist, um sich daran satt essen zu können. Nur Erschlagene aus feindlichen Districten werden verzehrt; wenn ein Angehöriger des heimischen Districts getödtet worden, so wird sein Leichnam wie der eines Gestorbenen bestattet. Demnach ist der Kannibalismus eigentlich als ein Act des Hasses und der Rache gegen den erschlagenen Feind und dessen Stammesgenossen anzusehen, wie denn auch die letztern nicht eher ruhen, als bis sie wieder ihrerseits einen Mann aus dem feindlichen Stamm verspeist haben. Wenn der Leichnam eines getödteten Feindes heimgebracht worden ist, versammeln sich auf ein Zeichen mit der großen Holztrommel sämmtliche Bewohner des Dorfs und die Zertheilung beginnt. Der Leichnam ist Eigenthum desjenigen, der ihn gebracht hat, und der nun die einzelnen Stücke an die Umstehenden verkauft. Die Neu-Britannier machen kein Hehl aus ihrem Kannibalismus; doch scheinen sie es nicht gern zu sehen, daß Fremde, namentlich Weiße, bei der Zertheilung eines Cadavers zugegen sind.

Indessen kommt Parkinson durch andere Beobachtungen und Erfahrungen, die er machen konnte, zu dem Urtheil, „daß die Eingeborenen der Insel nicht von Natur zu Gewaltthätigkeiten geneigt, sondern eher friedlichen Sinnes" seien. Kriegszüge sind allerdings sehr häufig, und sie entstehen aus höchst kleinlichen Anlässen. Ein gestohlener Hund, der dem Eigenthümer nicht zurückgegeben oder nicht in Muschelgeldwerth ersetzt wird, kann einen Kriegsfall hervorrufen. Wenn eine Frau entführt oder wenn eine solche von ihrem Ehemann schimpflich zu ihren Verwandten zurückgeschickt wird, so entsteht ein Feldzug. Aber diese Feldzüge sind trotzdem nicht sehr gefährlich. Zwar werden tüchtig Steine geschleudert, Speere und sogar Feuerwaffen in Thätigkeit gesetzt (letztere jedoch bisjetzt mit wenig Geschicklichkeit), aber die streitenden Parteien halten sich dabei in respectvoller Entfernung voneinander. Man droht sich gegenseitig, verhöhnt einander, und nach kurzem Wortwechsel und einigen Flintenschüssen werden Friedensunterhandlungen gepflogen, und bald einigt man sich in der Regel über die zu zahlende Entschädigungssumme. Nur allerdings, wenn auf der einen Seite jemand getödtet worden ist, so dauert der Krieg länger und werden die Feindseligkeiten hartnäckiger.

Der üble Ruf der Wildheit, in dem diese Naturkinder Neubritanniens und der andern Inseln im Bismarck-Archipel stehen, ist vielfach von den Europäern selbst verschuldet; denn sie haben in einer zum Theil unverantwortlich thörichten Weise die Wuth der Eingeborenen durch gröbste Gewaltthaten herausgefordert, die besonders bei Gelegenheit der betrügerischen oder zwangsweisen „Anwerbung" von eingeborenen Arbeitskräften für den Plantagenbau in der Südsee vorgekommen sind. Parkinson redet mit gebührender Offenheit von dem, was früher in dieser Beziehung von Engländern, aber leider auch von Deutschen gefehlt worden sei. Wir sind dessen gewiß, daß unter dem deutschen Protectorat die Eingeborenen vor ungerechter Behandlung sicher sein werden, soweit dies überhaupt möglich ist.

Der Verfasser gibt natürlich außer dem, was wir berührt haben, noch eine Menge interessanter Mittheilungen über die Sitten und Gebräuche dieser Eingeborenen, wie sie bei Geburt und Tod, bei Eheschließung und an sonstigen Festtagen von ihm beobachtet wurden, ferner über ihre eigenthümlichen Fischereigeräthe, die natürlich eine große Rolle spielen, ihre Waffen, Wohnungen, Lebensmittel, endlich ihre religiösen Vorstellungen, die freilich eigentlich nur in überaus rohem Aberglauben und Geisterglauben bestehen, und ihre Sprache, von der einige Proben in Prosa und Musik gegeben werden.

Die beigegebene Karte ist willkommen zur bessern Orientirung.

2. Kamerun. Skizzen und Betrachtungen von Max Buchner. Leipzig, Dunker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 5 M.

Der bekannte Reisende Max Buchner, der eine Zeit lang Vertreter des Deutschen Reichs in Kamerun war, gibt hier „Skizzen und Betrachtungen" über unsere junge Colonie, die in mancher Beziehung von großem Interesse sind. Wir könnten zwar nicht sagen, daß uns der Standpunkt der Betrachtung und der Ton der Darstellung, den der Verfasser gewählt hat, sympathisch wäre. Wir theilen nicht den Pessimismus, mit dem der Verfasser auf das Leben überhaupt und auf Kamerun im besondern hinblickt; wir sind — zwar nicht auf Grund eigener, persönsönlicher Kenntnißnahme, aber auf Grund von ebenfalls sachkundigen anderweitigen Schilderungen — anderer Ansicht über den Charakter der Neger und die Aussichten, die ihre Zukunft bietet; wir urtheilen in Fragen sittlich-religiöser Art mannichfach anders als der Verfasser, und glauben namentlich, daß er die Thätigkeit der evangelischen Mission viel zu wenig kennt und darum offenbar unbillig unterschätzt. Aber trotz all dieser tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten finden wir doch vieles Belehrende und für die Kenntniß Kameruns Wichtige in diesem Buche ausgesprochen.

Buchner theilt seinen Stoff in drei Abschnitte. Der erste ist betitelt „Natur und Eingeborene"; der zweite „Die Europäer und der Handel"; der dritte „Programm für die Entwickelung".

Die Dualla-Neger (die Eingeborenen von Kamerun) schildert Buchner in folgender, wenig schmeichelhafter Weise:

Viel weniger schmeichelhaft als vom Aeußern der Dualla werden die Eindrücke ausfallen, wenn wir ihr Inneres, die Kundgebungen ihres Gemüths, ins Auge fassen. Aufgeblasenheit, Jähzorn und Rachsucht, Neigung zu Raub und Gewalt sind ungemein ausgeprägte Züge, die den Verkehr mit ihnen unangenehm und gefährlich machen, und als englisch erzogene Neger gehören sie zu den schlechtest erzogenen Halbwilden, die der Erdball kennt. Wohlthaten werden in der Regel mit brutaler Grobheit als etwas Selbstverständliches gefordert, ein Dankwort gehört zu den seltenen Ausnahmen, eine That des Dankes ist unerhört. Hat ein Kranker von mir Arznei erhalten, wobei ich noch aufpassen mußte, daß er mich nicht bestehle, so glaubt er daraus auch noch ein Recht auf eine Flasche Rum ableiten zu dürfen; und wenn ich ihn auch noch so lange mit aller Menschenliebe behandelt habe: sollte ich einmal in die Lage kommen, von ihm eine kleine Gefälligkeit zu verlangen, so wird er mich erst voller Unverschämtheit fragen, was ich ihm dafür bezahle. Wie schnell die stets vorhandene Lust am Rauben und Plündern durchbricht, kann man bei jeder füglichen Gelegenheit beobachten.

Am besten kommt bei Buchner der vielfach genannte King Bell weg:

Der erste und beste Neger von ganz Kamerun ist ohne Zweifel King Bell. Seine Gestalt ist stattlich und wuchtig, sein Gesicht wenig negerhaft, würdevoll, ernst und ruhig, sehr regelmäßig geformt, fast europäisch, aber ohne hervorstechende Eigenart. Sein Benehmen zeigt Selbstbewußtsein und eine gewisse vornehme Reserve. Natürlich hat auch King Bell seine Fehler. Namentlich ist sein Erwerbssinn für einen König allzu sehr ausgebildet, und oft genug vergißt er über dem Schacher jede andere Rücksicht. King Bell ist eben auch ein Neger, aber der beste, den ich je gekannt, verhältnißmäßig treu und ehrlich, sozusagen ein Gentleman.

Von ihm und seinem Sohn Manga Bell sagt Buchner

sogar: „Man kann beide zu Tisch einladen, ohne befürchten zu müssen, daß sie einen Verstoß gegen europäische Sitte begehen.“

Ein scharfer Gegensatz zu King Bell ist King Akwa. King Akwa ist ein Schuft von Geburt, aus Instinct, Gewohnheit und Ueberzeugung. Ein kurzer, gedrungener Dickwanst, der die gänzlich mangelnde Würde dadurch zu ersetzen sucht, daß er sich mit gespreizten Beinen hinstellt. Je mehr man mit ihm zu thun hat, desto mehr lernt man ihn verachten. Sein Gesicht ist einfach gemein und sagt weiter nichts als bornirte Gefräßigkeit. Spricht man mit ihm, so wechselt er zwischen Unverschämtheit und Unvernunft unsicher hin und her. Sein englisches Kauderwelsch versteht niemand. Er liebt es, die Factoreien zur Essenszeit zu besuchen, und setzt sich dann dreist mit zu Tisch.

Unter den Eigenthümlichkeiten, die der Reisende am Volk der Dualla rühmend hervorhebt, ist „die große Ausbildung der Eingeborenen in der Nautik, die unsere Bewunderung hervorrufen muß. Die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Fahrzeuge handhaben, übertrifft alles, was man sonst von Küstenstämmen zu sehen und zu hören gewöhnt ist“.

Sodann aber ist „etwas ganz Exquisites, ja Einziges, die Trommelsprache der Dualla. Durch sie vermag sich ein Mann kilometerweit mit einem andern zu unterhalten, und zwar über alles Mögliche, ihn um etwas zu fragen, ihm irgendeine Geschichte zu erzählen, ihn zu rufen, zu höhnen, zu schimpfen. Es handelt sich dabei nicht etwa um ein Signalsystem, sondern um eine richtige Wortsprache, um ein eigenes, für sich selbst zu erlernendes Idiom“.

Diese Trommelsprache beweist offenbar eine nicht geringe Begabung dieser Neger.

In Betreff der Gefährlichkeit des Klimas in Kamerun stellt Buchner die Schätzung auf, daß jeder gesunde, kräftige, junge Mann im Alter von 25—35 Jahren, der sich nach Kamerun begibt, um dort 3 Jahre lang als Kaufmann in einer mittelmäßig gut ausgestatteten Factorei zu dienen, für diese Zeit unter normalen Verhältnissen folgende Wahrscheinlichkeiten eingehe: „zu sterben: 5 Procent; vor Ablauf der 3 Jahre wegen Fieber und Blutarmuth nach Hause zurückkehren zu müssen: 10 Procent; eine merkliche Schädigung seiner Gesundheit für das ganze Leben davon zu tragen: 20 Procent; ohne besondere Schädigung heimzukehren: 65 Procent. Für Ackerbauer mit sehr geringem Comfort und mit der Nothwendigkeit, das tägliche Brot im Schweiß des Angesichts zu verdienen, würden dieselben Zahlen in umgekehrter Reihenfolge zu ordnen sein“.

Sodann verneint Buchner entschieden die Möglichkeit einer Besiedelung des tropischen Afrika durch deutsche Ackerbauer.

In seinem dritten Abschnitt kommt Buchner auf die Frage: „Was werden wir nun mit unserm Kamerunbesitzthum anfangen? Haben wir recht gethan, uns auch noch die Sorgen einer Colonialpolitik aufzubürden? Werden wir für die gebrachten und noch zu bringenden Opfer ausreichend entschädigt werden? Oder wäre es vielleicht besser, das Geschehene rückgängig zu machen?“

Daß es natürlich für die deutschen Handelshäuser, welche in Kamerun Factoreien haben, von großer Wichtigkeit war, daß Deutschland seine Oberhoheit über Kamerun aussprach, zeigt ein Gesuch des deutschen Kaufmanns Thormählen an das Auswärtige Amt in Berlin um consularischen Schutz der deutschen Interessen in Kamerun vom Jahre 1874, in welchem darüber Klage geführt wird, daß, während die Neger es nie wagen dürfen, gegen englisches Eigenthum in irgendeiner Weise gewaltthätig vorzugehen, ein deutsches (der obigen Firma gehörendes) Schiff, das leck geworden war, von den Eingeborenen in der frechsten Weise angegriffen, geplündert und schließlich zerstört worden sei, wodurch dem Besitzer ein Schaden von etwa 120000 Mark erwachsen sei. Wäre so etwas einem englischen Unterthanen gegenüber geschehen, so wäre, führt die Eingabe aus, durch Vermittelung des englischen Consulats ein völliger Ersatz des Schadens erreicht worden. Aber die Deutschen mußten damals eben einen solchen Schaden verschmerzen. Das ist nun jedenfalls anders geworden, die deutsche Flagge wird jetzt gefürchtet und deutsches Eigenthum wird respectirt. Die Neger wissen jetzt, daß der King of Hamburg auch Kanonen hat wie die Engländer, und daß dieser King of Hamburg (d. h. der deutsche Kaufmann) nur ein Unterkönig des großen Emperor of Germany ist.

Aber auch für die Zukunft glaubt Buchner auf obige Fragen eine befriedigende Antwort geben zu können, und dieser Optimismus thut in seinem Buche besonders wohl, gegenüber so vielen Aeußerungen eines starken und allzu starken Pessimismus:

Der Werth des Kamerungebiets gehört überhaupt den Reichthümern der Zukunft an. Für die Gegenwart ist seine wirthschaftliche Bedeutung noch gering.*) Der Handel bezieht die ganze Ausfuhr an Palmöl, Palmenkernen, Elfenbein und Kautschuk aus einer Productionszone, die nicht tiefer ins Innere reicht als höchstens hundert Kilometer. Eine ergiebigere Ausnutzung des Bodens ist noch gar nicht versucht. Und doch sind gerade hier Bedingungen vorhanden, welche zu einer thätigen Betriebsamkeit mehr als anderwärts ermuntern. Die Entwickelung des Kamerungebiets wird ihr Hauptmoment im Anbau haben. Aber sicherlich ist auch der Handel einer größern Ausdehnung fähig. Wir müssen es als besonderes Glück betrachten, daß gerade das Kamerungebiet in Beziehung auf Productionskraft wenn nicht das günstigste, so doch eines der günstigsten Gebiete des sonst so vielfach überschätzten afrikanischen Continents ist.

Buchner gibt dann eine Reihe von Winken, die gewiß für die künftige Ausnutzung des werthvollen Coloniallandes beachtet zu werden verdienen, über einzelne Producte, auf deren Cultur man sich werde zu legen haben, über hygieinische Forderungen und künftige Forschungen, die richtigste Bauart der Häuser u. dgl. Wir möchten nur noch etwas

*) Das ist selbstverständlich! aber eben nach den Ausführungen des Verfassers ist hierin eine große Besserung zu erwarten.

hier anführen, auf was Buchner in interessanter und origineller Weise einmal zu reden kommt, nämlich die Frage, wie wol der Neger über uns Weiße denken und empfinden werde? Buchner sagt:

Ich glaube, der Eindruck, den wir auf ihn machen, ist auch ziemlich reich an Komik, aber bei weitem nicht ebenso harmlos. Ich glaube, der Neger empfindet uns als höchst merkwürdige, oft äußerst putzige und lächerliche Wesen. Respect hat er nicht vor uns (?), wohl aber Furcht. Wir können viele Künste, die er nicht kann, aber darüber mag er eigentlich nicht lang reflectiren. Wie eine Dampfmaschine arbeitet, ist ihm gänzlich gleichgültig. Er würde ja doch niemals eine betreiben. (?) Unsere europäischen Zeuge und Perlen sind ihm viel interessanter, denn die kann er sich aneignen, um sich damit zu schmücken. Daß wir sie nicht ohne weiteres geben, sondern Palmöl und Elfenbein dafür haben wollen, erscheint ihm mehr als eine Laune von uns. Daß wir damit unsern Lebensunterhalt erwerben müssen, glaubt er nicht gern, weil es ihm nicht paßt. Die Willens- und Begehrensimpulse sind bei ihm mächtiger als die Hemmungen. Er ist beständig in der Stimmung eines Menschen, der über theoretische Dinge absolut nicht nachdenken mag. Er ist ein reiner Praktikus. Er wünscht nur immer.

Mehr als diesen Sätzen, hinter welche wir ein und das andere Fragezeichen setzen möchten, stimmen wir den folgenden zu:

Es wäre durchaus falsch zu meinen, daß man mit dem Neger wie mit einem wesentlich tiefer stehenden Wesen achtlos und ohne alle Rücksicht auf die eigene Würde, die ja doch kaum je gefährdet sei, verkehren dürfe. Im Gegentheil. Der Neger hat für gewisse äußere Rücksichten ein viel lebhafteres Anstandsgefühl als der mittlere europäische Plebejer, und man lernt bald einsehen, daß man gerade seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe gegenüber sich ganz besonders hüten muß, im Benehmen Blößen zu zeigen.

Ganz richtig. Also der Neger ist nicht ein „wesentlich tiefer stehendes Wesen". Daraus folgt aber unserer Ansicht nach, daß man auch nicht so pessimistisch zu denken braucht hinsichtlich der Hebung und der Erziehung des Negers zu etwas Bessern:

Man liebt den Neger wegen seiner Drolligkeit (nur deshalb?), und zugleich haßt man ihn wegen seiner Niedertracht. Aus solchem Zwiespalt der Gefühle im Verein mit Hitze, Fieber und Entbehrungen entsteht dann häufig jene nervöse Heftigkeit, die der Neuling in afrikanischen Dingen nicht begreift, bis er mit der Zeit selber heftig und nervös wird.

Wir glauben, daß auch der Verfasser unsers Buchs, wie der „Zwiespalt seiner Gefühle" beweist, von dieser Heftigkeit und Nervosität nicht ganz frei war, als er sein Buch schrieb, und ist es vielleicht gestattet, da und dort etwas abzuziehen und einzuschränken.

3. Die deutschen Colonien und die nationalen Interessen. Ein Vademecum für Freunde und Vertreter der Colonialbewegung von Johannes Baumgarten. Köln, Du Mont-Schauberg. 1887. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine kleine, aber vortrefflich geschriebene Schrift, die sehr gut ihrem Zweck dient: „in populärer Form eine Rechtfertigung der Colonialbewegung zu geben", derselben „eine weitere Verbreitung in der Masse der Gebildeten zu verschaffen"; denn der Verfasser sieht mit Bedauern, daß in weiten Schichten unsers Volks über coloniale Dinge noch höchst unbestimmte Begriffe herrschen; er beklagt, daß so vielfach die deutsche Kapitalkraft dieser Bewegung noch so kalt und zurückhaltend gegenüberstehe, und er fürchtet, daß die Parteileidenschaften, die überhaupt die gesunde Entwickelung unsers nationalen Lebens zu verkümmern drohen, auch auf dem Gebiete der Colonialpolitik noch ein Zurückbleiben Deutschlands im wirthschaftlichen Concurrenzkampf zu Wege bringen könnten.

Mit warmen, eindringlichen Worten sucht J. Baumgarten nun für die Colonialangelegenheit Interesse und Verständniß zu erwecken. Er weist hin auf den Jammer und die Schmach, daß früher vielfach unsere deutschen Kaufleute in fremden Ländern auf den Schutz der englischen oder französischen Consulate angewiesen waren, daß sie deshalb von den Eingeborenen verachtet wurden und oft sehr bedeutenden materiellen Schaden erlitten; er spricht von der Uebervölkerung in Deutschland, besonders auch von der Ueberzahl derer, die eine gelehrte Bildung genossen haben, gegenüber der Zahl der für sie vorhandenen Stellen:

Erwägt man, daß Deutschland gegenwärtig 1003 höhere Lehranstalten hat, aus denen jährlich Tausende und neue Tausende von jungen Leuten in das Leben eintreten, die nun vielfach innerhalb der engen continentalen Grenzen Deutschlands verkümmern müssen, so wird man die Gefährlichkeit solcher Zustände begreifen. Während der deutsche Mittelstand seine Söhne nach mühsam vollendeter, kostspieliger Ausbildung einer unsichern oder jedenfalls kümmerlichen Existenz entgegengehen sieht, sendet der englische Mittel- und höhere Stand nach kurzer Vorbildung 35—40000 seiner Söhne, die sich in ihren Schulen keine Kurzsichtigkeit, keine Engbrüstigkeit, keinen Hang zur Stubenhockerei, keine stumpfsinnige Unlust an frischem, praktischem Zugreifen im Concurrenzkampf des Lebens geholt haben, auf seine Handelsflotte und nach den unzähligen Arbeitsfeldern der britischen Colonien und Stationen in allen fünf Welttheilen, wo sie überall durch Angehörige und Bekannte Gelegenheit finden, sich eine anständige Existenz zu gründen.

Man wird sich der Richtigkeit dieser Sätze nicht verschließen können und ebenso auch den folgenden beistimmen müssen:

Unsere ganze Erziehung, auf die engen continentalen Verhältnisse eingerichtet, hat literarischen, künstlerischen und politischen Dingen und Bestrebungen bisher noch immer zu viel Uebergewicht über die commerziellen, industriellen und polytechnischen bewahrt. Unsere Ueberproduction von ästhetischem Luxus, von Literaten und verfehlten unproductiven oder unbeschäftigten Existenzen läßt die der Engländer und Franzosen weit hinter sich, obschon diese die Kosten der Alimentation leichter tragen könnten, da die Ziffer des Nationalvermögens Englands um mehr als 50 Procent, die Frankreichs um 28 Procent höher ist als die unserige.

Baumgarten erwähnt dann die Ueberproduction an Erzeugnissen der Industrie aller Art, die bei uns von Jahr zu Jahr zunimmt und gebieterisch darauf hinweist, in den Colonien neue Absatzgebiete für dieselbe zu finden, und führt verschiedene Beispiele davon an, wie

energisch, großartig und kühn die Engländer coloniale Angelegenheiten auffassen, während man in Deutschland vielfach, selbst in Kreisen derer, die sachverständig und gebildet genug wären, sich spießbürgerlich kleinlich und ängstlich zu solchen Fragen stellt. Freilich meinen die Männer der englischen Finanzmacht, wenn sie große Summen für coloniale Unternehmungen ausgeben, nicht wie die deutschen Kapitalisten, daß nun gleich in den ersten Jahren einem reichliche Dividenden in den Schos fallen müssen, sondern sie warten geduldig und bringen bereitwillig Opfer, um dann später in desto reichlichern Ernten ihr Kapital sammt guten Zinsen hereinzubringen.

Eine Reihe von leicht verständlichen Zahlen läßt das ungeheuere Uebergewicht sehen, das England (und Nordamerika) in Schiffahrt und Handel über Deutschland hatte, zeigt aber auch den erfreulichen Umschwung, der sich in dieser Beziehung seit 1870 und 1878 vollzieht.

Im Hinweis auf die gar zu weit getriebene Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters, sich an Fremdes hinzugeben, ja sich von fremden Einflüssen auffaugen zu lassen, führt Baumgarten die bittern Worte E. von Hartmann's an: „Dieselbe Generation, welcher das hohe Glück, die Reichsgründung mit anzusehen, zutheil geworden ist, muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Deutschthum, abgesehen von Tirol und einigen compacten Sprachinseln in der Moldau und an der Donau, überall verloren, unaufhaltsam und unrettbar verloren ist, außer im Deutschen Reich und seinen etwa noch zu gründenden Colonien."

Im zweiten Theil seiner Schrift bespricht Baumgarten die einzelnen Colonialgebiete Deutschlands, ihren Werth, ihre Producte, ihre künftige Bewirthschaftung und Behandlung. Auch hier eröffnet sich auf Grund sorgfältig gesammelter Zahlen und sachkundiger Urtheile von Fachmännern ein freudiger Ausblick in die Zukunft unserer Bestrebungen, namentlich in Ostafrika.

Was wir indessen unserm Büchlein besonders hoch anrechnen, ist, daß in demselben mit viel mehr Liebe und größerer Zukunftshoffnung von den Negern geredet wird, als vielfach (und auch z. B. in dem vorhin besprochenen Werke von Buchner) geschieht. Auf Grund mehrfacher, im höchsten Sinne competenter Beurtheiler sagt Baumgarten, daß die Vorurtheile, welche man den Negern gegenüber habe, zu einem guten Theil unbegründet seien.

Die geistige Befähigung der Neger steht höher, als man gewöhnlich meint. ... Es ist absurd, zu behaupten, der Neger sei der Erziehung unzugänglich. Die wenigen schwarzen Kinder, die in unsern Schulen erzogen wurden, haben fast immer Proben einer Intelligenz und Geschicklichkeit abgelegt, die der unserer europäischen Zöglinge zum mindesten gleichkam. ... Der Neger hat einen überraschenden und viel lebhaftern Verstand als der ohne Erziehung gebliebene englische Bauer. ... Selbst im gegenwärtigen Zustande der Verkommenheit besitzt der Schwarze gewisse sehr entwickelte Fähigkeiten. Weniger bedächtig und beharrlich als der Weiße hat er hingegen viel Phantasie und Geschmack für Musik und sein kindliches Wesen schließt weder Feinheit noch List aus. Im allgemeinen ist das Kind des Schwarzen früher entwickelt als das des Europäers, und bis zum Alter von funfzehn oder sechzehn Jahren ist es ihm an Talent und Verstand überlegen. Wenn sich in Mittelafrika keine mächtige Civilisation entwickelt hat, so muß man den Grund dieses Zustandes in den geographischen und klimatischen Verhältnissen und der Abgeschiedenheit von Culturvölkern suchen und nicht in dem Mangel an Fähigkeit bei den Eingeborenen.

Diese und ähnliche Urtheile von bedeutenden Reisenden, die wir als sachverständig anerkennen müssen, werden von unserm Verfasser angeführt. Er selbst zieht daraus mit Recht den Schluß, daß es gar nicht so hoffnungslos sei, wie von mancher Seite behauptet wird, an den Negern „zu arbeiten". Er betont vielmehr energisch die sittliche Pflicht, die wir haben, daß wir uns durch eine richtig verstandene Mission, mit allem was sie in sich schließt, an der theoretischen und praktischen, christlichen und sittlichen Hebung und Erziehung energisch betheiligen. Baumgarten sagt:

Es gilt, in unsern Colonialgebieten die Eingeborenen nicht nur zur Arbeit und zu Handelszwecken, sondern auch zu höherer Gesittung zu erziehen, und diese Aufgabe vermag der europäische Kaufmann und Pflanzer weit weniger zu erfüllen als der Missionar. Hoffentlich wird in allen unsern Colonien der idealitätslose Utilitarismus und der politische Realismus, der die materielle Ausbeutung von Land und Leuten als Hauptziel betrachtet, ein ausreichendes Gegengewicht in dem religiös-sittlichen Wirken einer umfangreichen Mission erlangen. Wo dieses Gegengewicht fehlt, da erfolgt mit Naturgewalt eine sittliche wie materielle Zerrüttung auch der reichsten Colonie, die selbst dem Mutterlande verderblich wird. Wenn Deutschland eine überseeische Weltmacht werden soll — und es kann sich diesem Ziele nicht entziehen —, so muß es sich durch gewissenhafte Erziehung der Naturvölker zu höherer Gesittung auch als eine sittliche Weltmacht documentiren. Hiermit haben wir den letzten Zweck der ganzen Colonialbewegung und die grundlegende Aufgabe des heutigen Geschlechts ausgesprochen.

Neue Romane.

1. Werner Eltze. Roman von E. Juncker. Drei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 15 M.
2. Oberst Enderby's Frau. Roman von Lucas Malet; aus dem Englischen von Arthur Roehl. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 9 M.
3. Templer und Johanniter. Roman von Ludovica Hesekiel. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 9 M.

Zwei Originale und eine Uebersetzung, aus anderm Gesichtspunkte zwei modernste Personen- und Gesellschaftsbilder und ein halbhistorischer Roman aus den Anfängen der Neuzeit.

Der Roman „Werner Eltze" von E. Juncker (Nr. 1) ist bei weitem das vorzüglichste der drei Werke. Die

Feder, die das schrieb, ist uns noch wohl bekannt von den vier prächtigen Novellen her, die vor Jahren die Sammlung „Im Zenith", brachte, oder auch vom Roman „Höhere Harmonie", der eins der interessantesten psychischen Probleme tief empfunden und energisch durchführt.

Es ist eine förmliche Erlösung, wenn wir in der unübersehbaren Masse unserer Tagesproduction dann und wann jenen selten gewordenen Erscheinungen begegnen, die einen voll und innig und eigenartig aus tiefstem Innern strömenden Ton anschlagen und ihn bis zu Ende rein ausklingen lassen. Ist es doch nur allzu natürlich und kann es kaum anders sein, daß in der Fülle des Producirens Kraft und Individualität verloren gehen oder falsche Wege einschlagen. Wir können hundert Romane und Dutzende lyrischer Gedichtsammlungen lesen, ohne herauszufühlen, daß der Autor wirklich etwas zu sagen hatte, daß eine geistige Individualität mit ihrem Gehalt zu uns sprach. Das ist jener stereotype Ton, der höchstens hier und dort eine aparte Wendung macht, ohne doch aus dem Flachen und Ordinären herauszukommen. Oder dann, und der Fehler ist ebenso häufig, fällt die gesuchte Kraftanstrengung ins Forcirte, Unnatürliche, Excessive und Sensationelle; sie packt allerdings, wird aber unschön und verzerrt. Wir athmen ordentlich auf, wenn wir nach der Lektüre eines Werks uns sagen dürfen: das hat eine Seele aus voller freier Eigenart heraus zu uns gesprochen; da ist überhaupt Seele.

Der einzelne Personenname an der Spitze will als Titel insofern nicht recht passen, als wir keineswegs mit dem bloßen Personenbild eines noch so interessanten Mannes zu thun haben, sondern mit einem gestaltenreichen Gesellschaftsbild aus den brandenburgischen Marken. Es spielt sich zum Theil auf den isolirten Gutshöfen der märkischen Großgrundbesitzer ab, also in ländlicher Stille, theils in den Salons und Cafés der Hauptstadt Berlin, also im geräuschvollen Weltgetriebe, und es zieht alle Seiten dieses Lebens und Treibens in den Kreis seiner Betrachtung, fällt aber nie in den Ton eines blos äußerlichen Gemäldes herunter. Wir geleiten von den Aeltern zu den Kindern die Geschicke einer Anzahl von Familien mit vielen scharf hervortretenden Gestalten, und darin ist Poesie, ohne doch der Wahrheit realer Lebensbeobachtung zu nahe zu treten. Poesie schon darum, weil unser Autor nicht malt, sondern entwickelt. Alle seine Gestalten wachsen Schritt um Schritt consequent aus dem Boden ihrer Daseinsbedingungen heraus; alle machen nach naturgemäßem Ablauf die merkwürdigsten Phasen und Stufen innerer Gestaltung durch, klar und scharf vor unsern Augen; das gibt dieser Schöpfung merkwürdig reichen psychischen Gehalt. Das sind nicht Duodezmenschen — nur einige als Staffage allerdings —, es sind Persönlichkeiten mit eigenem Sein und Denken und Wollen, und danach gestaltet sich auch ihr Lebensschicksal; es ist eben die Natur in ihnen, die das schafft, ist ihre eingeborene Bestimmung.

Es ist allerdings eine merkwürdige Figur, dieser Werner Eltze, und nicht weniger merkwürdig sein und seines Hauses Schicksal. Sohn eines Großgrundbesitzers, mit glänzenden Anlagen ausgestattet und hohen Idealen nachstrebend, wird er aus natürlichem Beruf, unverstanden von seiner Umgebung, Schriftsteller. Nach einem von verbrecherischer Hand angelegten Brande wird der bis dahin so sicher und solid auf sich stehende Vater Börsenspieler und bringt es wirklich dazu, im Alter sein prächtiges Landgut zu verlieren. Der Sohn ist nach Berlin gegangen, hat studirt und macht sich in den literarischen Kreisen binnen kurzem einen hochgeachteten Namen. Er hat eine Adeliche von fürstlicher Schönheit und vielem Geiste geheirathet, die nur den Einen Fehler hat, daß sie den Mann nicht versteht. Das aus diesem Mangel an Verständniß in seiner Brust erwachsende Gefühl wird seinem Frieden gefährlich; er nähert sich einer ideal hochgesinnten Jugendfreundin, der Sängerin Gretchen, die an einen nicht weniger begabten, aber grundsatzlos zerfahrenen Freund Werner's unglücklich verheirathet ist; und die beiden unbefriedigten Herzen führt unwillkürlich die Liebe zueinander. Nun erfolgt ein schwerer Kampf der Herzen und eine eigenartige Lösung: bei einer gemeinsamen Spazierfahrt der Familie Werner mit Gretchen fällt das kleine Töchterlein in den See; Gretchen stürzt sich nach, rettet es, holt sich aber dabei selber den Tod. Seine fein geartete Frau aber, welche alle die schweren Gemüthswandlungen vollständig übersehen, auch in sich selber mitgemacht hat, ist erst durch sie so recht klar geworden über den Werth ihres Gemahls und die doch in ihr ruhende tiefe Liebe zu ihm, der sie nur jahrelang in ihrer stolzen Unnahbarkeit nicht recht sich beugen und Ausdruck geben wollte; nun erst ist so recht das liebende Weib in ihr erschlossen und damit das volle innere Glück der beiden aufgegangen.

Aber daneben kommen noch mehr Lebensschicksale in Frage. Da sind zunächst die zwei Jugendbekannten unsers Helden. Der eine, ein Pfarrerssohn, mit ganz ausgezeichneten Anlagen, aber höchst schwankendem Charakter und nichts weniger als empfehlenswerthen Anschauungen, die sich aus Ehrgeiz und Selbstsucht zusammensetzen, heirathet die für ihn viel zu gute Sängerin, verzettelt in unfruchtbaren Versuchen und Anstrengungen, auf irgendeinem Gebiete sich hervorzuthun, seine Fähigkeiten und die Zeit, verräth die engelsgute Frau um einer nicht einmal schönen, aber höchst speculativen und gefährlichen Kokette willen, die einen reichen Narren gekapert hat, und läßt sich dieser Intriguantin wegen im Duell todtschießen. Der andere Bekannte ist als Student eine Zeit lang leidenschaftlich in die gleiche Kokette verliebt, wird rechtzeitig mit Gewalt von ihr entfernt und zum ehrenhaften Landmanne gemacht, wozu er am besten paßt, sein Leben als glücklicher Familienvater abspielend. Nichts aber ist eigenartiger zugleich und furchtbarer als das Geschick von Werner's Onkel, der ein tiefsinnig grübelnder Gelehrter ist: er verliebt sich leidenschaftlich in eine ungemein feine und sensitive Gutsbesitzersfrau, eine Natur aus dem sonnigen Süden, die in

der derben oder geradezu unfeinen Umgebung dieser massiven Landherren wie ein unzeitig und ungeschickt verschleudertes Juwel erscheint. Am Tage, als die beiden sich zum ersten mal in die Arme fallen, vergiftet die überreizte Frau in nervöser Zerstreuung ihre zwei Kinder, öffnet sich selber die Adern und hinterläßt dem zerschmetterten Geliebten ein Leben natürlicher Buße und Reue. Genug ergreifende Stoffe, auch wenn wir die hineinspielenden Nebenpartien nicht hinzunehmen.

Die bestimmenden Charaktere, vorweg anschaulich vor unsern Augen herauswachsend, sind zweifellos mit großer Kenntniß des Menschenherzens entworfen, auch die nebensächlichen, wie der strenge, juristisch geschulte Kritiker mit seinem sarkastischen, aber in der Regel den Nagel auf den Kopf treffenden Humor, hinter welchem mehr Gemüth steckt, als man auf den ersten Blick meint; oder der hämisch-kleinliche Recensent, der nicht über die Zaunstecken seiner Clique hinaussieht. Das gute Gretchen, das darum auch tragisch endet, mag etwas stark idealisirt sein: jedenfalls sind mit Vorliebe die feinsten Striche auf diese Gestalt verwendet. Eine große Zahl kritisch-philosophischer Gedanken, vor allem über Literatur, aber auch hineingreifend in die schwersten unlösbaren Fragen („Was ist der Mensch?") und die Anklänge altindischer Weisheit, sind eingestreut, ohne sich doch so breit zu machen, daß sie den Fluß der Erzählung stören würden. Aber vollends das Allerschönste, oft geradezu reizend, sind die kleinen Naturbilder: aus dem märkischen Boden, den wir uns ja gern vollends langweilig und eintönig denken, ist das gemacht, was nur ein innerlichst liebendes Verständniß hineinlegen kann; indem wir der Sprache der Tages- und Jahreszeiten, den in kleinen feinen Schwingungen abtönenden Naturlauten verständnißinnig lauschen und die Stimmung des Menschenherzens mit ihnen in Einklang bringen, wächst da wieder eine ganz ungeahnte Poesie heraus, lieb und traut. Der starke Herzschlag und die rechte Feder machen aus allem alles.

Etwas seltsam muthet uns der Titel des Romans von Lucas Malet: „Oberst Enderby's Frau" (Nr. 2), an, wenn wir gleich hören, daß den ganzen ersten Band hindurch der gute Oberst Enderby noch gar keine Frau hat, sondern erst inmitten der Geschichte auf dem Punkte angekommen ist, um eine solche zu werben; und zwar macht er eine große Dummheit, in deren Begehen er freilich nicht einzig steht. Der achtundvierzigjährige ernst gemessene Kriegsmann, der zudem in der Jugend schon durch eine gründlich verfehlte oder getäuschte Liebe geschult worden, vergafft sich in das niedliche Lärvchen eines überaus lebenslustigen, nach Abwechselung und Anregung durstenden Kindes, von dessen Art und Charakter er übrigens so viel als nichts weiß, da er sie seit den Puppen- oder Bonbonsjahren nicht mehr gesehen. Was daraus werden soll, kann jeder Vernünftige sich denken, nur nicht gerade, daß es so schlimm wird.

Uebrigens erzählt dieser ganze Band soviel wie gar nichts von Interesse, es sei denn Enderby's unglückliche Jugendgeschichte und Entzweiung mit dem halsstarrigen Vetter, deren Folge Enterbung ist. Streng genommen ist eigentlich nichts anderes da als eine Galerie von langsam am Blick vorübergleitenden Charakterzeichnungen, die so ziemlich alle nichts weniger als lauter und schön sind, Persönlichkeiten, ausgestattet mit einer ansehnlichen Zahl von Marotten, verkehrten Neigungen und Leidenschaften, Geschmacklosigkeit, Unentschlossenheit und Ungeschick oder raffinirt apathischer Blasirtheit — ein Kreis, der einem empfindlichen Gemüth übel machen kann.

Aber das geht noch viel weiter so; zwei volle Drittheile des zweiten Bandes hindurch, das erste Ehejahr des Obersten, hat die Frau weiter keine Bedeutung als die, daß sie den vollständig bethörten Gemahl antreibt, ihr Tag um Tag für ein neues Spielzeug oder Amusement zu sorgen; denn von einem andern Lebenszweck als dem, sich angenehm zu unterhalten und zu zerstreuen, ist dem seelenlosen Kinde nie eine leise Ahnung aufgegangen. So geschieht eigentlich auch hier wieder unendlich wenig; es wiederholt sich nur auf englischem Boden, was wir vorher an der Riviera durchmachten — ein Gesellschaftstrubel, eine wilde Jagd von Festen, Tanz und Ausflügen, in welchem uns viele Leute begegnen, aber wenige Menschen; das ist eben die nichtsthuende, mehr oder weniger vornehme Welt mit derselben faden und charakterlosen Physiognomie, die sie nun einmal überall kennzeichnet im englischen Nebel wie in der italienischen Sonne, und schließlich noch mit dem gewohnten häßlichen Klatsch. Unterdeß bewegt sich der Herr Gemahl als behäbiger Grundbesitzer und hält noch immer die Täuschung fest, an der reizenden jungen Frau ein Kleinod zu besitzen. Da tritt auf einmal die Wendung ein, und vor seinen Augen wird es schrecklich klar: der gute Oberst, der ein schweres und hartes Kriegsleben hinter sich hat, leidet unbewußt schon längere Zeit an einem Herzleiden, welches nun nach einem Sturz auf der Jagd zu einer Katastrophe führt. Zwar wehrt er sich mit mehr als stoischem Heroismus dagegen, auch nur krank zu erscheinen; als die Kraft aber nicht mehr aushält, entpuppt sich die schöne Lebensgefährtin. Das leichtfertige Geschöpf kündet dem Kranken einfach jede Gemeinschaft auf, macht sich sogar bereit, heimlich sein Haus zu verlassen und wird an diesem Skandal nur durch das rascher schreitende Schicksal verhindert. Der Oberst, dem nach dieser Erkenntniß das Leben keinen Werth mehr hat, reitet eines Morgens verwegen fort, um das gerade vereinsamte Schloß seiner Väter nochmals zu schauen, und kehrt nicht wieder; er liegt, ein stiller Mann, auf dem Rasen des Parks, wo ein Herzschlag seine Leiden geendet hat. Die Schöne aber geht gemüthlich an einen durch ihr Lärvchen bestochenen Amerikaner über, der das Vergnügen haben wird, die kostbarste Frau von Neuyork zu besitzen, die mit viel Chic und Gewandtheit sein kolossales Vermögen erleichtert.

Die zwei interessantesten Figuren, die noch mitspielen,

sind der jungen Frau auch noch junge und schöne Stiefmutter und ein höchst wunderlicher Verwandter, der ein seltsames Schicksal durchgemacht hat: zwei ungemein complicirte, schwer zu entziffernde, noch schwerer zu beurtheilende Naturen, die lange Zeit gar nicht wissen, was sie aus ihrem zerfahrenen Leben machen sollen, bis sie sich doch in einer beruhigenden und anständig glücklichen Ehe zueinander finden. Das sind Figuren, die unsere Aufmerksamkeit anziehen, zwei seelische Räthsel.

Der Ausgang des Buchs ist überaus trostlos; wir wünschen solche Lebensbilder nicht auch noch in der Literatur vertreten, sie berühren uns peinlich genug in der Erfahrung. Fünf Sechstel des Ganzen sind ziemlich inhaltslos, wenn wir nämlich mehr als problematische Bilder aus der Gesellschaft verlangen; der Rest mit seiner traurigen Entwickelung sticht schneidend dagegen ab. Das etwas raffinirt gehaltene Werk ist nicht zu empfehlen.

Der Roman „Templer und Johanniter" von Ludovica Hesekiel (Nr. 3) führt uns auf einen total andern Boden. Das ist ein vollständiger romantischer Ritterroman, in dem Frau Aventure recht herzlich mitspielt, indem sie Abenteuer auf Abenteuer aus dem Aermel schüttelt und uns recht in der Welt herumführt: Ausgangspunkt das herrliche Köln am Rhein; daneben aber spielt die Geschichte in den brandenburgischen Comthureien der Templer auf einem wendisch-deutschen Gutshof, in Paris und gar auf Cypern und in Paläſtina sich ab; das sind ganz eigentliche Kreuzfahrten. In der Mitte der ganzen Geschichte steht die kriegs- und wanderlustige kölnische Patrizierfamilie der Dorn durch drei Generationen hindurch; historischer Hintergrund der grausam blutige Sturz der Templer in Frankreich. Eine eigene Motivirung dieses Sturzes ist da erfunden: die märkische Gutsherrentochter Justina hat sich in einen der Dorn, welcher Tempelherr geworden, verliebt und auch diesen verzaubert; das bindende Gelübde aber trennt die beiden und bringt sie um ihr Lebensglück; da schwört die unerbittlich energische Schöne dem Orden unversöhnlichen Haß. Im Besitz einer fast wunderbaren Heilkraft kommt sie auch an den französischen Hof und wird, als Dame von Yonne benannt, vorübergehend Vertraute des furchtbaren Königs Philipp des Schönen. Dieser erbitterte Feind des Ordens, auf dessen Verderben er sinnt, wird nun durch seine Egeria zuerst auf die vernichtende Anklage der Ketzerei geführt, und so verschuldet ein Weib in seiner Rache, zu spät bereuend, die mörderische Geschichte jenes Untergangs. Dafür büßt sie schwer und verliert durch die erbarmungslose Tücke des furchtbar gewissenlosen Herrschers selbst das Leben: sie hat ihm einmal unerschrocken die Wahrheit gesagt und einen Templer, eben ihren frühern Geliebten, vor seiner Rache geschützt, das vergißt er nicht; als er sie anscheinend huldvoll in die Heimat entläßt, schenkt er ihr einen kostbaren Rosenkranz mit Reliquie; beide sind vergiftet und bringen ihr langsam den Tod. Ist nun schon da und im Templerproceß der schauerlichen Romantik genug, so auch in andern Partien des Buchs: man nehme den durch die allermerkwürdigsten Lebensschicksale hindurchgegangenen alten Herrn Dorn, den Vater des eigentlichen Helden der Geschichte, und stelle sich vor, wie er, unerkannt in nächster Nähe seiner Familie, der er nach der Jerusalemfahrt für todt gilt, einzig gepflegt von einem unerschrockenen und heilkundigen Bruder, im abgeschlossenen Gemach eines Schloßthurms zwanzig Jahre vertrauert, bis eben jene Dame ihn geheilt der Welt wiedergibt.

So rollen die Wellen der Geschichte durch Kampf und Sturm und Prüfungen schwerster Art, unter Leiden und mühsam gezähmten Leidenschaften trüb und grollend hin; und fast bis gegen das Ende beherrscht uns das dem Buche nicht eben günstige Gefühl, als wirke es blos durch die überschwere Wucht eines in unbändigen Wallungen massenhaft auf uns heranstürmenden Materials. Das wird anders im letzten Viertel, und das ist erfreulich: die Lösungen nehmen tiefere, mehr nach innen gehende Bedeutung an, und damit gewinnt der Roman Schritt um Schritt; es ist doch etwas mehr daran als der bloße romantische Schimmer und Flimmer.

J. J. Honegger.

Zur Culturgeschichte.

Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Von Julius Lippert. Zweiter Band. Stuttgart, Enke. 1887. Lex.-8. 10 M.

Je mehr das Detail anschwillt, mit dem uns die Ethnologie auf ihren verschiedenen Beobachtungsstationen beschenkt, desto mehr füllen sich auch die Lücken, welche bislang einer einigermaßen umfassenden und ununterbrochenen Geschichte der Menschheit einen fast unüberwindlichen Widerstand bereiteten. Freilich wird auch jetzt noch manches Dunkel über großen Perioden menschlicher Entwickelung liegen, und es ist in der That besser, diesen beklagenswerthen Mangel unserer kritischen Erkenntniß offen einzugestehen, als ihn mit den verführerischen, aber nichts weniger als wissenschaftlich gerechtfertigten Speculationen unserer geschäftigen Phantasie zu verschleiern. Um so dringender muß diese Forderung erhoben werden, als es sich hier um eine vielbestrittene Wissenschaft handelt, deren Lebensfähigkeit ganz wesentlich durch die Unanfechtbarkeit ihrer Methodik und ihrer schließlichen Perspective bestimmt wird. Dieser verhängnißvollen Versuchung hat der Verfasser des vorliegenden Werks, dessen zweiter Band jetzt soeben abgeschlossen ist, unsers Erachtens nicht völlig widerstanden.

Ganz besonders macht sich diese Neigung bemerkbar

in der psychologischen Analyse irgendwelcher culturhistorisch bedeutsamer Erscheinungen und Factoren, wo dann noch dazu die sonst so glatte und anschauliche Darstellung einen merkwürdigen breiten und gezwungenen Ton annimmt. Ich greife auf gut Glück ein Beispiel zur nähern Charakterisirung heraus:

Tritt irgendeine neue, mit der Lebensfürsorge zusammenhängende Nöthigung an den Menschen heran, so meldet sich als ein unabweisbarer Instinct sein Selbsterhaltungstrieb, und er handelt unter dem Eindrucke desselben, ehe ihm die Zeit gegönnt ist, seinen gesammten Vorstellungsschatz daraufhin zu prüfen, ob auch in dessen Consequenz eine solche Handlungsweise liege oder nicht. Auf diese Weise ergibt sich die natürliche Nothwendigkeit des an sich schwer begreiflichen Gesetzes der Compatibilität. Der Mensch kann es nicht ablehnen, solange er sich noch in einem Zustande der Erziehung befindet. Oft ist das Handeln unter dem Drucke des Selbsterhaltungstriebes mit einem Absehen auf die nächsten Folgen längst zur Gewohnheit und Sitte geworden, ehe der Widerspruch desselben mit dem ältern Vorstellungsschatze dem Handelnden zum Bewußtsein kommt. Dann allerdings pflegt in einzelnen denkenden Köpfen eine Ueberprüfung nach beiden Seiten zu erfolgen, und ein solches Handeln wird dann entweder auf Grund des nach diesem Ziele zu gerichteten Vorstellungsschatzes für unzulässig — also unmoralisch — erklärt, oder das mit einem rationellen Systeme der Lebensfürsorge in Einklang befundene Handeln zwingt zu der Erkenntniß von der Falschheit der entgegenstehenden Principien und zur Reconstruction der gesammten Vorstellungsweise.

Die Hauptsache sollte immer (nächst der selbstverständlichen, thunlichst umfassenden Materialbeschaffung) die Aufstellung allgemeiner socialer Gesetze sein, die eben von den subjectiven Empfindungen und Werthschätzungen des Individuums, wie sie in der vorliegenden Darstellung verwendet werden, völlig unberührt bleiben.

Aus dem unendlich reichen und für eine populäre Orientirung vielfach sehr geschickt ausgewählten Inhalt wollen wir einige besonders hervorragende Momente zur kurzen Erörterung heranziehen. Eine sehr wichtige Rolle spielt für die Entwickelungsgeschichte der Familie und damit indirect auch für die Verschiedenheit unserer sittlichen Vorstellungen die durch die seltsamen Entdeckungen unserer Tage und die glücklichen Combinationen älterer Notizen jedem weitern Zweifel entrückte Periode einer prähistorischen Gynäkokratie. Allerdings wird man gut thun, sich (vielleicht durch eine allzu wörtliche Uebersetzung des Wortes veranlaßt) vor übertriebenen Vorstellungen über diesen, für uns recht seltsamen, socialen Zustand zu hüten. Und trotz alledem haben uns nüchterne Beobachter, wie der verstorbene Nachtigal von kriegerischen Stämmen Afrikas berichtet, die unter dem, freilich durch männliche Organisation anderweitig geschützten Einfluß von regierenden Frauen stehen. Aber das eigentlich Charakteristische dieses für die spätern Culturphasen nur noch in spärlichen Rudimenten, bei den heutigen Malayen aber noch fast in ungeschwächter Integrität vorhandenen Organisation besteht in der durch die Stammesmutter repräsentirten Blutseinheit aller Genossen. Richtig schildert Lippert dieses chaotisch zusammengewürfelte Conglomerat so:

Wie noch in jüngerer Zeit die Gemeinsamkeit des Wassers und Feuers die Zusammengehörigkeit einer Menschengruppe bezeichnete, so mußte in ältester Zeit auch die Gemeinsamkeit der Frauen das Kennzeichen der Blutverwandtschaftsfamilie sein. Noch war die Einheit des Blutes kein Trennungsgrund, sondern umgekehrt der Rechtstitel des Genusses; wie jeder andere Friedensverkehr, so bewegte sich auch der Geschlechtsverkehr ausschließlich innerhalb der Grenzen der Urfamilie; er war ein streng endogamischer; es herrschte Endogamie. Eine Erinnerung dieser Verhältnisse hat sich in Anschauungen erhalten, welche noch in jüngerer Zeit oft im Widerspruch zu den in dieser geschaffenen Institutionen in die Vorstellung von natürlichen Anrechten der Stammesgenossen auslaufen.

Wie leicht ersichtlich wird durch diese völlig von unsern Begriffen abweichende Structur des socialen Lebens auch die Entwickelung der moralischen Ideen ganz erheblich beeinflußt; eine innere, psychophysische Beziehung zwischen Aeltern und Kindern, ja zwischen den Ehegatten selbst kann in einem derartigen, auf communistischer Grundlage ruhenden Gebilde nicht existiren, da es ja eben keine individuelle Ehe und Vaterschaft gibt. Erst die beginnende Ansiedelung und die dadurch bedingte Vorherrschaft des Mannes, mit einem Worte die Zersetzung der ursprünglichen Friedens- und Geschlechtsgenossenschaft, das Auftreten exogamischer Eheformen (wenn auch anfänglich in der brutalen Form des Raubes) mildert diese anfängliche Roheit und bahnt in sehr langsamem Fortschritt denjenigen Zustand an, welchen wir, von unserm heutigen Standpunkt aus, häufig als den einzig berechtigten und überhaupt möglichen ansehen.

Ein zweiter sehr wichtiger Factor für die sociale Entwickelung unserer Geschlechter, der immer noch nicht ausreichend gewürdigt wird, ist die Religion und im besondern die Stufe des Fetischismus. Solchen socialen Erscheinungen gegenüber, die in der Geschichte der Menschheit eine unleugbare Rolle spielen, muß man sich des Tones subjectiver Parteistellung und Kritik völlig entschlagen, also weder in die Manier der lucrezischen Verurtheilung (Tantum religio potuit suadere malorum), noch in die einer supranaturalen Begeisterung und Verhimmelung verfallen; am allerwenigsten ist eine vornehmthuende Geringschätzung anderer tieferstehender Vorstellungskreise angebracht. Das gilt ganz besonders vom Fetischismus, der seine Wurzeln so tief in den menschlichen Geist hineingetrieben hat, daß man unserm Verfasser unbedenklich beistimmen kann, wenn er behauptet:

Irrthümlich ist es, von einer besondern Religion des Fetischismus zu sprechen; eine solche gibt es nicht; wol aber ist eine jede Religion in irgendeiner Phase ihrer Entwickelung durch die Vorstellungsweise des Fetischismus hindurchgegangen, und auch die zu höherer Entwickelung gelangten haben irgendwelche Rudimente aus jener Zeit bewahrt.

Wer nicht absichtlich die Augen verschließt, wird ohne weiteres zugeben, daß die Sphären unsers niedern Volks (namentlich in katholischen Ländern) noch völlig unter dem Bann fetischistischer Gedanken stehen, die nur ihre Form unter christlicher Maske verändert haben. Ebenso bedarf

es der ausdrücklichen Betonung, daß diese vielverschrieene Auffassung einen ganz feinsinnigen Unterschied zwischen der zufälligen Sache und dem ewig lebenden Geiste macht, der seine zeitweilige Behausung irgendwo aufschlägt. Dieser dualistische Grundgedanke scheint in der That ein unvertilgbares Besitzthum der menschlichen Rasse zu sein. Ob diese Hülle der sich offenbarenden göttlichen Kraft nun schließlich irgendein werthloses Stück der todten Außenwelt, oder ein Baum, ein Thier, ein Mensch oder ein kosmischer Gegenstand ist, das macht für das Grundwesen dieser Idee keinen Unterschied. Nur entspricht es nicht der systematischen Entwickelung dieses Processes, wenn vielfach noch, in ausschließlicher Anlehnung an die classische Mythologie, die poetische Naturbeseelung als die eigentliche Quelle dieser ganzen religiösen Weltanschauung betrachtet wird, und noch viel weniger entspricht es dem wirklichen Sachverhalt, wenn gelegentlich mit merkwürdiger Verkennung des wahren Thatbestandes diese dichterische Idealisirung, diese Metapher als die eigentliche causa efficiens erscheint, dem sich dann nachträglich der allgemeine Volksglaube angeschlossen habe. Der Wahrheit nach verhält es sich umgekehrt; was späterhin nur noch als rhetorische Floskel fortlebt und nur noch in dieser übertragenen Bedeutung verständlich bleibt, ist anfänglich das Gemeingut des ganzen schaffenden Volksgeistes gewesen. Für den Fetischismus kommt freilich ein Umstand hinzu, der ihm von vornherein eine freiere ästhetische Verwendung raubt und ihn in den Bann specifischer religiöser Motive stellt: das ist die transscendentale Beziehung, die Rücksicht auf das individuelle Wohlergehen und die Beseitigung drohender Uebel. Daher ist der Priester, als natürlicher Repräsentant Gottes, auch der verantwortliche Diplomat in diesem gefährlichen Spiel, und so groß auf der einen Seite die Ehre ist, wie selbstverständlich die weltliche Macht aus der höchsten geistlichen emporwächst, so schwer rächt sich, gerade an dem sichtbaren und solidarisch haftbaren Vertreter der übernatürlichen Welt, irgendein schwerer Schaden, ein großes Unglück, eine verheerende Krankheit u. s. w. Der Priesterkönig der afrikanischen Stämme findet sein genaues Gegenbild in den für uns bekanntern Figuren der ägyptischen, peruanischen, indischen und chinesischen Sonnensöhne; ja wenn man ohne Vorurtheil die Sache betrachtet, so kann man nur Lippert beistimmen, wenn er dies Princip auch auf unsere Verhältnisse anwendet:

> Im Christenthum ist ein großer Cultbund, ja ein solcher mit dem Anspruch auf Universalität geschaffen, und sein Oberpriester, in kaum merklicher Weise beseelt und inspirirt vom „Geiste" Gottes, ein Statthalter desselben auf Erden, erhebt den Anspruch, die für die weltliche Regierung des Volks nothwendigen Organe zu bestellen und zu verwerfen. Es ist nur eine sehr alte Institution, hervorgegangen aus einer hier behandelten Vorstellungsweise, die jetzt äußerlich anknüpfend an das römische Staatsamt eines Pontifex maximus wieder hervortritt und in dem Bilde von beiden Schwertern, die beide von Gott unmittelbar dem Oberpriester verliehen seien, eine evangelische Rechtfertigung sucht. Neu und epochemachend ist nur die Universalität des Anspruchs, und diese ist klar begründet in der Vorstellung von der Einheit und Einzigkeit Gottes, deren Correlat die Einheit eines Cultbundes aller Menschen sein müßte.

Th. Achelis.

Zur Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Skandinavische Hof- und Staatsgeschichten des 19. Jahrhunderts. Von H. Mertens. Nach den schwedischen Quellen von A. Ahnfelt. Stuttgart, F. Frommann. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Diesem interessanten Buche von Heinrich Martens liegen die umfangreichen, aus verschiedenen Staats- und Privatarchiven geschöpften Publicationen des ausgezeichneten schwedischen Literarhistorikers Dr. Arvid Ahnfelt zu Grunde. Mit Recht nennt der Verfasser den Inhalt seines Werks „ein Stück Weltgeschichte im Hauskleide", insofern dasselbe Mittheilungen und Schilderungen aus dem Leben des Königs Christian VIII. von Dänemark, der letzten schwedischen Könige des Wasa-Geschlechts und der Regenten der Dynastie Bernadotte bringt, welche, ohne sich vielleicht zur Aufnahme in die eigentlichen Jahrbücher der Geschichte zu eignen, nichtsdestoweniger werthvolle Beiträge zur richtigen Beurtheilung von historisch denkwürdigen Personen und Vorgängen darbieten. In der Form von Tagebuchaufzeichnungen, Briefen u. s. w. wird der Leser neben manchem Unbekannten, historisch Interessanten, auch vielfach unterhaltende Schilderungen von mehr anekdotischem Charakter finden.

Zunächst beschäftigt sich das Werk mit dem König Christian VIII. von Dänemark, geboren 1786, welcher als Prinz bei der Trennung Norwegens von Dänemark eine so hervorragende, zum Theil zweideutige Rolle gespielt hat, ohne dabei sein eigentliches Ziel, die dauernde Errichtung eines selbständigen norwegischen Königreichs unter seiner Herrschaft, zu erlangen.

Zu diesem Zwecke ging er auf die freiheitlichen Bestrebungen der ohnehin durch seine persönliche Liebenswürdigkeit für ihn eingenommenen Norweger bereitwillig ein und vereinbarte, nachdem er zum Regenten des Landes erklärt worden war, jene demokratische Verfassung vom 17. Mai 1814, welche bis heute die Ursache so vieler Wirren und Kämpfe zwischen Schweden und Norwegen gewesen ist.

Obgleich Prinz Christian sich tapfer gegen die Angriffe Schwedens unter dem zum Thronfolger ernannten General Bernadotte wehrte und den auf eine Vereinigung Norwegens mit Schweden hinarbeitenden Einwirkungen Preußens, Rußlands und Oesterreichs widerstand, ja auf seine Zurückberufung durch den König von Dänemark, der end-

lich nothgedrungen in die Abtretung von Schweden gewilligt, die Antwort gab, es sei eine Ehrensache für ihn, die Norweger nicht zu verlassen, so mußte er doch endlich, um dem Lande das Unheil eines Kriegs mit den alliirten Mächten zu ersparen, die vor acht Monaten gewonnene Krone niederlegen.

Sehr interessant sind die Aufzeichnungen in den Tagebüchern des Prinzen aus der Zeit dieser Bestrebungen und Kämpfe, sowie über manches, was sein Privatleben betrifft.

Im Jahre 1806 hatte sich der zwanzigjährige Prinz mit der Prinzessin Charlotte Friederike von Mecklenburg vermählt. Diese Ehe, der zwei Söhne entsprossen waren, wurde wegen eines Fehltritts der Prinzessin bereits nach drei Jahren getrennt. Seine zweite, im Jahre 1815 mit der Prinzessin Karoline Amalie von Schleswig-Holstein-Augustenburg eingegangene Ehe war dagegen eine äußerst glückliche.

Den dänischen Thron bestieg Prinz Christian erst im Jahre 1839, ohne jedoch die Erwartungen zu erfüllen, welche man hinsichtlich einer Revision der Verfassung in freiheitlichem Sinne von ihm erwartete. Durch die von ihm unterstützten Danisirungsbestrebungen in Schleswig und durch die Trennung desselben von Holstein, gab er den Anlaß zu jener Bewegung, welche schließlich zum Verlust der Herzogthümer für Dänemark führen sollte.

Die letzten Herrscher aus dem berühmten Wasa-Geschlecht bieten das betrübende Bild eines Verfalls desselben in erschütternden Episoden dar.

Die fragmentarischen Mittheilungen über Gustav III., Gustav IV. und Karl XIII. rühren von General Akrell, Landeshauptmann von Troil, Baron Naukhoff und Landeshauptmann Riddenstolpe her, von denen der letztere durch seine an abenteuerlichen Episoden reichen, großen Reisen besonders interessant erscheint.

Der bedeutendste der drei letzten Wasa-Könige ist Gustav III., der sich in mancher Hinsicht nicht geringe Verdienste um Schweden erworben hat, wie durch die Gründung der Akademie der Wissenschaften und die Befreiung des Landes von der Adelsherrschaft. Er gab das in der Geschichte seltene Beispiel eines Königs, der, vom Adel und den höhern Ständen gehaßt, vom niedern Volke aber vergöttert wurde. Er hieß daher auch der „Pöbelkönig“, und „Royalist“ zu sein, galt als eine Schande in den höhern Kreisen. Jenem Hasse erlag denn auch Gustav III. zufolge einer Verschwörung, durch welche das bekannte erfolgreiche Attentat Ankarström's am 16. März 1792 hervorgerufen wurde.

Sein Sohn und Nachfolger Gustav IV., welcher bis zu seiner Mündigkeit unter der Vormundschaft des Herzogs von Södermanland stand, zeigte neben einer nicht zu leugnenden Beschränktheit, dem so häufig mit derselben verbundenen Eigensinn, geringer Thatkraft und einem hochgesteigerten, fast grotesk sich äußernden Bewußtsein seiner Königswürde, doch auch wieder eine einfach ehrenhafte Gesinnung, welche Anerkennung verdiente. Seine höchst schwankende und dabei abenteuerliche Politik entzog ihm Vertrauen und Achtung. So machte er beständig Pläne zum Sturze Napoleon's I. und protestirte sogar officiell gegen dessen Erhebung zum Kaiser. Mit seiner Gemahlin, einer schönen und liebenswürdigen badischen Prinzessin, in Deutschland weilend, als der unglückliche Herzog von Enghien erschossen wurde, hatte er den Hund desselben erworben, der ihm überall folgte und ein Halsband mit den eingravirten Worten trug: „Duc d'Enghien fut mon maître“. Natürlich zog ihm das den Haß des Gewaltigen zu, und leicht hätte er das Schicksal des Herzogs theilen können. Alle diese Unbesonnenheiten, welche ihm den Beinamen „Don Quixote“ einbrachten, sollten seinen Sturz befördern, obgleich er mit einiger Thatkraft und mehr Bewußtsein von seinen Hülfsquellen denselben leicht hätte verhindern können; denn es grenzt ans Wunderbare, daß die ungeschickte, planlose Verschwörung, welcher er zum Opfer fiel, Erfolg haben konnte. Es war keineswegs das Volk, welches ihn stürzte, da es ihn wegen seines sittenreinen Lebens achtete, sondern der unzufriedene frondirende Adel. Auch war von Jubel in Stockholm und im Lande nichts zu spüren, als das Ereigniß bekannt wurde.

Während seiner Gefangenschaft benahm sich Gustav nicht unwürdig. Beim Essen entfiel ihm eines Tages eine Brotschnitte und er gab dem ihn bewachenden Offizier, Gröpenwald, einen Wink, sie aufzuheben. Als dieser nun mit Hohnlächeln antwortete, that es der König selbst mit den Worten: „Als ich ein Kind war, lehrte man mich, kein Brot auf dem Fußboden liegen zu lassen, damit Gottes Gabe nicht mit Füßen getreten werde.“ Die ihm von der neuen schwedischen Regierung angebotene Summe von 100000 Reichsthalern schlug er mit den Worten aus: „Wenn ich der König von Schweden bin, warum haben Sie mich dann verjagt? Bin ich aber unwürdig es zu sein, so will ich kein Geld von ihnen!“

Der vertriebene König führte von nun an jenes eigenthümliche Vagabondenleben, über welches die Aufzeichnungen Riddestolpe's anziehende, lebhaft geschriebene Schilderungen enthalten. In Basel hatte der König nur ein Zimmer und lebte von seinen Diamanten, die er nach und nach verkaufte. Er besuchte regelmäßig die Kirche, aß äußerst frugal, hatte nur einen dänischen Soldaten als Diener und wurde von den Dienstboten für verrückt gehalten. Er zürnte niemand und sprach gut von allen, selbst von Bernadotte.

Der Königin, welche nach Karlsruhe zurückgekehrt war, bot er die Scheidung an, „um sie nicht an sein unglückliches Schicksal zu ketten“. Nicht weniger hochherzig antwortete die Königin: „Niemals werde ich darauf verzichten, den Namen meines unglücklichen Gemahls zu tragen.“

In Karlsruhe zeigte Gustav eine krankhafte Empfindlichkeit. So wollte er es nicht dulden, daß ein französischer General neben seiner Frau placirt wurde und schickte sie, da es nicht wohl geändert werden konnte, auf

ihr Zimmer. Als ein deutscher Fürst der Königin den Arm bot, sagte er: „Vous n'êtes pas du sang royal, vous ne sauriez pas donner le bras à ma femme."

Von Gustav's IV. Kindern wurde sein Sohn, der Prinz von Wasa, der Vater der Königin von Sachsen, und die Prinzessin Sophie die Großmutter der jetzigen schwedischen Kronprinzessin, der Enkelin des Kaisers Wilhelm.

Gustav's IV. Nachfolger, der alte schwache, kinderlose Herzog von Södermanland, der unter dem Namen Karl XIII. den Thron bestieg, regierte nur nominell, in Wirklichkeit aber der Adel, durch welchen auch der legitime Thronerbe, der Herzog Karl August von Schleswig-Holstein-Augustenburg, beiseite geschoben und an seine Stelle der französische Marschall Bernadotte gesetzt wurde. Obgleich erst seit dem Tode Karl's XIII. am 5. Februar 1818 König, hatte derselbe bereits von seinem Eintreffen in Schweden, 1810, an, regiert. Ein Zögling der Revolution, verstand er seine Zeit besser als seine letzten Vorgänger, was er in dem Ausspruch „C'est dans la jeunesse, que je mets mon espoir" bekundete.

Im übrigen war Bernadotte, der unter dem Namen Karl XIV. Johann regierte, zwar ein tüchtiger Feldherr, keineswegs aber ein hervorragender Regent. Zudem ist ihm die schwedische Sprache Zeit seines Lebens fremd geblieben. Ohne die Kenntniß der Sprache aber bleibt auch die Art und der Geist des Volks unverständlich. Seine Persönlichkeit war in hohem Grade imponirend, und er konnte sehr liebenswürdig sein.

Der hervorragendste Zug in Karl Johann's Charakter war die Habgier und eine an Geiz grenzende Sparsamkeit, wovon ergötzliche Züge mitgetheilt werden. Es war ihm gelungen, den Bedarf für den königlichen Hofhalt bis auf 200000 Reichsthaler zu vermindern, sodaß er 800000 Thaler von seiner Civilliste jährlich zurücklegen konnte. Als Kaiser Alexander von Rußland, um ein Bündniß mit Schweden gegen Napoleon zu erlangen, im Jahre 1812 eine persönliche Begegnung mit dem König herbeiführte, sagte er nach derselben mit dem Ausdruck größter Befriedigung zu seinen Begleitern: „Il prend de l'argent." Im übrigen war er der größten Schmeichelei zugänglich, die ihn schließlich in einen Zustand der Selbstvergötterung versetzte. Am liebsten verglich er sich mit Napoleon, der jedoch mit seiner Regierung sehr wenig zufrieden war. Seine zweideutige Haltung als Oberfeldherr der deutschen Nordarmee in den Kriegen der alliirten Mächte gegen Napoleon, 1813, 1814 und 1815, wird durch Mittheilung verschiedener Thatsachen bestätigt.

Das Debut des Königs Oskar I., der nach dem Ableben seines Vaters (1844) den Thron bestieg, war, wie Naukhoff sagt, ohne Zweifel würdig und edel. Zu seinem Wahlspruch erklärte der neue König: „Wahrheit und Recht", und antwortete auf den officiellen Protest des Prinzen Gustav von Wasa gegen seine Thronbesteigung durch Aufhebung der von seinem Vater 1812 erlassenen Verfügung, welche allen schwedischen Unterthanen jegliche Verbindung und Gemeinschaft mit dem vertriebenen König und dessen Familie bei Verlust des Lebens und Eigenthums verbot. Die hohe Gewissenhaftigkeit, mit welcher König Oskar sich seiner Regentenpflichten widmete, hatte durch Ueberanstrengung seine Gesundheit tief erschüttert, und bereits im Jahre 1859 erlag er, schmerzlich betrauert, seinen Leiden.

Die deutschfeindliche Gesinnung seines Nachfolgers, Karl's XV., ist zur Genüge bekannt.

Der jetzige seit 1872 regierende König Oskar II. ist nicht nur der eifrigste Förderer von Kunst und Wissenschaft, sondern auch ein begabter Dichter und Componist sowie ein ausgezeichneter Redner. Ob es ihm gelingen wird, die Kämpfe mit Norwegen zu einem ersprießlichen Ende zu führen, läßt sich bezweifeln. Alle Anzeichen deuten vielmehr darauf hin, daß die Trennung der beiden Reiche voneinander nur noch als eine Frage der Zeit zu betrachten ist.

F. A. von Winterfeld.

Neue deutsche Dramen.

1. Die Schauspielerin. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachf.

Dieses Schauspiel kann man nicht eine geistige, ebenso wenig eine poetische Arbeit nennen. Das ist bestenfalls ein dilettantisches Product, ein Spiel mit den Formen der Kunst, in welche man gewaltsam einen Wust stilloser Schreiberei gepreßt hat, mit geschmacklos frivoler Färbung, wie folgende Stelle bezeugen mag:

> Das Häuschen ist ganz niedlich; die Laube dort nicht minder. Manche süßen Küsse wird er da seinem Schätzchen gegeben haben, Küsse, die mir gebührten. Was er nur finden kann an dieser Puppe! Hat sie so heiße Augen, wie ich, vermag sich ihr Puppenmund so fest und so tief in seine Lippen zu saugen, wie der meine? Oder ruht sich's an ihrem Kinderbusen so weich und wohlig wie an meinem?

Das wird genügen.

Die ernstgemeinte Kritik hat mit einem derartigen Werke nichts zu thun. Daß die deutsche Bühne dieses Schauspiel nicht bringen wird, ist zweifellos.

Wie der Sprung aus tiefem Dunkel in sonnige Tageshelle, ist der Uebergang von Ernst Rethwisch' „Schauspielerin" zu:

2. Der Thurm in der Stadtmauer. Lustspiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Künast. 8. 3 M.

Das Lustspiel gehört zwar nicht zu Wilbrandt's bessern und gelungenen dramatischen Arbeiten und hat mancherlei Mängel; aber es ist doch immerhin das Werk eines echten Dichters, der die schöne Kunstform mit Meisterschaft handhabt und alle die Vorzüge besitzt, die einzig und allein die Bezeichnung Dichter rechtfertigen. Das Experimentiren

mit seelischen Motiven macht das Lustspiel schwerfällig und verleiht ihm einen Ernst, den selbst die geistvolle scharf pointirte Diction nicht in leichtern Fluß zu bringen, in Heiterkeit aufzulösen vermag. Humor ist allerdings genügend vorhanden, aber das eigentlich drastischkomische Element, die Lustspielwürze, mangelt. Daß die männliche Hauptperson des Lustspiels heimlich in einem alten halbverfallenen Mauerthurm Wohnung nimmt, um den Hang zur Liederlichkeit abzuthun, sich wieder an die Arbeit zu gewöhnen, und sich dadurch in den Besitz des geliebten Weibes zu setzen: das ist zu gesucht, unmöglich und deshalb unglaublich, und kann keine komische Wirkung erzielen; es macht mehr den Eindruck einer sonderbaren Schrulle, die an die Extravaganz streift. Trotz alledem besitzt das Lustspiel Feinheit und Grazie und gehört zu den Werken, die berechtigt sind zu fordern, daß ihnen die deutsche Bühne Aufnahme gewährt.

Ernstes Streben mit großer Begabung für das Lustspiel bezeugt:

3. Um Kopf und Herz. Lustspiel in vier Acten von Lothar Clement. Bearbeitet und für die Bühne eingerichtet von Jocza Savits. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1886. 8. 3 M.

Unstreitig ist „Um Kopf und Herz" eines jener Lustspiele, die nach höhern Zielen streben, als sich durch die unerlaubtesten Mittel den Beifall des weniger denkenden Publikums zu erringen, und auf Kosten des guten Geschmacks und der feinen Sitte die Börse des Autors zu füllen. Die Composition des Lustspiels ist stellenweise zu complicirt, verworren und schwerfällig, aber die Motive sind edel und gut gewählt und der Gang der Handlung führt ziemlich rasch und ohne Stockung zum Schluß. Auch die Charakteristik ist zumeist eine gelungene, denn der Justizrath Schilling, Dr. Eulenburg und Elisabeth sind ganz vortrefflich gezeichnet. Letztere ist eine anmuthige Erscheinung, voll Grazie und Schalkheit. Weniger zu loben sind die im Mittelgrunde der Handlung stehenden Hermann Schilling und Hedwig. Hermann Schilling ist in den ersten Acten ein zu molluskenartiges leichtbestimmbares Geschöpf, das keinen eigenen Willen zeigt, selbst wo es sich um die allerwichtigste Angelegenheit seines Lebens, um die Liebe handelt. Ein Schriftsteller, der ein so umfassendes Wissen besitzt wie Hermann Schilling, muß auch Standesehre und Charakter besitzen und sich nicht wie eine willenlose Puppe gängeln lassen und noch dazu von einem Menschen, der zu den Strebern um jeden Preis gehört. Deshalb kommt sein schließlich männliches Aufraffen zu unvermittelt und erweckt keinen Glauben an seine innere Wahrheit und Beständigkeit. Eine Dosis festern männlichen Bewußtseins von vornherein würde die Figur in eine vortheilhaftere Beleuchtung rücken. Der sonst recht gut gezeichneten Hedwig mangeln in den erstern Acten die sanftern weiblichen Eigenschaften, Zartheit und Gemüth; auch bei ihr ist der Uebergang zur Hingabe oder Liebe zu unvermittelt. Auch ihr würde eine Dosis sanftern weiblichen Wesens von vornherein zu größerer Wirksamkeit verhelfen. Doch von diesen kleinen Mängeln abgesehen, ist das Lustspiel ein recht gutes zu nennen, das sich weitaus über die leichte seichte Waare erhebt, die von den Lustspielfabrikanten mit und ohne Compagnon auf den Bühnenmarkt gebracht wird und diesen monopolartig beherrscht. Die Sprache ist geistvoll, elegant, mit fein zugeschliffenen Pointen. Das Lustspiel ist der Beachtung der deutschen Bühnenleiter bestens zu empfehlen.

Kein Drama, sondern ein Gedicht in dialogischer Form ist:

4. Ein Morgentraum. Von Otto Girndt. Oldenburg, Schulze.

Das Gedicht behandelt den geheimnißvollen Kampf der zwei Seelen in der Menschenbrust, doch ein gut Theil verflacht und abgeblaßt. Die Träger dieses Kampfes heißen nicht Faust und Mephistopheles, sondern Edgar und Ahasver und es mangelt beiden Größe und Kühnheit des Denkens und Wollens. Man hört wenig Neues, Erhebendes oder Begeisterndes, nur das alte abgesungene und vielfach variirte Lied von der eigentlichen Bestimmung des Menschen, den Endzielen seines geistigen Strebens und Ringens, das in einem matten pantheistischen Accorde ausklingt. Doch enthält das Gedicht auch eine gute Anzahl interessanter und treffender Stellen, wie die folgende ist:

Ahasver.

Du siehst, was der modernen Welt
Auf dem Theater wohlgefällt,
Den Ehebruch, die Lüsternheit,
Den Sinnenkitzel begehrt die Zeit;
Die Schilderung niedrigster Leidenschaft
Uebt unermeßliche Anziehungskraft.

Edgar.

Ja, ist denn das der Dichtkunst Ziel,
Sich in des Lebens Schlamm zu stürzen
Und, statt mit Duft, das Bühnenspiel
Mit assa foetida zu würzen?
Mir däucht, Beruf des Dichters wäre,
Dem Reich der Sümpfe zu entflieh'n,
Der Menschen Seelen aus der Schwere
Des Erdendunstes in die Sphäre,
Wo Himmelslüfte weh'n, zu ziehn,
Sie vom Alltäglichen, Gemeinen
Durch Lethebäder zu befrei'n,
Der Geist des Dichters soll dem reinen,
Lichtfrohen Lenzgeist ähnlich sein!

Eine Gelegenheitsdichtung besserer Art ist:

5. Aus drei Jahrhunderten. Lustspiel mit lebenden Bildern zur Feier des neunzigjährigen Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm. Dichtung von A. Wieruszowsky. Siegen, Verlag des Armen-Unterstützungs-Vereins.

Die Kritik hat nur zu constatiren, daß die kleine Dichtung, die ein so schönes Ziel hat und einen so edeln Zweck verfolgt, poetisch erfunden und recht gut ausgeführt ist. Insbesondere ist die zweite Abtheilung von einem vollen poetischen Hauche durchweht.

6. Der Prinz Don Carlos. Die größte That des Kaisers Karl V. Zwei Dramen von Don Diego Ximenez de Enciso aus dem Spanischen in fünffüßigen Jamben übertragen von Adolf Schaeffer. Leipzig, O. Wigand. 1887. Gr. 8. 4 M.

„Der Prinz Don Carlos", Trauerspiel in drei Aufzügen, ist ohne Zweifel das Werk eines bedeutenden Dichters, der dem größern Theil des deutschen Publikums noch ziemlich unbekannt sein dürfte. Es ist zum Helden dieses Trauerspiels derselbe Don Carlos gewählt, den uns Schiller in seinem gleichnamigen Drama vorführt, und doch besitzen beide bis auf den Namen nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Das Drama des spanischen Dichters ist in einer Zeit entstanden, in der das Ereigniß noch als ein ziemlich neues zu betrachten war, hat also jedenfalls ein treues historisches Gepräge erhalten, das den geschichtlichen Daten entspricht und uns den viel bemitleideten Sohn Philipp II. in seiner wahren Gestalt vor Augen führt, in der nicht eine Spur des Schiller'schen Don Carlos herauszufinden ist. Es dürfte wol auch mit Gewißheit anzunehmen sein, daß Schiller der Don Carlos de Enciso's unbekannt war. Beide Dichtungen tragen ein so verschiedenartiges geistiges Gepräge, daß ein Vergleich gar nicht zu ziehen ist, ganz abgesehen davon, daß hier Realist und Idealist sich gegenüberstehen. Schiller's Don Carlos ist ein für alles Hohe und Schöne erglühender Jüngling mit einem Herzen voll Begeisterung und Leidenschaft, ein ungestümer hochsinniger Schwärmer; de Enciso's Prinz dagegen ein eigensinniger, lüsterner und launenhafter Mensch, der sich seiner hohen Stellung bewußt ist und auf dieselbe trotzt; ein seinem Vater ungehorsamer ränkespinnender Sohn, der weder Lüge noch Gewaltthat scheut, mit überreizter krankhafter körperlicher Veranlagung, die seinen frühen Tod zur Folge hatte: ein allerdings mehr pathologisches als tragisches Motiv, welches auch niemals eine tragische Wirkung hervorrufen wird. De Enciso's König Philipp II. besitzt von dem unnahbaren Wesen, dem Nimbus der Herrscherwürde, den Schiller seinem Philipp verliehen, kaum einen schwachen Zug; er ist sich zwar seiner unumschränkten Königswürde voll bewußt, spricht auch verständig und aus einem reichen Erfahrungsschatze, aber ihm fehlt alle Hoheit; sein Despotismus ist nüchtern und ohne die prunkende Phrase der Größe gehüllt in das Mäntelchen leutseliger Hausväterlichkeit, den er nur momentan fallen läßt, wie z. B. bei dem grausamen Befehl zu Montigny's Erdrosselung, welchen er für einen der schlechten Rathgeber seines Sohnes hält. Kein hochtönendes Wort kommt über seine Lippen, keine weise Sentenz. Auch den kargbemessenen Liebesscenen mangelt die hinreißende Glut der Empfindung, die lyrische Färbung. Das Trauerspiel hat eine sich klar entwickelnde rasch fortschreitende Handlung und wenig Episodenwerk; die Sprache desselben ist kurz und knapp und ermangelt gänzlich der stolz- und schönklingenden hochpoetischen Diction eines Calderon oder Lope de Vega; sie ist zwar charakteristisch und wirkungsvoll, aber weder beseelt noch hinreißend, sondern kühl und nüchtern. Das gut erfundene und hochinteressante Trauerspiel bildet in seiner Totalität den Gegensatz zu Schiller's „Don Carlos", dem es auf der deutschen Bühne nie und nimmer den Platz streitig machen wird. Seine Aufführung bietet keinerlei Schwierigkeiten, könnte auch den belehrenden interessanten Erscheinungen zugezählt werden, aber es würde dem deutschen Publikum niemals sympathisch werden.

„Die größte That des Kaisers Karl V.", Trauerspiel in drei Acten, zeigt dieselbe dichterische und historische Prägung, die der „Prinz Don Carlos" trägt. Diese größte That besteht in dem Schritt von dem mächtigsten und glänzendsten Kaiserthron Europas in die stille Einsamkeit eines weltentlegenen Klosters in Spanien, ist also mehr ein epischer als ein dramatischer Vorwurf und eigentlich nur ein Bruchstück der Biographie Karl's V. in dramatischer Form. Das Trauerspiel ist mit historischem Inhalt gesättigt, auch stellenweise hochpoetisch, wie die Schilderung von St.-Just; die Charaktere sind scharf und vortrefflich gezeichnet, aber es fehlen dem Drama dramatische Motive, ein großer tragischer Conflict, der die erschütternde Katastrophe hervorruft. Das pomphafte Scheinbegräbniß Karl's V. kann unmöglich dafür gelten, da es im Grunde nur eine frevelhafte Herausforderung des Schicksals ist. Die Erlebnisse des kaiserlichen Mönchs als solcher bieten wenig hervorragende und noch weniger erhebende Momente. Der Schritt von dem rauschendsten Treiben des mächtigsten Kaiserhofes zu der durch Selbstgeiselung verschärften Askese eines einfachen Mönchs ist doch nur hervorgerufen durch den Ekel über das Vergängliche irdischer Macht und Hoheit, durch den Schauer über das hohle Scheinbild eines Glanzes, der wie ein Irrlichtflämmchen verlischt, durch das bittere Gefühl des Unvermögens, ferner noch mit süßem Behagen aus dem schäumenden Becher des Genusses zu schlürfen.

Vom historischen Gesichtspunkte aus ist das Werk ein hochinteressantes trotz seiner streng katholischen Beleuchtung, aber zu den gelungenen dramatischen Arbeiten ist es nicht zu zählen. Die scenische Arbeit ist im einzelnen gut, aber nicht im ganzen. „Die größte That des Kaisers Karl V." ist kein Drama im eigentlichen Sinne des Worts und nach den Regeln der dramatischen Kunst, deren Zweck und Ziel es nicht erreicht; denn es wird weder Furcht erwecken noch das Mitleid wachrufen, was von einem Trauerspiel verlangt werden muß. Auf den deutschen Bühnen wird es nur als ein seltener Gast erscheinen. Der Uebersetzer verdient jedenfalls Lob, nicht allein für seine saubere mühevolle Arbeit, sondern dafür, dem deutschen Publikum Werke eines spanischen Dichters von so großer dichterischer Begabung vorgelegt zu haben, wie Don Diego Ximenez de Enciso in Wahrheit ist.

Karl Nissel.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Wir schlossen unser letztes Referat über „Ausländische Literatur" mit der neuesten Tennyson'schen Dichtung. Heute fahren wir zunächst mit den weitern Bereicherungen, welche die Tauchnitz'sche Collection in jüngster Zeit erfahren hat, fort und haben noch mehrere andere neue Erscheinungen auf diesem Gebiete hinzuzufügen.

Mit einer schönen Gabe hat uns abermals James Payn in seinem Bande Essays unter dem Titel „Holiday Tasks being Essays written in Vacation Time" beschenkt. Sind auch nicht sämmtliche von gleicher Güte, so sind sie doch alle sehr lesenswerth und mit der leichtbeschwingten Feder geschrieben, die Payn stets eigen ist, in den Ferien aber natürlich noch mehr als in der Arbeitszeit sich im Stile bemerkbar macht und ihm eine besondere Anmuth verleiht. Und wie manchen nützlichen Wink gibt er uns allen und dem Schriftsteller insbesondere bei seiner reichen Erfahrung als Mensch, Schriftsteller und früherer Redacteur!

Ein ausgezeichneter Roman von F. Marion Crawford ist sein neuester „Saracinesca", welcher in meisterhafter Weise ein Gemälde römischer Zustände in der Zeit Pio Nono's und seines berühmten Cardinals Antonelli unsern Augen entrollt. In diesem Werke lernen wir zunächst das Familienleben der fürstlichen Familien kennen und den Roman, der sich zwischen dem jungen Fürsten Saracinesca und der ebenso schönen wie edeln und tugendhaften Gräfin Astrardente entspinnt. Die Handlung ist höchst spannend, die Charakterzeichnung meisterhaft, der Stil fesselnd.

Dasselbe gilt von dem nicht minder ausgezeichneten Roman „The Silence of Dean Maitland" von Maxwell Gray. Es ist dies ein Erstlingswerk, wenn wir nicht irren, würde aber dem gewiegtesten Romandichter Ehre machen. Noch nie sind die Folgen eines ersten Fehltritts, der Verführung eines Mädchens niedern Standes, und eines schwachen, egoistischen Charakters drastischer und schreckenerregender geschildert worden, als in dieser wunderbar ergreifenden Erzählung. Dem schwachen und genußsüchtigen Verbrecher ist ein ebenso männlicher, edler und opferungsfähiger Freund gegenübergestellt, dessen Haupt die Märtyrerkrone ziert. Der Roman wiegt, ohne daß man je Tendenz an ihm verspürte, wenn auch in der allgemeinen Harmonie einzelne falsche Noten mit unterlaufen, Hunderte von Moralpredigten auf.

— Als zur ausländischen Literatur gehörig schließen wir die Anzeige von zwei altenglischen Neudrucken an, die uns vorliegen. Der erste, ein neues, das vierte Bändchen der „Englischen Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, herausgegeben von Karl Vollmöller", enthält den ersten Theil des wegen seines Zusammenhanges mit Shakspeare so interessanten Romans „Euphues, the Anatomy of Wit" von John Lyly und das erste Kapitel der „Arcadia" von Sir Philip Sidney, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Friedrich Landmann (Heilbronn, Gebr. Henninger). Der Herausgeber hat sich bereits durch eine frühere (Inaugural-)Schrift über Euphues vortheilhaft bekannt gemacht. In seiner in englischer Sprache verfaßten Einleitung verwerthet er natürlich die dort niedergelegten Resultate seiner Forschung, woraus es sich ergab, daß Lyly weder, wie man bis dahin allgemein geglaubt, der Erfinder des Euphuismus, noch selbst der erste englische Schriftsteller war, der in diesem Stile schrieb. Er ist zwar der Verfasser eines Buchs, welches der bekannteste Vertreter desselben um die Zeit wurde, wo der Stil bereits Mode war; der Erfinder aber war der spanische Schriftsteller Don Antonio de Guevara, vielleicht der einflußreichste unter Karl's V. Regierung. Wer sich des Nähern über ihn und den Euphuismus unterrichten möchte, den müssen wir auf die gut geschriebene Einleitung selbst verweisen, da uns der Raum zu Weiterem gebricht. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß „Euphues" selbst, d. h. dessen Inhalt, wie der Herausgeber ebenfalls nachweist, nichts als Nachahmung von Guevara's Biographie des Marcus Aurel nach der Uebersetzung derselben von Thomas North ist. Diese Entdeckungen Landmann's haben denn auch in England gebührende Anerkennung gefunden und werden diesem Bändchen der Sammlung gewiß weite Verbreitung unter den Sprachkundigen Deutschlands sichern.

— Schließlich möge auch hier noch eine andere ähnliche Leistung erwähnt werden, wenngleich die Beigaben in deutscher Sprache geschrieben sind. Es ist „Sir Gowther. Eine englische Romanze aus dem 15. Jahrhundert kritisch herausgegeben nebst einer literarhistorischen Untersuchung über ihre Quelle sowie den gesammten ihr verwandten Sagen- und Legendenkreis mit Zugrundelegung der Sage von Robert dem Teufel" von Karl Breul (Oppeln, Franck). Der Titel genügt, um zu zeigen, was hier für ein Stück Arbeit vorliegt. Wer das Buch selbst prüft oder auch nur einen flüchtigen Blick hineinwirft, wird sich überzeugen, daß die moderne Philologie an Akribie der alten oder classischen an nichts mehr nachsteht und ihr vollkommen ebenbürtig geworden ist. Als Verfasser der jedenfalls Literarhistorikern wohlbekannten Romanze nimmt der Herausgeber nach mancherlei Indicien einen fahrenden Spielmann an, der mit dem gesammten Apparat der damaligen epischen Formeln arbeitet und seine besondere Freude an der ausführlichen Schilderung des ritterlichen Lebens in Krieg und Frieden findet. Die Ausstattung der Ausgabe ist eine sehr gute.

Bibliographie.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 8ter Bd. 8tes Hft. Das Lebensräthsel und der Materialismus. Eine naturphilosophische Studie von J. Mosen. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Frenzel, F., Im Wandel der Zeiten. Reflexionen, Bilder und Träume. Leipzig, Peterson. 8. 4 M.

Garin, J., Die Anarchisten. Eine historisch-kritische Studie. Autorisirte Uebertragung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 M.

Goltermann, H., Bremens Kaisertage am 21. und 22. März 1887. Ein Gedenkblatt in plattdeutscher Poesie. Bremen, Kühtmann. Gr. 8. 20 Pf.

Goethe's und Carlyle's Briefwechsel. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Hau's, Balthasar, Ausreden der Armbrust- und Büchsenschützen. Aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben von K. Wassmannsdorff. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hehn, V., Gedanken über Goethe. Berlin, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 7 M.

Heigel, K. T., Historische Vorträge und Studien. 3te Folge. München, Rieger. Gr. 8. 7 M.

Heitz, E., Das Innungswesen in alter und neuer Zeit. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 1 M.

Hellwald, F. v., Frankreich. Das Land und seine Leute. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 6 M.

Heman, C. F., Zur Geschichte der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens, 1stes Hft. — A. u. d. T.: Des Aristoteles Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Leipzig, Fues. Gr. 8. 4 M.

Hoenig, F., Oliver Cromwell. 1ster Bd. 1ster Thl.: 1599—1642. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 6 M.

Hüffer, H., Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Mit 3 bildlichen Beilagen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Hüll, J., Franz von Sickingens Nachkommen. Nach älteren und neueren Quellen. Mit einem Bilde der Ebernburg nach einer alten Zeichnung. Ludwigshafen, Lauterborn. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jugenderinnerungen eines alten Schulmeisters. In Aargauer Mundart. Aarau, Sauerländer. 8. 80 Pf.

Knortz, K., Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Wiedererzählt von K. K. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Liersch, A., Forschungen über die früheste Geschichte der Stadt Cottbus. Cottbus. Differt. 8. 50 Pf.

Loewe, H., Die Stellung des Kaisers Ferdinand I. zum Trienter Konzil vom Oktober 1561 bis zum Mai 1562. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 30. —— 28. Juli 1887.

Neue Dramen.

1. Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Die Pfalz am Rhein. Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 2 M.

Die beiden aus der Geschichte der Hohenstaufen entnommenen Dramen von Martin Greif: „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz am Rhein", unterziehen wir mit besonderer Genugthuung einer Erörterung, einmal, weil sie echt deutsche Stoffe behandeln und dann, weil die Behandlung eine durchaus gediegene und zweckmäßige genannt werden darf.

Die mächtigen Gestalten der Hohenstaufen sollten auf unserer Schaubühne nicht fehlen. Sie umfassen ein Stück unserer ruhmreichsten und zugleich am meisten tragischen Vergangenheit. Unter ihnen hieß Deutschland, um mit Heinrich von Kleist zu sprechen: „jedes Gebot der Erde". Ihr Zepter bedeutete eine Weltherrschaft, wie sie später etwa Karl V. und Napoleon I. ausgeübt haben; nur ist die ihrige entschieden großartiger als alle andern und mit dem Reiz einer Romantik ausgestattet, dessen kein anderes Regentengeschlecht sich zu rühmen vermag. Die Weltherrschaft der Hohenstaufen gründete sich auf die gewaltigsten Mächte der Menschheit: auf den Geist, die Bildung, die feine Sitte, die Dichtung und die Kunst. Mit ihnen im Bündniß traten sie in den Kampf mit allen finstern Elementen ihrer Zeit und nach großen Siegen erlagen sie ihnen aus menschlicher Gebrechlichkeit und Schwäche.

Dieser Vorgang hat die dramatischen Dichter Deutschlands immer angezogen, und fast ein jeder derselben meinte sich den Ritterschlag der Bühne mit einem Hohenstaufen-Stück verdienen zu können. Wir besitzen deren eine Legion. Ernst Raupach allein schuf eine ganze Reihe von ihnen. Neben den schwächern Schöpfungen Karl Immermann's sind die genialern Christian Grabbe's zu erwähnen. Grabbe's Tragödien offenbaren eine kühne Gestaltungskraft, die Begabung für scharfe Charakteristik und eine Fülle von bewegenden Gedanken. Aber sie sind ziemlich unregelmäßig und wild in der Fassung, hier und da geschmacklos und nicht selten den Rahmen der Breter durchbrechend. Für die Darstellung erfordern sie jedenfalls die ordnende Hand eines Dramaturgen. Allein auch diese hat sie auf dem Theater noch nicht einzubürgern vermocht, und so besteht noch immer die Aufgabe, die Hohenstaufen für die deutsche Schaubühne wirksam auszugestalten: eine Aufgabe, der sich unter andern neuerdings Martin Greif in den beiden vorgenannten Dramen, wie wir glauben sagen zu dürfen, glücklich unterzogen hat. Beide sind mit guter Umsicht gearbeitet, ruhig und sicher entwickelt und in geschlossener Aufgipfelung zu einem zweckmäßigen Austrage gebracht. Es befindet sich in ihnen nichts Sprunghaftes, Ueberhastetes, Unvorbereitetes, sondern alles, was darin geschieht, ist klug eingeleitet und aus natürlicher und lebensfähiger Anlage herausgewachsen, sodaß die Stücke aus diesem Grunde verdienen, geradezu akademische Werke geheißen zu werden. Eine kurze Inhaltsangabe wird dies zur Genüge belegen.

„Heinrich der Löwe" (Nr. 1) beginnt mit einer äußerst vorsichtigen und weit ausgreifenden Exposition. Die Handlung eröffnet sich vor einer Köhlerhütte im tiefen Walde des Harzes, bei der sich mehrere Straßen kreuzen. In dieser Hütte hat im Pilgrimkleide ein Reisiger mit seinem Begleiter Gottschalk, der, nebenbei gesagt, im Personenverzeichniß aufzuführen vergessen worden ist, Unterkunft gesucht und gefunden. Es ist Herzog Welf V., der das Heer Friedrich Barbarossa's in Welschland verlassen und mismuthig heimgekehrt ist, weil er dem Kaiser wegen „der Greuel zürnt, die er ruchlos am Heiligsten, d. h. am Sitz der Kirche beging". Er trifft mit Ekbert, Vogt von

Wolfenbüttel, einem Dienstmanne Heinrich's des Löwen, zusammen, der einem Rufe seines Herrn zur Jagdgefolgschaft ausgewichen ist, weil er dem Kaiser ein schriftliches Gelöbniß gegeben hat: im Falle eines Ablebens seines Herrn niemand als dem Kaiser selbst zu huldigen und Burg wie Stadt nur dem Reiche zu übergeben. Darüber Gewissensbisse empfindend, entdeckt er sich nun dem Oheim seines Herrn, dem diese Entdeckung sozusagen Wasser auf die Mühle ist, weil er hoffen darf mit ihr auch den Neffen gegen den Kaiser zu erbittern und so zu Gunsten seines Sohnes zu wirken, der bei Barbarossa zurückgeblieben ist, und welchen er um jeden Preis zum einflußreichen und mächtigen Mann im deutschen Reiche zu machen trachtet.

Herzog Welf nimmt Ekbert mit sich, indem er verspricht: ihm bei Heinrich dem Löwen Verzeihung auszuwirken. Heinrich der Löwe, der nach Abgang der beiden gleich selbst auf den Schauplatz kommt, hat inzwischen aber gegen Ekbert Verdacht geschöpft und Befehl gegeben, daß er ihm unter allen Umständen vorgeführt werde. Bald danach werden infolge dessen Ekbert und Herzog Welf vor ihn gebracht und ihm von diesen zu seinem großen Befremden das Beginnen seines hohen Freundes mitgetheilt. Als er noch ganz verdutzt darüber ist, erscheint Otto von Wittelsbach, um dem Löwen mitzutheilen, daß die Pest das Heer des Kaisers vernichtet und auch den einzigen Sohn des Herzogs Welf getödtet habe und daß Friedrich das Reich nach Bamberg zusammen rufe, um neue Entschlüsse zu fassen.

Herzog Welf sinkt gebrochen in die Arme seiner Umgebung, indeß Heinrich der Löwe, groß gemuthet und alle Zweifel niederkämpfend, zu kommen verspricht.

Dies ist der erste Act, aus dem sich ohne weiteres erkennen läßt, wie ausholend die Anlage des Schauspiels ist, in deren ersten Zügen bereits die Ursachen der Entfremdung zwischen den beiden Hauptpersonen niedergelegt erscheinen. Zwar weiß im zweiten Aufzuge, der zu Bamberg spielt, Friedrich Barbarossa, welcher Heinrich den Löwen mit seiner unversehrten Streitmacht gegen die aufrührerischen Lombarden voraus nach Welschland zu senden beabsichtigt, denselben zu beschwichtigen, indem er ihm vertraulich mittheilt: daß er jenes Gelöbniß von Ekbert sich nur habe geben lassen, um im äußersten Falle Heinrich's Söhnen die Besitzthümer des Vaters gegen die Begehrlichkeiten des Ohms zu schützen. Um alles und jedes Mistrauen zu besiegen, befürwortet er überdies den Plan der Kaiserin Beatrix und der Herzogin Mathilde, der Gemahlin Heinrich's, den ältesten Sohn des Löwen mit seiner Nichte, Agnes von Hohenstaufen, der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, zu verloben. Allein ganz gewonnen und besänftigt wird Heinrich nicht; denn die Nachricht, daß die Reichsfürsten in voraus sich geeinigt haben, den Sohn Friedrich's zu dessen Nachfolger zu erwählen, ist ein Stachel für das Herz des stolzen Vasallen, der im stillen wol geträumt hat, einst die deutsche Königskrone sich selbst zutheil werden zu sehen. Mürrisch und verdrossen sagt er dem Zuge nach Italien zu, jedoch mit der Bedingung, erst dem König Woldemar von Dänemark Hülfe gegen das andrängende Volk der Slawen leisten zu dürfen.

Man gewahrt in diesem zweiten Aufzuge eine Steigerung der Bedenken, die in der Seele Heinrich's des Löwen erregt sind und zugleich die Anknüpfung des zweiten Stücks an das erste.

Die dritte Abtheilung führt die Handlung auf ihre Höhe und zur dramatischen Katastrophe.

Heinrich weiß einen Vorwand nach dem andern vorzubringen, um seinen Heereszug über die Alpen zu verschieben. Er will zunächst dem Kaiser seine Bedeutung und Macht inne werden lassen, außerdem aber auch seinen alten Ohm überwachen, der ihm durch sein tolles Treiben Grund zu allerlei Bedenken gibt. Herzog Welf, der vordem geizig war und für die voraussichtliche Herrlichkeit seines Sohnes durch ein eingezogenes und häusliches Leben Schätze aufzusammeln suchte, hat sich jetzt nach des Sohnes Tode einem ungezügelten Sinnenrausche in die Arme geworfen. Ein Auftritt in Schloß Peiting in Baiern zeigt ihn uns, wie er, umgeben von Buhldirnen und Lotterbuben, sein Hab und Gut leichtsinnig verschwendet. Mehrmals hat er sich an Heinrich den Löwen gewendet, diesem sein Land und seine Städte zu verpfänden. Aber Heinrich, der sich als seinen natürlichen und rechtmäßigen Erben ansieht, hat sich geweigert, sein Geld herzugeben. Der Ohm, darüber empört, verschrieb seine Güter dem Kaiser: ein Umstand, den der Löwe bei Gelegenheit eines Besuchs erfährt, den er Herzog Welf abstattet. Außer sich gebracht durch so „schnödesten Betrug, durch so gekrönten Raub“, ruft er eben aus, der Kaiser möge sich einen andern Helfer suchen:

> Der ihm, wie thöricht ich seither gethan,
> Die guten Streiter auf die Schlachtbank führt —

als Otto von Wittelsbach abermals erscheint, um ihn in beweglichster Art aufzufordern: dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. Heinrich verspricht nach anfänglichem Weigern, endlich ein Heer zu schicken, lehnt es aber ab, es selbst zu führen. Da aber Wittelsbach ihn benachrichtigt, daß Friedrich die Alpen überstiegen und ihn in Partenkirchen zu mündlicher Unterredung erwartet, sagt er zu, dem Abgesandten dahin zu folgen.

Die nächste Scene spielt in Partenkirchen, wo Barbarossa und Beatrix die Ergebenheit und Liebe der Tiroler erkennen lernen und dann mit Heinrich dem Löwen zusammentreffen, der sich indessen weniger entgegenkommend zeigt. Er wirft dem Kaiser den bösen Handel mit Herzog Welf vor und ruft erzürnt:

> Wie kannst du rüst'gen Dienst von mir erwarten,
> Seit du mich um die Erbschaft hast gebracht,
> Die mir nach Recht und Billigkeit gehörte
> Und meinen Kindern minder nicht als mir?

Worauf Friedrich entgegnet:

> Du bist im Reich der mächtigste Vasall,
> Ja, beinah schon zu mächtig als ein solcher,
> Dieweil es nicht Herkommen ist, zu legen

Mehr als Ein Herzogthum in Eine Hand.
Doch was gescheh'n, das soll in Kraft verbleiben,
Nur neues Land zu allem andern noch
Vermag ich dir im Reich nicht einzuräumen.
Dies, was die Lehn betrifft. Das Erbgut Welf's
Erstand ich, weil du selbst dir's nicht erhalten;
Denn nicht nur einmal wies ich Welf an dich
Als nächsten Erben, eh' ich unterhandelt;
Doch du versagtest ihm, was er gefordert
Und was er zu bedingen war befugt.

Die Freunde sind auf dem Punkte, entzweit auseinander zu gehen, als Otto von Wittelsbach sich ins Mittel legt und seinen Oberherrn zu dem Versprechen veranlaßt, daß er im Falle der Hülfe von seiten Heinrich's des Löwen auf das Hausgut Welf's verzichten und die Marken zum Baltischen Meer ihm offen halten wolle. Heinrich jedoch verlangt die Harzstadt Goslar, und als ihm diese der Kaiser als Theil des Reichs verweigert, erklärt er wild: so hilf dir wie du kannst:

Ich habe nichts in Welschland mehr zu schaffen.

Der Kaiser, durch diese Erklärung erschreckt, beschwört den Freund, sie zurückzunehmen und wirft sich, als dieser es verneint, vor ihm auf die Knie. Aber Heinrich bleibt unerschüttert und geht mit den Worten: „Hie Welf, hie Waiblingen!" stolzen Schritts von dannen, während Barbarossa ergrimmt ihm nachruft:

Weh' ihm, für seinen Treubruch soll er büßen!
Wie ich vor Mailands Fall dereinst gethan,
So nehm' ich mir die Krone jetzt vom Haupte,
Und bei dem Ruhm der Kaiser, den ich erbte,
Gelob' ich, sie nicht wieder aufzusetzen,
Bis einst im Staube liegt der Reichsverräther
Und er gebüßt hat seine schwere Schuld.

Der vierte, nur kurze Act, spielt nach der Schlacht bei Legnano, in der man Barbarossa gefallen meint. Es zeigt sich indeß, daß er gerettet worden und die Mailänder, zur Besinnung gebracht, durch den Papst Alexander um Frieden bitten lassen. Dieser Papst selbst kommt in der Kutte eines Karthäuser-Mönchs, um dem Kaiser den Versöhnungswunsch vorzutragen und ihm zugleich die Hand Constanze's, der Erbin Neapels und Siciliens, für seinen Sohn und Nachfolger anzubieten.

Dieser Auftritt, der allerdings ein wenig gezwungen in seiner Veranstaltung erscheint, darf indessen zugleich als sehr stimmungsvoll und wirkungsreich bezeichnet werden. Er rollt sich vor einem Kloster im Garten auf einer Insel im Adriatischen Meere ab, über dessen Spiegel hin man eine bis nach Venedig reichende Aussicht hat. Zum Schluß vergoldet die Abendröthe dessen Thürme und Paläste und ein feierliches Tedeum erschallt aus der Kirche. Der Eindruck bei der Aufführung des Stücks müßte ein ergreifender sein.

In einer Zwischenscene haben wir indeß erfahren, daß Heinrich der Löwe in die Acht erklärt worden und, auf das Schlimmste gefaßt, vergeblich bei seinem Schwiegervater in England und sonstigen Bundesgenossen um Hülfe nachgesucht hat.

Der fünfte Aufzug bringt als Gegensatz zu dem milden und ruhigen vierten das lärmende Verhängniß Heinrich's des Löwen. Friedrich kehrt siegreich aus Italien zurück und zieht gegen Heinrich, der bald überall den Kürzern zieht. Auf der Lüneburger Heide muß er, von des Kaisers Streitmacht umzingelt, sich auf Gnade und Ungnade ergeben und auf einem Reichstage zu Erfurt, auf dem Barbarossa die Krone wieder aufs Haupt gesetzt hat, nachfolgenden Richterspruch des Kaisers über sich ergehen lassen:

Die Acht, von deinem Haupte nehm' ich sie
Und ich erstatte dir zurück dein Erbland,
Das ich zum Herzogthum zugleich erhebe.
Jedoch beding' ich, daß drei Jahre du
Dem deutschen Boden fern dich halten sollst.

Nachdem sich Heinrich der Löwe mit dieser Entscheidung zufrieden erklärt, entläßt ihn Friedrich mit den Worten:

Und nun steh' auf und geh' mit Gott des Weges!

Als Heinrich geschieden, erhält der treue Otto von Wittelsbach zum Dank für seine Hingebung und Tapferkeit zu Lehen das jenem Scheidenden entzogene Herzogthum in Baiern, indem er ruft:

Gott segne Baiern und sein Fürstenhaus! —

ein Ruf, den die ganze Reichsversammlung feierlich wiederholt.

Diese Zuspitzung des Schauspiels ist eine etwas sehr absichtliche Huldigung für das bairische Herrschergeschlecht; allein man muß eingestehen, daß sie eine wohlberechtigte ist und eine derart auf der Hand liegende, daß auch Grabbe, dem man entschieden keine Neigung zur Fürstenschmeichelei wird Schuld geben wollen, sie in seinem „Kaiser Friedrich Barbarossa" in ähnlicher Weise stattfinden ließ. Es ist in der That die Geschichte selbst, die sie gewissermaßen bedingt und sie in zwei ganz verschiedenen dramatischen Bearbeitungen des nämlichen Stoffs mit einer Art Naturnothwendigkeit zur Erscheinung bringt.

Das andere Drama: „Die Pfalz am Rhein" (Nr. 2), schließt sich unmittelbar dem ersten an und gibt gleichsam das versöhnende Nachspiel zu dessen tragischem Ausgange. Es behandelt die Liebe von Heinrich's des Löwen Sohn, Heinrich von Braunschweig, zu Agnes von Hohenstaufen, der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, die Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe im zweiten Act des ersten Dramas feierlich verlobt haben.

Natürlich hat man später dieser Verlobung bei der Entzweiung der beiden fürstlichen Familien nicht mehr gedacht, und vollends nicht mehr, als Kaiser Barbarossa im Morgenlande auf seinem Kreuzzuge umgekommen und dessen Sohn Heinrich VI. an seine Stelle getreten ist.

Heinrich der Löwe ist nach Friedrich's Tode, seinem Gelöbniß entgegen, in sein Herzogthum zurückgekehrt und hat seinen Sohn aus Italien vom Heere Heinrich's VI. ab- und nach Hause berufen, während der jüngere Sohn als dessen Geisel ihm verblieben.

Das Stück eröffnet sich mit einem Fürstentage zu Worms, auf welchem der junge Kaiser sich über Meineid, Trug und List der deutschen Vasallen beschwert, die ihn zur Ohnmacht verurtheilen und es ihm unmöglich machen, seine Gemahlin Konstanze aus ihrer Gefangenschaft im Seeschloß zu Salern zu befreien. Als das Haupt seiner Gegner bezeichnet er eben den alten Löwen, als dessen Sohn, Heinrich von Braunschweig, erscheint, um seines Bruders Befreiung zu fordern. Empört durch diese dreiste Forderung, befiehlt der Kaiser, den Forderer als Hochverräther gefangen zu nehmen, und als nun dieser und sein Anhang gegen ein solches Ansinnen im Begriffe sind, sich aufzulehnen und dadurch die Gewalt herauszufordern, stellt sich die junge Agnes, ergriffen von des jungen Heinrich's männlichem und ritterlichem Wesen, schützend vor ihn hin und hemmt den Zusammenprall. Der Kaiser, darüber entrüstet, verläßt mit seinem Gefolge und auch mit der zögernden Agnes den Saal, indeß Heinrich von Braunschweig, betroffen von der schönen und rührenden Erscheinung seiner Schützerin, nachdem er deren Namen erfahren, sich der frühern Abmachung der Väter erinnernd, schwört, ihrer nie vergessen zu wollen.

Während nun Kaiser Heinrich VI. und sein Ohm, der Pfalzgraf Konrad, darüber planen, Agnes mit Philipp August von Frankreich zu vermählen, der sich eigenmächtig von seiner dänischen Gattin Ingeborg getrennt, sucht Heinrich von Braunschweig die also Verhandelte auf Schloß Stahleck am Rhein auf, verspricht sich mit ihr und läßt sich im Einverständniß mit deren Mutter vom Bischof Burkhard von Worms, seinem väterlichen Freunde, heimlich trauen. Kaum ist dies geschehen, so erscheint der Vater von Agnes, um sie für die französische Heirath zu bereden, und als er nun erfährt, was inzwischen hinter seinem Rücken vorgegangen, ist er natürlich außer sich und befiehlt: Agnes als Gefangene zur Pfalz am Rhein zu bringen, indem er zugleich verkündet, wenn Heinrich von Braunschweig sich jemals wieder in den Grenzen seines Landes betreffen lasse, er darin für vogelfrei erklärt und jedem Mörder preisgegeben sein solle.

Aber Heinrich läßt sich nicht schrecken: er landet nachts mit seinem treuen Begleiter Helmold auf dem Werder des Pfalzgrafensteins bei Caub, um von dort in einem inzwischen ausbrechenden Sturm seine angebetete Gattin zu entführen. Eben soll dies vor sich gehen, als die Liebenden beim Leuchten der niedergehenden Blitze den heranschiffenden Pfalzgrafen Konrad mit dem Boot umschlagen und sammt seinen Ruderern in den Wellen des Rheins versinken sehen. Heinrich besinnt sich keinen Augenblick, springt dem Versinkenden nach und rettet ihn.

Der Gerettete, gerührt durch diese aufopfernde That, versöhnt sich natürlich mit seinem Retter und billigt nun auch seinerseits die Heirath.

Im fünften Act veranlaßt Pfalzgraf Konrad zwischen Heinrich VI. und dem alten Löwen eine Vereinigung und endlich auch die Anerkennung der Ehe durch den Kaiser.

So schließt das Schauspiel in jeder Beziehung befriedigend. Es ist wie sein ernsterer Vorgänger „Heinrich der Löwe" wohl bedacht in der Anlage und gut bemessen in der Ausführung des dramatischen Aufbaus. Es bietet gar manchen poetisch prachtvollen und ohne Zweifel in der Darstellung großartig packenden Auftritt. Als Schwäche in dem Stück ist freilich zu bezeichnen, daß die erlebte Rettung des Pfalzgrafen noch einmal breit erzählt und dann aus einem Briefe des Weitern vorgelesen wird. Allerdings ist diese Rettung der Knoten- und Wendepunkt der ganzen Sache, allein es wäre immerhin wol zu machen gewesen, sie derart mitten in die Handlung hineinzustellen, daß durch sie sofort der Umschwung erzielt und sich ein Austrag in großartigerm Stil und in dramatischen Zügen von mächtigerer Bedeutung ergeben hätte. Außerdem will uns der Traum, den Pfalzgraf Konrad am Schluß des vierten Acts träumt, wenn er nach dem unfreiwilligen Bade im Rhein ermattet in Schlummer verfällt, etwas allzu demonstrativ bedünken, indem er die bairische Huldigung, die wir schon in „Heinrich der Löwe" berührten, ein wenig zu absichtlich hervorkehrt. Er sieht nämlich Agnes und Heinrich in vorgerückten Jahren mit einem Töchterchen, um die Otto der Erlauchte von Wittelsbach werben kommt. Doch kann freilich zugleich eingestanden werden, daß diese Beziehung, in die hier die deutsche Kaisergeschichte wieder mit dem Königshause von Baiern gebracht wird, durch die neuerliche That Königs Ludwig II., durch welche die Idee des deutschen Kaiserthums aufs neue ins Leben trat, eine Art Berechtigung erhielt, und daß überdies der vierte Act des in Rede stehenden Schauspiels dadurch einen anmuthigen, durch Bild und Musik anziehend gemachten Abschluß gewinnt.

Daß beide Stücke in einer edeln, manchmal an Kleist's wuchtige Jamben gemahnenden Sprache geschrieben sind, verdient besonders erwähnt zu werden. Einzelne etwas ungewöhnliche Ausdrücke wie „verräthig" für entdeckt oder „befahren" statt befürchten sind nicht gerade zu loben, aber leicht in Kauf zu nehmen bei so viel unleugbaren Verdiensten, wie diese Arbeiten sie zu Tage legen.

Sie sind beide, man darf wol sagen künstlerisch geschaffen und weit über das Maß stümperhafter Versuche oder die Erzeugnisse der gewöhnlichen Mache hinausragend. Sie behaupten die gute, alte Form, aber bereichert mit allen klugen Erfahrungen der Neuzeit. Der dramatische Sturm und Drang erscheint abgeklärt zu einer glatten und ruhigen Ausgestaltung wahrhaft dramatischen Lebens. Martin Greif hütet sich, die unmöglichen Schlachtscenen Grabbe's auf die Breter zu bringen. Sein Heinrich der Löwe erliegt nicht im blutigen Kampfgemetzel, sondern ergibt sich gleichsam diplomatisch wie Napoleon III. an Kaiser Wilhelm I. Es ist der Geist der neuen Kaiserzeit, der hier aus den Vorgängen der alten spricht — das ist der Umstand, der uns diese Schöpfungen so sympathisch macht. Möge das deutsche Theater sie nicht unbeachtet lassen!

Martin Greif's Dramen reihen wir ein älteres Drama von Hermann Lingg an:

3. Die Bregenzer Klause. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Lingg. München, Th. Ackermann. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Hermann Lingg hat bekanntlich seine sehr spannend geschriebene Erzählung „Die Bregenzer Klause", welche sich in seiner werthvollen Novellensammlung „Von Wald und See" (Berlin, Janke) befindet, schon vor Jahren zu einem Drama desselben Titels benutzt. Dieses Drama ist kürzlich in einer neuen Bearbeitung und Ausgabe (München, Ackermann) erschienen; wir erhalten dadurch Gelegenheit, auf dasselbe mit einigen Worten zurückzukommen.

Es ist jedenfalls eine Arbeit, welche die Nichtachtung nicht verdient, die ihr die deutsche Bühne seither hat zutheil werden lassen. Sie behandelt einen geschichtlichen Vorgang aus dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs, der mit ebenso viel poetischer Einfachheit und Anmuth wie dramatischer Geschicklichkeit ausgestaltet vor uns tritt. Allerdings verschmäht es Lingg, durch große Leidenschaft, sensationelle Momente und einen machtvoll dahin flutenden Redegang zu blenden und zu wirken. Seine Diction ist überaus schlicht und natürlich, der Gang der Handlung ruhig und wohlbemessen und die Entwickelung bis zur tragischen Katastrophe hinauf zwar tief ergreifend und fesselnd, jedoch ohne jene Ausbrüche der Empfindung, jene Affectsteigerungen, an die wir uns leider durch die Uebertragungen aus der französischen und neuerdings auch der norwegischen Dramatik haben gewöhnen lassen. Hermann Lingg bleibt in seinem Schauspiel dem deutschen Genius getreu und entfaltet denselben darin in einer, wir möchten sagen geradezu keuschen und liebenswerthen Anspruchslosigkeit. Er zeigt nichts künstlich Aufgeputztes oder Geschminktes, sondern gesunde Farbe und natürliche Bewegung. Selbst die Liebe wird nicht schönrednerisch in ihrer Aussprache; viel eher dürfte man sie einsilbig oder gar zu verschwiegen nennen, denn selbst die Gefühle einer kriegerisch gearteten und abenteuerlichen Frau, wie der Marquise von Zarden, der Parteigängerin Frankreichs und seines Staatsmannes Mazarin, sprechen sich nur karg und mit einer gewissen lakonischen Kürze aus. Vielleicht ist dies in den Augen eines gewissen Theiles des Publikums ein Mangel an Reiz. Die erste tragische oder sentimentale Liebhaberin spielt keine hervorragende Rolle darin, und auch die jugendliche Salondame, welcher der Part jener Marquise von Zarden zuertheilt werden müßte, legt sich nicht breit ins Mittel, sondern hilft nur mit, den Conflict zur nothwendigen Höhe zu bringen.

Die Fabel des Schauspiels mag das am besten belegen. Sie entrollt sich um Weihnachten 1647 an den Ufern des schönen Bodensees. Eine schwedische Heeresabtheilung unter ihrem General Karl Gustav Wrangel brandschatzt und verwüstet die Gegend, die vorwiegend katholisch ist. Sie dringt auch in das Schloß einer Gräfin Montfort bei Bregenz. Ihr Gatte, der unter Gallas diente, starb bei Nördlingen den Heldentod für seinen Kaiser und sein Vaterland; ihr blieb nichts als eine Tochter, Pia genannt, ein junges, reizendes Mädchen, das, eben den Kinderschuhen entwachsen, mit zwar furchtsamen, aber großen und verlangenden Augen ins Leben blickt. Da, erschreckt von den Greueln des unseligen Kriegs, alle Dienerschaft aus Schloß Hofen, bis auf den Kastellan desselben, entflohen ist, so wollen auch Gräfin Montfort und Pia in die nahgelegene Feste Klausen sich flüchten, als unerwartet der schwedische Vortrab, geführt von den Hauptleuten Reinhold Wrangel, Sohn des Generals, und Iwein Falkenburg, sich einstellt. Der letztere, der sich sogleich als einen Deutschen zu erkennen gibt, erklärt sich, ritterlich gesinnt, wie er ist, bereit, die Damen durch die schwedische Besatzung an den von ihnen gewählten Zufluchtsort zu geleiten, während Reinhold Wrangel, von der Schönheit Pia's wunderbar ergriffen, dieser großmüthigen Absicht sich mit Hartnäckigkeit widersetzt. Mitten in ihren Streit tritt die Marquise von Zarden mit dem schriftlichen Befehl des Generals: die Herrin des Schlosses und ihre Tochter unangefochten ziehen zu lassen, wohin sie will. Reinhold Wrangel muß sich infolge dessen fügen; allein er bekennt zugleich, daß Pia einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht und daß er alles, was in seinen Kräften steht, aufzubieten willens sei, um sie sich zu erringen. Die Sendbotin Frankreichs vernimmt die Bekenntniß nicht ohne großen Schmerz; denn sie liebt, wie sie in einem kurzen Selbstgespräch einräumt, den jungen schwedischen Generalssohn mit verzehrender Leidenschaft, während sie der beflissenen Bewerbung Falkenburg's gegenüber nichts als freundschaftliche Theilnahme empfindet.

Falkenburg, von der Schönheit und dem Geist dieser Frau hingerissen, schmeichelt sich mit der Hoffnung: sie einst die Seine nennen zu können. Nur deswegen trachtet er, Ehren und Stellung zu erwerben, und nur darum bleibt er bei dem schwedischen Heere, was ihm gerade jetzt nicht leicht wird, da er, in seine Heimat zurückgekehrt, mit Leidwesen sich erinnert, daß er als Jüngling einst bei Niederbrennung seines väterlichen Gehöfts davon geflohen und im fremden Kriegsdienst sein Heil gesucht habe. Seine Nachforschungen haben ergeben, daß seine Mutter im Brande umgekommen, sein Vater verschollen sei. Aber in Bezug auf den letztern irrt er. Sein Vater lebt unter seinen Augen in der Person des gräflichen Castellans und hat ihn sofort erkannt, zögert aber, sich zu entdecken, da er den Sohn unter den Feinden und Bedrückern seines Landes und noch obendrein in den Netzen jener Kriegsfurie, der Marquise von Zarden, findet. Auch lassen ihm die sich überstürzenden Zeitumstände wenig Muße, sich Klarheit über seine Lage zu verschaffen. Es verlautet, daß die Friedensverhandlungen im Gange und jeden Augenblick ein Waffenstillstand zu erwarten sei. Es geht dem General darüber auch in der That eine officielle Nachricht zu, aber da eine solche der Marquise und General Wrangel selbst nicht ins Spiel paßt, so muß der Vater Falken-

burg's erleben, daß die erstere sie vernichtet und der letztere noch rasch, um mit einem wuchtigen Schlage seine Unternehmung zu enden, die Feste Klausen überrumpeln und erobern will. Der Castellan, der seine Herrin und ihre Tochter keiner Gefahr ausgesetzt und überdem diesen letzten kriegerischen Handstreich nicht gelungen sehen mag, entschließt sich, die Schweden bei ihrem Marsche in einen Hinterhalt der voralberger Landesschützen zu locken und so dem Verderben zu weihen. Allein zu seinem Entsetzen wird sein eigener Sohn vom General bestimmt, den nachrückenden Zug zu führen, während Reinhold bereits mit Truppen voraus ist. Das zermalmt das Herz des Vaters und in seiner höchsten Verzweiflung enthüllt er dem Sohne den Anschlag und zugleich wer er ist und beschwört ihn, mit ihm zu den Landsleuten überzugehen. Allein Falkenburg ist ein ehrlicher Soldat, überläßt mit großer Ueberwindung dem General den Vater und begibt sich auf seinen Posten. Als gleich darauf ein Schuß fällt, sinkt der Castellan mit dem Ausruf: „Diese Kugel ist sein Tod!" bewußtlos zusammen.

Im fünften Act ist Reinhold Wrangel todt: eine feindliche Kugel beim Sturm auf die bregenzer Klause hat ihn niedergestreckt. Als man seine Leiche über den zugefrorenen Bodensee dem Vater hat überbringen wollen, ist die Marquise, die der General inzwischen aus seinem Lager verwiesen hat, da er deren Absichten auf den Sohn meint durchkreuzen zu müssen, über das Eis zu ihr geeilt und hat sich über sie geworfen gerade in dem Augenblick, da niederprasselnde Kugeln das Eis unter ihr sprengen und sie mit dem theuern Todten in den Fluten des Sees verschwinden machen. Die Erzählung dieses Vorgangs erschüttert den General und steigert seinen Zorn gegen den Castellan, dem er auch Schuld am Untergange Falkenburg's gibt, den man vermißt. Er befiehlt, nachdem er ein Kriegsgericht über ihn hat sprechen lassen, seine Hinrichtung; zuerst durch den Strang, dann, als der Castellan und die zur Pflege der Verwundeten herbeigeeilte Pia für ihn gebeten, durch Erschießen. Eben stellen sich zwölf Musketiere auf, den Spruch zu vollziehen, da erscheint Falkenburg, der wunderbarerweise am Leben geblieben ist, mit der Nachricht des Siegs. General Wrangel will ihm Genugthuung geben für den Verrath, dessen Opfer er beinahe geworden, und überantwortet ihm den Castellan zur Execution. Aber Falkenburg, statt Befehl zum Feuern zu ertheilen, kniet selbst neben dem Verurtheilten nieder und verlangt, auch seine Brust zu durchbohren.

Das besiegt General Wrangel und unter Weihnachtsgesängen und Glockenklang aus der nahen Kirche verkündet er Gnade und Frieden.

So verläuft das Schauspiel, mit dem wir es hier zu thun haben. Wir meinen: es müßte bei einer Aufführung entschieden Eindruck zu machen nicht verfehlen. Fesselt und spannt es doch durch seinen Inhalt und die Art, wie dieser sich entrollt. Die Gestalten der Pia und der Marquise von Zarden hätten freilich wol etwas durchgreifender und wirksamer in die Handlung verflochten werden und diese dadurch erhöhten Reiz und beweglicheres Leben gewinnen können; aber, von diesem Umstand abgesehen, darf im übrigen das Stück ein anziehendes und die Theilnahme der Leser und Zuhörer im besten Sinne in Anspruch nehmendes bezeichnet werden. Es gehört ohne Zweifel zu den geschmackvollern und gediegenern Leistungen auf dem dramatischen Gebiete der Jetztzeit. Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neuere philosophische Literatur.

1. Die hauptsächlichsten Irrthümer der Herbart'schen Psychologie und ihre pädagogischen Consequenzen. Eine kritische Untersuchung von W. Ostermann. Oldenburg. Schulze. 1887. 8. 4 M.

Die Psychologie Herbart's ist neuerlich insbesondere durch Stoy, Ziller u. a. auf das Gebiet und die Zwecke der Pädagogik in Anwendung gebracht worden. Es ist hieraus eine pädagogische Richtung oder Schule entstanden, welche sich selbst im Unterschied von allem gewöhnlichen traditionellen Empirismus als die wissenschaftliche zu bezeichnen pflegt. Der ganze Dogmatismus dieser Schule aber hat allmählich in Dittes u. a. eine Reaction hervorgerufen, welcher auch die gegenwärtige Schrift angehört. Diese Reaction wird von jedem Unbefangenen wol als eine berechtigte und naturgemäß nothwendige anerkannt werden müssen; das Streben und die Energie, welche insbesondere Ziller entfaltet hat, ist an sich gewiß höchst rühmlich und auch von mannichfachem Erfolg begleitet gewesen. Aber die ganze Berechtigung dieses neuern Systems der wissenschaftlichen Pädagogik scheint doch eine Grenze zu haben, deren Grund zuletzt nur in der theoretischen Basis der psychologischen Anschauungen Herbart's zu suchen sein dürfte. Man kann die hier gegebene Kritik dieser Lehren nur eine im wesentlichen zutreffende und zugleich maßvolle und besonnene nennen. Herbart löst das menschliche Seelenleben auf in einen Complex von einzelnen Vorstellungen, welche sich in einer äußerlichen oder mechanischen Weise aufeinander beziehen und hierdurch alle weitern Erscheinungen der Seele hervorrufen sollen. Es war dieses eine Uebertragung seines metaphysischen Princips der realistischen Atomistik auf das menschliche Subject oder die Seele, deren ganzer Werth wol ein höchst zweifelhafter und vielfach anfechtbarer sein dürfte. Die Seele erscheint hiernach gleichsam als ein Ding im Raume, in.

welchem sich verschiedene Elemente oder Kräfte drängen, bewegen, verdichten u. s. w. sollen. Es ist hierbei geradezu von einer Mechanik, Statik im Vorstellen die Rede. Dieses Verfahren heißt bei Herbart das exacte, indem er überall aus der Verbindung von letzten realen Eigenschaften das Gegebene oder Ganze im Wirklichen zu erklären versucht. Actuell aber ist das ganze Dasein und Leben der Seele ein Vorgang oder ein unausgesetztes fließendes Werden in der Zeit. Der ganze Begriff der Seele als einer Einheit geht nach jener Theorie verloren und es bleibt nichts als der öde und seinem nähern Wesen nach gar nicht zu fassende Mechanismus der Vorstellungsbeziehungen zurück. Herbart und seine Schule hat überhaupt die üble Gewohnheit oder das falsche Streben, in allem Wirklichen gleichsam das Gras wachsen hören zu wollen. Für die Pädagogik aber ist hieraus als unheilvolle und höchst einseitige Consequenz das Streben hervorgegangen, das menschliche Seelenleben in einer ähnlichen äußerlich mechanischen Weise durch die Einführung und Erweckung bestimmter Vorstellungsmassen zu beeinflussen. Es scheint hiernach immer, daß nur dasjenige in der Seele da ist, was durch den Lehrer oder Erzieher und überhaupt von außen her in sie hineingelegt worden ist. Die wissenschaftliche Pädagogik hatte sich einen ganz bestimmten Gang der Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungslebens ausgesonnen, welchen man vollkommen beherrschen und in der Hand haben zu können glaubt. Es soll hiermit durchaus nicht verkannt und geleugnet werden, daß manches von dem allen durchaus wahr und berechtigt sein mag, sowie überhaupt das ganze Streben, sich über den Gang, die Ziele und Mittel der Erziehung und des Unterrichts genaue psychologische Rechenschaft abzulegen, unbedingt hochgeschätzt und werth gehalten werden muß. Es war dieses bei Herbart und seiner Schule nur vielfach übertrieben, vorurtheilsvoll beschränkt und erkünstelt pedantisch, während es sonst in der herrschenden pädagogischen Tradition immer noch zu sehr an einer solchen eingehenden Erwägung über die ganze Ordnung und die Bedingungen dessen, was erreicht werden soll, gebricht. Auch hier ist immer noch viel zu sehr die Ansicht vorherrschend, daß eine Menge von neuem an sich vielleicht guten Wissensstoff in die Seele hineingetragen werden soll, ohne zu fragen, wie sich derselbe zu den zu erreichenden Zielen sowol als auch zu den gegebenen Kräften derselben verhält. Sowie es pädagogisch entschieden falsch ist, das Kind mit Spielsachen zu überhäufen, so gilt dieses auch von der Masse des Lernstoffs in der spätern Zeit. Wir glauben nicht an die Wahrheit und an das Alleinseligmachende jenes Herbart'schen Systems, aber daß es überhaupt eines Reformators in unserer neuern Pädagogik bedarf, hierauf scheinen doch die vielen und nur zu berechtigten Klagen über die Verkümmerung der besten Kräfte der Jugend unter der vielartigen Masse des jetzigen Lernstoffs als auf eine Nothwendigkeit hinzuweisen. Wir erziehen jetzt nur Menschen nach einem bestimmten und feststehenden schablonenmäßigen Typus, aber freie und originell schöpferische Geister sowie in früherer Zeit können sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen kaum mehr unter uns entfalten. Wie dürftig war das Wissen der großen Geister, die der jetzigen Epoche als Leuchten und Begründer vorausgingen! Die menschliche Seele ist eine Kraft, die bei sparsamer und richtig gewählter Nahrung ungleich besser gedeiht als bei aller Ueberladung mit schwer verdaulichem encyklopädisch gelehrten Wust. Man möchte fast noch einmal an das Rousseau'sche Lebensideal zurückzugreifen sich versucht fühlen. Unsere Nation bedarf jetzt frischer und lebendiger Kräfte, und es wird auch in Erziehung und Unterricht mit manchen veralteten Vorurtheilen und Einrichtungen gebrochen werden müssen. Der Verfasser aber schließt sich im Unterschied von Herbart vielmehr an Lotze und dessen Lehre von der Seele an, und es wird sein Buch jedenfalls als ein schätzbarer und nicht zu übersehender Beitrag zu der Weiterbildung der ganzen psychologisch-pädagogischen Frage in unserer Zeit begrüßt werden dürfen.

2. Die göttliche Vorsehung und das Selbstleben der Welt von Wilhelm Schmidt. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1887. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Läuft die Welt allein und durch sich oder wird sie geleitet und bewegt durch Gott? Der Kampf dieser beiden Ansichten ist es, auf den sich das vorliegende Buch bezieht. Der Verfasser ist Theologe und vertritt insofern naturgemäß die letztere Ansicht, ohne sich deswegen gegen das Nothwendige und Berechtigte der erstern verschließen zu wollen. Seine Arbeit ist namentlich als eine gelehrte und gründliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen dieser Frage in der Scholastik und der ganzen neuern Theologie von Interesse und Werth. Von dem sonstigen einseitigen Zelotismus der Theologen gegen die Naturwissenschaft hält sich der Verfasser in der klaren und ruhigen Art seines Denkens fern. Wir fürchten aber doch, daß ihm die Vereinigung des fromm religiösen und des streng wissenschaftlichen Standpunktes oder Bedürfnisses in dieser Frage noch nicht zu voller und wahrer Befriedigung gelungen sei. Er faßt seine eingehenden und vielseitigen Erörterungen zuletzt zusammen in der These: Gott wirkt nicht schlechthin bestimmend, sondern macht sich in seinem Thun abhängig von dem Selbstleben der Welt und nimmt dasselbe in den Zusammenhang seines Wirkens auf. Ob mit einer solchen sich auch an eine ganz ähnliche Lehre Luthardt's anschließenden halben und auf Schrauben gestellten Formel dem religiösen Bedürfniß wirklich Genüge geleistet sei, möchten wir doch ernstlich bezweifeln. Es kommt das immer auf eine Art von unklarer und schwankender constitutioneller Doppelregierung zwischen Gott und dem eigenen Selbstleben der Welt hinaus. Dem Volke oder dem gemeinen nichttheologischen Menschenverstand ist auf alle Fälle hiermit in keiner Weise geholfen oder kein sicherer Weg aus den Widersprüchen in der Welt gezeigt. Denken wir uns einmal Gott, so können wir uns ihn

auch und zwar streng nach der Kirchenlehre nur als allmächtig, allweise und allvorsehend und überhaupt keine andere Macht außer und neben ihm denken, und es ist dieses eine Vorstellung von Gott, von welcher es für den gewöhnlichen Menschen und sein Denken überhaupt keine Schranke und Ausnahme geben kann. Sowie der Begriff der Monarchie im Staate an sich den vollen Machtbesitz der Souveränetät einschließt, so gilt dasselbe naturgemäß und mit Recht auch von der Vorstellung Gottes in den Augen des Volks. Eine solche erkünstelte Scheinsouveränetät Gottes ist uns, den gewöhnlichen Menschen, unverständlich und enthält zuletzt auch einen ganz unfaßbaren und unmöglichen logischen Widerspruch in sich. Wir stoßen hierbei allerdings immer auf die Frage nach dem Bösen in der Welt und seinem Verhältniß zu dem Willen und der Allmacht Gottes. Sollen wir aber zur Erklärung desselben etwa den Teufel oder eine andere außer Gott stehende und ihm widerstrebende Macht in der Welt annehmen? Alle gelehrten Spitzfindigkeiten der Theologie alter und neuer Zeit von der sogenannten Zulassung, der passiven Assistenz Gottes hierbei u. s. w., welche der Verfasser zum Theil auch mit vollkommenem Recht und mit Scharfsinn bekämpft, helfen uns nicht über diesen in der Beschaffenheit der gegebenen Dinge und der Welt wenigstens anscheinend und für uns liegenden Widerspruch hinaus. Das echte und unverfälschte religiöse Gemüth wird überall zugleich an der einmal nothwendigen unbeschränkten Fülle und Machtvollkommenheit der göttlichen Eigenschaften festhalten und doch andererseits mit dem Bösen oder dem Uebel der Welt als mit einem an sich falschen und durchaus zu überwindenden Factor zu rechnen sich angetrieben fühlen. Das wissenschaftliche Rüstzeug der Theologie beruht auf Voraussetzungen, die noch der Klarheit über die vollständige Unlösbarkeit dieses Widerspruchs in allen seinen einzelnen Gestalten ermangelten. Der rechte Glaube an Gott ist der, der an allen seinen nothwendigen Eigenschaften festhält trotz allem dem, was ihnen im wirklichen Wesen der Welt scheinbar entgegenstehen mag. Der Verfasser führt unter andern persönlichen Beispielen auch die Königin Luise von Preußen und Darwin an. Jene hielt fest am Glauben an die göttliche Vorsehung trotz all ihres Unglücks, und dieser war ein guter Christ bei aller Verfolgung der mechanischen Zusammenhänge im Leben der Natur. Man kann das Uebel in der Welt bekämpfen und man kann die Ordnung in ihr begreifen, ohne deswegen irgendwie irre zu werden in seinem regiösen Glauben an Gott. Ein solcher Standpunkt hat überall unendlich mehr Wahrheit in sich als alle jene schwächlichen und morschen Brücken der theologischen Scholastik von der einen Seite jenes Widerspruchs in der Welt zur andern. Was für uns und unser Denken ein Widerspruch ist, braucht deswegen noch nicht bei Gott und im Wesen der Welt an sich ein solcher zu sein.

Wir verstehen nicht die Aeußerung des Verfassers: „Weltregimentlich bleibt die Geschichte des Islam ein Räthsel, während die natürliche Entwickelung desselben keinerlei Schwierigkeiten für die Beurtheilung bietet." Der Islam wird wol auch mit zum Weltregiment oder zum Gesetz und zur Ordnung in der Geschichte gehören, wenn es eine solche gibt. Man lernt Gott zuletzt aus der Geschichte besser und wahrhafter kennen als aus den ganzen großartigen phänomenalen und wunderbaren Werken der Natur. Der Verfasser ist auch vielfach bereits auf dem Wege, sich zur Anerkennung einer immanenten Teleologie in der ganzen Ordnung der Welt und der Geschichte zu erheben. Warum zieht man nicht einfach und resolut die ganzen von selbst hierin liegenden Consequenzen? Dem religiösen Bedürfniß würde hiermit gewiß besser gedient sein als mit allen widerspruchsvollen und unklaren Verclausulirungen der Stellung Gottes zur Welt. Wenn aber das Uebel und das Böse nicht da wären, würde auch das Gute und die Tugend nicht da sein können. Das Leben der Welt ist nothwendig ein Kampf zwischen beiden, den wir im einzelnen zwar oft nicht zu begreifen vermögen, der aber im ganzen doch als eine Hinweisung auf einen Plan und ein berechtigtes Endziel in der Geschichte angesehen werden kann. Alle echte und wahre Wissenschaft wird sich in diesem Gedanken mit der religiösen Weltanschauung zusammenfinden können. Der Verfasser mag für Theologen geschrieben haben; uns gewöhnlichen Menschen aber und dem wahren Charakter der Religion kann mit einer solchen Lehre über das Verhältniß Gottes zur Welt nicht gedient sein.

3. Die Gesetze der Freiheit. Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntniß und der Gesellschaftsordnung. Von Franz Staudinger. Erster Band: Das Sittengesetz. Darmstadt, Brill. 1887. Gr. 8. 7 M.

Das menschliche Leben zu untersuchen, wie es der Wirklichkeit nach ist, muß naturgemäß gegenwärtig die erste Voraussetzung für alle Ordnung oder Bestimmung desselben sein, wie es eigentlich und an und für sich genommen sein soll. In diesem Sinne schließt sich das vorliegende Buch an den allgemeinen Charakter oder Typus der kürzlich in d. Bl. besprochenen Bearbeitung der Ethik von Wundt an. Die Freiheit gilt an sich als die allgemeine Eigenthümlichkeit oder die speeifische Differenz des Menschen in allen Theilen und Phänomenen der bloßen Natur. Vom Standpunkte der Ethik oder Sittenlehre also wird diese Freiheit an sich einfach als eine Thatsache oder Bedingung vorausgesetzt; sie ist aber der Wirklichkeit nach keineswegs ohne weiteres dasjenige, als was sie uns an sich genommen oder ihrem reinen Begriffe nach erscheint. Wir haben an sich zwar überall die Willkür oder die freie Wahl des Handelns; die Verwirklichung dieser Eigenschaft aber hängt ab von einer Menge mannichfacher und variabler Bedingungen und setzt auch immer ganz bestimmte veranlassende Beweggründe oder Motive voraus. Diesen ganzen die Freiheit einschließenden und sie ihrem nähern Inhalt nach aus sich entwickelnden Ursachen und Verhältnissen nachzu-

gehen, ist das Ziel des Verfassers, welches derselbe in einem systematisch geschlossenen Aufbau seines Werks und mit allseitig eindringendem Scharfsinn zu erreichen bestrebt gewesen ist. Im allgemeinen nimmt der Verfasser nur sehr wenig Rücksicht auf andere, sondern geht in strenger Consequenz seinen eigenen Weg fort. Wir können diese Eigenschaft im ganzen nur loben, weil hierdurch die Eigenartigkeit eines Werks immer an Klarheit und Deutlichkeit gewinnt. Wir heben namentlich auch das Moment der psychologischen Analyse und Beobachtung als bezeichnend für die Stellung und Methode des Verfassers hervor. Man ist in neuerer Zeit an die Erkenntniß der ganzen Gesetze oder Bedingungen der Freiheit in der Geschichte vielfach mit gewissen einseitigen Anschauungen oder vorgefaßten Meinungen herangetreten. Daß es an sich gewisse allgemeine Gesetze für die Entwickelung oder den Fortschritt des Völkerlebens in der Geschichte gibt, wird im Princip wol angenommen oder vorausgesetzt werden dürfen. Immerhin aber ist es irrig zu meinen, daß diese Gesetze sowie alle andern bloßen Naturgesetze durch einfache Zusammenstellung und Vergleichung der einzelnen Fälle oder Erscheinungen gewonnen oder abstrahirt werden könnten. In diesen Fehler der vorzeitigen und überhasteten Generalisirung sind insbesondere viele der neuern französischen und englischen Biologen oder Sociologen verfallen. Alles Menschliche in der Geschichte ist überall zugleich eigenartig und individuell und kann nicht so wie das Natürliche ohne weiteres unter allgemeine Gesetze gesammelt und subsumirt werden. Der Verfasser schlägt hierbei den richtigern Weg ein, die gegebenen Erscheinungen vielmehr aus ihren natürlichen psychologischen Ursachen abzuleiten; denn es ist zuletzt überall wichtiger zu begreifen, wie und wodurch etwas entsteht, als es sogleich auf ein allgemeines Gesetz oder eine höhere Kategorie zurückzuführen. Das ganze Werk darf überhaupt als eine von der empirischen Grundlage der Beobachtung des Wirklichen ausgehende Psychologie angesehen werden. Es liegt hierbei in der Natur der Sache, daß über die ganze Anordnung des Stoffs sowie über die Auffassung des Einzelnen vielfach wird gezweifelt oder gestritten werden können. Das ganze Problem eines Begreifens der Wirklichkeit alles Menschlichen nach seinen Erscheinungen in der Geschichte ist ja überhaupt ein neues, schwieriges und in der Art seiner Bearbeitung vielgestaltiges. In diesem Problem an sich aber liegt doch immer die wichtigste allgemeine wissenschaftliche und philosophische Aufgabe der Gegenwart enthalten. Wie man auch hierüber denken mag, so darf die Arbeit des Verfassers doch immer als ein interessanter und schätzbarer Beitrag zu diesem Ziele angesehen werden.

Konrad Hermann.

Zur Romanliteratur.

1. Die Frau des Arbeiters. Socialer Roman von Friedrich Friedrich. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 12 M.
2. Souverän. Roman von A. von der Elbe. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Ueber den Wolken und andere Novellen. Von Otto Roquette. Dresden, Pierson. 1887. 8. 5 M.
4. Alte Gefährten. Zwei Novellen von Klara von Sydow. Dresden, Pierson. 1887. 8. 6 M.
5. Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewskij. Nach der fünften Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. Zweite verbesserte Auflage. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 12 M.
6. Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland von Julius Große. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1887. 8. 6 M.
7. Eine Sommerschlacht. Von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 6 M.
8. Meine Frau und ich. Erzählung von Henrik Scharling. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von E. Duncker. Vierte Auflage. Norden, Fischer Nachf. 1887. 8. 5 M.
9. Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1887. 8. 4 M.
10. Dorcas Mora. Erzählung aus dem Leben einer Schauspielerin von Mathilde Veneta. Berlin, Stuhr. 1886. 8. 2 M.
11. Polnische Ghetto-Geschichten von Sacher-Masoch. München, Franz. 1886. 8. 3 M.

Jeder einzelne Zeitabschnitt in der Entwickelung der Menschheit trägt gewisse Merkmale oder Eigenthümlichkeiten, nach denen man denselben zu bezeichnen und von andern Zeitperioden zu unterscheiden pflegt; auch die Neuzeit kann hiervon keine Ausnahme machen, obschon sich in ihr manches wiederholt, was schon dagewesen, wenn auch unter anders gearteten Umständen als früher. Es kreist eben alles in einem ewigen Wechsel, wie der Dichter sagt; aber eine vollständige Wiederholung derselben Ereignisse und Zustände ist eine Unmöglichkeit. Der Erdball selbst verändert sich und mit ihm die ihn bewohnende Menschheit in ihrem Sein und Streben. Aehnlichkeiten oder Analogien finden sich indeß immer und müssen sich aus innern und äußern Gründen finden, wie in der politischen Geschichte, so in der Literatur und der Geistescultur überhaupt. Die Arbeiterfrage z. B. ist keine neue Frage; das lehrt unter anderm die Geschichte der alten Griechen und Römer, der Bauernkrieg. Auch die Jetztzeit ist nicht gerade arm an socialen Bewegungen aller Art, die sich vielleicht um so schneller folgen werden, als die Verkehrsmittel zu Land und zu Wasser in hohem Grade vervollkommnet sind. Was aber auf dem Felde der Politik und des wirthschaftlichen Lebens überhaupt geschieht, das spiegelt sich mehr oder weniger treu in der Literatur wider. Der Kampf um das sogenannte „Recht der Arbeit“ ist ein uralter, der nicht selten viel Tragisches an sich hat und schließlich dem Gottesurtheil der Geschichte erliegt.

„Alle großen Errungenschaften“, sagt in dieser Beziehung Rudolf von Ihering in seiner trefflichen Schrift „Der Kampf ums Recht“, „welche die Geschichte des Rechts zu registriren hat: die Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, die Freiheit des Grundeigenthums, der Gewerbe, die Glaubensfreiheit u. s. w., haben auf diesem Wege des heftigsten, oft Jahrhunderte lang fortgesetzten Kampfes gewonnen werden müssen; nicht selten bezeichneten Ströme Bluts, überall aber zertretene Rechte den Weg, den das Recht dabei zurückgelegt hat. Denn das Recht ist der Saturn, der seine eigenen Kinder verspeist; das Recht kann sich nur dadurch verjüngen, daß es mit seiner eigenen Vergangenheit aufräumt.“

Eine in vieler Hinsicht gelungene Illustration zu diesem Ausspruche des geistreichen Rechtsgelehrten ist der dreibändige Roman von Friedrich Friedrich: „Die Frau des Arbeiters“ (Nr. 1), welchen der Dichter selbst auf dem Titelblatt als einen „socialen“ bezeichnet hat. Der Verfasser führt uns eine ganze Reihe von Personen aus allen Ständen der menschlichen Gesellschaft vor, durch deren Thun und Treiben das sociale Leben der Gegenwart charakterisirt wird. Zu den Hauptpersonen der Erzählung gehören der verdienstvolle und umsichtige Fabrikbesitzer Froebel, der im Grunde brave, aber der Verführung zugängliche Arbeiter Wenzel und dessen edle Frau Johanna, der Wühler und Unruhstifter Brand, Johanna's Freundin Ina, der herzlose Wucherer Kronberg, der leichtsinnige Lieutenant von Brankow, der Intrigant Hassel u. s. w. Die Handlung geht im ganzen ruhig und ohne große Verwickelung vor sich, obschon ergreifende Scenen aus den verschiedensten Lebenslagen der bürgerlichen Gesellschaft unser vollstes Interesse wachrufen. Nichts ist gekünstelt und doch fesselt uns die Erzählung vom Anfang bis zum Ende, weil der Verfasser dem Rathe Goethe's gefolgt ist: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Fast tadellos und ohne allen Makel ist der Charakter und das Handeln Johanna's, der Frau des Arbeiters Wenzel, und mit Recht ist der Roman nach ihr benannt; aber auch Wenzel ist ein ehrenhafter Mann, der zwar einmal vom rechten Wege abweichen konnte, jedoch auf denselben zurückkehrte, sobald er seinen Irrthum erkannte. Beachtenswerth ist, daß F. Friedrich zwar die Lage der arbeitenden Volksklassen geistig und materiell gehoben wissen will, aber nur auf dem Wege des Gesetzes und dem Boden der Sittlichkeit; das wühlerische Treiben der Socialdemokratie verdammt er ebenso sehr, wie die Geist und Körper zerstörende Genußsucht jener in Vorurtheilen aller Art befangenen Menschen, welche jede productive Arbeit scheuen und sich besser dünken, als die unter schweren Sorgen ums Dasein kämpfenden, aber trotzdem staatserhaltenden Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft.

Von A. von der Elbe liegt uns ein einbändiger Roman vor, welcher „Souverän“ (Nr. 2) betitelt ist und das Leben und Treiben schildert, welches am Hofe des Herzogs Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattfand. Die Handlung beginnt mit einer Tauffeierlichkeit am herzoglichen Hofe im Jahre 1744; zwei früh verstorbene Söhne von Johann Adolf ruhten bereits in der Familiengruft. Die Festlichkeit versprach eine besonders glänzende zu werden. Von nah und fern waren Gäste herbeigeströmt; der wichtigste von allen aber war der kursächsische Gesandte Graf Heinrich von Brühl, in dessen Begleitung sich der stets dienstwillige Geheimrath Christian Hennicke befand. Der weißenfelser Hof war seit längerer Zeit sehr verschuldet und Graf Brühl hatte den Auftrag von seinem Herrn, Johann Adolf gegen eine entsprechende Geldabfindung zur Abtretung des Herzogthums Weißenfels an Kursachsen zu bestimmen. Da nun aber Johann Adolf, ein tapferer Krieger, auf nichts stolzer war, als auf seine Souveränetät, so wies er mit größter Entschiedenheit das Verlangen Brühl's ab. Letzterer griff nun unter der Form der vollendetsten Höflichkeit zu andern Mitteln, von denen der Giftmord und ähnliche Gewaltthaten nicht ausgeschlossen waren. So geschah es, daß kurz hintereinander der neugeborene Prinz und dessen Vater, Herzog Johann Adolf, eines plötzlichen Todes starben. Damit erlosch die Nebenlinie Sachsen-Weißenfels. Dies ist der Hauptinhalt des vorliegenden Romans, in welchem außer den genannten noch eine ganze Reihe anderer hochinteressanter Persönlichkeiten, z. B. die Herzogin Friederike, deren Kammerdame und Freundin Rosa von Bünau, der Oberjägermeister Graf Luja, der Oberstallmeister von Storke u. a. eine beachtenswerthe Rolle spielen. Die gut geschriebene, spannende Erzählung schließt mit den folgenden Worten des Grafen Luja:

> Welche Katastrophe hat sich hier unter meinen Augen abgespielt! Verbrechen sind begangen und Gesetze und Rechte sind mit Füßen getreten! Des Kurfürsten Johann Georg's Landestheilung war ein Misgriff; Generationen seiner Kinder sind daran zu Grunde gegangen und langsam scheinen gewaltige Mächte, die Leiden einzelner nicht achtend, daran zu arbeiten, Verfehltes wieder auszugleichen. Mein in Gott ruhender hoher Herr durfte sich seiner Souveränetät nicht entäußern, aber er vertheidigte einen verlorenen Posten. Die Weltgeschichte wandelt unbeirrt ihre gewaltige Bahn, und so oft sie auch gutes Recht vernichtet, sie selber behält doch immer ihr Recht!

Einen ganz andern Charakter als die vorstehend besprochenen beiden Romane tragen die Erzählungen von Otto Roquette: „Unter den Wolken und andere Novellen“ (Nr. 3), und von Klara von Sydow zwei Novellen: „Alte Gefährten“ (Nr. 4). Der erstgenannte Dichter bietet uns in einem Bande fünf Erzählungen, betitelt: „Ueber den Wolken“, „Die Vertrauten“, „Siebenschläfer“, „Botho's Erziehung“ und „Krähenfelde“; dieselben sind ohne Ausnahmen gut geschrieben und als Unterhaltungslektüre zu empfehlen; einen höhern literarischen Werth können sie jedoch nicht beanspruchen. Dasselbe läßt sich von den beiden Novellen „Die Silhouette“ und „Spätsommer“ von Klara von Sydow sagen, die bereits in einer belletristischen Zeitschrift erschienen; ohne alle Sen-

timentalität und einen gewissen Grad von Ueberschwenglichkeit geht es indeß in keiner der sieben bezeichneten Erzählungen ab.

In schneidendem Gegensatze zu den soeben kurz charakterisirten Novellen steht der unlängst in zweiter, verbesserter Auflage erschienene Roman „Raskolnikow" von F. M. Dostojewskij, übersetzt von Wilhelm Henckel (Nr. 5) auf Grund der fünften Auflage des russischen Originals. Der Verfasser steht auf dem Boden des Realismus und schildert in ergreifender, manchen Leser vielleicht abstoßender Weise die dunkelsten Nachtseiten des russischen Lebens. Von einer irgendwie idealisirenden Schönfärberei ist keine Spur vorhanden; überall treten uns die bösen Folgen der corrupten Beamtenwirthschaft und der verderblichen Lehren des Nihilismus entgegen. Awdotja Romanowna, die Schwester des an sich edeln Romanhelden, ist als die einzige, von jeder Schuld freie Person der Erzählung anzusehen. Bewundernswerth ist die Kunst, mit welcher der Dichter drei Bände hindurch in der Schilderung von Verbrechen und folternder Reue die Aufmerksamkeit und das Interesse des denkenden Lesers wach zu erhalten vermag. Der Schluß des Romans ist versöhnend.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit „Raskolnikow" hat der zweibändige Roman von Julius Große, betitelt „Der Spion" (Nr. 6). Der talentvolle Verfasser behandelt eine Episode aus der Geschichte Rußlands, welche in dem Jahre 1825 spielt und mit den erschütternden Ereignissen jenes Jahres, mit dem Tode des Kaisers Alexander I. und dem Militäraufstand unter Nikolaus im engsten Zusammenhange steht. Große spannt nicht in dem Maße wie Dostojewskij die Nerven seiner Leser auf die Folter; aber er zeigt uns immerhin deutlich genug die halbasiatischen Zustände, welche im öffentlichen Leben des großen Russenreichs, das noch immer seine Ländergier nicht zu stillen vermag, nicht minder herrschen, als in Familien- und Privatkreisen. Die Schattenseiten sind in der fesselnden Erzählung viel zahlreicher als die Lichtseiten. Der Hauptheld ist ein gewisser Sherwood, der Abstammung nach ein Engländer. Der Dichter spricht sich über ihn am Schlusse seines Romans also aus:

> Fast niemand hat Sherwood's wahren Charakter gekannt. Der Menge gilt sein Name heute noch als gebrandmarkt und belastet mit dem Abscheu und Fluch aller Edeldenkenden. Man würde milder urtheilen, wenn man ihn ganz gekannt hätte. In andern Verhältnissen würde er vielleicht ein bedeutender, hochangesehener Mann geworden sein. Hier verwickelte ihn die Collision seiner Leidenschaft, seines Ehrgeizes und seiner Pflichten. Die Folgen seiner Kühnheit wurden zum tragischen Verhängniß, dem er niemals entronnen wäre. Friede seiner Asche, Ehre seinem Andenken und menschliches Mitleid seiner Schuld. Er hat sie gebüßt — wie ein Held.

Wie in der Politik und im socialen Leben seit einer Reihe von Jahren die Geister heftig aufeinander platzen, so ist es auch auf dem Gebiete der Poesie und der Kunst der Malerei der Fall. Fürst Bismarck gibt bekanntlich bei der Lösung politischer Fragen von nennenswerther Bedeutung sentimentalen Anwandlungen wenig oder gar keinen Raum; Makart schlägt die Grundsätze, welche ein Cornelius in der Kunst der Malerei als maßgebend erachtete, um des Colorits willen gering an, ähnlich Böcklin, wie dessen vielbesprochene, ebenso scharf getadelte, wie hoch gefeierte „Pietà" beweist. In der Dichtkunst stehen sich schneidend gegenüber die Vertreter des Realismus oder Naturalismus und die des Idealismus oder der sentimentalen Empfindsamkeit. Zu den Anhängern des Naturalismus in der Poesie gehört auch der Freiherr Detlev von Liliencron, der Dichter der „Adjutantenritte". Eins der neuesten Werke des genannten Dichters trägt den Titel „Eine Sommerschlacht" (Nr. 7). Es ist dies eine Sammlung von Aufsätzen, welche zwar sämmtlich ein gewisses Talent frischer Natur- und Menschenbetrachtung verrathen, aber nur zu oft allzu skizzenhaft sind. Das Buch enthält auf 351 Seiten 17 Skizzen, von denen die letzte, welche mit den vorhergehenden in gar keinem Zusammenhang steht, „Eine Sommerschlacht" überschrieben ist. Selbst die nähern literarischen Freunde Liliencron's müssen zugestehen, daß er es nicht immer versteht, eine Handlung richtig zu concentriren, um sie zu einer rechten dramatischen Wirkung kommen zu lassen (vgl. die Zeitschrift „Die Gesellschaft", herausgegeben von M. G. Konrad, 1887, Heft 3, S. 228). Von den 351 Seiten des ganzen Buchs kommen nur 32 auf die „Sommerschlacht" und doch ist das ganze Werk danach benannt. Genial kann man dies schwerlich nennen, obschon nicht geleugnet werden soll, daß Liliencron in keiner seiner kleinen Skizzen geradezu trivial oder langweilig wird; er fesselt vielmehr fast immer den Leser und regt ihn nicht selten zu schönen und hohen Ideen an. Von einem exotischen Phrasendunst ist keine Spur vorhanden; die mitgetheilten Hühner- und Seehundsjagden sind einfach und natürlich geschrieben, wie er es überhaupt verstanden hat, den Leser für seine Heimat Schleswig-Holstein lebhaft zu interessiren. Die erwähnte „Sommerschlacht" gibt ein vortreffliches Schlachtenbild aus dem preußisch-österreichischen Kriege des Jahres 1866.

Die Erzählung „Meine Frau und ich" von Henrik Scharling (Nr. 8) liegt uns in der vierten Auflage der deutschen Uebersetzung von E. Duncker vor, und dies allein dürfte schon in gewisser Beziehung für den Werth derselben sprechen. Die Handlung spielt in Dänemark, dem Vaterlande des Autors, der sich bereits durch andere Dichtungen, z. B. „Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse" und „Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nödeboe", vortheilhaft bekannt gemacht hat. Wie der Verfasser selbst im Anfange seines Buchs hervorhebt, ist dasselbe hauptsächlich für diejenigen geschrieben, die in der Ehe leben und, wohl zu merken, in einer glücklichen Ehe; denn er glaubt, „daß es mit zu den Segnungen der Ehe gehört, daß sie ewige Jugendkraft besitzt, die sogar über die goldene und diamantene Hochzeit hinaus währt". Auch unverehelichte Personen können das Buch mit Vergnügen

und Nutzen lesen, wenn sie etwas Phantasie und Humor besitzen; ist dies aber nicht der Fall, so verschwenden sie wol nur eine kostbare Zeit damit, welche besser anzuwenden wäre. Ganz getäuscht würden sich diejenigen Leser und Leserinnen fühlen, welche darin Beiträge zur Lösung der socialen Frage bezüglich der Stellung des Weibes im Gemeinwesen zu finden wähnten. Manche Stellen der Erzählung enthalten beachtenswerthe Bemerkungen über Kunst und Wissenschaft.

Von den gesammelten Schriften P. K. Rosegger's ist kürzlich unter dem Titel „Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen" (Nr. 9) der einundzwanzigste Band erschienen. Auch in diesen Erzählungen lodern gleichsam die menschlichen Leidenschaften, von der heißen Liebe bis zum glühendsten Hasse hell auf. In der „Ehestandspredigt", der „Nothtaufe" u. s. w. zeigen sich frischer Humor und wohlthuende Naivetät; „Das zu Grunde gegangene Dorf" und mehr noch „Die Christvesper" tragen den Stempel dämonischer Wildheit, während Novelletten, wie „'s Hascherl" und „'s Guderl", von gesunder, warmer Herzensinnigkeit zeugen. Ohne Zweifel schreibt Rosegger etwas viel, doch hat er sich bisjetzt noch nicht ausgeschrieben.

Die Erzählung „Dorcas Mora" von Mathilde Veneta (Nr. 10) behandelt ein wirkliches Ereigniß, das vor mehrern Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stattfand. Dorcas Mora, eine talentvolle Schauspielerin, und Arthur Olden, ein in jeder Hinsicht achtbarer junger Mann, lernen sich durch eine wunderbare Fügung des Schicksals kennen und lieben, ohne etwas davon zu ahnen oder zu wissen, daß sie durch die Bande des Blutes auf das engste miteinander verbunden, daß sie Schwester und Bruder sind. Bald nachdem sie dies erfahren, suchen und finden sie den Tod, indem sie sich auf Dorcas' Vorschlag in einem leichten Boote den hohen Wasserfall des Niagara hinuntertreiben lassen. Man las später in einer neuyorker Zeitung folgende Notiz: „Am 23. October verstarb zu Cleveland, Ohio, in seiner Villa Herr A. Mora, der Vater jener genial talentirten Schauspielerin Dorcas Mora, welche, wie man sich erinnern wird, im September 1871 mit ihrem Verlobten bei einer nächtlichen Kahnfahrt auf dem Niagara verunglückte. A. Mora hat sein ganzes großes Vermögen dem Findel- und Waisenhause zu Cleveland testamentarisch hinterlassen."

Wir sind keine unbedingten Bewunderer von Sacher-Masoch's Romanen und Erzählungen; allein seine vor nicht langer Zeit im Druck erschienenen „Polnischen Ghetto-Geschichten" (Nr. 11) sind doch der Beachtung und theilweise sogar aller Anerkennung werth. Wilhelm Goldbaum, in diesem Falle ein berufener Richter, stellt Sacher-Masoch als „Judenmaler" höher als Mosenthal, Kompert, Bernstein und Emil Franzos, indem er sagt, daß Sacher-Masoch „treuer als Mosenthal, aber weniger treu als Bernstein, wohlwollender als Franzos, aber weniger wohlwollend als Kompert sei". In der That läßt sich Sacher-Masoch als Ghettopoet von seinem Objecte nicht gefangen nehmen; er sagt vielmehr, wenn es darauf ankommt, den Juden herbe Wahrheiten in das Gesicht, ohne sich dabei von unlautern Motiven leiten zu lassen. Wir heben aus den dreizehn uns dargebotenen kleinen Geschichten drei als besonders gelungen hervor: „Der Dalles des rothen Pfeffermann", „Der letzte Mann" und „Der Kampf um die Schönheit". Im Ghetto gelangen die Blumen selten oder nie zur vollen Blüte, denn es gebricht ihnen dazu an Licht und frischer Luft; aber nicht allzu selten erblühen daselbst frische und schöne Mädchen und Frauen, die gesund an Körper und Seele sind. Dies zeigt sich in der Erzählung „Der letzte Mann", welche darüber berichtet, daß die ebenso hübsche wie edelgesinnte Tochter des reichen Jakob Dubno gegen den Wunsch und Willen ihres geizigen Vaters dem braven, aber armen Levi Grosch Herz und Hand schenkt. Indeß auch Dubno willigt schließlich in das Ehebündniß, nachdem Levi Grosch sich im Ungarnkriege als ein tapferer Kämpfer für die Einheit des Vaterlandes bewährt hat und mit Orden geschmückt in seine Heimat zurückkehrt. „Der Dalles des rothen Pfeffermann" ist eine anziehende Familiengeschichte und „Der Kampf um die Schönheit" berichtet über zwei schöne und geistreiche Judenfrauen, Frau Silberbaum und Frau Königstein, die miteinander um den Preis der Schönheit ringen und von denen die erstere den Sieg davonträgt. Sacher-Masoch's „Ghetto-Geschichten" sind unter allen Umständen als eine zwar leichte, aber angenehme Lektüre zu empfehlen.

Rudolf Doehn.

Ein verdeutschter magyarischer Poet.

Gedichte von Joseph Kiß. Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer. Vom Dichter einzig autorisirte Uebersetzung. Leipzig, O. Wigand. 1887. 8. 3 M.

Gute Uebersetzungen sind oft schwieriger als Originale, immer aber, wenn auch noch so verdienstlich, undankbarer. Im Uebersetzer soll der Philologe, mindestens der Linguist mit dem Poeten gleichmäßig aufgehen. Der Sprachkundige wird auch, ohne Poet zu sein, eine Uebertragung mehr oder weniger zusammenstoppeln; ein Poet, der fremden Sprache selbst ganz unmächtig, wird, wenn ihm ein Dragoman die fremden Verse Zeile für Zeile verdolmetscht, gewiß aus dem gebotenen Stoff ein ganz gutes Gedicht componiren. Jener überträgt, dieser dichtet um; jener nimmt es zu genau, dieser zu frei. Ein wahrer Uebersetzer muß selbst geborener Poet von Gottes Gnaden und der fremden Sprache nahezu so mächtig wie der eigenen sein, um Bilder und

Geist des fremden Idioms in Bild und Geist der eigenen Sprache umzugießen. Wie viel wird, wie oft und aus wie vielen Sprachen verdeutscht! Von wenigen Uebersetzern nur wird man aber sagen können, sie seien für den oder jenen czechischen oder magyarischen Poeten das geworden, was Schlegel für Shakspeare gewesen. Mäßig gute Uebersetzungen sind oft ein größeres Verdienst um eigene und fremde Literaturen, als es sich unsere Dutzendlyriker mit ihren leeren schalen, oft nicht schlecht klingenden Originalen erwerben. Die Uebersetzer sind die Pioniere der Weltliteratur. Die Befähigung hierzu fordert aber jene zwei Bedingungen, von denen ich Eingangs sprach.

Ich ergreife die Gelegenheit vor der eigentlichen Besprechung des mir gerade vorliegenden Buchs, diese wenigen axiomartigen Sätze vorauszuschicken, denn der Uebersetzer übernimmt keine geringe Verantwortung.

Ein solcher einseitiger Uebersetzer zweiter Art, der zwar selbst Poet, aber der fremden Sprache nicht gänzlich mächtig ist, scheint mir gefährlicher für den fremden Poeten als der einseitige Uebersetzer erster Kategorie. Ein solcher gibt eine Sammlung von Proben des fremden Dichters, mit welcher er denselben in seine Literatur einführt, und er legt eben nur jene Piecen vor, die ihm, seinem poetischen Gefühl sich anpaßten. Damit kann er kein gutes Bild des Originalpoeten bieten; im Gegentheil, er schädigt ihn; seine Auswahl ist eine zufällige, aber keine richtige. Es ist dies ein hochwichtiges Moment, das ich gelegentlich betont haben wollte, worauf ich die Uebersetzer aufmerksam machen und wovor ich die Originalpoeten warnen möchte. In unserm vorliegenden Falle nun haben wir es wol mit einem Uebersetzer zu thun, welcher beiden von mir aufgestellten Anforderungen entspricht. Die Bemerkung „vom Dichter einzig autorisirte Uebersetzung" läßt mich ganz kalt, denn ich habe schon in andern Fällen Uebersetzungen gefunden, die nicht autorisirt, aber trotzdem besser als die autorisirten waren.

Ladislaus Neugebauer ist wol mit Recht autorisirt worden; denn schon die Auswahl der von ihm verdeutschten Dichtungen des Magyaren Joseph Kiß legt Zeugniß davon ab, daß er einen ungarischen Dichter in die deutsche Literatur einzuführen berechtigt ist, dieser Dichter es aber auch verdient. Neugebauer hat schon mehreres aus der magyarischen Nationalliteratur der deutschen, folglich der Weltliteratur zugänglich gemacht; ich erinnere nur an seinen ebenfalls bei Wigand bereits 1878 erschienenen „Petöfi", welcher 1885 bereits eine zweite Auflage erfuhr. Petöfi ist wol der verdienteste ungarische Poet, und ich muß gestehen, ginge es nach meinem Wunsche, würde ich aus den verschiedenen „Petöfi"-Uebersetzungen erst eine Anthologie zusammenstellen, da manches Gedicht besser von dem, manche von jenem übertragen wurde.

Auch Joseph Kiß ist hier nicht das erste mal übersetzt worden. Erst unlängst (in Nr. 9 d. Bl. f. 1887) wurde Steinbach's „Kiß", bei Szelinski in Wien erschienen, auch nicht ungünstig besprochen; einer Vergleichung muß ich mich enthalten, da mir die Steinbach'sche Uebertragung nicht vorliegt. Aus der ersten Abtheilung der Kiß'schen Poesie in Neugebauer's Gewandung betone ich „Winterabend", eine poetische Poetenidylle. Dem Dichter will die Muse gerade nicht zu Diensten stehen, und sein häuslich beschäftigtes Weibchen mahnt ihn:

So schleud're endlich einmal schon zur Seite
Dort in die Ecke Feder und Gedicht!
Sieh nur, wie ich die Arme nach dir breite;
O komm' und lach' dem Ruhm du ins Gesicht!

Und er:

Was thun? — Die Muse ließ mich sitzen schnöde,
Mein Weib wol noch mit Thränen mich bedräut:
Nun, meine Muse, steh' mir morgen Rede,
Mein Weibchen doch versöhn' ich mir noch heut.

Aus den „Jüdischen Gesängen" mahnt der erste „Wegen eines Wortes" ganz an Heine:

Wenn einst mich faßt des Todes Schauer
Und ich daliege kalt und stumm,
Dann werden steh'n graubärt'ge Greise
Laut betend um mein Bett herum.

Sie murmeln Worte, altherkömmlich,
Die Bärte wackeln hin und her;
Wie drollig! schade, daß ich ihnen
Nicht ins Gesicht kann lachen mehr.

Sie hüllen mich in weiße Linnen,
Jehovah's Farbe, rein wie Schnee,
Empfehlen mich des höchsten Gnade —
Ja, Protection bringt in die Höh'!

Der Aelt'ste neigt sich zu mir nieder
Und raunt eindringlich mir ins Ohr
Das Losungswort nun, ohne welches
Verschlossen bleibt des Himmels Thor.

Der Spruch, der Rhythmus, altchaldäisch —
Ich wett', das Zeug entfällt mir gleich ...
Und ich kann wegen eines Wortes
Nicht eingehn, o, ins Himmelreich!

„Die Erinnerung an einen reformirten Pastor" ist eine gelungene Persiflage auf antisemitisches Treiben:

Sind noch so zahm des Dorfes Hunde?
Die Buben noch so bös und dumm?
Und kennt der Wächter noch zur Stunde
Den Nasen an ihr Judenthum?

Auch die Tendenz des Poems „Gegen den Strom" richtet sich gegen die in Ungarn infolge des Tisza-Eszlárer Processes entstandene antisemitische Strömung.

Aus der Abtheilung „Tragödien" genannten Balladen gebührt der „schönen Bato" der Preis. Die schöne Bato will den am langen Tage zum Tempel pilgernden Jonas verführen:

Sie wendet ihren Kirschenmund, den vollen, wie zum Kuße,
Von ihren Lippen girret es in süßem Redeflusse:

. . . .

Mein Sternenaugenpaar sei Euch der Andacht heil'ges Buch,
Die Arme, die ich um Euch schling', das weiße Betertuch,
Und Kuß um Kuß, von Glut entflammt, sei süße Buße Euch,
An meinem vollen Nacken wähnt Ihr Euch im Himmelreich!

Jonas ist standhaft, doch geht ihm die Versucherin nicht mehr aus dem Sinn; Frau Bato aber, erzürnt, verleumdet Jonas bei ihrem alten Mann, und die Tragödie nimmt ihre Entwickelung. Besonders in dieser Abtheilung liest sich manches von Neugebauer trefflich übersetztes Poem geradezu wie ein deutsches Original; ich verweise auf „Die Herrin von Gedö".

Zum Schluß möchte ich noch des „Epitaph's" Erwähnung thun, eines Gedichts, welches auch der Referent in Nr. 9 d. Bl. gelegentlich seiner Besprechung des Steinbach'schen „Kiß" citirt. Steinbach übersetzt die letzte Strophe:

Ja, weher that ihm der Applaus,
Als einst Versagung möchte thun,
Jetzt gilt's ihm gleich — er ist am Ziel —
Ob Distel oder Lorber nun.

Und bei meinem Clienten Neugebauer gewinnt dieselbe Strophe nachstehende Gestaltung:

Ja, dieser (Beifall) that ihm weher jetzt,
Als einst der Gleichmuth ihn verletzt! ...
Nun ist's ihm gleich — er ist am Ziel —
Ob Distelkron', ob Lorberpfühl!

Ich stelle mit Absicht beide Varianten nebeneinander.

Eduard Maria Schranka.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „George Eliot. Ihr Leben und Schaffen" von Hermann Conrad sagt die „Saturday Review": „Wie es stets geschehen muß, wenn ein Ruf eine Zeit lang über die Maßen erhöht worden, so leidet auch der Ruhm George Eliot's bei uns gegenwärtig an einem Umschlag, der seinerseits einer gerechtern Würdigung weichen dürfte. Diese Wiederkehr dürfte durch die Bekanntschaft mit der von competenten ausländischen Kritikern gebildeten Schätzung beschleunigt werden, und von diesem Gesichtspunkte aus dürfte Conrad's einsichtsvolle und gewissenhafte Studie englischen Lesern nicht unnütz sein. Als Biograph kann er nur der von Croß veröffentlichten Correspondenz folgen, die er mit Treue und Verständniß kürzt. Seine Kenntniß einiger Nebenpunkte mag etwas mangelhaft sein; so ist es z. B. drollig, wenn Dr. Martineau als «der unbedeutendere Bruder» der ausgezeichneten Harriet geschildert wird, und es hätte nicht so unmöglich sein sollen, zu entdecken, wer William Ellis war. Im ganzen jedoch ist er äußerst gründlich und genau. Die literarische Kritik ist vortrefflich, zwar nicht durch ungewöhnliche Einsicht ausgezeichnet und etwas zu bedacht anatomisch für den englischen Geschmack, aber wunderbar verständig und richtig. Wir finden übrigens keine Erwähnung der auffallenden Aehnlichkeit der Handlung in «Silas Marner» mit der in Kraszewski's «Jermola», worauf man in England hingewiesen hat."

In der „Academy" vom 7. Mai d. J. sagt Herford über dasselbe Werk: „Conrad's Buch ist eine achtbare Bemühung, einer Schriftstellerin gerecht zu werden, welche nicht minder Europa als England angehört, und seine Gabe ist nicht um so weniger werthvoll als George Eliot's Ruf in England selbst seit ihrem Tode sichtbar sich vermindert hat, theils weil das Vorherrschen einer ganz andern Schule des Romans die unbezweifelten Fehler in ihrer Kunst in grelles Licht gestellt hat und theils durch die wiederkehrende Ungeduld des natürlichen Menschen gegenüber einem Genie, das bei all seinem Humor so tiefernst und bei all seiner leidenschaftlichen Sympathie und wunderbaren Mitleidsfähigkeit so strenge Anforderungen an das Gewissen sowol wie an den Verstand stellt. Was die Erzählung betrifft, so läßt die Biographie wenig zu wünschen übrig, sowol was Ausführlichkeit als auch Genauigkeit betrifft. Die Kritik, wenn auch nicht besonders eigenartig oder bemerkenswerth schlagend, ist sympathisch, ohne urtheilslos zu sein. Sie ist vom Standpunkt der Schule aufgefaßt, deren Keim bis auf Lessing zurückgeht und der Theorie nach wenigstens von Spielhagen vertreten wird. Sie verlangt vom Romandichter Realismus in der Methode sowol als auch dem Gegenstande nach, schätzt alle formelle Schilderung und bestimmte Charakterisirung gering, liebt es nicht den Erläuterer ins Kunstgebiet eindringen zu sehen und weist dem historischen Roman nur ungern die niedrigste Stelle in der Romandichtung an. Daher wird «Romola» hier fast verurtheilt. Gleichwol ist Conrad's Kritik im ganzen weder tadelsüchtig noch technisch. Im Gegentheil zeigt er eine bemerkenswerthe Empfänglichkeit für unbekannte Typen der Schönheit und diejenigen in England, welche es gewagt haben, George Eliot in der Charakterschilderung mit Shakspeare zu vergleichen, werden die überlegte Uebereinstimmung mit diesem Urtheil eines Kritikers willkommen heißen, der in der Schule von Goethe und Lessing herangebildet worden und von den Götzen englischer populärer Aesthetik gänzlich unbeeinflußt ist. Seine fast maßlose Anpreisung «Daniel Deronda's» kann besonders jenen zahlreichen Kritikern, sowol von «der Masse», wie auch andern anempfohlen werden, für die das Werk bisher Caviar gewesen ist."

Wir haben so in unparteiischer Weise die zwar in mehrern Punkten mit unserer Beurtheilung des Werks (vgl. Nr. 13 d. Bl. f. 1887) übereinstimmenden, im ganzen aber günstigeren Kritiken der beiden englischen Wochenschriften hier wiedergegeben. Wir werden auch das nämliche Verfahren in Bezug auf Brandl's Werk beobachten, welches, wie wir erst nachträglich uns erinnerten, die „Academy" bereits im vorigen Jahre in ähnlicher Weise wie wir besprochen hat, müssen jedoch dazu bemerken, daß im allgemeinen Werke über englische Literatur, von einem „intelligent foreigner", wie die Bezeichnung gewöhnlich lautet, geschrieben, falls sie sich günstig oder gar, wie es in beiden genannten Fällen geschehen, mehr oder minder enthusiastisch über die betreffenden Autoren aussprechen, stets auf freundliche Aufnahme zu rechnen haben. C'est tout comme chez nous und beruht also auf Gegenseitigkeit. Man fühlt sich geschmeichelt und das besticht das Urtheil. Ob der Recensent dabei allemal wirklich das Buch gründlich geprüft oder auch nur durchgelesen hat, darf man wol mit Recht bezweifeln, wenn man wie neulich in der „Illustrated London News" findet, daß er (und es war kein geringerer als George Augustus Sala), der sich im Lobe des Brandl'schen Werks gar nicht zu erschöpfen vermochte — er widmete demselben mehrere hintereinanderfolgende kurze Paragraphen — nicht ein einziges mal den Namen des Verfassers richtig schrieb. Er machte durchweg Brandi aus ihm. So beharrlich wiederholt sich doch wol kein Druckfehler.

Ueber „Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert" von K. T. Gaederz heißt es ebendaselbst: „Goethe's Sonette waren allerdings meist an Minchen Herzlieb gerichtet und wir müssen annehmen, sie sei die Ottilie der «Wahlverwandtschaften» gewesen, da die deutsche Kritik es so haben will.

(Aber auch Lewes!) Wir können nicht sagen, daß die Sache durch die vier Briefe von ihr an ihre vertraute Freundin Christiane Albers, welche Gaederz entdeckt und hier veröffentlicht hat, so interessant und hübsch sie auch an und für sich sind und so sehr wir ihm seine Freude über die Wiederherstellung des Porträts einer sehr anziehenden Person gönnen, klarer erwiesen sei. Die einzige Stelle mit irgend wichtiger Bezugnahme auf Goethe, ist eine, in welcher Minchen davon spricht, daß sie häufig zu Thränen schmilzt, wenn sie an Goethe's weisen und schönen Aussprüche denkt und sich mit der Betrachtung tröstet, daß wir nicht alle Goethes sein können. Viele schwärmerische junge Personen beider Geschlechter hätten wahrscheinlich ganz dasselbe sagen können. Es ist freilich wahr, daß Goethe selbst davon spricht, er habe Minchen «mehr als billig» geliebt; doch läßt der Ausdruck mannichfaltige Deutungen zu, und dessen Vorkommen in einem vertraulichen Briefe ist ein ziemlich guter Beweis, daß er als ein sehr unschuldiger beabsichtigt war. Jedenfalls war die Bekanntschaft von sehr kurzer Dauer und die Beschuldigung, die man gegen Goethe vorgebracht, er habe mit ihren Gefühlen gespielt, fällt gänzlich zu Boden. Ihr späteres Los war durchaus kein glückliches, allein ganz durch ihre eigene Widerspenstigkeit veranlaßt, indem sie sich mit einem Manne verband, für den sie keine Achtung hegte."

In derselben Nummer der genannten Wochenschrift befinden sich eine kurze, aber günstige Anzeige des Otto Stoll'schen Werks: „Guatemala, Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883", Anzeigen des Jakob Löwenberg'schen Schriftchens „Ueber Otways" und über Schiller's „Don Carlos", eine etwas längere der Aufsätze von Hugo Schuchardt: „Romanisches und Keltisches", denen viel Gutes nachgesagt wird. Ferner wird C. Tischendorf Lob dafür gespendet, daß er die Friis'sche „Laila" aus dem Norwegischen in die Literatur seines Vaterlandes verpflanzt hat, und im Anschluß an diese letzte Anzeige heißt es von „Mutter und Tochter. Eine litauische Geschichte" von Ernst Wichert, es sei auch diese eine auf die Sitten eines einfachen Volkes gegründete Erzählung und der vorangehenden vollkommen ebenbürtig an schriftstellerischem Verdienst, wenngleich weit weniger heiter und gesund. Die Situation sei zwar schmerzlich, doch ganz natürlich unter den geschilderten Umständen und mit vollständiger Treue gegen die Natur ausgearbeitet.

In einer frühern Nummer (7. Mai d. J.) erwähnt die „Saturday Review" die Uebersetzung von Stinde's „Die Familie Buchholz" in fast derselben Weise, wie die von uns bereits angeführte „Academy". Sie sagt: „Die Frage «Si un Allemand peut avoir de l'esprit?» ist schon tausendmal bejahend beantwortet worden. Trotzdem ist man versucht bei der Durchlesung dieses Buchs sie nochmals zu stellen. Man hat Stinde, wie wir glauben, mit Dickens verglichen und zwar eher günstig als anders; das gegenwärtige Zeitalter jedoch ist das der Vergleichungen, und diese beweist ohne Zweifel nicht mehr, als daß Stinde's Verehrer so wenig von der Literatur verstehen wie diejenigen, welche Wagner mit Beethoven vergleichen, von den Grundzügen der Musik Kenntniß haben. Gewiß ist, daß für den nichtdeutschen Leser «Die Familie Buchholz» ein sehr langweiliges Buch ist. Entweder ist der Humor darin dem Heine's ähnlich und ist zu flüchtig und subtil, um eine Uebersetzung zu vertragen, oder der Unterschied zwischen den englischen und deutschen Vorstellungen von Humor ist so groß, daß die Würdigung desselben für uns unmöglich ist. Es bleibt die Thatsache, daß «Die Familie Buchholz" in Deutschland die 42. Auflage erlebt hat und sie dem englischen Leser schon auf — sagen wir — der dreizehnten Seite unerträglich wird."

Bibliographie.

Adam, A. E., Johann Jakob Moser als württembergischer Landschaftskonsulent 1751—1771. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 2 M.

Ahrens, H., Herrenhausen und seine Sehenswürdigkeiten. Hannover, Cruse. 8. 80 Pf.

Der Antisemitismus. Sein Entstehen, Wachsen und Vergehen. Briefe eines Ariers an einen Semiten. Leipzig, E. Thiele. 1886. 12. 75 Pf.

Bernecker, E., Geschichte des königlichen Gymnasiums zu Lyck. 1ster Tl.: Die Lycker Provinzialschule von ihrer Gründung bis zur Umwandlung in ein humanistisches Gymnasium. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 1 M.

Beust, C. Freih. v., Bunte Blätter. Gedichte. Vevey, Benda. 8. 5 M.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Ausgewählt, herausgegeben und erläutert von H. Riotte. Nr. 14: In heimlicher Ehe. Lustspiel von E. Lippert. Bühnen-Einrichtung von H. Riotte. Leipzig, Vieweg. 8. 50 Pf.

Bindseil, Reiseerinnerungen von Sicilien. Leipzig, Fock. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Duncker, M., Abhandlungen aus der neueren Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Feller, L., Was ist Realismus? Eine in dem „Litterarischen Verein zu Dresden" am 8. Februar 1887 gehaltenen Rede. Genf, Stapelmohr. Gr. 8. 40 Pf.

Fischer, T., Die Fortschritte und die Entwickelung der geographischen Wissenschaft in den letzten 50 Jahren. Festrede. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Fridrich, F., Begriffszeichen als Schrift für Alle. Prag, André. Gr. 8. 1 M.

Geßler, F., Hohengeroldseck. Sage und Dichtung. Lahr, Schauenburg. 12. 1 M. 50 Pf.

Gnad, E., Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. Neue Folge. Triest, Schimpff. 8. 2 M.

Grethen, R., Die politischen Beziehungen Clemens' VII. zu Karl V. in den Jahren 1523—1527. Hannover, Brandes. Gr. 8. 3 M.

Gréville, H., Ein Verrat. Roman. Einzig ermächtigte deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Groller, B., Gräfin Aranka. Roman. Leipzig, Wartig's Verl. 8. 2 M. 50 Pf.

Grütter, Mathilde, Nachklänge aus Zion. Als Bausteine für eine neue Kirche in Hamburg-Barmbeck. Hamburg, Grädener. 12. 3 M.

Gugl, A., Hochland-Geschichten aus Kärntens Paradies. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 1 M. 50 Pf.

Haake, A., Die Gesellschaftslehre der Stoiker. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Hallwich, H., Wallenstein und Waldstein. Ein offener Brief an Dr. Gindely. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Hassenstein, G., Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 3 M.

Hohoff, W., Die Revolution seit dem 16. Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 9 M.

Hundt, † W. v., Die brasilianische Provinz St. Catharina, in ihrer Bedeutung für deutsche Kolonisation, für Handel und Großcapital geschildert nach eigenen Feststellungen. Mit dem Bilde des Verfassers und 1 Karte. Gera, Genschel. 12. 2 M.

Hutzler, Sara, Nora. Erzählung. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Jacobson, B., Mademoiselle Zizi. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Jaenicke, K., Liebes-Rausch und Tausch und andere Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Kohut, A., Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin). Ihr Leben und Dichten. Ein Litteratur- und Culturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen. Dresden, Pierson. 8. 2 M. 50 Pf.

Litzmann, C. C. T., Emanuel Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M.

Lorm, H., Kleine Romane. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Das Leben kein Traum. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Martin, K., Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. Mit 4 Karten, zahlreichen Tafeln und Holzschnitten. Herausgegeben mit Unterstützung von „Het Nederlandsch aardrijkskundig Genootschap te Amsterdam". 2 Bde. Leiden, Brill. Lex.-8. 34 M.

Nolte, T., Harz-Romantik. Meinem Bodethal. Poetische Erinnerungen. Halberstadt, Schimmelburg. 8. 50 Pf.

Oertel, O., Aus dem Süden. Blüthen zeitgenössischer italienischer Lyrik in freier deutscher Uebertragung. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Otto und Editha. Erzählung aus dem 10. Jahrhundert von Caritas. Halle, Fricke's Verl. 8. 3 M.

Quetsch, F. H., Das Verkehrswesen am Mittelrhein im Alterthum. Mainz, Wilckens. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ranke, L. v., Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von A. Dove. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M.

Rudeck, E., Edgar vom Flyns. Ein Sang aus der Ritterzeit. Berlin, Parrisius. 8. 2 M. 50 Pf.

Schauerte, F., Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schücking, L., Immortellen. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 2. Jahrg. 1886. Herausgegeben von E. Delbrück. 2te Abtlg.: Oesterreich-Ungarn und das Ausland. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 M.

Vrhovec, J., Die wohllöbliche landesfürstliche Hauptstadt Laibach. Culturhistorische Bilder aus Laibachs Vergangenheit. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1886. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Anzeigen.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Treu und Frei.

Gesammelte Reden über Juden und Judenthum

von Prof. **Dr. M. Lazarus.**

Gr. 8. Geh. Ladenpreis 6 Mark.

☞ Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

Zwölfter Band.

Erzählungen und Schwänke.

Herausgegeben von **Hans Lambel.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Nachdem die Bände 1—11 der rühmlichst bekannten Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" wiederholt in neuen Auflagen erschienen sind, liegt nun auch der letzte Band, welcher die kleinern erzählenden Gedichte aus dem 13. Jahrhundert: **Pfaffe Amîs, Meier Helmbreht, Otte mit dem Barte** u. s. w. darbietet, in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gustav Nachtigals

Reisen in der

Sahara und im Sudan.

Nach seinem Reisewerk dargestellt von

Dr. Albert Fränkel.

Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine für die weitesten Kreise bestimmte Bearbeitung des großen Reisewerks Nachtigals, welche ein noch übersichtlicheres und faßlicheres Gesammtbild von Nachtigals afrikanischen Reisen gewährt. In klarer Gruppirung werden hier die Gegenden, Länder und Zonen dargestellt, die der verdienstvolle Forscher durchzogen, die Kämpfe, die er bestanden, die fremdartigen Volkstypen und Culturzustände, denen er begegnet ist. Der reiche Inhalt sowie die vorzüglichen Abbildungen (dieselben wie im Originalwerk) und der sehr billige Preis machen das Buch zu einem der empfehlenswerthesten Festgeschenke auch für die reifere Jugend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GUATEMALA.

Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883

von

OTTO STOLL,

Dr. med. und Docent an der Universität Zürich.

Mit 12 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die centralamerikanische Republik Guatemala bietet hervorragendes, vielseitiges Interesse sowol in ethnographischer wie in naturgeschichtlicher, politischer und commerzieller Beziehung. Der Verfasser hat während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst das Land und dessen aus verschiedenen Mischrassen zusammengesetzte Bevölkerung gründlich kennen gelernt und entwirft im vorliegenden Werke von beiden ein vollständiges und höchst anschauliches Bild.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Elfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der vorliegende elfte Theil des „Neuen Plutarch", dieses beliebten und weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebens- und Charakterbilder **Friedrich's des Großen**, von dem Geschichtsprofessor Martin Philippson, und **Gotthold Ephraim Lessing's**, von dem geistvollen Literarhistoriker Julian Schmidt. Beide Biographien, die sich in mancher Hinsicht ergänzen, indem sie zusammen ein umfassendes Bild von dem Geiste des 18. Jahrhunderts entrollen, gereichen dem „Neuen Plutarch" zu besonderer Zierde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Dieses kurzgefaßte, auf allen Wissensgebieten zuverlässige Auskunft gebende **Nachschlagebuch für den Handgebrauch**, das sich jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht hat, liegt in der verbesserten und vermehrten vierten Auflage vollendet vor. 120 Bogen Text mit 24 Karten und 66 Bildertafeln umfassend, ist „Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon" in seiner vierten Auflage **das einzige Nachschlagebuch, in dem die neuesten Daten, die neuesten statistischen Angaben zu finden sind.**

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1887. Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 4. August 1887.

Schriften über Schiller.

1. Friedrich Schiller. Curiose Freunde, trübselige Tage, Misachtung bis ins Grab hinein, kein Ehrenbuch für Weimars Größen. Von Sebastian Brunner. Wien, St. Norbertusdruckerei. 1887. 8. 2 M.

In Nr. 36 d. Bl. f. 1885 hatte der Berichterstatter das zweifelhafte Vergnügen, über die ersten Hefte von Sebastian Brunner's „Hau- und Bausteinen zu einer Literaturgeschichte der Deutschen" zu sprechen und gelobte sich dabei feierlich, unter keinerlei Umständen den weitern Heften die Mühe des Lesens und Besprechens angedeihen zu lassen. Aus welchen Gründen Sebastian Brunner die schöne Gesammtüberschrift „Hau- und Bausteine" für etliche hundert Hefte, welche sich das treffliche Ziel setzen, die bedeutsamen Erscheinungen der deutschen Literatur schlecht zu machen, schon nach dem achten Heft wieder hat fallen lassen, ist nicht ersichtlich; jedenfalls setzt das vorliegende kleine Buch über Schiller des streitbaren Verfassers frühere Arbeit mit ungeschwächten Kräften fort, nur daß es sich nicht mit Größen dritten und vierten Ranges, wie Gleim, Voß u. a. abgibt, sondern unserm Friedrich Schiller die Ehre anthut, ihn mit dem bengalischen Flackerfeuer des Ultramontanismus zu beleuchten. Da nun jenes frühere Gelübde sich lediglich auf die „Hau- und Bausteine" bezog, so hat der Berichterstatter nicht füglich der Pflicht einer Besprechung aus dem Wege gehen können; aber er dehnt hiermit feierlich und für alle Zeit sein Gelübde auf alle Schriften aus, welche Sebastian Brunner unter irgendwelchem Titel über Männer der deutschen Literatur herausgegeben wird.

Wenn das Buch auf dem Titelblatt als Gegenstand Schiller bezeichnet, so ist das nicht so wörtlich zu nehmen; Goethe, Knebel, Frau von Kalb und wer sonst mit Schiller in Beziehung stand oder überhaupt dem Verfasser bei seinem Irrlichtergang einfällt, bekommt bei dieser Gelegenheit einen Hieb oder mehrere ab. Niemand ist im Grunde bedauernswerther als ein berühmter Mann. Seine Briefe werden sorgsam aufbewahrt und früher oder später herausgegeben; er hat gute Freunde und weiß nicht, ob dieselben, was er heute mit ihnen sprach, nicht am Abend aufzeichnen zum Nutzen der Nachwelt oder am andern Tage weitertragen zur Beförderung des allerorten heimischen Klatsches. Je näher solche Freunde dem berühmten Manne stehen, desto ungescheuter läßt er sich brieflich oder mündlich gegen sie aus; die flüchtigen Regungen des Augenblicks, Unmuth und Aerger, Neid, offenherzige Selbstkritik und Kritik anderer, alles wird schwarz auf weiß festgehalten; über diejenigen, die er höchlich verehrt, fällt er ab und zu ein misgestimmtes Urtheil; über seine tiefsten sittlichen und religiösen Anschauungen wird hier und dort ein flüchtiges oder unvorsichtiges, im lebendigen Ergusse des Briefs nicht genugsam überdachtes Wort hingeworfen. Wer mit Augen der Liebe derartige Bücher, wie Schiller's Briefwechsel mit Goethe oder mit Körner liest, lächelt über diese Geburten der augenblicklichen Stimmung, des Aergers, der Reue, der Hoffnung, des Zweifels; wer aber mit bewußter oder unbewußter Feindseligkeit an diese Offenherzigkeiten des freundschaftlichen Verkehrs herantritt und sich ein Vergnügen daraus macht, Seltsamkeiten, Verwogenheiten, Widersprüche zusammenzulesen, wird keine sonderliche Mühe haben, auch einem Goethe und Schiller reichlich am Zeuge zu flicken. Es geht dann, wie Vansen im „Egmont" sagt: „wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ich versichere euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelschen zusammenkünstelt!"

Ein zweites ergiebiges Jagdgebiet neben dem Briefwechsel unserer großen Dichter ist der Klatsch. Das Weimar unserer Classiker war ein wahres Brutnest des Klatsches. Neben den großen Genien Dutzende von Köpfen dritten und vierten Ranges, alle Schriftsteller, alle miteinander mehr oder weniger bekannt, alle untereinander sich belauschend und belauernd, einander abwechselnd wohlgesinnt oder feindselig: ein Koteriewesen, welches in der Verkleinerung des lieben Nächsten eine besondere Unterhaltung bei der sonstigen geistigen Oede fand. Und all das schreibt Briefe und Denkwürdigkeiten und all diese Briefe und Denkwürdigkeiten werden funfzig bis achtzig Jahre später gedruckt, und der Biedermann des 19. Jahrhunderts stellt daraus mit Vergnügen fest, daß die großen Menschen des 18. Jahrhunderts auch nicht größer als wir gewesen, und dazu noch neidisch, argwöhnisch, unwahr, daß sie einander ins Gesicht Artigkeiten gesagt und hinterrücks raisonnirt, kurz daß sie vielleicht einiges Leidliche gedichtet haben, aber im Grunde recht gewöhnliche, in ihren Ansichten durchaus inconsequente, in ihrer Sittlichkeit sehr zweifelhafte Naturen gewesen sind. „Alle Anerkennung dem Genie des Dichters und seiner idealen Richtung, die er in dem letzten Decennium seines Lebens immer entschiedener eingeschlagen hat, aber als einen Lehrer und Führer der Jugend und auch des Alters in Religion und Sitte vermögen wir ihn nicht anzuerkennen." Quod erat demonstrandum.

Auf Schiller's, Wieland's, Herder's Nacken lastete zudem der beständige Druck der Familiensorgen. Es mußte Geld ins Haus geschafft werden. Für Schiller's Genie liegt das beste Zeugniß in dem traurigen Zustande seines stets kränkelnden Körpers, in den steten, nichts weniger als zur Poesie stimmenden Sorgen, Reibungen, Zerwürfnissen, in dem Fühlen und Ertragenmüssen von Eifersüchteleien, Chikanen und aller jener Annehmlichkeiten, welche das Leben an einem kleinen Hofe und in einer kleinen Stadt unter der beständig aufgeregten und aufregenden Menschenklasse von Schriftstellern im Gefolge hat. Im Ertragen aller dieser Widerwärtigkeiten standhaft auszuharren, sich täglich zum Schreibpulte hinsetzen und sein Stück Poesie herabarbeiten, man konnte öfter sogar sagen: herabschinden — das verdient alle Beachtung.

Ich finde, daß das nicht alle Beachtung, sondern die tiefste Bewunderung verdient.

Wir wissen sehr gut, daß wir von seiten blindenthusiastischer Cultusbeamten unserer Classiker für die vorliegenden thatsächlichen Berichte keinen Dank einernten, sondern uns auf einen neuen ausgiebigen Krakehl gefaßt machen müssen. Wir können und werden aber zufrieden sein, wenn wir auch auf diesem Gebiete der Wahrheit eine Gasse eröffnet haben, die mit auf uns geworfenen Steinen und mit dem schmuzigen Schimpfmörtel von seiten einer corrumpirten Presse nicht mehr zugemauert werden kann.

Wir werden dem Verfasser nicht das Vergnügen machen, uns bei dieser Bereitung von „Schimpfmörtel" zu betheiligen. Sebastian Brunner bringt im Grunde demjenigen, welcher in den Schriften und Briefwechsel unserer Classiker, sowie in den Denkwürdigkeiten ihrer Zeitgenossen einigermaßen zu Hause ist, nichts Neues; nur ist alles geflissentlich zu Goethe's und Schiller's Ungunsten zusammengestellt. Wir alle wissen, daß Schiller sich weidlich quälen mußte, daß Goethe Eckermann gegenüber sich über die Dichtungen seines Freundes Schiller nicht immer voll anerkennend aussprach, sondern als Mitstrebender und Kundiger seine Ausstellungen machte, gerade wie wir übrigen gewöhnlichen Menschen der Nachwelt gar mancherlei Ausstellungen an Goethe's und Schiller's Dichtungen zu machen haben. Wir alle wissen, daß Goethe's Hausgenossen Riemer und Eckermann bessere Augen für Goethe's Größe als für Schiller's Bedeutung gehabt gerade so wie wir selbst Goethe für den größern Dichter halten. Wir alle wissen, daß die Ansichten Goethe's und Schiller's über die christliche Religion nicht immer die gleichen waren und keineswegs zum Wohlgefallen der Strenggläubigen der verschiedenen Heerlager dienen und daß Schiller in dieser Hinsicht genau so wie Goethe manches verwogene Wort gesprochen hat; wir wissen, daß Schiller's geschichtliche Kenntnisse keineswegs umfassend und zuverlässig waren, daß seine geschichtlichen Werke nur eine schön zusammengearbeitete und dargestellte, ohne alle urkundlichen Quellenstudien rasch fertiggestellte Compilation sind, die er um des leidigen Mammons willen schrieb; wir wissen, daß Charlotte von Kalb eine geniale Frau mit einem Stich in die Verrücktheit war, daß Schiller, ehe er in ein näheres Verhältniß zu Goethe trat, sich über diesen, daß er dann über Herder, Reinhold u. a. in seinen Briefen an den Vertrautesten der Freunde, an Körner, sich zeitweilig unliebsam, ja scharf aussprach; wir wissen, daß Schiller's Begräbniß nach der Weise von Weimar, aber durchaus unwürdig der Bedeutung des Dichters stattfand, nicht ohne einige Mitschuld Goethe's, welcher zwar selbst leidend war, aber mit einiger Selbstbeherrschung wohl die Wege zu einer würdigen Bestattung des Freundes gefunden hätte; wir wissen das alles und noch gar manches andere, was uns Sebastian Brunner erzählt oder auch nicht erzählt, und dennoch ist uns diese auf die vertrautesten brieflichen Aeußerungen, ohne alle Berücksichtigung jener kleinen Schwächen, deren auch der Größte theilhaftig ist, vorgebrachten endlosen Nergeleien an Schiller und gelegentlich auch an Goethe, „dem gebückten Höfling, dem maître de plaisir", vollständig widerlich. Dabei kommen wir vom Hundertsten ins Tausendste; von einem geordneten Gange ist keine Spur; das schon zweimal Gesagte wird zum dritten mal gesagt; dazu diese zerhackte Form der zahlreichen Kapitel mit ihren schnoddrigen Ueberschriften; der endlose Gesperrtdruck, die endlose Berufung auf die gleichartigen frühern Schriften des streitbaren Verkleinerers alles Großen, diese angeführten Briefstellen mit ihren hämischen Anmerkungen, dieser hinterwäldlerische Kraftstil, dem gegenüber Johannes Scherr ein zahmer Candidat des Predigtamtes ist. Wie gesagt, wir kennen alle die corpora delicti, welche Sebastian Brunner geschäftig herbeischleppt, seit Jahrzehnten; aber wir legen auf diese Geburten des Augenblicks nicht Werth genug,

um uns den dankbaren Aufblick zu den edeln Dichtern rauben zu lassen. Sebastian Brunner thut zwar von Zeit zu Zeit, als ob er vor Schiller, dem Dichter, einige Hochachtung hätte; aber er läßt uns zugleich deutlich merken, daß Schiller, der Mensch, in seiner Achtung sehr niedrig steht. Wir andern bewundern den Dichter, welcher trotz eigener andauernder Krankheit, trotz schwerer Sorgen um Krankheiten der Frau und der Kinder, trotz der Sorgen um das tägliche Brot und die Zukunft der Seinen jeden freien Augenblick, oft unter Qualen, zur Arbeit benutzt hat, um dichterisch zu schaffen und zugleich für die Seinigen zu erwerben; Sebastian Brunner, welcher, nach seinem literarischen Schaffensdrang zu schließen, sich in seinem zweiundsiebzigsten Jahre einer beneidenswerthen Gesundheit erfreut, hat für Schiller's Philoktetes-Klagen über sein ewiges Kranksein nur den Ausdruck „Lamentiren". „Der gute Mann muß sich in seine Arbeiten zeitweilig so vertieft haben, daß er an seinen krankhaften Zustand zu denken gar keine Zeit gefunden." Gewiß! „Der gute Mann" Friedrich Schiller hat gearbeitet wie ein Tagelöhner, Geschichte geschrieben, Dramen gedichtet, mit dem Bewußtsein des Arztes von Fach, daß er bald fort müsse und daß er ohne stramme Arbeit die Seinen in Dürftigkeit zurücklasse, und dann spricht solch ein geistlicher Hagestolz, von dessen achtundfunfzig — genau gezählt — Werken in dreißig Jahren keine Seele sprechen wird, von „Lamentiren"!

Genug, übergenug! Sebastian Brunner's Schriften gehören, wie die des Pater Baumgartner S. J. zu denjenigen, welche, mit einem leichten Mäntelchen der Verehrung für unsere großen Dichter angethan, es sich zur Aufgabe setzen, dieselben als Menschen so schlecht wie möglich zu machen. Jedes Mittel ist dazu recht. Um Gleim und mit ihm Klopstock schlecht zu machen, erklärt Brunner das großartige Bild, welches die Erde im Vergleich zum Weltall als einen „Tropfen am Eimer" darstellt, für der Phantasie eines Bierwirthes entsprossen, während es doch — und Brunner ist Theologe! — aus Jesaias genommen ist; um Schiller und mit ihm Goethe schlecht zu machen, sammelt er allen weimarer Klatsch, alle thörichten Offenherzigkeiten des Briefschreibers, um uns Schiller und Goethe in ihren kleinen menschlichen Schwächen und Wandelbarkeiten hinzustellen. Wir andern wissen diese Kapuzinerpredigten, deren Zweck offenbar ist, nach Gebühr zu schätzen; aber Tausende von geistlich Armen betrachten sie als eine Offenbarung der geistigen und sittlichen Erbärmlichkeit unserer großen Dichter. Und das ist der Zweck!

Und hiermit, Sebastian Brunner, gottbefohlen für alle Zeiten!

2. Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schiller's. Urkundlich nachgewiesen von Karl Hermann Manchot. Mit einem Bildniß. Bremen, Roussel. 1886. Gr. 8. 1 M.

Schiller ließ im zweiten Hefte der „Rheinischen Thalia" von 1786 mit einer Uebersetzung eines Aufsatzes von Mercier über Philipp II. das bekannte Gedicht „die unüberwindliche Flotte" erscheinen, mit der Anmerkung: „Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen"; bei der Aufnahme in die Sammlung der Gedichte 1803 hieß es: „Nach einem ältern Dichter". Goedeke durchsuchte vergebens alle Geschichtschreiber der Niederlande, Frankreichs, Englands, Spaniens, welche das Jahr 1588 behandeln, die gleichzeitigen lateinischen, englischen, französischen, holländischen Dichter, um jenen „ältern Dichter", welchem Schiller seine Dichtung nachgebildet, aufzufinden; so blieb nichts übrig als die Annahme, Schiller habe eine französische Prosaanmerkung gleichen Inhalts zu Mercier's Philipp II. dichterisch umgewandelt.

Diesen bisher unbekannten ältern Dichter hat Karl Hermann Manchot aufgefunden, und zwar seltsamerweise nahe genug, nicht bei Lateinern und Engländern, Holländern und Franzosen, sondern in Deutschland selbst, nicht einen Mann des 16. Jahrhunderts, sondern einen ältern Zeitgenossen Schiller's. Es ist der 1725 zu Bremen geborene Martin Crugot, ein Mann aus eingewanderter hugenottischer Familie, Hofprediger zu Carolath in Schlesien, gestorben daselbst 1790. Crugot ließ 1756 ein Buch erscheinen: „Der Christ in der Einsamkeit". Dasselbe fand einerseits Widersacher, weil es den strengen Lutherischen nicht dogmatisch genug gefärbt erschien; andererseits war es bei den guten Christen freierer Richtung sehr beliebt, wie die jährlich wiederholten Auflagen beweisen; die fromme Gemahlin Friedrich's II., Königin Elisabeth von Preußen, übertrug das Buch ins Französische; außerdem gibt es noch eine stuttgarter und eine lausanner Uebersetzung, welche letztere der Fassung bei Mercier sehr ähnlich ist.

Man möchte es seltsam finden, in einem christlichen Andachtsbuch einer Stelle zu begegnen, von welcher Schiller's Gedicht von der unüberwindlichen Flotte nur eine dichterische Umschreibung ist; indeß die Sache liegt sehr einfach. Crugot preist Gottes Allmacht, der gegenüber auch die gewaltigste menschliche Macht nichtig erscheine; er schildert eines Eroberers Untergang im Wüstensand, die Zerstörung Lissabons durch das Erdbeben, die Vernichtung der spanischen Flotte durch Sturm und Wogen, und zwar in einer gedankenreichen, dichterisch gehobenen Prosa, welche einem Schiller wol nahe legen konnte, denselben Stoff mit annähernd denselben Worten, nur mit mannichfachen großwortigen Zuthaten, wie sie seiner Jugendperiode entsprachen, dichterisch zu behandeln, wobei unentschieden bleiben mag, ob Schiller Crugot's Erbauungsbuch oder dessen französische Uebersetzung seiner Arbeit zu Grunde gelegt habe. Daß Schiller den Lesern der „Thalia" und der Werke die Umarbeitung eines ihm zugesandten deutschen Gedichts eines unbekannten Verfassers als eigene Arbeit dargeboten habe, wie als möglich angenommen wird, scheint eine ganz unhaltbare Annahme, die Ermittelung der angenommenen ursprünglichen Fassung;

die Herausschälung der Schiller'schen Zuthaten und die Verwandlung des etwas dithyrambischen Gedichts von Schiller in drei regelrechte zwölfzeilige Strophen ist ein ganz willkürliches Unternehmen. Ein Schiller hatte solche Anlehen nicht nöthig; daß der „ältere Dichter", dem er Stoff, Gedankengang und sogar theilweise Wortausdruck entlehnte, ein deutscher Prediger war, ist merkwürdig genug. Uebrigens hat der wackere Crugot noch ein Verdienst. In seinen 1759 erschienenen Predigten hatte er, wie es scheint zuerst, das Wort Selbstsucht gebraucht; jedenfalls macht ihm ein Gegner den Vorwurf, daß er neue Wörter bilde, wie z. B. „Selbstsucht". Er hat unsern Sprachschatz mit einem guten Worte bereichert.

Wilhelm Buchner.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 30.)

4. Vaterland. Drei Dramen von C. Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 4 M.

Den beiden Dramatikern ältern Stils lassen wir einen jüngern Stils folgen, nämlich Karl Bleibtreu, welcher unter dem Gesammttitel „Vaterland" drei Theaterstücke in einen Band vereinigt hat.

Das erste derselben heißt „Harold der Sachse" und behandelt also den nämlichen Stoff, den jüngst auch Ernst von Wildenbruch zum Gegenstande eines Trauerspiels genommen hat. Das Trauerspiel des letztern ist vielfach und nicht ohne Erfolg gegeben worden. Es darf jedenfalls als mit Geschick und Geist angelegt und mit großer dramatischer Lebendigkeit durchgeführt bezeichnet werden. Läßt sich ihm vielleicht der Vorwurf der Breite in der Entwickelung nicht ganz ersparen, so wird ihm ohne Zweifel daneben doch einzuräumen sein, daß es seine Handlung in ebenso poetischen wie tief ergreifenden Zügen austrägt und obschon in den gewohnten Bühnengleisen gehend, immerhin bedeutende Wirkung zu erzielen im Stande ist. Vor allen Dingen bleibt zu bekennen, daß trotz der Tragik seines Inhalts das Werk eine schöne Helligkeit und wie man fast versucht ist zu sagen: Heiterkeit des Ausdrucks bewahrt.

Karl Bleibtreu ist dagegen in der Ausgestaltung viel dunkler und mystischer verfahren. Obschon er entschieden der realistischen Richtung angehört und zuweilen geradezu etwas darin sucht, mit rednerischen Gemeinplätzen und Alltagsphrasen auch in den gehobensten Momenten um sich zu werfen, liebt er es zugleich allerdings, aus einer immerhin wol echten poetischen Begabung heraus seinen dramatischen Vorgängen einen düstern, sagenhaften Hintergrund zu verleihen. Ueber seinem „Harold der Sachse" liegt etwas von dem Athem und Nebel Ossian's. Das Drama beginnt in der Dämmerung in der Felsenwildniß bei Hastings vor den Ueberresten eines Druidentempels. Die blonde Edith im weißen Gewande mit Stab und Eichenkranz einer germanischen Priesterin steht einsam in der öden Gegend und beschwört die Gegenwart des geliebten Harold, und Harold erscheint. Er ist von Eduard, dem Bekenner, dem Herrscher von England und seinem Schwager, in die Verbannung geschickt worden, weil er die Normannen, mit deren Herzog Wilhelm König Eduard innige Freundschaft geschlossen, als die Erzfeinde Englands ansieht und ihnen Widerstand leistet, wo und wie er nur kann. Ueberdies hat er Edith, seine und des Königs nahe Anverwandte, die man zur Nonne bestimmte, um sie ihrer unseligen Neigung zu entziehen, entführt und in diese unwirthliche Gebirgsgegend gebracht, sie hier seiner Liebe bis zu dem Tage zu erhalten, an dem er hoffen kann, durch einen minder frommen und strengen Regenten „Consens von Rom" sich erwirkt zu sehen. Er kommt nun zurück, weil Eduard, alt und siech, seinem Ende nahe scheint und sich Harold's „heimliche Macht" für alle Fälle „um London zusammenzieht".

Während Harold und Edith noch dies und anderes verhandeln, erscheint König Eduard, um Wilhelm von der Normandie, der bei ihm zu Besuch war, an das Schiff zu geleiten, welches ihn in die Normandie zurückbringen soll. Harold verbirgt sich, Edith aber bleibt, um ihrem Oheim und Wilhelm ihre Verachtung ins Gesicht zu schleudern. Nachdem sie zornerglüht abgegangen, hört man von fernher den Hufschlag eines Pferdes und fröhliches Singen seines Reiters erschallen. Wilhelm erkennt Taillefer, seinen „lustigen Krieger-Minstrel", und bittet Eduard und sein Gefolge, mit ihm hinter einen Felsen zu treten, sehr undramatisch nur deswegen, um Taillefer ein Gedicht vortragen zu lassen, das in der Art von Uhland's Ballade „Taillefer" den Mannesmuth und Heldenstolz der Normannen feiert. Nachdem dies geschehen, tritt Wilhelm mit seinen Begleitern hervor und läßt sich von Taillefer, den er ausgeschickt, um nach Harold zu sehen, berichten, daß er denselben an den Ufern des Severn zu Schiff im Kampf mit gälischen Piraten gefunden und unter ihm siegreich gefochten habe. Wilhelm versucht vergebens, Eduard gegen Harold aufzureizen, und scheidend gemahnt er ihn: „Da du als Verbannter lebtest an meines Vaters Hofe, aufwachsend mit mir, deinem Neffen, da versprach ich dir, dich mit Mann und Roß zurückzuführen auf den Thron deiner Väter. Und du, gerührt, schworest mir dafür, mich als Erben einzusetzen nach deinem Tode." Eduard erinnert sich dessen und verspricht, den Schwur zu halten. So trennen sie sich. Nachdem sie alle abgegangen, kommen

Edith und Harold zurück, und letzterer erzählt einen furchtbaren Traum, den er inzwischen gehabt und welchen auszulegen Edith den Schatten Alfred's, des „Vaters der Sachsen", mit geheimnißvollen Versen beschwört. Der beschworene Schatten steigt auf und „eine Stimme, hohl und langsam" — es bleibt unklar, ob Edith selbst oder ein hinter ihr Stehender redet, wie es im Texte heißt — verkündet Harold unter andern schwer zu enträthselnden sonderbaren Vorgängen auch die nachfolgenden:

Meiner Ruhe trotziger Störer,
Furchtlos ungläubiger Hörer!
Deine Leidenschaft, die starke,
Hebt zum Himmel deine Barke
Auf des Lebens breiter Flut,
Bis sie wider Willen ruht,
Gleichend angespülten Wracken
Auf des todten Königs Nacken.

Wenn umgeht an Fluß und Golf
Heulend dumpf der Winterwolf —
Wenn die Eiseszapfen knittern
In der Luft, der scharfen, bittern —
Deiner Stirne Gram verhehlen
Dann die Diadem-Juwelen.
Winterwind dann mischt sein Stöhnen
Mit der Altarhymne Tönen
Und die Völker hunderttönig
Singen: „Harold Heil, dem König!"

Nach diesen Worten „verschwindet der Schatten, Edith fällt bewußtlos zu Boden und Harold steht regungslos da".

So der erste Act.

Im zweiten Act überrumpelt Harold den König Eduard auf dem vollen Reichstage im Thronsaal im Tower zu London, bringt die mit ihm verbannten Geschwister, Godiva, die Gemahlin Eduard's und Tostig, den raublustigen Seehelden, mit sich und verspricht dem schwachen Schwager, ihn auf seinem Throne zu stützen und zu halten, wenn er sich mit ihm und den Seinen versöhnen und von Wilhelm lossagen wolle. Der schwache Eduard geht alles ein und um so bereitwilliger, als Harold schließlich verspricht: selbst nach der Normandie zu ziehen und eine friedliche Verständigung zwischen dem König und Herzog Wilhelm herbeizuführen.

Der dritte Aufzug umfaßt Harold's Aufenthalt in Rouen bei Herzog Wilhelm. Harold benimmt sich klug und vorsichtig; allein der Schlauheit und List des Normannenherzogs ist er keineswegs gewachsen. Dieser, seines Gegners Absicht nur gar zu bald durchschauend, kommt Harold dadurch zuvor, daß er denselben mit Ehren überschüttet, ihm die Hand seiner Tocher Adeliza und zugleich die Mitregentschaft in England anträgt. Als Harold zögert und allerlei Vorwände ins Spiel bringt, macht Wilhelm kurzen Proceß und droht mit ewiger Gefangenschaft. Dieser zu entgehen, schwört Harold, Wilhelm's Wünsche zu erfüllen und scheidet mit der Ueberzeugung, daß sie um jeden Preis vereitelt werden müssen.

In der vierten Abtheilung ist Harold wieder in England und läßt sich von seinem sterbenden Schwager zum Nachfolger auf dessen Thron bestimmen. Eben gekrönt, beweist er sich gerecht und streng gegen seine nächsten Anverwandten, willigt in Edith's Entsagung auf seine Hand, um diese ganz nur England widmen zu können, und entschlägt sich des Eidschwurs, den er Herzog Wilhelm geschworen. Den eindringenden Norwegenkönig Hardrada besiegt und tödtet er. Er meint: es mit Herzog Wilhelm ebenso machen zu können.

Allein diesem gegenüber unterliegt er trotz des feierlich über ihn hin gespendeten Weihespruchs der Edith. Der Meineid wird sein Verhängniß. Herzog Wilhelm mit seinen Normannen überwältigt ihn bei Hastings, wo Harold kämpfend seinen Tod mit vielen seiner tapfersten Krieger findet. Seine Leiche zu entdecken, ruft Bischof Alred Edith auf das Schlachtfeld. Unter vielen Leichen erkennt sie ihn an einem Liebesmal, wie es Heinrich Heine in seiner unsterblichen Romanze „Schlachtfeld bei Hastings" so bewunderungswürdig ergreifend besungen hat:

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche.
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund,
Sie hielt ihn fest umschlossen;
Sie küßte auf des Königs Brust
Die Wunde blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickt sie auch —
Und sie bedeckt sie mit Küssen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hineingebissen.

Bei Bleibtreu sind es statt dieser Liebesbisse die eingeätzten Namen „Edith" und „England", woran sie die Leiche erkennt, an der sie, Wilhelm fluchend, stirbt. Wilhelm aber nimmt „mit erhabener Ruhe" den Fluch entgegen, indem er pathetisch ruft: „Ein neues Volk erhebt sich aus dem Schos der Zeit und eine neue tönende Sprache! Heil euch, ihr Skalden der Zukunft! Noch manchen Harold werdet ihr besingen und noch manchen Eroberer! Rom ist eine Fabel der Vorzeit — England, erhebe dich du!"

Das zweite Stück: „Der Dämon", Tragödie in fünf Acten, hat den furchtbaren Cesare Borgia und seine schreckliche Schwester Lucrezia Borgia zu Helden. Unser Verfasser, dem herrschenden Zuge zu Ehrenrettungen geschichtlicher Ungeheuer folgend, benutzt den Umstand, daß Machiavelli in seinem berühmten Buche „Il Principe" dem bösen Borgia den Einheitsgedanken Italiens untergeschoben, aus diesem Manne, der allerdings oft genug der vorzüglichste praktische Staatsmann und Feldherr seiner Zeit genannt worden ist, eine Art blutigen Cavour oder Victor Emanuel zu machen. Er läßt ihn morden und rauben um seiner großartigen politischen Pläne willen und endlich deshalb sogar einen freiwilligen Tod durch Gift finden. Zur Grundlage der Handlung hat er dabei die Vorgänge in Victor Hugo's Trauerspiel „Lucrèce Borgia" verwendet, welche durch Donizetti's Oper auch in Deutschland allgemein bekannt sind. Nur ist es hier statt Lucrezia's

natürlichem Sohne Michel Angelo Buonarotti, der, das Wappen der Borgias schändend, aus Borgia Orgia macht und dafür von dem Herzog vergiftet, aber durch ein Gegengift von der Schwester gerettet wird, die diesen genialen, aber etwas derben und oft geradezu groben Künstler heimlich liebt, indeß sie Rafael Sanzio durch eine heftige Leidenschaft, die sie ihm einzuflößen wußte und die sie schließlich mit Füßen tritt, beinahe zu Grunde richtet. Den Borgias, so entsetzlich sie sind, muß man lassen, daß sie kunstliebend und -pflegend sind und die geistreichen Leute um sich zu versammeln wissen. Wir begegnen außer den schon angeführten Künstlern Michel Angelo und Rafael noch Leonardo da Vinci, Baccio Bandinelli und Vittoria Colonna, die ausgezeichnete Dichterin; natürlich auch Nicole Machiavelli.

Vittoria tritt wenig hervor; daß Bleibtreu aus Baccio Bandinelli, einem der besten Bildhauer seiner Zeit, einen aufgeblasenen und lächerlichen Narren gemacht, scheint uns nicht ganz berechtigt. Allerdings war Bandinelli ein eifriger Nachahmer Michel Angelo's, dessen Großartigkeit er anstrebte, und weil er sie nicht zu erreichen im Stande gewesen ist, wol beneidet haben mag, ohne indeß der abgeschmackte Geck zu werden, als welchen unser Autor ihn hinstellt. Machiavelli erscheint in seinem Verhältniß zu Borgia nicht ganz klar und auch dieser letztere selbst in seinem Wesen und Charakter sowie in seinem Thun und Treiben nicht scharf genug umrissen und ausgeführt. Seine Stellung zu Frankreich, zu Machiavelli, zu dem Staatsleben in Italien, zu seiner Schwester, zu den Künstlern und namentlich zu Maria, Prinzessin von Urbino, tritt nicht voll und überall verständlich ins Licht. Daß Cäsar Borgia die letztere gewaltsam in seinem Palast gefangen hält und sie am Ende nur, weil sie für die Einheit Italiens und Rafael schwärmt, überredet und durch die Drohung den letztern zu vernichten, nöthigt, mit ihm in Gemeinschaft den Giftbecher zu leeren, ist in dem Drama entschieden nicht genügend vorbereitet und begründet. Ueberhaupt sind die Motivirungen nicht Bleibtreu's stärkste Seite. Es herrscht in diesem wie manchem andern Punkte eine gewisse Verschwommenheit, die an die Romantiker erinnert. Achim von Arnim und Clemens Brentano schufen in dieser Art Dramen, groß und mächtig im Entwurf, allein undeutlich und verwischt in der Ausführung. Ebenso verhält es sich mit der Sprache, in der sie geschrieben sind. Diese Sprache erhebt sich oft zu einem gewaltigen Pathos, das sie jedoch nicht selten durch geschmacklose und der naturwüchsigsten Alltäglichkeit entlehnte Ausdrücke und Wendungen eilfertig selbst wieder zerstört. Wenn Harold sagt: „Ich vertraue mein Glück meinem eigenen festen Gehirn", so will uns Gehirn hier trivial bedünken, und wenn ihn Edith „Selbstabhängiger" nennt, so halten wir dies als Bezeichnung für einen, der nur von sich selbst abhängig ist, nicht gerade glücklich gebildet. Tostig ist unserer Meinung nach für „ein Drama großen Stils", als welches Karl Bleibtreu seinen „Harold" bezeichnet, doch zu sehr Naturbursche, um als angemessene Person darin gelten zu können. Sein „Jetzt wird regiert — auf eigene Faust" erachten wir an der betreffenden Stelle ebenso unpassend, wie es uns gegen den guten Geschmack vorkommen will, wenn an einer andern Harold beim Abschiede dem Herzog der Normandie laut „Auf Wiedersehen" zurufend, für sich leise hinzusetzt: „Bei Philippi, ja!"

Dies geflügelte Wort, hier in Anwendung gebracht, verunziert den ernsten Abschluß des dritten Acts. Das „lebende Geschäft", von dem König Eduard beim Sterben spricht, ist jedenfalls eine undeutliche Ausdrucksweise für die Geschäfte des Lebens, die man vor dem Tode abgethan zu sehen wünscht. „Offene Waffen" für „mit den Waffen in der Hand" oder „mit gezückten Waffen" ist eine gleiche Sprachlässigkeit, die sich mehrfach wiederholt auch im „Dämon".

Darin klingt es geradezu komisch, wenn Machiavelli auf die Anmeldung der Lucrezia Borgia ruft: „Feierlicher Staatsempfang, ja, da kann sie lange warten." Das ist der Ton des Lustspiels. Dasselbe gilt von „mal" in „weil er mal in der Jugend" statt „einmal". Die Frage der Vittoria Colonna: „Wo steckt die Frau?" gehört ebenso ins Lustspiel und ist nebenbei unter allen Umständen zu modern französisch.

Das letzte Stück des Buchs: „Volk und Vaterland", sociales Schauspiel in fünf Acten, müssen wir unserntheils für die beste und gelungenste Arbeit Bleibtreu's erklären. Hier ist der Realismus der Ausführung ganz am Platze und die Handlung überaus knapp und durchgreifend angelegt und mit meist ebenso lebensvollen wie sichern Zügen ausgetragen. Nur im Schlußauftritt läßt der Verfasser sich etwas zu breit und behäbig aus, wodurch die Wirkung einigermaßen beeinträchtigt wird. Hier und da auch wird die Redeweise selbst im Munde von Personen der untern Volksschichten für ein Bühnenwerk ernsterer Tendenz doch etwas gar zu gewöhnlich und platt. Wir wollen uns Sätze wie: „Was kann da sein!" und „Das ist aus der Haut zu fahren", noch gefallen lassen, aber: „Nun ist das alles Essig" im ernsten Dialog, und im komischen: „Is mir Wurst", „Quatscht ja wieder einen netten Stiebel zusammen", sollten füglich doch nur in der niedrigsten berliner Posse zum Vorschein kommen.

Der Inhalt dieses „socialen Schauspiels" ist ziemlich verwickelt und kurz zusammengefaßt etwa folgender:

Commerzienrath Eisenhart, der Besitzer einer großen Waffenfabrik, ist auf längere Zeit verreist und hat sein überaus einträgliches Geschäft in bester Verfassung den Händen seines Sohnes Georg übergeben. Georg und seine Schwester Adele haben eine gute Erziehung genossen und ihre Jugend mit Reinhold Brand und seiner Schwester Anna verlebt, Kinder eines ehrbaren Gärtners, der bei dem Commerzienrath in Diensten stand. Nach dem Tode des Gärtners ist Reinhold Werkführer in der Fabrik geworden und Anna eine Art Wirthschaftsgehülfin im Hause Eisenhart's, dem die Hausfrau fehlt. Reinhold, ein tüch-

tiger und gediegener Charakter, liebt Adele, wagt es aber nicht, diese Neigung zu zeigen, da der mehr und mehr wachsende Reichthum der Eisenhart'schen Familie zwischen ihm und dieser nach und nach eine Scheidewand gezogen, die er nicht beseitigen zu können glaubt. Anna, weniger an sich haltend und weltklug, hat den Schwüren Georg's vertraut und sich von diesem hinter dem Rücken des Bruders verführen lassen. Georg ist ein herzloser und leichtsinniger Mensch, der nur dem Vergnügen nachgeht und während der Abwesenheit seines Vaters lauter dumme Streiche macht. Er vernachlässigt das Geschäft, verspielt und verschwelgt große Summen und sucht das gewissenlos vergendete Geld durch Bedrückung der Arbeiter und gewagte Unternehmungen wieder einzubringen. Eine der letztern ist eine große Gewehrlieferung ins Ausland, die er durch Vermittelung des Agenten, Freiherrn von Garnau, Rittmeister a. D., abgeschlossen, und zwar unter der gefährlichen Bedingung, daß, wenn die bedungene Zahl der Gewehre am 1. October des laufenden Jahres nicht richtig abgeliefert werden könne, die fertig gewordenen ohne Zahlung dem Besteller anheim fallen sollen.

Die Sache sah im ruhigen und gewohnten Gange der Dinge ganz harmlos aus, wird aber dadurch bedenklich, daß die Arbeiter der Eisenhart'schen Fabrik, durch Georg's Ausbeutungsprincip und die Aufhetzungen socialistischer Stürmer außer Rand und Band gebracht, mit einem Streik drohen. Ein Streik müßte aber nicht nur die rechtzeitige Lieferung der Gewehre, sondern auch der durch Georg's tolles Treiben ganz erschöpften Kasse die Begleichung aller Ausstände unmöglich machen. In dieser äußersten Noth nimmt Georg seine Zuflucht zu Reinhold und beschwört ihn, in einer demnächst stattfindenden Versammlung der Arbeiter gegen den Streik zu sprechen. Reinhold, obschon er die Forderungen der Arbeiter keineswegs unbillig findet, sagt Georg seine Unterstützung zu, nachdem er von diesem rückhaltlos die verzweiflungsvolle Lage erfahren, in der er sich befindet. Aus Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Wohlthäter will er dessen Haus nicht fallen lassen. Allein die Rettung wird ihm schwer. Der Rädelsführer der Streikpartei unter den Arbeitern, Kurt Drenger, ein etwas roher, aber sonst braver und ehrenhafter Mann, liebt seine Schwester und begehrt sie zur Frau. Dieser, der ebenso wenig wie Reinhold von Anna's Liebeshandel mit Georg eine Ahnung hat, ist außer sich über Reinhold's Gegnerschaft. Er steht auf dem Punkte, sich mit diesem zu überwerfen, als plötzlich Anna dazwischen tritt. Sie bekennt beiden ihre Schuld. Reinhold, außer sich gebracht durch Georg's Ruchlosigkeit, befürwortet nun den Streik, indeß Drenger erst Anna vernichten will, dann aber sich großmüthig entschließt, die von dem reichen Verführer Verlassene ehrlich zu machen.

Inzwischen ist der Vater Eisenhart heimgekehrt, hat den Stand der Dinge erfahren, stößt den liederlichen Sohn aus dem Geschäft und ist bereit zu liquidiren. Da erscheint Garnau, verzichtet auf die unentgeltliche Lieferung der Gewehre und erklärt sich bereit, alle nöthigen Gelder zur Deckung der Verpflichtungen bereit zu stellen, wenn Adele ihm ihre Hand reicht. Adele, die inzwischen uneins mit sich selbst geworden und angefangen hat, Reinhold zu lieben, trotzdem sie heimliche Zuhörerin der Rede gewesen, durch welche das Verderben ihres Hauses besiegelt ward, lehnt erst ab, willigt endlich aber ein, um durch ihre Heirath die Ihren zu retten. Eben soll die Verheirathung stattfinden, als der Staat sich ins Mittel legt und Garnau als Landesverräther und Spion verhaften läßt. Er hat bei dem eben ausbrechenden Kriege dem Feinde wesentliche Dienste erwiesen, denen Reinhold auf die Spur gekommen. Reinhold rettet so sein Vaterland und das Haus Eisenhart vor unausbleiblichem Untergang und unauslöschlicher Schande. Natürlich erhält er nun die Hand Adelens und Georg als Reserveoffizier Gelegenheit, in nächster Schlacht seine üble Aufführung wett zu machen.

Das Schauspiel ist bühnengeschickt und leicht darstellbar aufgebaut; die Handlung entwickelt sich rasch und erweckt Interesse. Die Charakteristik der Personen ist dem Leben abgelauscht und in einigen Gestalten wie in Ludolf Lutsch, Kunstkritiker, Rafael Haubitz, Dichter des jüngsten Deutschlands, und Polizeicommissar Brecher wahrhaft belustigend zu nennen. Auch fehlt es auf der andern Seite nicht an tief ergreifenden Momenten. Daß die Acte unverändert an einem und demselben Schauplatz spielen, läßt erkennen, daß der Verfasser sich ausreichende Kenntniß der Bühne zueigen gemacht hat.

Der Gesammttitel „Vaterland" darf als für alle drei Dramen bezeichnend und gut gewählt erachtet werden.

Feodor Wehl.

Unterhaltungsliteratur.

1. Erzählungen aus der Schweiz. Von J. v. Doblhoff. München, Callwey. 1887.

Von den drei Erzählungen des Bandes spielt die erste „Ma Renonce" auf dem Boden modernen Gesellschaftslebens; sie ist die schwächste von allen. Die Fabel ist dürftig, der Dialog trivial, die Situationen conventionell.

Ganz anders sind die folgenden Erzählungen. Welch eine Kraft in den Schilderungen der grandiosen Alpenwelt! Kaum bedarf es des begleitenden Anhangs, der die ernsten Quellenstudien verräth. Das Echte offenbart sich ja von selbst dem Leser, der dem Kundigen willig folgt, sei es zu den Höhen, wo die Gletscherflächen sich aus-

breiten, von Stürmen reingefegt, daß blankes Eis zwischen den Thalwänden hervorglitzert, drüben die Höllenspitze Inferno; sei es auf dem Niederstieg ins Thal, wo der nahende Frühling dem dürstenden Künstlerauge des süditalischen Malers ein berauschendes Bild enthüllt in der „Madonna". Oder in der so eigenartigen Erzählung „Der Heinz von Realp", wo die Sage vom „Ewigen Juden", wie sie im schweizer Volkmund sich malt, uns entgegentritt, durchflochten mit farbensatten Culturbildern aus der Zeit der Kämpfe zwischen den Katholiken und Reformirten zu Ende des 16. Jahrhunderts. Vor dem landschaftlichen und historischen tritt jedoch das romantische Element nicht ganz zurück, und die Liebe des Patriciers Heinrich Haller von Bern zur Tochter des Heinz, dem lieblichen Vreneli, fällt wie ein warmer Strahl in den düstern Ernst der Begebenheiten.

Wünschenswerth schiene es bei den weitern Auflagen, manche stilistische Härten zu beseitigen. „Wie Stahl zog es ihm durch den Leib", als Umschreibung für einströmendes Kraftgefühl, oder „schon wimmerte ein Glöcklein" — kleine Sprachsünden, die verwehen vor dem dichterischen Hauch, der das Ganze durchzieht. So in der kraftvollen Schlußscene des „Heinz von Realp":

Und wieder einmal fuhr ein Blitz in eine hohe Arve und spaltete sie. Der Gletscherwind jauchzte dazu zwischen den Felsen. Sonnenbeglänzt hingen die zerklüfteten Eiswände des Schneegletschers herab zu Thal. Grell hob sich der Firn des Galenstocks zu dem blauen Aether und an den steilen zackenreichen Felswänden sprühten Staubbäche, emsige Wasserläufe bildend, zum Fuße der Berge. Drüben, wo schaudererregend zwischen den Bergwänden der Aaregletscher gleich einer urweltlichen Riesenachse gegen den Thalboden kriecht, starrt aus tiefer Eiskluft eine dunkle Felsenhöhle. Selten verirrt sich dorthin der Gemsjäger. Er zieht es vor, selbst im wildesten Unwetter sie zu meiden. Finsteraarhorn und Schreckhörner bilden den grausigen Hintergrund. Dort, umgeben von dem Rinkenhorn, dem Oberaarhorn, den Lugglistöcken, saß auf rothen Schiefertrümmern Ahasverus. Er stützte sein Haupt wehmüthig und blickte über den Abschwung hinab zu der Grimsel. Dort wand sich die hellblaue Aare durch das Alpenthal. Zum vierten mal war er wiedergekehrt. Nichts hatte er gefunden, was den Menschen ergötzt. Statt des Vogelgesangs hörte er Rabenkrächzen; die nackten Felsen umhüllte Todesschweigen; wo die Rebe gegrünt, schoben Eismassen sich gegen das Thal und dunkle Felsnadeln ragten zum Himmel. In der einsamen Höhe ruhte er und schaute sein Zerstörungswerk: das erste mal war er in einer Rebenlaube gesessen, das zweite mal bewirthete ihn ein Köhler und theilte mit ihm Schwarzbrot und Bier aus Tannensprossen, das dritte mal umgab ihn schon starres Eis. Aber die Menschen waren noch da. Auch sie sollten verschwinden? Auch sie sollten verderben?

2. Etikette. Eine Rococo-Arabeske von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887. 12. 2 M.

Auch hier ein historischer Hintergrund: Ludwig XV. liegt im Sterben und vieles andere mit ihm.

Und zu dem vielen andern, das todtkrank daniederlag, gehörte auch das natürliche Empfinden, die Kraft der Wahrheit zu bekennen quand même trotz der Etikette. „Ja ein Fetisch ist übriggeblieben — ein Fetisch, dem die Besten und Bösesten, die Klügsten und die Dümmsten fast mit derselben willigen Ergebenheit noch Blut und Glück und Selbstachtung opfern — die Etikette."

Diesem Fetisch opfert das junge liebende Mädchen Julie von Victoire, Prinzeß von Savoyen-Carignan, ihr Theuerstes, das Leben ihres geliebten Lancelot von Letorière, der ganz nahe bei ihr zu Tode sich verblutet, ohne daß sie den Muth fände, ihm Hülfe zu bringen aus Furcht, das nächtliche Rendezvous zu verrathen. So stirbt Lancelot im Garten desselben Klosters, in das die Aeltern Juliens, um sie vor dieser Mesalliance zu bewahren, sie verbannt.

Daß die Scham, Angst vor Misdeutung, die kindliche unschuldige Julie lähmt, ist ein Gefühl, das vielleicht in unsern Tagen noch die Kraft hätte, in gleichem Falle den Mund eines Mädchens zu schließen; daß aber die Verfasserin die kleine Heldin mitten im Hülferuf um ein geliebtes Menschenleben verstummen läßt beim Anblick der spöttisch lachenden jungen Freundin Gabriele von Rohan, dieser Repräsentantin der Etikette, erscheint uns unmöglich. Sollte wirklich der Naturlaut, der elementare Schrei der Verzweiflung, jemals besiegt worden sein vom Gespenst des „Qu'en dira-t-on?"

Eine gewagte Hypothese! Aber gibt man sie einmal zu, so muß man bekennen, daß die Situation geistreich, schlagend, mit Meisterhand gezeichnet ist.

3. Schwankende Herzen von Wilhelm Berger. Original-Illustrationen nach C. Thiel und L. Bechstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 5 M.

Schwankende Herzen mit Illustrationen! Mir fällt unwillkürlich das Bild eines satirischen Federzeichners ein. Es stellt dar einen großen dreitheiligen Saal. Eine Gruppe ernster Gestalten fesselt vor allen unsern Blick. Schweigend in ernstem Schauen sind sie über ihre Arbeit gebeugt. Mit minutiöser Genauigkeit wird jede Linie, jeder Strich der Radirung ausgeführt. Die Blätter, die bereits vollendet vor ihnen liegen, tragen den Stempel höchster Meisterschaft. Erstaunt erkennt der Betrachtende vertraute Gebilde, Werther, Mignon, Heloise, Paul und Virginie; doch schon erhebt ein Meister zornig den Blick ob des Eindringlings, und leise schreitet er weiter.

Die Region des stummen Schweigens scheint überschritten. An langen Tischen in collegialem angeregten Verkehr sehen wir fröhliche Größen in lebhaftem Gedankenaustausch. Folianten gehen von Hand zu Hand. Die Feder fliegt und füllt den Bogen. . . . Epigonenthum fand ich als Aufschrift dieses Mittelbildes. Staunend streift das Auge das dritte Bild. Halb Atelier, halb Werkstatt. Paletten, grobe Pinsel, Scheere und Kleister im bunten Durcheinander. Gethürmte Papierballen im Vordergrunde, im Mittelpunkt aber eine Maschine eigenartiger Construction. Vor derselben Kasten mit Inschriften wie: Köpfe — Branksköpfe, Flachköpfe, Köpfe — gereimt, in-

teressant, à la mode, à la naturaliste u. s. w.; ein gleicher Kasten führt die Inschrift „Herzen", sentimental, modern stilvoll, neoromantisch, gebrochene; ein dritter Kasten trug das Wort „Diverse, blond, brünett à la Tizian." Die Maschine hatte drei Fänge, mit denen sie in die Kasten griff, eine Umdrehung der Kurbel folgte, dann eine zweite, und auf der andern Seite fielen Bücher heraus, dazu Bilder in großer Zahl. Ein frohes Hinundher in diesem Raume, die süffisanten selbstgefälligen Mienen der Herren und Damen verriethen, wie sehr diese Meister auf der Höhe des Jahrhunderts sich fühlen.

Unter diesem Schlußbilde prangt mit goldenen Lettern: „Dilettantismus."

Möge der Leser das Buch „Schwankende Herzen" selbst in eine der hier gegebenen Richtungen einreihen.

4. Herzenräthsel. Novellen von Hans Buchwald. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887. 8. 2 M.

Der Autor charakterisirt selbst am Schluß der ersten Erzählung ihre Tendenz: „Wer pikante Erörterungen aus dem «Leben einer Schauspielerin» erwartet, ist bitter enttäuscht, wer wahre Weiblichkeit hat kennen lernen wollen, der findet seine Rechnung." Es ist das Schicksal einer vom Treulosen verlassenen Schauspielerin, das uns hier in rührender Weise mitgetheilt wird. In der zweiten Novelle: „Gräfin Lori", wird die Großmutter durch die Erzählung des an ihrem Herzen begangenen Verraths unabsichtlich die Ursache, daß die schöne Enkelin eingedenk des Schicksals ihrer Ahne aus Stolz die Wallung des liebenden Herzens besiegt und im Kloster das verlorene Erdenglück zu vergessen sucht. Die Motivirung dürfte immerhin überzeugender sein. Beide Novellen sind warm und frisch erzählt.

5. Dissonanzen. Zwei Novellen von C. Vollbrecht. Weimar, Krüger. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein streng sittlicher Gedanke liegt der ersten Novelle „Fräulein Charlotte" zu Grunde: der Kampf eines jungen Mädchens zwischen Liebe und Entsagung. Den vermeintlichen Maler, dem die schöne Charlotte ihr Herz geschenkt, findet sie, die sich als Erzieherin für zwei junge Mädchen in das Haus des reichen Bankier Franzius begibt, im Vater dieser Kinder wieder, der die treulose Gattin verlassen und das neue Band mit der tugendreinen Charlotte knüpfen will nach Vollziehung der Ehescheidung. Der Tod des einen Kindes wirft ein erschreckendes Schlaglicht in Charlottens Gemüth. Im grellen Strahl erkennt sie ihr längeres Verweilen als die eigentliche Ursache der Trennung der beiden Gatten und flieht die Stätte ihrer Liebe und dereinstigen Glücks. Daß und wie das junge Mädchen zur höchsten Großthat des Frauenherzens, der Entsagung, sich emporgerungen, ist mit vieler psychologischer Feinfühligkeit aus dem Vorleben Charlottens entwickelt. Auch die zweite Novelle „Tante Jutta" ist in feiner Manier durchgeführt. Der Hintergrund beider ist die Zeit des Rococo, die uns eigenartig fremd und doch vertraut anmuthet.

6. Sybilla's Traum und anderes von E. von Breidenbach. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein recht empfehlenswerthes Buch für die weibliche Jugend. Die unglückliche Waise, deren einsam ödem Leben im Hause herzloser Verwandten sonnigen Inhalt gewinnt durch die mütterliche Liebe, die sie einem zarten kranken Kinde gewährt, Sybilla, dürfte manchem jugendlichen Gemüth eine liebe Freundin werden. Schade, daß als Gegensatz zu dieser Lichtgestalt die Mutter und die Schwestern des kranken Knaben in Farben getaucht sind, so „pechrabenschwarz", wie es der Volksmund nennt, daß die böse Stiefmutter und ihre bösen Töchter im „Aschenbrödel" eine arge Concurrenz erfahren. Auch ohne diese Staffage wäre die Lichtgestalt Sybilla's zu Ehren gelangt. Zum Schluß will ich noch einer reizvollen Arabeske dieses Buchs Erwähnung thun, der geschmackvollen seltenen Auslese von sinnigen Dichterworten, die jedes Kapitel schmücken.

„Aus meiner Mappe" verläßt den Boden der Herzensconflicte und zeigt uns mit beredten Worten, daß noch ganz andere hohe Aufgaben der Männer und Frauen harren, als Liebesgeschichten zu erfinden und zu lesen. Ein Stück socialer Frage wird vor unsern Augen entrollt. Nobody's Children, die „Straßen-Araber" Londons, werden uns vom großen Menschenfreund Dr. Barnardo, dem bekannten londoner Philanthropen, vor Augen geführt mit ihren Lastern, ihren Verbrechen, mit den nur dem Auge des Seelenforschers sichtbaren Menschheitsfunken, der verborgen unter der Kruste des londoner Straßenschlammes ruht. Und diesen göttlichen Funken sucht Barnardo unentwegt, unerschrocken ob der Gefahren, die oft sein Leben in den Höhlen des Lasters bedrohen. Seine alleinige Waffe ist das Evangelium, die Menschenliebe. Und wenn er sie gefunden, die Aeltern-, die Heim-, die Obdachlosen aufgestöbert in Kisten, in Kloaken, auf Dächern, in den Höhlen des Lasters, Nobody's Children, dann läßt er sie zu sich kommen in sein Knaben-, in sein Mädchenheim. Hier verbindet der Menschenfreund in seltenster Weise sich mit dem Pädagogen, um aus den Verlorenen, welche Gott, Sitte, Ehre nicht einmal dem Laut nach kennen, Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Mit dem Gefühl der Dankbarkeit wird gewiß mancher Leser diesen so interessanten Essay E. Breidenbach's lesen. Er kann aufs wärmste empfohlen sein.

7. Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten von Ernst von Wolzogen. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 4 M.

Wir entnehmen der Widmung an Friedrich Vischer folgenden Vers, den der Autor gleichsam als Programm zu betrachten scheint:

Humor und Liebe! Mit den zwei Dingen
Läßt, mein' ich, sich die Welt bezwingen.

Das will ich predigen jede Stunde;
Und nicht allein mit vollem Munde,
Nein, auch nach meiner schwachen Kraft,
Mit allem, was mein Können schafft.
Denn das ist mein Glaube: auch in der Kunst
Ist all unser heißes Mühen umsonst,
Wenn nicht beim Suchen und beim Gestalten
Die Liebe selbst uns das Licht gehalten;
Wenn das Herz nicht den Takt zu der Arbeit klopfte,
Und die lachende Thräne ins Tintenfaß tropfte.

Die Gevattern dieser Muse scheinen also keine geringern als Jean Paul und Vischer! Allerdings die göttliche Grobheit Vischer's ist in der Eignung mit Erfolg copirt. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß der große Aesthetiker bei seinen scharf gewürzten Satiren von philosophischen Großthaten ausruht. Soviel über die Widmung.

„Christel und Wiegel" eröffnet den Reigen der sechs Erzählungen. Frappirend ist hier der Widerspruch zwischen dem Titel und dem Inhalt. Die vernichtete Existenz eines aufstrebenden Talents, gebrochene Herzen zweier guter Menschen, die Pest mit ihren Greueln, der Tod fast all der Menschen, deren Geschick wir unsere Theilnahme geschenkt — und Heiteres? betitelt sich das Buch! Sollte die Erzählung vielleicht in die Rubrik des Heitern im Sinne derjenigen Pessimisten fallen, die es eher als Vorzug erachten, sich aus der Welt des Jammers hinwegzustehlen? So ist es aber vom Verfasser keineswegs gemeint, wie uns die weitern Erzählungen zeigen. Denn da findet der Humor im besten Sinne sein Recht und die „Gloria Hose" und „Veit Risolin's Galgenfrist"; das „Derwischlied" sind frische Gaben eines keck zugreifenden Talents. Einige Beschränkung bei den drastischen Scenen erschiene uns allerdings wünschenswerth. Das komische Motiv, soll es wirksam bleiben, darf nicht bis zur Erschöpfung abgehetzt werden. So z. B. das höchst wirksame „Lichterschnuppenmotiv". Selbst die Sancta Simplicitas unsers Dorfpfarrers Kannepich darf die Linie des Naiven nicht soweit überschreiten, daß der Leser mit dem Superintendenten zur Meinung gelangt, wir geriethen in ein Nest von Tollhäuslern.

„Werther's Leiden in Sexta" sind eine sehr rührende Liebesgeschichte. Der zarte empfindsame Sextaner Fritz ist der kleinen Schulkokette Lotte nicht gewachsen, noch weniger dem brennenden Stachel der Eifersucht, den die Bevorzugung des hübschen Hermann in die kleine Menschenbrust bohrt. Dazu tritt wie bei Werther sen. ein zweites Motiv, hier der treibende Ehrgeiz des Vaters, der dem kleinen Helden die schlechten Schulzeugnisse nicht verzeiht. So wird für das hülflose Menschenkind das Maß des Leidens voll, und der kleine Knabe schleicht sich aus der Welt, die kein weiches Plätzchen für ihn übrig hatte.

Ernst von Wolzogen hat ein feines Auge für das Kleinleben; schade nur, daß er in der Sucht nach realistischer Treue manchmal den guten Geschmack verleugnet, wie in der Schilderung des Hauses, in dem die Vertreter der Schlächterinnung ihr Heim aufgeschlagen. Da wird denn doch die Demarcationslinie arg überschritten, die seit Jahrhunderten zum Gesetz geworden, das bisher die Besten anerkannt haben und das der Naturalismus nicht ungestraft umgehen darf. Auch die andern Geschichten: „'S Meikatel" und „Der Sexact", sind durch frischen Humor und knappen unterhaltenden Vortrag ausgezeichnet.

8. Der Bauernfreund von Müller-Müllerbach. Leipzig, von Biedermann. 1887. 12. 2 M.

Der Verfasser hat viel auf dem Herzen gegen den Landrath, den conservativen Herrn, den soit-disant „Bauernfreund", der anstatt der Interessen der Bauern die eigenen vertritt und sogar durch die Hand seiner Mündel selbstsüchtige Vortheile zu erreichen sucht. Die Liebe aber durchkreuzt das Gewebe von Tücke und List, und der Herr Landrath hat das Nachsehen. Im wahrsten Sinne, denn die Mündel läßt sich von einem jungen Maler entführen. Parallel mit diesem etwas emancipirten Paar schreitet bedächtig ein zweites, Martha und Erich, still sonnige Naturen, in deren Heim die Mündel Eugenie, die in ihren Illusionen Schiffbruch gelitten, eine Stätte findet, von der aus sie, eine zweite Guillaume-Schack, als Wanderrednerin gegen sociale Misstände zu Felde zieht.

Das Buch behandelt actuelle Fragen in recht lesbarer Form; freilich die Hexe Politik treibt ihr Wesen ziemlich vernehmlich, gibt aber dadurch der Erzählung eine satirische Würze.

9. Aus dem Tagebuch einer jungen Frau von Ernst Eckstein. Berlin, Eckstein Nachfolger (Hammer u. Runge). 1887.

Man erzählt, daß die Meister der großen monumentalen Schöpfungen oftmals müde Thon und Meißel beiseite legen und als Intermezzo aus Brot oder Wachs ein kleines Gebilde schaffen; es sieht wie ein Spielzeug aus; bei näherm Zusehen findet man ein kleines Kunstwerk. So diese kleine Carnevalsgeschichte. Mit großem Behagen betrachtet Meister Eckstein dieses Spiel, fügt Blatt an Blatt. Schon droht der Scherz eine tragische Wendung herbeizuführen — die eifersüchtige junge Frau will schier verzweifeln —, da ein Kunstgriff, ein Theatercoup; doch nein, das farbenschillernde Capriccio will nicht analysirt sein. Den zahlreichen Verehrerinnen der Eckstein'schen Muse nur im Vertrauen, daß gar manche ihr eigenes Spiegelbild in der „Jungen Frau" wiederfinden dürfte.

Irren wir nicht, so ist es diesem anmuthigen Scherz vorbehalten, als reizvolles Libretto vor der Rampe zu erscheinen. Der dramatische Knoten ist ja schon geschürzt.

Frida Brasch.

Zur poetischen Literatur.

1. Die deutsche Sappho. Von Adolph Kohut. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M.
2. Wilde Ranken. Gedichte von Edmund Lichtenstein. Cottbus, Differt. 1886. 12. 1 M. 80 Pf.
3. Ein Leben in Liedern. Gedichte eines Heimatlosen. Milwaukee, Wisconsin, Freidenker Publishing Co. 1886. 8. 2 M. 25 Pf.

Unter dem Titel „Die deutsche Sappho" (Nr. 1) entrollt uns Adolf Kohut ein ziemlich vollständiges Bild von dem Leben und Dichten der Natur- und Volksdichterin Anna Luise Karsch, gewöhnlich „die Karschin" genannt. Dieselbe wurde am 1. December des Jahres 1722 auf dem sogenannten „Hammer", einer zwischen Züllichau und Crossen in der Nähe der niederschlesischen Grenze gelegenen einsamen Meierei geboren. Unter den sieben Häusern, aus denen der Ort bestand, befand sich ein Gasthof nebst Brauerei, dessen Pächter Christian Dürbach der Vater der Karschin war. Bis in ihr fünftes Jahr wuchs sie auf, ohne daß sich jemand um das stille, verschlossene, unter den Bänken der Wirthsstube ihrer Aeltern herumkriechende Mädchen sonderlich gekümmert hätte. Zum Glück für das Kind nahm dessen Oheim, ein Witwer gewordener Justizamtmann, dasselbe zu sich auf seine Landbesitzung bei Tirschtigel und unter der Anleitung dieses wackern Mannes lernte Anna Luise in überraschend kurzer Zeit lesen, schreiben und rechnen. Das verwahrloste und träumende Kind erwachte plötzlich und entwickelte eine erstaunliche Lernbegierde. Sie las alles ohne Auswahl in wilder Gier und in der Büchersammlung ihres Onkels konnte sie ihren Lesehunger meist nach Herzenslust befriedigen. Daneben ließ ihr der Oheim noch zu allerlei kindlichen Spielen Muße. Mit den weiblichen Handarbeiten wollte es leider nie recht vorwärts gehen; der zukünftige Blaustrumpf war eben dieser Art von Arbeiten stets abgeneigt. Zum Stricken z. B. hatte sie gar keine Geduld, weil es für sie ein zu großes Einerlei war; wie sie selbst erzählt, hat sie in ihrem ganzen Leben nicht mehr als anderthalb Strümpfe gestrickt. Wir unterlassen es, hier näher auf das Familienleben der Karschin einzugehen und erwähnen nur kurz, daß sie zweimal verheirathet war, einmal an den Tuchweber Hirsekorn und dann an den Schneider Karsch; beide male fand sie durchaus kein Glück in der Ehe.

In den folgenden Kapiteln schildert der Verfasser die Karschin als Dichterin und Improvisatorin, ihre Beziehungen zu Friedrich dem Großen und dem preußischen Hofe sowie zu den literarischen Größen in Berlin u. s. w. Es war nicht allein ihr virtuoses, bei einer Frau ohne tiefere Bildung merkwürdiges Improvisationstalent, welches in der preußischen Hauptstadt alle Welt in Erstaunen setzte, nicht nur die außerordentliche Begabung einer Bäuerin, die nur wenig die Schule besucht und von der Formglätte eines Ramler keine Ahnung hatte; es war vor allem der Umstand, daß hier Töne in der deutschen Lyrik angeschlagen wurden, die bis dahin nur wenig bekannt waren, wodurch das poetische Interesse der Zeitgenossen eines Friedrich II. lebhaft erweckt wurde. Durch die kecken, frischen Naturlaute, die den heitern Lebensgenuß in leichter und gefälliger Form feiernden Verse der Dorfdichterin wurden Gottsched, Ramler, Sulzer und Gleim vielfach überflügelt. Hierzu kamen die Zeitumstände, welche die Aufmerksamkeit des deutschen, namentlich des preußischen Volks auf diese moderne oder deutsche Sappho, wie sie Gleim nannte, hinlenkten. Der im Jahre 1756 ausgebrochene Siebenjährige Krieg gab ihrem Geiste einen neuen Schwung und sie wurde der feurige Tyrtäus Preußens, die Verherrlicherin des großen Friedrich und der Siege desselben, deren Ruhm die Welt erfüllte. Unter ihren Wohlthätern und Beschützern verdient namentlich der Baron von Kottwitz erwähnt zu werden. Mit vollem Rechte hebt übrigens Kohut einmal hervor, daß die Karschin zuweilen von dem Weihrauche, den man ihr vielseitig spendete, so benebelt wurde, daß eine gerechte, aber strenge Kritik ihr unerträglich erschien; sie hatte indeß auch wol sonst manche schwache Seiten, die der Verfasser ihrer Biographie gar nicht oder doch nur sehr leicht berührt. Daß sie „im höchsten Grade unpraktisch", d. h. unwirthschaftlich war, wird ausdrücklich hervorgehoben. Sehr nahe standen ihr Gleim und Sulzer, mit denen sie längere Zeit einen lebhaften, von Ueberschwenglichkeiten aller Art strotzenden Briefwechsel unterhielt. Bemerkenswerth ist das von Moses Mendelssohn über sie gefällte Urtheil. Zahlreiche Gedichtproben empfehlen das ebenso anregende wie unterhaltende Buch, welches in mancher Hinsicht eine Lücke in unserer Literatur ausfüllt und dem Dr. Gustav Karpeles in Berlin vom Verfasser zugeeignet ist.

Die „Wilden Ranken" von Edmund Lichtenstein (Nr. 2) sind gerade nicht etwas Außergewöhnliches, sie erheben sich aber doch weit über manche Blüten und Blumen, die so zahlreich im deutschen Garten sich entfalten und emporsprießen. Wir heben aus der in Rede stehenden Gedichtsammlung, die theils Karl Gerok, theils Friedrich Storck gewidmet ist, drei kleine Gedichte hervor, die nicht ohne poetischen Schwung sind und eine edle Gesinnung verrathen. Das erste lautet:

Wenn Gott, der Herr, es uns ins Herz nicht schriebe
Das eine süße, wunderbare Wort,
Was wären wohl die Menschen ohne Liebe?

Ist sie im Drang des Lebens doch der Hort,
Die Quelle alles Hohen, Schönen, Guten,
Die uns im Herzen sprudelt fort und fort.

Denk' ich der Liebe, will es mich gemuthen,
Daß alles Leid vertrieben aus der Welt,
Daß sich das Böse müßte nun verbluten.

Blick' ich dann auf zum heil'gen Sternenzelt,
Dann von der Lippe schwindet aller Spott,
Dann wird die Nacht des Zweifels mir erhellt.

Und auf den Knieen dank' ich meinem Gott!

Heinrich Heine sind folgende Verse gewidmet:

Wer schuldlos ist, heb' wider ihn den Stein!
Wer herzlos, breche über ihm den Stab!
Ich will mein Leben lang ihm dankbar sein
Für all' das Schöne, das er reichlich gab.

Wer sang, wie er, der Liebe hohes Lied
So wunderbar, so rein und glutbeseelt? —
Zu dem es uns mit ganzer Seele zieht,
Vergebt dem Dichter, wo der Mensch gefehlt.

Als dritte Probe endlich mag das folgende kraftvolle Gedicht dienen:

Fest auf der Schanze will ich steh'n,
Vor keinem Feind erzittern,
Und sollt' ich drum zu Grunde geh'n
In wilden Ungewittern.

Für Freiheit, Recht und Vaterland
Ist stets mein Lied erklungen,
Drum jeder Feind mit fester Hand
Zu Boden sei gezwungen.

Für jedermann mit gleichem Maß
Sei immerdar gemessen,
Und alles Leid und aller Haß
Begraben und vergessen.

So lange noch mein Herz sich regt
Und meine Pulse schlagen,
Will in der Hand ich unentwegt
Der Freiheit Banner tragen.

In dem Buche „Ein Leben in Liedern" (Nr. 4) hat sich der ungenannte Verfasser, welcher gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebt und dort die Redaction einer englischen Zeitschrift besorgt, auf das Gebiet einer religiös-philosophischen Entwickelung gewagt, indem er seine eigenen Erfahrungen und Stimmungen poetisch gestaltete und so einen Proceß zur Darstellung brachte, den wol so mancher denkende Mensch, welchem ein tieferes Gefühl im Strudel des Lebens nicht abhanden gekommen ist, in ähnlicher Weise durchmachen muß. Die vorliegende Gedichtsammlung stellt daher in gedrängter Kürze thatsächlich das dar, was der Titel des Werkchens besagt: „Leben in Liedern". Manche der uns gebotenen Gedichte sind stark pessimistisch gefärbt, doch pulsirt auch in vielen andern ein frisches lebendiges Vorwärtsstreben. Hierfür mögen folgende Proben als Beweis dienen:

Sag' nicht, das Ideale sei im Schwinden,
Es lebt und wirkt noch heut auf dieser Erden!
Mag sich die Welt auch, wie sie will, geberden,
Wohnt es auch nur in uns'res Herzens Gründen.

Es lebt! Und wer es sucht, der wird es finden.
Mag noch so materiell die Zeit auch werden, —
Es lebt, und niemand soll es je gefährden;
Und scheint's erstorben, will ich laut verkünden:

Es ist die Gottheit, die in dieser Welt,
Was edel ist und gut, zusammenhält;
Die alles Schöne neugestaltend schafft.

Die Gottheit ist es, welche Künstler ehren;
Und könntest du vernichten diese Kraft,
Die ganze Welt würd'st du mit ihr zerstören.

Ein Lob der Arbeit athmen folgende Verse:

Arbeit ist die Last im Leben,
Arbeit ist der Lohn daneben.
Arbeit ist der Fluch im Leben.
Doch den Segen soll sie geben.
Ja, sie gibt ihn nicht allein,
Muß auch Segen selber sein.

Als Anhang sind dem Buche einige Balladen und Uebersetzungen beigefügt. Rudolf Doehn.

Pädagogische Literatur.

1. Volkserziehung und Volksunterricht im spätern Mittelalter. Von S. Lorenz. Paderborn, F. Schöningh. 1887. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Diese kleine Schrift stellt sich die Aufgabe, einmal zu beweisen, daß die Volksschule nicht erst der Reformation zu verdanken sei, und zweitens das Vorurtheil, die Kirche sei im Mittelalter eine Gegnerin des Volksunterrichts gewesen, zu berichtigen. Doch insofern der Verfasser auf einen gebildeten Leserkreis rechnet, ist sein Buch einestheils unnöthig, anderntheils nicht seinem Zwecke entsprechend. Wer irgendeine Ahnung von der geschichtlichen Entwickelung der Schulen hat, weiß sehr wohl, daß sie nicht mit der Reformation, wie durch ein Wunder hervorgezaubert, über Nacht plötzlich entstanden sind. Gerade das „spätere Mittelalter", von dem ja der Verfasser hauptsächlich spricht, mußte es der Kirche nahelegen, in dieser Zeit reformatorischer Bewegungen, mit der Schule die Zukunft, wie man sich ausdrückte, in die Hand zu bekommen. Wer weiß es denn nicht, welche heftigen Kämpfe in den Städten zwischen Geistlichkeit und Magistrat um das Patronat der Schulen geführt wurden. Daß aber nicht nur in den Städten die Geistlichkeit es sich angelegen sein ließ, die Schule, auch die Volksschule als ihr Dominium zu bewahren, bezüglicherweise es sich zu schaffen, sondern daß sie auch auf dem Lande Schulen in ihrem Sinne zu errichten sich bemühte, das ist heute so anerkannt, daß es nicht mehr erwiesen zu werden braucht. In diesem Sinne war des Verfassers Mühe umsonst. Die Frage ist nur, wie hat die Kirche die Ziele der Schule aufgefaßt und wie die Reformation? Und da bekommt man selbst aus dem vorliegenden Buche keinen andern Eindruck, als ob die ganze Erziehung weniger den Menschen für das Leben

als für die Kirche heranbilden wollte. Wenn der Verfasser die kirchliche Erziehungsthätigkeit dadurch in ein glänzendes Licht stellen will, daß er uns Stellen aus einem Beichtbuche für Kinder anführt, nach welchen ein solches beispielsweise bekennen müsse, daß der Teufel und das Fleisch ihm unkeusche Begierden zu andern Hausgenossen eingeblasen, daß es unkeusch begehrlich gesehen und gehört, mit den Händen und Armen getastet habe u. s. w.: so ist das Geschmackssache, dieses wie die ganze übrige Beichtformel für die Kinder als die Blüte pädagogischer Weisheit zu betrachten. Melanchthon's Grundsätze der Pädagogik sind doch etwas anderes.

Diese kleine Schrift würde, krankte sie nicht an der Tendenz, dem gebildeten Leser eine recht hübsche Zusammenstellung aus Werken über die Geschichte des Mittelalters bieten, die ihm ein Bild lieferte von den Schulverhältnissen und dem Schulleben jener Zeit. Doch so wie sie jetzt als Tendenzschrift vor uns liegt, liefert sie das Bild jener Zeit nicht ganz rein und unbefangen; es fehlt viel hineingehörender Schatten und manche Lichter sind darin, die ihm nicht zukommen.

2. Nochmals die Schulaufsichtsfrage. Von F. C. Zillessen. Gütersloh, Bertelsmann. 1886. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn ein Pfarrer über die Schulaufsichtsfrage schreibt, so darf man nicht erwarten, daß er sein Wort für vollständige Loslösung der Schule von der Kirche einlegen werde, und in der That ist für diejenigen, die diese Forderung stellen, das Büchlein nicht geschrieben. Diese wollen die „Entchristlichung des öffentlichen Volksschulwesens“, so meint der Verfasser, und darum sei „auch nicht zu verwundern, daß fast alle Anhänger der sogenannten modernen Weltanschauung, fast alle Juden, Atheisten, Materialisten u. s. w. zu ihr gehören“. Zu diesen also spricht der Verfasser nicht; er hat es nur mit den Freunden des Reiches Gottes zu thun; an diese wendet er sich, denn unter diesen macht sich eine bedenkliche Meinungsverschiedenheit über das Schulaufsichtsrecht der Kirche geltend, welche einen störenden und hemmenden Einfluß üben könnte; diese Gegensätze zu einen ist die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Der Verfasser sieht ein, daß die Lehrer unter der Aufsicht des Pfarrers sich nicht frei fühlen, daß es Unzuträglichkeiten mit sich führt, wenn der Beaufsichtigte für sein Fach eine bessere technische Schulung besitzt als sein Inspector; ist es ja auch gar nicht selten vorgekommen, daß ein geistlicher Inspector, der doch auch etwas mitreden wollte, sich sehr bedauerliche Blößen gab. Er unterscheidet nun eine doppelte Art von Schulaufsicht: 1) die Schulaufsicht im weitern Sinne oder die Schulpflege (äußere und innere) und 2) die Schulaufsicht im engern Sinne oder die Schulinspection (fachmännische Schulaufsicht). Alle Verstimmung zwischen Lehrerschaft und Geistlichkeit werde aufhören, wenn man die erste Art der Aufsicht den Pfarrern, die zweite den Lehrern überließe. Es sieht das wie eine Art Verzichtleistung aus; genau besehen ist es aber ein Sichentlasten von einer viele Mühe und Arbeit heischenden Verpflichtung, während an Rechten nichts eingebüßt wird. Denn für das Aufgeben der fachmännischen Inspection werden Garantien gefordert, daß der Staat, der als moderner und constitutioneller Staat zur Confessionslosigkeit hinneige, nicht Lehrer anstelle, welche der Entchristlichung der Schule Vorschub leisteten, und darum muß „sowol bei der Lehrerbildung, als auch bei der Anstellung der Lehrer und der Schulinspectoren der Kirche ein Recht der Mitwirkung zuerkannt werden“. „Sind der Kirche“, so ruft der Verfasser aus, „die von uns aufgestellten Garantien für eine im Sinne der Kirche erfolgende, wirklich christliche Schularbeit gegeben, so kann sie mit Freuden darauf verzichten, ihre Diener, die Pfarrer, mit der fachmännischen Schulinspection von seiten des Staats beauftragt zu sehen“. Was diese Garantien bedeuten, erkennt man erst vollständig, wenn man im Verlauf der Abhandlung erfährt, daß der Lehrer, dem „Selbständigkeit gebühre“, nicht nur Staats- oder Communalbeamter sein solle, sondern daß er auch „zur Ausübung seines Berufs eines kirchlichen Auftrags“ bedürfe. Fügen wir noch hinzu, daß für den Pfarrer der Vorsitz im Ortsschulvorstande und für die Kreisschulinspectoren eine Gewissensprüfung verlangt wird, da sie neben der fachmännischen Qualification eine „nach dem Urtheil der Kirche selbst genügende kirchliche Qualification“ besitzen müssen: so kann man ermessen, wie der Verfasser die Selbständigkeit der Volksschullehrer versteht.

3. Die deutsche Schule der Zukunft. Gedanken und Vorschläge zu einer gründlichen Umgestaltung unsers Schulwesens. Von Jacusiel. Berlin, Stuhr. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist der Vorzug unserer Zeit, daß wir bei Einrichtung von Schulen, bei Aufstellung eines Lehrplans, bei Festsetzung der Stundenzahl für die einzelnen Gegenstände, bei Vertheilung des Lehrstoffs auf die Tageszeiten den Forderungen der hygienischen Vorschriften die gebührende Rücksicht tragen; der Arzt ist in diesen Fragen unser steter Berather, und der Lehrer ordnet sich gern und willig hierin seinem Gebote unter. Die Aerzte wissen es auch wol, daß ihr Wort auf Beachtung bei den Lehrern hoffen darf, und darum sehen wir sie nicht selten auf den Plan treten und ihre Meinung über Schulwesen und Schuleinrichtung vortragen. Jede Schrift eines Arztes über das Schulwesen erregt daher unser ganz besonderes Interesse, und so haben wir auch die vorliegende Schrift, die uns „Gedanken und Vorschläge zu einer gründlichen Umgestaltung unsers Schulwesens“ ankündigt, mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Daß wir aber trotz mancher guter Gedanken, welche die Arbeit enthält, von derselben befriedigt wurden, können wir nicht sagen. Dem Verfasser scheint doch vieles in den Fortschritten des Schulwesens unbekannt geblieben zu sein; er hätte sonst die gegenwärtigen Verhältnisse der Schule nicht mit so grellen Farben geschildert, wie er es gethan. Andererseits verräth er so wenig Kennt-

niß von der Praxis des Unterrichts — denn über manche seiner Vorschläge für denselben kann der Fachmann nur ein Kopfschütteln haben —, daß er besser gethan hätte, diese Seite des Schulwesens gar nicht zu berühren. Mit einer „gründlichen Umgestaltung" einer Institution ist es eben überall ein eigenes Ding; und gar für eine gründliche Umgestaltung des Schulwesens, wenn hier nicht ein gefährliches Experiment gemacht werden soll, kann nur reife Erfahrung in der Praxis die Mittel angeben.

Die Vorschläge für die Vereinfachung unsers Schulorganismus, für die Beseitigung, resp. Verminderung veralteten Unterrichtsstoffs, für Untersuchung der aufzunehmenden Schüler durch einen Arzt sind der Beachtung werth, besitzen aber nicht den Vorzug der Neuheit. Das soll jedoch nicht ein Vorwurf für den Verfasser sein oder dessen Bestrebungen für die Besserung unsers Schulwesens verkennen lassen: auf eine Wahrheit, ist sie noch nicht zur That geworden, kann nicht oft genug aufmerksam gemacht werden, und wer durch Wiederholung derselben ihre Anerkennung und das Inslebentreten derselben zu fördern glaubt, verdient unsern Beifall und unsere Aufmunterung. Damit ist aber auch so ziemlich das Verdienst der vorliegenden Schrift begrenzt; das Uebrige bewegt sich in Verkennung der gegenwärtigen Verhältnisse und in Anforderungen, die theilweise nicht gerecht, theilweise unerfüllbar sind.

Der Verfasser sagt: befinde man sich in unsern Schulen, so könne man zu dem Glauben verleitet werden, daß an der Stirn des Schulhauses die Worte ständen, die das Höllenthor zieren: „Laßt, die ihr einzieht, alle Hoffnung schwinden!" Nun, so arg ist es doch nicht, daß der Verfasser das Recht hätte, so zu generalisiren. Wir geben ihm zu, daß noch vieles gebessert werden kann, es darf aber nicht vergessen werden, daß vieles besser geworden ist, und daß man überall bemüht ist, die bessernde Hand anzulegen. Daß der Unterricht „das gemeinsame Leben" verlasse, ist auch eine solche Behauptung, die in ihrer Allgemeinheit zurückgewiesen werden muß. Selbst diejenigen Schulen, welche ihrer Geschichte und ihrer ganzen Einrichtung nach mehr in der Vergangenheit wurzeln, sehen sich durch die neuerwachte frische Strömung gezwungen, immer mehr aus ihrer Abgeschlossenheit herauszutreten, lassen von dem Alten so manches Stück abbröckeln, um einen Anschluß an das Leben zu finden. Daß wir einen Turnunterricht und kein Turnen haben, daß „die segensreichen Früchte, welche die Einführung des Turnunterrichts im Anfange dieses Jahrhunderts versprach", ausgeblieben seien, daß es um die Naturwissenschaften in den Schulen schlecht stehe — das alles mag in der Einbildung des Verfassers wahr sein, verhält sich aber in Wirklichkeit doch nicht so. Die Tausende von Turnplätzen für die Erwachsenen in Deutschland beweisen doch, daß die Schule ihre Pflicht thut, denn die Anregung muß doch so stark gewesen sein, daß die ihr Entwachsenen noch mit Freude das im Leben weiter pflegen, wozu die Schule sie angehalten hat. Und was die Naturwissenschaften betrifft, so sehe man sich einmal die kleinen Jungen an, wenn sie durch Wiese und Wald spazieren gehen oder laufen, mit welcher Freude sie hier und dort Gräser und Blumen pflücken, um sie zu betrachten und sich mit ihnen bekannt zu machen. Dem Verfasser genügt freilich unser gegenwärtiger Unterricht in den Naturwissenschaften nicht, weil er im Schulzimmer und nicht im Freien ertheilt wird. Es verschlägt ihm nichts, daß den Kindern die lebenden Exemplare im Schulhause gezeigt werden, dort leben sie nicht mehr; draußen soll das Kind sie sehen in ihrem Wachsthum unter ihren Genossen. Daß dies auch geschieht, daß von Zeit zu Zeit botanische Excursionen gemacht werden, genügt dem Verfasser nicht; es soll immer geschehen, der größere Theil des Unterrichts soll täglich überhaupt im Freien, im Walde, auf dem Felde stattfinden, und zwar nicht nur in Naturwissenschaften, sondern in allem, wozu nicht unumgänglich das Zimmer nothwendig ist. Nun ist das zwar sehr schön gesagt und läßt sich vielleicht von einem Hauserzieher mit zwei oder drei Knaben durchführen, vielleicht! Aber mit einer Klasse — das möge doch der Verfasser selbst einmal erst nur vier Wochen versuchen, wenn er dann noch bei seinem Vorschlage beharrt, dann mag dieser wol in Erwägung gezogen werden. Wir glauben nicht, daß sich „die deutsche Schule der Zukunft" nach den Plänen des Verfassers aufbauen wird.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Aus der in d. Bl. regelmäßig mitgetheilten periodischen Broschürenliteratur haben wir wieder anzuführen: Heft 3 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" „Ueber das Deutschthum in Südbrasilien", von Wilhelm Breitenbach; Heft 3 und 4 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (Hamburg, J. F. Richter): „Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot", von Christian Hönes; „Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechts", von Konrad Thümmel. Die von Engelbert Pernerstorfer in Wien herausgegebenen Monatshefte „Deutsche Worte" enthalten im vierten und fünften Heft wieder eine ganze Reihe von interessanten Aufsätzen, besonders in volkswirthschaftlicher Beziehung. Ferner heben wir aus der „Deutschen Bücherei" (Breslau, Schottländer) das zweiundvierzigste Heft hervor, welches eine vortreffliche, auf eingehendsten Quellenstudien beruhende Studie über „Bettina von Arnim" aus der Feder von Moriz Carriere enthält. Wir halten diese Abhandlung für das Beste, was bisher über dieses Schoskind unserer Literatur gesagt worden ist.

— Ueber zwei berühmte Heroinen der Neuzeit sind ziemlich gleichzeitig biographische Skizzen erschienen. „Charlotte Wolter" wird von Ehrenfeld (Wien, Künast), „Klara Ziegler" von Johannes Mayerhofer verherrlicht (Bamberg, Buchner). Beide Schriften enthalten Porträt und Facsimile der gefeierten

Künstlerinnen; sie sind natürlich darin gleich, daß jede ihre Heldin für die größte aller deutschen Tragödinnen hält. Doch ist das umfänglichere Werkchen von M. Ehrenfeld immerhin als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst anzusehen. Der Bildungsgang, die Eigenthümlichkeiten, die einzelnen Rollen der Wolter und der Ziegler werden enthusiastisch geschildert und manche feinere Charakteristik findet sich eingestreut in diese Lobreden. Besonders Schauspielerinnen von Fach wäre die Lektüre dieser Schriften zu empfehlen; sie könnten für die Rollen des genannten Faches viel daraus lernen.

— Im Verlage von S. Calvary u. Comp. in Berlin sind zwei biographische Charakteristiken erschienen: „Max Duncker", ein Gedenkblatt von Reinhold Brode; „Georg Curtius, eine Charakteristik", von E. Windisch. Umfänglicher und wissenschaftlich noch gediegener als die erste Abhandlung ist die zweite; beide aber sind ausgezeichnete Bausteine für den, welcher einst die Geschichte der modernen Historiographie und classischen Philologie schreiben wird. Natürlich besitzen die Verfasser die genaueste persönliche Kenntniß der Heimgegangenen, lassen sich aber nur von einer vorurtheilslosen und darum berechtigten Liebe leiten. Den zahlreichen Fachgenossen von Duncker und Curtius empfehlen wir beide Schriften angelegentlich.

— „Mahnworte aus ernster Zeit" nennt F. Sander Predigten und Reden, welche er 1870—71 als Felddivisionspfarrer des 11. Armeecorps gehalten hat (Hannover, Meyer). Aus freudiger Begeisterung heraus und doch praktisch sachgemäß erklingen diese Reden, deren Lektüre besonders den Mitgliedern von Kriegervereinen ein hoher Genuß sein wird. Der Standpunkt des Verfassers ist der einer milden Gläubigkeit.

— Julius Levin läßt einen Mahnruf an Künstler und Publikum erscheinen unter der Aufschrift „Moderne Modemaler" (Berlin, Walther u. Apolant). Er versteht unter solchen die Herren Karl Gussow, Karl Becker, Knut Ekwall, Nathanael Sichel. Levin geht mit diesen vielgenannten Künstlern sehr scharf ins Gericht, vertritt aber die Wahrheit von einem höhern durchgebildeten Standpunkte aus. Er schreibt einen außerordentlich schlagenden Stil und ist ein Meister der feinern Ironie. Daß er die Künstler überzeugen wird, bezweifeln wir; wol aber möchten wir wünschen, daß er möglichst viel „Publikum" zu seinen Grundsätzen bekehre. Dieselben sind das allein zum Siege führende Werkzeug einer wahrhaft gesunden Kritik.

— Von Jean François Regnard hat Richard Mahrenholtz eine sehr gediegene Lebensskizze entworfen (Oppeln, Franck). Ganz besonders haben uns angesprochen die Darlegung der Beziehungen des Regnard zu Molière sowie der Werthschätzung, welche die Dichtungen des erstern bei den Zeitgenossen sowie den nachfolgenden Generationen erfahren haben.

— Eugen Reichel veröffentlicht als kritische Studie eine Untersuchung über die Frage: „Wer schrieb das «Novum organon» von Francis Bacon?" (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Er zerlegt das berühmte philosophische Werk in zwei ungleiche Theile; den einen hat der armselige, blos an Induction glaubende Bacon geschrieben, den andern ein überaus geistvoller materialistischer Forscher. Letzterer ist der eigentliche Verfasser, welcher in der Vereinigung von Induction und Deduction das Ziel aller Wissenschaft erkannt hat. Der betrügerische Bacon hat durch seine Zuthaten das echte Werk eines unbekannten Autors verfälscht. Um die Verwirrung vollständig zu machen, sieht sich Reichel zu der Annahme gedrängt, daß unter den Zeitgenossen Bacon's allein William Shakspeare das Zeug gehabt habe, dieses großartige Werk zu schreiben; indeß — jener Dramatiker habe doch wol nicht die hinreichende philosophische Bildung dafür besessen. Ein neues Werk über die Shakspeare-Literatur stellt Reichel in Aussicht.

— Unter dem bescheidenen Titel „Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst" veröffentlicht Ernst Gnad drei längere Abhandlungen über Goethe's „Tasso", Goethe's „Faust", über „Heinrich von Kleist" (Triest, Schimpff). Wir gestehen, daß wir an derartige Dilettantenarbeiten nicht ohne Mistrauen herantreten, uns aber hier zu Gunsten des Verfassers enttäuscht gefunden haben. Eingehende Studien, besonnenes und tief eindringendes Urtheil, klare Sprache lassen ihn als berufen zu derartigen Vorträgen erscheinen; dieselben können ohne Zweifel von unserer Jugend mit großem Nutzen gelesen werden.

Bibliographie.

Jagow, E. v., Die Dulderin. Berlin, Heine. 8. 4 M.

Kreiten, W., S. J., Molière's Leben und Werke. Nach den neuesten Forschungen dargestellt. Mit dem Bildniß Molière's in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 8. 8 M.

Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 2ter Bd. Mit 8 Plänen, 4 Skizzen in Steindruck und 5 Textskizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 M.

Lanzky, P., Abendröte. Psychologische Betrachtungen. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M.

Verfehlte Leben. Die Geschichten dreier Sonderlinge. Mitgetheilt von M. Viktor. Graz, Goll. 8. 2 M. 40 Pf.

Levin, J., Moderne Modemaler. (Karl Gussow. Karl Becker. Knut Ekwall. Nathanael Sichel.) Mahnruf an Künstler und Publikum. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 60 Pf.

Lingg, H., Die Bregenzer Klause. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M. 80 Pf.

Loë, Freih. v., Fürst Bismarck. Urkundliche Beiträge zum Ruhme des grossen Mannes. Basel, Bernheim. 8. 5 M.

Mitterrutzner, J. C., Fragmente aus dem Leben des Fragmentisten (Jak. Phpp. Fallmerayer). Brixen, Weger. Gr. 8. 72 Pf.

Monteton, O. v., Freimüthige Betrachtungen eines alten Kavalleristen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 3 M.

Neclmeyer-Vukassowitsch, H., Ist in Russland eine Konstitution möglich? Leipzig, Verlag der Bibliothek für moderne Völkerkunde (E. Heitmann).. 8. 60 Pf.

Nenitescu, J., Die Affectenlehre Spinoza's. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 2 M.

Orzeszko, Elise, Verlorene Seelen. Novellen. Autorisirte Uebersetzung von Alexandra Ehrlich. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Petersen, F. C., Aus Frankreich. Bilder und Skizzen. Berlin, Zenker. 8. 5 M.

Platter, J., Freiheit und Gleichheit. Vortrag. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Ponson du Terrail, Eine Jugendsünde. Roman. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Proelß, J., Scheffel's Leben und Dichten. Mit vielen Original-Briefen des Dichters und 10 Abbildungen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 10 M.

Ribbeck, O., Geschichte der römischen Dichtung. I. Dichtung der Republik. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 M.

Runge, H., Courtilz de Sandras und die Anfänge des Mercure historique et politique. Ein Beitrag zur Geschichte der periodischen Presse im 17. Jahrhundert. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sartorius, E., Memoiren eines Kosmopoliten. Denkwürdigkeiten eines heimwehbangen Weltwanderers. 1ster Bd. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 3 M.

Scheins, M., Aachen vor 100 Jahren. Nach dem Berichte eines französischen Zeitgenossen zusammengestellt. Aachen, Cremer. 8. 1 M. 20 Pf.

Scherr, J., Blücher. Seine Zeit und sein Leben. 4., neu durchgeseh. u. verb. Aufl. 1ster Bd. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Schleusner, G., Sechs Zeitgedichte zur Weltgeschichte. Wittenberg, Wunschmann. 8. 50 Pf.

Stadler, A., Ueber die Aufgabe der Mittelschule. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Staudinger, F., Die Gesetze der Freiheit. Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntniss und der Gesellschaftsordnung. I. Bd. Das Sittengesetz. Darmstadt, Brill. Gr. 8. 7 M.

Tolstoi, Graf L., Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben. Deutsch von A. Scholz. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

— — Sewastopol. Skizzen aus der Vertheidigung Sewastopols. Dresden, Minden. 8. 1 M.

Trautmann, F., Eine heitere Starnberger Geschichte und Erinnerungen. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 1 M.

Volkmann, R., Gottfried Bernhardy. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Mit dem Bildniss Bernhardy's nach einer Photographie. Halle, Anton. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Werner, J., Hegels Offenbarungsbegriff. Ein religionsphilosophischer Versuch. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Winterfeld, A. v., Der rasende Roland. Komischer Roman. Jena, Costenoble. 8. 6 M.

Zola, E., Therese Raquin. Drama. Deutsch von J. Savits. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Anzeigen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis 15 M.; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck. Preis 17 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Henry M. Stanley.

Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten. Zweite (wohlfeile) Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

Durch den dunkeln Welttheil. Zweite Auflage. Mit Karten und Abbildungen. 2 Bände. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Dritte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

☞ *Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.* ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Shakespeare-Mythus.

William Shakespeare und die Autorschaft der Shakespeare-Dramen.

Von

Appleton Morgan.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von

Karl Müller-Mylius.

8. Geh. 6 M.

Die Frage, ob William Shakespeare die unter seinem Namen bekannten Dichtungen und Dramen verfaßt habe, welche in England und Amerika bereits eine ganze Literatur hervorrief, verdient auch in Deutschland gründlich erörtert zu werden, und dazu bietet das vorliegende Werk außerordentlich reiches Material. Eben wegen dieser Fülle mitgetheilter Thatsachen, Aufzeichnungen, Hinweise und Citate ist dasselbe jedenfalls als ein höchst willkommener Beitrag zur Shakespeare-Kunde und Shakespeare-Literatur zu begrüßen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Breisgau).

Neuestes Werk über die Balkanhalbinsel.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lux, A. E. (k. k. Artillerie-Hauptmann), **Die Balkanhalbinsel** (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder. Mit 90 Illustrationen, einem Panorama von Konstantinopel und einer Uebersichtskarte. Gr. 8. (XII u. 276 S.) 6 M.; geb. 8 M.

In diesem Werke hat der Verfasser die Ergebnisse wiederholter Reisen auf der Balkanhalbinsel niedergelegt. Bei dem großen Interesse, welches dieselbe in Anspruch nimmt, dürften vorliegende Studien, Beschreibungen und Bilder willkommen sein. — Bildet den neuesten Band unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

QUER DURCH CHRYSE.

Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Canton bis Mandalay

von

ARCHIBALD R. COLQUHOUN.

Mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

Zwei Bände. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.

Chryse, der südwestliche, jetzt Indo-China genannte Theil des chinesischen Reichs, hat gegenwärtig ganz besondere Wichtigkeit erlangt, da er unmittelbar an das streitige Tongking-Gebiet grenzt. Die Beschreibung einer Reise durch dieses fast noch nie von Europäern betretene Land, die lebendige, durch ausserordentlich zahlreiche und anschauliche Abbildungen illustrirte Schilderung seiner Natur und seiner merkwürdigen Bewohner, wie sie das vorliegende Werk bietet, zählt daher unbedingt zu den werthvollsten und interessantesten Bereicherungen der neuern Reiseliteratur.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Werke

von

Moriz Carriere.

Neun Bände. 8. Geh. 76 M. Geb. (in 8 Bänden) 88 M.

Inhalt:

Aesthetik. Dritte Auflage. 2 Thle. — **Die Poesie.** Zweite Auflage. — **Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung.** Dritte Auflage. 5 Thle. in 6 Bdn.

Die vorliegende Gesammtausgabe enthält Carriere's Schriften zur Philosophie des Schönen und zur Geschichte der Kunst und bildet eine abgeschlossene Sammlung. Ein Prospect über dieselbe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 11. August 1887.

Vermischte Schriften.

1. Fürst Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847, sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von Wilhelm Böhm. Vierter Band: Der Bundeskanzler Graf Bismarck 1867—1870. Berlin und Stuttgart, Spemann. 1887.
2. Die französische Revolution von 1789. Darlegung ihrer Anlässe, ihrer Ziele und ihrer Mittel. Von F. O. Freiherrn von Nordenflycht. Berlin, Wiegand u. Grieben. 1887. Gr. 8. 3 M.
3. Deutschland vor hundert Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit. Von Woldemar Wenck. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 5 M.
4. Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie. Ein Bild aus den Märztagen. Unter Benutzung handschriftlicher Aufzeichnungen. Berlin, v. Decker. 1887. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Essays und Denkreden von August Trefort. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. 8. 4 M. 40 Pf.
6. Der Kampf um Konstantinopel in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein historisch-politischer Beitrag von J. von Tamamchef. Wien, Huber u. Lahme. 1887. 8. 8 M.
7. Gesammelte Aufsätze von Albert E. Fr. Schäffle. Erster und zweiter Band. Tübingen, Laupp. 1886—87. Gr. 8. 12 M.

So viele Bismarck-Schriften auch schon erschienen sind, welche das Leben und die Wirksamkeit des Reichskanzlers zur Darstellung bringen, so greift man doch immer wieder gern nach einer Bismarck-Novität. Die vorliegende (Nr. 1) hat das Verdienst, die parlamentarischen Reden des Fürsten vollständig wiederzugeben und durch Einleitungen und Erläuterungen den Leser über die jeweilige Situation aufzuklären. Dieser vierte Band umfaßt die Zeit vom Inkrafttreten der Norddeutschen Bundesverfassung bis zum Schluß des Jahres 1869; er beginnt mit der Rede vom 24. September 1867, in welcher Bismarck erklärte, daß der Norddeutsche Bund wegen des für Preußen zweifelhaften Garnisonrechts in Luxemburg nicht einen Krieg mit Frankreich habe anfangen können, und endigt mit den Reden vom 29. und 30. Januar und vom 13. Februar 1869, in welchen es sich um die Welfenlegion und um die Beschlagnahme des Vermögens des Kurfürsten von Hessen gehandelt hat. Bismarck sprach darin über die Stellung Hannovers zu Preußen und wie er den hannöverschen Unterhändlern vor Ausbruch des Kriegs von 1866 gesagt habe, Hannover habe in Zeiten der Gefahr nur eine sichere Politik, nämlich die, sich an Preußen anzuschließen; unterliege Preußen, so werde man Hannover nicht viel thun; es werde dann vielmehr die klügste Politik sein, den Mittelstaat zu stärken auf Preußens Kosten; siege aber Preußen, so gebe es keinen sicherern Schutz als den, mit Preußen verbündet gewesen zu sein. Der Staatsvertrag vom September 1867 habe als Waffenstillstand angesehen werden müssen, und diesen habe König Georg gebrochen. Nicht der Glaube an ein privatrechtliches Vermögensrecht eines Kriegsfeindes, der seinen Frieden mit Preußen noch nicht geschlossen habe, sondern die Erwägung, daß König Georg als Herzog von Cumberland eine seiner Vergangenheit und seiner Stellung entsprechende Dotation erhalten müsse, habe bei der Bestimmung der Höhe derselben die Regierung geleitet. Die Rede vom 30. Januar enthält jene berühmte Stelle, in welcher wir das patriotische Gefühl des Bundeskanzlers hoch aufwallen sehen in den Worten: „Nehmen Sie an, daß in allen Ländern bis in das kleine Dänemark hinein eine Partei, eine Clique die Freiheit hätte, sich zu solchen Bestrebungen (wie die des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen) offen zu bekennen, solche Leute würden dort überall ersticken unter der zermalmenden Verachtung ihrer Landsleute; bei uns allein ist das nicht so; bei uns erliegen sie nicht der Verachtung; sie tragen die Stirn hoch, sie

finden öffentlich Vertheidiger bis in diese Räume hinein.“ Von den übrigen Reden, welche in diesem Bande enthalten sind, heben wir noch diejenigen hervor, welche Bismarck über das Verhältniß der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund, über Reisekosten und Diäten der Abgeordneten, über verantwortliche Bundesministerien, über die Erweiterung des Zollparlaments zum Vollparlament (Appell an die Furcht findet kein Echo in deutschen Herzen) gehalten hat.

Der Verfasser der Schrift „Die französische Revolution von 1789“, Freiherr F. O. von Nordenflycht (Nr. 2), hat sich die Aufgabe gestellt, auf Grund der Forschungen und Darlegungen der neuern französischen Geschichtschreiber, Labaume, Capefigue, Tocqueville, Granier de Cassagnac und Taine, durch eine kurzgefaßte Uebersicht die Möglichkeit einer unbefangenen Beurtheilung jener welterschütternden Revolution herbeiführen zu helfen. Der Verfasser bespricht zuerst, dem Werke Ranke's über französische Geschichte folgend, die Entwickelung der Verfassungszustände Frankreichs, die Kämpfe des Königthums gegen den Adel, die Verhandlungen mit der Curie, welche zum Concordat von 1516 führten und dem König bei Besetzung der Bisthümer und Abteien das Nominationsrecht verschafften, die Forderungen der Reichsstände von 1588, welche ihre Beschlüsse für Gesetze erklärten und ihre Zustimmung für alle Fragen von Krieg und Frieden und für die Erhebung neuer Steuern als nothwendig bezeichneten. Mit dem Tode Heinrich's IV. und mit dem Auftreten Richelieu's begann das Streben der Regierung, die mit hohen Staatsverwaltungsstellen erblich bekleideten Kronvasallen ihrer Macht zu entkleiden, die Fernhaltung der Reichsstände und der hochstehenden Pairs von der Staatsleitung und ebendamit der Uebergang zum Absolutismus. Es war die Zeit des ancien régime, des aufgeklärten Despotismus, des l'état c'est moi. Die Reichsstände wurden nicht mehr einberufen; an Stelle derselben beanspruchte der oberste Gerichtshof zu Paris, das Parlament, die Befugnisse eines politischen Parlaments und ging in seinem Streben nach Machterweiterung so weit, daß es, bei fortgesetzter Weigerung der Regierung, die Reichsstände zur Genehmigung neuer Steuern einzuberufen, sich die Berechtigung zuschrieb, die in Function befindlichen Provinzialstände zu einer reichsständischen Versammlung zusammenzurufen. Die Regierung beantwortete solche Ausschreitungen mit Auflösung des Parlaments und zeitweiliger Verbannung einzelner Parlamentsräthe, sah sich aber immer wieder zur Berufung des Parlaments genöthigt, was nur dazu diente, die königliche Autorität in den Augen der Nation mehr und mehr abzunutzen. Die Regierung Ludwig's XVI. versuchte es bald mit dem Parlament, bald mit einer Notabelnversammlung, konnte aber weder jenes, noch diese dazu bewegen, die finanziellen Vorlagen, welche die Heranziehung der privilegirten Stände (Adel und Geistlichkeit) zur Theilnahme an der Steuerlast betrafen, zu genehmigen. Da bei einer Staatsschuldenlast von etwa 5000 Millionen Francs die finanzielle Nothlage immer drückender wurde und der Staatsbankrott kaum zu umgehen war, so sah man in der Berufung der Reichsstände das letzte Rettungsmittel. Dem Finanzminister Necker gelang es endlich im December 1788, den König zu bewegen, daß er in die Berufung der Reichsstände einwilligte.

Die Führer des dritten Standes wollten die Reichsstände nicht blos zur Ordnung des Finanzwesens, sondern auch zur Herstellung einer demokratischen Verfassung benutzen. Der Boden war hierfür durch Montesquieu, Voltaire und Rousseau gehörig vorbereitet, von welchen namentlich der letztere durch seine Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät, worüber der Verfasser nähere Angaben macht, den größten Einfluß auf die politische und sociale Stimmung jener Zeit gehabt hat. Während der Wahlbewegung sah man überall kleine Gerichtsbeamten und Advocaten, welche dem Volke einredeten, daß, wenn man sie wähle, dem ganzen Adel mit seinen verjährten Privilegien der „Garaus“ gemacht, völlige Gleichheit hergestellt, eine neue Vertheilung des Grundeigenthums vorgenommen würde. Wir sehen hieraus, daß die berühmte Augustnacht nichts Unerwartetes brachte, sondern daß alles wohl vorbereitet war. Noch vor Beginn der Versammlung schrieb Camille Desmoulins in seinem Journal, es ständen 40000 Paläste und Landschlösser und zwei Fünftel des ganzen Grundgebiets von Frankreich zur Disposition für die anderweitige Vertheilung; sie würden die Belohnung sein für den Angriff und für die Ausdauer im Kampfe; diejenigen, welche bisher so selbstgefällig sich rühmten, die Eroberer und Ueberwinder zu sein, die fränkischen Edelleute würden jetzt ihrerseits an die Reihe kommen, erobert zu werden; die französische Nation müsse gereinigt werden. Dieses Programm des juridischen Pamphletisten wurde ausgeführt: die ganze gesellschaftliche Ordnung wurde durch das numerische Uebergewicht des dritten Standes unter Beihülfe bezahlter Rotten über den Haufen geworfen, die angeblichen Nachkommen der fremden Eroberer, die importirte fränkische Rasse, ausgetrieben, ihr Besitz und ihr Vermögen vertheilt. So wollte es die demokratische Gleichheit; Mord und Plünderung waren ihre Mittel. Der große Besitzwechsel, das heißt die Beraubung der ersten beiden Stände, der Geistlichkeit und des fränkischen Adels, zum Vortheil des keltischen dritten Standes, war das consequent verfolgte und auch wirklich durchgesetzte Ziel der Revolution. König Ludwig XVI., welcher nicht Einsicht genug hatte, um die der Monarchie drohende Gefahr zu erkennen, welcher von dem einmal gefaßten Beschlusse sich leicht wieder abbringen ließ und vor Anwendung jeder Gewalt zurückschente, war nicht der Mann, um der Revolution zu gebieten, wohl aber, um von ihr verschlungen zu werden. In dem Moment, wo er die Abgeordneten des dritten Standes als Nationalversammlung sich aufspielen ließ, wo er auf seine Aufforderung an die drei Stände, sich nun in ihre verschiedenen Berathungsräume zu begeben, sich von dem

Präsidenten Bailly sagen ließ: „Ich denke, die versammelte Nation hat von niemand, wer er auch sei, Befehle anzunehmen", Mirabeau dem Oberceremonienmeister zurief: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch die Gewalt des Volks und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette wegtreiben wird!" und der König die beiden ersten Stände schließlich selbst aufforderte, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen, war für ihn die Partie verloren und sein Thron nicht mehr werth als die Schlösser der „fränkischen" Edelleute, aus welchen bereits die Flammen emporzüngelten. Die Charakteristik, welche der Verfasser von dem Minister Necker, von Mirabeau, Lafayette, Robespierre entwirft, ist geeignet, manche Legende zu zerstören und manchen Lorber verwelken zu lassen.

In der Schrift „Deutschland vor hundert Jahren" (Nr. 3) bespricht Woldemar Wenck das Aufleben des politischen Sinnes, die Ansichten jener Zeit über Formen und Grundlagen staatlichen Wesens, die Fortschritte der politischen Aufklärung, den Landes- und Reichspatriotismus, die Vaterlandsliebe und das Weltbürgerthum, den preußischen Vaterlandssinn, Preußen und das deutsche Nationalgefühl, die ersten Eindrücke der französischen Revolution. Der Verfasser ist sehr vertraut mit der damaligen Literatur und weiß seine Ausführungen actenmäßig zu belegen. Er findet fast nirgends ein politisches Nationalgefühl bei den Deutschen, wol aber in den breiten Schichten der Bevölkerung, bei Beamten und Militärs Particularismus, und unter denen, welche auf der Höhe der Bildung zu stehen und ihre geistige Unabhängigkeit zu wahren meinten, Kosmopolitismus. Nur Preußen bildete eine Oase. Hier zeigte sich, hervorgerufen durch Friedrich den Großen, durch die beiden Schlesischen Kriege und ganz besonders durch den Siebenjährigen Krieg, ein Landespatriotismus von solcher Energie und Leistungsfähigkeit, wie er nirgends in Deutschland möglich war. Klopstock, Johannes Müller, Archenholz sprechen sich voll Bewunderung und Hoffnung auf die Zukunft aus; berliner Prediger stellen ihren Zuhöhrern das preußische Vaterland als den Mittelpunkt aller Erinnerung an die göttlichen Fügungen der letzten Jahre hin; Friedrich selbst schreibt in seinen Briefen über die Vaterlandsliebe gegen den Kosmopolitismus und preist jene nicht blos als die Quelle rühmlichster Thaten, sondern bezeichnet sie auch als ein Sittengebot, das unmittelbar hervorgehe aus den Verpflichtungen eines jeden gegen diejenige Staatsgesellschaft, deren Mitglied er sei und welcher er so Unermeßliches verdanke. Ein Staat, in welchem die Regierung und Verwaltung desselben, selbst das Privatleben des Königs offen besprochen werden konnte, Religions- und Denkfreiheit herrschte, eine gute Justiz ausgeübt wurde und der König, wenn er auch nicht bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft ging, doch als seine Aufgabe es erkannte, den Bauer in dem bestehenden Rechtsbesitz energisch zu schützen, ihn vor jeder Unbill des Mächtigen zu wahren, seine Lage zu bessern und seine Kräfte zu mehren, konnte mit Recht von jedem seiner Bürger hingebende Liebe und Aufopferung erwarten. Als dann Friedrich gegenüber dem auf Baierns Annectirung gerichteten Streben des Kaisers Joseph II. den Fürstenbund gründete, veröffentlichte Johannes Müller eine Schrift, welche mit vernichtender Schärfe Deutschlands Rechts- und Verfassungszustand besprach und den Fürstenbund als ein erstes Zeichen neuen Lebens im deutschen Staatskörper begrüßte. Gegen das Ende der achtziger Jahre, schon in den Jahren 1787 und 1788, sprachen namhafte Schriftsteller die Ueberzeugung aus, daß Europa auf dem Punkte stehe, eine schreckliche Revolution zu erleben; in der Einberufung der französischen Reichsstände erblickte Schlözer die größte Begebenheit unserer Tage, und Klopstock, früher ein Franzosenfeind und Bewunderer Friedrich's des Großen, richtete eine begeisterte Ode an den „aufdämmernden Reichstag Galliens". Die Nachricht von dem Bastillesturm und von den Beschlüssen des 4. August erfüllte Johannes Müller mit solchem Entzücken, daß er den 14. Juli den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft nannte und diese Freiheit mit wenigen Burgen reicher Barone und mit den Köpfen weniger schuldigen Großen wohlfeil erkauft fand. Schlözer ging über die Excesse vom 14. Juli leicht hinweg und meinte, Krebsschäden könne man nicht mit Rosenwasser heilen, und das vergossene Blut möge auf die Despoten und deren infame Werkzeuge kommen, durch welche die Revolution nothwendig geworden sei. Die gefühlvolle Karoline Böhmer fand die ganze Gleichheitsmacherei mit obligatem Köpfen und Plündern „prächtig". Dagegen trat das hamburger politische Journal in die entschiedenste Gegnerschaft gegen die Revolution und gegen jede Bedrohung bestehender Gewalten. Die Zahl solcher Stimmen mehrte sich, je größer die Aergernisse waren, welche die französische Revolution in ihrem Fortgange darbot und je mehr die deutschen Regierungen sich zu energischen Gegenwirkungen gegen das Anpreisen des französischen Heils aufgefordert fühlten; denn die Revolution fand Nachahmung in den vielen kleinen Gebieten der Rheinlande, in den innerhalb der französischen Reichsgrenzen gelegenen deutschen Herrschaften, in der Pfalz und in Kassel, am meisten in den geistlichen Territorien und Reichsstädten. Die Begeisterung für die Revolution nahm mit dem Anwachsen der blutigen Greuel ab, ohne daß jedoch in den bürgerlichen Klassen Deutschlands eine reactionäre Stimmung die Oberhand erlangt hätte; vielmehr traten in den Landtagen die Vertreter der Städte um so energischer gegen die Privilegien des Adels und für Herstellung eines constitutionell-monarchischen Staatswesens auf. Deutscher Patriotismus war damals weder bei den Feinden, noch bei den Freunden der Revolution zu finden. Erst nach dem Aufhören des Deutschen Reichs und nach den harten Schlägen, welche Preußen getroffen hatten, erwachte mit der Erhebung Preußens jene Reaction des nationalen Gefühls, welche

dem Gedanken an ein deutsches Vaterland ein neues Leben und einen neuen Charakter verlieh.

Der anonyme Verfasser der Schrift „Das Volk in Waffen im Sinne der Demokratie" (Nr. 4) will, auf amtliche Documente und stenographische Berichte sich stützend, den Nachweis führen, daß ein Volk in Waffen, wenn es in den Dienst der Demokratie kommt, zu einer zuchtlosen Bande ausartet und daß nur das nach altpreußischer Tradition organisirte und disciplinirte Heer, das im Dienste des Königs stehe, das Volk in Waffen, das nach außen und nach innen Schutz biete, zu nennen sei. Als nach den Barrikadenkämpfen der von fremden Emissären aufgestachelten berliner Bevölkerung das Militär auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. aus der Stadt sich zurückzog, übernahm die Bürgerwehr den Schutz für die Sicherheit des Königs und der Regierung und die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt. In einer Zeit, in welcher das Club- und Vereinswesen so üppig sich gestaltete, bildete sich auch ein Bürgerwehrclub, ein Bürgerwehrausschuß und zuletzt ein demokratischer Bürgerwehrverein, welch letzterer mit den radicalen Mitgliedern der Nationalversammlung, die in Waldeck ihren „Götzen" anbeteten, Fühlung unterhielt, den widerstrebendsten politischen und socialen Ansichten Geltung in der Bürgerwehr zu verschaffen suchte, alle Verwaltungsmaßregeln kritisirte und damit großen Anklang fand. Am 9. Juni war großer Pöbelauflauf vor dem Sitzungslocal der Nationalversammlung. Der Antrag, daß dieselbe in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären solle, die Kämpfer des 18. und 19. März hätten sich ums Vaterland wohl verdient gemacht, wurde berathen und abgelehnt. Beim Herausgehen aus dem Local wurden der Minister von Arnim und der Prediger Sydow vom Pöbel auf schändliche Weise mishandelt und nur durch die hinzukommenden Studenten befreit. Die Bürgerwehr, welche an allen Sitzungstagen dort einen verstärkten Wachposten hatte, that nichts zum Schutze dieser Männer, auch nicht auf die Aufforderung eines Majors. Bei dem berüchtigten Zeughaussturm ließen die Bürgerwehrbataillone vom Pöbel, der in das Gebäude einzudringen versuchte, sogar ihre Gewehre untersuchen, ob sie etwa geladen seien, und ein zur Verstärkung nach dem Zeughaus beordertes Bataillon ergriff, als es Schüsse hörte, sofort die Flucht und war nicht mehr aufzuhalten. Die Mishandlungen conservativer Abgeordneten wiederholten sich am 15. und 31. October. Dieselben wurden Verräther genannt, Bündel Stricke ihnen entgegengehalten und gerufen: „Daran müssen alle von der Rechten aufgehängt werden." Der General von Brandt mußte die Worte hören: „Das ist der Kriegsminister, das ist auch so ein Hallunke wie die andern." Die Bürgerwehr hatte sich in den Dienst der Revolution begeben, welche den Thron stürzen und eine Republik, eine Anarchie einführen wollte, und bildete die Creatur der demokratischen Parlamentsmehrheit. Diesen Zuständen mußte ein Ende gemacht werden. Rasch folgten sich die wichtigsten Ereignisse: die Ernennung des Ministeriums Brandenburg, die Vertagung der Nationalversammlung und die Verlegung ihres Sitzes nach Brandenburg, der Einmarsch der Truppen unter General Wrangel, die Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin, die Auflösung der berliner Bürgerwehr. Damit war das Volk in Waffen, im Sinne der Demokratie, vom verdienten Schicksal betroffen, und das eigentliche Volk in Waffen, welches wußte, was es seiner Waffe schuldig war, trat an dessen Stelle.

Die Aufsätze und Reden des ungarischen Ministers August Trefort (Nr. 5) sind meist in den Jahren 1882—86 entstanden und behandeln theils Personen und Zustände, welche der neuesten ungarischen Geschichte angehören, theils das Leben und die Wirksamkeit französischer Geschichtschreiber und Staatsmänner. In der Darstellung des Lebensganges des ungarischen Ministers Melchior Lonyay bezeichnet der Verfasser die Vorfälle des Jahres 1848 als den Anbruch eines neuen Zeitabschnitts in der Geschichte Ungarns. Während dasselbe bisher ein mittelalterlich feudales Land war, in welchem der Adel und der Klerus ausschließlich die Herrschaft ausübten, die Bauern durch den Comitatsadel, durch die Großgrundbesitzer und durch die Steuerlast sich gedrückt fühlten, bei dem Mangel an Verkehrsmitteln Industrie und Handel nicht aufkommen konnten, keine Volksschulen bestanden und der wiener Absolutismus in voller Blüte war, finden wir nach den Ereignissen von 1848 das Land ausgestattet mit allen Attributen des modernen Staats, als Herrn seines eigenen Schicksals und im Besitze aller Voraussetzungen der Entwickelung. Lebhaften Antheil an diesen Ereignissen nahm Lonyay, welcher, kaum einundzwanzig Jahre alt, in den Reichstag von 1843 gewählt, 1848 Mitglied des revolutionären Reichstags von Debreczin wurde und nach Niederschlagung der Revolution mehrere Jahre in Paris als Flüchtling zubrachte. Nach der Rückkehr aus dem Exil beschäftigte er sich mit der Oekonomie und mit volkswirthschaftlichen Studien. Bei den Verhandlungen über den Ausgleich Ungarns mit Oesterreich nahm er an allen Conferenzen theil und galt in finanziellen Fragen als Autorität. Er wurde 1867 ungarischer Finanzminister, 1870 Finanzminister im gemeinsamen Reichsministerium, 1871 ungarischer Ministerpräsident und nahm, nachdem die Eisenbahnverträge, das Wahlgesetz und die serbischen und kroatischen Angelegenheiten seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen und ihm heftige Kämpfe mit der Opposition der Linken zugezogen hatten, 1872 seine Entlassung, um als Mitglied des Oberhauses und durch seine Thätigkeit als Schriftsteller und in Vereinen dem Interesse des Vaterlandes zu dienen. Franz Deak hob in einer Rede die „unaussprechlichen" Verdienste Lonyays um den finanziellen Theil des Ausgleichs, um das Zustandekommen des Ausgleichs mit Kroatien und um die glückliche Lösung der Militärgrenzfrage hervor. Der Verfasser faßt sein Urtheil über den 1870 in den Grafenstand erhobenen

Landsmann in den Worten zusammen, er habe nach seinen Neigungen, seiner geistigen Richtung und vielseitigen Bildung in der Politik jener Schule angehört, welche Fortschritt und Conservatismus zu verbinden suche, die freiheitlichen Institutionen fördere, dabei aber ein großes Gewicht auf Ordnung und gute Administration lege, und seine Kenntnisse in der Volkswirthschaft und besonders im Finanzwesen hätten im Lande solche Anerkennung gefunden, daß er, sobald die Ausgleichsverhandlungen in Fluß gekommen seien, für den prädestinirten Finanzminister gegolten habe.

Bei der Darstellung des Thiers'schen Lebensbildes macht der Verfasser dem Geschichtschreiber den Vorwurf, daß er in seiner Geschichte der französischen Revolution die letztere nicht nach ihrer Wahrheit und Wirklichkeit schildere, sondern mehr die Legende als die thatsächliche Geschichte berücksichtige. In dem Streben Napoleon's I. nach Weltherrschaft sieht er das Wesen des Despoten, den Cäsarenwahnsinn und bezeichnet ihn als die Verkörperung des „Fürsten" von Macchiavelli. Wenn der Verfasser so sehr betont, daß England allein unter den europäischen Staaten unbesiegt geblieben sei und zum Sturze des Cäsars soviel beigetragen habe, so vergißt er, daß England ein Inselreich ist, daß es, im Centrum des Continents gelegen, dem Schicksal der andern Continentalmächte sicherlich nicht entgangen wäre, und daß zur Vernichtung des französischen Kaiserreichs Preußen weit mehr beigetragen hat als England, zumal da die Opfer des letztern hauptsächlich in Auszahlung von Subsidiengeldern bestanden. Höher als den Geschichtschreiber Thiers stellt der Verfasser den Redner, wenn er ihn auch nicht von dem Fehler der Weitschweifigkeit in der Besprechung allgemein bekannter Dinge freispricht, noch höher aber den Staatsmann, der nach den Niederlagen Frankreichs die communistische Revolution niederwarf, den Frieden von Frankfurt schloß und sein Vaterland nach Verlauf von zwei Jahren von der fremden Besatzung befreite. In der dreijährigen Präsidentschaft Thiers' erblickt der Verfasser den Glanzpunkt seiner politischen Laufbahn.

In der Schrift „Der Kampf um Konstantinopel in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" geht J. von Tamamchef (Nr. 6) bis zur römischen Weltherrschaft zurück und beschreibt die Geschichte der Balkanhalbinsel von Konstantin dem Großen bis zu Abdul Hamid. Am Schluß stellt er die Frage auf, wem die Erbschaft der Türken, falls ihre Herrschaft gestürzt würde, zufallen solle. Viele halten die Griechen für die directen rechtmäßigen Erben und sie selbst sind von der Rechtmäßigkeit ihrer Erbansprüche vollständig überzeugt. Der Verfasser aber glaubt, daß diese zu wenig vorbereitet seien, um eine leitende Rolle auf der Balkanhalbinsel und im Archipelagos zu übernehmen, und daß sie in dem Widerwillen der Großmächte und in der Rivalität der Slawen, besonders der in Macedonien wohnenden Slawen unüberwindliche Schwierigkeiten fänden. Eine andere Möglichkeit wäre die Stiftung einer Conföderation der fünf Donau- und Balkanstaaten Rumänien, Serbien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland. Würde sie zu Stande kommen, so würde sie einen mächtigen Einfluß auf die noch übrigen türkischen Provinzen ausüben und die Fortdauer der türkischen Herrschaft am Bosporus bald unmöglich machen. Aber die politische Eifersucht und die nationale Verschiedenheit dieser Staaten sind für die Gründung einer solchen Conföderation nicht günstig. Gern würde Rußland, das sich ja schon längst als den Protector der griechischen Christen des Balkans ansieht, die Hegemonie über die dortige slawische Welt übernehmen, um dann den Marsch nach Konstantinopel mit Aussicht auf Erfolg eröffnen zu können. Das Beispiel Serbiens und Bulgariens, welche Länder mit russischer Hülfe sich von der türkischen Herrschaft losgemacht haben, zeigt uns jedoch, daß diese Volksstämme sich von einer staatlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit mehr Heil versprechen als von einer russischen Hegemonie. Und selbst wenn das nicht der Fall wäre, würde Rußland in dem Widerstande Oesterreichs, das seine Blicke nach Saloniki richtet, in dem Widerstande Italiens, das lieber einige kleine Staaten als eine einzige große Macht an den Ufern des Mittelmeeres seine Fahne entfalten sieht, und in dem Widerstande Englands, das für seine Stellung in Aegypten und in Asien zu fürchten hätte, die größten Schwierigkeiten für die Ausführung seiner byzantinischen Pläne finden. Die weitere Frage, was bei dem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft aus Konstantinopel werden solle, beantwortet der Verfasser dahin, daß, falls eine Conföderation der Balkanvölker zu Stande käme, diese nach ihrer Lage unvergleichliche Stadt der Sitz eines Balkanbundestags werden könnte, daß sie aber, falls das Project einer russischen Hegemonie sich verwirklichen würde, dem Schicksal, eine russische Stadt zu werden, kaum entgehen könnte, wobei es freilich fraglich wäre, ob Rußland den Besitz dieser Stadt gegen die Angriffe der drei obengenannten Staaten lange behaupten könnte.

Die „Gesammelten Aufsätze" von Albert E. Fr. Schäffle, dem ehemaligen Professor der Nationalökonomie in Tübingen und in Wien und nachherigem österreichischen Handelsminister, haben hauptsächlich finanzielle und volkswirthschaftliche Themata zum Gegenstande ihrer Erörterung. Der Verfasser beherrscht dieses Terrain mit großer Meisterschaft, zeigt Vertrautheit mit der dazu gehörigen Literatur und entwickelt seine Gedanken mit wünschenswerther Gewandtheit und Klarheit. Auch staatsrechtliche Fragen unterzieht er seiner kritischen Behandlung. Der Aufsatz über den „constitutionellen Bundesstaat von groß-, mittel- und kleinstaatlichen Erbmonarchien" ist zuerst im Jahre 1863 in der „Deutschen Vierteljahrschrift" veröffentlicht worden, also in jener Zeit der Bundesreformbestrebungen, in welcher die österreichischen Staatsmänner auf dem frankfurter Fürstencongreß den Entwurf einer neuen Bundesverfassung vorlegten, welcher die Einsetzung eines

Directoriums von fünf Fürsten und eines aus Delegirten der Landtage der einzelnen Staaten zusammengesetzten Parlaments vorschlug. Der Verfasser bespricht zuerst die Bedingungen eines für den Staat heilsamen constitutionellen Lebens und findet diese darin, daß die verschiedenen Factoren der Gesetzgebung zu einem Einverständniß miteinander kommen, daß dauernde Conflicte vermieden werden und kein Theil den andern zur Unterwerfung unter seinen Willen zwingen will, wodurch einerseits eine absolutistische, andererseits eine parlamentarische Herrschaft entsteht. Das constitutionelle Leben ist daher nach der Darstellung des Verfassers nur da möglich, wo die Elemente des Volkslebens dazu angethan sind, den formellen Dualismus der constitutionellen Factoren zu überwinden und ohne Conflict oder nach kurzem Conflict zur freien Verständigung der concurrirenden Factoren, zu Compromissen der Parteien, mindestens zu periodischen Waffenstillständen zu gelangen. Wo dies nicht möglich ist, ist der Constitutionalismus nicht heilsam; denn über dem Verfassungsmechanismus, welcher über die Mäßigung des politischen Lebens verbürgt, steht „die Nothwendigkeit politischen Leben- und Handelnkönnens" selbst. Die mechanisch formelle Zweiheit constitutioneller Willen muß sich durch den sittlich politischen Geist der Nation immer wieder selbst überwinden, hat ihn zur Voraussetzung. Ohne diesen Geist ist der Constitutionalismus ein tödtender Buchstabe und wird zur zerstörenden Anarchie. Aber der constitutionelle Mechanismus kann nicht für jeden besondern Staat oder Staatenverein der gleiche sein, sondern bedarf je nach den verschiedenen Eigenthümlichkeiten derselben einer besondern Regelung. Ueberall, wo die constitutionellen Formen bestehen, finden die drei Factoren, Krone, erste und zweite Kammer, in der höhern Interesseneinheit zuletzt immer den Verständigungspunkt, wenn nicht gerade eine Mehrheit von Centrumsmitgliedern, Deutschfreisinnigen, Demokraten und Socialdemokraten, polnischen und elsaß-lothringischen Reichsfeinden, ihr Interesse darin findet, es zu keiner Verständigung mit dem Regierungsfactor kommen zu lassen. Diese Grundsätze finden nicht blos auf das constitutionelle Leben eines Einzelstaates, sondern auch auf das eines Bundesstaates Anwendung. Je mehr in letzterm die Nationaleinheit eine herrschende Macht über dem Particularismus ist, desto mehr ist Stärke des Ganzen nach außen und Rechtssicherheit der Theile nach innen möglich, ohne daß die verschiedenen concurrirenden Gewalten sich in verzehrenden Conflicten aufreiben. Gerade hierin aber tritt der Wesensunterschied zwischen dem constitutionellen Bundesstaat von vielen kleinen Republiken, wie er in der Schweiz und der amerikanischen Union auftritt, und dem constitutionellen Bundesstaat von Erbmonarchien der verschiedensten Machtgröße aufs stärkste hervor, und es ist ganz falsch, wenn einige Theoretiker der Ansicht huldigten, man könne die Formen des republikanischen Bundesstaates auf jede Art von Bundesstaat übertragen. Der Verfasser spricht sich nun für die Einsetzung einer collegialen Centralgewalt, des Directoriums, als des möglichst kräftigen Organs des monarchischen Bundesstaates, und für die Einsetzung eines Parlaments aus, das nicht aus directen Wahlen, sondern aus den Landtagen der Einzelstaaten hervorgeht, also den österreichisch-ungarischen Delegationen entspricht, erklärt sich aber gegen ein Staatenhaus und bezeichnet dasselbe als ein nur für einen republikanischen, nicht für einen monarchischen Bundesstaat nützliches Institut. Schließlich erklärt sich der Verfasser, wie wir dies auch bei englischen Schriftstellern finden, gegen das allgemeine Wahlrecht, gegen die abstracte Doctrin von dem wählenden „ganzen Volk", da die Masse ja doch nur „Stimmpfeife" einer kleinen Aristokratie dirigirender Persönlichkeiten und Coterien von Journalisten, Gastwirthen, Beamten, Geistlichen (namentlich katholischen), Bürgeraristokraten u. s. w. sei. Die Aufgabe der Verfassungspolitik sei es, das Recht des politischen Wählens so zu ordnen, daß die für die staatlichen Functionen tüchtigsten Organe nicht durch das Volk der „Masse", sondern durch das Volk der „politischen Tüchtigkeit" bestellt werden, und wenn einzelne ausgeschlossen werden, so sei hierbei, wie sogar Rotteck sage, von Ungerechtigkeit nicht die Rede.

Wilhelm Müller.

Zur Romanliteratur.

Gepa. Ein Roman von Karl Bömers. Zwei Theile. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1887. 8. 10 M.

Eine flott erzählte Mönchsgeschichte auf historischem Grunde, die wir fast ebenbürtig Scheffel's „Ekkehard" zur Seite stellen möchten. Der etwas verwickelte Verlauf des Romans ist kurz folgender.

Der junge Benedictiner Mönch Cyrillus, eigentlich Rainald von Widen, zieht im Auftrage des Abtes Wibald von Corvey gen Köln, um dort dem Erzbischof Rainald eine in Corvey angefertigte kunstvolle Abschrift von Ovid's Metamorphosen zu überbringen. In Bacharach rastet er und macht die Bekanntschaft mit Jolinka, der schönen, gelehrten und verführerischen Pflegetochter des Meisters Arnold Stabius, genannt die Trude, auch wol die Zauberin von Bacharach. Freundlich bewirthet sie ihn, entlockt ihm von ihm selbst gedichtete lateinische Lieder und verschenkt sogar seine Bedenken, ihren profanen Blicken den Ovidius zu enthüllen.

In scharfem Contrast mit dem strengern Mönchswesen damaliger Zeit steht ein Bild, wie es im zweiten Kapitel

gezeichnet wird. Unter dem Vorsitz von Nikolaus von Aurioli, der Primas von Clugny genannt, halten Scholaren im Wisperthal, unweit der Lauksenburg, ein Bacchusfest ab. Diesem „Primas von Clugny" überbringt Rainald von Wieden einen Gruß von Jolinka, findet freundliche Aufnahme und singt unter dem Beifall der Scholaren ein schwungvolles Lied, das er auf sie gedichtet:

Ave formosissima, gemma pretiosa,
Ave decus virginum, virgo gloriosa.

Nach dem Fest belauscht er einen verrätherischen Anschlag des Primas gegen den Erzbischof und Reichskanzler Rainald, bei welchem Gerhard, der Spielvogel, dem Primas seinen Beistand versagt.

Graf Rainald von Dassel, der Reichskanzler und Erzbischof von Köln, der zu Gunsten des Kaisers die Wahl des Papstes Victor IV. gegenüber der seines Gegencandidaten Alexander III. durchzusetzen bemüht ist und zu diesem Zweck eine Reise nach Italien unternommen hatte, war in seine bischöfliche Pfalz in Köln zurückgekehrt, festlich empfangen von deren Bewohnern, vor allem von seiner jungen Schwester Gepa, als der Klosterscholar Rainald von Wieden, sein Pathenkind, Einlaß erbittet. Freundlich wird er empfangen, und er muß sich in höfische Gewänder kleiden. Des Kanzlers Freund, Adolf von Schaumburg, meldet die Ankunft des Primas von Clugny, welcher im Auftrage des Abtes von Clugny, beziehungsweise des Königs Ludwig von Frankreich, die Wahl Alexander's zum Papst befürwortet. Der Kanzler zeigt sich wenig willfährig, und so gedeiht der von dem Meister Stabius geschürte Plan zur Reife, den Kanzler als bedeutendsten Gegner durch Meuchelmord zu beseitigen. Dies soll durch Vergiftung geschehen auf einem Feste, welches der Kanzler veranstaltet, und auf dem auch der Primas erscheint. Rechtzeitig wird der Anschlag durch Rainald von Wieden verhütet. Schwer aber verwundet letztern der fliehende Primas.

Unter der Pflege der frommen Gepa, die aber in weltlicher Liebe zu ihm entbrennt, gesundet Rainald. Sie überrascht ihn bei einem Beisammensein mit der „Zauberin von Bacharach", die ihrem Pflegevater Stabius nach Köln gefolgt war und Rainald von Wieden jetzt bittet, den Erzbischof von Mainz, Arnold von Selenhofen, der ihr einst Gutes erwiesen, vor den Mainzern zu warnen.

Aus dem Klosterbruder Rainald von Wieden entwickelt sich nunmehr in Köln ein flotter Zechbruder. In einer Taberna trifft er den ihm vom Wisperthal bekannten Gerhard Spielvogel wieder. Während er auf seiner Reise gen Köln, vor der Ankunft im Wisperthal, noch von reisenden Scholaren verspottet worden war, wird ihm jetzt die Freude zutheil, von solchen sein berühmt gewordenes „Meum est propositum, in taberna mori"*) singen zu hören. Dies Lied trägt ihm besonders auch den Beifall des Vaganten Seelo von Bageux ein. Bei einer in der Nähe von Mainz abgehaltenen Johannisfeier rettet er die mitanwesende Jolinka, die mit ihrem Pflegevater nach Mainz übergesiedelt war, vor abergläubischem Pöbel. Er verspricht ihr, sie einst in sein Wiedenschlößchen an der Weser heimzuführen.

Seinem Versprechen gemäß warnt Rainald von Wieden den in Bingen weilenden Erzbischof Arnold von Selenhofen vor den Gesinnungen der Mainzer und folgt ihm nach Mainz. Auch droht ihm Todesgefahr durch den erbitterten Primas von Clugny. Stabius, dessen Pflegetochter er errettet, schützt ihn. Als der Erzbischof sich nicht bequemen will, die Bedingungen der Mainzer zu unterschreiben, entbrennt ein wüthender Kampf um den befestigten Selenhof und das Kloster St.-Jakob, in dem sich der Erzbischof mit seinen Reisigen verschanzt. Aber wie muthig sie auch kämpfen, sie erliegen der Uebermacht. Auch Arnold von Selenhofen muß, als er unter den frei abziehenden Mönchen von St.-Jakob entdeckt wird, sein Leben lassen. Rainald von Wieden erhält auf Verwendung Jolinka's und Stabius' wider seinen Willen die Freiheit.

Die Haupträdelsführer der Mainzer, unter ihnen der Abt Werner von Batland, Stabius und Jolinka, mußten ihre Empörung durch Gefangenschaft büßen. Obwol auf seiten der Bischöflichen stehend, unterstützt Rainald von Wieden Gerhard Spielvogel's Unternehmen, Stabius und Jolinka zu befreien, da er ihnen seine eigene Befreiung zu danken hatte. Zuvor weilte er mit seinem Pathen auf dem Fürstentage in Erfurt und war dann mit diesem zurückgekehrt nach Köln. Hier gewinnt Gepa, die seinen Muth und seine Wunden durch eine Rose lohnt, sein Herz; Jolinka aber, deren Rettung gelingt, sagt er die Treue auf. Mit dem Reichskanzler und fünfhundert Geharnischten zieht er dem Kaiser entgegen.

Unweit des von den Kaiserlichen belagerten Mailand finden wir den Kaiser Friedrich in ein politisches Gespräch mit dem Reichskanzler vertieft. Des letztern Pathe und Secretär, Rainald von Wieden, wird mit einem Schreiben des Kanzlers an den im Lager der Kölnischen weilenden Adolf von Schaumburg entsendet. Abgesandte der Mailänder werden von diesem schroff zurückgewiesen, und es entspinnt sich ein blutiger Kampf zwischen den Mailändern und den Belagerern. Rainald, der wie der Kaiser die Schonung Mailands wünscht, verliert die Gunst seines Pathen und wird von ihm mit einem geheimnißvollen Schreiben an den Abt Rothard im Kloster Breme gesandt, nachdem er durch diesen einen Brief Jolinka's erhalten, der ihm von einer durch ihn beleidigten Gauklerin vorenthalten worden war.

Beim Abt Rothard im Kloster Breme-Novalesa wird Rainald kund, daß ihn der Kanzler für ein halbes Jahr aus seiner Nähe verbannt. Ein versöhnender ihm Gepa ins Gedächtniß rufender Vers des Kanzlers macht ihm sein Schicksal weniger empfindlich, und so läßt er sichs denn bei den auch weltlichen Freuden zugethanen Mönchen des Klosters wohl sein bis zum plötzlichen Erscheinen des

*) Nach den Commersbüchern: „Mihi est propositum".

Spielvogels, der Aufträge aus der kölner Kanzlei an den Kaiser und den Kanzler ausgerichtet hatte und jetzt seiner erschütterten Gesundheit wegen über Genua nach Salerno reisen will. Gern findet er sich bereit, ihn zu begleiten. Spielvogel nimmt theil an einem originellen Gelage der Mönche, bei welcher er Rainald's Meum est propositum intonirt, dem Rainald selbst unter großem Applaus die letzten Verse hinzufügt.

Ueber Turin reisen Rainald und Spielvogel zunächst nach Genua.

Am Hofe des Königs Wilhelm von Sicilien in Palermo, an welchem seit Jahresfrist auch der Primas von Clugny, Stabius und Jolinka weilen, treffen die beiden Reisenden, von Salerno zurückkehrend, mit diesen zusammen. Rainald wird von Jolinka, die ihm bekennt, daß sein und ihr Kind inzwischen gestorben, kalt aufgenommen. Auch Matthäus Noweling, genannt Novellus, der einst um Jolinka seinen Bruder verstoßen, weilt in Palermo. Ungeachtet seines Verbrechens kommt Rainald ihm freundlich entgegen. Bei einem spätern Rendezvous mit Jolinka kommt die alte Liebe zu Rainald zum Vorschein.

Der Zustand Spielvogel's hat sich inzwischen immer mehr verschlimmert. Auf dem Sterbebett erzählt er Rainald, daß sein Name eigentlich Gerhard von Canstatt sei und daß er einst freventlich Jolinka's Mutter, Godila Spalding, mit dem Primas von Clugny eingesegnet, daß aber Stabius deren Vater sei. Sterbend klagt er sich als Verführer Jolinka's in Bischofsheim an. Wegen eines Vergehens wider den König soll Rainald gleich nach dem Tode Gerhard's dem Kerker überantwortet werden. Ein von Novellus geschürter Aufruhr, in welchem der verhaßte Großkanzler, Majo von Bari durch des letztern, Novellus durch des Königs Hand fällt, befreit Rainald und Jolinka aus der rächenden Macht des Königs. Jolinka ersticht den Primas von Clugny. Jetzt kann Rainald sie nicht rettungslos zurücklassen und schifft sich mit ihr nach Genua ein.

Im Fürstenrathe zu Lodi wird der Untergang Mailands beschlossen ungeachtet der Unterwerfung der Mailänder. Auch Genua unterliegt. Dort sieht Wenzel von Hoya seinen alten Freund Rainald von Wieden in dem Augenblick nieder, als ihn Jolinka schlafend einer Locke beraubt. Beide lebten hier getrennt, Rainald von seiner Liedkunst, Jolinka von dem Erlös eines Schmucks. Als Rainald mit Wenzel nach Mailand zieht, nimmt er Abschied von Jolinka, welche ihm erzählt, daß der Primas von Clugny ihr erster Verführer gewesen sei. Seine Hülfe verschmäht sie. Jolinka folgt ihm mit der schönen Thais von Epinal, der erwähnten Gauklerin, mit Seelo von Bageux und andern Kunstgenossen nach Mailand. Stabius und der Hofnarr Camillo langen aus Palermo in Genua an.

Auf den Trümmern Mailands sehen der Reichskanzler und Rainald von Wieden sich wieder. Letzterm ist durch einen Mönch bekannt geworden, daß in der Behausung derer von Thurn die Gebeine der Heiligen drei Könige ruhen. Durch einen alten Diener finden sie Einlaß zu der geheimnißvollen Stätte. Der Diener Andronikus aber hält sie dort gefangen. Qualvolle Stunden verleben sie in dem Verließ. Asso von Thurn schenkt ihnen unter der Bedingung, daß ihm Hab und Gut ersetzt werde, die Freiheit und die Gebeine der Heiligen drei Könige. Große Ehren werden Rainald von Wieden bei dem von dem Kaiser und der Kaiserin in Pavia gefeierten Osterfest zutheil. Durch Seelo von Bageux wird er dort dem fahrenden Volk zugeführt, in dessen Mitte Jolinka weilt. Er befreit sie von der Beschuldigung, eine goldene Kette der Gräfin Colonna Villanova entwendet zu haben. Der Reichskanzler zieht mit Rainald unter großem Gefolge und mit den Reliquien der Heiligen drei Könige über das Kloster Breme und Vienna gen Köln.

Auf die in Wien erhaltene Nachricht, daß Gepa im Kloster Remiremont zu Toul weile, geht dorthin durch Hochburgund zunächst die Fahrt. Die zärtlichste Begrüßung mit Gepa erfolgt. Rainald wirkt in dem zu Gepa's Ehren im Garten von Remiremont aufgeführten „Liebesconcil“ mit. Hier findet sich Gelegenheit zum innigsten Liebesaustausch zwischen Rainald und Gepa. Da tritt Jolinka zwischen sie. Gepa wendet sich von ihm. Unwillig stößt Rainald Jolinka zurück. In dem alten Seelo von Bageux findet sie einen Tröster. Gepa verlästert sie bei ihrem Bruder, dem Reichskanzler.

Mit großem Pomp zieht der Reichskanzler mit Rittern und Reliquien im heiligen Köln ein, Rainald von Wieden als Herold voran. Auch Stabius und seine Tochter Jolinka finden sich hier wieder. Beide werden ergriffen und mit andern Ketzern zum Flammentode verurtheilt. Unter dem Vorsitz des Richters Hardevust finden die Verhandlungen statt. Rainald's entlastendes Zeugniß vermag Jolinka nicht zu retten.

Durch Bestechung gewinnt Rainald den Gefängnißwärter Kaspar Kehlsticker zum Einlaß bei Jolinka in der „Hacht“, ihrem Gefängniß, und zu ihrer erhofften Befreiung zum Richtplatz am Judenfriedhof. Vergebens sucht er Gepa, die Hauptanklägerin Jolinka's, zur Gnade zu bestimmen. Die Schuldigen werden dem Richtplatz zugeführt. Stabius, von seiner eigenen Tochter bei den Gerichtsverhandlungen verlästert, verschmäht eine Aussöhnung mit ihr. Wohl ist Rainald zu Jolinka's Befreiung bereit, das Volk und auf Gepa's endliche Bitte selbst der Reichskanzler heischen Jolinka's Befreiung; schon liegt sie in Rainald's rettenden Armen, da ertönt die Stimme des Meisters Stabius: „Meine Tochter, meine Tochter!“ — und ihn umklammernd versinkt sie mit ihm im Flammengrab.

Rainald hatte ihre Rettung aus den Flammen versucht, war aber durch Kehlsticker daran verhindert. Nun kehrt er schwermüthigen Sinnes mit einem Briefe des Erzbischofs und Kanzlers an den Abt Wibald von Corvey in die Heimat zurück. Der erste, der ihm begegnet, ist der Klosterbruder Willehalm, der ihm über die Mutter

im Wiedenschlößchen und den Abt berichten muß. Erst sucht er seine Mutter, Frau Imma, auf, die er in Gesellschaft des jungfräulichen Mägdeleins Winlint Aepfel pflückend findet. Trauliche Stunden der Mittheilung mit seiner Mutter folgen. Stolz ist sie mit dem Ehrenreichen, traurig mit dem schwer Heimgesuchten. Etwas kühl wird er später von dem Abt Wibald empfangen, doch aber zu öfterm Besuch geladen. So weilt er abwechselnd im Wiedenschlößchen und in Corvey oder jagt mit dem Grafen von Everstein vom Schloß Fürstenberg im Solling. Erst als seine Mutter gestorben, nimmt er Abschied von der traurigen Winlint, die er ihrem Verehrer Hezilo nicht abwendig machen will, dann von dem Abt Wibald, der ihn mit der traurigen Nachricht von dem Tode des Reichskanzlers überrascht.

Zum Begräbniß seines Pathen langt er in Köln an. Hier trifft er mit dem Kaiser und der Kaiserin zusammen. Klagend theilt ihm der Kaiser den herben Verlust vieler Edeln mit, die in Welschland gefallen. Als Aebtissin des Klosters St.-Ursula findet er Gepa wieder. In trauter Unterredung mit ihr wird er noch einmal wankend, ob er nicht dem himmlischen Leben sich wieder zuwenden solle, um in ihrer Nähe zu weilen. Sie aber duldet dies nicht. Beide finden die Gnade des Kaiserpaares und Rainald folgt dem Kaiser nach Bamberg und ins Heilige Land. Wo er gestorben, ist nicht bekannt.

Das „Nachwort“ des Romans gibt die aufklärende Notiz, daß in Rainald von Wieden, auf höchst dürftige Notizen gestützt, die dennoch beglaubigte Person des unter dem Namen „Archipoeta“ im 12. Jahrhundert lebenden lateinischen Dichters gezeichnet sei. Auch einige andere Bemerkungen über Gepa, die „Hexe von Bacharach“ u. s. w. werden mitgetheilt, soweit nicht bereits in besonders wichtigen Anmerkungen am Schluß der beiden Bände der historische Inhalt des Werks näher begründet und erläutert ist. Als Quellen werden in den letztern eine größere Anzahl von Schriften an den betreffenden Stellen hervorgehoben.

Wie wol schon die vorstehende Inhaltsangabe zur Genüge andeutet, hat der Verfasser es verstanden, den Lebenslauf des Archipoeta, über welchen in Wirklichkeit so gut wie nichts bekannt ist, mit einer gewissen Virtuosität zu einem spannenden und gestaltenreichen Roman auszuspinnen. Seinem Geschick ist es in Wahrheit gelungen, einer anscheinend werthlosen Münze zu ihrem alten goldigem Glanze und vollem Gepräge zu verhelfen. Und alles dies durch die mühsame Ausbeutung weniger historischer Notizen über einzelne im Roman mitwirkende Persönlichkeiten, besonders freilich auch durch eingehendes Studium der Culturverhältnisse damaliger Zeit. Man vermag es dem Autor nachzuempfinden, wenn er in dem Nachwort die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, mit einigem Selbstbewußtsein über die glücklich vollbrachte Lösung seiner Aufgabe selbst hervorhebt.

Einzelheiten lassen sich bekanntlich bei den besten Romanen bemängeln, und so könnte man auch hier vielleicht an diesem oder jenem Ausdruck Anstoß nehmen; man könnte dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er in seiner Erzählungsweise mitunter einen etwas zu gewöhnlichen Ton anschlage. Andererseits darf man als gewiß annehmen, daß wer so gewandt in Versen wie Bömer ist, wie auch hier die eingelegten Lieder bekunden, auch gewandt in Prosa sich auszudrücken wissen werde, und daß es wol selten gut thut, die Eigenheiten der Sprache, wie sie mehr oder weniger wol jedem und selbst den bedeutendsten Schriftstellern anhaften, durch eine andere Sprechweise gewaltsam verdrängen zu wollen. Man muß in dieser Hinsicht auf der Hut sein, Einzelheiten aus dem Zusammenhange herauszureißen und tadeln zu wollen, die in den Augen anderer vielleicht von untergeordneter Bedeutung oder charakteristisch und nothwendig für diese oder jene Partien erscheinen. Glücklich ist der Schriftsteller zu schätzen, welchem die Gabe einer wahrhaft poetischen Sprache in Werken der Poesie in prosaischer Form verliehen ist. Deren sind aber verhältnißmäßig, und namentlich unter den neuern, wol nur wenige. Durch eine solche edlere fast durchweg einen höhern Ton anschlagende Sprach- und Erzählungsweise werden auch bei sprödem Stoff Härten und Alltäglichkeiten leichter vermieden. Der Verfasser hat, wie bereits angedeutet, die Sprache vollkommen in seiner Gewalt. Dennoch will uns bedünken, als ließe er sich zuweilen in allzu flotter Erzählungsweise zu sehr gehen. Dem blos auf Unterhaltung und Zeitvertreib ausgehenden Leser mag dies eben behagen; für eine auserlesenere Klasse des literarischen Publikums, wie sie sonst dem Werk zu wünschen ist, dürfte, wie gesagt, die Vermeidung aller Härten und eine durchweg poetisch fortströmende Sprache erwünscht gewesen sein. Nichtsdestoweniger bekundet der Verfasser, daß er auch als Prosaschriftsteller kein Neuling ist.

Dies über die Form. Der Inhalt dürfte wol selbst Historiker befriedigen. Ein guter Theil des Romans ist, wenn auch der Kern der Erzählung auf Erfindung beruht, rein historischen Inhalts, und es wäre dem Verfasser, wenn er es nicht auf ein größeres Publikum abgesehen hätte, wol ein Leichtes gewesen, durch das Werk den Ruf eines Historikers sich zu erwerben. Darum war es ihm aber, wie aus dem Bekenntniß vereinzelt von der historischen Treue abgewichen zu sein hervorgeht, nicht zu thun.

Manchem würde vielleicht der Titel „Der Archipoeta“ oder ein ähnlicher (dies Wort selbst wird im Roman nirgends angewandt) besser erscheinen; man muß sich aber darein finden, daß „um des ethisch siegreichen Ausgangs willen“, wie uns verrathen, der Titel „Gepa“ gewählt ist.

Philosophische Schriften.

1. Grundriß der Geschichte der Philosophie von Karl Christian Friedrich Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Paul Hohlfeld und August Wünsche. Leipzig, O. Schulze. 1887. Gr. 8. 11 M.
2. Abendröthe. Psychologische Betrachtungen von Paul Lanzky. Berlin, C. Duncker. 1887. Gr. 8. 2 M.

Der Philosoph Karl Friedrich Christian Krause ist nicht nur ein tiefer Denker, sondern auch ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller gewesen. Er hat sich, um seine Gedanken schärfer und deutlicher zum Ausdruck zu bringen, gar häufig seine eigene Sprache gebildet, die, wie Ueberweg meint, zwar „reindeutsch sein soll, aber undeutsch ist". In dieser Beziehung sagt Friedrich Michelis in seiner „Geschichte der Philosophie" von Krause: „Er manifestirte durch seine wunderliche, selbstgebildete Sprache das von der Philosophie verleugnete Bedürfniß des Denkens, sich an die Sprache anzulehnen." Im übrigen bezeichnet auch Michelis Krause als einen hervorragenden, selbständigen Denker, der, von der Grundlage der Identitätsphilosophie ausgehend, „am allertiefsten das Bedürfniß nach einer wirklichen Vermittelung der Gegensätze im Absoluten empfand". Vor uns liegt nun der unlängst im Druck erschienene „Grundriß der Geschichte der Philosophie" von Karl Christian Friedrich Krause, herausgegeben von Paul Hohlfeld und August Wünsche aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers (Nr. 1). Es war die Absicht Krause's, wie er selbst bemerkt hat, die „Geschichte" der Philosophie, wie man gewöhnlich sagt, oder, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, die „Geschichtswissenschaft" der Philosophie in folgender Weise zu bearbeiten: 1) Der erste Theil sollte die reine Philosophie der Geschichte der Philosophie (die Philosophie der Philosophiegeschichte) umfassen, d. h. die aus reiner Vernunft geschöpfte wissenschaftliche Darlegung, wie überhaupt die Philosophie oder reine Vernunftwissenschaft zunächst in einem einzelnen Volke, sodann in einer „gesammten Theilmenschheit" nach allgemeinen Lebensgesetzen, welche in „Der allgemeinen Lebenslehre oder der reinen Philosophie der Geschichte" (Göttingen, 1843, jetzt bei Otto Schulze in Leipzig) erkannt werden, allmählich sich entwickelt, unter gewissen Bedingungen sich entwickeln kann und muß, und wie sie nach dem „ewigen Uebergriff und Urbild der Vernunftwissenschaft" sich entwickeln soll: „stets gesetzmäßig zugleich vorwärts, aufwärts und in die Tiefe schreitend, ohne Fehlgang und Rückgang, und ausnahmslos sich in der Wahrheit haltend, von Wahrheit zu Wahrheit, zu immer höherer und tieferer, umfassenderer und gliedbaulicherer Wahrheit weiter schreitend". 2) Der zweite Theil sollte die reine Geschichte der Philosophie oder die reine Geschichtswissenschaft der Philosophie umfassen, d. h. die Erzählung, wie in unserer „Theilmenschheit" auf dieser Erde die Philosophie thatsächlich sich entfaltet hat. „Rein" ist die Geschichte oder eigentlich die Geschichtswissenschaft, wenn sie von aller ausdrücklichen Beurtheilung, von allem Lobe und allem Tadel, von aller Zustimmung und allem Widerspruch (aller Polemik) absieht, wobei sie jedoch nothwendigerweise eine bestimmte Werthschätzung immer schon stillschweigend voraussetzt und durch Aufnahme oder Weglassung der Einzelheiten, durch die Anordnung im ganzen und im besondern, durch die kürzere oder ausführlichere Darstellung die Beurtheilung andeutet und vorbereitet. In der reinen Geschichte der Philosophie sollte zuletzt Krause's eigenes System, die „Wesenlehre", gleichfalls reingeschichtlich ohne alle Vorgunst dargestellt werden. 3) Der dritte Theil sollte umfassen die angewandte Philosophie der Geschichte der Philosophie. Diese ist die „Wechseldurchdringung" der beiden vorgehenden Theile. (Vgl. Krause's „Vorlesungen über angewandte Philosophie der Geschichte").

Für die gerechte Beurtheilung des obigen Werks ist, wie die Herausgeber selbst in der Vorrede hervorheben, immer zu bedenken, daß dasselbe bereits im Jahre 1829 abgefaßt ist, daß also alle spätern, zum Theil sehr vorzüglichen Darstellungen der Geschichte der Philosophie noch nicht benutzt werden konnten. Wenn indeß nach dem Urtheil der erwähnten Herausgeber die „Geschichte der Philosophie" Krause's „den Vergleich mit keiner andern Geschichte der Philosophie, aus welcher Zeit sie immer stammen mögen, irgendwie zu scheuen haben soll", so will uns dies doch etwas gewagt erscheinen; es mag aber dem eigenen Urtheil des aufmerksamen und unparteiischen Lesers der Schrift überlassen bleiben, ob und wie weit jene Behauptung richtig ist oder nicht. Ueber den Begriff der „Geschichte der Philosophie" läßt sich Krause in der Einleitung unter andern also vernehmen:

> Philosophie ist die Wissenschaft von Gott, von der Welt und von dem Verhältniß Gottes und der Welt in reiner Vernunfterkenntniß. Das zweite Moment des Begriffs der Geschichte der Philosophie ist das geschichtliche Moment, wonach die Philosophie in ihrer zeitlichen individuellen Entwickelung erkannt und dargestellt werden soll. Das dritte Moment ist, daß die geschichtliche Darstellung die ganze Menschheit dieser Erde umfasse; doch findet hier eine doppelte Beschränkung statt. Das vierte Moment ist, daß die Geschichte der Philosophie im wissenschaftlichen Geiste gebildet — daß sie selbst Wissenschaft sei.

Was den Inhalt des Buchs anlangt, so wird, nachdem der Begriff der „Geschichte der Philosophie" erläutert und die Methode, die Würde und der Nutzen derselben beleuchtet ist, ein kurzer Ueberblick über sie gegeben. Nach dieser Einleitung folgen drei Haupttheile, von denen der erste die alte oder „altzeitige" Philosophie, die Lehren und Systeme der asiatischen Völker, namentlich der Inder und Griechen, umfaßt. Der zweite Haupttheil enthält die Darstellung der Entfaltung der Philosophie des Mittelalters, z. B. der Juden, der christlichen Kirchenväter und

der Scholastiker, während der dritte und letzte den Beginn und die Fortsetzung der selbständigen Wissenschaftsforschung von Giordano Bruno, Thomas Campanella, Bacon, Descartes bis Spinoza, Locke, Leibniz, Wolf und Hume sowie Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Fries, Herbart u. s. w. schildert. In einer kurzen Schlußbetrachtung bemerkt Krause:

Sowie Sokrates die Sophisten, so fand Kant die Skeptiker, und wie Sokrates sich vornahm, durch Selbsterkenntniß die sophistische Denkart abzuhalten und den unerschütterlichen Grund der Wissenschaft zu legen, worauf dann das ganze Gebäude der menschlichen Wissenschaft errichtet werden könnte, so faßte auch Kant mit dem Selbstbewußtsein, für unsere Zeit ein Sokrates zu werden, den Entschluß, mittels einer prüfenden Durchforschung des menschlichen Erkenntnißvermögens die Einsicht in die Möglichkeit der Wissenschaft und in die Gesetze ihres Baues zu gewinnen und so die Wissenschaft wider die Anfälle des Skepticismus für immer sicher zu stellen. Anstatt sich seine Aufgabe ganz und ungetheilt vorzulegen, ging Kant von dem damals am meisten untersuchten und streitigen Gegensatz der sinnlichen und der nichtsinnlichen Erkenntniß aus und beschränkte seine allgemeine Aufgabe auf das einseitige und nur theilweise Problem: wie kommt uns mittels der Vereinigung der nichtsinnlichen Vorstellungen mit den sinnlichen Wahrnehmungen Erfahrungserkenntniß zu Stande? Da er aber auf solche Weise weder die nichtsinnliche noch die sinnliche Erkenntniß in sich selbst betrachtete, und da es für ihn eigentlich keine andere als eine mittels der nichtsinnlichen Erkenntniß und der äußerlich sinnlichen Wahrnehmung gebildete äußerlich sinnliche Erfahrungserkenntniß gab, so mußte er die Auflösung selbst seiner beschränkten Aufgabe verfehlen; vorzüglich aber konnte er nicht zu der Anerkennung der unbedingten Grunderkenntnisse gelangen, welche über der Entgegensetzung des Sinnlichen und des Nichtsinnlichen sowie über jedem Gegensatz ist; und der wesentliche Gewinn der Kant'schen Forschung ist es gerade, daß er den negativen Erweis führt, daß die Vernunft Einheit der Erkenntniß in Einer absoluten Erkenntniß des Absoluten ihrer Natur nach erfordere, wenn eigentliche, in sich selbst vollendete Wissenschaft möglich sein soll, die in sich selbst ruht und keines sich auf irgendetwas Aeußeres gründenden Glaubens bedarf.

Aus Krause's Buch geht deutlich hervor und er erklärt es außerdem mit dürren Worten, daß in seinem System „die Aufgabe der menschlichen Wissenschaftsforschung und Wissenschaftsbildung im allgemeinen und nach den Hauptpunkten befriedigend gelöst sei".

Die „psychologischen Betrachtungen" von Paul Lanzky, welche den Titel „Abendröthe" (Nr. 2) führen, enthalten in zwölf Kapiteln, welche verschiedene Ueberschriften tragen, nicht weniger als 500 Sentenzen oder Gedankenspäne. Selbstverständlich sind diese mehr oder minder kurzen Sentenzen nicht alle gleichwerthig, doch enthalten manche derselben mehr als ein Körnchen Gold. Mögen einige der erwähnten Betrachtungen hier einen Platz finden: in dem Kapitel „Der Mensch nach außen" heißt es z. B.:

Man kann Demokrat aus Klugheit sein; sich aber aus Ueberzeugung für die größere Güte oder Berechtigung der Demokratie gegenüber der Aristokratie und Monarchie zu entscheiden, beruht auf geringer Einsicht. Der Kluge schließt: ich stehe einer gegen zwanzig, gegen hundert oder tausend: folglich muß ich das Feld räumen oder mich ihren Meinungen anschließen, obschon mein eigenes Urtheil mehr als das jener zwanzig oder tausend zusammen genommen gilt. Der Einsichtslose hingegen sieht nur tausend Intelligenzen gegen eine, ohne Unterschied ihrer Cultur, und beugt sich einfach der Zahl.

Unter der Ueberschrift „Freiheit und Knechtschaft" heißt es unter andern:

Der menschliche Verstand kann sehr wohl sagen: ich will dies und nicht jenes; wofern dieser neue Wille aber nicht der bewußte Ausdruck eines unbewußten Dranges dieser bestimmten Natur ist, wird es bei intellectuellem Verlangen bleiben, das von keinem thatsächlichen Erfolge begleitet wird. Die Natur läßt sich nicht durch Vernunftgründe im Handumdrehen, sondern durch verwandte Neigungen nach und nach umwandeln.

In dem Kapitel „Wider den Pessimismus" lesen wir:

Der Pessimismus unserer Zeit hat viel verzweigte Quellen; eine der hauptsächlichsten ist jene des ungemein gesteigerten Glücksbedürfnisses der Menschen, welches im Zusammenhange mit den Ansprüchen unserer Cultur und den Schwierigkeiten, sie zu befriedigen, steht. Dabei ist es nebensächlich, ob der Einzelne zu hinreichendem Wohlstande und Genuß kommt, denn für ihn liegt „Glück" dann eben jenseits seines Wohlstandes und Genusses, und er leidet gleichfalls am allgemeinen Fieber.

Der „Die Einsamkeit" betitelte Abschnitt bringt folgende Bemerkung:

Es geht niemand in die Einsamkeit, wofern er nicht mit der Welt und vielleicht mit sich selbst unzufrieden ist; es beharrt niemand in ihr, wenn er sich nicht mit sich selber, sodann mit dem Begriff der Welt aussöhnt.

Wir bezweifeln kaum, daß Lanzky's „Psychologische Betrachtungen" für manche Leser nicht nur eine angenehme, sondern auch eine fördernde Lektüre bilden; dieselben sind in keinem unangenehm lehrhaften Tone geschrieben, sondern unterhalten ebenso wie sie zum Nachdenken anregen und zur richtigen Erkenntniß der Dinge und des Menschen selbst beitragen.

Rudolf Doehn.

Neue Gedichte.

1. Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. Wien, Konegen. 1887. 12. 2 M.

Die Benennung „Aus ungleichen Tagen" führen diese Dichtungen, weil sie im ersten Theil das heitere Liebeleben einer glücklichen Ehe und im zweiten das tiefe Leid und Weh über den frühen Tod der jungen Gattin zum Ausdruck bringen. Der Dichter, der das ganze Buch dem Andenken der Hingeschiedenen gewidmet hat, erzählt, daß er seinem Weibchen bei dessen Lebzeiten versprochen habe: demselben ein Werk zu weihen und daß er dies Ver-

sprechen erfülle, „obschon seine Flügel gebrochen seien". Und in der That, zwischen den Gedichten der ersten und zweiten Abtheilung macht sich ein großer Unterschied bemerkbar. Die in der ersten athmen: „Glanz, Licht und Duft", d. h. sie sind voll Heiterkeit, Laune und Glück, indem sie die lustigen Vorgänge bei der Heirath und der Hochzeitreise schildern, dann auf den häuslichen Verkehr und die tausenderlei Beziehungen übergehen, die einem solchen Reiz verleihen und endlich Ereignisse und Stimmungen besingen, die wohl im Stande sind zu poetischer Behandlung Anlaß zu geben. Reizend werden die Trennung, der Abschied von der Familie, die Fahrt auf der Eisenbahn und sodann das erste Unterviérangen im Hotel dargestellt:

Ach! zerfließe nicht im Munde,
Sphärenklang nach langer Pein,
Glücksbegriff der Gnadenstunde,
Traulich kleines Wort: Allein!

In der Seligkeit dieses Alleinseins beobachtet er, wie sein Weibchen in dem von der Mutter gepackten Koffer:

Mit flatterndem Band und Maschen
Ein luft'ges, duft'ges Nichts

entdeckt.

Sie probt es am Köpfchen putzig
Und wendet dran und dreht:
Wie keck ihr doch und nichtsnutzig
Die erste Haube steht.

Jetzt auf der Reise gewöhnt er der jungen Frau auch erst das Essen an. Bisher hat sie als Backfischchen nur gekostet und genippt; aber einer Gattin, meint er, zieme es: herzhaft zuzugreifen, damit sie stattlich und kräftig werde.

Und sie greift erst sachte, sachte,
Couragirter später ein
In die saft'ge Schöpsenkeule,
Schlürft vom gold'nen Moselwein;

Braten, Backwerk, selbst der Käse,
Wie sie da in Reihe stehn,
Hinter kleinen Perlenzähnen
Still und lautlos untergehn.

In Venedig in der Gondel auf dem großen Kanal durchschwelgen sie noch einmal das ganze Glück ihrer Liebe und abends, als es kühl wird, übt sich der gestrenge Herr Gemahl zum ersten mal in der schwierigen Rolle des Haustyrannen, indem er der theuren Ehehälfte befiehlt: ein Halstuch umzuthun. Sie schmollt, er zürnt, bis sie, zu raschem Friedensschluß gelangend, sich schwören:

Für das ganze Erdenleben
Wär' dies jetzt ihr letzter Streit.

Bei diesem ersten und letzten Streite hat die Geliebte den Geliebten wie schon seit lange: „Muzi" genannt, einen Namen, den keine Amtsmatrikel nennt und welchen die kleine Frau sich eigenmächtig erfunden hat. Wie sie zu dieser Erfindung gekommen? Ja,

Wer Liebe nie erfahren,
Erfährt auch hiervon nie:
Es bleibt ein Fachgeheimniß
Der Liebesindustrie.

So geht es scherzhaft weiter über den See Bellaggios nach Schloß Carlotta, dann nach Neapel, auf den Vesuv und endlich wieder heim nach Wien, wo sie, von der Mutter befragt: was sie alles gesehen und wie es ihr gefallen, antwortet: Alpen, Myrtenhaine, Prachtpaläste, Königsschätze:

Hat mir alles wohlgefallen —
Aber dir vertrau ich's an,
Daß das Herrlichste von allen
Doch mein lieber, lieber Mann!

In einem besondern Abschnitte wird das Gesellschaftsleben im Bilde eines jour fixe recht belustigend vorgeführt. Der Verfasser zeichnet die verschiedenen Erscheinungen eines solchen: die Frau von Meyer, die Frau von Fischer, die Frau von Müller mit ihren heirathsfähigen Töchtern Sinchen, Pinchen, Tinchen, die gefallsüchtige Witwe, Frau von Bauer, den redseligen Professor der Aesthetik, den dicken Bankier, den schuldenbelasteten Grafen und manche andere und er schließt diese etwas breite und nicht immer schlagfertige Partie des Buchs mit der Anekdote:

Noch zum Schluß als Randverbrämung
Sei ein Wort hier eingeschrieben
Einer lieben Freundin, das mir
Im Gedächtnisse geblieben.

Diese frug ich: „Meine Gnäd'ge,
Gibt's auch einen Jour bei Ihnen?"
„Sicher!" sprach sie — und ein Lächeln
Sonnte sich in ihren Mienen —

Als den schönsten Tag der Woche
Einen ich für mich bewahre;
Doch ich trage eifrig Sorge,
Daß ja niemand ihn erfahre.

Hierauf folgt eine kleine Reihe „Vermischter Gedichte", von denen wir hervorheben erstens „Damals":

Es ist ein eigen Ding
Um dieses kleine Wort;
Die Jugend ehrt's gering
Und eilt darüber fort.

Doch später Jahr für Jahr
Steigt mälig es im Rang,
Dem Mann im grauen Haar
Tönt es wie Feierklang.

Ruht doch seine „todte Jugend darin"! Und zweitens „Thränen":

Als Kind bekam ich Schläge
Gar oft von Vaters Stab;
Da weint' ich bitt're Thränen —
Die Mutter küßt' sie ab.

Doch die Kindheit schwand und:

Da kamen wieder Schläge,
Doch nicht von Vaters Stab;
Da weint' ich wieder Thränen —
Doch niemand küßt' sie ab!

Sie sind beide sinnig und gefühlvoll, wenn auch im poe-

tischen Austrag und in der Form nicht gerade durchweg künstlerisch abgefaßt.

Nun kommen wir zur Endabtheilung: „Ein Grabstein", von der unser Poet in seiner Widmung singt:

Liedern, nur von Glück erzählend,
Die der Uebermuth ersann,
Reih' ich meines Herzens Elend
Hier als Kameraden an.

Sie berichten von dem Tode seiner Frau und sind ihrem Andenken geweiht. Er beglückwünscht sie, daß sie vor ihm gestorben und nun nicht stehe:

Vor einer Gruft, darinnen
Das Liebste, was je dein,
Und rathlos, was beginnen
Am Lebensweg allein.

Voll Schmerz und Wehmuth sitzt er oft in ihrem Gemache und wühlt in ihren zurückgelassenen Sachen, in vergilbten Papieren, in vertrockneten Blumen, Bändern, Handschuhen u. s. w.:

Ja, alles ringsum, alles will
Von ihrer Liebe sprechen —
Ein Ort, so recht zum Beten still
Und mir das Herz zu brechen.

Allein das bekennt und gesteht er nur der Muse; der Welt gegenüber raunt er sich selbst ins Ohr:

Muthig fort bis einst zur Stunde,
Wo dein Herz ermüdet bricht,
Nimm die Maske vor die Wunde,
Zeig' ein lachendes Gesicht!

Damit schließt die Sammlung. Wenn wir dieselbe hier so ausführlich anzeigen, so geschieht das nicht, weil sie uns dichterisch bedeutend und hervorragend bedünken will, sondern weil wir Achtung vor der Wärme der Empfindung haben, die sich darin ausspricht, und welche neuerdings, besonders in Wien, selten geworden ist. Wir finden in diesen Versen etwas von dem innigen Schmerze, den Mosenthal über das Hinscheiden seiner jungen Frau im Herzen trug und den Hans Hopfen so rührend über den Heimgang der seinigen verlauten ließ. Es ist ein Zug schöner Hingebung und Treue darin, ein Hauch jener unvergänglichen Liebe, die eine Menschenseele immer adeln und der Dichtung jeder Zeit zum Schmucke gereichen wird, er mag zum Vorschein kommen wie und wo er will. Hier zeigt er sich zwar nicht geradezu glänzend und überwältigend, aber doch immer anmuthend und durch Feinheit der Bildung so reizvoll ausgestaltet, daß man ihm Antheil und Sympathie gern entgegenbringt.

Eine andere Sammlung von Gedichten bietet:

2. Aus meiner Dichtermappe. Poetische Erzählungen und Lieder von Elisabeth Bobertag. Breslau, Max u. Comp. 1887. 8. 2 M.

Dieselben sind breitern und gehobenern Stils als die vorher besprochenen. Die Verfasserin liebt es sich episch zu ergehen und volle, vorwiegend pathetische Rhythmen anzuschlagen. Sie behandelt gern antike oder geschichtliche Stoffe; Götter und Helden sind die Gegenstände, die ihre Muse mit Vorliebe aufzugreifen pflegt. Einfache Lieder sind weniger ihre Sache. Sie singt deren zwar auch, aber in diesem Gesang ist sie von nur geringem Liebreiz und Schmelz. Sie zeigt darin freilich zuweilen tiefe Empfindung und Laute von ergreifender Wirkung; allein bei alledem sind im allgemeinen diese Schöpfungen ziemlich ungelenk in der Form und verschwommen im Inhalt. Wenn z. B. im „Wellenlied" die plätschernde Woge singt:

Ich mußte weiter fließen
Durch Wiesen, Berg und Thal;
Doch konnt' ich nichts genießen,
Fort mußt' ich überall —

so ist das ein sehr gewöhnlicher Vortrag, wie man uns einräumen wird, nicht blos der Reime wegen, sondern noch mehr darum, weil das Wasser in dieser Weise vom Genusse reden zu lassen sehr prosaisch erscheinen muß. Daß die dahinrauschende Flut unter Umständen keine Freude an dem haben kann, was sich in ihr widerspiegelt, ist wohl vorstellbar, wäre jedoch jedenfalls poetischer auszudrücken gewesen, als es hier geschehen ist. Wenn es im „Abschied einer sterbenden Nachtigall" am Schluß heißt:

O meßt nach Monden nicht und Jahren
Des Erdendaseins Wonnezeit;
Was es enthielt, wird offenbaren
Des kurzen Lebens Lieb' und Leid! —

so ist das eine unklare Fassung und ein Gedanke ohne jede Logik. Nach der Liebe und dem Leide, nicht nach Monden und Jahren soll man des Daseins Wonnezeit beurtheilen. Aber wer kennt diese Liebe und dies Leid? Doch nur diejenigen, die es haben singen hören und diesen ist es doch bereits offenbart und denen braucht es also nicht mehr offenbart zu werden. Richtig gefaßt, müßte der Vers demzufolge bekunden: wer mich singen gehört hat, weiß, was ich erlebt habe. Solcher in sich haltlosen und ohne Folgerichtigkeit der Idee ausgeführten Strophen finden wir gar manche. Hier und da jedoch bricht auch etwas wie ein wahrhaft tragischer Ton hindurch, so z. B. in „Das war die Liebe nicht!", in welchem der Irrthum eines Herzens sich in markerschütternder Nacktheit, nur nicht in der Größe ausspricht, die einst einem Hölderlin oder Lenau zu Gebote stand. Es ist eben doch in aller Mächtigkeit des Gefühls ein Mangel an Erhabenheit des Ausdrucks und an hinreißendem Schwunge, der sich bemerkbar macht und verstärkt wird durch die einseitige Vorliebe im Reim und auch sonst das Participium anzuwenden. Belebend, erhebend, höhnend, krönend, zagend, schlagend, brandend, landend, glänzend, kreuzend sind Wortwendungen, die sich alle Augenblicke wiederholen und durch diese öftern Wiederholungen abspannend und eintönig wirken. Diese Wirkung und jener Mangel an Erhabenheit des Ausdrucks beein=

trächtigen die poetischen Leistungen unserer Verfasserin nicht blos in der reinen Lyrik, sondern wesentlich auch im Epos und der erzählenden Dichtung, wo sie noch auffallender und störender werden, da sie da zuweilen durch Unsicherheit und schwankende Fassung des gewählten Vorwurfs, namentlich in den Stoffen aus der griechischen Sagenwelt, wahrnehmbarer vors Auge treten. „Die Klage des Orpheus", „Bacchus und Ariadne", „Althäa" sind dahin zu rechnen, wenn schon eingeräumt werden darf, daß die Dichterin in ihren Gesängen nicht ganz ohne Erfolg an Schiller's Pathos anknüpft, wie es unter anderm in der „Klage der Ceres" so berauschend uns entgegentritt. Ueberhaupt muß Elisabeth Bobertag zugestanden werden, daß sie mit Ernst und Nachdruck schafft und sich meist Aufgaben von Bedeutung stellt. Ihre Muse verliert sich nicht leicht ins Nichtige und Kleine, sondern verräth immerhin einen Zug zu poetischen Erzeugnissen von Mark und Knochen. „Ein Lied vom braven Schweppermann" ist da z. B. eine Ballade von einer gewissen Wuchtigkeit und sogar von einem gesunden Humor, welcher darin gipfelt, daß sie, erzählend wie Schweppermann seine ihn verfolgenden Feinde durch verkehrt auf die Hufe der Pferde aufgeschlagene Eisen, täuschte, zum Schlusse ruft:

Geht muthig vorwärts im Lebensstreit
Und macht das Verkehrte zur richtigen Zeit!

Sind im allgemeinen die Gedichte von Elisabeth Bobertag etwas zu langathmig und ausgedehnt, so wird man bei manchen darunter doch einen an sich glücklichen Griff nicht verkennen. Poetische Begabung ist jedenfalls vorhanden, wenn sie auch nicht immer in richtiger und zweckmäßiger Ausgestaltung zum Austrage kommt.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„Parsis et Brahmine" betitelt sich das neueste Werk von Carla Maria (Pseudonym des berühmten Reisenden Ujfalvy), welches wir entschieden zu den besten der neuern culturhistorischen Romane zu zählen keinen Anstand nehmen. Der Verfasser, früher französischer Consul zu Bombay, hat hier ein glänzendes Zeugniß von seiner Beherrschung des französischen Idioms sowie seiner Kenntniß des Landes, in welchem er gewirkt hat, dessen Geschichte und Ethnographie abgelegt, nicht minder aber durch sein Vorwort, in welchem er den Antisemitismus bekämpft, von seinem aufgeklärten Geiste und seiner humanen Gesinnung. Ja, der Roman scheint absichtlich zu diesem letztern Zwecke geschrieben zu sein; denn, nachdem der Verfasser im Vorworte die interessante, wenn freilich wol nicht unanfechtbare Thatsache mitgetheilt, daß die blonden Juden Deutschlands, Polens und Rußlands die Abkömmlinge der zum Judenthum bekehrten Khazaren seien, sagt er: „Der ausländische Roman, den wir unsern Lesern bieten, enthält eine beinahe absolut wahre Geschichte, deren Schauplatz Indien gewesen ist; indem wir ihn veröffentlichen, glaubten wir ein nützliches Werk zu verrichten und ein Blatt mehr zu der Streitfrage hinzugefügt zu haben, welche gegenwärtig das Publikum in Leidenschaft versetzt." Er meint nun, der Ausdruck Semit werde von den Antisemiten falsch angewendet; die Bedeutung, die sie ihm geben, sei nicht allein unverträglich mit der Wissenschaft, sondern selbst mit ihrem eigenen Standpunkte. Die Assyrier, Phönizier und Karthager seien bekanntlich Semiten gewesen; die Araber Arabiens ebenso wie die Nordafrikas seien es noch; trotzdem stellten die Schriftsteller, die er im Auge habe, diese Völker nicht den Juden gleich. Er halte dafür, daß die Umgebung, in welcher eine Rasse sich befinde, ihren eigentlichen Charakter vollständig verändern könne. Die Armenier und Neugriechen hätten im Morgenlande einen noch ungünstigern Ruf als die Juden. Gleichwol seien diese beiden Völker arischen Ursprungs, und lediglich das erniedrigende und vielhundertjährige türkische Joch habe sie zu dem gemacht, was sie jetzt seien. Ebenso habe ein langes Dasein in Elend und Schmach bei den Parsis, die er die Juden Hindostans nennt, einen Geist der Schlauheit und Verschmitztheit entwickelt, der sie ebenso intelligent wie wenig scrupulös mache. Diesen Charakter nun hat er unternommen im vorliegenden Roman zu schildern und zwar nicht blos an und für sich, sondern auch in seinem Gegensatze zu dem der Brahminen oder der höchsten indischen Kaste, und die Schilderung beider ist ihm ebenso vortrefflich gelungen, wie die des großartigen Schauplatzes der Handlung, den er mit satten Farben auszumalen verstanden hat, sowie die Handlung selbst, welche den eigentlichen Kern des Romans bildet. Wir können diesen unsern Lesern nur dringend empfehlen.

— „Études Littéraires sur le Dix-neuvième Siècle" von Emile Faguet ist das Werk eines bisher noch wenig bekannten Kritikers, das aber von entschiedenem Verdienst ist, namentlich was die Beurtheilung der französischen Prosaschriften des 19. Jahrhunderts anlangt. Den feuilletonistischen Esprit der meisten französischen Kritiker vermeidend oder vielleicht nicht besitzend, bespricht er die Literatur unserer Zeit mit gesundem Menschenverstande und trifft mit seinen Urtheilen meist ins Schwarze.

— Ein jedenfalls lehrreiches Werk ist „Une Ambassade au Maroc" von Gabriel Charmes, das sich übrigens auch durch die Darstellung empfiehlt, wenngleich es in dem schildernden Theile demjenigen Fromentin's über Algier nicht gleichkommt.

— Pierre Loti, über den wir erst vor kurzem berichtet haben, hat die französische Literatur abermals durch eine neue Schöpfung bereichert, deren Titel „Propos d'Exil" ist und von neuem Zeugniß von des Verfassers glänzender Begabung als Stilist ablegt. Wie verlautet, steht seine Wahl zum Mitgliede der Akademie unmittelbar bevor: ein sicheres Zeichen der seltenen Anerkennung, welche dieser junge Marineoffizier in den maßgebenden schriftstellerischen Kreisen seines Vaterlandes gefunden hat.

— „Histoire du Plébiscite" von Charles Borgeaud (Genf, H. Georg) behandelt eine für unsere Zeit hochwichtige Frage in gelehrter Weise. Anlaß dazu boten ihm die verschiedenen Arten des Plebiscits, die sich in den zwei großen Freistaaten, den Vereinigten Staaten Amerikas und der Schweiz, aus der demokratischen Regierungsform heraus entwickelt haben sowie die diese Frage betreffenden Artikel Lavelaye's in der „Revue des deux Mondes". Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß infolge der immer allgemeiner sich verbreitenden Bildung die Demokratie unaufhaltsam fortschreite und zum Plebiscit nach der einen oder andern Richtung, d. h. der amerikanischen oder schweizerischen Form desselben hindrängen müsse. In der amerikanischen Republik nämlich, meint Lavelaye, seien dem Congreß die Initiative und Gesetzgebung allmählich entzogen worden und

in die Hände einer verborgenen, unverantwortlichen Macht, der von dem Vorsitzenden der Kammer ernannten legislativen Ausschüsse nämlich übergegangen, während in der Schweiz, mittels einer geradezu entgegengesetzten Entwickelung, die Fülle der gesetzgeberischen Macht den Kammern entzogen worden sei, und diese Macht in letzter Instanz vom Volke selbst mittels der Plebiscits ausgeübt werde. Er hat es in Anbetracht der, wie er glaubt, unausbleiblichen Weiterverbreitung dieser Form der Gesetzgebung, da wo die Bildung in immer weitern Schichten sich verbreitet und wol auch eine gesteigerte werden dürfte, unternommen, die Frage geschichtlich zu beleuchten, und so ist das vorliegende Buch zunächst dem Plebiscit im Alterthum und zwar in „Griechenland und Rom" gewidmet. Es steht dem jungen Rechtsgelehrten allem Anscheine nach ausreichende Kenntniß zu der Aufgabe, die er sich gestellt, zu Gebote und die schmucklose Darstellung ist dem ernsten Gegenstande angemessen.

— „How to be happy though married" ist der etwas frappante Titel eines der letzten Bände der Tauchnitz'schen Sammlung. Der weitere Titel lautet: „being a Handbook to Marriage by a Graduate in the University of Matrimony", was so viel sagen will, als: „ein Handbuch für Eheleute von einem, der selbst verheirathet ist", oder, richtiger noch, ein Handbuch für diejenigen, welche sich in den Ehestand begeben wollen u. s. w. Dies anonyme Buch, welches in England in kürzester Frist elf Auflagen erlebt hat, verdient auch in Deutschland allgemein bekannt zu werden; denn ein besseres Buch über den hochwichtigen Gegenstand, dem es gewidmet ist, haben wir nie gelesen und kann wohl keine andere Literatur aufweisen. Fragt sich ein Bräutigam, was schenke ich wohl meiner Braut recht Passendes, oder fragt sie sich, was ist wohl das beste Buch, das ich meinem Bräutigam schenken könnte, so kann man um die Antwort nicht mehr verlegen sein; sie lautet, kaufen Sie ihm „How to be happy", oder, da ja eine deutsche Bearbeitung dieses Buchs bereits vorliegt: „Wie man, auch trotzdem man verheirathet ist, glücklich sein kann." Aber auch noch ehe die Tochter Braut oder der Sohn Bräutigam ist, werden beide wohl daran thun, diesen wahrhaft kostbaren und so wenig kostspieligen Schatz sich zu verschaffen und dessen Lehren zu beherzigen, und daher möchten wir das Buch auch Aeltern als passendstes Geburtstaggeschenk für ihre erwachsenen, zum Ehestande herangereiften Kinder empfehlen; ja auch ihnen, den Aeltern selbst, wie überhaupt den bereits Vermählten, kann man es nicht dringend genug als ein wahres Vademecum ans Herz legen. Wer noch vor der großen Frage steht: heirathen oder nicht, wer die Qual der Wahl einer Gattin oder eines Gatten erleidet, wer einen Fehltritt dabei bereits begangen hat oder in den Freuden der Flitterwochen nach einer glücklichen Wahl schwelgt, wer über das eheliche Zusammenleben oder auch über dessen prosaische Seiten, wie das Meubliren der Zimmer, die Geldangelegenheiten, Behandlung des Dienstpersonals Belehrung sucht, oder endlich wer dessen heiligste Pflichten auszuüben die Aussicht hat und sich auf deren Erfüllung als Vater oder Mutter vorzubereiten wünscht: alle werden hier aus dem reichen Schatze von Weisheit und Erfahrung, unterstützt von ausgebreiteter Belesenheit, nützliche Winke und Anleitung schöpfen können, und nicht minder Erhebung darin finden, wenn sie lesen, was der Verfasser über die Dauer der ehelichen Liebe über das Grab hinaus zu sagen weiß. Nach diesem Buche wird gewiß kein Leser desselben dem Sprichworte: „Ehestand ist Wehestand" seine Zustimmung geben.

Bibliographie.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Red. von H. Riotte. Nr. 16: Aus der Gesellschaft. Schauspiel von G. A. V. Kottowitz, Edler v. Kortschak. Leipzig, Vieweg. 8. 50 Pf.

Braunfels, E., Hofgeschichten. Neue Folge. Dresden, Steffens. 12. 1 M. 20 Pf.

Büchner, L., Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 8. 6 M.

Dechent, Beiträge zur Geschichte des Feldzuges von 1806 nach Quellen des Archivs Marburg. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dostojewski, T., Krotkaja. Eine phantastische Erzählung. Deutsch von M. v. Bröndsted. Dresden, Minden. 8. 1 M.

Duncker, M., Abhandlungen aus der griechischen Geschichte. Mit einem Vorwort von A. Kirchhoff und 1 photolith. Karte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Fragmente. Eine Sammlung Aphorismen, Gedichte &c. von H. L. Jena, Mauke. 8. 1 M. 50 Pf.

Gogh, O. W. v., Mein Zürich. Züricher Volksstück mit Gesang und Tanz. Musik von G. Schönfeldt. Zürich, Schmidt. 12. 60 Pf.

Heinzelmann, W., Ueber die Erziehung zur Freiheit. Ein pädagogischer Beitrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 M.

Helferich, H., Neue Kunst. Berlin, F. u. P. Lehmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jäger, O., Romantische Irrpfade neuzeitlicher Leibespflege. Ein Mahnwort an Deutschlands Turner und Erzieher. Mit einem Vorwort von Th. A. Herrmann. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Norddeutsches Journal. Zeitschrift für Dichtkunst und Kritik. Herausgeber: R. Eckart. 1. Jahrg. Juli 1887—Juni 1888. 24 Nrn. Northeim, Spannaus. Hoch 4. Halbjährlich 4 M.

Kerz, F., Plaudereien über die Kant-Laplace'sche Nebularhypothese. Jena, Mauke. Lex.-8. 3 M.

Kuntzemüller, O., Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlaments-Reden und anderen öffentlichen Kundgebungen dargestellt. Spandau, Oesterwitz. Gr. 8. 3 M.

Lebensbilder. Drei Novellen von H. v. P. Berlin, Parrisius. 8. 2 M.

Leisner, O., Studien über die Einheit der Bildung. Leipzig, Wartig's Verl. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Leixner, O. v., Im Hohlspiegel. Satiren. I. 2086 oder das Weltalter der Gleichheit. Frankfurt a. M., Koenitzer. 12. 1 M.

Müllenheim-Rechberg, H. Freih. v., Die Annexion des Elsaß durch Frankreich und Rückblicke auf die Verwaltung des Landes vom Westphälischen Frieden bis zum Ryswiker Frieden (1648—1697). Vortrag. Straßburg, Heitz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Paul, G., Studentenstreiche. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Radenhausen, C., Esther. Die semitische Unmoral im Kampfe wider Staat und Kirche. Leipzig, E. Thiele. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rathgeber, J., Der große Markgraf und seine elsässischen Minister. (Von Andlaw, v. Berckheim, v. Berstett, v. Gayling v. Altheim und v. Türckheim.) Eine elsässische Festgabe zur Freiburger Gewerbe-Ausstellung. Straßburg, Schmidt. 8. 1 M.

Scheel, F., 50 Jahre aus dem Leben eines Buchdruckers in Hessen-Cassel. Cassel. Gr. 8. 1 M.

Scholz, F., Schlaf und Traum. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schuster, E., Die bürgerliche Rechtspflege in England. Mit einem Vorwort von R. Gneist. Berlin, Vahlen. Gr. 8. 7 M.

Schwarzkopff, A., Gedichte. 1ster Tl.: Geistliche Gedichte. — A. u. d. T.: Von den ewigen Höhen und Gründen. Leipzig, Böhme. 8. 4 M. 50 Pf.

Sepp, J., Leben und Thaten des Feldhauptmanns Kaspar v. Winzer, Obersten der Landsknechte, Burggrafen v. Türnstein, Staatsmannes und Pflegers zu Tölz. Mit 14 Bildnissen. München, Kellerer. Gr. 8. 1 M.

Seydel, M., Die rechtliche Stellung der Lehrer an den bayerischen Realschulen. Ein Gutachten. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 40 Pf.

Tanera, C., Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870/71. Nördlingen, Beck. 8. 1 M. 80 Pf.

Tarbé, E., Bernard, der Mörder. Roman. Autorisirte Uebersetzung von E. Plastein. Mannheim, Bensheimer. 8. 5 M.

Thiele, G., Die Philosophie Immanuel Kant's, nach ihrem systematischen Zusammenhang und ihrer logisch-historischen Entwicklung dargestellt und gewürdigt. 1ster Bd. 2te Abth. Kant's vorkritische Erkenntnisstheorie. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 8 M.

Tollin, H., Geschichte der französischen Colonie von Magdeburg. Jubiläumsschrift. 2 Bde. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 22 M.

Turko, P. N., Trümmer aus dem geistigen Leben eines Gescheiterten. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

Weise, J., Italien und die Langobardenherrscher von 568 bis 628. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Wichert, E., Entgleist. Novelle. Mit Illustrationen von O. Gerlach. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 60 Pf.

— — Die Wassernixe. Novelle. Mit Illustrationen von O. Gerlach. Leipzig, Reißner. 60 Pf.

Wittich, W., Zu Göthes Tasso. Cassel. Gr. 4. 1 M.

— — Ueber Sophokles' „König Oedipus" und Schillers „Braut von Messina". Cassel. Gr. 4. 1 M.

Wollny, F., Grundriß der Psychologie. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 2 M.

Der Zar. Eine Erzählung aus der Zeit des ersten Napoleon vom Verfasser der „Spanischen Brüder" &c. Aus dem Englischen übersetzt von M. H. Anklam. Gr. 8. 5 M.

Zoepffel, R., Johannes Sturm, der erste Rector der Strassburger Akademie. Rede. Strassburg, Heitz. Lex.-8. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 18. August 1887.

Neue Schriften über Goethe.

1. Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaedertz. Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann gemalten Porträts Wilhelmine Herzlieb's und Facsimile. Bremen, Müller. 1887. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (1797—1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Bearbeitung versehen von Julius Eckardt. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. Gr. 8. 5 M.
3. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar von Robert Keil. Weimar, Huschke. 1886. 8. 1 M.
4. Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. Von Kuno Fischer. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 8 M.

Wilhelmine Herzlieb, die Pflegetochter des Frommann'schen Hauses in Jena, die Herzensflamme Goethe's in der Adventszeit 1807, die Gefeierte seiner Sonette, das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften", durch welche er sich von dieser Spätleidenschaft befreite, die schöne vielbegehrte und nachmals so unglückliche Minna Herzlieb hat bereits zu zahlreichen schriftstellerischen Kundgebungen verschiedenster Art Anregung gegeben. Wirklich bekannte und zweifellose Thatsachen sind bisjetzt nur in geringer Zahl vorhanden; wieviel in Goethe's Sonetten auf wirklich Erlebtem, wieviel auf dichterisch Empfundenem ruht, läßt sich jetzt, achtzig Jahre danach, ohne genauern Nachweis schwerlich sicher ermitteln, zumal da auch Bettina von Arnim auf die Ehre Anspruch erhebt, dem Dichter zu jenen Sonetten die Gedanken gegeben zu haben. Als Georg von Loeper 1857 von der Greisin die thatsächlichen Anlässe der Sonette zu erfahren wünschte, gab sie ihm die Antwort: „Sie müssen immer denken, Goethe war ein Dichter", wohl um damit fein auszudrücken, daß es des Dichters Recht sei, das Thatsächliche poetisch aufzufassen, die Wahrheit mit dem Schleier der Dichtung zu verhüllen. Und wenn wir zugleich erwägen, daß Goethe alsbald nach diesen Herzensbewegungen gegenüber der anmuthigen achtzehnjährigen Jungfrau nach seiner Weise, was er durchgekämpft, in einem Kunstwerke, den „Wahlverwandtschaften", dichterisch gestaltete, einem Roman, welcher den Kampf zwischen Liebe und Pflicht, die volle Darstellung des sittlichen Herrscherrechts der Pflicht sich zur Aufgabe stellt, so ist es sehr erklärlich, wenn die Nachwelt eifrig darauf ausging, womöglich die thatsächlichen Grundlagen des Verhältnisses zwischen Goethe und Minna Herzlieb zu ermitteln. Dazu waren freilich bisher die Aussichten dürftig genug.

Nun ist es eine treffliche Sache, wenn Leute Glück haben. Daß von Minna Herzlieb selbst eigenhändige Aufzeichnungen über ihre Erlebnisse in den Jahren 1807 und weiterhin vorhanden seien, schien nicht im Bereiche der Möglichkeit zu liegen; war das schöne Mädchen doch nach dem Bericht ihrer eigenen Hausgenossen „entsetzlich schreibfaul", dabei allem Anschein nach jedem selbstbespiegelnden schriftlichen Festhalten des Erlebten durchaus abgeneigt; sie selber ein Gedicht und zum Dichten entzündend, aber ohne die leiseste Spur von Blaustrümpfigkeit oder Sentimentalität. Nun gibt es eine Art der Schriftstellerei, welche auch die tintenscheueste Jungfrau nicht fürchtet, das Briefschreiben an die Herzensfreundin, und es ist Karl Theodor Gaedertz gelungen, vier Briefe Minna's an eine solche aufzufinden, und zwar ist einer derselben glücklicherweise aus derselben Zeit, da Goethe ihr seine Huldigungen darbrachte. Diese vier Briefe bilden des artigen Buchs (Nr. 1) festen Kern, um welchen das übrige sich herumlegt, Lebensbericht, Erläuterungen, Berichtigungen oder Widerlegungen des früher Bekannten oder Angenommenen.

Minchen Herzlieb, geboren 22. Mai 1789 zu Züllichau, war die älteste Tochter eines Superintendenten. Ihre Aeltern starben frühzeitig; die vier Waisen kamen unter die Pflege eines Vormundes; später ward das neunjährige Minchen von dem Buchhändler Friedrich Frommann, welcher mit dem Hause Herzlieb befreundet war und 1798 sein Geschäft von Züllichau nach Jena verlegte, in sein Haus und mit nach Jena genommen, um dort mit Frommann's zwei Kindern, dem Sohne Fritz und der Tochter Alwine, erzogen zu werden. In der Musenstadt wuchs Minchen Herzlieb zu einer holdseligen Jungfrau heran. Goethe verkehrte bei seinem häufigen Aufenthalte zu Jena auch gern im Hause Frommann; ein Kinderfreund sein Leben lang, hatte er an dem anmuthigen Kinde seine Freude, wie ers im fünften Sonette „Wachsthum" ausspricht:

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen."

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Im Jahre 1804 ward Dr. Fischer von Lüneburg als Professor der Medicin nach Jena berufen; er brachte seine jugendliche Schwägerin, die sechzehnjährige Christiane Selig mit, welche fortan die Herzensfreundin der ein Jahr jüngern Minna Herzlieb ward. Es war ein kurzer Jugendtraum. Sommer 1806 kehrte Fischer wieder nach Lüneburg zurück, mit ihm Christiane; beim Abschiede schenkte Minchen der Freundin ihr Miniaturbildniß,

ein Brustbild voll von unendlichem Liebreiz in den weichen und schönen Gesichtszügen, das um so interessanter und merkwürdiger, weil bisher kein Porträt Minchen's, „der lieblichsten aller jungfräulichen Rosen", bekannt ist aus jener Zeit, da — nicht viel später — Goethe von ihrer himmlischen Erscheinung bezaubert wurde. Die Verfertigerin ist keine geringere als Johanna Frommann, welche nicht nur sehr geschickt in der Miniaturmalerei, sondern die als Pflegemutter den geistigen Ausdruck ihrer Wilhelmine, besser als die berühmtesten Künstler es vielleicht vermocht hatten, genau erfaßt hatte und zu treffen im Stande war. So liegt in der That ein ganz eigenthümlicher Duft über dem wunderholden engelgleichen Antlitz ausgegossen; anmuthig und thaufrisch sind die kindlich reinen Züge, die großen dunkelbraunen Augen — „mehr sanft und freundlich als feurig" — schauen unschuldsvoll fragend drein; klein und kußlich sind die rosenrothen Lippen, schwarzes reich geringeltes, in Locken nach vorn fallendes Haar umrahmt den feinen ovalen Kopf und erhöht die Zartheit des Teints; man möchte meinen, eine Madonna vor sich zu sehen. Doch nicht blos Haupt und Büste, ihre ganze Gestalt war schön, von classischem Ebenmaß, schlank und biegsam, edel und graziös in allen Bewegungen, die Kleidung stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider, wie wir's auf dem Bilde erblicken und wie auch Luise Seidler berichtet. Und die Seele, welche in diesem Körper wohnte? War sie in Harmonie mit so herrlicher Hülle? Nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller glich ihr inneres Wesen dem äußern durchaus. Fritz Frommann betont ihr allgemeines Wohlwollen, ihr bescheidenes hingebendes, auf alle Bedürfnisse und nicht ausgesprochenen Wünsche der andern aufmerksames Wesen. Einen besondern Reiz gewährte dem Verkehre mit ihr der ihr eigene harmlose Humor, den sie auch gegen sich selbst wendete. So war es natürlich, daß sie auf alle, die ihr — wenn auch nur in gewisser Entfernung — nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte, der ihr alle Herzen gewann. Doch behielt sie ihr Leben lang etwas Träumerisches.

Dem Buche ist ein Stich nach jenem Bilde beigegeben, welcher uns allerdings Minna Herzlieb's Erscheinung in anmuthigster Weise offenbart; der zierliche Kopf etwas hoch auf schlankem Halse stehend, die schwarzen Locken um Stirn und Wangen geringelt, die großen dunkeln Augen träumerisch in die Ferne blickend, dazu das weiße ausgeschnittene Gewand: so erinnert das Bild ungemein an die jedem Leser bekannte holdselige Darstellung der Königin Luise von Preußen, wie wir sie von Gustav Richter besitzen.

Alsbald nach der Rückkehr nach Lüneburg verkündete Christiane Selig der Freundin ihre glückliche Verlobung mit einem jungen Juristen, ihrem Vetter Wilhelm Albers, und es beginnt damit ein Briefwechsel, dessen spärliche Ueberreste Gaedertz im Spätjahre 1885 gelegentlich eines Aufenthalts in Lüneburg zum Zweck archivalischer Studien von einem Fräulein Albers, einer Großnichte jener vor dreißig Jahren gestorbenen Christiane, zum Zwecke literarischer Benutzung übergeben wurden; so ist das hübsche kleine Buch entstanden. Es ist eben eine treffliche Sache, wenn Leute Glück haben!

Vielleicht mit Unrecht haben wir die vorhandenen vier Briefe einen spärlichen Ueberrest genannt; weitere Briefe sind jedenfalls trotz aller Bemühungen nicht gefunden worden. Denken wir indeß an die dem holden Minchen nachgesagte entsetzliche Schreibfaulheit, an die bei nicht regelmäßig wachgehaltenem geistigem Miteinanderleben sich leicht einstellende Gleichgültigkeit, denken wir zugleich an die Sorgfalt, mit welcher Frau Albers die uns erhaltenen Briefe bewahrte, so ist doch im Grunde recht wahrscheinlich, daß die Freundschaft, wie so manche Mädchen- und Jünglingsfreundschaft, im Briefwechsel wenigstens, den Herbst 1808 nicht überlebt hat.

Betrachten wir nun die vom Verfasser mitgetheilten Briefe, so sind es Mädchenbriefe im liebenswürdigsten Sinne des Wortes, still, sinnig, gemüthvoll, mehr ernst als heiter, von demüthiger Bescheidenheit, ein bischen lehrhaft, in der Sprache frisch und gewandt, sogar die Rechtschreibung, wenigstens für das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, richtig und sicher.

Der erste Brief vom 27. September 1806 ist voll begeisterter Freude über der Freundin Verlobung. Außerdem berichtet er uns, daß die siebzehnjährige Minna seit ihrem vierzehnten Jahre eine stille Liebe im Herzen trägt zu einem Herrn von Manteuffel aus Livland, welcher wol als Student in dem Hause Frommann aus- und einging. Von Goethe kein Wort, obwol er gerade damals, kurz vor der Schlacht von Jena, daselbst verweilte und abends vielfach Minchen's Pflegemutter besuchte. Damit ist jedenfalls die Annahme beseitigt, daß damals die Liebe zu

Goethe bei Minna aufgekeimt sei und daß der Dichter ihre erste Herzensneigung besessen habe.

Dritthalb Wochen nach diesem ersten Briefe ward die Schlacht von Jena geschlagen. Die Zeiten waren so drangvoll, daß Minchen Herzlieb erst Ende Januar 1807 zum Schreiben kommt. Sie berichtet eingehend und warmen Herzens über die Ereignisse des Schlachttages und was vor und nach demselben geschah. Goethe's wird nicht gedacht, wol aber, obgleich ohne Nennung des Namens, abermals Manteuffel's. Wenn also die Vermuthung ausgesprochen worden ist, daß Goethe sich in jenen Tagen mit Christiane Vulpius verheirathet habe, um „gewissermaßen ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und seiner schon damals lebendigen Leidenschaft für Minchen zu errichten", oder daß Minchen, „die fromme Predigerstochter, diesen Entschluß geflissentlich hervorgerufen, dieses Opfer verlangt und zur Bedingung ihres fortgesetzten Verkehrs mit Goethe gemacht hat", so wird dies mit vollem Recht als barer Unsinn bezeichnet. Wenn Minchen Herzlieb berichtet, sie habe beim Einrücken der Franzosen alle ihre Briefe verbrannt, „auch die unschuldigen, die nichts enthielten, als den Abdruck eines liebenden Herzens", so würde es, nach des Verfassers ohne Zweifel durchaus zutreffender Ansicht, sehr irrig sein, daraus zu schließen, daß darunter auch Briefe von Goethe gewesen. Zu ihm hatte Minchen damals gar kein Verhältniß; gegenüber G. von Loeper erklärte sie 1857, weder Briefe noch Gedichte von Goethe zu besitzen; auch Fritz Frommann bezweifelt, daß Goethe überhaupt an sie geschrieben habe, es sei denn unverfängliche freundliche Zettelchen; und ebenso erklärt er, Minchen habe an Goethe sicher gar nicht geschrieben; dazu sei sie viel zu schüchtern und schreibfaul gewesen.

Die Schrecken des Kriegs sind vorbei; Christiane Selig hat sich verheirathet, aber erst wieder nach Jahresfrist, 10. Februar 1808, kann sich Minna Herzlieb entschließen zu einem Brief an die Freundin. Bedeutsame Dinge hatten im Spätjahr 1807 stattgefunden. Vom 11. November bis zum 18. December weilte Goethe zu Jena, ein häufig und gern gesehener Gast im Hause Frommann. Hier fand er Minna Herzlieb wieder, die er seit ihrem neunten Jahre kannte; aber

das war nicht mehr das kleine artige Kind und Mädchen, mit dem er oft spazieren gegangen, für dessen hübsches Zeichentalent und sympathischen Gesang er sich interessirt hatte; nein, die holdseligste Jungfrau stand vor ihm, eine Menschenblüte von bestrickender Anmuth und Schönheit.

Am 2. December erschien in Jena der wundersame Wanderprediger der Romantik, Zacharias Werner, ein Mann von glänzender Dichtergabe, aber dabei eine im Grund tief gemeine und unreine Natur, auch äußerlich unreinlich und unordentlich, ein Mensch von abschreckender Häßlichkeit. Er theilte die Sonettenwuth der Romantik und steckte Goethe, der an dem wunderlichen Gesellen, dem Satyros der Romantik, wie vormals an dem gleich genialen und gleich widerwärtigen Basedow, Gefallen fand, mit der Zeitkrankheit der Sonettendichterei an, zumal da gerade damals eine von Fernow besorgte neue Ausgabe von Petrarca's Sonetten bei Frommann herausgekommen war. Und welch anmuthigeren Stoff konnte der Dichter finden, als die holdselige Pflegetochter des Hauses Frommann; „Sonettenwuth und Raserei der Liebe" faßten gemeinsam den Dichter, wie er denn 1813 an Freund Zelter schrieb, er habe Minna schon als Kind zu lieben angefangen und in ihrem sechzehnten (richtiger achtzehnten) Jahre mehr als billig geliebt. So spricht er denn bald sein eigenes Empfinden aus; bald läßt er die Geliebte reden, indem er dabei nach G. von Loeper's Annahme Motive aus Briefen seiner verschiedenen jungen ihn verehrenden Freundinnen entnahm; „Minna Herzlieb kommt hierbei nicht in Betracht, da er mit ihr nie Briefe tauschte". Im übrigen hält G. von Loeper fest, daß das persönliche Verhältniß das entfernteste war und blieb. „Ihr gehören die Sonette, geflossen aus einem von Liebe ergriffenen, an dieser innern Bewegung sich genügen lassenden, aus ihr nie heraustretenden Gemüth, mithin kein ersonnenes Spiel, wie dies von Viehoff und Burkhardt am richtigsten erkannt worden ist. Schmaler als bei den meisten übrigen lyrischen Gedichten Goethe's ist die concrete Unterlage der Sonette, zu deren Verstärkung auch einzelne Züge anderswoher herübergenommen zu sein scheinen. Die Angesungene bot nur wenig Motive, sie selbst war alles." Hatte Goethe in dem theilweise bereits mitgetheilten Sonett früher gewünscht, für solch ein Töchterchen sorgen zu können, von solch einer Schwester gepflegt zu werden, so sieht er jetzt in ihr die Geliebte, wenn auch dessen klar bewußt, daß er sie nicht besitzen kann:

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Und wenn ein anmuthreiches Mädchen Herzlieb heißt, so ist das ja der willkommenste Stoff zu einer Räthseldichtung. Zacharias Werner führte den Reigen mit einem Sonett auf Minna's Namen; nicht Gries und Riemer allein, auch Goethe folgte mit dem sinnreichen Sonett:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken,
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In Einem Bild sie beide zu erblicken,
In Einem Wesen beide zu umfangen.

Andern Tages reiste Goethe nach Weimar ab.

Es wäre schlechthin widersinnig anzunehmen, daß diese Gedichte Minna unbekannt blieben; wenn sie 1857 in Abrede stellte, solche Sonette von Goethe zugesandt erhalten zu haben, so ist damit nicht ausgeschlossen, daß er eine Anzahl derselben, die ja ohne Zweifel im Frommann'schen Kreise mitgetheilt wurden, handschriftlich zurückgelassen habe. Goethe hatte gar keinen Grund zu einem Geheimnißspiel mit einer Neigung, welche, so kräftig ab und zu in ihm die Sinnlichkeit sich regte, doch lediglich platonisch war und bleiben mußte; denn Goethe war ein verheiratheter Mann von achtundfunfzig Jahren, Minna eine achtzehnjährige Mädchenblüte. Und Minna selbst, mochte ihr auch die Huldigung des Dichterkönigs schmeicheln, mochte sie auch durch den Zauber seiner Unterhaltung hingerissen sein — denn, sagte sie als Greisin zu G. von Loeper, Goethe war immer jung, man bemerkte bei ihm nicht das Alter —, mochte sie auch dem Allbezwingenden ihr junges Herz zu eigen geben: sie erkannte doch mit der ihr eigenen Verständigkeit, daß Goethe's Huldigung im Grunde nur ein halb sinnliches, halb dichterisches Sprühfeuer sei, und fand Goethe gegenüber die Kraft zu einer freundlichen Gemessenheit, die vornehm und kühl genug erschien, daß sie dem Dichter, um sein eigenes Wort zu gebrauchen, als Fürstin gegenübertreten konnte.

Und sollten diese Seelenkämpfe, welche das starke Mädchen tapfer bestand, in ihren Briefen an die Herzensfreundin keine Spur hinterlassen? Zwar wenn wir den Beginn des Briefs vom 10. Februar 1808 lesen, sollte man meinen, sie mache sich nur Vorwürfe über ihre Säumigkeit; aber man sieht doch, daß es ihr um anderes zu thun ist als um die Entschuldigung ihrer Schreibfaulheit; man sieht, daß die Gefühle in ihrem Herzen wie eine stürmische Meeresflut auf- und abwogen. So mag denn auch dieser Brief, soweit er für uns Bedeutung hat, hier mitgetheilt werden:

> Diesen Winter haben wir im ganzen recht froh zugebracht, ohne gerade viel Menschen zu sehen. Göthe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu verschaffen. Er wohnte im Schloß, zu unserer großen Freude, denn wenn wir seiner Wohnung nicht so nahe gewesen wären, wer weis ob wir ihn denn jeden Abend gesehen hätten; denn er muß sich doch auch ein bischen nach seiner Gesundheit richten, die zwar jetzt im sehr guten Gleise ist. Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, liebe beste Christiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Thränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, würken und handeln muß wie es in seinen Kräften ist, und damit Punktum.

Wenn der Verfasser meint, daß diese Aeußerung über Goethe als ein Geständniß ihrer Liebe zu dem Dichter zu fassen sei, so wird man dies wohl gelten lassen müssen. Der damals zehnjährige Fritz Frommann, wenn er aus der Erinnerung berichtet, meint, Minna sei gewiß lange in ihrer unbefangenen kindlichen Verehrung geblieben, und selbst als sie nicht mehr alle Gunstbezeugungen auf dichterische Ergüsse zurückführen konnte und ihr eigenes Gefühl ihm in anderer Weise als bisher entgegenkommen mochte, habe sie sich nie dem Gedanken an eine wirkliche Verbindung mit ihm hingegeben und ihn allezeit „den lieben alten Herrn" genannt. Rührend ist, wenn er berichtet, die holde Ziehschwester habe ihn, den Knaben, weidlich gelangweilt dadurch, daß sie immer Goethe's „Trost in Thränen" sang. Sie hatte Goethe's Huldigungen stumm abgelehnt mit einem ihn flüchtig, ängstlich streifenden, ausweichenden unsagbaren Blick; da erschien sie ihm so unantastbar, hehr und hoheitsvoll, daß er sich vor ihr beugen mußte wie vor einer Fürstin; er aber unterdrückte die Regung seines Herzens und legte, was er selbst empfunden und an Minna beobachtet, nach seiner Weise wie in einer schönverzierten marmornen Grabesurne nieder, indem er die Gestalt Ottiliens in den „Wahlverwandtschaften" zeichnete.

Schwermuth nennt Minna ihre Stimmung in jenem Winter 1807—8. Da war es denn gar schön, daß sie gleichzeitig vernahm, ihre Schwester in Züllichau sei Braut, gedenke im Sommer zu heirathen und habe sie dringend zu sich eingeladen. Was war natürlicher, als daß Minchen im Mai 1808 eine Reise nach der Vaterstadt unternahm. Die Vermuthung, welche ausgesprochen worden, die Aeltern Frommann hätten selbst diese Abreise veranlaßt, um dem Gerede über Goethe's Verhältniß zu Minna ein Ende zu machen, erscheint durchaus haltlos. Von dem vierstimmigen Minne- und Räthselspiel im Hause Frommann zu Ehren der schönen Minna Herzlieb wußte sicherlich keine Seele als die zunächst betheiligten Hausfreunde; die Sonette, von welchen eine ganze Anzahl nur freie, gar nicht an Minna geknüpfte Dichtungen sind, andere gar nicht zur Kenntniß des Hauses Frommann gekommen sein mögen, erschienen erst 1815; ihre Kämpfe und Thränen offenbarte das starke Mädchen blos der Freundin im fernen Lüneburg, wenn auch die treue Pflegemutter Johanna Frommann wohl davon etwas gewahr werden mochte, was hier im Gegensatz zu Gaedertz erwähnt werden mag; erschien doch die Huldigung Goethe's, wie ernst sie gemeint sein mochte, gegenüber dem vierzig Jahre jüngern Mädchen nur als ein dichterisches Spiel. So lag ebenso wenig ein Grund vor, Minna's Besuch in der Heimatstadt zu befördern, als zu verhindern. Freilich, schreibfaul ist und bleibt das schöne Minchen, denn erst am 15. October 1808, ein halbes Jahr nach der Abreise von Jena, findet sie die Stimmung zu einem vierten Briefe an die Freundin.

Minchen ist glücklich in der alten Heimat; nur eine Stelle des Briefs erinnert an die vergangene Zeit: „Alles,

was mich trübe machen könnte, verbanne ich aus meiner Seele; wer weiß, ob ich nicht ganz geheilt werde, und dann ist mir geholfen; wenn ich nur mein begangenes Unrecht wieder gut machen könnte!" Die Arme! Sie ist also noch nicht ganz geheilt von ihrer Neigung zu dem Dichterkönig! Sie empfindet dieselbe als Unrecht, obwol sie unnahbar, wie Leonore von Este, dem Allüberwinder gegenübergestanden!

Und damit sind wir auch am Ende der vorhandenen Briefe angelangt; sind deren verloren gegangen, so würden sie für unsere Frage schwerlich von Bedeutung sein. Minna Herzlieb blieb einige Jahre in der Heimat, nicht als Verbannte, sondern weil die Verwandten sie nicht fortließen; sie fand in einem berliner Professor Pfund einen Verlobten. Sie war gesund und heiter, nachdem sie dem holden Traum einer Neigung zu Goethe entsagt, und wenn der Dichter in Briefen an das Haus Frommann ihrer gedenkt, nennt er sie „das gute Minchen" und ist angenehm überrascht durch ihre bevorstehende Wiedererscheinung. Spätherbst 1812 kehrte die jetzt dreiundzwanzigjährige Minna Herzlieb in das Haus Frommann zurück; zu Weihnachten erschien auch Professor Pfund mit einem Empfehlungsbriefe von Zelter; er ward von Goethe freundlich, von der Braut kühl aufgenommen. Sie löste das Verhältniß wieder auf, und Goethe schrieb am 24. Februar 1813 der Malerin Luise Seidler: „Grüßen Sie Minchen! Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuern Element an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen." Ein Beweis, daß Goethe über die Schwärmerei des Winters 1807 längst hinaus war. Ein Näheres über die Beweggründe jener Auflösung der Brautschaft wissen wir nicht; was Gaedertz darüber bringt, scheint mir ebenso haltlose Vermuthung wie dasjenige, was Düntzer und Hesse früher gebracht haben. Minchen lebte stillzufrieden weiter im Hause Frommann.

Goethe kehrte auch in der Folgezeit dort häufig ein aus Neigung und Herkommen und schied stets mit ungetrübten Eindrücken. Minchen erfreute er zu ihrem Geburtstage im Jahre 1817 durch Ueberreichung seiner Gedichte in zwei Theilen und erhöhte den Werth des Geschenks durch eine eigenhändige Widmung:

An Fräulein Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sey dieser auch Ihr zugewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

Jena am 22. May 1817. Goethe.

Schwerlich hätte er gerade diese Verse, welche unwillkürlich die verliebte Sonettenepoche heraufbeschwören mußten, niedergeschrieben, wenn er sich nicht überzeugt halten durfte, daß für sein und ihr Herz nichts mehr zu befürchten wäre. Gerade das süße Erinnern war ihm geblieben, wie er von sich selbst bekennt, und das war auch der Fall bei ihr; sie könne, gestand sie nachmals Herrn von Loeper, an jene Zeit nur mit angenehmen Erinnerungen zurückdenken.

Hiermit könnten wir von Minna Herzlieb Abschied nehmen, wenn es nicht erwünscht wäre, dem ausharrenden Leser auch über ihr weiteres Schicksal zu berichten. Minchen hatte ihre kleinen und großen Herzensstürme durchlebt, eine artige Anzahl Körbe ausgetheilt; sie war noch immer sehr hübsch, aber nicht gerade mehr was man bei Frauen jung nennt. Ein Professor der Rechte Walch zu Jena bewarb sich um ihre Hand, und die zweiunddreißigjährige Minna ward im Herbst 1821 sein Weib. Walch war ein ehrenwerther Mann und der Altersunterschied von dreizehn Jahren war ja nicht erheblich. Minna schätzte ihn, aber sie liebte ihn nicht; die Gleichgültigkeit steigerte sich bald zu völliger Abneigung, die an Geistesverwirrung grenzte. Sie trennte sich fünf Jahre lang von ihrem Manne, vereinigte sich wieder mit ihm, ging fort, kam nachmals wieder, ohne die Abneigung überwinden zu können. So verweilte die Bedauernswerthe in Züllichau, bis nach mehr als dreißigjähriger Qual 1853 Walch's Tod den Zwiespalt löste. Ein Jahr ums andere besuchte Wilhelmine fortab Jena und das Frommann'sche Haus, die Stätte ihrer glücklichen Jugendzeit. Als 1864 auch die verwitwete Schwägerin, mit welcher sie bis dahin zusammen gelebt, gestorben war, fühlte die Greisin sich völlig steuerlos; das letzte Jahr verbrachte sie in einer Heilanstalt für Geisteskranke zu Görlitz; dort starb das einst so hochgefeierte Minchen Herzlieb am 10. Juli 1865, eine sechsundsiebzigjährige, geistig gestörte Frau. Ein trübes Geschick, um so trüber, weil das holdselige Mädchen in jungen Jahren alles besaß, glücklich zu sein und glücklich zu machen.

Wer würde des schönen unglücklichen Kindes noch gedenken, wenn nicht ein Strahl der Dichtersonne auf sie gefallen wäre? Goethe hat der warmen, aber sofort nach ihrem Auflodern auch wieder in freundlicher Antheilnahme erlöschenden Herzensflamme jenes Winters 1807—8 die schönste künstlerische Ausgestaltung gegeben in Ottilie, jener anmuthreichen, schuldlos in schwerste Verstrickung des Herzens verwickelten, schuldlos das Kind des Geliebten tödtenden, an gebrochenem Herzen sterbenden Heldin der „Wahlverwandtschaften". Die Entwickelung, in welcher Weise der Dichter Züge aus Minna's Wesen und Leben bei der Darstellung seiner Ottilie verwerthete, bildet den Schluß des Buchs, in welchem wir eine schätzenswerthe Erweiterung unserer Kenntniß von Goethe's Liebes- und Dichterleben besitzen.

„Es ist in den «Wahlverwandtschaften»", so äußert Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann, „überall keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr als irgendjemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen im Stande wäre. Es ist darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so wie er erlebt worden." Nicht ohne tiefe Rührung und Bewegung legen wir den ergreifenden Roman aus den Händen. Wir beweinen Ottiliens tragisches Ende. Und wenn wir bedenken, daß Minchen's Lebenslauf, zwar nicht so gewaltsam, aber nicht minder düster abschloß, so füllen sich unsere Augen mit Thränen. Trauernd nehmen wir von der uns lieb gewordenen Gestalt Abschied; unser Herz ist voll von Mitleid für das schöne gute unglückliche Geschöpf. Goethe's Minchen darf mit Ottilie sprechen: „Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres zu erwarten."

Garlieb Merkel, den Julius Eckardt zum Gegenstand seines neuesten Werks (Nr. 2) macht, gehört nicht zu den Größen unserer Literatur, und doch wird er in der Geschichte derselben öfter erwähnt, indeß nur etwa in der Weise, wie eine umfassende Naturgeschichte bei Betrachtung der Thiere auch der Schmarotzer gedenkt, welche sich von dem Blute derselben nähren. Merkel gehört neben Kotzebue u. a. zu denjenigen, welche in dem ärgerlichen Bewußtsein, den Großen von Weimar nicht ebenbürtig zu sein, sich ein Vergnügen daraus machten, dieselben möglichst klein darzustellen. Uns erscheint dies als ein kläglich Stück Arbeit, und doch war, wenn wir die Sache ganz unparteiisch betrachten, das Unternehmen dieser Kleinen nicht so unerklärlich. Die Zeitgenossen sahen Goethe und Schiller nicht in der überwältigenden Herrscherstellung, welche wir ihnen jetzt anweisen; der übermüthige Kampf der Xenien gegen die zahlreiche Mittelmäßigkeit erschien gar vielen unberechtigt, und sogar ein Goethe ließ, bei seiner königlichen Unbekümmertheit um das Urtheil des Publikums, zwischen den vortrefflichsten Werken leider gar manches Unbedeutende und Verfehlte hinausgehen. Wir, die wir das Gesammtwirken eines Goethe und Schiller aus der Ferne überschauen, sind über dieses Unbedeutende und Verfehlte längst zur Tagesordnung übergegangen; die Zeitgenossen, sofern sie nicht alles in blinder Verehrung loben mochten, sondern scharfe kritische Geister waren, griffen die Hervorbringungen der großen Dichter an und sagten etwa dasselbe, was wir jetzt darüber sagen, nur mit ein bischen andern Worten, und vor allem nicht mit der tiefen dankbaren Verehrung, welche wir diesen Großen trotz einzelner schwächerer Leistungen entgegenbringen.

Unter den literarischen Freischärlern, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Siege der classischen und der romantischen Schule unserer Literatur über das Schriftthum der Aufklärungsperiode aufzuhalten versuchten, ist der Livländer Garlieb Merkel einer der bekanntesten und verrufensten gewesen. Weil er die Mehrzahl Gleichgesinnter an Keckheit und Unermüdlichkeit übertraf, nahm der Verfasser der „Briefe an ein Frauenzimmer“ und Herausgeber des „Freimüthigen“ neben Kotzebue die sichtbarste Stellung unter den Oppositionsführern unserer goldenen Literaturperiode ein. Von einem Schriftsteller, der den Besten seiner Zeit feindlich gegenübergestanden, versteht sich von selbst, daß er vergessen ist. Soweit diese Vergessenheit Merkel's kritische Thätigkeit und literarische Production betrifft, soll und wird es bei derselben unverändertes Bewenden behalten; ein Gedächtniß dürften dagegen diejenigen Aufzeichnungen des „Freimüthigen“ verdienen, in welchen derselbe als Genosse einer der merkwürdigsten Abschnitte deutscher Geschichte von seinen Wahrnehmungen über Zeit und Zeitgenossen berichtet hat.

Garlieb Hellwig Merkel ward 1769 in einem livländischen Pfarrhause geboren. Sein Vater war ein ausgemachter Freigeist und gab derartigen Anstoß, daß er 1770 des Pfarramtes entsetzt ward. Vater Merkel, mit einem reichlichen Gnadengehalt ausgestattet, widmete bis zu seinem Tode 1782 den Rest seiner Tage der Erziehung des Sohnes, dem er seine Voltairianischen Grundsätze beibrachte. Nach des Vaters Tode studirte der begabte Knabe weiter in der väterlichen Bücherei römische, französische, englische und italienische Classiker und ward dann, nicht vermögend genug, um auf einer deutschen Hochschule zu studiren, vom zwanzigsten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre Hauslehrer in adelichen Häusern. Er hatte dabei Gelegenheit, den Knechtszustand der lettischen Landbevölkerung in Livland kennen zu lernen, und schrieb noch auf russischem Boden ein Buch: „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts“; er schilderte darin den unwürdigen Zustand des livländischen Landvolks in glühenden Farben, überschüttete den grundbesitzenden Adel mit heftigen Vorwürfen und forderte von der „gekrönten Philosophie“ an der Newa die sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft. Um sein Buch drucken zu lassen, siedelte der inzwischen siebenundzwanzig Jahre alt gewordene Verfasser im Frühjahr 1796 nach Deutschland über, wo er die folgenden zehn Jahre seines Lebens verbrachte.

Merkel fuhr zur See von Riga nach Lübeck, dann mit der fahrenden Post nach Leipzig, wo er sich als Studiosus der Heilkunde während des Sommers 1796 aufhielt, Seume's und Weiße's Bekanntschaft machte und für sein Erstlingsbuch einen Verleger fand. Leipzig gefiel ihm übrigens nicht; so zog er noch im Herbst nach Jena weiter. Es war ihm, als träte er aus einem Hôtel des quatre nations in eine Dorfkneipe. Die schmalen schmuzigen Gassen, die altväterischen Häuser, die Armseligkeit der Bürger, der Gesellschaftston, der rohe Ton der Studenten und vieles andere flößte ihm Ekel ein. Er entsagte völlig dem Studium, um fortan als Schriftsteller im Weimar zu leben. Merkel verweilte hier von 1797 bis 1800, verkehrend mit Herder, Wieland und Böttiger, welche alle drei ihm wohlgeneigt waren. Aber, wird man fragen, hatte denn der junge Streber keine Beziehungen gerade zu den Bedeutendsten der Zeit, zu Goethe und Schiller? Hatte er, der weltgewandte Mann, nicht die Gelegenheit gesucht, auch ihnen näher zu treten und sie bewundern zu lernen, wie er Herder und Wieland bewunderte?

Im Spätjahr 1796 hauste Merkel zu Jena. Die neuere deutsche Literatur war ihm bisher so gut wie fremd geblieben; da fielen ihm die „Xenien“ in die Hände und er las sie mit steigendem Unwillen.

Ihre Tagesgeschichte, aus welcher die Veranlassung jener Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So sah ich in diesen nichts als die insolente Anmaßung der Verfasser, einer großen Zahl ausgezeichneter Männer Beleidigungen zu sagen; daß diese witzig waren, machte die Sache noch schlimmer. Uebrigens herrschte die ohne Zweifel richtige Ansicht, daß, wenn Schiller auch Antheil an den „Xenien“ habe, er doch nur von Goethe zu diesem Muthwillen hingerissen sein konnte. Indem ich über meinem Misvergnügen brütete, erhielt ich ein Billet von Loder, mich ja sobald als möglich zur Abendgesellschaft bei ihm einzufinden; auch Goethe würde da sein. Meine erste Regung war, zu antworten, ich würde eben deshalb nicht kommen; aber bald beschwichtigte mich die Betrachtung, daß durch mein Wegbleiben niemand verlieren könne als ich selbst. Ich kleidete mich an und ging hin. Ich fand eine sehr zahlreiche Versamm-

lung von fast allen Professoren und einigen Studenten beisammen. Im Prunkzimmer stand Goethe mit ernster stolzer Miene vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorn vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehrern Reihen ehrfurchtsvoll Lauschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich soeben die „Xenien" gelesen, widerte mich dieses Schauspiel an. Ich glaubte den Triumph strafloser Insolenz feiern zu sehen. Loder stellte mich Goethe vor als den Verfasser der „Letten". Er nickte herablassend und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der „Xenien" zu stehen. Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein. Er sprach gerade in einem docirenden Tone über Rafael's Gemälde im Vatican. Den letzten Umstand hatte ich nicht bemerkt und sagte: Es wäre viel, wenn die Franzosen sich ihrer nicht bemächtigten. Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit gesagt, erwiderte Goethe: Sie sind ja auf die Mauer gemalt! Doch nur auf Stuck, antwortete ich, zog mich aus dem bewundernden Halbkreise zurück und habe mich Goethe nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeschwebt, es müsse ein Mittel geben, die Stucklagen abzulösen ohne Verletzung der Gemälde, die sie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel sein könne, ahnte ich freilich nicht; doch wenige Monate später erzählten die Zeitungen, daß die Franzosen Wandgemälde abgesägt hätten.

So berichtet Merkel sein erstes und einziges Zusammentreffen mit Goethe. Daß derselbe des unbekannten jungen Mannes Schrift über livländische Bauernverhältnisse nicht kennt, fällt Merkel nicht ein; daß Goethe in der begonnenen Unterhaltung über Rafael's „Disputa" fortfährt, findet er rücksichtslos; andererseits konnte Goethe einen jungen Mann, welcher die Befürchtung ausspricht, die Franzosen möchten sich der Wandgemälde des Vatican bemächtigen, nur für sehr grün halten. Als Merkel einige Monate später nach Weimar zieht, bringt er seine Verstimmung gegen Goethe mit und macht in drei Jahren keinen Versuch, dem Olympier näher zu kommen; andererseits hatte Goethe keinen Anlaß, ihm entgegenzukommen oder ihn einzuladen. Das nahm der von seiner Bedeutung höchlich überzeugte Merkel sehr übel und hat denn auch in seinem „Freimüthigen" Goethe zur Genüge verarbeitet.

Und Schiller? Merkel hat schon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller gesehen zu haben; da erhält er einen Brief an Schiller zu persönlicher Abgabe:

Ich that es eines Vormittags um 11 Uhr und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sofa. Er war soeben erst aus dem Bett gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete; zu jener Zeit aber pflegte er Nächte hindurch Karten zu spielen. Den Brief meines Freundes las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich oder aus Gleichgültigkeit gegen meinen Freund. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserm ersten Gespräch nichts in mir als einen Studenten der Medicin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indeß nicht bewundernd und warm genug in meinen Aeußerungen; ich erinnere mich in der That nicht Eines Compliments, das ich ihm gesagt hätte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß Unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, fast mit Bedauern, daß ich meines Freundes Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Im Begriff, im Frühling Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartenthüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen im Gärtchen umher. Ich fand ihn heiter und gesund aussehend. Sein geistvolles, wiewol krampfhaft gespanntes Gesicht und sein scharfer Blick hatten viel Einnehmendes. Seitdem sah ich ihn nur 1804 in Berlin wieder, ich weiß nicht wo; aber damals war er schon wegen meiner Kritik der „Braut von Messina" feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.

Wir sehen, Schiller ist gegen den jungen Mann, welcher dem Anschein nach keins seiner Dramen und geschichtlichen Werke, keine seiner lyrischen Dichtungen kennt, artig genug. Wenn aber 1799 bei der ersten Vorstellung von „Wallenstein's Tod" Merkel nach dem dritten Act heimgeht und im Kleiderzimmer erklärt, er fände es viel vernünftiger und sogar poetischer, nach Hause zu gehen und einen Sardellensalat zu essen, während Goethe ohne Merkel's Vorwissen drei Schritte davon steht, so ist das wieder ein Beweis von des jungen Mannes greller Formlosigkeit und Ueberhebung. Seine Erläuterung, er sei wegen der großen Hitze weggegangen, welche Goethe durch die übermäßige Ausgabe von Eintrittskarten an Fremde veranlaßt, ist dürftig genug; dem selbstgebildeten Kinde des livländischen Dorfpfarrhauses fehlte es überhaupt an jedem Verständniß für die weltbewegende Bedeutung eines Goethe und Schiller.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Naturwissenschaftliches.

Thierbeobachtung und Thierliebhaberei der alten Griechen. Vortrag von Eduard Kurtz. Leipzig, A. Neumann. 1886. Gr. 8. 50 Pf.

Der Entwickelungsgang, welchen das Menschengeschlecht auf Erden genommen hat, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sich schon auf sehr niedriger Culturstufe Beziehungen zur Thierwelt der Umgebung herausgebildet haben, die allerdings, weit entfernt, dem friedlichen Zustande eines geträumten Paradieses zu entsprechen, ein harter Kampf ums Dasein für beide Parteien waren. Der Mensch ging schließlich als Sieger daraus hervor und zeigte sein Uebergewicht in seiner Fähigkeit, einen Theil der Thierwelt sich sogar dienstbar zu machen. Lange Zeiträume mögen vergangen sein, ehe er sich bis zu einer

Höhe der Anschauung aufschwang, von welcher aus er im Stande war, das niedrigere Geschöpf als etwas stammverwandtes anzusehen und danach zu behandeln. Es ist eine interessante und dankenswerthe Aufgabe, bei Völkern anderer Zeiten nach dem zu suchen, was wir von unserm heutigen Standpunkte aus mit der Natur des Menschen aufs engste verwachsen glauben, den Menschen der Vorzeit im Spiegel moderner Anschauung zu betrachten. Man wird dabei in mancher Beziehung geringere Verschiedenheiten zwischen heute und früher finden, als man vielleicht von vornherein anzunehmen geneigt war.

Der Verfasser des obengenannten Schriftchens hat es sich zur Aufgabe gestellt, zwischen uns und den Bewohnern des alten Hellas einen Vergleich zu ziehen und die Frage zu beantworten, ob der Mensch schon damals das rege Treiben und Leben der Mitgeschöpfe mit aufmerksamem Auge beobachtete, ob er mit warmer Liebe auch die Thiere, die ihm nicht von materiellem Nutzen waren, sondern nur zum Spiel und zur Unterhaltung dienen konnten, pflegte und an sich zog, oder ob ihn alles dies gleichgültig ließ. Derartige Betrachtungen wurden in ihm veranlaßt durch jene allgemeine Frage, welche die Philologen mehrfach beschäftigt hat, ob der antike Mensch bereits etwas von dem gekannt und empfunden hat, was uns bei Betrachtung der Natur in eine freudige Stimmung versetzt und diese sogar bis zu einer gewissen Sentimentalität steigert. So sicher nun derartige Gemüthsregungen dem poesiereichen Griechenvolke der sogenannten todten Natur gegenüber zuerkannt werden müssen, so darf ihm auch ein offenes Auge und eine warme Empfindung für das Leben und die Gewohnheiten der Mitgeschöpfe nicht abgesprochen werden.

Wer selbst in den Werken des classischen Alterthums bewandert ist, wird für eine solche Behauptung wahrhaftig keine besondern Beweise fordern. Wem aber der Genuß dieses Quellenstudiums versagt ist, der wird unserm Verfasser Dank wissen für die Belehrung, welche er ihm in einem anziehenden Vortrage zutheil werden läßt. Diese schöpft er aus den Werken der Dichter, vor allem aus den Gesängen Homer's, aus den Sprichwörtern des Volks, aus der Thierfabel und endlich aus der Stellung, welche die Thiere im häuslichen Leben der Griechen eingenommen haben.

In Homer's Gesängen tritt uns dies Interesse und die Liebe zur Thierwelt am unzweideutigsten entgegen. In seinen Vergleichen zeichnet der Dichter die Thiere mit solcher Naturtreue, daß wir sie in ihrem mannichfachen Getriebe vor Augen zu sehen glauben. Wir erblicken das stolze Schlachtenroß mit fliegender Mähne wie den störrischen Esel, der sich in seinem Appetit nicht stören läßt, den gefürchteten Eber wie den treuen Hund, den gereizten Wespenschwarm wie die lästige Fliege, die nicht aufhört, unsere Nasenspitze zu ihrem Lieblingsplatz zu erwählen. Und gleichzeitig erkennen wir aus der liebevollen Behandlung des Gegenstandes die Gemüthsstimmung, welche dem Thier entgegengebracht wird, eine Empfindung, die sich zu einer Art Freundschaft zwischen dem rauhen Cyklopen und seinen Leithammeln ausbilden kann.

Die Naturwahrheit in den Schilderungen Homer's ist, wie wir hier einflechten möchten, in einem Punkte sogar vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte von besonderm Interesse. Im Alterthum und bis über das Mittelalter hinaus war man, was viele Thiere, so auch die an faulendem Fleisch oder in eiternden Wunden auftretenden Fliegenlarven betrifft, der Meinung, daß sie von selbst oder durch „Urzeugung" ihren Ursprung nehmen. Erst im 18. Jahrhundert wurde von einem italienischen Forscher durch das Experiment der Nachweis geliefert, daß derartige Maden nur da auftreten, wo zuvor Fliegen ihre Eier abgesetzt hatten. Und doch lesen wir in der Ilias, wie dem Achill die Worte in den Mund gelegt werden:

Ich fürchte nur aber gewaltig,
Daß mir während der Zeit bei Menötios' tapfrem Sohne
Fliegen sich setzen hinein in die erzgeschlagenen Wunden,
Daß dann Maden entstehn und verunziert werde der Leichnam.

Daß aber nicht etwa blos gottbegnadigte Dichter ein tieferes Verständniß der Natur und speciell dem Thierleben entgegenbrachten, sondern daß das gesammte Volk dafür empfänglich war, das beweisen die Sprichwörter der alten Griechen, von denen sich manche fast ganz mit solchen unsers eigenen Landes decken. Aussprüche wie: „Ein Adler jagt keine Fliegen", „Ein Elefant beißt keine Maus", „Du freust dich wie die Motte an der Flamme", „Ein hungeriger Esel achtet des Knüttels nicht", mögen als Beispiele dafür angeführt sein.

Nach kurzer Berührung der Thierfabel geht der Verfasser über zu der Stellung, welche die Thiere als Genossen des Menschen im alten Griechenland einnahmen, und theilt auch hier interessante Züge des Volksgeistes mit, die zum Theil auch in den uns überkommenen Kunstdenkmälern zum Ausdruck gelangen. Wer erinnerte sich z. B. nicht der niedlichen Statuette, welche einen Knaben darstellt, der mit beiden Händen zärtlich eine Gans an sich drückt. Dieser Vogel stand im Alterthum überhaupt in höherer Achtung als heutzutage, wo man ihn nur materieller Zwecke wegen hoch schätzt und gelegentlich bei Vergleichen mit dem Menschen nicht verschmäht. Was würde unsere prosaische Zeit dazu sagen, wenn einer Verstorbenen eine Gans als Emblem auf dem Grabmal angebracht würde! Dem Griechen galt sie als Sinnbild der Wachsamkeit im Hause und konnte daher als Symbol eine sorgsame Hausfrau noch im Tode ehren.

Daß man ferner schon im Alterthum die Taube als Eilboten benutzte, daß man Sport trieb mit Hahnenkämpfen, daß man schon damals für schöne Pferde und Hunde ungeheuere Summen ausgab und sich in Schulden steckte: das alles beweist uns ein reges Interesse für die Thierwelt und ihre Gewohnheiten, gleichzeitig auch, wenn es dessen noch bedürfte, die Wahrheit des bekannten Ausspruchs Ben Akiba's bei Gutzkow: „Alles schon dagewesen."

„Eine gefeierte Rolle", so theilt uns der Verfasser unter andern mit, „spielte im häuslichen Leben auch ein bei uns gar nicht beachtetes Insect, die Cicade." Soll das „bei uns" heißen: in unserm Vaterlande? Dann wäre die Erklärung für die Nichtbeachtung leicht gegeben; denn die Cicade, welcher obige Bemerkung gilt, lebt nur im südlichen Europa und singt dort heutzutage jedenfalls nicht anders als zur Zeit Anakreon's; nur dürfte man jetzt trotz der starken Zumuthungen, die oft genug auch von unsersgleichen an die Gehörnerven gestellt werden, kaum noch geneigt sein, den von jenen Zirpen verübten Lärm „Gesang" zu nennen. Ihnen eine „Silberstimme" zuschreiben kann nur der Dichter, der nicht immer auf dem Boden des Realen steht und stehen soll. Bei uns ist ja der gewöhnliche Sterbliche über den „Wonnemonat" Mai auch meist anderer Ansicht als der Lyriker. Die Sitte der Griechen, Cicaden als Hausthiere zu halten, darf vielleicht auf ähnliche Ursachen zurückgeführt werden wie bei uns die Liebhaberei der Kinder für den Maikäfer. Wenn übrigens unser Verfasser die Worte des Aelian heranzieht: „die Weibchen der Cicaden schweigen wie sittsame Jungfrauen", so können wir uns nicht versagen, ein anderes Urtheil aus alter Zeit über diese Tugend hinzuzufügen, welches freilich weniger galant klingt. Xenarchus von Rhodos sagt:

Glücklich leben die Cicaden;
Denn sie haben stumme Weiber!

Auch das klingt recht modern!

Die Behandlung, welche im alten Griechenland den Thieren zutheil wurde, war, wie aus mancherlei Mittheilungen zu ersehen ist, auf humanen Grundsätzen aufgebaut; wurde doch von einer gewissen philosophischen Richtung aus die Ansicht vertreten, daß die Thierseele nicht materiell, sondern nur graduell von der menschlichen verschieden sei. Wenn Plutarch darum eine schonende, rücksichtsvolle Behandlung der Thierwelt seitens des Menschen fordert, denn Grausamkeit gegen die Thiere gewöhne an Grausamkeit überhaupt, mache uns roh und stumpfe unser Mitgefühl ab, so werden diese goldenen Lehren wol schwerlich von der auf dem Boden des Christenthums erwachsenen Moral bekämpft werden. Diese letztere sollte auch da ein wenig duldsamer sein, wo die moderne Naturwissenschaft auch bezüglich der Seele mit dem alten Platoniker übereinstimmt.

Wir sind der Hauptsache nach dem Inhalt des interessanten Vortrags gefolgt und können dessen Lektüre angelegentlich empfehlen. Auch um deswillen begrüßen wir denselben mit Freude, weil sich auf diesem Gebiete zwei Wissenschaften die Hand reichen, welche für gewöhnlich auf sehr verschiedenen Wegen ihre Ziele verfolgen.

Neue Romane und Skizzen.

1. Michael Cibula. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. Gr. 8. 6 M.
2. Der Oberförster von Margrabowo. Roman von Adolf Streckfuß. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 8 M.
3. Gesammelte Erzählungen aus dem deutschen und dem deutsch-amerikanischen Volksleben. Von Otto Ruppius. Erster bis vierter Band. Erfurt, Neugebauer. 1886. 8. Jeder Band 1 M.
4. Der Zauber des Königs Arpus. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von F. C. Petersen. Berlin, Zenker. 1887. 8. 5 M.

In den fünf vorliegenden Werken findet sich eine Dorfgeschichte großartig heroischen Stils, eine Criminalgeschichte, amerikanische Erzählungen und Bilder, ein eigenartiger Roman humoristischer Färbung, endlich kleine Skizzen und Federzeichnungen aus dem gegenwärtigen Leben Frankreichs.

Eine geradezu herrliche Arbeit ist „Michael Cibula" von Richard Voß (Nr. 1). Wenn wir die ungeheuere Flut unserer massenhaften Alltagsproduction durchwaten, wird es uns nicht häufig so gut, daß wir mit vollem Herzen aufathmen und uns sagen dürfen: da haben wir etwas nicht Alltägliches gefunden, das alle Vorzüge seiner Art in sich trägt und uns intensiver beschäftigt als jene Dutzendproducte, die heute auf den Markt geworfen werden, um nach einem ephemern Leben wieder ganz still von demselben zu verschwinden. Das eigenartige Werk von Richard Voß befriedigt uns ganz und voll.

Es ist ein besonderer Zug des echt poetischen Geistes, daß er uns gleich mit den ersten Worten und Sätzen erfaßt und dann ohne fühlbare Kraftanstrengung in seinem Kreis und seiner Stimmung festhält; „sie hat es uns angethan", sagt das Volk, wenn eine mächtige Erscheinung seltener Art seinen Sinn gefangen nimmt. So ist es mir mit Michael Cibula ergangen. Der eigentlichen Erzählung sind acht Seiten vorausgeschickt unter dem Titel „Einführung" und mit dem Zweck, ganz einfach das Terrain zu zeichnen, auf welchem jene sich abspinnen wird; und schon diese kurze Einleitung in schlichter, aber ungemein sprechender Schönheit macht einen merkwürdigen Eindruck und bereitet den Leser, der sich nicht getäuscht finden wird, auf eine Welt von Scenerien und Gestalten vor, welche seine höchste Aufmerksamkeit spannen werden. Ein eigener Ton von den ersten Sätzen an:

In den Karpaten, dort, wo sie am höchsten und am wildesten sind, liegt fernab von jeder Cultur in einem engen und waldreichen, aber schönen und fruchtbaren Thal ein uraltes Dorf. Das Thal heißt die Verrös und das Dorf Piatra. Piatra wurde von den Römern gegründet, welche schon während der Republik in die Karpaten kamen und daselbst in der Verrös die ersten

Silbergruben und Goldbergwerke Europas ausbeuteten, Minen, von denen seit geraumer Zeit jede Spur verloren gegangen. Die Bauern von Piatra nennen sich nicht Ungarn, sondern Nachkommen der Römer. Sie bewohnen Blockhäuser, die sich wie eine vom Lämmergeier bedrohte Heerde schwarzer Bergschafe hoch am Rande der Schlucht zusammendrängen, an den Klippen hängend, als ob sie sich aneinander klammerten, um nicht hinabzustürzen. Ringsum nachtet der Tann, dicht und mächtig wie Urwald. Er steigt aus der Tiefe auf, hoch hinan bis zu den ungeheuern Felsenwänden der Alpen.

Wir sind eingesponnen und warten auf Dinge, die mit innerer Macht unwiderstehlich sich entwickeln sollen, und sie folgen auch den Gesetzen der urweltlich waltenden Waldnatur und ihrer Geschöpfe.

Also Karpatenluft! All ihr würziger Hauch, aber auch ihre verheerenden Stürme, der duftige Sonnenschein und die nachtschwarzen Schrecken. Und was sich in dieser weltfremden Region abspielt, das ist nicht weniger als das bei einer ernsten Wendung angekommene Geschick eines ganzen Stammes, der mit seiner Dorfmarke seit uralter Römerzeit eine von allen Strömungen der Außenwelt fast unberührte, ganz auf den eigenen Lebensgesetzen stehende Bauernrepublik bildete, bis sie durch innere Zwietracht und Rivalität zur Auflösung kommt — ob auf neuem Boden auch zu neuem frischen Leben, das ist die Frage; der Autor schließt da ab.

Die Gemeinde ist seit Menschengedenken in zwei mehr oder weniger feindliche Lager geschieden, die Cibula und die Dozana, zwei mächtige Geschlechter, deren erstes wir als die politische Macht im eigenartigen Bergvölklein bezeichnen mögen, das andere als die geistliche oder klerikale Macht. Sie sind vertreten durch die zwei gleich wilden und starrköpfigen Kraftgestalten des Gemeindevorstandes Michael Cibula und des Priesters Stephan Dozana, die eigentlich mehr alte grimme Recken und Bärenjäger sind als moderne Politiker oder Seelenhirten. Die angeborene Familienfeindschaft hat da noch einen überaus mächtigen persönlichen Stachel bekommen: sie beide haben die schöne Josepha geliebt, die dann des Michael still ergebenes Weib geworden; in Stephan aber, der hernach den sehr wenig für seinen Geist passenden Priesterrock angezogen, lodert die Glut immer noch fort. Eine versprengte Judengemeinde weiß mit Hülfe des Priesters und gegen seines Gegners unbeugsame Einsprache von den Bewohnern Piatras ihrem Dorfe gegenüber Grund und Boden zu einem Judendorf zu gewinnen, wofür sie sich verpflichtet, der alten Bauerngemeinde eine prächtig ausgezierte Kirche aus Stein zu bauen. Von da an und im Angesicht der blühend aufsteigenden Judengemeinde ist das bis dahin auf seiner angeerbten Vätersitte unbehelligt und fortschrittslos ruhende Bauernvolk von Piatra um seinen Frieden und seine Zukunft gekommen; ja sein vornehmster Bürger gibt es aus Judenhaß, der wegen einer alten leidigen Familiengeschichte am tiefsten in sein Herz gefressen, vollständig auf und baut sich die neue Heimat weit hinten im Bergthal, dem gefürchteten und doch ebenso romantischen wie üppig fruchtbaren „schwarzen Grund“. Unterdeß siecht das alte Dorf dahin; Michael aber macht ein gewaltsames Ende; er zündet in furchtbarer Sturmnacht das Nest an, das sammt der verhängnißvollen Kirche bis auf das letzte Dach niederbrennt, opfert aber bei Rettung eines bedrohten schwachen Menschen sein eigenes Leben und hinterläßt allen — auch Dozana hat das Elend eingesehen und ist von seinen Irrwegen bekehrt — die Weisung, auf jenem neuen, von den Juden fernen Platz sich frisch anzusiedeln und da die ersehnte Auferstehung zu neuer Kraft und Einheit zu suchen.

Die Geschichte ist um so erschütternder, als die gewaltsamen psychischen Wallungen und Wandlungen treibend mitlaufen: Michael und Josepha, lange durch jene alte fatale Werbungsgeschichte, durch seine Eifersucht und ihre Furcht auseinandergehalten, finden sich erst spät in innigster Liebe, die sie ins neue Heim übertragen, und leben nun so herzlich glücklich, bis zu früh im Wochenbett der Tod die feine stille Frau hinwegnimmt. Der Wechsel zwischen bitterm Haß und versöhnender Liebe unter Juden und Christen, wie die Herzen der Jungen und Alten sie durchmachen, führt zu herzbewegenden Auftritten; nicht minder die Seelenkämpfe des hernach von seinem Obern in Bann gethanen Priesters, bis er ein ganz anderer Mensch geworden mit neuer Erkenntniß, aus dem unversöhnlichen Feinde des großherzigen und weitsichtigern Machtrivalen schließlich fast sein Bundesgenosse, allerdings erst, als es zu spät, als das volle Unglück da ist.

Die Geschichte ist gewaltig und folgerichtig, die Charaktere sind mit eiserner Kraft gezeichnet, alles in großem Zuge gehalten; und auf allem liegt der Duft einer bewältigenden Waldpoesie, ein unabweisbarer Reiz; intensiv geistiges Interesse legt uns diese durch und durch eigenartige halb verzauberte Welt nahe.

„Der Oberförster von Margrabowo“ von Adolf Streckfuß (Nr. 2) ist ein ausgesprochener Criminalroman, aber nicht von gewöhnlichem oder untergeordnetem Stil. Daß dies Genre überhaupt fesselt, liegt oft weit mehr an dem spannenden Stoff, ganz abgesehen von der Frage nach künstlerischer Gestaltung; doch kann sie vertieft und gehoben werden durch wohldurchgeführte psychische Motivirung, und so ist es hier. Auch haben wir es hier in keiner Weise mit jener wohlfeilen Manier zu thun, welche durch Gewaltacte und sensationell aufgebauschte Effecte wirken will; das ästhetische Maß ist in keinem Punkt überschritten, selbst nicht in der gewaltsamen Scene von der gefahrvollen Gefangennahme einer Bande verwegener und raffinirt geschulter Verbrecher.

Es ist eine seltsam fesselnde Gestalt, dieser Oberförster, Sohn einer geachteten Familie, gut erzogen und fein gebildet, stattlich und durch die bestechendsten Umgangsformen einnehmend, mit den besten Kreisen der Beamten und Gelehrten und Gutsbesitzer in vertrautem Verkehr, von allen hoch geachtet und gern gesehen; und daneben, durch früh

gereifte und wilde Instincte getrieben, jung in die Diebeslaufbahn eingetreten, nach abgebüßter Zuchthausstrafe nur abgefeimter auf Jahrzehnte zum berechneten Haupt einer geheimnißvoll gefürchteten Räuber- und Mörderbande geworden, die eine ganze Landschaft in Schreck versetzt, bis auch ihr die Stunde schlägt. Wie? Die Entdeckung ist da natürlich der Knotenpunkt, um den sich alle Nebenfragen drängen. Darin spielt die Hauptrolle einer von jenen geheimen Polizeiagenten, die zuweilen, wenn es die rechten Leute sind, welche dies Amt verlangt, mit einem Scharfsinn der Combination und Entdeckungskunst handeln, welcher ans Erstaunliche grenzt. So hier; diese ganze Parforcejagd auf die mysteriösen Verbrecher regt uns an und auf wie die gewandtesten Züge einer groß angelegten Schachpartie zwischen zwei einander gewachsenen Häuptern des feinen Spiels.

Aber es treten in merkwürdiger Verkettung weitere Elemente hinzu, welche das Interesse erhöhen. Der Oberförster hat eine wunderliebliche junge Gattin gewonnen, welcher er das Leben so behaglich wie möglich macht; aber eines unglücklichen Tags kommt sie auf seine Schliche und erspäht, was ihr heiß geliebter Mann eigentlich ist, flieht halb irrsinnig aus seinem Hause zu nahen Verwandten, leidet von da an unheilbar und stirbt bald in der Ferne, ohne den unseligen Mann, ihren Gatten, je einmal mehr gesehen oder nur genannt zu haben. In milderer Form wiederholt sich ein Theil dieser Leidensgeschichte bei der ebenso bestrickend schönen wie fein gebildeten und hochherzigen Tochter, die nach Jahren ebenfalls auf die Schliche des Vaters kommt und ein für allemal seinem Hause entflieht; da ist aber die Zeit reif und die Rache trifft von anderer Seite den Verbrecher. Aber noch mehr: die schöne Försterstochter hat die unwandelbare Liebe eines nahe wohnenden adelichen Schloßherrn gewonnen, der gleichwol unbesiegbares Mistrauen gegen den Vater des Mädchens und gar die Ehrenpflicht auf sich genommen hat, dem eigentlich aller Welt dunkel gebliebenen Lebenslauf desselben unermüdlich nachzuspüren. Unterdeß hat die lebensfrohe Schwester des jungen Schloßherren ebenso innige Liebe zu dem geistig hochbegabten, unter schlau angelegter Maske eine Zeit in dem Schlosse lebenden Polizeicommissar gefaßt. Beide Verhältnisse haben einen harten Kampf zu bestehen, da sie schwer gegen die Lebensanschauung der hochadelichen stolzen und herrischen Mutter verstoßen. Aber die Liebe siegt schließlich auch in diesem etwas starr verschlossenen und doch keineswegs unedeln Herzen, und nun erst kehrt bei denen, die es verdienen, das volle Glück ein. Wir haben zwei schöne und überglückliche Paare vor uns, nachdem der Commissar durch die überaus aufopfernde und rücksichtslos alle Hindernisse überspringende Liebe und Pflege seiner zarten Anverlobten den Pforten des Todes entrissen worden, dem er im furchtbaren letzten Kampf mit der Verbrecherbande auf ein Haar verfallen war. Diese Wandlungen sind schön und machen den erhebenden und reinigenden Abschluß im Gegensatz zu dem Schreckensdrama, das vorausgegangen. Wir blicken mit einer gewissen Befriedigung zurück, denn nach allen Seiten ist das Rechte geschehen.

Kurz, die Geschichte ist ebenso anmuthend wie spannend, gut erzählt und sicher motivirt; sie gehört entschieden zu den besten in ihrer Art.

Der Inhalt der vier ersten Bände „Gesammelten Erzählungen aus dem deutschen und dem deutsch-amerikanischen Volksleben" von Otto Ruppius (Nr. 3) ist: „Der Pedlar"; „Das Vermächtniß des Pedlars"; „Heimchen"; „Der Prairie-Teufel".

Um im Urtheil diesem Schriftsteller gerecht zu sein, muß man eben vom ersten Augenblick an die richtige Stellung zu ihm nehmen. Otto Ruppius ist Volksschriftsteller. Wie seine Gemälde nach den reichsten und mannichfachsten Beobachtungen auf deutschem und amerikanischem Boden unmittelbar aus dem Leben des Volks genommen, so sind sie auch durchaus an das Volk gerichtet, für dasselbe bestimmt. Wenn wir deshalb auch nicht gerade diejenigen Feinheiten in specieller Durcharbeitung der Detailzeichnung bei ihm finden, die wir von einem exquisit künstlerisch vorgehenden Griffel verlangen, so haben wir kein Recht, uns daran zu stoßen; übrigens besitzt er doch auch von dieser Kunst noch gerade genug, um seine Producte auch dem feingebildeten Sinne nahe zu legen.

Die „Gesammelten Erzählungen" sind auf sechzehn Bände (oder Bändchen) berechnet, überwiegend aus dem amerikanischen Leben, dem unter den ersten vier uns hier vorliegenden nicht weniger als drei angehören, der Rest aus den heimisch deutschen Zuständen oder dann aus beiden Welten zugleich. Uns werden des eigenartigen Stoffinteresses halber zu allererst jene amerikanischen Bilder anziehen.

Man muß dabei aber auch das leider zu kurze Leben des Autors (1819—64) ins Auge fassen, das so reich an springendem Wechsel, Arbeit und Leistungen ist und zum größten Theil neben den Hunderten von Bekanntschaften, die ihm bei seiner bewegten Carrière nahe treten, in den überraschenden Erfahrungen die feste Unterlage seiner Geschichten bildet. Ist doch schon in der ersten im Jahre 1857 entworfenen amerikanischen Geschichte („Der Pedlar") unter der Figur Helmstädt's eigentlich der Autor selbst dargestellt; das sind eben die Schicksale der von idealen Strebungen erfüllten unpraktischen Deutschen in Amerika; die wechselnden Verhältnisse, die er selbst durchlaufen, die äußern und innern Klippen, die ein starrer Charakter in dieser Welt zu umschiffen, die Vorurtheile in und gegen sich, die er zu bekämpfen hat. Ruppius — Handelslehrling, Soldat und angehender Schriftsteller, Buchhändler, politisch verurtheilter Revolutionär des Jahres 1848 und nach Amerika flüchtend, dort Musiker und Dirigent, zu Haus- und Landbesitz kommend, dann durch Brand das ganze Besitzthum verlierend und gezwungen, mit der Arbeit wieder von vorn anzufangen, nach Deutschland zurückgekehrt, hier Schriftsteller und Redacteur, aber bald vom

Tode hinweggerafft — gewiß genug für ein Leben! Und alles, was ein gebildeter und aufstrebender Mann ohne Mittel in der ungewohnten amerikanischen Gesellschaft von unten auf treiben und versuchen, durchkämpfen und durchleiden, was er chamäleonartig mit sich anfangen, aus sich gestalten muß; und was für wunderliche Figuren, vom abgefeimtesten Verbrecher und Vagabunden bis zum edel denkenden Menschenfreund, vom abgerissenen Straßenjungen und dem beweglichen Dandy Neuyorks bis zu dem starren Hinterwäldler, eine so schwierige Laufbahn kreuzen: das können wir unmöglich sagen; das ist überhaupt in kurzen Worten nicht sagbar, und wir müssen, um klar darüber zu werden, die ganze Reihe seiner pikanten Novellen und Skizzen lesen. Wenn irgendwo, so hat hier das Leben, und eben was für ein Leben, den Beobachter selbst in seine Kreise gezogen, sodaß Schauen, Mitmachen und Zugreifen Hand in Hand gehen.

So sind die guten unter diesen Arbeiten — diese Art Literatur muß, wenn sie überhaupt wirken soll, gerade in den Kreisen wirken, für die sie eben zunächst bestimmt ist — durchaus dem realen Leben entnommen oder doch ihm angepaßt, ohne indeß der poetischen Phantasie zu entbehren; sie haben genug von spannender Darstellung und kraftvoller Charakteristik an sich; ihre Sprache ist einfach, absolut ungekünstelt und ungesucht, schreitet aber in festen und sichern Formen vor, kurz, bestimmt, in durchsichtigster Verständlichkeit. Sie moralisiren nicht, tragen aber die tüchtige Lebensanschauung und gesunde Lehre voll und klar in sich; sie werden nicht pedantisch und schleppend, nicht langweilig lehrhaft und trivial — Fehler, die aus gründlich falschem Begriff heute noch so oft mit gespreizter Absichtlichkeit der Volks- und Jugendliteratur angehängt werden, um sie unausstehlich zu machen. Sie tragen dem Leser in anspruchsloser Weise eine Fülle von Kenntnissen über Land und Leute, Natur und Sitten der Heimat wie der fremdartig berührenden fremden Zonen zu, erweitern so seinen Gesichtskreis und schärfen den Blick. Sie stellen überall das Ideal des gediegen thatkräftigen Mannes auf und wecken das Gefühl des Rechts und der Wahrheit, indem sie der abgefeimten Schlechtigkeit und dem schlau berechneten Verbrecher schließlich das Recht zukommen lassen, das ihnen gehört, den unerbittlich gewaltsamen Untergang. Das ist gerade Lektüre, wie das Volk sie braucht, kerngesund, natürlich unterhaltend und stillschweigend belehrend, anschaulich, lebendig und mit Humor geschrieben; und dieser Art kann keine Literatur zu viel haben. Wenn irgendeiner, so hat dieser Autor eine reiche Welterfahrung niedergelegt, die er in schweren Schicksalen gewonnen, mit ihm den durch und durch poetischen Blick und die untrügliche Weltkenntniß; er ist allen Lagen gerecht und in allen Sätteln fest.

Was nun speciell die einzelnen Erzählungen betrifft, so sind sie in Ton und Haltung gar verschieden, mir scheint auch an Werth. „Der Pedlar" führt in die neuyorker Kreise und die der südlichen Pflanzer ein, gibt im ganzen ein Bild von den Kämpfen eines frisch herübergekommenen ungeschulten Deutschen mit einem Leben, das ihn hart mitnimmt; das Prickelnde ist da schon der Einblick in eine dunkle Verbrecherwelt mit hohem Spiel. Und da kommt denn ergänzend die zweite Erzählung: „Das Vermächtniß des Pedlars", die ganz im Süden sich abspielende Criminalgeschichte mit allem haut-goût des Geheimen und Nächtlichen, eine groß und schlau angelegte Betrugsaffaire, deren Häupter mit Mord enden. Aber hoch romantisch, gewaltsamer spannend ist die vierte Erzählung: „Der Prairie-Teufel", eine in den unermeßlichen Prairien des Westens verlaufende indianische Raub- und Mordgeschichte mit durchaus Cooper'schen Figuren. Welch ein Abstand von diesen schreckenvollen Dingen zu „Heimchen", einer stillen, echt deutsch heimischen Familiengeschichte anmuthreichen Tons.

Zum Schönsten zählen einzelne Naturbilder aus dem überreichen wechselvollen Rahmen jener amerikanischen Scenerie. Vieles aber in den Charakteren und Auftritten ist forcirt, auf gewaltsamen Effect gespannt, voll unmotivirter Zufallsstriche; es spannt, ohne daß wir ihm glauben. Daß in der ersten und dritten Geschichte zwei auf vollständig gleichartig psychischer Entwickelung ruhende Liebesgeschichten sich wiederholen; daß in der zweiten und vierten Geschichte Charaktere, Ereignisse, Motive der Ver- und Entwickelung mehrmals aufs Haar sich gleichen, stört uns etwas und läßt zweifeln an der reichhaltigen Springkraft der Erfindungsgabe des Autors.

„Der Zauber des Königs Arpus" von Wilhelm Bölsche (Nr. 4) ist ein seltsames Ding, ich möchte sagen eine Art Unicum; ein toller Schwank, wenn es nämlich lustiger wäre, als es ist. Mit dem Humor ist es eigentlich nicht weit her, die Geschichte ist etwas trocken und nimmt höchstens in der Phantasie des Rausches einen höhern Schwung.

Ein eigener Einfall ist es, der die ganze Geschichte ausmacht. Zwei in dem herrlichen Tibur sitzende reiche und vornehme Römerherren werden von einem weit gereisten Kaufmann besucht, und der bringt den beiden tüchtigen Weinprobern aus dem Chattenland einen Krug jenes Königstranks, der Kraft und Geschmack einem ganz besondern und nur dort an der Wodanseiche sich aufrankenden Kraut verdanken soll. Die Herren begeistern sich so sehr dafür, daß sie zum fabelhaften Chattenkönig Arpus zu reisen unternehmen, um von da mehr des göttlichen Tranks zurückzubringen. Richtig, sie ziehen über das äußerste Römercastell Moguntiacum (Mainz) hinaus, machen die seltsamsten Abenteuer durch, der eine als Gefangener in des Chattenkönigs Burg, der andere als Begleiter der zur Sühne für die feindlichen Raubeinfälle in dessen Land einbrechenden Legion, und bringen schließlich nicht blos den gesuchten Trank zurück, sondern dazu jeder eine schöne Braut. Wirklich ein schnurriger Einfall!

Natürlich soll diese Geschichte zugleich das Bild der herrschenden Sitten aus der Zeit des frühern römischen Kaiserthums sein, und zwar zunächst ein wenig von dem

ungebunden genußfrohen Landleben der römischen Großen und Reichen, mehr von dem seltsam aus Cultur und Uncultur, verfeinerten und rohen Formen gemischten in den Römerstationen am Mittelrhein, und endlich ganz besonders von dem noch halb barbarischen Stamm- und Fürstenleben in den wilden germanischen Wäldern. Daher füllt sich die Geschichte, die an Action überreich ist, mit Kampf- und Lagerscenen, Raub und Ueberfall und Reiseabenteuern; die Hauptrolle aber ist Festen und Trinkgelagen zugetheilt, wobei unentschieden bleibt, ob die feinen Römerherren oder die ungeschlachten Barbarenzungen in der gewaltigen Leistung des Stoffvertilgens den Preis davontragen; da sprudelt denn auch der Quell der tollsten und launigsten Phantasie.

Unstreitig ein seltsamer Einfall, der diese Stoffwahl bedingte. Die Klippe hat der Autor glücklich und mit voller Berechnung vermieden, daß sein Roman zur langweilig antiquarischen Zeichnung geworden wäre. Handlung und Leben sind übergenug da; und doch könnte ich mich für das ganze Werk nicht recht begeistern; es macht den Eindruck, daß es à tout prix auf eine etwas gesuchte Art pikant sein will.

Was die „Bilder und Skizzen aus Frankreich“ von F. C. Petersen (Nr. 5) betrifft, so mögen zwar alle gut gemeint sein, aber nur der kleinere Theil ist in seiner Zeichnung trefflich.

Einzelne, so gleich der einleitende Aufsatz über die Deutschen in Fabach sind wenig unterhaltend. Was gibt es Eintönigeres als diese rubricirt nach Klassen vorgehende Aufführung der verschiedenen Geschäftszweige, in denen deutsche Kräfte auf französischem Boden mit Eifer und Erfolg arbeiten! Das ist überhaupt der Fehler: die Zeichnungen sind nicht markant, nicht charakteristisch genug. Nehmt die ganz gewiß aufrichtig genommenen Bildchen vom französischen Bauern und dem französischen Kleinstädter. Die Geisteseigenschaften, welche diese Leute kennzeichnen, sind allerdings meistens auch anderwärts eben dieselben, nur in verschiedenem Maß; überall aber über unsern Continent hin, wo nämlich diese Klassen noch nicht zu einer freien menschenwürdigen Lebens- und Weltanschauung gediehen, mit andern Worten durch vernunftgemäße Bildung erzogen sind, überall sind sie dieselben; und daß das leider nicht blos in Fabach der Fall, wird jeder Beobachter nolens volens zugeben müssen.

Manches ist denn doch zu unbedeutend und farblos, so die normannische Bauernhochzeit. Wenn ein niederländischer Stilllebenzeichner sich einmal an diesen Hochzeitzug machen will, er hat ein Recht dazu, weil seine Farben und Striche die Gestalten vor dem Auge lebendig machen; aber die Schilderung in Worten lohnt sich kaum. Talent der psychologischen Zergliederung liegt dagegen in einzelnen typischen Personenporträts; man nehme die als pariser Charakterstudien bezeichneten drei Gestalten: Flaum Lebeleicht, Zweifel Flansporn und Weinhold Rebe; es ist etwas an diesen Figuren, dem früh als enfant perdu sterbenden, unverbesserlich sorglosen und den Moment genießenden Leichtfuß; dem schwefelgelb angelaufenen Kritiker und Verkleinerer, aus dem wegen Geistesfaulheit nichts geworden; dem mit den eifrigen Studien in seinem Fach beschäftigten Bacchusverehrer. Nur kann ich nicht einsehen, warum das gerade pariser Typen sein sollen; sie gehören jeder Nation und zumal jeder Großstadt an. So reihen sich denn auch, mit mehr oder weniger Geschick ausgesponnen, Localzeichnungen ganz verwandter Natur an, wie z. B. die echten Pariser vor einem großen Volksspeisehaus (es heißt „In Kalifornien“) mit Gästen und Gruppen, die des Pinsels eines Eugen Sue würdig und in seine Mystères passend wären; die schwächere eines Restaurants im Keller (Au caveau), die ganz für das Quartier latin paßt; die mysteriöse Tabacksfabrik, d. h. wie eine Anzahl von pariser Bengeln aus den sorgfältig aufgefischten Cigarrenstummeln geschickt ein ganz neues Tabackspräparat zu Stande und zum Verkauf bringen, das mit der amtlichen Manufactur nichts zu thun hat.

Wir loben, daß der Verfasser nachdrücklich den lähmenden Einfluß der klerikalen Afterbildung und des eingefleischten Aberglaubens hervorhebt. Das sind allerdings kräftige und tüchtige Gedanken und ins Fleisch schneidende Bildchen von der Geistesträgheit oder interessirten Heuchelei. Es ist keine Schmeichelei für eine Nation qui veut marcher à la tête de la civilisation, wenn man ihr sagen darf: „Fortleben im alten Geistesroste, sich wohl hüten, den trügerischen morschen Bau nur mit dem Finger anzurühren, gleißnerisch die gewohnten Ceremonien mitmachen und bei den Ausschreitungen der Gottesdiener ein Auge zudrücken, gilt bei der großen Mehrzahl der Aufgeklärten im Lande als Regel.“ Und ganz gewiß richtig ist der Satz: „Solange in Fabach ein veralteter Kirchenglaube das Scepter führt, wird daselbst trotz der republikanischen Institutionen Freiheits- und Vaterlandsliebe kein Gemeingut sein.“

Die Sprache liebt kurze abgetrennte Hauptsätze, was aber auf die Länge einförmig wirkt. Oder sie fällt auf einmal unvermittelt in einen bisweilen etwas unverständlichen Periodenstil hinein.

Durch die Kenntniß der französischen Zustände, die der Autor in seinen Bildern bewährt, werden dieselben für deutsche Leser von Interesse sein. J. J. Honegger.

Vermischte Schriften.

1. Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze von Fritz Mauthner. Berlin, Heine. 1887. 8. 2 M.

Es war ein sonderbarer Einfall des gewandten Nachahmers „berühmter Muster", einer Sammlung unter sich unzusammenhängender literarhistorischer Aufsätze den zufällig ersten und letzten der darin behandelten Schriftsteller zum Titel zu geben: ein Titel, welcher dem Charakter des Buchs keineswegs deutlichen Ausdruck verleiht. Die Sammlung beginnt mit einem Panegyrikos auf Gottfried Keller, welcher bei aller Anerkennung der Verdienste des talentvollen Dichters doch als allzu überschwenglich bezeichnet werden dürfte. Es folgen kritische Würdigungen des erst in hohem Alter als Dichter herorgetretenen Fr. Th. Vischer und des jüngst hingeschiedenen Joseph Victor von Scheffel, dann eine sonderbare, grausige Phantasie, welche der Verfasser eine Parodie auf Bret Harte nennt, darauf wieder kritische Aufsätze über Paul Lindau und über Daudet und Zola und zum Schluß eine Polemik gegen schlechten deutschen Stil, bei der besonders Julius Rodenberg nicht gut fortkommt. Als vorübergehende Unterhaltung sind diese Kritiken nicht übel, aber sie sind geeignet, mannichfachen Widerspruch herauszufordern, freilich mehr in Sachen des Geschmacks, als in Principienfragen.

2. Die Frage der Frauen- und Kinderarbeit. Eine Studie von E. Friedländer. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Fleischer. Forbach, Hupfer. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Diese Arbeit über eine gegenwärtig viel besprochene Frage ist zwar in erster Linie auf italienische Verhältnisse berechnet, dürfte aber auch anderswo in den betheiligten Kreisen Interesse erwecken, da sie die Verhältnisse aller europäischen Länder bespricht, in denen das Fabrikwesen Gegenstand der Gesetzgebung geworden ist, und mit dem Verlangen völliger Freigebung der Frauen- und Kinderarbeit (deren Beschränkung zugleich eine solche des Verdienstes der Armen ist, solange der Staat nicht anderweit für diese sorgt) einen Standpunkt einnimmt, der den Staatsgesetzen opponirt und zu manchen Entgegnungen Anlaß bieten wird.

3. Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts von Karl Müller. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 3 M.

Eine vollständige Geschichte der Waldenser, dieser muthigen Vertreter der Glaubensfreiheit in einem ehemals der letztern todtfeindlichen Lande bis auf die neueste Zeit, hätte gewiß mehr und weiteres Interesse in Anspruch genommen als diese auf ältere Zeiten beschränkte und mehr fachtheologische als populäre Darstellung. Der Verfasser sucht manche nach seiner Ansicht irrige Auffassungen über das Wesen der Waldenser zu berichtigen. In den Kreis seiner Untersuchung zieht er die verschiedenen Gruppen der Waldenser, die lombardischen und lyonesischen Armen und ihr gegenseitiges Verhältniß. Die Schrift zeugt von tiefer Gelehrsamkeit und wird in kirchengeschichtlichen Kreisen gewiß ihre Würdigung finden.

4. Hexenwesen und Zauberei in Pommern. Von Ulrich Jahn. Breslau, Koebner. 1887. Gr. 8. 3 M.

Ein schätzbarer localer Beitrag zu der bereits sehr umfangreichen Literatur über das unerschöpfliche Gebiet des Volksaberglaubens. Nach einer Einleitung, welche den Gegenstand im allgemeinen beleuchtet, folgt eine reichhaltige Sammlung erst von Zaubersprüchen (Zaubersegen) für alle Vorkommnisse des Lebens, besonders bei Krankheiten, und dann von „zauberischen" Mitteln, die vom Menschen, von Thieren, Pflanzen und leblosen Dingen genommen werden.

5. Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker. Von Karl Penka. Teschen, Prochaska. 1886. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Es ist interessant, wie seit neuester Zeit der Ursitz des arischen Völker- und Sprachstammes sich in den Anschauungen seiner Erforscher beständig weiter westwärts verschiebt. Gelehrte wie Geiger, Cuno, Poesche, Schrader haben bereits das östliche oder mittlere Europa als jenen Ursitz erklärt. Karl Penka geht noch weiter und sucht ihn in Skandinavien. Man ist in unterrichteten Kreisen längst abgekommen, zu glauben, daß die der Sprache nach verwandten Völker auch dem Stamme nach verwandt sein müßten; kennen wir ja eine Menge Völker, welche anders sprechen als ihre Vorfahren, waren ja z. B. die Vorfahren des größten Theils der Franzosen Kelten, die des größten Theils der Spanier Iberer, die der meisten Ostdeutschen Slawen und diejenigen bedeutender Theile der Italiener Kelten oder Etrusker, und sind ja nur noch geringe Theile der Kelten Schott- und Irlands dem Eindringen der englischen Sprache fremd geblieben. Dagegen sucht man noch wenigstens einen Völkerstamm, bei dem sich der arische Sprachstamm ausgebildet und von dem aus er sich zu andern Völkern verbreitet hat. Ob dies der richtige Weg ist, kann wol noch nicht mit Sicherheit gesagt werden, und vielleicht kommt man einst zu andern Ansichten über Sprachenverbreitung. Die Sache ist noch sehr dunkel und Gewißheit darüber schwerlich jemals zu erreichen. Ein Beweis für die Herleitung des arischen Sprachstammes aus Skandinavien, wie ihn der Verfasser geliefert zu haben glaubt, ist kaum als vorhanden anzunehmen; doch stützt er seine Ansicht mit nicht zu verachtenden Gründen und belegt sie mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit, namentlich auf dem Gebiete der prähistorischen Anthropologie und Archäologie. Unstreitig verdient seine Ansicht bei weitem den Vorzug vor derjenigen, daß alle arischen Völker Europas aus Asien eingewandert seien, für welche Ansicht niemals irgendwelche Gründe, sondern nur willkürliche Behauptungen aufgestellt worden sind.

Nach Penka sind wol die dunkeln und brachykephalen Völker Europas aus Asien eingewandert, nicht aber die blonden und dolichokephalen Arier, von denen jene erst die arischen Sprachen angenommen haben. Nur der blonde dolichokephale (germanisch-skandinavische) Typus kann und muß als der eigentlich arische angenommen werden. Skandinavien ist der eigentliche Mittelpunkt des Verbreitungsbezirks der blonden Rasse, die Gegend, wo sich dieselbe am kräftigsten entwickelt hat. Je weiter man sich von dieser Gegend nach irgendeiner Windrichtung entfernt, um so schwächer und seltener findet sich dieser Typus, bis er an den äußersten Grenzen der arischen Sprach- und Völkerwelt beinahe erloschen ist. Da die arische Rasse unter der Einwirkung klimatischer Verhältnisse, wie sie gegenwärtig nur dem Norden eigenthümlich sind, entstanden ist, so kommt dieselbe hier am besten fort und degenerirt im Süden, bis sie ganz verloren geht. Soweit sich bei nicht arisch sprechenden Völkern, wie z. B. bei den Finnen, Blonde vorfinden, haben diese Völker arische Elemente in sich aufgenommen. Es ist falsch, die Hindus arischer und dravidischer Sprache dieser Verschiedenheit wegen als getrennte Rassen zu betrachten; beide haben dieselbe körperliche Beschaffenheit, geistige Begabung und Civilisation und bilden nur eine Rasse, von der ein Theil die arische Sprache angenommen hat. Ueber die Art und Weise, wie dies geschehen, äußert sich der Verfasser nicht. Seine Darlegung, aus der wir hier nur einige Hauptsätze entnehmen konnten, schließt Penka mit dem Nachweise, daß die Germanen als dasjenige arische Volk, das die arische Heimat (Skandinavien) zuletzt verlassen und den arischen Typus am längsten rein erhalten, auch am bestimmtesten die Erinnerung an ihre Herkunft aus jenem nordischen Lande bewahrt haben. Auch bei andern arischen Völkern zeigt er das Vorhandensein solcher Erinnerungen.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Anläßlich ihres siebzigsten Geburtstages hat die Schriftstellerin **Luise von François** zahlreiche Ovationen erhalten und sind mehrere biographische Notizen über sie in die Oeffentlichkeit gelangt, doch waren dieselben theils unrichtig, theils ungenügend. Sie wurde im Jahre 1817 in Weißenfels geboren; frühzeitig erwachten bei ihr literarische Sympathien, da der kleinen Stadt mehrere Celebritäten angehörten, wie Novalis, Luise Brachmann und Müllner. Doch schien es fast, als sollte nicht die Literatur, sondern die Gesellschaft der Boden werden, auf dem Luisens Erfolge sich entwickelten; sie wurde nämlich eine vollendete Schönheit. Dunkelaugig und rosenwangig, von zarter anmuthiger Gestalt, machte sie großes Aufsehen in dem damals vielbesuchten Badeort Kösen, wohin sie ihre kränkelnde Mutter alljährlich begleiten mußte. Letztere hatte sich nach dem frühen Tode von Luisens Vater mit einem Justizrath Herbst verheirathet. Luise verlobte sich mit einem Grafen Görtz-Wrisberg, der als Lieutenant bei dem merseburger Husarenregiment stand. Sie löste jedoch das Verhältniß bald wieder auf und der Graf ging mit einer Schauspielerin nach Amerika. Luise lehnte alle Anträge, welche sie von sehr stattlichen, vornehmen Freiern erhielt, ab und begab sich zum Besuch ihres Onkels, des Generals von François, nach Minden, wo derselbe Festungscommandant war. Sie kam dadurch abermals in eine kleine Stadt, die sich rühmen durfte, reich an literarischen Elementen zu sein. Außer Elise Polko wohnten dort Mutter und Tochter von Hohenhausen, die als Uebersetzerinnen von Byron und Tennyson, aber auch durch eigene Geistesproducte bekannt geworden sind. Luise befreundete sich ganz besonders noch mit ihnen, ebenso ihre jüngere schöne Cousine, die als Klotilde von Schwartzkoppen sich auch einen literarischen Ruf erworben hat.

In dieser Zeit verlor Luise ihr großes Vermögen; durch einen Proceß mit ihrem betrügerischen Vormund hoffte sie es wieder zu erlangen, aber vergebens. Sie mußte nun ernstlich auf Gelderwerb sinnen; eine ihrer Freundinnen sagte ihr: „Sie haben gewiß Talent zum Schreiben, denn Ihre Briefe sind so schön.“ So entstanden mehrere Novellen, welche Frau von Hohenhausen im Cotta'schen „Morgenblatt“ unterbrachte; sie erhielt dafür ein ansehnliches Honorar. Leider verschwieg Luise ihren Namen, sonst würde sie unzweifelhaft schon damals berühmt geworden sein und hätte nicht so viel Mühe mit dem Unterbringen ihres Romans „Die letzte Reckenburgerin“ gehabt. Dieser entstand nach längerer Pause, nach einem Aufenthalt in Potsdam, wo sie als Pflegerin ihres todkranken Onkels verweilte. Der Titel der Reckenburgerin hieß ursprünglich „Fräulein Hardinens Geheimniß“, der viel passender war als der spätere. Nachdem Luise vergebliche Versuche gemacht hatte, den Roman anzubringen, sendete sie denselben an Frau von Hohenhausen, welche mittlerweile nach Berlin übersiedelt war. Aber die Ablehnungen, welche das treffliche Buch erfuhr, beweisen, wie selten die Herren Verleger das Gute erkennen. Das geringe Honorar von 500 Mark wollte niemand geben und tief gekränkt legte Luise ihre Arbeit in ihr Pult zurück. Mehr als zwei Jahre gingen darüber hin; endlich bewog Otto Roquette den Herausgeber der „Romanzeitung“ Herrn Janke, den Roman zu drucken und mäßig zu honoriren; aber nun war unterdessen „Das Geheimniß der alten Mamsell“ erschienen und hatte Aufsehen gemacht; deshalb mußte Luise den Titel ändern, um nicht als eine Nachahmerin der Marlitt zu gelten. Gustav Freytag trat alsbald neben Roquette in die Schranken und erhob Luise von François zu einer Schriftstellerin ersten Ranges, wie sie es verdiente. Leider hat sie jetzt Lust und Kraft zum Schreiben verloren; aber die neuen Auflagen ihrer geist- und gemüthvollen Schriften werden immerdar der gebildeten Lesewelt willkommen sein.

Bibliographie.

Aus den Memoiren eines Polizeibeamten. Herausgegeben von A—Ω. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Bauer, M., Enid. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Langen, S. M., Mein Lenz im Liede. Berlin, Zenker. 12. 2 M.

Stimmung und Verstimmung im Reichsland. Von einem deutschgesinnten Elsäßer. Baden, Detloff. Gr. 8. 50 Pf.

Trost, K., Sozialismus und Sozialpolitik. Kritischer Rück- und Vorblick. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 M.

Vacano, E. M., Boudoirgeschichten. Dresden, Steffens. 12. 1 M. 50 Pf.

Die Wahrheit über den Tag von Ems (13. Juli 1870). Enthüllt von einem alten Emser Kurgast. Berlin, Mayer u. Müller. 12. 60 Pf.

Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache. Von H. **Michaelis**. In zwei Theilen. 1ster Thl.: Portugiesisch-Deutsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 25. August 1887.

Neue Schriften über Goethe.

(Beschluß aus Nr. 33.)

1. Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaedertz. Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann gemalten Porträts Wilhelmine Herzlieb's und Facsimile. Bremen, Müller. 1887. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (1797—1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Bearbeitung versehen von Julius Eckardt. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. Gr. 8. 5 M.
3. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Erinnerungen an Goethe und Alt-Weimar von Robert Keil. Weimar, Huschke. 1886. 8. 1 M.
4. Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. Von Kuno Fischer. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 8 M.

Wol aus Falk's Unterhaltungen mit Goethe theilt Merkel ein durchaus großsinniges Urtheil des Dichters über Wieland mit, mit der Einfügung, er wolle keins der sehr bittern Urtheile über Goethe anführen, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen, und der Leser möge selber entscheiden, welcher von den Lobsprüchen, die Goethe dem Dichter des „Oberon" zugetheilt, ihm selber und seinem Lebensgange gebühre. Wir sehen, Merkel kann keine Anerkennung für Goethe aussprechen, ohne ihm gleichzeitig einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen; bei näherer Kenntniß hätte Merkel wol in Wieland's Jugendleben manche dunkle Stelle gefunden. Es war überhaupt schlimm, daß Merkel vornehmlich in den Bann derjenigen Häupter des weimarischen Kreises gerieth, welche Goethe und Schiller gleichgültig oder fast feindselig gegenüber standen, Wieland's und Herder's. Wieland war ja sehr geistreich, voll dichterischen Lebens, voll lebendigster Verehrung für Goethe's übermächtigen Geist, aber auch nicht selten launenhaft und dem jüngern Genie, das ihm über den Kopf gewachsen war, ein wenig abgünstig. Merkel schildert sehr hübsch einen Abend im Theater und Wieland's Verhalten dabei:

> Besonders unvergeßlich ist mir ein Antlitz, an dem eines Abends fast bis zur Unbescheidenheit mein Blick haftete. Es war das eines Greises, der auf einer Seitenbank dicht hinter dem Orchester saß, sodaß die Rampe es beleuchtete. Es war nicht schön, und die feinen geistvollen Züge desselben zeigten eine gemüthliche Abspannung, sobald er mit seinen Nachbarn gleichgültige Worte wechselte. Jetzt ging der Vorhang auf und das Antlitz in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit über, die, sowie die Intrigue anfing, zur Theilnahme wurde, die immer lebhafter wurde, je mehr die Verwickelung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche. Ja ich sah sein Auge zuweilen vor Zorn funkeln, dann wieder sich vom weichen Gefühl trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mislungenen schüttelte er misbilligend leicht den Kopf. Zuweilen bewegte er die Lippen und sprach leise. In den Zwischenacten unterhielt er sich ruhig und sah gleichgültig auf die Versammlung hin, doch als die Schlußscene eine glückliche Auflösung gab, schien er tief aufzuathmen; wenigstens blickte er mit froher Zufriedenheit um sich her. Ich fragte seinen Nachbar, ob er wirklich während des Spiels für sich gesprochen? Ja! In einzelnen Ausrufungen. Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hat er gesagt: „Du solltest mein Sohn sein!" Der alten Ränkemacherin hat er leise zugerufen: „Vetula pravissima!" Dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte: „Kindchen, trau' ihm nicht!" Ich war so glücklich, am Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig, hatte es schon halb vergessen. Und dennoch! — Ja! Denn der Beruf des Dichters ist Gefühl, das wie ein wohlgestimmtes Aeolsspiel der leichteste West durchathmet und beseelt. Es hört auf, und was es tönte, ist auf immer geschwunden — wenn die Kunst es nicht der Nachbildung werth findet. Jener Greis aber war Wieland, der nach meinem Urtheil größte Dichter der deutschen Nation. Seine üppig reiche Phantasie und sein zartes Gefühl haben nicht die gewaltige Schwungkraft des Klopstock'-

schen, nicht die hochgenialische Keckheit des Goethe'schen, nicht die erschütternde Emphase des Schiller'schen, aber mit höherer Kunst, als jene drei Heroen besaßen, schuf er Schöneres, Bleibenderes. Mit reifer, vollendeter Kunst verwandte er den Reichthum seines Genies zu der tadellosesten reizendsten Schöpfung in unserer Sprache, zum „Oberon".

Wieland's „Oberon" in allen Ehren, aber die Minderschätzung Goethe's scheint doch ein Beweis von großer Voreingenommenheit. Geradezu verhängnißvoll aber mußte für Merkel die nähere Bekanntschaft mit Herder und dessen Frau Karoline-Electra sein. Herder litt lebenslang an der Krankheit des Misvergnügens, und in Weimar je länger je mehr. Mit wem er in Berührung trat, sei es Jean Paul, sei es Merkel, er theilte ihm dieses Misvergnügen mit; über der Bewunderung für Herder's Geistesgröße geht ihm der klare Blick für Goethe's und Schiller's Dichergröße verloren. Im übrigen weiß Merkel von Herder manches geistvolle und bedeutende Wort mitzutheilen, wie unter andern die Aeußerung vom Jahre 1797:

„Wo ist denn", fragte ich Herder eines Tags, „wo ist der Lebenspunkt der deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die ausgezeichneten Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erwerben, und ihres Ruhmes zu genießen? Wohin strahlen die glücklichen Gedanken der Einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilverbreitende That zurückgegeben zu werden?" — „Aber", antwortete er mit einem Seufzer, „wo ist denn die politische Hauptstadt Deutschlands? Wie wollen Sie, daß die Literatur einen vereinigenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen gibt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie, statt der funfzig Landesstädte mit Hofhaltungen, hätten wir uns vor Jahrhunderten Eine gemeinsame Hauptstadt gewählt oder mit gemeinsamen Anstrengungen erbaut, die der Stolz und das Heil aller wären. Jetzt kann unsere reiche Literatur nichts sein, als was unsere furchtbare Nationalmacht ist, disjecta membra — höchstens ein bunt zusammengeflickter Bettlermantel!"

Das ist gewiß eine geistvolle und patriotische, wenn auch nur theilweise zutreffende Antwort auf eine im Grunde alberne, in Weimar erst recht alberne Frage. Als ob der politische Mittelpunkt einer Nation auch der literarische Mittelpunkt derselben sein müsse! Einen politischen Mittelpunkt besaß freilich Deutschland im Jahre 1797 nicht, wie es ihn seit 1870 besitzt; aber ist darum Berlin Mittelpunkt der literarischen Arbeit der Gegenwart? Und war es nicht ein großes Glück, daß das kleine Weimar trotz seiner politischen Unbedeutendheit und trotz Merkel's Blindheit „der Lebenspunkt der deutschen Literatur" war?

Eine der ersten Fragen, die Böttiger an mich richtete, war, ob ich schon bei Herder gewesen sei. Sie müssen ihn durchaus sehen, rief er. Er liebt noch sehr die Erinnerung an Riga, er wünscht Sie zu sehen. Ich ging auf der Stelle zu Herder. Zwei Treppen hoch in einem sehr einfach möblirten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann, mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich gedankenvollen Blicke, überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern. Er nahm mich gütig auf, wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmählich brachte er das Gespräch auf meine frühern Verhältnisse. Er hörte mich aufmerksam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weiß ich, wer Sie sind!" In der That war es mir, als durchdränge mich sein Blick. Herder's Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich an Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimat betrachten ließ. Nie trat ich aus diesem Hause, mochte es nach einer einsam mit Herder in seiner Studirstube verbrachten Stunde, mochte es nach einem im Cirkel seiner Familie verlebten Abende sein, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Es ist wundersam zu sehen, wie derselbe Mann, der für Goethe und Schiller kaum ein freundlich anerkennendes Wort hat, mit der wärmsten Verehrung von Herder spricht, dem letzten der vier Großen, deren wir hier Erwähnung thun können; als fünfter Weimaraner wird nur Böttiger erwähnt, und zwar in treffender und keineswegs freundlicher Weise.

So hatte Merkel, nachdem er im Frühling 1796 aus Livland abgereist war, je ein Halbjahr in Leipzig, Jena und Weimar verbracht; da ward er im Herbst 1797 berufen, Secretär des dänischen Ministers Grafen Schimmelmann zu werden, welchem als feinsinniger Gönner Schiller's ein dauernder Platz auch in der Geschichte des deutschen Schriftlebens gebührt. Das Anerbieten war durch Herder vermittelt.

Die Aussicht, sechzehn Monate, nachdem ich aus den livländischen Wäldern hervorgetreten war, zum Secretärposten des ersten Ministeriums eines nicht unbedeutenden Staats berufen zu werden, hatte etwas Berauschendes für mich. Es war gar keine Frage, ob ich dem Rufe folgen würde. Wir gingen zu Herder's Frau hinunter. Sie sprach mir ihre Glückwünsche aus und redete von der glänzenden Carrière, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder, endlich rief er lachend aus: „Der eine Carrière machen? Der? Sieh ihn doch an! Auf seiner Stirn steht deutlich das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe sehen; das ist alles!" Frau Herder hoffte Gutes von mir und gab mir mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu. „Laß ihn gehen!" sagte er endlich unzufrieden. „Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut."

So reiste denn Merkel im Herbst 1797 nach Kopenhagen, selbstverständlich nicht ohne unterwegs in Halle und Kiel allerlei merkwürdige gelehrte Bekanntschaften zu machen, wie Lafontaine, J. R. Forster, Reinhold u. a. Der Abschnitt des Buchs über Schimmelmann ist besonders bedeutsam, weil die Werke über Schiller's Leben bis dahin von diesem merkwürdigen Manne wenig genug zu berichten wußten; ebenso ist von großem Interesse, was über die damaligen politischen Verhältnisse des dänischen Staats mitgetheilt wird. Indeß sollte Herder's Voraussagung in Erfüllung gehen. Schon vor Ablauf eines Vierteljahrs konnte der unruhige Merkel es nicht mehr aushalten und begehrte seine Entlassung; am letzten Tage des Jahres

1797 kam er wieder zu Weimar an; am andern Morgen war er bei Herder.

Als ich in die Thüre trat, rief er aus: „Da ist er ja wieder, der Freiheitsvogel! Habe ich's nicht gesagt, er paßt in keinen Amtskäfig?“ Auch seine Gattin begrüßte mich mit mütterlicher Freude; aber später im Laufe des Gesprächs schüttelte sie doch den Kopf und sagte: „Sie haben eine schöne Carrière versäumt. Sie hätten fügsamer sein sollen.“ Ich antwortete ganz aufrichtig: „Ich hätte es selbst gern gethan, ich konnte es aber nicht.“ — „So ist's, er konnte nicht anders!“ rief Herder; „er gehört nun einmal zu denen, die wie die Frauen nicht durch das gelten was sie thun, sondern durch das was sie sind.“ Ich verstand ihn nicht und sah ihn betroffen an. Er bemerkte es und fuhr fort: „Sie sind aus Ihrer Einsamkeit mit ganz fertigem Geist und Charakter hervorgetreten. Es ist, als wenn Sie als Erwachsener geboren wären. Sie sind in sich abgeschlossen. Sie können Fortschritte machen, aber nie werden Sie sich verändern. Sie können eine Laufbahn verfolgen, aber die wird immer eine eigenthümliche sein, und Sie werden immer allein stehen.“

Sommer 1800 siedelte Merkel von Weimar nach Berlin über. Um diese Zeit entstanden die berüchtigten „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Literatur in Deutschland“, in denen Herder, Wieland und Engel (!) auf Unkosten Schiller's und Goethe's verherrlicht, insbesondere „Wilhelm Meister“ und die Schiller'schen „Weiberstücke“ einer unverantwortlichen Kritik unterzogen wurden. Die Briefe fanden in Berlin soviel Zustimmung, daß dem Verfasser die Leitung des literarischen Theils und der Theaterchronik der „Spener'schen Zeitung“ übertragen wurde. 1803 begann Merkel die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Unterhaltungsblattes „Ernst und Scherz“; mit diesem ward alsbald auch Kotzebue's „Freimüthiger“ vereinigt, und so hatten denn die beiden Geister der Verneinung die schönste Gelegenheit zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Weimarer. Zugleich aber kam Merkel's eigene Natur zu Tage; ein scharfer, aber durchaus nüchterner Urtheiler in poetischen Dingen, hatte er einen richtigen Blick für Fragen der Politik, und er verfocht in seinem „Freimüthigen“ mit Eifer die Rüstung gegen die mehr und mehr erstarkende Macht von Frankreich. Als nun 1806 die Schlacht von Jena den preußischen Staat mit einem Schlage zertrümmerte, hatte Merkel mehr als tausend andere, die in kindischer Hast ausrissen, gegründeten Anlaß, den Franzosen aus dem Wege zu gehen. Er flüchtete nach Stettin und fuhr dann mit dem Schiffe, welches den preußischen Staatsschatz in Sicherheit brachte, nach Königsberg. Auch hier fand er nichts als Unfähigkeit und Verwirrung. Er fuhr weiter über die russische Grenze.

In Riga nahm Merkel fortan seinen Wohnsitz als Leiter eines politischen Blattes „Der Zuschauer“. Ein im Jahre 1816 gemachter Versuch, in Berlin den entschlafenen „Freimüthigen“ wieder ins Leben zu rufen, hatte keinen Erfolg. Merkel's Zeit in Deutschland war zu Ende; die letzten zweiunddreißig Jahre seines Lebens verbrachte er in Riga oder auf seinem benachbarten Gute als Landwirth und Zeitschriftsteller, viel gehudelt von der russischen Censur, in Deutschland nur noch selten genannt, und dann als das vormalige Haupt der Widersacher Goethe's. Merkel hatte sich längst überlebt, als er, fast einundachtzig Jahre alt, im Mai 1850 auf seinem Gute bei Riga starb.

Merkel war ein fähiger und vielfach unterrichteter Mann, dem aber lebenslang der Autodidakt aus der Zeit der Aufklärung anhing, ein Schriftsteller von prickelndem Gestaltungsdrang und unzulänglichem Schaffensvermögen, trotz wenig bedeutender Leistungen voll von maßlosem Selbstgefühl, kindischer Eitelkeit, rücksichtsloser Rechthaberei. Er ist der erste und nicht der schwächste in der leider langen Reihe von Widersachern der weimarer Dioskuren, nur daß die Widersacher unserer Zeit nicht mehr in die ästhetische, noch auch wie Börne in die politische, sondern in die confessionelle Posaune stoßen. Dreimal hat er den Versuch gemacht, Berichte aus seinem Leben zu veröffentlichen. Die 1812 zu Riga erschienenen „Skizzen“ kamen in jener Kriegszeit gar nicht nach Deutschland; die 1840 zu Leipzig gedruckten „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“, zwei Bände, sind ungeschickt geordnet, und außerdem war Merkel eine längst verschollene Größe. In seinem hohen Alter hat er dann einen dritten Bericht über etliche Hauptperioden seines Lebens niedergeschrieben, welcher vor einiger Zeit in der „Deutschen Rundschau“ zur Veröffentlichung gelangte. Aus diesen drei Berichten, welche zu verschiedenster Zeit entstanden sind, aber ohne Zweifel auf gleichzeitigen Aufzeichnungen ruhen, hat nunmehr der Herausgeber, Julius Eckardt, ein rundes lesbares Buch zusammengestellt, welches, wie die mitgetheilten Auszüge wohl darlegen, wirklich viel Anziehendes enthält, wenn man gleich bei gar manchem Urtheil die von vornherein feindselige Stimmung des Verfassers nicht übersehen darf. Der erste Abschnitt (1796—97) ist der umfassendste; derselbe schildert vor allem den ersten Aufenthalt in Weimar, und es treten dabei außer den bereits erwähnten noch manche andere, Loder, Fichte, Schelling u. a. in den Gesichtskreis des Verfassers. Der zweite Abschnitt (1797—99) schildert den verunglückten Versuch in Kopenhagen und den zweiten Aufenthalt in Weimar, wobei Jean Paul und Johannes Falk hervorgehoben werden. Der dritte Abschnitt berichtet über Berlin in den Jahren 1805 und 1806 sowie über die abenteuerliche Flucht nach Königsberg. Es sind das zum größten Theil frische und anziehende Schilderungen von bedeutenden Zeitgenossen und merkwürdigen Zeitzuständen; die dargestellten Menschen sind geistreich, obwol nicht immer richtig und wohlmeinend aufgefaßt; daß ab und zu etwas Klatsch mit unterläuft, braucht uns nicht zu wundern, denn Geist und Klatsch saßen zu Weimar an demselben Tisch zu Gaste; hin und wieder hätten wol auch Neuigkeiten durch eine Anmerkung klar gestellt werden können. Wenn es z. B. heißt, daß Schiller sechs Jahre lang eine Pension von 1000 Thalern von einigen vornehmen dänischen Damen erhalten habe, so kann das denjenigen, welcher in der

Sache nicht zu Hause ist, nur irreführen, obwol der Sachverhalt längst feststeht; sollte indeß die Gräfin Schimmelmann zu dem edelmüthigen Verfahren ihres Mannes den Anstoß gegeben haben, so wollen wir ihr dankbar sein. Bei alledem, das Buch liest sich gut; ist es nicht allerorten zuverlässig, so ist es doch von einem klugen, wenn auch einseitigen und zu Zeiten grilligen Mann geschrieben, unterhaltend, anregend, die Schilderung der weimarischen und jenaischen Gesammtverhältnisse, der völligen Kopflosigkeit nach dem Schlage von Jena von lebendigster Wirkung.

Robert Keil, der fleißige und verdiente Verfasser des Büchleins über „Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar" (Nr. 3), selbst Besitzer zahlreicher werthvoller Andenken an Goethe und seine Zeitgenossen, hat Ausgang 1886 in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" einen Aufsatz veröffentlicht, welcher hier vielfach vermehrt und erweitert in Gestalt eines artigen Büchleins von 4 Druckbogen erscheint. Es berichtet über die Entstehung des Goethe-Nationalmuseums, welches, nachdem der letztlebende Enkel des Dichters Walther von Goethe der Großherzogin von Weimar das Goethe-Archiv, dem Großherzogthum Sachsen-Weimar das Goethe-Haus mit seinen Sammlungen nebst einem Kapital von 30000 Mark letztwillig bestimmt hatte, am 8. August 1885 errichtet ward als „eine staatliche, der öffentlichen Benutzung gewidmete Anstalt, welche den Zweck verfolgt, das Goethe-Haus nebst dessen Zubehörungen in einer des Andenkens Goethe's würdigen, pietätvollen Weise zu erhalten, die Goethe'schen Sammlungen sowie andere von Goethe herrührende oder zu ihm und seinem Wirken in Beziehung stehende Gegenstände zu bewahren und der Goethe-Forschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde und weihevolle Stätte darzubieten".

Dabei fand sich freilich, daß der Zustand des seit vielen Jahren fast unbewohnten Goethe-Hauses ein trostloser war. Ganze Mauern, sowol innere als äußere, ergaben sich als baufällig; im Holzwerk herrschte der Schwamm, die Dachung war sehr schadhaft u. s. w. Die Enkel hatten sich um den Zustand des Gebäudes nie bekümmert; das Goethe-Haus würde mit seinen Schätzen schließlich in sich selbst zusammengebrochen sein, wenn nicht noch zeitig und rasch Abhülfe eingetreten wäre. Seitdem ward das Goethe-Haus einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen, der alte Zustand, wie er bei Goethe's Tode war, möglichst erneuert, des Dichters zahlreiche Sammlungen würdig aufgestellt; das Goethe-Haus, welches viele Jahrzehnte lang unzugänglich war, ist als Goethe-Nationalmuseum eröffnet, und es wird den zahlreichen Fremdlingen, welche fortan hier den Spuren des großen Dichters nachgehen werden, sicherlich willkommen sein, über die Geschichte des Hauses, die bedeutsamsten Ereignisse, welche sich innerhalb seiner Mauern abspielten, über seine gegenwärtige Einrichtung, über Goethe's Arbeits-, Schlaf- und Sterbezimmer, über die Prunkräume mit reichem künstlerischen Schmuck, über Goethe's außerordentlich reichhaltige Sammlungen von Kupferstichen, Radirungen, Handzeichnungen, geschnittenen Steinen, Bronzen, Münzen und Schaumünzen, Majoliken, Gipsabgüssen eingehende Mittheilung zu empfangen; doch hat das artige Büchlein Werth auch für denjenigen, dem es noch nicht vergönnt ist, in diesen Räumen zu wandeln und in ihrer Anschauung einen Hauch zu verspüren von dem allumfassenden Geiste des Dichters.

Das Buch „Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition" von Kuno Fischer (Nr. 4) würde bei dieser Besprechung die erste Stelle einnehmen, wenn es zum ersten male erschiene; nun es in zweiter Auflage auftritt, muß es trotz seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung mit der letzten Stelle vorlieb nehmen.

Wenn es zu den Kennzeichen eines guten Buchs gehört, daß, wenn man es einmal durchgelesen, man den Drang empfindet, es sofort nochmals und eingehender vorzunehmen, so ist das Buch von Kuno Fischer ein gutes Buch. Ein neues Werk ist es freilich nicht, wol aber eine Neubearbeitung der im Jahre 1878 erschienenen ersten Auflage.

Eine neue Ausgabe meiner Schrift über Goethe's Faust hat seit mehrern Jahren im Buchhandel gefehlt, während sie ein Gegenstand häufiger Nachfrage blieb. Arbeiten anderer Art haben mich jahrelang verhindert, an die Herstellung dieser zweiten Auflage zu gehen, die in einer Reihe von Punkten ausführlicher sein mußte als die erste, seit welcher eine neue Flut der Faustliteratur sich ergossen und manches zu Tage gefördert hat, das ich nicht unbeachtet lassen durfte. Mit besonderm Interesse bin ich den Untersuchungen über die Entstehung der Sage und Dichtung von Faust gefolgt; ich habe ihre brauchbaren Ergebnisse zu verwerthen und aus erneuter eigener Forschung den Ursprung der Faustsage und ihre dichterischen Entwickelungen eingehend zu erleuchten gesucht. In dem Kreise meiner akademischen Privatvorlesungen wiederholen sich die kritischen Vorträge über Goethe's Faust alle zwei Jahre und gewinnen durch die Anziehungskraft ihres Gegenstandes stets von neuem eine große Zuhörerschaft, die ein zusammenhängendes Verständniß der Dichtung begehrt. Aus jenen Vorträgen ist die erste Auflage dieses Buchs hervorgegangen, das eine so günstige Aufnahme gefunden hat. Meine Absicht wie mein Interesse ist darauf beschränkt, den Genuß der Dichtung durch das naturgetreue, d. h. dem Genius des Dichters gemäße Verständniß derselben zu erhöhen. Die künstlichen Auslegungen nach der Richtschnur sogenannter Ideen haben mich nie befriedigt. Die poetischen und theatralischen Versuche, die mit dem Goethe'schen Faust zu wetteifern gewagt haben, sind vergeblich geblieben und von dem großen Gestirn sogleich überstrahlt worden. Ein gewisser Trieb, mit dem Gedichte zu wetteifern, ist auch in die kritischen Versuche eingedrungen, die sich in der ästhetischen und philosophischen Werthschätzung des Werks ergehen und mehr darüber disputiren als dasselbe so, wie es ist, erklären. Ich erkenne die Wichtigkeit dieser Aufgabe und schätze die Verdienste, welche berufene Männer sich in der ästhetischen Prüfung des unvergleichlichen Werks erworben haben, aber ich will diese Art der Kritik mir lieber zur Einsicht als zur Nachahmung dienen lassen, da meine Aufgabe nicht ist, die Dichtung zu meistern, sondern nur zu durchdringen. Ich werde dieses Werk fortsetzen und die Betrachtung nach meiner Art in die einzelnen Theile, Scene für Scene, einführen, wie ich es in den letzten Abschnitten des vorliegenden Buchs bereits begonnen habe.

So berichtet das Vorwort. Leider liegt dem Berichterstatter die frühere Gestalt des Buchs nicht vor, sodaß

eine eingehende Vergleichung der zweiten mit der ersten Auflage nicht möglich ist. Dieselbe ist aber auch nicht nothwendig, denn das Buch von Kuno Fischer, obwol es vornehmlich in einem Punkte wiederholten Widerspruch erfahren hat, ist von Anbeginn in seiner Bedeutung genugsam anerkannt worden, sodaß der eingehende Faustforscher nicht an ihm vorübergehen kann. Wir werden uns hier auf eine kurze Betrachtung des Inhalts beschränken müssen. Fischer betrachtet die Magussage des Frühchristenthums und die Entstehung der Faustsage, wie sie im Faustbuch, den Volksbüchern, Marlowe's Tragödie, den deutschen Volksschauspielen sich nach und nach gestaltet hat. Lessing ist der erste deutsche Kunstdichter, welcher den Faustſtoff in seiner hohen Bedeutung erkannt und eine dramatische Bearbeitung begonnen hat, ohne sie über die Anfänge hinaus zu fördern. In Goethe's „Faust" unterscheidet Fischer „die alte Dichtung", wie sie sich in dem 1790 erschienenen Fragment darstellt, und „die neue Dichtung", wie sie in den Jahren 1797—1801 vornehmlich auf Schiller's Drängen wieder vorgenommen ward, die Einschiebung und Beifügung einer Reihe bisher nicht gedruckter Auftritte, wodurch diejenige Gestalt des ersten Theils entstand, welche wir seit 1808 besitzen; worauf dann im letzten Jahrzehnt von Goethe's Leben der zweite Theil des „Faust", mit Benutzung längst durchdachter und theilweise ausgearbeiteter Bestandtheile, fertig gestellt ward. Eine besonders eingehende Beleuchtung erfährt der Unterschied der alten von der neuen Dichtung. Fischer weist aus einzelnen Stellen nach, daß Mephistopheles ursprünglich nicht als höllischer Versucher an Faust herantrete, sondern als Beauftragter des Erdgeistes, und daß erst die seit 1797 entstandene neue Dichtung, zu welcher auch der Prolog im Himmel gehört, infolge der Wette zwischen dem Herrn und Satan dem letztern die Rolle zutheile, sich den Faust dienstbar zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß das Werk in seiner stückweisen Entstehung Widersprüche aufweist, welche Fischer in seiner geistvollen Weise entwickelt, um seine Theorie zu stützen; andererseits haben Vischer, von Loeper, Schröer u. a. zahlreiche Stellen herangezogen zum Beweise, daß Mephisto bereits im Fragment nicht als Elementargeist, sondern als höllischer Versucher erscheine, sodaß ein völliger Wechsel des Plans ausgeschlossen sei. So scharfsinnig und geistreich Fischer's Beweisführung ist, so hat sie doch auch für den Berichterstatter große Bedenken, der diese Widersprüche nicht sowol auf einen bewußten Wechsel des Plans zurückführen möchte, der nach der Hand nicht immer ganz glücklich durch Aenderungen und Zuthaten ausgeglichen worden, sondern auf den „holden Wahnsinn" des Dichters überhaupt, der, zumal bei einem stückweise im Laufe mehrerer Jahrzehnte entstandenen Werke, mehr der Eingebung des Augenblicks folgt als einem von vornherein festgestellten Plane. Es darf wol angenommen werden, daß die bedeutendste Goethe-Entdeckung der jüngsten Zeit, das Wiederauffinden derjenigen Gestalt des Faust, welche in der letzten Hälfte der siebziger Jahre den weimarer Freunden bekannt war, über die vielumstrittene Frage Aufklärung geben wird.

Um nun seine Lehre von dem Gegensatze der alten und neuen Dichtung nachzuweisen, geht K. Fischer unwillkürlich zu einer genauern Betrachtung der ersten Scenen über, welche in ihrer gedankenreichen feinsinnigen Darlegung uns allen Grund gibt, der am Schlusse des Vorworts verheißenen weitern Einführung in die einzelnen Theile der Dichtung mit gespannter Erwartung entgegenzusehen.

Wilhelm Buchner.

Militärische Schriften.

1. Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militärisch-politische Studie von C. Koettschau. Zwei Theile. Straßburg, Schulz u. Comp. 1886—87. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Die interessante Schrift hat ihren Weg durch Deutschland gemacht und ist auch bereits in das Französische übertragen worden. Sie zerfällt in zwei einzelne Bände, und darum voneinander getrennte Theile, weil der zweite erst in die Oeffentlichkeit gelangte, als die zu Ende des vorigen Jahres besonders drohend hervorgetretene Kriegsgefahr mehr zurückgetreten war. In der Einleitung zum ersten Theil sagt der Verfasser, welcher sich durch diese Studie mit einem Schlage und mit vollem Recht einen geachteten Namen als Militärschriftsteller gemacht hat, unter anderm: „Nach kurzer Unterbrechung ist der Kriegsruf wieder laut und lauter geworden, und jetzt so laut und drohend, daß er vielfache Echos finden muß. Das Schweigen könnte übel gedeutet werden." ... „1871 wurde das Kriegsbeil begraben, aber der Stiel sieht aus der Erde, und Friedenspfeifen sind noch nicht geraucht worden. Wo auch unser großer Kanzler eine anzuzünden versucht hat, sie ist wieder ausgegangen." Von der sehr wahren und in Deutschland kaum genügend gewürdigten Unterstellung ausgehend, daß die unter den Augen der jetzigen französischen Regierung unablässig betriebenen Agitationen, die bezüglichen Aeußerungen der Presse und die öffentlichen Reden hochstehender Beamten eine Verletzung des Friedensvertrags von 1871 bedeuteten, beleuchtet Oberstlieutenant Koettschau, gestützt auf eine große Sachkenntniß, in patriotischer, aber durchaus maßvoller Weise in einem „Die französische Revanche-Literatur und das Revanche-Heer" überschriebenen Hauptabschnitt Kapitel für Kapitel die berüchtigte, mit einem Vorwort des famosen Deroulède versehene Broschüre „Avant la bataille" und deren kleine Gegenschrift „Pas encore". Die

erstere anscheinend von mehrern activen französischen Offizieren verfaßt, soll ihre Angaben aus den Bureaux des Kriegsministeriums geschöpft haben und ist augenscheinlich dazu bestimmt, die grrr-ande nation mit neuem Vertrauen zu der Stärke und der Kriegstüchtigkeit der eigenen Streitkräfte zu erfüllen; während die andere mit den Aufreizungen der erstern völlig einverstanden ist, aber die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, wo das Revancheheer „archiprêt" zum Beginn eines neuen Kampfes sei. In einem zweiten Hauptabschnitt wird die Nothwendigkeit eines abermaligen deutsch-französischen Kriegs dargethan; ein dritter schildert die Wirkung desselben auf das innere und äußere Leben des deutschen Volks; der vierte handelt von der politischen Stellung des Deutschen Reichs und Frankreichs zu andern Staaten und von den innern Feinden, während der fünfte und letzte sich mit dem etwaigen Schauplatz des Revanchekriegs beschäftigt. Im Schlußwort wird dann der Zweck kurz hervorgehoben, den der Verfasser bei der Veröffentlichung dieses ersten Theils seiner Studie hauptsächlich im Auge gehabt hat:

Der Kriegszustand beiderseits der Vogesen schädigt nicht nur beide betheiligten Völker materiell; er macht sie schließlich auch beide lächerlich, weil ihre Interessen, wenn man sie nicht in Bezug auf eine Grenzprovinz, sondern im großen Stil beurtheilt, fast durchweg die gleichen sind, und weil somit beide Völker bei jeder europäischen oder sonstigen Krisis wegen ihres Zwiespalts sich in das eigene Fleisch schneiden müssen. Es gibt da viele tertii gaudentes, und ihr heimliches Lachen wird schließlich vernichtender Spott. Ein dunkler Drang nach Abhülfe erfaßt immer weitere Kreise; in Frankreich fällt derselbe zusammen mit dem Revanchegedanken und führt unaufhaltsam zu dem Krieg, den Millionen opferfreudig dort vorbereitet haben, wenn nicht die sichere Niederlage auch dem Kühnsten einleuchtet. Von der Stärke des deutschen Heeres hängt die Dauer des Friedens ab. Der Wechsel der Zeiten führt dann wol zu edlerm Ausgleich.

Der zweite den deutschen Frauen gewidmete Theil erinnert daran, daß die Zeit ernst ist, daß noch nie Deutschland so stark, aber auch nie seine Feinde so mächtig waren wie heute, und wirft dann im Anschluß an manche Kritik über den ersten Theil einen rechtfertigenden Rückblick auf diesen. In dem die Grenzfrage besprechenden Abschnitt finden wir einen Auszug aus der Geschichte des Elsaß und ein weiterer Abschnitt bespricht die gegenseitigen Streitkräfte zu Lande und zur See, den Einfluß der veränderten Grenze und der künstlichen Verstärkungsmittel auf die Bewegung der Heere und die Art des Kriegs, die Kriegspläne, wie die seit 1871 eingetretenen Aenderungen in der Bewaffnung und Kampfweise der verschiedenen Waffen, die moralischen Factoren des Kampfes, die wichtigsten Tugenden der Soldaten und die Organisation der beiden Völker. In dem „Zeitpunkt des Kriegs" betitelten Endabschnitt kommt der Verfasser als ceterum censeo zu folgendem Ergebniß:

Ein weiteres Hinausschieben des nächsten deutsch-französischen Kriegs wird von den kampflustigen Parteien für bedenklich gehalten, weil die ganze Revancheangelegenheit vielen Franzosen schon langweilig zu werden anfängt, und weil die Nutzlosigkeit der schweren Opfer mehr und mehr erkannt wird. Auch gibt es schon jetzt klare Köpfe, welche den Streit der beiden Völker für schädlichen Unsinn ohne Ende halten und ihre Hand zu einer Verschärfung nicht bieten wollen. Für Deutschland ergibt sich aus den vorliegenden Verhältnissen die Nothwendigkeit, ein so starkes Heer zu unterhalten, daß Frankreich bei einem erneuerten Duell keine Aussicht auf Erfolg haben kann. Ein schwaches deutsches Heer würde fast einer Misachtung Frankreichs gleichkommen; es würde eine Aufforderung sein nicht zum Frieden, sondern zum Kriege.

Das Buch, überall große Gesichtspunkte festhaltend, ohne dabei das Eingehen auf Einzelheiten von Bedeutung zu vernachlässigen, enthält eine Menge thatsächlichen Materials, wirkt in hohem Maße anregend und gewährt Aufklärung über viele Dinge, die dem großen Publikum der überwiegenden Mehrzahl nach unbekannt sein dürften. Wenn man auch nicht allen Schlußfolgerungen des Oberstlieutenants Koettschau zustimmt, so darf doch sein Werk aus vollster Ueberzeugung allen gebildeten Kreisen unsers Vaterlandes zum eingehenden Studium warm empfohlen werden. Dies geschieht hiermit ausdrücklich.

2. Der nächste Krieg in Zahlen. Militär- und finanzstatistische Studie über die Erhöhung der deutschen Friedenspräsenz. Von Albert E. Fr. Schäffle. Zweite Auflage. Tübingen, Laupp. 1887. Gr. 8. 80 Pf.

Das kleine Heft von 40 Octavseiten bildet einen unveränderten Separatabdruck aus der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", berechnet die Kosten und Schulden des nächsten Kriegs, schildert den dann eintretenden Steuerdruck, beweist die verhältnißmäßig niedrige Besteuerung Deutschlands, führt die Heeresstärke auf, ist mit zahlreichen werthvollen Anhängen versehen und kommt zu dem Endergebniß:

Zur Versöhnung Frankreichs mit dem Verlust deutscher Länder kann es also kommen. Aber bevor es dazu gekommen ist, muß Deutschland sein Pulver trocken halten. Seine eigene Erhaltung und die Gewährleistung des Völkerfriedens beruht bis auf weiteres ganz und gar auf der Fähigkeit, den Revanchekrieg Frankreichs durch überlegene Vertheidigungskraft entweder ganz zu verhüten oder für lange Zeit niederzuschlagen, bis der Zeitpunkt da sein wird, da die europäischen Nationen — der Gegnerschaft anderer Welttheile gegenüber — ihre alle kleinliche Revanche überwiegende Interessensolidarität erkannt haben werden und dann ohne Mistrauen gegeneinander die Militärlast ermäßigen können.

Dafür haben alle vorgeführten Ziffern gesprochen; dieselben haben bewiesen erstens, daß Deutschland die Last erhöhter Kriegsbereitschaft mit höchstens 1 Mark 10 Pfennige pro Kopf leicht ertragen kann; zweitens, daß es den Pfennig sparen und das Zwanzig-Markstück hinauswerfen hieße, wenn es dies leicht erträgliche Opfer nicht bringen, dafür aber 600—800 Millionen Mark jährliche Mehrbelastung aus einem verlorenen Kriege, ebendamit die härteste Ausbeutung der noch unausgeschöpften Steuerquellen ohne jegliche Aussicht auf Abschaffung schlechter Steuern wagen würde; drittens, daß Deutschland und Oesterreich gegen Frankreich und Rußland zahlenmäßig, bald vielleicht auch

der Qualität der Streitkräfte nach, keineswegs so überlegen sind, um ohne volle Entwickelung der Kriegsbereitschaft sich und Europa den Frieden und die Entwickelung zu sichern.

Der Aufsatz ist geschrieben, bevor der Reichstag die Erhöhung der deutschen Friedenspräsenz genehmigt hatte; aber er sollte auch jetzt noch seines belehrenden Inhalts wegen von recht vielen Deutschen gelesen werden: kommt er doch auf dem Wege des ziffermäßigen Calculs zu demselben Schluß wie die deutschen Staatsmänner und Generale, zu dem Schluß, daß das Deutsche Reich ein starkes Heer unterhalten müsse.

3. Ein Krieg der Rache zwischen Frankreich und Deutschland. Von einem deutschen Offizier a. D. Hannover, Helwing. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der ungenannte Verfasser legitimirt seine Berechtigung zur Abfassung seines Werkchens im Vorwort damit, daß er die Kriege von 1848 bis 1850 in Schleswig-Holstein, 1851 in Algerien als Volontäroffizier, 1853—54 im Orient, 1864 in Schleswig-Holstein, 1866 in Böhmen, 1870—71 in Frankreich theils als Offizier, theils als Specialreferent der größern deutschen und englischen Zeitungen mitgemacht und auch sonst wiederholt zum Zweck militärischer Studien ganz Italien, Spanien, Frankreich, den Orient, Oesterreich-Ungarn u. s. w. bereist habe. Um so bedauerlicher erscheint es, daß er dem, was er aus eigener Anschauung und Erfahrung hier niederlegt, durch das Gewicht seines Namens nicht erhöhte Bedeutung verleiht. Viel Neues ist in dem kleinen Buche, augenscheinlich einem von warmer Vaterlandsliebe dictirten Kinde des Augenblicks, nicht enthalten. Die Schilderungen französischer Zustände, wie die Stärkeabweichungen der französischen und deutschen Heere laufen darauf hinaus, daß das Deutsche Reich seinem Erbfeinde heute noch in mancher Beziehung überlegen sei. „Der Friede ernährt, der Krieg aber verzehrt", diese goldenen Worte vergesse man niemals auch in Paris, bevor es zu spät ist. Jeder Deutsche ist sich der tief ernsten Wahrheit des goldenen Spruchs, mit dem der Offizier seine Darstellungen abschließt, voll bewußt; aber man darf gerechte Zweifel hegen, ob selbst deren fortwährende Wiederholung auf unsere revanchelüsternen Nachbarn im Westen irgendwelchen Eindruck hervorbringen.

4. General Vogel von Falckenstein und der hannoversche Feldzug 1866. Offenes Sendschreiben von Fr. von der Wengen an seine Kritiker. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Das eingehende und werthvolle Buch des Herrn F. von der Wengen: „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866", das auch in d. Bl. eine seiner Bedeutung entsprechende günstige Beurtheilung erfahren hat, ist zum Gegenstande mehrfacher öffentlicher Angriffe gemacht worden. Diese haben den Verfasser zu dem offenen Sendschreiben veranlaßt. In demselben widerlegt er namentlich die Artikel der „Kreuzzeitung" und der „Deutschen Heereszeitung", welche die in jenem Werke enthaltenen Mittheilungen über den verstorbenen General Vogel von Falckenstein und die daran geknüpften kritischen Betrachtungen in theilweise sehr scharfer Weise zurückgewiesen hatten. Auch des Referats in diesen Blättern wird gelegentlich gedacht, um angesichts des in demselben geäußerten Zweifels von der Richtigkeit einzelner Mittheilungen ausdrücklich zu betonen, „daß der Träger meiner diesbezüglichen Quelle von der betreffenden königlichen Entschließung so unmittelbar tangirt wurde, um das Recht beanspruchen zu dürfen, in zweifelloser Weise orientirt zu sein". Das ist in hohem Maße erfreulich, denn mit der Gewißheit, es beim Studium der Schrift mit absolut richtigen Daten zu begegnen, steigt deren Werth in vielfacher Beziehung. Ueberhaupt scheint F. von der Wengen aus der Controverse mit seinen Gegnern als zweifelloser Sieger hervorgegangen zu sein, und wenn man auch dahingestellt sein lassen kann, ob die Veröffentlichung dieses offenen Sendschreibens eine Nothwendigkeit war, so bildet dasselbe doch, nachdem es einmal erschienen ist, eine schätzenswerthe Vervollständigung des ursprünglichen Werks.

5. Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. Herausgegeben unter der Redaction des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. Vierte Abtheilung: Die neueste Zeit. Erster Band. Erste Abtheilung. Kassel, Kay. 1887. Gr. 8. 10 M.

Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes dieses Buchs, das sich als vierte Abtheilung der „Allgemeinen Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten" einfügt, enthält die Kriege der ersten französischen Revolution (1792—95). Auf den Werth des großartigen Unternehmens ist bereits früher in d. Bl. hingewiesen worden. Es bedarf zum Lobe des neuesten Bandes also lediglich der Andeutung, daß er sich seinen Vorgängern in würdiger Weise anschließt. Ein vollständiges Register der benutzten Quellen und historischen Hülfsmittel leitet auch diese Abtheilung ein, und der Darstellung der verschiedenen Operationen gehen gründliche Betrachtungen voraus, die den Leser mit der Militärorganisation der Staaten zu Ende des 18. Jahrhunderts, mit der Organisation der Heere, mit dem damaligen Stande der Kriegskunst, wie mit den ursprünglichen Ursachen und Zielen der Kriege, mit den auch durch eine Karte erläuternden Besitzverhältnissen der französischen Republik, mit den beiderseitigen Streitkräften und Kriegsplänen bekannt macht. Notizen über die Persönlichkeiten der hervorragendsten Heerführer in den beschriebenen vier ersten Kriegsjahren der Republik schließen den Band ab.

6. Die Schlacht bei Borodino am 4. September 1812. Mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der deutschen Reitercontingente. Von Maximilian Freiherr von Ditfurth. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben. Mit drei Plänen und fünf Beilagen. Marburg, Elwert. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein sehr dankenswerther Beitrag zur Geschichte der

deutschen Reiterei, der um so mehr die Beachtung des vaterländischen Publikums verdient, als er eine Episode vor Augen führt, da deutsche Truppen gezwungen waren, im Dienste des fränkischen Eroberers ihr Blut zu verspritzen. Zwanzig deutsche Reiterregimenter nahmen an dem blutigen Gemetzel theil, ohne daß deren hervorragende Leistungen bei allen Schriftstellern die genügende Würdigung gefunden hätten.

7. Studien über außereuropäische Kriege jüngster Zeit. Von Spiridion Gopčević. Mit fünf Karten und sechs Plänen. Leipzig, Elischer. 1887. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
8. Beiträge zur Neuern Kriegsgeschichte der Balkan-Halbinsel. Von Spiridion Gopčević. Mit zwei Uebersichtskarten und 11 Schlachtplänen. Leipzig, Elischer. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Beide stattlichen Bände sind mit Karten und Plänen reich ausgestattet. In dem erstgenannten Buche, das dem Oberst Dragutin Franacović, königlich serbischen Minister des Aeußern, zugeeignet ist, sind die Landoperationen im südamerikanischen Kriege 1879—84, ferner die Ereignisse in Aegypten 1882, die Operationen der Engländer im Sudan 1883—85 und der englische Feldzug in Afghanistan 1878—81 behandelt. Von diesen Studien ist diejenige, welche den Ereignissen in Aegypten gewidmet ist, nicht rein militärischen Inhalts, sondern gibt neben historisch-politischen Randglossen auch persönliche Erinnerungen wieder. Der südamerikanische Krieg ist, wie das Vorwort sehr richtig bemerkt, an sich interessant, und der denkende Leser kann aus ihm eine Menge nützlicher Lehren ziehen. Die Feldzüge der Engländer in Afrika und Asien hat der Verfasser in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen, weil wir aus jenen lernen können, wie man nicht Krieg führen soll. Man lernt außerdem durch ihr Studium die beiden Generale kennen, Lord Wolseley und Sir Frederick Roberts, „auf welche die Engländer heute ihre ganze Hoffnung setzen, und die im nächsten Kriege Englands mit einer europäischen Macht“ gewiß an die Spitze der großbritannischen Truppen treten werden.

Die „Beiträge“ zerfallen gleichfalls in vier getrennte Artikel. Der erste schildert die Kämpfe der Montenegriner mit den Franzosen 1806—14; der zweite beschäftigt sich mit der türkischen Taktik im montenegrinischen Kriege; ein dritter bringt die Operationen des Corps Horvatoric im turko-serbischen Kriege 1876—78; während in der vierten „Zur Geschichte des serbo-bulgarischen Kriegs“ überschriebenen Abhandlung die Schilderung eben dieses Kriegs in des Verfassers Werke „Bulgarien und Ostrumelien“ ergänzt und berichtigt werden soll.

Man könnte billigerweise fragen, ob es nicht zweckentsprechender gewesen wäre, das Erscheinen jenes größern Buchs „Bulgarien und Ostrumelien“ zurückzuhalten, da doch der Verfasser, wie er selbst sagt, damals „über die Vorgänge bei der serbischen Armee so ziemlich im Unklaren war“ und infolge dessen seine Darstellung „viele Lücken und Irrthümer aufweist“. Doch ist die Hast, mit welcher die Veröffentlichung jenes Buchs geschehen, bei einem Autor sehr erklärlich, der in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ geschildert wird als „ein noch in jungen Jahren stehender Schriftsteller, welcher aus Montenegro stammt und sich hauptsächlich durch den scharfen polemischen Zug in seinen Schriften bemerkbar gemacht hat“. Abstammung und Jugend, so heißt es dort weiter, sowie ein scharfes Rechtlichkeitsgefühl haben wesentlich zu der maßlos aggressiven Art, mit der Gopčević bei geeigneten Anlässen vorzugehen pflegt, beigetragen. Er gebraucht die Feder als Handzar und treibt den Subjectivismus auf die Spitze. Alles Gewicht auf Thatsachen legend, verschmäht er jede Sorge für die Form und nennt die Dinge bei ihrem wahren Namen, ohne sich durch Rücksichten binden zu lassen. Aus der Vorliebe für militärische Dinge hat seine Schreibweise etwas soldatisch Strammes sich angeeignet, wozu noch ein Freimuth in der Anschauung kommt, welchen selbst der rabiateste französische Journalist abdämpfen würde.

Da sich die Wiedergabe dieser Sätze in dem Anhange zu den beiden hier in Rede stehenden Bänden findet, in welchem der Verleger die Urtheile der Presse über frühere Veröffentlichungen zusammenstellt, so darf angenommen werden, daß der Verfasser diese Zeichnung seiner Persönlichkeit zutreffend findet, und er wird deshalb nichts dagegen haben, wenn das Urtheil über seine neuesten, interessante und größtentheils unbekannte Materien behandelnde Schriften dahin zusammengefaßt wird, daß auch in ihnen mehr oder weniger die Charaktereigenthümlichkeiten des Verfassers, mögen sie nun als Schwächen oder als Tugenden aufgefaßt werden, zu Tage treten.

9. Das bulgarische Festungsviereck. Ein Rückblick auf den russisch-türkischen Krieg 1877—78. Berlin, Mittler u. Sohn. 1887. Gr. 8. 75 Pf.

Der bisher in der Literatur noch keineswegs gehörig gewürdigte Einfluß, den das Festungsviereck Rustschuck, Silistria, Warna am Schwarzen Meere, Schumla, auf die Operationen des letzten Kriegs zwischen Rußland und der Türkei ausgeübt hat, wird hier in klarer, objectiver Weise zur Geltung gebracht. Die Schlußfolgerung, die der Verfasser aus seinen Darlegungen zieht, faßt er selbst in die Sätze zusammen: „Welches nun auch das erste russische Operationsziel gewesen sein möge, die türkische Hauptarmee oder Adrianopel; für beide hat das Festungsviereck eine wichtige, die Operationen beeinflußende Rolle gespielt, schon dadurch, daß es maßgebend für die Wahl der langen russischen Verbindungslinien durch Rumänien wurde, welche Stockungen und Störungen in Menge verursachte und die Verwendung einer großen Zahl russischer Reservebataillone nöthig machte. Bei dem thatsächlichen Verlauf der Ereignisse hat es immer den in ihm befindlichen Streitkräften überlegene russische Kräfte gebunden.“

10. Das Zusammenwirken der Armee und Marine. Eine Studie, illustrirt durch den Kampf um den Mississippi 1861—63 von J. Scheibert. Mit zahlreichen Karten und Plänen. Rathenow, Babenzien. 1887. Gr. 8. 4 M.

Die rührige junge Verlagsbuchhandlung hat den Büchermarkt durch Herausgabe dieser kleinen Schrift um eine sehr gelungene mit zahlreichen Karten und Plänen versehene Arbeit bereichert, zu deren Abfassung niemand geeigneter erschien als Major Scheibert, dem eine reiche Erfahrung in Amerika, eine intime Kenntniß von Land und Leuten zu Gebote stand. Die geschilderten Verhältnisse am Mississippi 1861—63 demonstriren so recht ad oculos, wie wichtig für den Enderfolg im Kriege ein inniges Zusammenwirken der Land- und Seekräfte des Staats ist. Ob überall und unter allen Umständen eine solche harmonische Wechselbeziehung zwischen Heer und Flotte zur That werden kann, hängt allerdings von der örtlichen Gestaltung des Kriegsschauplatzes und manchen andern Vorbedingungen ab.

11. Cavaleristische Briefe an einen Waffengenossen über die technischen Fragen der Bewegungsformen und der Führung bei Cavalerie-Divisionsübungen. Rathenow, Babenzien. 1887.

Der Verwendung der Reiterei im Felde haben sich seit dem letzten Deutsch-Französischen Kriege neue Bahnen eröffnet, und infolge davon wie durch die veränderte Kampfweise der andern Waffen sind viele taktische Formen der Cavalerie vollständig andere geworden. In dem mit derartigen Neuerungen verbundenen Uebergangsstudium wurden zahlreiche Meinungsverschiedenheiten über die Gebrauchsweise der Reiterei in einem zukünftigen Kriege der Oeffentlichkeit übergeben. Der leider anonym gebliebene Verfasser der „Cavaleristischen Briefe" hält sich von aller Polemik fern und theilt dem Leser in neun Briefen seine abgeklärten und vielfach sehr zutreffenden Ansichten über die großen Fragen sowol wie über die meisten Einzelheiten erschöpfend mit, auf die es bei den Friedensübungen der Cavaleriedivisionen ankommt, jenen Uebungen, welche die Grundlage schaffen sollen für die spätere Verwendung der Truppe dem Feinde gegenüber.

12. Ueber Kriegspoesie. Ein Betrag zur Betrachtung des Kriegs von der idealen Seite von Friedrich Teicher. München, Ackermann. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit selbst als eine kurzgefaßte Darstellung der Begeisterung, welche die Poesie aus den Kriegsthaten jederzeit geschöpft hat, und gleichzeitig als eine Frucht der gehobenen Stimmung, welche seit Monaten anläßlich der drohenden Kriegsgefahr in Deutschland herrsche. Sie darf einer wohlwollenden Aufnahme gewiß sein und wird auch ihren Zweck erfüllen: den auf dem Felde der Ehre Gebliebenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Beherzigung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung zu dienen.

13. Beim Regiment des Prinzen Friedrich August 1870/71. Kriegs-Erinnerungen, bearbeitet von Max Dittrich. Dresden, Fr. Tittel Nachfolger. 1887. 8. 1 M.

Die dem erlauchten Chef des Regiments Nr. 104, dem wahrscheinlichen spätern sächsischen Könige, gewidmeten „Erinnerungsblätter" frischen die Gedanken an die eigenen Erfahrungen bei jedem Mitkämpfer in jenem glorreichen Kriege wieder auf, und sind mit ihren anspruchslosen, augenscheinlich auf voller Wahrheit fußenden Erzählungen im hohen Maße geeignet, nicht nur in den Kreisen alter Soldaten zu erfreuen, sondern auch einen bemerkenswerthen Beitrag zu der Geschichte jener großen Zeit zu liefern.

Hermann Vogt.

Humoristische Schriften.

1. Der Flankierbaum. Die erste Instructionsstunde. Zwei Humoresken aus dem Soldatenleben von Victor Laverrenz. Mit Zeichnungen von G. Brandt. Zweite Auflage. Berlin, Laverrenz. 1887. Lex.-8. 50 Pf.
2. Der Pseudo-Lorenz. Militärische Humoreske von Victor Band. Berlin, Laverrenz. 1887. Lex.-8. 50 Pf.
3. Drei Seelen und ein Gedanke oder der verunglückte Budenscat. Humoreske von Victor Band. Berlin, Laverrenz. 1887. Lex.-8. 50 Pf.
4. Der Berliner auf Sommerreisen. Humoreske von Paul Lindenberg. Berlin, Laverrenz. 1887. Lex.-8. 50 Pf.
5. Berliner geflügelte Worte. Eine Sammlung berliner Worte und Redensarten. Herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin, Lazarus. 1887. 8. 1 M.
6. Berliner Falschmünzer. Schilderungen aus dem berliner Verbrecherleben. Nach den Aufzeichnungen des Criminalcommissars C. Weiler. Berlin, Laverrenz. 1887. 8. 1 M.
7. Der Humor im Buchhandel. Ein Vademecum für lustige und traurige Buchhändler. Zweite Auflage. Augsburg, Schmid. 1887. Gr. 8. 2 M.
8. Das schwierige Problem. Humoreske von J. H. Detmold. Neue Ausgabe mit einem Nachwort. Illustrirt von E. Klein. Stuttgart, Lutz. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
9. Das Buch der Reclame. Geschichte, Wesen und Praxis der Reclame geschildert von Rudolf Cronau. Mit Abbildungen von deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern. Fünf Abtheilungen. Ulm, Wohler. 1887. Gr. 8. 5 M.

Wenn Kürze die Seele des Witzes ist, so sind die meisten dieser oben registrirten Büchlein seelenvolle Creaturen. Der Deutsche ist von Natur in Sachen des Witzes, des Humors etwas schwerfällig, und auch die Dinge, welche er in den Bereich seines Witzes zieht, entsprechen seiner speciellen Eigenart. Da war, da ist und da wird sein das Gymnasial- und Studentenleben, und hier macht Ernst Eckstein mit seinen Carcergeschichten vielfach Schule. Ferner das Militärwesen, welches so köstlich und ach so oft in den trefflich illustrirten „Fliegenden Blättern" persiflirt wird, und die Vereinsmeierei. Daß natürlich das schreibselige Deutschland es sich nicht nehmen läßt, auf

alles Federvieh und dessen Züchter, die Herren Verleger, zu sticheln, ist conditio sine qua non. Allen diesen oft behandelten Arten, Abarten und Unarten der unschuldigen Verspottung gehen die anzuzeigenden Broschüren und Bücher dann auch nicht aus dem Wege, und obwol sie sammt und sonders leichte Waare, leichte Lektüre, so recht für den sommerlichen Verkehr gemacht sind, so sind sie doch alle, das sei von vornherein bemerkt, recht lesbar und keineswegs in irgendeinem Sinne verwerflich. Jedes Einzelne ausführlich zu besprechen, wäre indessen nicht am Platze in d. Bl., und ein einfacher Hinweis ohne allzu strenge Analyse und breite Wiedergabe des Inhalts muß Autor, Verleger und Leser bei solch anspruchslosen Werken vollauf befriedigen. Wer dann solchen Zeitvertreib sucht, weiß dankbar, wo er zu finden ist.

Einige der Humoresken sind wirklich komisch. Nach einem alten Ausspruch Heydenreich's lachen wir, wenn wir unsere eigene Vollkommenheit gegen eine fremde halten und dadurch unser Wohlgefallen an uns selbst beleben. Die Leser der vorliegenden Allotria werden in drei Parteien einzutheilen sein. Die eine wird lachen, weil sie ist wie die Geschilderten; das sind die heutigen Gymnasiasten, Studenten, Ein- und Dreijährigen. Die Gegenpartei wird lachen; das sind die aus jenen Puppen gewordenen Schmetterlinge, die Philister, seien sie nun Rechtsanwälte, Geheimräthe oder Generale geworden. Eine dritte Partei wird sich vielleicht eines Tartuffe'schen Lächelns befleißigen und rufen: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie jene!" Aber waren sie denn niemals jung?

„Der Flankierbaum" von Victor Laverrenz (Nr. 1) gibt Bilder aus dem Soldatenleben, wie es die allgemeine Wehrpflicht für ganz Europa so angenehm gestaltet! Wie der Einjährige „Schlenkert" lieber auf dem Flankierbaum im Stalle schläft, als er das Roß Wotan putzt, und daran verhindert wird; wie der Herr Lieutenant seinen Rekruten einpaukt, daß ihre Hauptpflichten „draie: Gehorsam und Muth" sind, liest sich ganz leicht.

„Der Pseudo-Lorenz" von Victor Band (Nr. 2) behandelt die Dupirung eines andern Lieutenants durch einen andern Freiwilligen.

„Drei Seelen und ein Gedanke" von Victor Band (Nr. 3) legt unwiderleglich dar, daß für einen Studenten, der es bleiben will, Skat spielen besser ist als studiren.

Die Humoreske „Der Berliner auf Sommerreisen" von Paul Lindenberg (Nr. 4) macht uns mit der Familie Broemel bekannt, deren Chef von den Seinigen eine Remuneration von 100 Mark erhält. Er unternimmt mit seinen geliebten Häuptern eine Sommerfahrt nach Rügen, verliert aber den blauen Schein, ehe er die blaue See erblickt, an einen Bauernfänger und kehrt unverrichteter Dinge nach Hause. Der Julius Stinde'sche Humor hat unbedingt, besonders den Broemel'schen Kindern, Pathe gestanden.

„Berliner geflügelte Worte" von Paul Lindenberg (Nr. 5) ist ein kleiner Büchmann, speciell für Deutsche, welche das Argot des Spree-Babels so wenig verstehen wie etwa ein Wiener, der in Prag seinen Weg nach dem Hradschin fragt, dortige Autochthonen verstände. Es ist eben nicht jedermanns Sache, sogleich zu wissen, daß man es mit einem Verhungernden zu thun hat, wenn ihm die Erklärung abgegeben wird: „der leid't an Knochenfraß". Auf alle Dicta läßt sich freilich das Hegel'sche Wort, „daß ein berliner Witz mehr werth sei als eine schöne Gegend", nicht anwenden, und den Spruch:

Berliner Kind
Spandauer Wind
Charlottenburger Pferd
Sind alle drei nichts werth —

wird der Sammler Paul Lindenberg, der selbst ein berliner Kind ist, kaum gelten lassen.

„Berliner Falschmünzer" von C. Weiler (Nr. 6) enthält die Geschichte eines berliner Criminalcommissars, welcher einer Falschmünzerbande, die deutsche Fünfmarkscheine fabricirt, auf die Spur kommt und schließlich deren Verhaftung bewirkt. Sie liest sich wie die Anklageschrift eines Staatsanwalts, spannend wie ein Criminalroman, ist aber eine Verirrung — unter die humoristischen Schriften des Verlegers Laverrenz.

„Der Humor im Buchhandel" (Nr. 7) ist nicht nur ein „Vademecum" für lustige und traurige Buchhändler und Autoren; es dürfte sogar das kleine Publikum, welches heutzutage noch nicht selbst schriftstellert, interessiren und zum Lachen anregen. Es enthält einige wirklich komische Aufsätze, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich den nachfolgenden Satz aus den „Lebensregeln eines ältern Buchhändlers für einen jüngern Collegen" der Feder des bekannten Humoristen Edwin Bormann zuschreibe. „Na Se gennen die Lidderadhen und die Buchhändler; der eene sucht den andern anzefihr'n, un zuletzt sin' beede un das Bubligkum mid angefihrd."

Das Kapitel „Eine, die's versteht" hat natürlich Vincenz Chiaracci zum Verfasser. Köstlich ist der Abschnitt: „Nur alles geschäftsmäßig", in welchem zwei Buchhändler über ihre zu verehelichenden Kinder im Sortimenterjargon schriftlich verkehren. In dem kleinen Sprüchelchen:

Dichters Lohn.

Schon viel hört' ich von Ihren Schriften sagen;
Darf ich vielleicht die kleine Bitte wagen
Ob Sie mir bis morgen
Mal borgen? —

begegnet sich Edwin Bormann sogar mit einem Gedanken des Italieners Edmondo de Amicis. „Eine kleine Jobsiade für Buchhändler" ahmt das berühmte Vorbild von Kortüm in glücklicher Weise nach, und ein Anhang „Aus dem Laden- und Kundenverkehr" läßt die Buchhändler gequälter als Mühlesel und die Lehrlinge dümmer als oben erwähnte Rekruten erscheinen. Eine Sammlung von fehlerhaften Inseraten, Geschäftsstilproben und Druckfehlern trägt auch dazu bei, Verstimmten, wenn es solche 1887 gibt, heitere Laune wiederzugeben.

„Das schwierige Problem“ von J. H. Detmold (Nr. 8) ist wol das bedeutendste und trefflichste Werkchen von den vorliegenden, hier besprochenen. Der Autor, der sich sowol als Politiker wie auch als humorvoller Satiriker einen Namen gemacht hat, ist im Jahre 1856 gestorben. Die Sitzungen des Land- und Reichstags bieten ja so oft Stoff zu homerischem Gelächter, und wenn uns derselbe in einen Kunstverein einführt und die verschiedensten Herren Amaier, Kuhmaier, Eßmaier über ein schwieriges Problem die heterogensten Ansichten aussprechen, sich beglückwünschen, sich befehden, verleumden, unmöglich machen und versöhnen läßt, so bleibt es eine offene Frage, ob er wirklich nur den Kunstclub zu Flachselfingen oder ernstere Institutionen im Sinne gehabt hat. Das schwierige Problem selbst ist nun folgendes. Der Kunstclub besitzt eine gipserne Venus von Medici. Diese wieder besitzt Theile, wegen welcher die Venus Kallipygos mit Recht berühmt geworden ist. Diese Theile nun sind durch öftere Berührung seitens der kunstsinnigen Flachselfinger etwas dunkler gefärbt worden, und die Frage, auf welche, die Statue nicht schädigende Weise die Aerugo nobilis, diese sonderbare Patina, zu beseitigen ist, wird in dem Büchlein in wahrhaft belustigender Art gelöst.

„Das Buch der Reclame“ von Rudolf Cronau (Nr. 9) ist jedenfalls das gewichtigste unter den neun. Cronau ist als Wandermaler der „Gartenlaube“ bekannt, er hat bei T. O. Weigel „Unter dem Sternenbanner“ herausgegeben. „Das Buch der Reclame“ erschien in fünf orange, gelb, blau, roth und grünen Lieferungen, alle mit einem schwarzen Teufel, in dessen weißen Augen und Mund der Titel, gleichfalls schwarz, steht. Mehr kann man kaum verlangen. Reclame! Es ist ein verachtetes Wort, und der Grad der Verachtung steigt um so mehr, je geistiger der anzupreisende oder angepriesene Gegenstand ist. Hat aber nicht ein englisches Dictum recht: „Deine Schätze vor dem Publikum verbergen, heißt Diamanten in ihre Minen zurücklegen.“ — „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“; aber sollte nicht alles, was Gold ist, glänzen? In Deutschland heißt ein Autor, der etwas dafür thut, daß die Werke, die er zur Unterhaltung und Belehrung des Publikums geschrieben, gekannt werden, ein Streber. In Frankreich, England, Amerika heißt ein solcher, der es nicht thut, ein Narr! Man sagt, das Gute bahne sich selbst den Weg. Es wird aber heutzutage eine solche Masse des Mittelmäßigen geschrieben, daß es das Gute mit einer für spätere, gleichfalls productive Zeiten undurchdringlichen Schicht bedeckt.

In allen Regionen und Zonen ist der Kampf ums Dasein erlaubt. Nur im Geistesleben heißt ans Licht treten wollen Streberei. Als ob eine nicht lebensfähige Blüte, sie sei noch so frühreif, ein junger Köter, er sei noch so vorlaut, Stärkeres auf die Dauer verdrängen könnte.

In dem Buche Cronau's finden sich die interessantesten Aufschlüsse über alle Zweige eines Dinges, das jedermann verlästert, sobald er es bei andern antrifft, während er es für sich im stillen für durchaus erlaubt und gerechtfertigt hält. Der Verfasser hat umfassende Studien und Reisen in Afrika und Amerika gemacht. Er klärt den Kaufmann auf über Werth und Bedeutung der ihm ja erlaubten Reclame, er zeigt ihre Mittel. Den pariser und londoner Ausrufer (Herold) des Mittelalters findet niemand lächerlich. Höchstens wundert man sich in kleinen Nestern heute über solch primitive Art, etwas „auf allen Gassen“ ausschreien zu lassen. Von den Aushängeschildern Pompejis bis zu den Riesenwagen Barnums, den bemalten Häuserwänden Londons, der Ankündigung von Plear's Soap auf einem Felsen im fernen Sudan, welch ein Schritt! Die Sandwichmänner, die in Neuyork herumgehen — ein Stück Menschenfleisch zwischen zwei Plakattafeln, die unglaublichsten Formen und Bilder der Inserate — man findet dies und tausend andere lächerliche Dinge, die doch zu denken geben, in dem auch vom Zeichner überreich bedachten Buche. Ueberaus lehrreich sind die antiken Studien, und wenn der Verfasser sich fürchtet, zu misfallen, wenn er gewisse Zauberer, Wundermänner, Heilige, Reliquien u. s. w. unter die Helden der Reclame einreiht, so mag er sich beruhigen mit dem Spruch: „Amicus Plato, sed magis amica veritas.“ Namen und Titel der Personen, die Reclame machen oder brauchen, schließen fast ein „Menschheitsverzeichniß“ ein. Kaiser und Könige, Künstler, Schauspieler (soll man hier ein Fragezeichen machen?), Schriftsteller und Buchhändler, Gelehrte, Börsenspeculanten, Gründer, Lotterien, Hetären und Bettler — alle, alle wollen sie auf irgendeine Weise von sich reden machen, und wenn heute einer ein Büchlein gegen die Reclame schriebe, er würde Reclame für sich machen. Der sich von Schuld rein fühlende Cato erhebe den ersten Stein. Rudolf Cronau hat jedenfalls einen wunden Fleck der Zeit — nein, aller Zeiten — berührt. Es ist gesagt worden, daß derjenige keinen hohen Begriff von seiner eigenen Würde haben könne, der um die Anerkennung seiner Nebenmenschen buhlt. Es ist catonischer oder cynischer, die Achtung oder Misachtung seiner Mitlebenden zu verachten. Schopenhauer hat den Willen zum Leben platonisch und theoretisch verneint und sehr gut im Englischen Hof dinirt. Und so lange einer es für der Mühe werth hält, etwas zu schaffen, zu leisten, wird er auch, eingestandener oder auch nicht eingestandener Weise, für das Durchdringen seines Lebenswerks kämpfen.

Alfred Friedmann.

Gedichte.

1. Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark von Aurelius Polger (Erich Fels). Hamburg, J. F. Richter. 1887. 12. 2 M.
2. Gedichte von Rudolf Graf Hoyos. Wien, Gerold's Sohn. 1887. Gr. 8. 6 M.
3. Ein bayerisches Dichterbuch. Herausgegeben von Fr. Xaver Seidl. Regensburg, Bauhof. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Für dich. Neue Lieder und Gedichte von Fr. Xaver Seidl. Regensburg, Coppenrath. 1887.
5. Leopold Schefer's Buch des Lebens und der Liebe. Herausgegeben von Hermann Thom. Dritte Auflage. 1887. 8. 5 M.
6. Sadrach A. B. Onego. Ein babylonischer Keilschriftlehrer. 120 Inschriften, entziffert und umgedichtet von Fritz Treugold. Vierte veränderte Auflage. Stuttgart, Lutz. 1887. 12. 1 M.

„Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark" von Aurelius Polger (Erich Fels) (Nr. 1). Der Verfasser dieses Trutzgesanges wendet sich gegen alle Bedränger des Deutschthums, wobei er aber vornehmlich die Donaumarken erwähnt. Eins seiner Gedichte hebt wie folgt an:

Wollt ihr uns deutsche Rede wehren,
Das steht in eurer Macht und Kraft;
Zum Undeutschsein uns zu bekehren,
Dazu fehlt euch die Wissenschaft.
Was noch wir laut den Lüften künden,
Daß wir vom deutschen Stamme sind,
Auf Bergeshöh'n, in Thalesgründen
Zuflüstern wir es dann dem Wind.

Man sieht, der Verfasser ist redlich bemüht, den Gegnern des Deutschthums ihr Spiel zu verderben; auch greift er in manchen seiner Gedichte mit schöner Begeisterung in die Saiten; ob wenigstens die Lauen durch ihn zu zäherm Festhalten an deutscher Art und Weise aufgerüttelt werden mögen, läßt sich aus der Ferne nicht beurtheilen.

Graf Rudolf Hoyos verfügt in seinen „Gedichten" (Nr. 2) über ein hübsches Maß poetischer Begabung. Aus seinen ernsten Gedichten sei hier eins mitgetheilt:

Alles kann verloren gehen
In dem Kampf von Glück und Zeit;
Eine Fahne bleibt bestehen
In dem lebenslangen Streit!

Das Gefühl des eignen Werthes,
Ob er niedrig, ob er hoch,
Ohne Rücksicht auf Entbehrtes,
Immer bleibt uns dieses doch.

Wenn wir auch die Sonne missen,
Irrend durch die Nacht und Noth,
Immer leuchtet das Gewissen
Und erhellt uns selbst den Tod.

Unter den mehr als siebzig Dichtern und Dichterinnen, welche zu dem „Bayerischen Dichterbuch", herausgegeben von Xaver Seidl (Nr. 3), beisteuerten, finden sich bekannte wie unbekannte Namen, und der Werth der Beiträge ist ein ziemlich ungleicher. Im ganzen macht die Sammlung aber einen günstigen Eindruck. Einzelnes daraus hervorzuheben, möchte sich nicht rechtfertigen lassen. Eine solche Blumenlese aus dem poetischen Garten einer zusammengehörigen Landsmannschaft will nicht zerpflückt sein, sondern als Unzertrennliches gewürdigt werden.

Der Titel der Gedichtsammlung von Franz Xaver Seidl „Für dich" (Nr. 4) hätte wol durch ein einleitendes Gedicht erklärt sein wollen. Wem die Widmung gilt, läßt sich nicht errathen. Die Gedichte athmen vorwiegend lebendigen Natursinn und Freude an weiser Beschränkung, ohne daß die letztere auf eine gewisse behagliche Auskömmlichkeit verzichten möchte. So singt der Verfasser in der Abtheilung „Winter":

Eine traut erwärmte Stube,
Eine Hausfrau, lieb und rein,
Fromm das Mägdlein und der Bube,
Und am Tisch den Becher Wein,

Und im Herzen still' Vertrauen:
Wer das hat, der trägt kein Leid,
Dem blühn, wohin er mag schauen, (!)
Rosen auf zur Winterszeit.

Und er weiß selbst sorgbeladen
Daß er nie in Irrsal sinkt,
Denn er sieht auf seinen Pfaden
Stets den Stern, der tröstend winkt.

Ein anderes Gedicht, „Einer Todten" überschrieben, scheint dem Hingange einer theuern Lebensgefährtin zu gelten. Es heißt darin:

Du bist den weiten Weg gegangen,
Von wannen keine Rückkehr ist,
Und wol für immer bleibt verhangen
Das Fenster, wo du nicht mehr bist.
Ich bin allein — was hilft das Klagen?
Umsonst, du hörst mich ja nicht mehr!

Unmittelbar darauf folgt ein minder sympathisch anmuthendes Gedicht, ein „Lebewohl" an eine Treulose, das mit den Worten schließt:

Ach, all mein Hoffen, glaubt' ich, stünd' auf Erz!
Nun unter seinen Trümmern liegt mein Herz!
In deinem Frieden aber allezeit
Und deinem Glück steht der gebrochne Eid,
Doch bet' ich, daß dir's Gott nicht lohnen soll —
Leb' wohl!

Es wäre vielleicht rathsam gewesen, diese beiden ungleichen Schmerzausbrüche durch eine Anzahl anderer Gedichte zu trennen. Doch nichts weiter darüber; der Verfasser sagt zwar mit Bezug auf die Aufnahme eines Kunstwerks:

Die Menge soll dem Kunstwerk Beifall zeigen,
Des Künstlers größter Feind ist: Schweigen.

Aber an einer andern Stelle klagt er doch:

Verlange nur Aufrichtigkeit,
Dann siehst du, wie in kurzer Zeit
Sie die Erlaubniß heraus sich schlagen,
Unangenehmes dir zu sagen.

Leopold Schefer's „Buch des Lebens und der Liebe", herausgegeben von Hermann Thom (Nr. 5), hat als Laienbrevier die größte Verbreitung gefunden. Die eigenartige Redeweise, welche das Laienbrevier in eine für viele anziehende, fremdartige Beleuchtung rückte, während die in ihm behandelten Gegenstände doch dem täglichen Gedankenleben fromm gestimmter Gemüther angehörten, hat auch dem „Buch des Lebens und der Liebe" einen freundlich anhänglichen Leserkreis erworben, sodaß es jetzt in dritter Auflage vorliegt, während die erste Auflage im Jahre 1877 erschien. Gedichte, wie gleich das erste „Ein Rath", wenden sich allerdings weniger an einen Leserkreis anspruchsvoller Art, als an die große Mehrzahl empfindsamer weiblicher Seelen, die jedes Wesen glücklich wissen möchten, und zwar durch die Ehe. Hier die Anfangszeilen:

Wem irgend möglich, der vermähle sich
Beim Leben seiner Aeltern noch; und möglich
Ist das ja stetig allen Glücklichen.

In demselben Sinne ansprechend und gemeinverständlich führt sich das dritte Gedicht „Mann und Weib" mit den Worten ein:

Nichts in der Welt ist so dem Mann begehrt
Als wie das Weib, und nichts dem Weibe so
Als wie der Mann, und beiden Kinder, Kinder!

Wenn Schefer dann im weitern Verlauf der Betrachtungen über das letztere Thema zu dem Ausspruch gelangt:

Der Jüngling will
Kein andres Weib auf Erden als nur sie,
Die ihm als göttliche erschienene
Geliebte; und von keinem andern Weibe
Mit reinem Abscheu will er Kinder als
Von ihr! Und sie, sie will von keinem andern
Aus strenger, edler Keuschheit, Kinder als
Von ihm! ... sie würde sie vielleicht ermorden ...
Gewiß den Vater, der ihr ungeliebt
Und lieblos solche höchste Schmach gethan —

so findet man zwar nicht begreiflich, daß er im Gegensatz zu der eben angedeuteten Wahrscheinlichkeit eines hochtragischen Ausgangs fortfährt:

Doch hätten sie, die beiden Glücklichen,
Sich vorher nicht geliebt — sie würden jetzt
Sich beide lieben —

aber man muß doch bekennen, daß gerade die Dunkelheiten der Schefer'schen Sprache sein Wagniß, Gegenstände dieser Art poetisch zu erörtern, minder verfänglich machen.

In ähnlicher Weise wechseln in den übrigen Gedichten gute, sinnige, wenn auch nicht immer neue Gedanken mit Redewendungen, die mehr weihevoll, als klar sind, was aber für die Freunde des Laienbreviers, das ja vielen Erbauung und Trost bereitet hat, den Genuß des auch hier Gebotenen nicht beeinträchtigen wird.

Auch das Buch von Fritz Treugold: „Sadrach A. B. Dnego. Ein babylonischer Keilschriftlehrer" (Nr. 6), hat sich schon einen großen Leserkreis erobert, es erscheint in vierter Auflage. „Dem deutschen Lehrerstande" ist es gewidmet und wol auch dem größern, also dem knapp besoldeten Theil aus der Seele geschrieben und in dessen Kreise verbreitet. Der Verfasser singt:

Ihr meint, wir sollten stille sein?
Nein, dreimal nein!
Wir rufen laut und schweigen nicht:
Gebt uns mehr Brot, mehr Recht, mehr Licht!

Oder:

Wer Verstand hat und wer keinen,
Will verstehn das Schulgeschäfte!
Aber wir — wir müssen schweigend
Opfern alle unsre Kräfte.

Oder:

Lehrer wirst du werden, Jüngling?
Merke dir drum, was ich sage:
Meine Haare hat gebleichet
Vieler Tage Last und Plage.

Wenig Lohn trotz schwerer Arbeit,
Das ist schon seit alten Tagen
Unser Los; willst du dasselbe,
Kannst es du geduldig tragen?

Aehnliches kommt in dem Buche wol etwas reichlicher zu Worte, als es für den poetischen Werth desselben wünschenswerth gewesen, und die Erwartung, in dem Verfasser einen Humoristen begrüßen zu können, erfüllt sich nicht. Möglicherweise aber wird der Zweck des Verfassers, auf die dürftige Stellung der Elementarschullehrer hinzuweisen, durch die von ihm befolgte Methode besser erreicht, als wenn er die von ihm fingirte Entzifferung der 120 Steinplatten des angeblichen Keilschriftlehrers mit einem täuschendern ägyptischen Localcolorit ausgestattet hätte.

Robert Waldmüller.

Zur Culturgeschichte.

1. Illustrirte Culturgeschichte von Friedrich von Hellwald. Erster Band: Haus und Hof. Mit vielen Illustrationen. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1887. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Die Culturgeschichte ähnelt einem Schachbret, auf welchem jede Reihe von Feldern nach der einen Richtung einem Volke oder Culturkreise von Völkern und nach der andern einem Zweige der Cultur entspricht, sodaß jedes Feld eine bestimmte Culturthätigkeit bei einem Volke oder in einem Culturkreise bedeutet. Verfolgt man nun die Felder in der einen Richtung, z. B. von links nach rechts, so tritt ein Volk oder Culturkreis nach dem andern, jedes mit seinem ganzen Wirken, z. B. in Wohnung, Familie, Recht, Religion, Kunst u. s. w. auf die Bühne; es ist dies die bisher meist übliche Anordnung. Verfolgt man dagegen die andere Richtung, z. B. von oben nach unten, so führt sich ein Zweig der Cultur nach dem andern, ein jeder nach der Reihe der verschiedenen Culturstufen, bei

uns ein. F. von Hellwald hat in seiner bekannten, von uns in d. Bl. wiederholt besprochenen „Culturgeschichte" die erste Methode befolgt; in dem vorliegenden illustrirten Werke versucht er es mit der zweiten. Wir sagen, er versucht es: denn der Verleger macht die Fortsetzung des Werks von dem entsprechenden Erfolge abhängig. Der erste Band desselben schildert die Verhältnisse der Wohnung bei den Menschen aller Zeiten und Völker und ist mit vielen diesen Gegenstand betreffenden Abbildungen geschmückt. Die bisher erschienenen Lieferungen behandeln die Höhlenbewohner vorgeschichtlicher Zeit, die Anfänge des künstlichen Obdachs (Schutzdächer, Lederzelte, Filzjurten, Beduinenzelte), die künstlichen Höhlenwohnungen älterer und neuerer Zeit, die Schneehütten der Eskimos, die Erdhütten Rumäniens, die Rundhütten der Hottentotten, Kaffern u.s.w., die vorgeschichtlichen und die noch heute üblichen Pfahlbauten, die schwimmenden Häuser und Baumwohnungen, die Grundformen des Langhauses. Beigegebene ganzseitige Bilder lassen uns in die Bauten der Inder, Griechen und Römer voransblicken. Findet das Werk Anklang, wie zu hoffen ist, so sollen weitere Bände Tracht, Putz und Schmuck, Trank und Nahrung, Feste und Tänze u. s. w. der verschiedenen Völker und Culturstufen schildern. Dies neue Werk ist von jeder Tendenz frei.

2. Bilder aus Rußlands Vergangenheit von Alexander Brückner. Erster Band. — A. u. d. T.: Beiträge zur Culturgeschichte Rußlands im 17. Jahrhundert. Leipzig, Elischer. 1887. Gr. 8. 8 M.

Der geistvolle, elegant schreibende und quellenkundige Verfasser der Geschichten Peter's des Großen und Katharina's II., Alexander Brückner in Dorpat, legt uns hier den ersten Band seiner „Bilder aus Rußlands Vergangenheit" vor. Derselbe bildet gewissermaßen eine Einleitung zur Geschichte Peter's des Großen, indem er die Russen einestheils noch im Zustande ihrer asiatischen Barbarei, anderntheils unter dem beginnenden Einfluß abendländischer Civilisation vor dem großen, aber gewaltthätigen Reformer ihres Reichs und Volksthums darstellt. Der Band besteht aus einzelnen nach archivalischen Quellen ausgearbeiteten Schilderungen. Dieselben betreffen die russischen Prätendenten mit vergleichenden Blicken auf diejenigen anderer Länder, die Pest in Rußland 1654 und ihre Sterblichkeitsresultate, die Kosten der Herstellung des russischen Gesetzbuchs unter Zar Alexei Michailowitsch, das Ausgabebuch des Patriarchen Nikon im Jahre 1652, eine russische Gesandtschaftsreise nach Italien (Florenz und Venedig) 1656—57, eine solche nach Paris 1681, die Schrift des Serben Jurij Krishanitsch um 1660 über Reform der russischen Kleidung, das Leben und Wirken Laurenz Rinhuber's, eines Deutschen, der unter den Zaren Alexei, Iwan und Peter in Rußland als Arzt und Diplomat eine Rolle spielte, dessen Ausgang aber sonderbarerweise unbekannt ist, dann das Leben des Fürsten Wassilij Wassiljewitsch Golizyn, des Regenten und Günstlings der Zarin Sophie, der als Verbannter im Norden endete, endlich das Leben des Freundes und Mitarbeiters Peter's, des Schotten Patrik Gordon. Das Buch gewährt ebenso viel Unterhaltung wie Belehrung.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Voltaire's Leben und Werke" von Richard Mahrenholtz und „Voltaire. Ein Charakterbild" von W. Kreiten sagt Ch. J. in der „Revue Critique" d. J.: „Nur die Erscheinungszeit dieser beiden Biographien Voltaire's, nicht aber ihre Aehnlichkeit, veranlaßt mich, sie in einem und demselben Artikel zu besprechen. Wenn beide das freiwillige oder erzwungene Interesse bezeugen, welches der große französische Schriftsteller gegenwärtig in Deutschland erregt, so sind deren Verfasser bei ihrer Bearbeitung derselben doch von sehr verschiedenen Beweggründen bestimmt worden: Mahrenholtz nämlich hat sich vorgenommen, mit Hülfe besser bekannter und erforschter zeitgenössischer Urkunden ein vollständigeres und treueres Gemälde, als man es bisher besessen, vom Leben und besonders von der schriftstellerischen Thätigkeit Voltaire's zu liefern; Kreiten hingegen, der zwar auch nicht die Quellen verschmäht hat, wenngleich er sich meist nur an secundäre hält, hat der zu lobrednerischen und verbreiteten Biographie von Strauß eine Geschichte des Hauptes der Aufklärung in Frankreich entgegenstellen wollen, welche die Leser vor seinen Lehren warnen und ihnen, statt der Bewunderung, den Haß oder die Verachtung einflößen soll, die er verdient. Wir haben hier demnach ein parteiisches, mit polemischer Absicht verfaßtes Werk vor uns, während Mahrenholtz' Werk allen Anforderungen der Unparteilichkeit und der Kritik entspricht. Wird man zwar auch jenes nicht ohne Nutzen lesen, so kann man doch nur aus diesem etwas wirklich Neues zu erfahren hoffen! . . . „Mahrenholtz", so schließt der Recensent, „hat mit Besonnenheit, Genauigkeit und vollständiger Unparteilichkeit die Wandlungen des thätigen, gequälten und abenteuerlichen Daseins Voltaire's erzählt; von einem gänzlich objectiven Gesichtspunkte aus geschrieben, zeichnet sich die Biographie, die er seinerseits vom Führer der philosophischen Partei geliefert, durch strenge Objectivität ebenso wie gründliche Kenntniß der Thatsachen aus; die literarischen Urtheile selbst, der eigentliche Prüfstein für einen Ausländer, sind in ihrer Gesammtheit richtig. Was dem Buche aber besonders zur Empfehlung gereicht, das sind die aus ausländischen Urkunden geschöpften Nachweisungen, die zum Theil den französischen Biographen Voltaire's unbekannt geblieben sind; dadurch söhnt er für die etwas mangelhafte Form aus, wobei ich nicht etwa sagen will, daß Mahrenholtz' Werk schlecht geschrieben sei; doch hätte man einer Biographie Voltaire's einen leichtern und glänzendern Stil gewünscht; ein solcher würde dem Werke eine bessere Localfärbung verliehen haben."

„Man betritt eine ganz andere Welt", fährt der Recensent dann fort, „wenn man zu der Kreiten'schen Biographie übergeht; schon der Stich oder vielmehr die Caricatur, welche dem Bande vorangeht, belehrt uns, daß wir es hier nicht mit einer besonnenen und unparteiischen Studie zu thun haben, sondern mit einem leidenschaftlichen Werke; auch hat der Verfasser am Ende seines Vorworts das Ziel, das er sich dabei gesteckt, klar genug ausgedrückt. Kurz, wir haben das Werk eines Gläubigen

und Polemikers vor uns, und es ist derart, wie man es von einem Mitgliede der Gesellschaft Jesu, der das Leben des Verfassers der «Pucelle» schreibt, erwarten darf. Mit dem Glauben läßt sich nicht streiten; es wäre daher überflüssig, die verschiedenen Punkte hervorzuheben, betreffs welcher ich anderer Ansicht bin als der fromme Historiker; da er seinen Lesern Haß gegen den Schriftsteller einzuflößen wünscht, dessen Biographie er schreibt, hat Kreiten natürlich alles, was ungünstig für Voltaire war, betont; er veröffentlicht jedoch nicht allein dasjenige, was man mit Recht an seinem Benehmen und seinen Schriften tadeln kann und soll, sondern, durch seinen Wunsch hingerissen, den Führer der philosophischen Partei zu verkleinern, geht er sogar soweit, seine edelsten Handlungen, wie die der Nichte Corneille's geleistete Unterstützung, die großmüthige Vertheidigung Calas' u. s. w. zu bestreiten oder zu entstellen."

Nach Anführung einiger weitern Belege für die Parteilichkeit des Verfassers gegen Voltaire und für dessen Gegner schließt der Kritiker wie folgt: „Trägt denn nun wirklich alles in diesem Werke der Charakter der Flugschrift? Allerdings nicht; hier und da stößt man auf Stellen, die mit freierm Blicke und nach weniger vorurtheilsvollen Lehrsätzen geschrieben sind. Wenn Kreiten's Biographie einige Längen hat, wie in dem «Während des Siebenjährigen Kriegs» betitelten Kapitel, wenn sich der Verfasser zu oft mit secundären Zeugnissen begnügt, so ist sie dennoch gut geschrieben, und hat er auch dem, was man bereits wußte, nichts Neues hinzugefügt, so begegnet man doch einigen bemerkenswerthen Aperçus, wie z. B. was er über den Einfluß Voltaire's auf Lessing sagt; wobei freilich das Meiste aus Erich Schmidt's Biographie des Dichters des «Nathan» geschöpft ist."

— Ueber „Briefe von und an Hegel", herausgegeben von Karl Hegel, sagt Valbert in der „Revue des deux Mondes" vom 1. Juli d. J.: „Man kann die Sorgfalt, mit welcher der Herausgeber die Briefe erläutert hat, um dem Leser alle nöthigen Aufklärungen zu geben, nicht genug loben. Man kann unmöglich zugleich besonnener und vollständiger sein als er, und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er sich seiner frommen Pflicht erledigt hat, verdient mehr als einem Herausgeber als Muster empfohlen zu werden. Hegel wird nie unter den großen Briefschreibern figuriren. Die erste Bedingung, Briefe gut zu schreiben, ist, Vergnügen daran zu finden; er aber hat die Feder stets nur mit Widerwillen ergriffen; seine Correspondenten haben lange nach seinen Antworten geseufzt. Er wartete, ehe er seine Schuld zahlte, bis er dazu aufgelegt war und beneidete das Glück der Geschäftsleute, welche, nachdem sie einen expedirt haben, nicht mehr daran denken und zu einem andern übergehen. Er seinerseits hatte seine große Angelegenheit, die ihn unaufhörlich beschäftigte, und sprach nicht gern davon. Das Interessanteste an dem vertraulichen Briefwechsel eines Philosophen ist, daß er sich darin in seiner wahren Gestalt zeigt und uns die Gelegenheit verschafft, den Menschen mit dem Denker zu vergleichen. Die erste Pflicht der Philosophen ist, consequent zu sein; sie sind es aber nicht alle. Schopenhauer, der das Leben verachtet und das Nirwâna gepredigt hat, hielt viel auf seine theure und verächtliche Person, und er würde bis ans Ende der Welt entflohen sein, um der Cholera zu entgehen. Ein Philosoph, welcher, wie Hegel, vorgibt zu glauben, alles, was vernünftig ist, sei wirklich und alles Wirkliche sei vernünftig, ist verpflichtet, sich nicht zu sehr von Unannehmlichkeiten, Täuschungen und Ungerechtigkeiten, die er erfährt, anfechten zu lassen und das Leben nicht zu schmähen. Er machte sich das zum Gesetz; wenn er mit dem Schicksale auf gespanntem Fuße stand, tröstete er sich mit der Ironie, und seinem großen Grundsatze gemäß schickte er sich in die Dinge, wie sie eben sind, indem er ihnen überlegen blieb." Zum Schluß heißt es: „Er wurde von Jahr zu Jahr zurückhaltender und selbständiger auftretend. Er schmeichelte sich, der deutschen Philosophie eine endgültige Verfassung gegeben zu haben und wollte nichts davon wissen, daß man sie berichtige. Er hatte indessen in seinen Werken gelehrt, daß der Widerspruch das Geheimniß des Lebens, die im Verborgenen bewegende Kraft, die geheimnißvolle Triebfeder sei, welche das Weltall im Gange erhalte, daß die Gegensätze auf verhängnißvolle Weise die Gegensätze erzeugen, daß alles in fortwährendem Fluß sich befinde, daß Gott selbst das ewige Werden sei und hatte die Evolution der Idee in der Natur, die mühsamen und unvermeidlichen Verwandlungen des menschlichen Bewußtseins in den Jahrhunderten erzählt. Als er jedoch älter wurde, neigte er sich dem Gedanken zu, das Schicksal habe sein letztes Wort gesprochen; daß, wie er selbst, die Menschheit ihre letzte Etappe erreicht habe, daß nichts weiter übrig blieb, als sich in der besten der Welten einzurichten und wohl darin zu befinden. Er, der ehemals von den Regierungen verlangt hatte, ihren Unterthanen viele Garantien und ihren Handlungen viel Oeffentlichkeit zu geben, fing an zu glauben, Schweigen sei Gold und die Freunde der Reformen seien schlecht geregelte Geister, Wirrköpfe. Er war mit der Welt zufrieden und wollte, daß jedermann es sei. Dieser große Ansammler von Wolken, der olympische Jupiter, hatte seine Donnerkeule niedergelegt und den schönen Stillstand decretirt. Als er in der Ferne das erste Grollen der Julirevolution vernahm, schrie er zornig: «Wer wagt es, da unten zu donnern?» Die größten Geister haben ihre Schranken, auch er hatte die seinigen gefunden, und als er am 14. November 1831 an der Cholera starb, hatte er seine Aufgabe vollendet und sein Genie erschöpft. Nachdem Deutschland ihm Altäre errichtet hatte, verkannte es ihn jetzt. Die Orthodoxen haben seit lange entschieden, er habe den Teufelsfuß, die Freisinnigen tadeln seinen politischen Quietismus, die Chauvinisten seine universelle und heitere Unparteilichkeit; die Empiriker grollen ihm, weil er der Welt ein System mehr geschenkt, die Positivisten werfen ihm vor, zu oft gesagt zu haben: «Dies ist, weil es sein muß.» Mancher seiner Verkleinerer aber verfährt im stillen nach der Methode, die er erfunden hat, und diejenigen, welche vorgeben, ihn zu verachten, verbergen sorgfältig, was sie ihm entlehnen. Man wird in diesem nach Berlin verpflanzten Schwaben stets einen Geist von seltener Gewalt, wunderbarer Weite und, ohne Zweifel, den größten Ausstreuer von Ideen bewundern, welchen dieses Jahrhundert gekannt hat."

Bibliographie.

Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts. Straßburg, Trübner. Gr. 4. 6 M.

Ebenhoch, A., Sieben Vorträge über die „sociale Frage". Linz, Ebenhöch. 8. 1 M. 60 Pf.

Friedberg, E., Otto Stobbe. Rede. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Girndt, O., Ein Morgentraum. Oldenburg, Schulze. 8. 1 M. 20 Pf.

Herzl, T., Neues von der Venus. Plaudereien und Geschichten. Leipzig, F. Freund. 8. 2 M.

Klencke, H., Am Webstuhl der Zeit. Beiträge zu einer gesunden, vernünftigen und freudigen Lebensauffassung. 1ster Thl. Dresden, Verlag des „Universum". Gr. 8. 4 M.

Lantzius-Beninga, Helene, Junker Occo Ten Brook und seine Schwestern. Eine Dichtung aus der friesischen Geschichte. Oldenburg, Schulze. 8. 1 M. 20 Pf.

Macherl, P., Gentianen aus Steiermark. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 1 M.

Plaeschke, M., Gedichte. M. Gladbach, Schellmann. Gr. 16. 1 M.

Rebeg, S., Der Nilbräutigam. Roman. Leipzig, Werther. 8. 1 M.

Steinebach, F., Unschuldig verurtheilt! Wiener Kriminal-Roman. Leipzig, Unflad. 8. 4 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Die Töchter der Spione. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Die Wehrkraft der Schweiz und ihre Bedeutung für einen europäischen Krieg. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Zapp, A., Vom Babel an der Spree. Sittenbilder aus dem neuen Berlin. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 1. September 1887.

Inhalt: Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Zur Reiseliteratur. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Romane und Novellen. Von Ernst Wechsler. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Stahl und Stein. Volksstück mit Gesang in drei Acten von Ludwig Anzengruber. Dresden, Pierson. 1887. 8. 2 M.

In Ludwig Anzengruber besitzt Oesterreich einen deutschen Volksschriftsteller von hervorragender Bedeutung, wie das jede neue Arbeit, die von ihm erscheint, namentlich auf dem dramatischen Gebiete, unwiderlegbar beweist. Auch dieses sein jüngst herausgekommenes Volksstück ist ein Stück von derbem und gesundem Lebensathem ohne großen Aufwand von Erfindung und Phantasie, aber markig und gedrungen in der Handlung, volksthümlich im Geiste wie in der Redeweise und dabei am rechten Platze voll ergreifender Poesie.

Der Stoff und seine dramatische Ausgestaltung sind ungemein schlicht und einfach.

Eisner, ein wohlhabender Bauer, ist in einem Dorf in den österreichischen Alpen zum Bürgermeister gewählt worden. In seiner Jugend ein etwas lockerer Patron, hat er eine arme Dirne verführt und anfangs dieselbe und ihren unehelichen Knaben in einer nahen Stadt, in die sie gezogen, um sich und ihre Schande zu verbergen, mit Geld unterstützt, bis er endlich, der Sache müde geworden, sich weiter nicht mehr um sie gekümmert hat. Hatte er inzwischen doch eine reiche Bauerntochter geheirathet, Haus und Hof geerbt und war Vater von drei ehelichen Söhnen geworden. Aber so angesehen und wohlhabend er auch immer geworden: der Segen Gottes ist ihm nicht zutheil geworden. Mit seiner Frau lebte er unglücklich bis zu ihrem Tode und seine drei Söhne verlor er einen nach dem andern auf mehr oder weniger schreckliche Weise. Jetzt alt und vereinsamt in seinem Hause, das er mit einer Nichte Pauli theilt, die den griesgrämigen Mann wenig liebt, ist ihm die lang erstrebte Genugthuung geworden, daß man ihn zum Bürgermeister des Dorfes gemacht hat. Seit Jahren in seinem Gemüth umgewandelt, ist er sittenstreng und fromm geworden. Sein Erstes in seiner neuen Stellung ist daher, auf Hebung der Gottesfurcht und auf guten und rechtschaffenen Lebenswandel in seiner Gemeinde hinzuwirken. Ein besonderer Dorn im Auge sind ihm die Leute, welche die Kirche meiden und eine ungesetzliche, sogenannte wilde Ehe führen. Ein wenig verdienender Flickschneider Tomerl, der obendrein noch militärdienstpflichtig ist, befindet sich mit Cenzi, einem frischen und wackern Frauenzimmer, in dem letztern Verhältniß. Sie wirthschaften und haben Kinder, ohne getraut zu sein. Oberhalb des Dorfes auf einer Felsplatte im Gebirge aber haust in einer Höhle ein fremder, hergelaufener Mensch, der Einsame genannt, der gelegentlich im Tagelohn arbeitet, um sein täglich Brot zu verdienen, sonst aber mit niemand Umgang pflegt und noch nie im Gotteshause erschienen ist. Es geht das Gerücht, daß er im jähzornigen Streit einen Menschen erschlagen und lange Jahre deswegen im Zuchthause gesessen habe.

Diese beiden Leute hat der neue Bürgermeister sich auserſehen, um an ihnen die Strenge seines Regiments zu beweisen. Ehe er indeß dazu schreitet, ist er mit sich selbst ins Gericht gegangen. Er bereut seine Jugendsünden und läßt emsig Nachforschungen nach seiner verlassenen Geliebten und deren Kinde halten. Er will gut machen, was er verschuldet, damit er ohne Vorwürfe des eigenen Gewissens gegen die Schuldigen in seiner Gemeinde vorgehen kann. Tomerl soll heirathen oder von seiner Cenzi lassen; der Einsame, weil er der Behörde nicht Rede und Antwort geben will, durch Gensdarmen ausgetrieben werden.

Ehe es dazu kommt, erhält Eisner Nachricht, daß seine ehemalige Geliebte gestorben, sein Sohn aber, nachdem er wegen Todtschlags im Gefängniß gesessen, verschollen ist.

Seine ganze Umgebung wittert etwas von einem Zusammenhange zwischen ihm und dem Einsamen und räth ihm ab, gegen diesen einzuschreiten. Er jedoch, in seinem Amtseifer blind und taub, befiehlt dessen gewaltsame Austreibung. Seine Nichte, Pauli und Tomerl, die aus begreiflichen Ursachen für den Einsamen Partei ergreifen und zu ihm hinaufsteigen, um ihn zu warnen, vernehmen von ihm seine Geschichte. Er hat seine Mutter als eine Heilige verehrt. Bei einem Tanz im Wirthshause, wobei er in Hader mit einem Großknecht wegen einer hübschen Dirne geräth, muß er erfahren, daß man seine Mutter ein liederliches Weibsbild und ihn selbst einen Bankert schilt. In der Wuth schlägt er den Beschimpfer todt. Jetzt nach abgebüßter Strafe will er von Menschen nichts wissen, aber sich aus seiner Einöde auch keineswegs vertreiben lassen. Pauli und Tomerl, die ihn seines Schicksals wegen bedauern, rathen zur Flucht. Der Einsame aber ergreift seinen alten Karabiner und ruft: „Hitzt soll'n s' nur kämma!“

Und sie kommen auf des Bürgermeisters Geheiß in der That, die beiden Gensdarmen Seiffert und Hahn. Den Seiffert schießt der Einsame nieder und den Einsamen der Hahn. Pauli und Tomerl bemühen sich um den schwergetroffenen Einsamen, der natürlich denn Eisner's Sohn ist und sterbend auf einer Bahre vor dessen Haus gebracht wird.

Den Schlußauftritt, wie ihn Anzengruber ausführt, kann nur ein großer und wahrhafter Dichter ausführen: so kurz, knapp und dabei so tief erschütternd und rührend aus der Seele des Volks herausgeschöpft. Hier ist keine fade Sentimentalität und kein Wortprunk; hier ist alles voller, der Stimmung und den Umständen entsprechender Ausdruck der Bauernnatur, echte, wahre Dorftragik, die in ihrem urwüchsigen Wesen und ihrer nackten Schmucklosigkeit geradezu großartig und so erhaben wirkt wie Schiller'sches Pathos.

Nachdem Vater und Sohn sich erkannt, fleht Eisner auf den Knien den letztern an:

Geh' du nit von mir — du mein Letzter — ja wohl du mein Einsam — geh' du nit von mir ohne a Verzeihn!

Einsam.

Du hast mer's Leben geb'n, hast's halt wieder g'nommen — 's war eh' nit viel dran, gar nit viel. Wer woaß, wie ich mich d'rein g'schickt hätt', 'n reich' Bauerssohn z'spiel'n? (Blickt umher, bis er Pauli entdeckt, die sich scheu fern hält): Ach, Pauli, dir kimm' ich ja ganz, wie d' g'wunschen hast; brauchst nit auss'reißen wegen meiner.

Eisner.

Mit mir red', mit mir!

Einsam.

Willst mer noch a Lieb's erweisen, so thu' denen Zwoan durt Gut's. (Er weist nach Tomerl und Cenzi.) Der Tomerl war mir zum Letzten noch Freund.

Eisner.

Was d' willst! All's!

Tomerl (die Arme ausstreckend).

Einsam!

Cenzi (sich erschreckt an ihn schmiegend).

Tomerl, dich hab' ich nie woanen g'sehn!

(Tomerl, indem er ihr mit der Hand den Mund schließt, drückt er ihr Köpfchen an seine Brust.)

Einsam.

D' Hand d'rauf (reicht Eisner die Hand) und 's soll a gelten, für was d' halt sonst willst.

Eisner.

Vergelt's Gott!

Einsam (öffnet die Augen weit und starr).

Dös is sonderbar.

Eisner (erschauernd, leise).

Was?

Einsam.

Ich bin da — und fühl' mich z'gleich wie anderswo (er beugt sich vor und tastet mit den Armen in die Luft): Wo denn?

(Sinkt todt zurück.)

Dieses Sterben ist ein poetisches Meisterstück und in seiner dramatischen Ausgestaltung mehr werth als zehn pariser Sensationsstücke in Bausch und Bogen zusammengenommen. Es enthüllt eine Keuschheit der Empfindung und eine Plastik des Ausdrucks, die geradezu bewunderungswürdig ist.

Nicht weniger ist es der Zug, den das Schauspiel zeigt, wenn man Eisner fragt: wohin man den todten Einsam tragen soll, und derselbe sich aufrichtend ruft:

Weit auf 'es Thor! Ins Vaterhaus! (Mit brechender Stimme, die Hände gegen die Augen drückend): Ins Vaterhaus!

Hierin liegt eine epigrammatische Hoheit von mächtiger Structur. Ebenso vorzüglich und von reizender Schönheit ist das Liebespaar Tomerl und seine Cenzi. Ein paar Striche genügen, uns ein entzückendes Bild armer und doch höchst glücklicher Menschenkinder vor Augen zu stellen.

Wir bedauern jeden, der dafür nicht Sinn und Hingabe hat. Wir wollen keineswegs behaupten, daß „Stahl und Stein“ ohne Schwächen sei. So müssen wir nach unserm Dafürhalten z. B. das schrille Abbrechen oder richtiger gesagt: das schrille Unterbrechen der Handlung durch das Fallen des Zwischenvorhangs rügen, das den Gang des Stücks zuweilen in Momenten abschneidet, wo er erst recht in Fluß kommen sollte. Der Zwischenvorhang erscheint uns hier wie eine Art Rettungsmaschine, die in Anspruch genommen wird, wenn der Verfasser in Verlegenheit geräth und mit dem Auslauf einer Situation nicht recht ins Reine zu kommen vermag. Ein erfahrener und sozusagen gedienter Dramatiker wie Ludwig Anzengruber sollte überhaupt in dem Act selbst keine Schauplatzveränderung eintreten lassen und seinen Stoff in runden und geschlossenen fünf Aufzügen austragen. Der Scenenwechsel in der sich eben abspielenden Abtheilung ist immer störend, schon weil er von beinahe allen modernen Dramatikern vermieden wird und so gleichsam ungewohnt geworden ist. Im übrigen jedoch darf das Volksstück in jeder Hinsicht trefflich und in der Auslassung eines eigentlichen Liebesverhältnisses sogar originell genannt werden.

Wir wünschen der deutschen Volksbühne, die gerade jetzt überall bei uns in rüstigem Anstreben begriffen ist, Glück zu diesem Schauspiel, das beinahe alle Forderungen glänzend erfüllt, die man an ein Volksstück zu stellen berechtigt ist.

2. Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Acten von Oskar Blumenthal. Dresden, Pierson. 1887. 8. 2 M.

Dieser Schriftsteller, der sich neuerdings beinahe ausschließlich der Bühne zugewendet hat und wie Adolf L'Arronge in Berlin demnächst an der Spitze eines eigenen Theaters stehen wird, verdankt seine scenische Ausbildung hauptsächlich dem Studium der pariser Dramatiker. Er hat vortrefflich gelernt, ein Schauspiel anzulegen, durch Verwickelung und Zwischenspiele anziehend zu machen und endlich durch irgendeinen geschickten Handstreich zum wirksamen Austrag zu bringen. Hierbei unterstützen ihn wesentlich eine gewandte, lebhafte Schreibweise, witzige Einfälle und ein glückliches Aufgreifen zeitgemäßer Gesellschaftsstoffe. Oskar Blumenthal berührt in allen seinen Stücken immer einen Nerv der Zeit, nicht tief und erschöpfend, aber doch immer derart, daß unser deutsches Publikum davon betroffen und ergriffen wird. Schon seine Titel erwecken Antheil und Spannung. „Der Probepfeil", „Die große Glocke", „Der schwarze Schleier": darin liegt etwas, das reizt und lockt, denn es gibt zu denken und zu rathen.

Bleiben wir bei dem vorstehend angezeigten Stück. Der Trauer- oder Witwenschleier, wie es heißen könnte und vielleicht auch heißen sollte, würde gewöhnlich und alltäglich klingen; aber „Der schwarze Schleier"! Wie anders lautet das! Das erscheint räthselhaft und vieldeutig, läßt etwas Tragisches, ja Verhängnißvolles vermuthen und verpflichtet den Verfasser doch keineswegs, dergleichen zu bieten. Der Ernst genügt und selbst der Spaß und Witz darf darunter sein Spiel treiben, ohne dagegen zu verstoßen.

So ist es hier denn auch in der That. „Der schwarze Schleier" beginnt ziemlich pathetisch, mischt in der Entwickelung eine starke Dosis von Komik bei und endigt versöhnlich als Schauspiel. Das ist so ziemlich das pariser Dramenrecept, wie es die bessern Autoren Frankreichs in der Neuzeit aufgestellt haben, und Oskar Blumenthal befolgt es, wie eingeräumt werden muß, mit gutem Geschick.

Das Drama wird mit einer hochnothpeinlichen Verhandlung in den Schranken eines Gerichtssaales eröffnet. Gerhard von Brügge ist angeklagt, im Zweikampf seinen Gegner, Graf Wolfshagen, getödtet zu haben. Der Tod erfolgte nicht auf der Stelle, aber wie man annimmt, infolge der Verwundung, und da der Angeklagte die Gattin des Grafen vor ihrer Verheirathung gekannt und, wie man vermuthet, geliebt hat, so setzen Staatsanwalt und Richter voraus, daß er darauf ausgegangen ist, den glücklichen Nebenbuhler aus der Welt zu schaffen, um sich endlich doch noch der Geliebten zu versichern.

Ein Tagebuch, das Gerhard von Brügge geführt hat und welches Gedichte von ihm enthält, die in der Gerichtssitzung verlesen werden, dient als Hauptbelastungszeuge, denn es läßt in jenen Poesien unverhüllt eine unglückliche Liebe und zugleich den Wunsch nach dem Besitz der Angebeteten deutlich und klar erkennen. Trotz aller Versicherungen des Angeschuldigten, daß er nie dem Grafen nach dem Leben gestanden und denselben mit Absicht ganz ungefährlich verletzt hat, trotz aller Erklärungen seines Sekundanten, daß diese Versicherungen durchaus wahrheitsgemäß, würde es übel um unsern Helden stehen, wenn nicht Gräfin Ottilie von Wolfshagen selber erschiene, um zu betheuern, daß ihr Gatte, der eine heiße, ungebändigte und jähzornige Natur besaß, in wilder Erregtheit und blinder Eifersucht seinen Tod selbst verschuldete, indem er, von der Gattin sich verrathen wähnend, sich den Verband von der Wunde riß und sich dadurch die Pulsadern sprengte.

Diese Enthüllung entscheidet. Gerhard wird von dem Vorwurf absichtlicher Tödtung freigesprochen und nur wegen des Zweikampfes zu einer kurzen Festungshaft verurtheilt.

So verläuft der erste sensationelle Act, der damit endigt, daß Justizrath Rupertus, der Gerhard vertheidigt und wegen seines edlen Strebens und Wesens liebgewonnen hat, denselben auffordert, Länder und Meere zwischen sich und jene Frau zu legen, damit die Verleumdung nicht neu erwache und ihre verderblichen Schatten auf seine Laufbahn werfe. „Ach, Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen!", ruft Gerhard, fügt indeß hinzu: „Aber hier meine Hand! Ich will's versuchen!"

Der zweite Act spielt bei Justizrath Rupertus einige Zeit nach dem Proceß und der abgebüßten Festungshaft Gerhard's. Gerhard hat seine volkswirthschaftlichen Pläne von ehedem wieder aufgegriffen und geht mit der Errichtung von Arbeitercolonien um. Das Staatsministerium, durch seine hierauf bezüglichen Bestrebungen und Schriften aufmerksam auf ihn geworden, ist eben im Begriff, ihn in die Regierung zu berufen, als Ottilie, die sich zu ihrem kranken Schwiegervater auf dessen Landbesitzung begeben, aufs neue seine Wege kreuzt.

Rupertus hat nämlich eine Tochter, Clarissa, ein junges, keckes Ding, eine echte Berlinerin, die sich selbst „ein sehr politisches Mädchen" nennt und vorzüglich bei Wort ist. Sie neckt sich mit Heinz Hagedorn, dem bereits erwähnten Kartellträger des Herrn von Brügge, einem Studiengenosse desselben und einem sogenannten „kapitalen Hause". Beide warten, wie sie sich gegenseitig gestehen, auf die Liebe. Heinz, ein höchst drolliger Kauz und, wie anzunehmen ist, zugleich ein wohlhabender Mensch, fragt unter anderm: wie wol derjenige beschaffen sein müsse, den Clarisse zu lieben sich entschließen könne, und auf sich selbst anspielend, fährt er sodann fort: „Ich an Ihrer Stelle dächte mir einen nicht unvortheilhaft gewachsenen jungen Mann, der lustige Augen und ein fröhliches Herz hat! Einen Menschen, der durch keine Nebenbeschäftigung verhindert ist, von früh bis spät seine Frau glücklich zu machen. Und

wenn er vielleicht nebenbei ein paar Risse und Schmisse im Gesicht hätte, ich dächte, das schadete auch nichts. . . . Wie?"

Darauf antwortet Clarissa abkühlend: „Merkwürdig! Diese Vorstellung habe ich nun ganz und gar nicht." — „Schade!" ruft Heinz, und weil er neugierig ist, Clarissens Ideal kennen zu lernen, macht er mit ihr aus, daß sie: „Heinz, sie ist da!" zu ihm sage, wenn ihr Herz dermaleinst Liebe für einen Mann zu fühlen begonnen habe.

Inzwischen ist sie Feuer und Flamme für Gerhard, aber noch mehr für Gräfin Ottilie. Sie hat den Gerichtsverhandlungen beigewohnt und für das Verhältniß dieser beiden Menschen Interesse gewonnen. Es ist bei ihr Vorsatz geworden: aus beiden ein Paar zu machen, und infolge dessen weiß sie die Gräfin hinter ihres Vaters Rücken aus ihrer Einsamkeit heraus in die Hauptstadt zu locken, wo Gerhard eben seine Berufung in ein Staatsamt erwartet. Der Abgeordnete Dr. Menck sucht dieselbe, gestützt auf Gerhard's Vergangenheit, zu hintertreiben, indem er sich anschickt, im Landtage dessen ganze Duellgeschichte aufzuwärmen. Eine Begegnung Gerhard's mit der geliebten Frau müßte Menck's Verdächtigungen recht geben; deswegen beschwört Rupertus seinen Schützling, eine solche zu meiden. Gerhard gehorcht mit übermenschlicher Anstrengung denn auch in der That, aber nur in diesem zweiten Act. Im dritten Act spricht er die Gräfin dennoch und erfährt, daß sie ihm innig zugethan ist, doch zugleich, was sie ewig trennen muß. „Zwischen uns, Gerhard", sagt sie, „zwischen uns liegt ein einsamer Hügel, unter welchem ein wildes Herz seine Ruhe gefunden." Des sterbenden Gatten letzten Worte waren: „Mein Schatten, mein Schatten reißt euch ewig auseinander!"

Diese Mittheilung wirkt entscheidend. Gerhard verzichtet auf seine Liebe, seine Staatsstellung und sein Vaterland und folgt einer Einladung Lord Ettonville's, auf dessen großen Besitzungen in Schottland seine socialen Arbeiterprobleme ins Leben zu rufen.

Während so zwei Herzen scheiden, einigen sich zwei andere. Heinz und Clarissa verloben sich. Ersterer ist, wie natürlich zu erwarten stand, nach und nach der letztern Ideal geworden, namentlich durch seine Freundschaft zu Gerhard. Als er wieder einmal forscht, ob sie ihm denn gar nicht ein bischen gut sein könne, meint sie: vielleicht, wenn er seine Freundschaft zu Gerhard fahren lasse. „Glauben Sie", theilt sie ihm vertraulich mit, „daß ich mich mit dem zweiten Platz in Ihrem Herzen begnügen will? Den ersten will ich haben und Ihr ganzes Herz! Für mich allein! ... Ohne Stubennachbar!" Und als Heinz darauf mit schwerem Leid, aber fest versichert, daß ihm das unmöglich sei und er von Gerhard auch um der Liebe willen nicht lassen könne, da jubelt sie zu seiner Ueberraschung entzückt: „Heinz, sie ist da!", nämlich die Neigung zu ihm. Sie hat sich überzeugt, daß er treu sein kann, und das hat entschieden.

Der vierte Act ist kurz und bringt die Lösung. Er spielt in Schottland auf den Besitzungen Lord Ettonville's. Gerhard hat bereits segensreich gewirthschaftet und bedeutende Erfolge erzielt. Nachdem der Eigenthümer, von weiten Reisen heimgekehrt, seine besondere Genugthuung darüber geäußert, erscheinen Heinz und Clarissa auf ihrer Hochzeitsreise bei Gerhard und bringen zu dessen Freude auch Vater Rupertus mit; zuletzt, um sein Wirken zu lohnen, erscheint Gräfin Ottilie mit einem Brief ihres jüngst verstorbenen Schwiegervaters, in welchem dieser die Leidenschaft und den Jähzorn seines Sohnes als von ihm ererbt, als eigene Schuld auf seine Seele nimmt, und den er mit den Zeilen schließt: „Der Zorn des Sohnes hat das Herz seiner Witwe in Fesseln geschlagen. Aber die Liebe des Vaters kann sie wieder lösen! Die Ketten springen! . . . Das Herz ist frei! Und mit meiner letzten aufzuckenden Kraft leg' ich es, Gerhard, in Ihre Hände!"

Der Bund Gerhard's und Ottiliens krönt das Stück.

Es wird leicht durch unsere Darstellung zu gewahren sein, daß sein Inhalt nicht gerade groß und bedeutend und für die Umständlichkeit und den mächtigen Apparat der Anlage in seiner Aufrollung und Ausgestaltung nicht eben überraschend oder besonders erfinderisch genannt werden kann. Es fehlen Steigerung der Handlung und ein wirklich drastischer Conflict. Die Sache verläuft mehr novellistisch als voll dramatisch. Der Tod des jungen Grafen Wolfshagen erhebt sich zu keiner eigentlich verhängnißvollen Bedeutung; er schiebt keine wahrhaft tragische Schranke zwischen die Herzen der Liebenden, und daß ein paar Zeilen des sterbenden Vaters sie niederreißen können, diese Thatsache allein genügt, ihre ganze Schwäche und Hinfälligkeit an den Tag zu legen.

In dem eigentlichen dramatischen Auf- und Ausbau des Stoffs also ist das Stück ziemlich dürftig und von nur geringem Werth. Hier mangelt entschieden das, was Laube in der Zunftsprache das theatralische Rückgrat zu nennen pflegte. Das Schauspiel entbehrt des innern Halts und einer wahrhaft spannenden Verwickelung. Leugnen läßt sich dagegen nicht, daß es anziehend und fesselnd geschrieben ist und durch muntere Laune und artige Einfälle über seine Fehler glücklich hinweg gaukelt. Clarissa und Heinz sind Figuren, die auch die schlechteste Darstellung nicht ganz unwirksam machen wird, und selbst Lord Ettonville, obschon er mehr berliner Lebemann als englischer Tourist ist, dürfte immerhin einen gewissen Erfolg erzielen. Ottilie von Wolfshagen und Gerhard von Brügge, die allerdings in der Gerichtsverhandlung mehr versprechen, als sie im weitern Verlauf zu halten im Stande sind, erregen zum mindestens durch ihre Gespräche die Sympathie der Leser wie der Hörer, weil sie nicht ohne Geist und Feinheit sind.

Alles in allem genommen, läßt sich also wol behaupten, daß „Der schwarze Schleier" die deutsche Bühne zwar in keiner Weise zu heben vermögend ist, aber sie auch durchaus nicht erniedrigt. Es sind immer unsere Zeit und ihre

Bildung, die daraus reden und die man unter allen Umständen sich wird gefallen lassen können.

3. Der Kampf ums Recht. Drama in vier Acten von Heinrich d'Altona. Annaberg, Rudolf u. Diederici. 1887.

Das Schauspiel ist ein ausgesprochenes Tendenzstück, welches für die Entschädigung der vom Gericht unschuldig Verurtheilten in die Schranken tritt, indem es in einem besondern Falle die traurigen Folgen drastisch darstellt, die sich ergeben, wenn es nicht geschieht.

Jens Kundsen, der Steinhofbauer, ein wohlhabender, streng rechtlicher und auf guten Leumund haltender Mann, jagt seine eigene Tochter Flora aus dem väterlichen Hause, weil sie aus dem Mädchenpensionat der nächsten Stadt wegen eines öffentlichen Skandals, zu dem sie den Anlaß gegeben, heimgeschickt worden ist. Schön und etwas leichtsinnig, wie sie ist, hat sie die Huldigungen zweier junger Leute entgegengenommen, die, dadurch eifersüchtig auseinander gemacht, auf dem Casino in Zank geriethen, der schließlich mit einer schallenden Ohrfeige endigte, die der Referendar Tüßler seinem Nebenbuhler verabreichte.

Die Zeitung des Orts hat von diesem Vorgange eine eingehende und lebhafte Schilderung gegeben und Jens Kundsen, der den guten Ruf seines Namens dadurch beschimpft erachtet, im Beisein seiner Familie und seines Hausgesindes eben den Strafact gegen sein eigenes Kind vollzogen, als Referendar Tüßler erscheint, um Flora um Verzeihung zu bitten und von ihr Abschied zu nehmen. Er liebt nämlich Flora aufrichtig und würde offen um sie werben, wenn seine brutale Handlung nicht zu einer Ausforderung auf ein sogenanntes amerikanisches Duell geführt und er dabei das Todeslos gezogen hätte. Leichtsinnig und lebenslustig, wie er ist, denkt er jedoch durchaus nicht daran, sich mit eigener Hand den Tod zu geben, sondern zieht es vor, still zu verschwinden und ins Ausland zu flüchten. Bevor das aber geschieht, will er Flora seiner Zuneigung und Treue versichern und sie auf eine bessere Zukunft vertrösten. Flora, eben im Auszug aus dem väterlichen Hause begriffen, fertigt ihn kurz und ziemlich schnöde ab und überläßt ihn, rasch davon eilend, dem erzürnten Vater, der, kaum vernommen, wen er vor sich hat, in Wuth versetzt und alle Rücksicht vergessend, auf Tüßler zustürzt, ihn packt und an der Kehle würgt.

Darüber fällt zum ersten mal der Vorhang.

Im zweiten Act ist Tüßler spurlos verschwunden, aber in einem Teiche, nahe bei Kundsen's Hof, eine bereits in Verwesung übergegangene Leiche gefunden worden, die Tüßler's Brieftasche und Papiere bei sich hat. Da nun Martens, ein Knecht auf dem Steinhofe, der die ältere Tochter Kundsen's, Magda, zur Frau begehrt, aber eine verächtliche Abweisung erfuhr, aus Rache dafür nun vor Gericht bezeugt, daß er seinen Herrn den Tüßler habe würgen sehen, so wird Kundsen, des Mordes angeklagt, zum Tode verurtheilt und nur durch die Gnade des Königs zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verdammt.

Im dritten Aufzuge, der einige Jahre später spielt, zeigt sich, daß Tüßler gar nicht todt ist, sondern in Wien sein Glück gemacht und Director einer Bank geworden ist. Er kommt, um Flora heimzuholen, und jetzt erst erfahrend, wessen man in seiner Abwesenheit Kundsen beschuldigt, stellt er sich dem Gericht und erzählt, daß ein Strolch ihn ehedem seiner Brieftasche beraubt und dieser wol die im Ortsteiche gefundene Leiche gewesen sein müsse.

Natürlich kommt nun Kundsen frei; aber inzwischen ist seine Frau aus Gram gestorben, sein Steinhof veräußert, seine Familie verarmt. Er verlangt Schadenersatz und beleidigt, als ihm dieser versagt werden muß, den Gerichtshof sammt dem Justizminister des Landes durch ehrenrührige Briefe, die er an beide versendet. Aufs neue angeklagt und verurtheilt, soll er abermals ins Gefängniß. Eben als der Büttel ihn packen will, zieht er indeß einen Revolver hervor und schießt auf diesen, fehlt ihn jedoch und trifft Tüßler, welcher in demselben Augenblick auftritt, um zu seinem Gunsten zu sprechen.

Der Schreck über diesen unbeabsichtigten, aber nun wirklich vollführten Mord entsetzt ihn derart, daß ihn der Schlag rührt und er todt zusammenbricht.

Das ist das Stück: „Der Kampf ums Recht“. Dasselbe erscheint knapp und kurz gefaßt, gerade auf sein Ziel losgehend, ohne unnöthiges Beiwerk, ein wenig nach dem Stil und der Weise, welche nordische Dichter wie Björnson und Ibsen in ihren Dramen inne zu halten pflegen. Diese Weise und dieser Stil haben etwas Kaltes und Scharfes, aber sie sind darum nicht unwirksam. Man wird dieses Drama kaum lesen oder sehen können, ohne sich davon ergriffen zu fühlen. Seine dramatische Ausgestaltung ist allerdings weder in Bezug auf Charakteristik noch auf poetischen Gehalt eine wahrhaft vertiefte zu nennen; auch sind gerade einige wichtige Punkte wie die Auffindung der Leiche, und daß man dieselbe für die des Tüßler hält, sowie Tüßler's Entweichung und sein Verhältniß zu Flora nur höchst äußerlich und oberflächlich behandelt; allein trotz aller dieser Schwächen liegt in dem Ganzen immerhin ein gesunder Zug, und wenn dieser Zug auch nur sehr naturalistisch zum Ausdruck kommt, so ist er doch entschieden wegen der Idee, der er dient, als einigermaßen bedeutsam anzuerkennen.

„Der Kampf ums Recht“ ist jedenfalls kein müßiges Unterhaltungsspiel, sondern ein Werk, das ernst und nachdrücklich auf Klärung einer überaus tief in das Leben der menschlichen Gesellschaft einschneidenden Frage abzielt. Diese Abzielung zeichnet die Arbeit vor vielen andern aus.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Reiseliteratur.

1. Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate in den Jahren 1884 und 1885 von Joseph Chavanne. Mit zahlreichen Originalholzschnitten nach Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten. Jena, Costenoble. 1887. Lex.-8. 24 M.

Weiteste Kreise auch unserer Nation haben berechtigter Weise Antheil genommen an dem Streit um die wirthschaftliche Bedeutung der Erschließung des Kongobeckens für europäische Cultur. Nachdem die leidenschaftlich erregte Fehde um diese Frage, welche ja zugleich diejenige über den praktischen Werth der Gründung des neuen Kongostaats in sich schließt, ihren stürmischen Wogengang gesänftigt hat, erfreut es um so mehr, in ruhiger Sachlichkeit und in aller nur wünschenswerthen Ausführlichkeit einen Fachmann wie den österreichischen Geographen Joseph Chavanne auf Grund seiner eigenen Studien und Aufnahmen „in der weiten Thorhalle des ausgedehnten Zukunftstaats" während der Jahre 1884 und 1885 die geographische Mitgift des Kongolandes sowie die Natur seiner Bewohner, mithin die gesammte Doppelgrundlage des auf der berliner Afrika-Conferenz geborenen Kongostaats erörtern zu hören. Interessante Rückblicke, welche der Verfasser gelegentlich auf die Geschichte jenes ältern Kongostaats wirft, der im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der Portugiesen an der Westseite von Südafrika gegründet wurde, aber nur wie ein Meteor aufleuchtete, um sein Gebiet alsbald wieder jahrhundertelanger Barbarei anheim zu geben, begründen die Bezeichnung des Titels vom „alten und neuen Kongostaat".

Von Wien reiste der Verfasser, ohne größern Aufenthalt unterwegs zu nehmen, an den Kongo. Die Mündungsgegend des Kongo ist ein ziemlich reizloses Litoral. Noch ehe man seiner ansichtig wird, gewahrt man aber bereits auf hoher See die Wirkungen des Riesenstroms:

> Am Morgen des letzten Tags unserer langen Seefahrt, circa 120 Seemeilen vom Ziel entfernt, bemerken wir die auffallende Verfärbung des Meerwassers, dessen Farbe immer schmuziger braunschillernd wird; am Horizont vor uns tauchen dunkle Punkte auf, die man füglich für kleinere mit Masten versehene Fahrzeuge halten könnte, die sich aber bei näherm Einblick als schwimmende Grasinseln entpuppen, welche eine starke Strömung an uns vorüber nach Nordwesten treibt. Einzelne dieser Grasinseln haben 3—400 Meter Umfang und aus dem dichten Gewirr von innig verwachsenen Schilfen, Gräsern und rankenden Gewächsen ragt ein über mannshoher Busch hervor. Das sind die Vorboten des Königs der afrikanischen Ströme, die von ihm ausgespieen ihre Seereise bis über die Guineainseln hinaus ausdehnen und eine vage Vorstellung seiner kolossalen Wassermasse geben, die er in mächtiger Strömung ins Weltmeer sendet.

Gemächlich verweilt nun die Schilderung nach geschehener Einfahrt in dies bräunliche flutende Süßwassermeer des Kongoschlauchs bald bei anschaulichen, niemals exaltirten Skizzen der Landschaft, bald bei Berichten über den derzeitigen Stand des Kongo-Unternehmens (soeben hatte der Colonel de Winton des nach Europa zurückkehrenden Stanley's Stelle in der Oberleitung übernommen) und beim Leben in den frisch gegründeten Stationen am Kongo. Stanley wird dabei nicht geschont; so sehr Chavanne die Größe des energievollen Bahnbrechers der Erschließung des südafrikanischen Innern anerkennt, so offen enthüllt er uns dessen rücksichtslosen Egoismus sammt der herzlich schlechten Ordnung in seiner Verwaltung, auf die er doch solche Unsummen Geldes und eine ansehnliche Fülle bedingungslos ihm untergebener Kräfte verwenden durfte. Dergleichen ahnt man freilich nicht, wenn man Stanley's Schönfärberei und Selbstberühmung in seinem Kongowerke liest:

> Obwol sich die Verhältnisse und Zustände in der Expedition seit dem Amtsantritt des Colonel de Winton nach einigen Richtungen etwas gebessert hatten, brachte es der noch immer nicht überwundene Mangel an Ordnung mit sich, daß selbst in M'Boma und Vivi, den der Küste nächsten Stationen, die Magazine zeitweilig leer standen oder höchstens mit verdorbenen, ungenießbaren Conserven, verschimmeltem Mehl angefüllt waren und Schmalhans Küchenmeister war, da die Hülfsquellen des Landes auch nicht ausreichten, den Hunger zu stillen. Unter Stanley herrschte hinsichtlich der Verpflegung die denkbar größte Unordnung; es kam vor, daß man Hunderte von Reis- und Mehlsäcken während der Regenzeit im Freien auf der Beach ließ und sie schließlich in den Kongo werfen mußte, in Stationen wie Issanghila, Manyanga und N'gombi, von jenen oberhalb Leopoldville ganz zu schweigen, die Beamten der Expedition vier Monate lang ohne jegliches europäisches Genußmittel, d. h. ohne Thee, Zucker, Wein, Conserven, ja ohne Salz, sich mit Maniokteig und Bananen als einziger Nahrung begnügen und vor dem Verhungern schützen mußten.

Der Verfasser unternahm nun mit der unentbehrlichen schwarzen Trägerschar einen Zug nach der alten Kapitale des herabgekommenen alten Kongostaats (d. h. des südwestlichsten Theils des so viel größern gegenwärtigen), nach San-Salvador. Bei Nokki unterhalb Vivi verließ er den Kongostrom. Ueber eine steile Felswand, die hier fast mauergleich das linke Stromufer überragt, ging es gen Südost durch eine sehr verschiedenartige Landschaft, in der es nicht an echten tropischen Urwalddickichten voll Elefanten, Büffeln, Affen und Papageien fehlte, wo aber doch ganz überwiegend eintönig trostlose Fluren trockenen Grases den in der Trockenzeit die letzten Reste von Feuchtigkeit an die dürre Luft abgebenden rothen Lateritboden überziehen.

Endlich ist San-Salvador erreicht, ein Oertchen von 212 Hütten auf einer isolirten Hochfläche von ungefähr münchener Seehöhe. In einer fensterlosen Palasthütte findet die feierliche Vorstellung vor Dom Pedro V. statt:

> Wenn Körperfülle ein Anrecht auf den Thron geben könnte, so ist Dom Pedro V. der legitimste Herrscher der Gegenwart; in jedem Korpulenzwettstreit würde ihm gewiß die Siegespalme zuerkannt werden müssen, denn sein Eigengewicht dürfte jedenfalls 200 Kilogramm betragen. Im vollen Bewußtsein der

Weihe des Moments bemühte sich der König auch, in seiner Haltung die Herrscherwürde zu zeigen; leider ging dies auf die Dauer nicht an; das Gesetz der Schwere erwies sich mächtiger als sein Wille, und die enorme Masse bedurfte der Stütze der Rückenlehne des Thrones. Eine gewisse Intelligenz war dem breiten, fettgepolsterten Gesicht nicht abzusprechen, und daß sein Gehirn unermüdlich arbeitete, bewies der prüfende und nachdenkliche Blick, den er verstohlen über uns schweifen ließ, während sich in seinen massigen Gesichtszügen Gutmüthigkeit aussprach.

Schon in seiner Kleidung bezeugte diese schwarze Majestät die nur ganz oberflächliche Bewahrung der einst von Portugal dorthin gebrachten Culturelemente; er trug einen bordeauxrothen Sammtunterrock und einen grauen, silberdurchwirkten Damenpaletot. So ist auch sein Christenthum rein äußerlich, sein Harem reich ausgestattet, abgesehen davon, daß jegliche Maid von angenehmen Formen, welche im stark fluktuirenden Verkehr dieses Knotenpunktes westafrikanischer Handelsstraßen San-Salvador berührt, alsbald eine intime Einladung zu Hofe erhält. Indessen hat Dom Pedro V. doch auch Regentenverdienste: er hat das Enthaupten und Pfählen nach den wüsten althergebrachten Gottesgerichten abgeschafft, desgleichen das Lebendbegraben als Strafe für Ehebruch. Freilich ist das alte Königthum des Kongostaats, das staatsrechtlich immer noch im Vasallenverhältniß zur portugiesischen Krone steht, außerhalb der Gemarkung der Hauptstadt und der tributären Landschaft Marimba, über welche ein Sohn des Königs als Statthalter gesetzt ist, bloßer Schein. Und was war dies Königreich Kongo im 16. Jahrhundert für eine Macht! In seiner Glanzperiode dehnte sich dasselbe aus vom Atlantischen Ocean bis über die Zambo-Hochfläche, vom Kongo bis zum Dande. Danach Streit der katholischen Orden um die geistliche und mittelbar auch um die weltliche Macht im Reiche Kongo, Obsiegen der Jesuiten, Schwächung der Beeinflussung von seiten Portugals, Palastintriguen, innere Fehden, äußere Angriffe wilder Völkerschaften.

Wie ganz anders stellt sich uns der neue Kongostaat dar, so gewiß er vorläufig wesentlich nur auf den Landkarten die staatliche Vereinigung des Kongogebiets bedeutet! Ein ungeheuerer Raum ist hier der Thatkraft und dem Geschick unserer Rasse eröffnet; mit Hülfe der durchaus erziehungsfähigen Eingeborenen gilt es nun, jenes bisher der Menschheit gar nichts nützende Stück unsers Planeten der Gesammtheit nutzbar zu machen, Plantagen solcher tropischen Gewächse dort anzulegen, ohne deren Erträgnisse uns das Leben kaum noch lebenswerth erscheinen würde, und vermittels des Wegebaues, vor allem des Eisenbahnbaues, zur Umgehung der Stromschnellen des untern Kongos die größte Stromader Afrikas in den Dienst des Welthandels zu stellen, sie seewärts zu öffnen:

Wenn auch das Märchen von unermeßlichen Schätzen der Kritik und Prüfung nicht standzuhalten vermag, so zeigen doch die Geschichtsblätter der (erst nach wenigen Jahren zählenden) Colonisirungsgeschichte des Kongolandes, was menschliche Thatkraft und die richtige Erkenntniß der Entwickelungsbedingungen eines Landes zu leisten vermögen. Zur Stunde, wo niemand dem Kongogebiete die Untauglichkeit zu intensiver Bodencultur nachweisen kann, da dasselbe kaum in den dürftigsten Linien erforscht und auch nirgends noch der Versuch des Anbaues tropischer Nährstoffe und Genußmittel gemacht wurde, müßte jedes anticipirte Urtheil ein irriges sein; sicher läßt sich nur der Satz aufstellen, daß Bodencultur die Basis jedes gedeihlichen Aufschwunges des Handels im Kongogebiete sei. Das beredteste Zeugniß hierfür gibt die dem Freihandelsgebiete benachbarte portugiesische Colonie Angola, deren Aufschwung auf das innigste mit dem Beginn der Kaffee-, Zuckerrohr-, Mais- und Reiscultur verknüpft ist. Aufgabe, und zwar die dringendste des neuen Staatswesens am Kongo ist es daher, die Erforschung des Landes in dieser Richtung hin zu fördern und jedes Unternehmen zu unterstützen, das auf Grundlage der Resultate der Forschung an die culturelle Eroberung des Landes geht.

2. Die deutschen Colonien in Westafrika von Ludwig Worthmann. Schweidnitz, Heege. 1887. 4. 1 M.

Dieses jüngste Osterprogramm des schweidnitzer Gymnasiums legt ein erfreuliches Zeugniß davon ab, daß endlich auch in den Kreisen unserer Gymnasiallehrer ernsthafte Studien über die Bedeutung und Eigenart unserer Reichscolonien platzgreifen. Nach den neuesten Quellen, die auch stets ordnungsmäßig citirt werden, gewährt uns der Verfasser einen historischen Ausblick in die Vorläuferära deutscher Colonisation an der Westküste Afrikas unter dem Großen Kurfürsten, sodann eine Darlegung der Erwerbungsweise und der rationellen Ziele wirthschaftlicher Verwerthung für unsere beiden großen Reichsschutzgebiete am Atlantischen Weltmeer: das deutsche Südwestafrika und Kamerun. Das Togoland bleibt unberücksichtigt.

3. Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigener Anschauung von R. von Erckert. Mit Textabbildungen und Lichtdrucken, kurzen tabellarischen Resultaten, linguistischen und anthropologischen Forschungen und einer ethnographischen Karte des Kaukasus. Leipzig, Frohberg, 1887. Gr. 8. 12 M.

Ein deutscher Militär, der als russischer General jahrelang das Kaukasusgebirge in dienstlicher Stellung ausführlicher kennen lernte, beschreibt uns hier die von ihm durchstreiften Gegenden des „Gebirges der tausend Gipfel", wie die Morgenländer bezeichnend den Kaukasus nennen, noch weit ausführlicher die so äußerst mannichfaltige Bevölkerung des Gebirges, welche er auch gelegentlich auf anthropologische Merkmale und auf ihre so seltsam kunterbunten, oft von Thal zu Thal verschiedenen und mit gar keinen der ganzen übrigen Welt verwandten Sprachen studirte.

Leider gehört das Buch zu jenen Reisewerken, deren Verfasser meinen, sicher fleißige Leser zu bekommen, wenn sie nur frisch von der Leber weg erzählen, was sie in fremden Landen erlebt oder gesehen. Das ist nun zwar hier entschieden mit löblicher Klarheit und Wahrhaftigkeit geschehen; jedoch so wenig nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet und mit so übersichtslosem Wechsel die breitesten Schildereien von Kleinigkeiten, etwa der immer sehr eingehend beschriebenen Tracht der Frauen, mit wichtigern Bemerkungen

viel geringern Raummaßes, daß nur ein ausführliches Sachregister hier einen Ariadnefaden gewähren könnte — die böse Ariadne bleibt aber wieder einmal aus, wie so oft, gerade wenn man sie recht nöthig braucht!

Sehr schöne Lichtdruckbilder von Völkertypen sowie von einigen höchst interessanten Ortschaftsanlagen (kühn in den Felsen hineingebaut, daß mitunter das platte Dach des einen Hauses die Terrasse vor der Thüre des nächst höhern bildet) entschädigen zwar hier und da den ermüdenden Leser, und ab und zu fesselt auch eine wohlgelungene Skizze des großartigen Eindrucks erhabener Gebirgslandschaft, des merkwürdigen Volkslebens oder eine hübsche Erinnerung an irgendeine Episode des langwierigsten Kriegs, der in unserm Jahrhundert gekämpft worden, des halbhundertjährigen Kampfes der Russen um den allein von ihnen bezwungenen Kaukasus.

4. Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884. Von A. W. Greely. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von R. Teutscher. Mit zahlreichen Illustrationen, nebst Karten und Plänen. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 12 M.

Eine schlichte, aber nur um so ergreifendere Berichterstattung über die heldenmüthige Polarexpedition der Nordamerikaner unter Lieutenant Greely's Führung liegt uns hier in musterhafter deutscher Bearbeitung vor, illustrirt gleich dem Original mit vorzüglichen Holzschnittbildern nach den vom Photographen der Expedition selbst unterwegs gemachten Aufnahmen.

Aufgabe der Greely-Ausfahrt nach der Lady Franklin-Bai an der Ostküste von Grinnell-Land (also westlich vom äußersten Norden Grönlands) war es, die eine der beiden Stationen für eine einjährige Beobachtungsfrist zu beziehen, welche die Vereinigten Staaten in jenem unvergeßlichen Jahre zu beschicken übernommen hatten, als alle großen Culturnationen sich ein erstes mal verbunden hatten, um die Erdnatur, wie sie sich um die beiden Erdpole darstellt, mit allen Hülfsmitteln der neuesten Vervollkommnung des Beobachtungsgeräths und der Beobachtungsmethoden streng gleichzeitig zu erforschen. Man schilt unsere Zeit so gern eine Aera der gemein materiellen Interessen, die den Idealen den Absagebrief geschrieben habe. Aber was hat denn die ganze bisherige Entwickelung der Menschheit dieser großartigen Forschungsarbeit doppelter Cirkumpolarbeobachtung an Größe idealen Strebens, an materieller und geistiger Opferfähigkeit, an Eintracht der Nationen, welche die wissenschaftliche Hegemonie ihrer Zeit in Händen haben, an die Seite zu setzen? Gewiß war es einzig und allein die Arbeit an rein wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Millionen in edler Nebenbuhlerschaft darbringen ließ, um aus den Häfen Nordamerikas, Englands, Frankreichs, Deutschlands, Dänemarks, Rußlands die Schiffe mit einem erlesenen Stab von Forschern ins Eis der Arktis und Antarktis zu entsenden. Ob und inwieweit jemals ein materieller Nutzen aus dieser gewaltigen Anstrengung erwachsen werde, wußte und weiß niemand. Nur der ideale Zug, unsere Kenntniß von der Erde jener Vervollständigung näher zu bringen, ohne welche es kein systematisches Wissen von der Erde gibt, war die Triebfeder für all diese heroischen Thaten.

Daß es den letztern auch nicht an der Tragik des Ringens mit des Schicksals dunkeln Mächten um das Leben fehlte, beweist eben das vorliegende Werk. Festgebannt ins nordische Eisland sehen wir eine über alles Lob erhabene Männerschar der freiwillig übernommenen Mission weit über den anfangs in Aussicht genommenen Zeitraum hinaus ihre fast versiegenden Kräfte weihen, getreu bis in den Tod, angesichts dessen sie noch rüstig wie am Anfang ihre Forschung und Aufzeichnung aufs pflichtgemäßeste fortsetzen. In der grausigen Form des Erfrierens, vielmehr noch des Verhungerns und des unheimlichen Skorbutgespenstes naht der Tod, nachdem die Nahrungs- und Heizvorräthe bis auf einen kärglichen Rest zusammengeschwunden. Ein todesbleicher Mann nach dem andern wird in flacher Grube unter dem natürlichen Leichentuch des Polarschnees gebettet; da plötzlich naht den letztüberlebenden Sieben in letzter Stunde die aus der Heimat gesendete Rettung!

Zum Glück war der wackere Führer unter den Erretteten. Dem Umstande danken wir es, daß wir die von der Fama inzwischen arg, ja verleumderisch entstellten Erlebnisse der ruhmwürdigen Nordfahrt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hier erzählt sehen.

Viel psychologisch Interessantes läuft da mitunter neben dem geographisch Werthvollen. In der schweren Zeit der letzten Monate vor der Auffindung durch die Rettungsexpedition, als den Kräftigsten die Kraft zu schwinden begann, um sich und den Kameraden durch das Jagdglück das Leben zu fristen, etwa durch Erlegen eines Seehundes oder vielleicht gar eines Eisbären — in dieser Zeit, wo Robbenfell, ja ölgetränktes Stiefelleder zu einem ersehnten Bissen wurde, verleitete der nagende Hunger zu Diebstahl an den Tag für Tag unzenweise vertheilten Nahrungsmitteln! Selbst den Arzt der Expedition, der sonst die Seinen so aufopfernd pflegte, ertappt man bei solcher Unthat, welche bei den obwaltenden Verhältnissen einem Attentat gegen das Leben der Genossen gleichkam; doch Greely notirt das nur in seinem Tagebuch; er zieht den Mann nicht zur Rechenschaft, weil an ihm das Dasein der Uebrigen hängt, und der barmherzige Tod erlöst den Armen auch bald von der spätern Verantwortung wegen des zur Ehrlosigkeit treibenden Strebens nach Selbsterhaltung. Einer der Matrosenmannschaft hingegen, der ärgere Einbrüche in die letzten Provisionskisten sich des öftern gestattete, wurde von Greely ohne sein Wissen kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt; man mußte ihn von zwei Seiten wie ein Wild beschleichen, um ihn niederzuschießen; denn er war kräftiger als die andern, theils von Natur, theils weil er ein wenig Speise mehr sich angeeignet hatte, als der streng erwogene Durchschnittssatz ausmachte.

Hören wir nur die Schlußsätze von Greely's Bericht in ihrer mannhaft lakonischen Prosa:

Der 21. Juni (1884) brach mit wüthendem Sturme an; und mit großer Mühe brachte Frederik ein elendes Essen von Flechten und gewärmtem Robbenfell zu Stande, dem Rest der schmuzigen, ölgetränkten Decke meines Schlafsacks. Unser Zelt senkte sich Zoll für Zoll vor dem Sturm und unsere schwachen Bemühungen konnten es nicht aufrecht halten. Gegen Abend lag der Vordertheil desselben am Boden und drückte Long, Brainard und mich in unsern Schlafsäcken nieder, sodaß wir uns kaum rühren konnten. Connell's Beine sind vom Knie abwärts gelähmt. Biederbick leidet schrecklich an Rheumatismus. Buchanan-Strait ist weithin der Küste entlang offen. Am Morgen des 22. Juni waren wir alle erschöpft, und nur durch die Aufopferung Frederik's oder Brainard's, ich weiß nicht, wer es war, erhielten wir um Mittag etwas Wasser. Dies nebst einigen Quadratzoll eingeweichter Robbenhaut war alles, was in 42 Stunden über unsere Lippen kam. Wir alle waren äußerst matt. Ich versuchte mit wenig Erfolg in meinem Gebetbuch oder sonst etwas zu lesen, aber der Wind war zu stark und die Erschöpfung zu groß. Gegen Mitternacht am 22. Juni hörte ich die Dampfpfeife der Thetis, durch welche Kapitän Schley seine Boote zurückrief. Meine Ohren konnten mich nicht täuschen, aber ich konnte kaum glauben, daß sich ein Schiff bei solchem Sturm an diese Küste wagen würde. Ich bat mit schwacher Stimme Brainard und Long, nachzusehen, wenn sie Kraft dazu hätten, und sie waren wie immer bereit, ihr Bestes zu thun. Brainard war 50 Schritte weit nach dem Hügel gegangen und brachte bald die entmuthigende Nachricht zurück, es sei nichts zu sehen; Long wollte die Nothflagge, welche der Sturm umgeweht hatte, wieder aufrichten. Es entspann sich nun eine Discussion über das Pfeifen; Biederbick meinte, das Schiff läge im Payer-Hafen, aber mir hatte es von der Küste her getönt. Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, als sich plötzlich seltsame Stimmen hören ließen, welche meinen Namen riefen, und in einem Rausch des Entzückens überzeugten wir uns, daß unser Vaterland uns nicht im Stiche gelassen hatte, daß der lange Todeskampf vorüber und der Rest der Lady Franklin-Expedition gerettet sei.

Alfred Kirchhoff.

Neue Romane und Novellen.

1. Sternbanner-Serie. Erster bis dritter Band. — Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares. Von F. R. Stockton. — Unterwegs und Daheim. Neue Sammlung humoristischer Skizzen von Mark Twain. — Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister des Short-Story: Aldrich, Bishop, Demming, Matthews, O'Brien, Stockton u. a. Uebersetzt von M. Jacobi, Udo Brachvogel, G. Kuhr u. a. Stuttgart, Lutz. 1886. 8. Jeder Band 2 M. 50 Pf.

Die Lektüre der drei Bände der „Sternbanner-Serie" (Nr. 1) hat mich mit einer gewissen Wehmuth erfüllt, nicht etwa wegen ihres literarischen Gehalts, der in Wahrheit ein vorzüglicher ist, sondern weil ich diese Bände unwillkürlich mit den übrigen Producten durchaus deutschen Ursprungs vergleichen mußte, welche weiterhin den Gegenstand meiner Kritik bilden werden. Wie frisch, wie unmittelbar aus dem Leben gegriffen, mit welcher Fülle echt realistisch-poetischer Details sind diese amerikanischen Humoresken, selbst dritten und vierten Ranges, ausgestattet, und wie ärmlich, wie phantastisch-phrasenhaft, wie erklügelt und ausgetüftelt nehmen sich dagegen die deutschen belletristischen Durchschnittsleistungen aus. Wieder mußte ich dieselbe Erfahrung machen, daß der deutsche Schriftsteller im Durchschnitt das Leben von seiner Studierstube aus betrachtet und schildert, daß er mit fanatischer Vorliebe jene Stoffe wählt, in denen er nicht zu Hause ist, jene gesellschaftlichen Kreise darstellt, die ihm verschlossen sind, daß nur er in allen seinen Personen spricht, daß die Gabe des Charakterisirens ihm entweder versagt ist oder daß er sie nur in schablonenhafter Weise ausübt, daß die Sprache seiner Charaktere durchweg eine und dieselbe ist — kurz, daß sehr viele der deutschen Romane und Novellen kein individuelles Gepräge tragen und galvanisirten Leichen gleichen. Was Wunder, wenn die gebildeten Leser mit Vorliebe von den ausländischen Autoren ihre literarischen Nahrungsmittel beziehen, wenn die Kritiker die Werke eines Zola, Ibsen, Dostojewski, Poe, Twain mit besonderer Achtung und Hingabe besprechen.

Ein deutscher Autor hätte über die Zumuthung, einen solchen Stoff zu behandeln, welcher der Erzählung „Ruderheim" von F. R. Stockton zu Grunde liegt, die Nase gerümpft; aber der Amerikaner hat aus ihm ein köstliches, in allen Farben seines Realismus funkelndes Genrebild geschaffen, das in seiner behaglichen Breite, seinem kräftigen, oft die Grenzen der derben Ironie streifenden Humor, seiner mosaikartigen Kleinmalerei einen auserlesenen literarischen Genuß gewährt. Allerdings wird dieses Buch nicht jedermann behagen; Leute, welche sensationelle Handlung, leidenschaftliche Herzenskämpfe, großen historischen oder modern-socialen Hintergrund beanspruchen, Leute, die keinen Nerv haben für die künstlerisch-liebevolle Behandlung des Alltagslebens — die sollen sich fern von „Ruderheim" halten. Auch gehört eine gewisse Geduld dazu, sich in die etwas fremdartige Scenerie, in die etwas ungewöhnlichen Verhältnisse zu versetzen. Es geht einem da wie bei den ellenlangen englischen Romanen, die man bis zum ersten Viertel ohne Interesse liest, beim zweiten und dritten mit wachsender Theilnahme verfolgt und zum Schluß der vierten nur widerwillig aus der Hand legt, denn so innig hat man sich mit den auftretenden Personen befreundet. „Ruderheim" hat einen geringen äußern Inhalt; es behandelt die Schicksale eines jungen Ehepaares, das von einer Wohnungsnoth in die andere geräth. Die beiden Leute besitzen am Anfange ihrer Ehe nicht das Geld, sich ein eigenes Haus zu bauen oder zu miethen; im Hotel zu wohnen, behagt ihnen auch nicht, und so kommen sie plötzlich auf die sonderbare und abenteuerliche Idee, ihre Heimstätte in einem alten, seeunfähigen Boote aufzu-

schlagen, das sie von nun an „Ruderheim“ nennen. Wie die Leutchen nach und nach diese ihre schwankende, primitive Häuslichkeit ausschmücken und bereichern, ist allerliebst dargestellt. Einem alten Junggesellen gefällt dieses Heim sehr und er wird von den Beiden als dritter im Bunde, als eine Art Kostgänger, aufgenommen; diesen gesellt sich ein engagirtes Dienstmädchen, Namens Pomona, eine originelle und sympathische Figur. Nicht lange aber erfreuen sich die vier ihres Aufenthalts; durch eine ungeschickte Verrichtung der Magd füllt sich das Boot mit Wasser und die Bewohner müssen schleunigst „das Feld räumen“. Der Kostgänger macht die Sache praktisch; er heirathet, aber gleich ins Große; denn am Tage seiner Hochzeit ist er bereits Großvater; wie jung demnach sein Bräutchen ist, kann man sich leicht vorstellen. Unserm jungen Ehepaar aber gelingt es, für billiges Geld ein Häuschen zu bekommen; nach einer Weile nehmen sie auch Pomona wieder auf; ihr Wohlstand hebt sich und nach einer großen Anzahl erlebten Leiden und Freuden, oft von grotesker Komik, nehmen wir von den Leuten herzlichen Abschied.

„Ruderheim“ ist eine Art wirthschaftliche Robinsade, ein Trostbüchlein für Eheleute, die mit wenig Geld, aber viel Liebe anfangen. Ueberreich ist diese Erzählung an gelungenen Scenen wie die „vom heruntergekommenen Makler und dem neuen Hunde“, vom Besuch des Kostgängers mit den ergötzlichen Verwickelungen; Glanzpunkte des Ganzen sind der „Roman Pomona's“, ferner die famose Hochzeitsreise Pomona's mit all ihren Abenteuern, dann die Suche nach David Dutton u. s. w. Ich für meinen Theil habe mich bei dem Buche außerordentlich amusirt; die oft derbrealistische Kleinmalerei des Alltagslebens muß jeder, dem nicht die moderne Blasirtheit jegliches naive Empfinden vollends geraubt hat, erquicken — aber freilich, wie es heute immer mehr und mehr Leute gibt, die den „Landprediger von Wakefield“ erschrecklich langweilig finden, so wird vielleicht auch „Ruderheim“ nicht in gebührender Weise gewürdigt werden.

Der zweite Band enthält eine Anzahl humoristischer Skizzen Mark Twain's, und zwar aus seinem neuesten Skizzenbuche „The stolen white elefant“ und aus seinen Wanderschilderungen „A tramp abroad“ und „Life on the Mississippi“. Mark Twain's kleine Geschichten sind vor allem vorzügliche Caricaturen, novellistische, feuilletonistische Touristen- und Genrebilder mit einem Stich ins Possenhafte; die Haarstriche seiner Schrift sind zu fein, die Schattenstriche zu dick, und doch ist diese Schrift eine charakteristische. In einer Zeitung veröffentlicht mußten diese Feuilletons allerdings durchschlagen, denn sie blenden durch treffliche, trockenwitzige Einfälle und reiche, mühelose Erfindungsgabe. Obwol jeder Caricaturist eigentlich ungerecht ist, erscheint Twain nach einer Hinsicht vollkommen unparteiisch, d. h. er trifft mit seinem Spott auch Landsleute, und verschließt sich nicht im geringsten gegen die Schwächen seines Vaterlandes, wie er auch unbarmherzig die übeln Zustände europäischer Staaten geiselt. Er macht in der „Rigibesteigung mit Hindernissen“ jene Touristen lächerlich, die für den Sonnenaufgang schwärmen, ihn aber regelmäßig verschlafen und einmal einen Sonnenuntergang irrthümlicherweise für einen Sonnenaufgang halten und ihn unter bodenloser Heiterkeit der herumstehenden Gesellschaft anjubeln. Die folgende Skizze „Ein Tischgespräch“ ist ein harmlos-toller Studentenstreich ohne besondern Werth. Im „Landsmann“ liefert Twain dafür ein famoses Charakterbild stumpfsinniger, zudringlicher Amerikaner, die auf der Reise eine Plage für jedermann sind. „Die Schrecken der deutschen Sprache“, „Recept für Schwarzwäldergeschichten“, „Eine Episode in Baden-Baden“, „Eine Beobachtung in Paris“ sind parodistisch angehauchte Studien, sogenannte Tintenspritzer, theilweise nicht übel. So bieten „Die Schrecken der deutschen Sprachen“ bei manchem Ungerechten und Einseitigen viel Wahres und zu Beherzigendes; auch „Eine Beobachtung in Paris“ wird Anklang finden. Voll feiner Stimmungsmalerei ist „Eine schlaflose Nacht“, die wol jeder nervöse Mensch mehrmals durchleiden mußte. „Adler's Geschichte“, ein ernstgehaltenes, in sensationellem Stil sich bewegendes Stück mit drastischem Ausgang, „Der Mann, der bei Gadsby's absteigt“ und die „Geschichte des Invaliden“ gehören zu den zweitbesten Piecen der Sammlung; die Invalidengeschichte ist allerdings nur dem derben amerikanischen Geschmack zugänglich; deutsche Leser dürften dieses eklige Misverständniß zu unverdaulich finden.

Nun kommen wir zu den Treffern der Sammlung, in denen die Eigenthümlichkeit und die Fähigkeiten des Autors am reinsten und stärksten zum Ausdruck gelangen. „Die Besteigung des Riffelberges“ ist eine meisterhafte touristische Münchhauseniade, eine bis aufs Blut gehende Züchtigung des Bergfexenthums, österreichisch gesprochen, d. h. der Unsitte, in der halsbrecherischen Besteigung hoher Berge einen besondern Ruhm zu sehen. Intime Seelenkenntniß verräth die Doppelskizze „Aus meiner Knabenzeit“. Hier wird das böse Gewissen eines Knaben in drastischer Weise illustrirt. Das Telephon wird als Novellenmotiv in der romantisch-modernen Geschichte „Die Liebe des jungen Alonzo Fitz Clarence und der schönen Rosanach Ethelten“ genügend ausgebeutet. Zwei junge Leute, durch große Entfernung voneinander geschieden, lernen sich per Telephon kennen; auf diesem selbst heute noch etwas ungewöhnlichen Wege müssen sie einen ganzen Knäuel von Intriguen und Unannehmlichkeiten auflösen und per Telephon heirathen sie sich nach glücklich überwundenen Schwierigkeiten, sie in Oregon, er in Neuyork. Die besten Skizzen nach meiner Meinung sind „Der gestohlene weiße Elefant“, „Ein Miniaturreich im Weltmeer“ und die „Geschichte des Hausierers“. Das erste in seiner specifisch amerikanischen Färbung ein glänzendes Cabinetsstück von Humor und Satire; nicht minder lustig, aber inhaltlich noch tiefgehender und bedeutender ist das zweite; die „Geschichte des Hausierers“ reiht sich, obwol es dem Raum nach das kürzeste ist, den beiden ersten ebenbürtig an. Alles in

allem sind die Skizzen Twain's eine überaus amusante und interessante Lektüre, die wir auf das wärmste empfehlen können.

Der dritte Band führt uns die Meister der Short-Story vor. Diese ist eine „Specialität der amerikanischen Erzählungsliteratur, eine kurze Geschichte, Novellette, die eine der beliebtesten Gaben der Monatsschriften geworden ist". Der vortreffliche Kenner der nordamerikanischen Novellistik Professor Dr. Anton Schönberg veröffentlichte in der „Deutschen Rundschau", Jahrgang 1886, eine längere Abhandlung über „Die amerikanische Romandichtung der Gegenwart", welcher wir folgende Sätze entnehmen: „Sie (diese Specialität) unterscheidet sich sehr von dem, was man in England Short-Stories nennt; in Deutschland ist sie fast unbekannt. Denn die Geschichtchen, welche seiner Zeit in der «Illustrirten Welt», in Payne's «Familienblatt», im «Oesterreichischen Lloyd» und sonst in deutschen Zeitschriften geboten wurden, gehörten einer niedrigen Gattung an, enthielten Abenteuer, Aufregung und Schrecken, Criminalistisches. Am nächsten kommen in der Form einige kleine Sachen von A. Stifter, von Lentner, von T. Fontane, und besonders von Rosegger.*) Aber im wesentlichen ist doch diese amerikanische Short-Story etwas ganz Eigenartiges. Unsere Novellen sind viel umfangreicher und häufig nur condensirte Romane, indem sie das Vorher und Nachher eines entscheidenden Vorganges im Leben ihrer Gestalten mit vorbringen. Die Short-Story der amerikanischen Zeitschriften ist gegenwärtig meistens ein kleines realistisches Lebensbild, ein Ausschnitt aus einem wirklichen Stück Leben; ein einzelner, oft an sich unbedeutender, aber charakteristischer Vorfall wird beschrieben, oft wiederum nur eine mit etlichen Figuren staffirte Landschaft. Was man von dieser Gattung verlangt, ist Stimmung; es kommt daher alles auf den Erzähler selbst an, der aus der Menge kleiner, scharf beobachteter Züge den poetischen Eindruck gewinnt und ungeschädigt darstellt."

Es werden nun einige Meister dieser Specialität vorgeführt und wir müssen gestehen, daß der dritte Band an Mannichfaltigkeit der Stimmungen und Stoffe die ersten beiden Bände überragt. Es würde unserer gegenwärtigen Literatur, namentlich derjenigen, die sich zuerst in den Zeitungen dem Publikum präsentirt, sehr zum Heile gereichen, wenn diese novellistisch-feuilletonistische Art auch bei uns Wurzel fassen könnte; leider aber ist die äußere Anlage unserer Journale und belletristischen Familienblätter nicht derartig, um allzu oft eine solche Short-Story in ihren Spalten aufzunehmen. F. R. Stockton, dessen Skizzen den vierten Band der „Sternbanner-Serie" bilden sollen, eröffnet die Reihe der Leistungen mit einer geschickt und pikant gemachten Vexiererzählung: „Das Weib oder der Tiger" und überläßt die Entscheidung der offen gelassenen Frage dem Leser selbst. Voll condensirter Stimmung ist O'Brien's „Ein neues Tischlein-deck'-dich" in seiner realistischen Phantastik und gastronomischen Farbenpracht, abspielend in einem kahlen Zimmer und dargestellt von zwei bettelarmen, sich innig liebenden jungen Leuten. „Ein Kampf ums Leben" von Th. B. Aldrich ist ein an die echte Geschichte gemahnender Scherz: er schildert die ewigen Qualen eines in der Gruft seiner Braut eingeschlossenen Mannes, der in Wahrheit daselbst nur etwa eine Stunde verlebte, aber auch diese Stunde ist erlogen. Ins volle Leben hineingreifend und doch merkwürdige Probleme benutzend, bietet uns H. W. Bishop zwei Skizzen dar: „Die Schlacht bei Bunkerloo" und „Braxton's neue Kunst". Das erste ist trotz seines kriegerischen Titels ein allerliebstes, man möchte sagen derb-graziöses, frühling-frisches Ding; das zweite weiht uns in die Geheimnisse eines Sonderlings ein, der ganz Erstaunliches vorhat. Eine Seite seines Taschenbuchs besagt es: „Landschaften mit veränderlichen Farben. Aus welchem Grund verändert sich bei der Pflanzenwelt in der Natur das blasse, zarte Frühlingsgrün in sattes, dunkles Grün im Sommer, und in roth, gelb, purpurn und braunroth im Herbst? Ist dies die Wirkung der Atmosphäre auf den zarten Farbstoff, der im Saft enthalten ist? Ließe sich dieser Farbstoff nicht gewinnen, ohne daß er dabei in seiner Beschaffenheit zerstört würde? Sollte es nicht möglich sein, ihn mit einem so sensitiven Bindungsmittel oder Firnis zu verwerthen, daß man Landschaften malen könnte, die für die Einwirkung der Atmosphäre empfindlich genug blieben, um sich mit den Jahreszeiten zu verändern, wie es die wirklichen Landschaften in der Natur thun?" Fürwahr, ein kühner, echt moderner Stoff, der in liebenswürdig-befriedigender Weise behandelt wurde. Sehr hübsch sind die Kleinigkeiten von P. Deming: „Hatti's Liebesgeschichten", von N. C. Brown: „Gott lenkt", von E. Hale: „Tante Karolinens Geschenk", in denen Töne echten Humors und tiefen Gemüths angeschlagen werden. „Aus dem Tagebuche eines unglücklichen Genies" von M. Floyd erbringt wieder den Beweis, wie reich an verblüffenden Stoffen das moderne Leben ist, wenn es von einem echten Talent erfaßt wird. Eine seltsame Leistung, trotz der gewagten Erfindung tieferes Interesse erweckend, ist die Erzählung von J. S. Vale. Voll spannender Details und in bestechendem Colorit glühend, erweist sich „Das Seegeheimniß" von B. Matthews. Die „Geschichte in Documenten" von Matthews und Bunner ist allerdings originell erdacht und ausgeführt, aber mehr Künstelei als Kunst, zu unruhig und infolge der Anlage zu zerstückt, um ein ruhiges Behagen aufkommen zu lassen.

Die vorliegenden drei Bände der „Sternbanner-Serie" bilden den schönen Anfang eines verheißungs- und werthvollen Unternehmens, das der Theilnahme und Förderung der Kritik ebenso würdig ist, wie es das Interesse des bücherkaufenden Publikums in jeglicher Beziehung verdient.

*) Ich glaube, der geschätzte Autor hätte auch die Skizzen von Ludwig Hevesi erwähnen müssen, die in ihrer Art eine gewisse Aehnlichkeit mit der amerikanischen Short-Story besitzen.

2. Liebesrausch und Tausch und andere Novellen von Karl Jaenicke. Leipzig, Schottländer. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Ich möchte dem Verfasser des vorliegenden Bandes das Studium obiger Novellen und Skizzen sehr empfehlen; denn diese weisen alle Vorzüge auf, die man an einem Novellendichter sehr gern bewundern möchte, und alle jene Eigenschaften, die der Leser von jedem Novellendichter gerechterweise fordert, wenn er beachtenswerth sein will; aber diese Vorzüge und diese Eigenschaften gehen Karl Jaenicke zum größten Theil ganz ab, zum kleinsten Theil sind sie bei ihm nur spärlich vorhanden und kümmerlich entwickelt. Man lese z. B. „Das Medaillon". Hier möchte der Verfasser wohl die Allgewalt der Liebe darstellen, die alle socialen Hindernisse niederreißt und auch zwei in den verschiedenen gesellschaftlichen Sphären lebenden Menschen miteinander auf Leben und Tod verbindet. Das Problem ist ja sehr schön, aber man muß es eben gestalten können. Karl Jaenicke ist der Meister der Unwahrscheinlichkeit und der Schablone; seine Skizze „Das Medaillon" ist eine Caricatur des Lebens, eine überspannte Unwahrscheinlichkeit, die nichts mit der höhern Wahrheit der Kunst zu thun hat. Etwas besser nimmt sich der „Dorfrichter" aus, eine alltäglich tragische Geschichte, mit allen matten Farben der Schablone bedeckt. Ein glatter Stil, ohne die geringste selbständige Wendung, ohne Anschaulichkeit, ohne den Schliff der Selbstkritik, der nur durch den Umstand, daß der Verfasser unbedingt kein junger Mann mehr ist und entschieden Lebenserfahrung, aber nicht in des Wortes höchstem Sinne, besitzt, einigermaßen lesbar wird. „Der liebenswürdige Hauptmann" ist die erste Leistung, in der sich eine, wenn auch sehr kleine selbständige Regung kundgibt. Jaenicke will an einem Beispiele lehren, daß liebenswürdige Vorgesetzte oft lästiger und verhängnißvoller sein können, als strenge und unnahbare. Aber mit welch kläglicher Technik ist die Sache ausgeführt und mit welch fadenscheiniger Alltagsphilosophie verbrämt! Zudem ist die Skizze eine sogenannte Ich-Erzählung, welche Form der Autor in keiner Weise beherrscht; denn er vergißt jeden Moment, daß nicht er, sondern sein Held vorträgt und dadurch wird das Ganze unnatürlich und gespreizt. In dieser Richtung muß Jaenicke noch alles von Storm, Heyse, C. F. Meyer, den Meistern der Ich-Novelle, lernen. Die verhältnißmäßig besten Producte sind: „Claudine" und „Liebesrausch und Tausch". Auch in der „Claudine" findet man die gröbsten Fehler, die man bei einer Ich-Erzählung begehen kann; aber der Stoff an und für sich ist ein interessanter, sogar sehr schwieriger, und daß ihn der Autor mit Geschick ausgestaltet hat, versöhnt mich einigermaßen mit seinen frühern dilettantischen Leistungen. Claudine, ein armes, junges, hübsches Ding heirathet aus Dankbarkeit ihren Wohlthäter, den Onkel des Erzählers dieser Geschichte; dieser, ein junger Student, verliebt sich in seine schöne Tante, die von echter, flammender Leidenschaft noch keine Ahnung hat und dankbare Freundschaft für Liebe hält. Ihr Verehrer, dessen Liebe theilweise durch die verwandtschaftlichen Beziehungen, theilweise durch seine Studien, die ihn von ihr fernhalten, nur reinster „Platonismus" war, muß während eines Besuchs auf dem Gute seines Onkels sehen, wie die beiden nunmehr sehr schlecht miteinander leben, sich gegenseitig verachten, und mit der warmen Theilnahme an seinem Onkel und mit allen Qualen der Eifersucht eines liebenden Herzens bemerken, daß seine Tante ein regelrechtes Verhältniß mit einem Polen, dem Freunde ihres Gemahls, unterhält und durch ihn die Wonnen kurzer Liebe kennen gelernt hat. Es kommt zu allerlei seltsamen und aufregenden Auftritten; die Geschichte endet so tragisch wie möglich. „Claudine" ist in der That eine interessante und ergreifende Erzählung, die von Lebenskenntniß und einer gewissen Gabe, Menschen zu zeichnen, zeugt. „Liebesrausch und Tausch" enthält den Ansatz zu einem heikeln, aber kühnen Problem, das der Autor nicht zu benutzen verstanden hat. Hier hätte Jaenicke Gelegenheit gehabt, in der Charakteristik der lebensfähigen und gestaltungswürdigen Heldin tiefere Fähigkeiten, wenn er deren besäße, zu beweisen. Eine junge Witwe, die nur deshalb wieder sich der Liebe hingeben will, um Mutterfreuden genießen und Ersatz für ihr verstorbenes Kind erhalten zu können, ein bereits verlobter junger Mann, der den Reizen eines solchen dämonisch-herzlosen und doch überquellend liebevollen Weibes erliegt: das sind prachtvolle Gestalten zu einer echten Novelle. Aber ich gebe mich schließlich damit zufrieden, daß Jaenicke wenigstens ein solches Problem aufgeworfen hat; denn es befriedigend zu lösen, dazu scheint ihm die Kraft zu fehlen. Er ist ein Erzähler für die Leihbibliotheksabonnenten zweiter Güte und für Reisende, die sich auf der Fahrt langweilen. Ihm fehlt die Individualität der Sprache, der Scenenführung und der Charakteristik. Aber er ist ein Mann von Erfahrung, dessen Lebensphilosophie allerdings selbst im tiefsten Grunde eine oberflächliche bleibt.

3. Komteß Clémence. Novelle von Konrad Telmann. Minden, Bruns. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Ich habe das Schaffen Telmann's stets mit Theilnahme verfolgt und zu wiederholten malen anerkennend in den verschiedensten Organen wie: „Blätter für literarische Unterhaltung", „National-Zeitung", „Gegenwart" auf diesen sympathischen und sehr begabten Novellisten und Romancier hingewiesen. Aber ich glaube kaum, daß sein Talent seiner unheimlichen Fruchtbarkeit die Wage halten kann. Das vorliegende Werkchen zwingt mich, diesem Bedenken entschiedenen Ausdruck zu geben, denn es bedeutet einen Rückschritt. Auf etwa 170 enggedruckten Seiten ist eine winzige Begebenheit erzählt: die Liebe eines unansehnlichen, charaktervollen jungen Gelehrten, einer übrigens bei Telmann oft wiederkehrenden Gestalt, zu einer jungen schönen Comtesse, die bestimmt ist, jemand zu heirathen, der wiederum die Cousine des Gelehrten liebt. Selbstverständlich löst sich alles in Wohlgefallen

und Entzücken auf; die beiden Pärchen finden und kriegen sich. Diese lange Handlung wird erdrückt und erstickt von den philosophischen Gesprächen, welche die Comtesse und ihre Verehrer miteinander führen, und man kann leider von diesen Discursen nicht im mindesten behaupten, daß sie interessant oder originell seien. Sie kranken alle an einer schier langweiligen Selbstverständlichkeit, die nur den Genuß an den wenigen Vorzügen, welche die Novelle besitzt, zu verleiden droht. Diese Vorzüge sind die poetisch angehauchten, gemüthstiefen Stellen, aber dies alles können wir, und noch viel schöner, in den übrigen Schöpfungen Telmann's haben; die auftretenden Personen — der unglücklich liebende Holländer bildet eine glänzende Ausnahme — sind ebenfalls weder neu noch besonders interessant. Von Telmann, der uns so zahlreiche und gewichtige Proben eines echten und sympathischen Talents geboten, muß man füglicherweise etwas Bedeutenderes verlangen, als das, was er uns diesmal beschert hat. Wir legen an ihn den Maßstab, den uns seine andern Schöpfungen an die Hand geben. Telmann möge an unsere Achtung vor seiner Begabung glauben, und wir können diese Achtung durch nichs Besseres beweisen als durch strengste Aufrichtigkeit, welche in diesem Falle energischen Tadel bedeutet.

4. Der Blick ins Nichts. Roman von Sylvius Ferrers. Leipzig, Werther. 1887. 8. 3 M.

Der Autor dieses Romans ist, soviel mir bekannt, ein homo novus, aber er hat sich mit einer vielversprechenden Leistung in der Literatur eingeführt; seine Individualität ist eine gesättigte Mischung von all jenen Eigenschaften, die einen guten Romanschriftsteller bilden: tiefer Blick ins Leben, reiche Erfindungsgabe, Geschick zur Massenentfaltung, gefällige Gruppirung der Scenen, entschiedenes darstellendes Talent sowol nach der formellen wie gedanklichen Richtung hin. Ist auch die interessante Hauptgestalt einigen Schwankungen der Charakteristik unterworfen, neigt sich auch der Sinn des Autors vorläufig noch zum Bizarren und Grellen, was namentlich der Schluß beweist, so lassen sich doch all diese Mängel, die mehr Ueberschuß an Kraft verrathen, entschuldigen, weil sie eben an einem Erstlingswerk haften, das den Stempel des wirklichen großen Talents trägt. Den reichen Inhalt des Romans auch nur einigermaßen zu skizziren, würde den zugestandenen Raum sehr überschreiten: nur das sei gesagt, daß hier ein Roman geboten wird, der einen wirklichen Lebensausschnitt enthält, daß wirkliche, wenn auch etwas extreme Menschen auftreten, und daß dies Buch auch verwöhntere Leser für den Autor einnehmen muß. Silvius Ferrers sei hiermit zu weiterm Schaffen herzlich aufgemuntert!

5. Was zum Ziele führt. Roman von A. von R. Enberg (Frau von Gottberg). Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Ein frommes Buch, gut gemeint, aber nicht besonders gut gemacht. Es säuselt und flötet darinnen von Entsagung, Toleranz, Liebe, Hoffnung u. s. w. Und doch darf der Roman nicht verurtheilt werden. Um nur einigermaßen die vorherrschende Stimmung des Buchs zu charakterisiren, sei es mir gestattet, eine Stelle aus dem Schluß mitzutheilen:

„Die Menschenliebe allein macht es auch noch nicht, lieber Sohn! Eine zweite ebenso wichtige Bedingung ist zu unserer Vervollkommnung nothwendig. Es ist die Gottesfurcht! Gottesfurcht und Menschenliebe! Diese zwei Worte enthalten den Kern aller Religion! In ihnen reichen sich alle Bekenntnisse die Hände! Diese beide Factoren haben den verstorbenen Hirsch zu einer so edeln Erscheinung gestempelt, trotz seines jüdischen Glaubens, ja sogar durch denselben; Gottesfurcht und Menschenliebe machen Hermine Zellen zu der seltenen und wohlthuenden Erscheinung, die jedem, der sie kennt, Achtung und Bewunderung abzwingt. Gottesfurcht und Menschenliebe führen allein zum Ziele, zur wahren und echten Veredelung unserer Seele, die der Zweck unsers Daseins ist! Erzieht eure Kinder dazu, meine Lieben, macht euch diese beiden Worte zum Gesetz, und wenn der Abend eures Lebens kommt, werdet ihr getrost auf dasselbe zurück und hoffnungsvoll auf das verschleierte Dasein vor euch blicken! Gott hat mir einen schönen Lebensabend beschert; möge er euch einst ebenso schön und glücklich leuchten. Ich sehe meine Kinder um mich versammelt, beglückt und zufrieden, und in den Enkelkindern die Hoffnung künftiger Tage! Ruft mich nun der Herr ab, so kann ich getrost scheiden, die Erde kann mir nichts mehr gewähren, als sie mir gewährt hat, und im Jenseits harren theure Vorangegangene meiner!" Ein verklärender rosiger Hauch flog über das milde Greisenantlitz, als sie so sprach. Sie lehnte sich in ihrem Lehnstuhl zurück: „Ich bin recht müde, es ist heut ein so warmer Tag." Clementine stand auf und rückte der Mutter ein Kissen zurecht. „Du hast recht, mein Kind, ich glaube, ich werde etwas schlafen." Sie lehnte ihr Haupt in das Kissen und schloß die Augen. Sie flüsterte im Einschlafen: „Gottesfurcht und Menschenliebe!" Frieda und Gretchen winkten den Wärterinnen, sich mit den Kindern etwas zu entfernen, damit die alte Dame nicht gestört werde. Die Uebrigen blieben still sitzen. Otto betrachtete bewegt die Schlafende. „Ich weiß nicht, warum man immer die Schönheit der Jugend preist", flüsterte er. „Kann es etwas Schöneres geben, als solch ein mildes Greisenantlitz? Ist nicht jedes Fältchen, das die Zeit ihm eingegeben hat, eine Rune, die von bewiesener Liebe, von edler Handlung erzählt? Die Blütenfrische der Jugend hat solche Zeichen nicht aufzuweisen. Erst ein langes Leben, in Tugend, in Güte zugebracht, schreibt eine solche Schrift: den Ausdruck der edeln, vollendet schönen Seele, in das Angesicht." Sein Auge wurde feucht; die Blicke der Anwesenden ruhten alle auf der Schlummernden, deren Lippen ein gütiges Lächeln umspielte. Sie sah wunderbar verklärt aus, es war ein rührendes Bild.

Und so geht es weiter, salbungsvoll-melodisch, in jenem überschwenglichen Tone, den wir heutzutage in einem Roman sehr gern vermißten. Aber die Verfasserin darf wegen ihres Werks nicht gescholten werden: sagt sie auch gar nichts neues, sind ihre Ideen auch alt und hundertmal auch besser dargestellt worden, so ist doch an ihr eine gewisse Fabulirkunst zu rühmen. Die Gestalt der koketten Französin verräth deutlich das Vorhandensein eines Talents, das sich nur aus dem Goldwolkenreich ideal-überirdischer Ideen entfernen möge, um im gesunden Boden reeller Stoffe zu fußen.

6. Erlachhof. Roman von Ossip Schubin. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 8 M.

Fräulein Ossip Schubin ist die Entdeckung des Redacteurs einer großen deutschen Rundschau; diese Entdeckung wurde Mode und Ossip Schubin einer der bestbezahlten Autoren Deutschlands. Ob sie auch zu den besten Autoren zählt? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Die Dame hat Fähigkeiten, um das große gebildete Publikum zu bestricken und rigorosen Lesern ein, wenn auch flüchtiges freundliches Lächeln zu entlocken. Ernst genommen in des Wortes literarischem Sinne darf sie noch nicht werden; dazu fehlen ihr gewichtige Eigenschaften; ferner hat sie noch mit einem fatalen Umstand zu kämpfen: sie bewegt sich allzu sehr auf einem Stoffgebiet, das Frau Marie von Ebner-Eschenbach bebaut. Diese ist aber eine große, hochbedeutende Künstlerin, während die Schubin ein capriciöses, interessantes Talent ist, und es wird für den Kleinen oft sehr bedenklich sich neben den Großen zu stellen; der Unterschied tritt dann allzu unbequem zu Tage. Die Gebilde der Ebner-Eschenbach sind aus Einem Gusse, die der Schubin Stückwerke, Nippsachen, Mosaikbilder; die Gestalten der letztern sind launenhafte Schemen, capriciöse literarische Puppen, mit großer Geschicklichkeit construirt; die Leute der erstern sind Menschen von Fleisch und Blut, die greifbar vor die Augen des Lesers treten.

Der „Erlachhof" ist entschieden die Leistung eines Talents, das eben von Selbstkritik und Disciplin nichts weiß oder nichts wissen will. Die Handlung spielt theils auf einem „rebenumkränzten Schlößchen" an der Save, theils in Paris, dreht sich um allerlei Liebschaften und endet glücklich. Aber ein zügelloses Gewirr von Scenen und Scenchen, Bildern und Bildchen zerstört den Totaleindruck; die Gestalten zittern und gleiten an einem vorüber, ohne daß man eine recht zu erhaschen vermag; man glaubt sich oft im Boudoir einer feinen Dame zu befinden, in einem Boudoir, dessen Sachen und Sächelchen einen nervös machen müssen. Und dann der Stil! Wir wollen mit der Verfasserin wegen ihrer fremdsprachigen Floskeln, mit denen sie allzu reichlich umherwirft, schließlich nicht besonders rechten; denn manchmal dient dieses Gemengsel wirklich zur Illustration der Handlung, zur Charakteristik der Leute. Was indessen entschieden zu tadeln, ist die Sorglosigkeit und Flüchtigkeit, mit der die Erzählerin ihre Sätze aufs Papier wirft. Ein Roman, der gedruckt werden soll, ist ja doch kein vertraulicher Damenbrief, bei dem es auf eine gefeilte Sprache nicht viel ankommt. Einige Scenen, wie die zwischen Stolle und ihrem Vater, sind gut gerathen und zeugen von poetischer Empfindung. Frauen wird „Erlachhof" sicher gut gefallen, auch einigen Männern, die von keiner bessern Lektüre wissen wollen. Sichere Kenntniß der Gesellschaftskreise, die Schubin schildert, frisches Colorit der Handlung sind ferner sehr schätzbare Vorzüge der Verfasserin, die wirklich Schönes, Lesenswerthes leisten könnte, wenn sie sich in Selbstzucht nähme. Und nun noch ein kleines Räthsel: lieber Leser, was ist eine todte Illusion neben einem schwarzen Abgrund? Eigentlich sollte man darauf antworten: ein blühender Unsinn. Aber das wäre der Schöpferin dieser genialen Wendung gegenüber, wenn auch gerecht, so doch ungalant. Wenn du durchaus wissen willst, was eine todte Illusion neben einem schwarzen Abgrund ist, dann lies das Nähere über das famose Gleichniß, das zugleich ein schönes Räthsel abgeben kann, in Ossip Schubin's „Erlachhof", II, 10.

Ernst Wechsler.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein Zeichen der Zeit ist das Buch „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie", welches Wilhelm Bölsche als Prolegomena zu einer realistischen Aesthetik veröffentlicht hat (Leipzig, Karl Reißner). Für den Verfasser „bedeutet der Realismus in unserer heutigen Literatur das einfache Resultat einer langsamen Fortentwickelung, wie die gewaltige Machtstellung der modernen Naturwissenschaften es nicht mehr und nicht minder ist". Er fordert von dem aufwachsenden Dichtergeschlecht eine geschickte Bethätigung bessern Wissens auf psychologischem Gebiete, besserer Beobachtung, gesundern Empfindens; die Grundlage hierzu ist ihm Fühlung mit den Naturwissenschaften. Wir gestehen gern, daß der Autor mit vollem Ernst und nicht ohne wissenschaftliche Befähigung ins Zeug geht. Jede poetische Schöpfung ist ihm ein in der Phantasie durchgeführtes Experiment; er will einen Menschen gebaut wissen, welcher naturgeschichtlich echt ausschaut, und doch sich so zum Allgemeinen, zum Idealen erhebt, daß er im Stande ist, uns zu interessiren aus mehr als einem Gesichtspunkte. Er spricht dann über Willensfreiheit, Unsterblichkeit, Liebe, Darwin in der Poesie u. s. w. Um dem Leser einen Begriff zu geben davon, wie Bölsche den Dichtern eine wissenschaftlich gesicherte Grundlage geben will, führen wir folgende charakteristische Stelle an: „Die göttliche Mission des Weibes besteht in seiner Schönheit, die den Mann reizt. Die Liebe, mit der die Gatten einander begegnen, ist der höchste Gottesdienst." . . . „Die erotische Poesie ist Product einer mehr oder minder entwickelten sexuellen Gehirnschwächung; der gesunde Spießbürger, der seine Gehirncentra noch in erfreulicher Ordnung beisammen hat, unterscheidet schließlich mit sicherm Gefühl die Liebe, wie sie im Leben vorkommt, von der Liebe in Büchern und Theaterstücken" u. s. f.

— Aus der oft von uns empfohlenen Broschürenliteratur haben wir wieder namhaft zu machen Heft 6—8 (zwölfter Band) der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, Gebr. Henninger), welche die dem Geiste dieser Zeitschrift entsprechende Behandlung von folgenden Themen enthalten: „Pfarrfrauen. Pastorentöchter. Alte Jungfern", von A. Mertz; „Das deutsche Offiziercorps und seine Bedeutung für Königthum und Gesellschaft", von Oldwig von Uechtritz; „Die Bakterien", von Eberhard Dennert. Hieran reihen wir das vierte Heft (Neue Folge, 2. Jahrgang) der „Deutschen Zeit- und Streitfragen": „Der gerichtliche Zweikampf und das heutige Duell", von Konrad Thümmel; desgleichen das fünfte und sechste Heft der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"

(Hamburg, J. F. Richter): „Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan", von P. Treutlein; „Der Elefant in Krieg und Frieden und seine Verwendung in unsern afrikanischen Colonien", von Heinrich Bolau.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 15. August starb im Bad Rehburg Hermann Hölty, der, in Uelzen am 4. November 1828 geboren, lange Zeit in Hannover als Pastor thätig war. Ein Großneffe des Dichters, hatte er gleiche Begabung und Neigung wie dieser; seine Schrift: „Alpenzauber und italienische Gebilde", Reisebriefe (1867) enthält ansprechende lyrische Gedichte neben lebendigen Schilderungen italienischer Landschaft. Auch in seinen „Bildern und Balladen" (1872, 2. Aufl. 1874) finden sich einzelne Lieder von lyrischem Zauber und lyrisch-epische Gedichte besonders aus der norddeutschen Götterwelt. Die gesammelten Dichtungen erschienen 1882.

Als Dramatiker fühlte sich Hölty natürlich zu biblischen Stoffen hingezogen; sein erstes Werk war das Trauerspiel „König Saul" (1885). Werthvoller ist sein Trauerspiel „Lonoda" (1882), das sich auch auf der Bühne bewährt hat, wenngleich es nur an kleinern Theatern zur Aufführung gekommen ist. In origineller Weise ist hier das Motiv pseudonymer Dichtung auf dem Gebiete des heiligen Landes zur Grundlage eines Dramas gemacht worden, welches mehrere effectvolle Scenen enthält. Hermann Hölty war ein biederer, edelstrebender Sänger und dabei von warmer Sympathie für zeitgenössische Dichter erfüllt, die nach gleichen idealen Zielen strebten.

— Ein Senior der wiener Presse, lange Zeit hindurch Mitredacteur der „Neuen Freien Presse", Johannes Nordmann, ist am 20. August gestorben. In Landersdorf am 13. März 1820 geboren, hat er ein Alter von 67 Jahren erreicht; er war auf verschiedenen Gebieten thätig, hat Gedichte und Dichtungen, Dramen und Romane verfaßt, überall ein tüchtiges ehrenwerthes Streben gezeigt und oft den warmen Ton gemüthvoller Herzlichkeit angeschlagen. Besonders Tüchtiges hat er als Journalist geleistet, er war auch längere Zeit Vorsitzender des wiener Journalistenvereins Concordia; wir erwähnen von seinen Schriften: „Gedichte" (1847), „Ein Novellenbuch" (1844), „Unterwegs" (1884), „Eine Römerfahrt" (2. Aufl. 1884) und die Dramen: „Ein Marschall von Frankreich", „Mstr. Willmann", „R. Genese", das Lustspiel „Kurzsichtig" und anderes.

Bibliographie.

d'Altona, H., Bei den drei Heiligen. Humoristische Erzählung. München, Callwey. 8. 1 M.

Barthélemy, H., Kampfbereitschaft (la veillée des armes). Autorisirte Uebersetzung von J.—M. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Böcker, F., Damme als der mutmaßliche Schauplatz der Varusschlacht, sowie der Kämpfe bei den „Pontes longi" im Jahre 15 und der Römer mit den Germanen am Angrivarierwalle im Jahre 16. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Braddon, M. E., Wyllards Verhängniß. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung von Clara Steinitz. 3 Bde. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.

Bütow, A., Zeitgemässe pädagogische Aufsätze. Leipzig, Rust. 8. 1 M.

Das Ende des 19. Jahrhunderts! Vertrauliche Mittheilungen aus Paris! Dresden, E. Dieterich. 8. 1 M.

Fecht, K. G., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Im Auftrag der städtischen Archiv-Kommission bearbeitet. 1ste Lfg. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 50 Pf.

Frankreich, wage nicht zu viel! Worinnen dessen nimmerruhende Monarchische Anschläge, weitaussehende Messures, und verschiedenes Vornehmen; auch zum Theil die Politischen Intriguen an denen Höfen in Europa, deroselben Staats-Ziel, Fortgang und Hindernisse, auch was dieselbe noch endlich vor einen Ausgang gewinnen möchten, nebst vielen curieusen Denckwürdigkeiten, unpartheyisch beschrieben werden. Franckfurt und Leipzig, 1686. Berlin, Dressel. 8. 1 M. 50 Pf.

Frédal, V., Shi-ho-nanking und Lalei-chignon. Kleine Novellen. Leipzig, F. Freund. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutscher Geschichtskalender für 1887. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. Von K. Wippermann. 1ster Bd. 1stes Halbjahr. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Grienberger, Th. v., Steubiana, eine Untersuchung der etymologischen Gewissenhaftigkeit des „berühmten" Namendeuters Dr. Ludwig Steub. An einigen Beispielen erläutert. Salzburg, Mittermüller. Gr. 16. 50 Pf.

Der Grunewald bei Berlin, wird in Versen hier geschildert, und auch nichts daran gemildert. Eine Reim-Chronik von Th. V. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 50 Pf.

Harweck-Waldstedt, G. M., Aus den Fremdenbüchern des Harzes. Osterwieck, Zickfeldt. 16. 1 M.

Heil, A., Aphorismen über Philosophie und Poesie der Gegenwart. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 60 Pf.

Heinrichs, E., Karl der Fünfte. Schauspiel. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Herrmann, F., Das Ende des Antisemitismus. Ein Friedensgruß an die deutsche Nation. Berlin, Zenker. Gr. 8. 75 Pf.

Hertz, E., Voltaire und die französische Strafrechtspflege im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des Aufklärungszeitalters. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 12 M.

Hertzsch, R. H., Lazarus und Bethanien. Christliches Trauerspiel. Halle. 8. 2 M.

Hodenberg, Freih. v., Die Umtriebe der Welfen. Hannover, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 30 Pf.

Hoffheinz, G. Th., Eine Wanderung durch Königsberg vor 280 Jahren. Königsberg, Koch u. Reimer. Gr. 8. 50 Pf.

Im Lande der Revanche. Eine deutsche Tissotfahrt. Leipzig, F. Freund. 8. 2 M.

Jókai, M., Ein Duell mit Gott und andere Erzählungen. Mit des Verfassers ausschließlicher Ermächtigung ins Deutsche übertragen von L. Wechsler. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

— — Die goldene Larve. Eine Erzählung. Mit des Verfassers ausschließlicher Ermächtigung ins Deutsche übertragen von L. Wechsler. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M. 50 Pf.

Kambli, C. W., Die sozialen Parteien und unsere Stellung zu derselben. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Koppmann, K., Geschichte der Stadt Rostock. 1ster Thl. Von der Gründung der Stadt bis zum Tode Joachim Slüters (1532). Rostock, Werther. 8. 2 M.

Lazarus, M., Treu und Frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 6 M.

Lomon, C., Ein starkes Herz. Roman. Autorisirte Uebersetzung von H. Falkner. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Marcus, M., Syltiana. Sylt, im August 1885. Hamburg, Epstein u. Engelke. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Öhlmann, E., Die Fortschritte der Ortskunde von Palästina. 1ster Tl. Mit 1 Karte des Sees Genezareth. Norden, Soltau. Gr. 4. 1 M. 35 Pf.

Onciul, D., Zur Geschichte der Bukowina. I. Czernowitz, Perdini. Gr. 8. 75 Pf.

Panow, J. S., Der Mord auf dem Balle. Aus dem Leben einer Kreisstadt. Aus dem Russischen übersetzt von H. Roskoschny. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Pressel, W., Die Zerstreuung des Volkes Israel. 1stes Hft.: Der Charakter dieser Zerstreuung. Heilbronn, Gebr. Henninger. Gr. 8. 80 Pf.

Runge, Th., Des Herrn Tod und Auferstehung. Gefeiert mit Worten der heiligen Schrift in Gestalt neuerer Kunstform. Stargard i. Pomm., Just. Gr. 8. 75 Pf.

Sacher-Masoch, Polnische Geschichten. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Sauden, A. v., König Wilhelm und Kaiser Napoleon III. Von Ems bis Wilhelshöhe. 1870. Ein Kriegs- und Stimmungsbild in epischer Form, nach dem Generalstabs-Werk über den Krieg von 1870—71. Neu bearbeitet. Berlin, Funcke u. Naeter. Gr. 8. 75 Pf.

Schirnding, Carola v., Norddeutscher Sagenkreis. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 3 M.

Schmidt, G. H., Zur Agrargeschichte Lübecks und Ostholsteins. Studien nach archivalischen Quellen. Mit 1 Flurkarte und 1 Tafel. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 7 M.

Schottmüller, K., Der Untergang des Templer-Ordens. Mit urkundlichen und kritischen Beiträgen. 2 Bde. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 22 M. 50 Pf.

Schulpe, G. v., Das Land der Bajuwaren, in Liedern verherrlicht. Gesammelt und zusammengestellt. Mit einem Vorwort von K. Zettel. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Seidl, F. X., Ein bayerisches Dichterbuch. Regensburg, Bauhof. 8. 3 M. 20 Pf.

Steinmann, Geschichte des 4. Posenschen Infanterie-Regiments Nr. 59 bis Juli 1877. Vervollständigt, mit Karten und Plänen versehen und fortgeführt bis April 1886 von Bober. Mit 1 Abbildung, 6 Skizzen und 2 Uebersichtskarten in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 2 M.

Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte. IV. Beiträge zur englischen Geschichte im Zeitalter Elisabeths von E. Bekker. Gießen, Ricker. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Tissot, V., Das rote Rußland. Zeit-Roman. Deutsch von P. Heichen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 3 M. 50 Pf.

Vast-Ricouard, Die alte Garde. Pariser Sittenroman. Deutsch von P. Heichen. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Weinek, L., Von Kiel nach der Kerguelen-Insel. Als Manuscript gedruckt. Prag, Calve. 4. 1 M. 20 Pf.

Westarp, A. Graf v., Die Königsschlösser Ludwig II. 1stes Hft.: Linderhof. Berlin, F. Luckhardt. 12. 50 Pf.

Wettering, A., Aus der Kunstwelt des Alterthums. Dichtungen. Mit 8 Abbildungen in Lichtdruck. Oldenburg, Schulze. 8. 2 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1887. Nr. 9.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 8. September 1887.

Aus Heimat und Fremde.

1. Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild von Eduard Paulus und Robert Stieler. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 8 M. 60 Pf.

Die freundlichen Leser mögen ein wenig Localpatriotismus verzeihen, wenn wir diesmal an die Spitze unsers Berichts über manches schöne Werk aus Heimat und Fremde das hübsche Buch stellen, das von unserer schönen schwäbischen Heimat handelt.

Wie bist du reich, o Schwabenland,
Mit deinen Bergen, deinen Thalen,
Mit deiner Städte stolzen Malen,
Den Burgen hoch am Felsenrand!
Wie grünt und blüht dein Neckarstrand,
Um den die Rebenberge strahlen,
Wie sammeln in krystallnen Schalen
Die Quellen sich im Schwarzwaldsand!

Diese kurzen Verse schickt statt der Vorrede oder Einleitung der Dichter Eduard Paulus seinen Wanderungen und Schilderungen voraus.

Er liebt sein Vaterland und Heimatland; er ist stolz auf dasselbe; es ist „kein großes Land, aber zu den ersten in Deutschland zu rechnen in Mannichfaltigkeit seiner Natur, Größe seiner Geschichte, Reichthum seiner Kunst, Tiefe seines geistigen Lebens“. Er liebt es und zeigt seine Liebe in seinen Schilderungen; aber er kennt es auch, dieses sein Vaterland, und war berufen, seinen schwäbischen Volksgenossen ein so prächtiges Büchlein zu schenken, in dem er ihnen ihr Vaterland nach allen Seiten zur Betrachtung vorführt; denn er betrachtet es mit dem umfassenden Blick des Forschers, des Kenners, des Historikers und des Dichters. Und dem kunstvollen Wort des Dichters ist ebenbürtig an die Seite getreten der glückliche Griffel des Künstlers, R. Stieler's, der in zahlreichen Bildern, die in Auswahl, Auffassung und Ausführung durchweg fein und gelungen genannt werden dürfen, das Schönste und Werthvollste von den Kleinoden des Schwabenlandes uns vorführt. Land und Leute Würtembergs, seine Alterthümer, das was es von Kunst aufweisen kann, schildert unser Buch in den drei ersten Abschnitten. Dann wandern wir an der Hand unsers Führers durch die vier Theile, in die das Schwabenland sich theilt: Schwarzwald, Alb, Oberschwaben, und zuletzt durch das Neckarland, dessen Schilderung naturgemäß den meisten Raum einnimmt. Auf höchster Sachkenntniß beruht, was Paulus über die Reste römischer Niederlassungen sagt, die sich in Würtemberg finden:

Im ganzen wurden bisjetzt gegen 600 römische Wohnorte im Lande entdeckt. Die Ueberreste der römischen Wohnplätze sind sämmtlich unter dem Boden, mit Wald überwachsen, oder es geht seit Jahrhunderten der Pflug auf ihnen. Sie bestehen aus Erdgeschossen von verschiedener Ausdehnung, die nicht selten die ursprüngliche Anlage der Gebäude und deren Eintheilung in Gelasse noch erkennen lassen. Häufig werden die Heizeinrichtungen (Hypokausten) noch erhalten oder theilweise zerstört angetroffen.... Die Kunst hat uns ziemlich viele, besonders steinerne Bildwerke hinterlassen, die zugleich einen merkwürdigen Einblick in den damals im Land herrschenden Götterglauben geben. Wir finden auf Inschriften und Bildwerken fast den ganzen griechisch-römischen Olymp, aber auch keltische und morgenländische Götter.

Aber mit derselben Kenntniß redet Paulus von einem modernen Bau- und Kunstwerk ersten Ranges, über welches ein paar Sätze zu hören auch den Fernerstehenden von Werth sein dürfte, nämlich über das Werk der Albwasserversorgung:

Der großartige Gedanke des Oberbauraths Dr. Ehmann, unsere bis daher so außerordentlich wasserarme Alb mit Trink- und Nutzwasser mittels Hebung der in den Albthälern entspringenden Quellen auf die Hochflächen der Alb zu versehen, wurde seit 1870 unter Beihülfe des Staats und nach den Entwürfen und unter der persönlichen Oberleitung Ehmann's ausgeführt. Es sind 9 Gruppen mit 109 Gemeinden und Höfen und 42000 Ein-

wohnern mit dem seit Menschengedenken dort entbehrten frischen, fließenden Wasser versorgt worden. Durch mächtige Pumpwerkanstalten in den Thälern wird das herrliche Quellwasser nach den höchsten Punkten der Alb in große Behälter gehoben, von ihnen aus den einzelnen Ortschaften unter natürlichem Gefälle zugeleitet, und innerhalb derselben zweckmäßig vertheilt. Die zwischen 117 und 310 Meter hoch und bis zu 18 Kilometer von ihren zugehörigen Pumpstationen entfernt, auf der Alb weit zerstreut liegenden 65 Haupt- und Hülfsbehälter enthalten bei vorschriftsmäßiger Anfüllung einen Gesammtwasservorrath von rund 20600 Kubikmeter oder circa 70000 würtembergischen Eimern. Derselbe würde bei sämmtlichen 9 Gruppen auch mit Unterbrechung des Wasserzuflusses von den Pumpstationen — den durchschnittlichen Wasserbedarf für einen bis zehn Tage, in einzelnen Gruppen noch länger, zu decken im Stande sein. Die Tiefe der oft auf lange Wegstrecken in Felsen und in zusammenhängendes, härtestes Gestein mittels sehr mühsamer, an den Steilrändern der Alb besonders gefährlicher Sprengungen ausgehobenen Röhrengräben beträgt durchschnittlich 1,5—1,7 Meter und es liegen die obern Seiten der Gußröhren nirgends weniger als 1,2—1,3 Meter unter der Erdoberfläche, was nach längern Erfahrungen dort genügt, um die schädlichen Einflüsse der Luft und Witterung abzuhalten. Die Gesammtlänge der gußeisernen Druck- und Vertheilungsröhrenleitungen beträgt 380 Kilometer, auf den Kopf kommen an einem Tag bis zu 125 Liter Wasser. Von den hochgelegenen, meist eine herrliche Rundschau gewährenden Behältern sieht nunmehr das Auge da und dort die Flaggenstangen und Schachthäuser der benachbarten Hochbehälter, und freundlich winken an Festtagen die Fahnen von den hohen Firsten im Strahl der Morgensonne einander zu, weithin zum Ruhme verkündend, daß nunmehr allüberall auf der würtembergischen Alb das Jahrhunderte lang entbehrte, aber nothwendigste Lebenselement — frisches, fließendes Quellwasser für Menschen und Thiere in Hülle und Fülle vorhanden, dem Gesunden ein treuer Freund, dem Kranken zum Labsal, bei des Tages Last und Hitze ein Helfer, bei der Ruhe ein angenehmer Gesellschafter.

Paulus läßt hier und dort in seinen Schilderungen auch andere schwäbische Stimmen von gutem Klang zum Wort kommen. So bei seiner Besprechung des Schwarzwaldcharakters den schwäbischen Dichter A. Knapp:

Der geistige Grundcharakter jener stillen, majestätisch einsamen Waldhöhen ist eine feierliche Melancholie, eine schwermuthvolle Erhabenheit. Jene bald wellenförmigen, bald mit schroff abstürzenden Waldgehängen besäumten Hochflächen des Schwarzwaldes mit ihren tiefen, kühn zwischendurchgesprengten Schluchten und Thälern zeigen bei klarer Witterung ein hehres, unbeschreiblich ergreifendes Stillleben der Natur, und was ihnen den edelsten Reiz verleiht, das ist der blaue hoch über das Immergrün der riesigen Tannenwälder sich so weithin ausbreitende Himmel. Da liegt die Welt an einem stillen Frühlings- oder Sommertage so mild und herrlich vor dem Geist ausgegossen da; der Mensch ist mit sich selbst und seinem Gott hier völlig allein.

Eine besonders charakterische Erscheinung des Schwarzwaldes, nämlich die nicht selten vorkommenden eigenthümlichen Hochseen desselben, bespricht unser Buch im folgenden:

Eine eigenthümliche, beinahe todte Natur umgibt diese braunen, zumeist mit Moor- und Torfgründen umsäumten Seen, die einsam, mit unbewegtem Wasserspiegel auf den Höhen liegen und von allen lebendigen Wesen gefürchtet scheinen, indem man nur selten einen Vogel oder sonst ein Thier in ihrer Nähe erblickt. Auch die Pflanzenwelt, mit Legforchen, Sumpfgesträuch und Farrnkräuter, vermehrt noch ihre unheimliche Schwermuth. Kein Wunder, daß hier das Volk so viel Märchen von Nixen erzählt. Die Meinung, solche Gewässer seien unergründlich, hängt von ihrer düstern, braunen Farbe ab, die auf eine große Tiefe schließen läßt, aber das Gegentheil ist der Fall. Mit diesen Hochseen stehen in engster Verwandtschaft die auf den Höhen des Schwarzwaldes häufigen Torf- und Moorgründe, die uns um so mehr überraschen, als wir Sümpfe und Moorgründe nur in den Niederungen zu treffen gewöhnt sind. Die Ursache ihrer Entstehung, wie die der Hochseen, ist in dem auf den Höhen stellenweise lagernden thonigen Untergrunde zu suchen, der die in Schnee und Regen sich niederschlagende Feuchtigkeit nicht eindringen läßt.

Verhältnißmäßig den breitesten Raum nimmt in unserm schönen Buch das Neckarland ein:

Dieses Dreieck zwischen Schwarzwald und Alb, erfüllt von dem Wassergebiet des Neckars, das, in tausend Flüßchen und Bäche verzweigt, Hügel um Hügel bespült, ist mit seinen Rebenhalden, Obstbaumthälern und Bergwäldern so recht die Heimat des schwäbischen Geistes. Ueber freundlichen Dörfern, in Trümmer geworfenen Burgen, seit alter Zeit blühenden, verkehr- und kunstreichen Städten liegt ein milder sonniger Himmel. Unaufhörlich wechseln Berge und Thäler, im Hintergrunde geschlossen von den feinblauen Gebirgsketten des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der hohen Felsenmauer der schwäbischen Alb. . . . Es ist ein herrliches Flußbecken, in welches . . . die vielen Zuflüsse die edelsten Erdstoffe in ihren Fluten aufgelöst gebracht haben und immer noch bringen zu unerschöpflicher Fruchtbarkeit.

Wir können nur herzlich einladen zum Genuß des schönen Werks.

2. Griechische Reisen und Studien von Hans Müller. Zwei Theile in einem Band. Leipzig, Friedrich. 1887. Gr. 8. 6 M.

Wir haben vor einigen Monaten die Beschreibung einer Reise nach Griechenland zur Anzeige gebracht, nämlich: Engel, „Griechische Frühlingstage" (Nr. 2 f. 1887), in welcher der Verfasser mit so großem Nachdruck dafür eintritt, daß die neugriechische Sprache auf unsern gelehrten Schulen als eine lebende Sprache behandelt werden solle. Engel hat nun in dem Buche, das wir heute den Lesern empfehlen möchten, einen tüchtigen und beredten Bundesgenossen bekommen. Die Frage, um die es sich dabei handelt, ist in der That so wichtig, daß ein Reisender in Griechenland dazu Stellung nehmen muß, und wenn er seine Reise für weitere Kreise beschreibt, so sind jedenfalls viele Leser speciell darauf gespannt, wie er über diese Frage sich äußern werde.

Mit Recht ist daher auch derselben in Hans Müller's Buch ein ziemlich breiter Raum gewidmet. Müller sagt, es gebe wol keine Sprache in Europa, über welche so irrige Vorstellungen herrschten und die im Vergleich zu ihrer Wichtigkeit so unbekannt sei wie das Neugriechische. Diese Unbekanntschaft vieler mit dem Neugriechischen — die sich selbst bei hochgelehrten Philologen findet, welchen das alte Griechisch höchst geläufig ist — bedauert Müller sehr, und er bemüht sich eifrig, die Wichtigkeit des Neugriechischen für praktische Zwecke wie für die Wissenschaft ins Licht zu stellen. Er ist aber auch überzeugt, daß das Altgriechische in unserm Gymnasialunterricht nicht wie

bisher hinter dem Lateinischen zurückstehen sollte, sondern daß es vielmehr vor diesem in den Vordergrund zu stellen sei, sodaß beide Sprachen in der künftigen Gymnasialerziehung ihre Rollen miteinander zu vertauschen hätten. „Dem Latinismus gehörte die Vergangenheit, dem Hellenismus gehört die Zukunft.“ Für den Sieg dieses Grundsatzes erkennt es der Verfasser als höchst wichtig, daß „dem Altgriechischen im Neugriechischen ein mächtiger Beistand erwachse. Das Neugriechische sollte im Zusammenhang mit dem Altgriechischen auf den Schulen gelehrt, ja vielleicht zur „Grundlage für die altgriechischen Studien“ gemacht werden. Der Verfasser schließt sich da dem Urtheil einer hervorragenden Autorität, Daniel Sanders, an, welcher sagt:

Wiederholt habe ich den Gedanken ausgesprochen, der sich jedem mit der neugriechischen Sprache und Literatur Vertrauten unabweislich aufdrängen muß, daß unsere Primaner auf die mit verhälnißmäßig sehr geringer Mühe zu erwerbende Kenntniß des heutigen Griechisch hingewiesen und dazu angeleitet werden sollten, als lohnend an und für sich, aber auch ganz besonders, weil durch den innigen Zusammenhang der alten Sprache mit der lebenden auch die Theilnahme für jene bei einer weit größern Anzahl von Schülern lebendig erhalten bleiben würde, als es leider jetzt der Fall ist.

Um diesen Grundsätzen, die wir zwar billigen, deren Verwirklichung aber nach unserer Meinung noch in ziemlicher Ferne stehen dürfte, noch mehr Empfehlung und Gewicht zu geben, fügt Müller den zweiten Theil seines Buchs hinzu, in welchem er eine Reihe von Proben aus neugriechischen Dichtungen — Lyrisches, Episches und Dramatisches — im neugriechischen Urtext und in einer wohlgelungenen Uebersetzung (im entsprechenden Versmaß) vorführt. Damit verfolgt er einen doppelten Zweck. Diese Proben sollen die schriftlichen Belege darbieten zu den Ausführungen (am Schluß des ersten Theils seines Buchs) über den Zusammenhang des Alt- und Neugriechischen und für den hohen Werth des letztern für das Studium des erstern zeugen; dann aber sollen sie zugleich den praktischen Beweis liefern, daß die moderne griechische Sprache und Literatur auch um ihrer selbst willen die vollste Aufmerksamkeit und Würdigung verdient.

Auch nur beim dilettantenhaften Durchlesen dieser Gedichte, wie es eben von der bloßen Kenntniß des Altgriechischen aus möglich ist, bekommt man allerdings den Eindruck hoher sprachlicher Schönheit. Die deutsche Nachbildung gibt, wie uns scheint, einen guten Theil hiervon wieder. Wir setzen als Probe ein schalkhaftes Liebesgedicht bei, betitelt:

Die Bitten.

In des Mädchens dunkeln Locken
Glühten einer Rose Flocken:
„Gib, sprach ich, die Rose mir,
Weiter wünsch' ich nichts von dir!“

Und sie reicht auf zarte Weise
Sie mir mit dem Händchen leise:
„Gib das Händchen, gib es mir,
Weiter wünsch' ich nichts von dir!“

Auch das Händchen reicht sie wieder,
Schlägt dabei die Augen nieder:
„Gib die Augen, gib sie mir,
Weiter wünsch' ich nichts von dir!“

Da — ein Blick so heiß und sprühend,
Und das Mädchen lächelt, glühend:
„Gib das Mündchen, gib es mir,
Weiter wünsch' ich nichts von dir!“

Ja! sie bietet mir die Lippen,
Und ihr Busen wogt beim Nippen:
„Gib den Busen, gib ihn mir,
Weiter wünsch' ich nichts von dir!“

Und sie fühlt mit mir Erbarmen,
Liegt mir plötzlich in den Armen;
„Jetzt nun halte ich dich hier,
Wünsche nie was Besseres mir!“

(Der Refrain im Griechischen: κάλλο, εἰπα, δεν ζητω.)

Aus der Reisebeschreibung selbst, die in anziehender Weise dargeboten wird, versagen wir uns weiteres mitzutheilen. Aber noch zwei Punkte mögen erwähnt sein aus dem, was der Reisende über „Land und Leute“ sagt; fürs erste:

Die griechische Waldverwüstung ist ein Kapitel, bei dem auch dem eifrigsten Philhellenen die Augen übergehen und er sich nicht wird enthalten können, wofern er es aufrichtig meint, den Griechen, Volk wie Regierung die schwersten Vorwürfe zu machen. . . . Drei Ursachen sind es hauptsächlich, durch welche die Vernichtung der griechischen Wälder herbeigeführt wird. Zuerst die Ziegenheerden, welche mit unersättlicher Gier gerade den jungen saftigen Nachwuchs wegfressen und dadurch der Ergänzung der Wälder aus sich selbst Einhalt thun. Als zweiten Grund finden wir die abscheuliche Unsitte, die Nadelbäume bis auf den Kern anzuhacken, um das nöthige Harz zur Versetzung der Weine zu erhalten, wodurch diese nebenbei für Ausländer ganz ungenießbar werden. Wie uns in Griechenland selbst gesagt wurde, brauchten die Bäume nur unbedeutend geritzt zu werden, um dasselbe Quantum Harz zu liefern, und würden dabei frisch und grün bleiben, während so die Nadelwälder geradezu muthwillig zerstört werden. Als dritten und größten Schaden müssen wir die häufigen Waldbrände bezeichnen, die oft in kurzer Zeit die ansehnlichsten Waldbestände vernichten. Das ist nun vollends eine Barbarei, bei der sich einem vor Ingrimm das Herz umdrehen möchte; denn diese Brände entstehen nicht blos durch Zufall oder Unvorsichtigkeit, sondern werden meistens durch Hirten veranlaßt, die, um neues Weideland zu gewinnen, absichtlich das erste beste Stück Wald anzünden (!), unbekümmert um die schweren Nachtheile, die ein solcher Vandalismus im Gefolge hat. . . . Bei einer solchen im großen betriebenen Waldverwüstung kommen die kleinern Forstfrevel, wie der von Groß und Klein schwunghaft betriebene Holzdiebstahl, die muthwillige Verstümmelung von Bäumen und anderes nicht weiter in Betracht, höchstens, daß sie einen neuen Beweis von der Vernachlässigung des griechischen Forstwesens liefern.

Möchten doch diese ernst mahnenden Worte unsers Reisenden auch bis zu den Ohren derer dringen, die in Griechenland selbst im Stande sind, solchem verderblichen Unwesen zu steuern, und möchten ihre Bemühungen von Erfolg begleitet sein!

Indessen nicht mit diesem düstern Bild wollen wir

unsere Besprechung schließen, sondern mit etwas Rühmenswerthen, das der Reisende uns vorführt:

Ein anderer Vorzug, der einen Fremden ebenfalls für die Griechen einnehmen muß, d. h. sofern er liberale Gesinnungen hegt, ist die große Gleichheit, welche nicht blos im Gesetz, sondern auch im geselligen Verkehr unter den Griechen aller Stände herrscht. Soweit die sociale Gleichberechtigung irgend möglich ist, soweit scheint sie uns bei den Griechen durchgeführt zu sein. Gleichheit ist dort nicht nur Redensart, sie macht sich im gewöhnlichen Leben wirklich geltend. Der Herr nennt z. B. seinen Diener αδελφε, Bruder, und behandelt ihn auch demgemäß. Diese Idee der Gleichheit macht auch, daß in Griechenland das Gefühl des Hasses und Neides gegen die wohlhabenden und besitzenden Klassen ganz unbekannt ist, welches in einigen Gegenden Europas so verderbliche Ideen hervorgerufen. Ja! Socialisten, Anarchisten und Nihilisten, welche in den „Culturstaaten" Europas mit ihren verderblichen Plänen einen so fruchtbaren Boden gefunden haben, kennt man in Griechenland nicht, weil alle Vorbedingungen hierzu fehlen. Zunächst herrscht dort bei den einzelnen keine so erdrückende Armuth, wie in jenen civilisirten Ländern, und somit gibt es auch kein eigentliches Proletariat. Dann aber steht dem Socialismus der Umstand im Wege, daß es in Griechenland keine privilegirten Klassen gibt; der Zutritt zu den höchsten Aemtern steht dort auch dem niedrigst Geborenen offen. „Ich will, daß mein Sohn in die Schule geht, daß er einst auch Minister werde", dies ist einer der gewöhnlichsten Gedanken des schlichtesten und ärmsten griechischen Landmanns. Auch der ungehinderte freundliche Verkehr zwischen den verschiedenen Ständen verdient hervorgehoben zu werden. In der Oeffentlichkeit wird sich z. B. auch der vornehmste Grieche nicht geniren, mit einem ärmlich Gekleideten im unbefangenen Gespräch über die Straße zu gehen oder im Kaffeehaus mit ihm an demselben Tisch zu sitzen. Die strenge, kastenartige Sonderung der Stände, wie sie gerade noch bei uns in Deutschland, namentlich in Norddeutschland, so sehr besteht, das hochmüthige, verächtliche Herabschauen der Vornehmen auf ihre geringer gestellten Mitmenschen, und im Gegensatz dazu der infernalische Haß, mit dem so viele aus den handarbeitenden Klassen jeden ansehen, der einen bessern Rock auf dem Leibe trägt: von alledem weiß man hier nichts und ebenso wenig kennt man eine Trennung der Stände in adeliche und bürgerliche mit allen ihren tiefgreifenden Consequenzen. In diesen Beziehungen sind uns die Griechen gewaltig voraus und sehr von uns zu beneiden.

3. Ein flüchtiger Zug nach dem Orient. Reise der allerdurchlauchtigsten Frau Gräfin von HohenEmbs (Kaiserin Elisabeth) im Herbste des Jahres 1885 an Bord der kaiserlichen Jacht „Miramar". Von A. von Almstein. Mit 43 Originalillustrationen und einer Karte in Farbendruck. Wien, Hölder. 1887. Gr. 8. 5 M.

Im October 1885 machte die Kaiserin von Oesterreich an Bord der kaiserlichen Yacht Miramar eine Seereise, auf welcher sie die wichtigsten Punkte der Küsten und Inseln des Mittelländischen Meeres besuchte. Diesen Reiseausflug, auf welchem die Kaiserin unter dem Incognito einer Gräfin von HohenEmbs reiste, hat der Schiffskapitän, der die Ehre hatte, die Miramar zu commandiren, A. von Almstein, „unter freundlicher Mitwirkung der Herren Fregattenkapitän von Lehnert und Linienschiffsarzt Dr. Lederer" in dem vorliegenden hübsch geschriebenen und splendid ausgestatteten Buche geschildert. Das Buch ist „Ihrer kaiserlichen und königlichen apostolischen Majestät Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich", in tiefster Ehrfurcht gewidmet und eine andere, verhüllte, Form von Widmung liegt darin, daß die Textinitialen der einzelnen Kapitel — bei den Hauptabschnitten in feiner Bildform ausgeführt — aneinandergereiht die Worte bilden: Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich, Königin von Ungarn.

Es muß dem Verfasser eine hohe Ehre und große Freude gewesen sein, das Schiff der hohen Reisenden zu commandiren, und dann nach Tagebuchblättern und aus der Erinnerung diese seltene Reise zu beschreiben, war eine Aufgabe, wie sie wol selten ein Schriftsteller sich stellen darf. Viele Leser in der österreichischen Monarchie und darüber hinaus werden mit dem größten Interesse diese Schilderungen lesen. Das Wesentliche und Besondere an dieser Reisebeschreibung ist natürlich nicht das, daß etwa Neues, Unbekanntes geboten wurde, sondern zu sehen, wie die hohe Reisende gereist ist und auf ihrer Reise gelebt hat, und was von dem vielen, das die Reise an Sehenswürdigkeiten bieten konnte, dieselbe sich ausgewählt hat.

Die Kaiserin ist ja bekannt als eine überaus rüstige Fußwanderin. Von dieser ihrer Ausdauer legte sie auch auf dieser Reise mehrere Proben ab.

Die Beschreibung eines Ausflugs in der Ebene von Troja schließt der Verfasser mit den Worten:

Allein auch die touristischen Leistungen der hohen Reisenden waren unübertrefflich und dürften in der Frauenwelt ihresgleichen kaum finden, denn während die meisten Theilnehmer an dem Ausflug nach Troja wiederholt die Reitpferde bestiegen, andere wieder mit der größten Müdigkeit kämpften, schienen die bedeutenden Strapazen eines mehr als achtstündigen Marsches in der Sonnenglut, auf schlechten Wegen, mit wenig Nahrung, keine Spur einer Abspannung bei der Gräfin von HohenEmbs zurückzulassen. An diesem Tage legte höchstdieselbe eine Probe seltener touristischer Ausdauer ab.

Und ein anderes mal, bei einem Ausflug, der von Rhodus aus gemacht wurde, heißt es:

Der Ausstieg war sehr mühsam; nur die hohe Frau legte ihn ohne besondere Anstrengung zurück, während der als Führer sie begleitende Consul an der Grenze der Erschöpfung stand. Alle übrigen Theilnehmer an dem Ausflug flüchteten auf die mitgenommenen Pferde, um den Beschwerlichkeiten zu entgehen.

Der Verfasser schreibt sehr angenehm. Er ist offenbar nicht nur auf der Commandobrücke seines Schiffs sehr auf seinem Platze, sondern weiß auch die Feder zu führen und seine Schilderungen mit manchen wohlangebrachten classischen Reminiscenzen und historischen Excursen zu beleben. Wir theilen als Probe seiner Art aufzufassen, zu urtheilen und zu schildern einige Sätze mit, die er über Cypern sagt:

Seit 1878 steht Cypern unter der englischen Verwaltung. Die Engländer, welche anderwärts ihre Colonien mit viel Geschick rasch zur Blüte zu bringen verstehen, haben in Cypern noch nicht viel Hervorragendes in dieser Richtung zu leisten vermocht, oder vielleicht nicht gewollt, weil eine musterhafte Colonisirung immer mit Auslagen eingeleitet werden muß. Die Insel zeigt jetzt keineswegs ein Bild des Wohlstandes und jenes paradiesischen Behagens, von dem die Chronisten der alten Zeit bis

tief ins Mittelalter hinein rühmend erzählen. Die Berge sind entwaldet, die Thäler ausgedorrt, die schlecht erhaltenen Wege verödet, die Städte schmuzig und verwahrlost. Schön ist die Insel nur noch durch einen gewissen grandiosen Schwung ihrer Bergzüge, wenn der alles veredelnde Glanz der goldigen Beleuchtung auf ihre Höhen fällt. Doch die Wehmuth über die jetzige Verkommenheit des schönen Eilandes überwiegt bei weitem die Erhebung, welche die spärlichen Ueberreste der einstigen Größe in unserm Gemüthe hervorzubringen vermögen.

Wie fein und galant der Verfasser der hohen Herrin, die seiner Führung für einige Wochen anvertraut war, zu huldigen versteht, zeigt er im letzten Abschnitt, wo er, als nach der Ankunft vor dem kaiserlichen Schloß Miramar die hohe Frau die Yacht Miramar verlassen hatte, schreibt:

Der junge Schnee auf den Alpenketten leuchtete rosig herüber, als versuchte er uns milden Trost zu spenden. Alles vergebens! Mit dem Scheiden der durchlauchtigsten hohen Frau entfloh uns alles in den durchlebten Wochen genossene hehre Glück, das Geschenk eines gnädigen Schicksals, welches uns in die Nähe der huldreichsten Herrin zu zaubern wußte. Und als sollte der Himmel zum Dolmetsch unserer gedrückten Stimmung werden, lösten sich dessen Schleußen und ein sündflutartiger Regen ergoß sich hernieder.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 35.)

4. Das Opfer der Mardachai. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Kreuznach, Schmithals. 1887.

Eduard Mohr ist auf dem dramatischen Felde kein Neuling: er hat außer ein paar Festspielen zur Schiller- und Shakspeare-Feier, die im deutschen Theater zu Amsterdam mehrfache Aufführungen erlebten, einige Trauerspiele, darunter „König Saul", „Coligny", Francesco dei Pazzi" und ein Lustspiel „Schwert und Palme" geschrieben. Den „Francesco dei Pazzi" hat das deutsche Grand-Theater in Amsterdam gleichfalls aufgeführt und ein anderes Trauerspiel von ihm: „Capitolin", brachte 1880 das königliche Theater in Wiesbaden zur Darstellung.

Die vorliegende Tragödie: „Das Opfer der Mardachai", dürfte nicht weniger verdienen gespielt zu werden. Stoff und Ausgestaltung sind jedenfalls derart, daß sie Interesse und Spannung erwecken. Die Handlung ereignet sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Saragossa unter König Ferdinand V. nach Einführung der Inquisitionstribunale, welche hauptsächlich auf Vertreibung und Vernichtung der Juden ausgingen. Eine reiche jüdische Witwe Mardachai und ihr Sohn sind denn auch die Helden des in Rede stehenden Trauerspiels. Der letztere ist der rechtmäßigen Mutter gleich nach seiner Geburt geraubt und der Herzogin von Orsuno als Sohn untergeschoben worden, die in derselben Zeit Zwillinge geboren und einen derselben durch den Tod verloren hat. Um das Leben der vornehmen Frau durch die Nachricht von dem Hinscheiden des einen Kindes nicht in Gefahr zu setzen, hat der Arzt Don Azir im Einverständniß mit der Magd der Mardachai das todte Söhnchen der Herzogin mit dem lebenden der Jüdin vertauscht.

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Durch die fanatische Verfolgung der Juden ins tiefste Elend gebracht, erkrankt die bestochene Magd der inzwischen zur Witwe gewordenen Mardachai und bekennt in der letzten Stunde ihre Frevelthat. Eben als die Inquisition, um dem verhetzten aragonischen Volke genug zu thun, die Mardachai, der Zauberei angeklagt, gefangen nehmen und vor ihre Schranken führen läßt, erfährt diese, daß ihr Sohn noch lebt und als Oberster der Leibwache in königlichen Diensten steht. Sie fleht den König, der ihr für manches Gute, das sie ihm und dem Lande ehedem erwiesen, verpflichtet ist, um Gerechtigkeit und um Rückgabe ihres entwendeten Sohnes an. So kommt es, daß vor dem Tribunal der Inquisition die Jüdin und die Herzogin um den Sohn Don José sich streiten und dieser, bezwungen von dem starken Familiensinn der Juden, Ehre, Wohlstand und selbst seine christliche Geliebte, Donna Juana, eine Tochter des Arztes Don Azir, aufgibt, um mit der von dem fanatischen Gerichtshofe zum Tode verurtheilten Mutter den flammenden Holzstoß der Ketzerei zu theilen.

Diese Inhaltsangabe dürfte genügen, um darzuthun, daß das uns hier zur Besprechung vorliegende Stück in seinem Vorwurf eine gewisse tragische Größe und einen Conflict von erschütternder Wuchtigkeit in sich trägt. Ein Grillparzer hätte, um daran seine Begabung zu bekunden, alle seine Kraft zusammen nehmen müssen. Diejenige von Eduard Mohr bricht fast unter der Last der Aufgabe zusammen, doch nicht so ganz, wie wir mit Vergnügen einräumen, daß nicht doch ein Drama entstanden sein sollte, welches, wie wir bereits beim Eingang unserer Beurtheilung sagten, den Anspruch zu erheben berechtigt ist, aufgeführt zu werden. Allerdings schädigt es einigermaßen den Eindruck, daß Prosa und Vers in der Diction des Trauerspiels wechseln und mehrfache Veränderungen des Schauplatzes mitten in den Acten den Lauf der Entwickelung störend unterbrechen. Allein wenn diese Gewohnheiten der frühern Dramatiker, deren sich die neuern fast ganz entschlagen haben, immerhin auch bis zu einem gewissen Grade die einheitliche und geschlossene Wirkung der Tragödie abmindern und schwächen, so vermögen sie doch keineswegs den Erfolg derselben ganz zu vernichten. Es bleiben ihr immer noch und besonders zum Schluß hin entschiedene Schönheiten und Verdienste nachzurühmen.

Der Wettstreit um den Besitz und die Liebe des Sohnes zwischen den beiden Müttern und der Entschluß des Sohnes, selbst sich zum Judenthum und für die zum Scheiterhaufen verurtheilte Mutter zu bekennen: diese beiden Vorgänge sind nicht ohne Züge einer wahrhaft dramatischen Hoheit. Auch das Wesen der Mardachai erhebt sich zuweilen zu einem Pathos sieghaftester Art, wie z. B. in dem Auftritt vor dem Ketzergericht, wenn sie, nach dem Zauber gefragt, der das Judenthum in allen Verfolgungen der Welt aufrecht zu erhalten im Stande sei, antwortet:

Wollt ihr den Zauber kennen?
Als Moses einst mit den Gesetzestafeln
Vom Berge Sinai sich abwärts wandte,
Vernahm er eine Stimme: „Nehmt mich mit,
Wohin ihr geht, denn ich bin euer Gott.“
Und Moses sprach: „Woran erkennt mein Volk,
Daß du der Herr bist?“ Da erschien ein Sturm,
Der das Gesetz zerbrach, dem die Natur
Nach unsrer Denkart unterworfen ist;
Es stiegen Flammen auf; die Erde bebte
Und in dem Thale hallten Donner wieder,
Zum Zeichen seiner Nähe. „Nehmt mich mit“,
Das war das Wort; der Anfang und das Ende.
Wir nehmen ihn mit uns. Vergebne Sorge,
Die ihr euch macht; verjagt uns von dem Grund,
Den dieser Fuß entweiht; verweigert uns
Das Bischen Erde; treibt den Wanderer,
Dem schon die Ferse blutet, immer weiter,
Wohin ihr wollt; er nimmt den Einen mit,
Und wie der Wanderer, so thun wir alle;
Vertilgt uns, wenn ihr könnt!

„Das Opfer der Mardachai“ steht nicht gerade ebenbürtig neben den bekannten Judenstücken: „Uriel Acosta“ von Gutzkow, „Die Makkabäer“ von Otto Ludwig, „Judith“ von Hebbel, „Deborah“ von Mosenthal, aber immerhin reiht es sich ihnen an.

5. Das grüne Vögelchen. Philosophisches Märchen in fünf Aufzügen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volkmar Müller. Dresden, Knecht. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses Drama hat für uns lediglich ein literarisches Interesse. Es zeigt uns zunächst die ganze Eigenartigkeit dieses italienischen Dichters, der, 1722 in Venedig geboren und am 4. April 1806 daselbst gestorben, als eine Art Ferdinand Raimund vor uns tritt. Voll Phantasie und Humor wie dieser, glänzt auch er durch eine reiche Erfindungsgabe und glückliche Ausbeute örtlicher Zustände. Das Märchen aus dem Munde des Volks aufgreifend, durchtränkt er dasselbe auf lustige Weise mit allerlei Beziehungen und Erscheinungen seiner Vaterstadt, indem er zugleich in der Ausgestaltung der aufgegriffenen Fabel irgendeine landläufige Moral zum wirksamen Austrage zu bringen sich eine meistentheils lohnende Mühe gibt. Dann läßt es uns in der Uebertragung des Verfassers eine außerordentliche Begabung und zuletzt, wenn wir uns des tragikomischen Märchenschauspiels „Turandot“ erinnern, das Schiller nach demselben Gozzi „auf ideale Weise“ für die deutsche Bühne bearbeitete, deutlich erkennen, ein wie großartiges Genie wir in diesem Dichter besessen haben. Gerade die genaue und wahrhaft poetisch geschickte Uebersetzung Volkmar Müller's, die dem ursprünglichen Werke bis auf den innersten und kleinsten Zug gerecht wird, offenbart uns Schiller's dramatische Mächtigkeit und Größe in ihrer ganzen Herrlichkeit. Alles Bedeutende im Original hielt er fest, und was er davon fallen ließ oder durch eigene Zuthat ersetzte, bekundet, wie sehr er die Natur und das Wesen unsers Theaters inne hatte. Seine Leistung auch in diesem Stück ist geradezu eminent.

„Das grüne Vögelchen“, mit dem wir es hier zu thun haben, ist eine tolle, etwas in die Breite gezogene Märchenkomödie, die nicht ohne Geist und Laune, aber zerfahren in der Handlung, langsam in der Entwickelung und nicht immer geschmackvoll in der Wahl ihrer komischen Mittel erscheint. Daß der fabelhafte König Tartaglia seine ihm unbekannt gebliebene Tochter Barbarina heirathen will, ist ebenso widerwärtig, wie die Gestalt seiner Mutter possenhaft und ekelerregend ist.

Ueber den Inhalt hat sich Carlo Gozzi in seiner Vorrede zu dem Stück selbst folgendermaßen geäußert:

Die beiden modernen Philosophen, Renzo und Barbarina, die Hauptpersonen dieser Handlung, angefüllt mit den Grundsätzen der verderblichen Herren Helvetius, Rousseau und Voltaire, die mit dem System der Eigenliebe und mit höchster Undankbarkeit die Menschheit verachten und verlachen, die die Wohlthaten barmherziger Menschen mit Heißhunger wünschen und beleben, aber, reich geworden, närrisches Zeug schwatzen und das Unmögliche begehren; Truffaldin, der Macchiavellist; Calmon, das alte, moralische, sprechende Steinbild; die fromme, gottesfürchtige Smeraldina, welche, in ihren guten Handlungen von zwei jungen Philosophen mit modernen Maximen verhöhnt, sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, keine Barmherzigkeit mehr an den Nächsten auszuüben; Tartagliona, die alte tückische Königin; Brighella, der Dichter und Weissager, der bei einer häßlichen Alten ein günstiges Testament erstrebt; Tartaglia, ein lächerlicher König, aber ein Spiegel der Kritik und mancher dummen, ungezogenen Großen, in seiner schnakischen Gemüthsart; schließlich der verhältnißmäßig geordnete Bühnenapparat: das alles brachte jene Wirkung hervor, die ich auf die Leute aller Klassen wünschte, freilich mit Ausnahme meiner Kritiker, denen ich nicht das Leid anthun will, sie mit unter die unendliche Zahl derjenigen zu rechnen, welche so gütig waren, Beifall zu klatschen und zu diesem Kindermärchen herbeizuströmen.

„Das grüne Vögelchen“ wurde 1764 oft und immer vor überfülltem Hause gespielt, und dies wol hauptsächlich deswegen, weil es für die Gebildeten manchen wahrnehmbaren Schachzug gegen die sogenannten Encyklopädisten that und dem Volke eine große Augenweide bot. Der Schwank führt Statuen, die zu Menschen und Menschen, die zu Statuen werden, allerhand Ungethüme und wilde Thiere, unterirdische Höhlen und Zaubergärten, singende Aepfel, springende Wasser, sprechende Vögel, Erdbeben und Aehnliches vor. Zuletzt wird aus einem Vogel ein schöner Prinz, aus der bösen Königin Tartagliona eine Schildkröte und aus dem eigennützigen und speichelleckerischen Brighella ein Esel, „der hinten ausschlägt“ — das

alles vor den Augen des Publikums. Man sieht: man befindet sich hier ganz in der Welt, die Raimund in seiner „Gefesselten Phantasie", in seinem „Diamant des Geisterkönigs" und ähnlichen Zauberspielen zum Besten gibt. Nur sind uns die des letztern sympathischer und anheimelnder als die von Gozzi, die selbst in so wortgetreuer und so fein und dichterisch zu Stande gebrachter Verdeutschung, wie die hier in Rede stehende von Volkmar Müller, uns doch immer etwas fremd und sonderbar anmuthen. Wenn unsere heutige Schaubühne sie aufgreifen und darstellen können soll, wird es jedenfalls eines andern Schiller's bedürfen, der sie uns zusagend und schmackhaft macht. Davon abgesehen jedoch, verdient die Arbeit Volkmar Müller's volles Lob. Sie ist durchweg fein und sinnig und oft in Versen von einnehmendster Gefälligkeit ausgeführt.

6. Die Ehebrecherin. Trauerspiel in drei Aufzügen von Frdr. Herm. Kanowski. Wien, Anger. 1887.

Dieses Trauerspiel ist ein dramatischer Versuch, von dem wir wol nur den Inhalt anzugeben brauchen, um zu beweisen, daß ihm eine höhere Bedeutung oder irgendein Kunstwerth nicht innewohnt.

Bankier von Hartfeld, ein reicher Wüstling, hat in Italien eine arme Anverwandte, eine junge und bildschöne Gräfin von Gerowani, sich durch sein Geld von einem habgierigen Vormunde zu erkaufen gewußt. Als er mit dieser seiner Gattin heimgekehrt ist, erklärt ihm dieselbe, sie werde nie vergessen, daß sie vor der Welt sein Weib sei, in Wahrheit jedoch könne sie ihm niemals die Rechte eines Gatten einräumen. In einem gleich danach folgenden Selbstgespräch bekennt sie, daß sie in ihrem schönen Vaterlande vor etwa zwei Jahren im Theater einen jungen Mann erblickt und sich sterblich in diesen verliebt habe. Es ist dies Raymund Hylden, Kassirer bei Hartfeld, den letzterer als verwaisten Knaben sozusagen von der Straße aufgelesen und in Dienst genommen hat. Kaum hat die Gräfin Isabella, jetzige Frau Hartfeld, ihn wieder gesehen, so beschließt sie in ihrer italienischen Leidenschaftlichkeit auch sofort, sich ihn zu erobern, um nach Scheidung von ihrem ungeliebten Manne in seinen Armen ihr Glück zu finden. Aber ihr Misgeschick will es, daß Raymund Hylden bereits sein Herz an Erna Herbort, eine arme Stickerin und gleichfalls eine Waise, verschenkt hat. Außer sich gebracht durch diese Entdeckung, will sie erst Erna Herbort, dann, weil diese ihr zu unbedeutend erscheint, sich selbst und Raymund vergiften. Sie ladet diesen, da ihr Gatte angeblich verreist ist, zu später Nachtstunde zu sich, um ihr finsteres Vorhaben auszuführen; aber ehe es dazu kommt, überrascht sie Hartfeld, der inzwischen Erna bei ihr gesehen und von deren Liebreiz so förmlich erfaßt worden ist, daß er sie um jeden Preis zum Opfer seiner Lüste machen will. Da er erfahren, daß Raymund ihr Verlobter ist, will er zunächst diesen aus dem Wege schaffen und hat zu diesem Zweck 150000 Mark unter dessen Sachen versteckt, die er nun durch herbeigerufene Polizei bei ihm finden läßt. Soweit gediehen und eben im Begriff, sich des Gelingens seiner Schandthat zu erfreuen, erfährt er plötzlich durch ein Armband, das Erna von ihrer gestorbenen Mutter ererbt, daß sie seine Tochter und zugleich durch vorgelegte Papiere, daß Raymund, von einem andern von ihm verführten Mädchen geboren, sein Sohn ist.

Diese Entdeckungen schmettern ihn nieder und veranlassen ihn, die Beschuldigungen gegen Raymund zurückzunehmen. Leider aber zu spät. Raymund, durch Hartfeld's Anklage zur Verzweiflung gebracht, hat sich auf dem Wege zum Gefängniß von einer Brücke gestürzt und, obschon gerettet, an einem Eispfeiler tödlich am Kopf verwundet. Er wird herbeigetragen, um vor den Augen seines schändlichen Vaters zu sterben. Dieser, wahnsinnig geworden, erschießt sich an seiner Leiche, und Isabella endlich trinkt ihr lange bereit gehaltenes Gift.

Erna bleibt übrig, um zwischen den drei Todten knieend bei einem leisen Gewinsel: „Es ist bestimmt in Gottes Rath", hinter der Scene folgende Schlußrede zu halten:

> Isabella ist todt — sie sind beide todt. Raymund — du warst mein Bruder. Großer Gott, der du das Menschenherz erschaffen, du weißt, daß es im Leben Verhältnisse gibt, in welchen ein Weib, das von der gefühllosen Menge als eine Ehebrecherin verachtet wird, von der Moral als eine solche nicht gestempelt werden darf. Isabella war keine Ehebrecherin! Großer Gott, du wirst ihr gnädig sein.

Diese Angaben genügen ohne Zweifel, die in Rede stehende Arbeit als eine solche zu kennzeichnen, die keinerlei Anspruch auf künstlerische Ausgestaltung erheben kann. Sie ist in Anlage, Durchführung und Austrag ohne alle Feinheit und Vertiefung, ein Theaterstück, das mit den derbsten und gewöhnlichsten Mitteln wirkt und einem nur einigermaßen gebildeten und geläuterten Geschmack unmöglich wird zusagen können. Der Verfasser hat in ziemlich roher Weise, die pariser Sensationsdramen nachahmend, ein Trauerspiel geschaffen, welches fast in craß realistischer Art sehr heikle und verfängliche sittliche und gesellschaftliche Conflicte behandelt. Wir sind überzeugt, daß er dabei von guten Absichten beseelt gewesen, doch leider nur von sehr mangelhaften Kunstbegriffen geleitet und unterstützt worden ist.

7. Schulstreit und Schulreform. Dramatische Scenen, frei nach Aristophanes. Von Orbilius Empiricus. Wiesbaden, Kunze's Nachfolger: Jacoby. 1887.

Dieses Werkchen hat mit dem eigentlichen Theater gar nichts zu thun. Es ist eine Schrift, die sich über die Lehrmethoden der heutigen Schulanstalten in satirischer Weise ausläßt und zu diesen Auslassungen die dramatische Form des Aristophanes gewählt hat. Von irgendeiner Handlung, einer Intrigue oder einer Katastrophe ist keine Rede. Die hier gebotenen Auftritte führen uns Menschen mit griechischen Namen vor, die in antiken Versmaßen ihre Ansichten und Meinungen über die beste Art, die Jugend zu bilden und zu erziehen, an den Tag legen.

Ohne Zweifel werden hierbei die Fehler und Schwächen unserer Gymnasien und sonstigen Institute mit viel Geist und Findigkeit aufgedeckt und mancher Fingerzeig ertheilt, der zu beherzigen sein möchte. Im ganzen jedoch entwickelt die Schöpfung mehr poetisches Behagen als durchgreifenden Witz. Mit Platen's dramatischen Satiren: „Die verhängnißvolle Gabel“ und „Der romantische Oedipus“, sind diese scenischen Nachahmungen des Aristophanes jedenfalls nicht in Vergleich zu bringen. Dazu fehlt ihnen bei wahrhaft schneidiger Erfindung geistige Schärfe und vor allen Dingen auch jene mächtige und hoheitsvolle Plastik des Ausdrucks, die in des vorgenannten Dichters unsterblichen Komödien so überaus hinreißende und gewaltige Wirkung übt.

Feodor Wehl.

Zur philosophischen Literatur.

1. Die Grundfragen der Erkenntnißtheorie. Kritik der bisherigen erkenntnißtheoretischen Standpunkte und Grundlegung des kritischen Realismus. Von Lorenz Engelbert Fischer. Mainz, Kirchheim. 1887. Gr. 8. 7 M.

Dieses umfassende Werk, mit welchem der in der heutigen philosophischen Literatur nicht unbekannte Verfasser hervortritt, stellt sich in die Reihe derjenigen Versuche, welche darauf ausgehen, auf dem Grunde der durch die positiven Wissenschaften, insbesondere der Psychologie und der Naturforschung dargebotenen Erfahrung und mit kritischer Sichtung der betheiligten Standpunkte eine neue Theorie der menschlichen Erkenntniß zu gewinnen. Es ist dies der kritische Realismus, welcher sich ebenso feindlich stellt gegen den transcendentalen Idealismus Kant's und Schopenhauer's wie gegen die neuen Anläufe des „naiven“ Realismus Kirchmann's und des transcendentalen Realismus Hartmann's. Aber auch die heute vielfach (nachdem sie sich von einem seelen- und geistlosen Materialismus abgewandt hat) halbkantianisch gewordene Naturwissenschaft, soweit sie sich dazu erhebt, das große Problem des Verhältnisses von Sein und Erkennen in Angriff zu nehmen, findet an dem Verfasser dieses Werks einen scharfen und gewandten Gegner. Ueberhaupt nimmt der kritisch-polemische Theil des Buchs den größten Raum (S. 1—383) ein, und erst auf den letzten 112 Seiten desselben skizzirt Fischer seinen eigenen Standpunkt.

Wir sagen „skizzirt“. Denn mehr als eine bloße Skizze ist dieser ganze Abschnitt nicht; aber trotz seines geringen Umfangs sind auch hier überall kritische Excurse eingestreut, die sich gegen Forscher wie Helmholtz, Wundt, Stuart Mill u. a. wenden.

Fischer nimmt Stellung zu den Hauptfragen aller Erkenntnißtheorie: Wie gelangt das subjective Denken zum objectiven Sein? Wie kommen wir zur Kenntniß dieser Welt mit der Unendlichkeit ihrer Stoffe und Formen, ihrer Erscheinungen und Gesetze? Woher nehmen wir die Gewißheit einer realen Objectivität? Und wenn eine solche vorhanden, wie kann sich diese in ein ideelles Abbild im Geiste verwandeln? Ja, welche Garantie haben wir, daß diese unsere Abbilder und Vorstellungen sich decken mit der wirklichen materiellen und geistigen Welt, daß also das zu Stande kommt, was wir eine Erkenntniß derselben nennen? Diese Lösung so tiefer Probleme ist hier indeß keine so eigenartige und originelle, wie man nach dem umfangreichen kritisch-polemischen Apparat zu erwarten berechtigt war.

Fischer's „kritischer Realismus“ ist eine Art von Compromiß-Standpunkt. Gegen die Annahme der heutigen kantianisirenden Sinnesphysiologie etwa von der Observanz eines Karl von Voit sowie gegen die Grundvoraussetzung der heutigen Naturforschung überhaupt sieht er (mit Dilthey) weder in der Materie der Welt eine homogene qualitätslose Masse noch in den Erscheinungen des Lichts, der Farbe, des Tons u. s. w. bloße Wirkungen unserer sogenannten Sinnesenergien. Er nimmt für die äußere wie für die innere (seelische) Erfahrung das Recht in Anspruch, ein wirkliches Abbild des Seins zu gewinnen, indem er dasselbe aus dem Zusammenwirken der den wirklichen Sachverhalt abspiegelnden Wahrnehmungen und gewisser apriorischer ideeller Formen des Geistes erstehen läßt. Ihm ist daher der Kantische Gedanke eines hinter den Erscheinungen der Welt steckenden und unfaßbaren „Ding-ansich“ ganz unsympathisch. Die Frage, wie dieses raum- und zeitlose, übersinnliche Wesen der Dinge und der Wesen den Grund und den Anstoß geben soll zu allen unsern sinnlichen Empfindungen der Außen- und Innenwelt, dieser Einwurf gegen Kant ist schon hundert Jahre alt, und auf diesen innern Widerspruch hat man das Irrthümliche und Unhaltbare seiner ganzen Erkenntnißtheorie herleiten wollen. Mit welchem Recht? Das zu untersuchen, würde hier wahrlich zu weit führen.

Daß Fischer seinem „kritischen Realismus“ noch zuletzt und unerwartet eine Art von metaphysisch-geistiger Grundlage zu geben versucht, wollen wir nicht unterlassen, hinzuzufügen. Aber er bahnt sich dazu einen Weg durch folgenden Schluß. Um die Welt denken zu können, d. h. sie in ein ideelles Bild zu verwandeln, muß sie selbst schon ihrem Wesen nach ideell, d. h. etwas „Gedachtes“ sein. Er sagt:

> Und nur deshalb und insofern, als das Sein ein gedankliches Element in sich schließt, ist es für uns erkennbar. Denn wäre das Sein lediglich Sein, d. h. stände es in gar keiner Relation zum Denken, enthielte es kein ideelles Moment, dann wäre es unbegreiflich, wie es im Denken erfaßt werden könnte. Nur unter der Voraussetzung, daß das Sein selbst etwas Gedankliches, daß es ein Gedankenausdruck ist, kann es vom Subject wieder auf einen Gedankenausdruck gebracht werden. Denn

nach unserer Ansicht kann nur ein Gedankenproduct in Gedanken reproducirt werden. Werden wir demnach, um die Thatsache realer, objectiver Erkenntniß zu verstehen, zu der Hypothese geführt, daß die äußere Erfahrungswelt ein Gedankenproduct oder ein Gedankenausdruck ist, und zeigt sich dieselbe factisch den Normen unsers Denkens adäquat, so erscheint uns dies nur unter der zweifachen Bedingung möglich, daß das objective Sein und unser subjectives Denken ursprünglich zueinander beigeordnet und daß beide einem und demselben Princip entsprungen sind. Dieses Princip kann aber keine bloße metaphysische Idee sein; denn eine solche wäre nicht im Stande, die in Rede stehende Conformität hervorzubringen, da eine Idee ohne einen sie producirenden Geist nur ein ohnmächtiges Abstractum ist. Vielmehr muß jedes postulirte Princip ein reales und zugleich logisches Wesen sein, welches seine Gedanken im Sein realisirt und unserm Geiste ursprünglich die entsprechenden Normen gegeben hat, vermöge deren er im Stande ist, die objectiv verwirklichten Gedanken ideell zu reproduciren. Demnach fordert die Lösung des Erkenntnißproblems in letzter und höchster Instanz die Annahme eines absoluten, intelligenten Princips, das wir Gott nennen.

Nicht übel! Unzweifelhaft eine sehr geschickte Wendung. Doch ist dieser Salto mortale vom kritischen Realismus mitten in den speculativen Theismus hinein nur durch einen kühnen Satz über die Hecken und Gräben einer Unzahl widerstrebender petitiones principii, Quaternionen und anderer logischer Ungeheuer hinweg möglich geworden! Hiervon indeß abgesehen liegt in dem Werke Fischer's eine ernste und gründliche philosophische Arbeit vor, welche die volle Beachtung aller Freunde und Kenner unserer heutigen philosophischen Bewegung verdient.

2. Das körperliche Gefühl. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Geistes. Von Eugen Kröner. Breslau, Trewendt. 1887. Gr. 8. 6 M.

Entwickelungsgeschichte der Geistes! Das ist auch eins jener Worte, die solange unverständlich bleiben, bis man einen Einblick gethan in die Werkstätte der heutigen physiologischen Psychologie, die sich nach den grundlegenden Arbeiten Fechner's, Lotze's, Wundt's, Horwiez's u. a. allmählich zu einer wirklichen alle Probleme der bisherigen Psychologie in ihren Kreis ziehenden auf Beobachtung und innerer Erfahrung beruhenden Wissenschaft emporbildet. Was uns an dieser neuen Frucht modernen Forschungseifers besonders erfreut, das ist der streng methodische Weg, den sie einschlägt, das umsichtige, gewissenhafte und exacte Verfahren, das sie innehält, die echt wissenschaftliche Besonnenheit, die sie in diesen schwierigen und complicirten Untersuchungen zeigt, wo so leicht die verführerische Hypothese ihre Fäden spinnt und die mühsam errungene Thatsache des Seelenlebens in ein phantastisches Netz einhüllt. Wie schwer ist es dann oft, das Gold der reinen Thatsache hinterher aus dieser Umhüllung ans Tageslicht zu bringen. Soeben hat der unermüdliche Wundt in einer sehr anziehend geschriebenen Abhandlung „Selbstbeobachtung und innere Wahrnehmung" (292—303 in den „Studien"), die an eine Polemik gegen den Halb-Hegelianer Johannes Volkelt anknüpft, feinsinnig und tief eindringend auf die außerordentlichen Schwierigkeiten hingewiesen, welche die psychologische Selbstbeobachtung gerade im Gebiete dieser neuen Wissenschaft noch darbietet. Dem Meister der psychologischen Analyse, der seit langen Jahren mit solchem Erfolge auf diesem Gebiete arbeitet, steht es wohl an, den jüngern Forschern ein warnendes Wort zuzurufen.

Eugen Kröner, der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, gehört offenbar nicht zu denjenigen, die einer solchen Warnung zur Vorsicht bedürfen. Seine Arbeit, welche sich zwar die Lösung eines bestimmt umgrenzten Problems zur Aufgabe stellt: das Wesen des Gemeingefühls, seine physiologische Erstehung und seine Bedeutung als Basis psychologischer Bildungen, greift nach allen Seiten hinaus in die verschiedensten Gebiete der Seelenlehre, so in das Gebiet der Gefühls- und Affectentheorie, der Temperamentslehre u. s. w. Daß der Verfasser überall auf physiologischer Basis fußt, so zwar, daß er entweder für seine psychologischen Annahmen Belege aus den speciellen biologischen und physiologischen Disciplinen sucht, oder umgekehrt aus einer Reihe von somatischen Thatsachen psychische Folgerungen herleitet, ist selbstverständlich und folgt aus dem allgemeinen Standpunkte des Verfassers sowie aus dem wissenschaftlichen Charakter derartiger Untersuchungen. Interessant ist jedenfalls der Versuch, das entwickelungsgeschichtliche, um nicht zu sagen darwinistische Princip auf die allmähliche Ausbildung der einzelnen psychischen Functionen und Kräfte anzuwenden. Es ist aber eine Art genetisches oder genetisch-comparatives Verfahren, das der Verfasser bei der Untersuchung der Frage über die Entwickelung der geistigen Thätigkeiten von einzelnen Individuen innehält im Gegensatz zum descriptiven und schildernden der frühern empirischen Psychologie. Der Verfasser geht also mit dieser seiner genetisch-comparativen Methode über das experimentale Verfahren der Psychophysik und der physiologischen Psychologie eigentlich schon hinaus, oder vielmehr er versucht beide miteinander zu verbinden. So hören wir den Verfasser bei der Betrachtung rein seelischer Vorgänge, Vererbung und Auswahl, von autogenetischen und philogenetischen Gesetzen sprechen, daß der echte Darwinianer ausnehmend seine Freude daran haben würde. Ob nun hier nicht endlich doch der besonnene Wundt seinen Finger erheben würde, um unsern jungen Psychologen vor zu voreiliger Theorie zu warnen? (Vgl. dessen „Physiologische Psychologie", 2. Aufl., Vorw. 16.)

Wie dem nun aber auch sein mag, die kühn aufstrebende neue Naturanschauung des Darwinismus schweift schon seit einiger Zeit gern aus dem Gebiete der organischen Naturformen in das Bereich des Seelenlebens hinüber und droht schon sogar die Grenzen der ethischen und ästhetischen Doctrinen zu überschreiten. Ja sie hat sie zum Theil schon überschritten. Einige verwegene Vorposten haben sich sogar in das Gebiet der religiösen und staatlichen Theorien gewagt, um hier die Fahne Darwin's und Häckel's aufzupflanzen. Da hilft aber kein Warnen.

Der Darwinismus-Euphorion kennt in jugendlichem Uebermuth keine Grenzen mehr:

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schauen,
Weiß ich nun, wo ich bin!
Mitten der Insel drin,
Mitten in Pelops Land
Erde- wie sonnverwandt.

Uebrigens ist das hier behandelte Thema des Gemeingefühls eine der dunkelsten und am schwersten zugänglichen Partien der Psychologie, die früher und jetzt noch gerade wegen des Charakters dieses Gefühls als Grenzgebiet zwischen dem organisch-physischen und dem psychischen Leben den üppigsten Boden für die poetisch-tiefsinnigsten, aber auch für allerlei trübe, mystische und spiritistische Lehren hergab. Von diesem Gesichtspunkte aus bleibt es unter allen Umständen verdienstlich, dieses dunkle Terrain einmal unter die Beleuchtung moderner Fragen gerückt zu haben.

3. Die Willensfreiheit des Menschen. Von Fr. J. Mach. Paderborn, F. Schöningh. 1887. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Eine viel und oft discutirte Frage! Unzweifelhaft sind an der Entscheidung über das Vorhandensein einer menschlichen Willensfreiheit, an dieser „grande question", wie sie Leibniz nannte, nicht nur die Ethik als solche, sondern auch die Religion und die Humanität, die Jurisprudenz und die Socialwissenschaft, nicht minder aber auch die praktische Moral und die Pädagogik betheiligt; und alle diese Gebiete erhalten einen belebenden Aufschwung oder den Todesstoß, je nachdem diese idealste aller Fragen positiv oder negativ beantwortet wird.

Aber die Zahl der Denker, welche die Freiheit im idealistischen Sinne in Abrede gestellt haben, ist doch mindestens so groß und die Bedeutung ihrer Gründe so schwerwiegend, wie die Zahl und das Ansehen derjenigen, welche sie vertheidigt haben. Sollte also doch der alte fromme Malebranche recht haben, welcher behauptete: „La liberté est un mystère?" Und wenn die Freiheit wirklich ein Geheimniß ist, wie steht es dann um alle jene praktischen Wissenschaften, um Moral, Jurisprudenz und Staatslehre, die doch mit dem Fortfall der Willensfreiheit ihren bessern Theil, ihre Seele einbüßen? Am Ende wird es sich hier ähnlich verhalten wie auf andern uns nahe liegenden Gebieten. Unbekümmert um jene meta-mathematischen Untersuchungen eines Gauß und Clausius, eines Riemann und Helmholtz, welche die apriorische Allgemeingültigkeit der mathematischen Axiome zum Theil in Abrede stellen, also unserer ganzen angewandten Mathematik ihren nothwendigen und gewissermaßen naturgesetzlichen Charakter nehmen, bauen Mechanik und Architektur ruhig ihre Brücken und Aquäducte, ihre Häuser und ihre Kirchen, als ob die constructiven Gesetze, die sie in Anwendung bringen, unumstößlich wären. So werden auch Moral, Pädagogik, Jurisprudenz und Staatswissenschaft ihre hohen und praktischen Institutionen erfüllen, als ob die Willensfreiheit über allen Zweifeln erhaben wäre!

Von diesem Gesichtspunkte ist der theoretische Eifer nicht recht verständlich, mit welchem die philosophischen Ethiker immer und immer wieder das alte Problem in Angriff nehmen. Professor Mach zeigt sich in dem vorliegenden Werke als einen Anhänger der zwar nicht unbedingten, sondern vielfach modificirten Willensfreiheit. Er hat die ganze bisherige Literatur durchforscht und kennt nicht nur alle logisch-metaphysischen, sondern auch alle psychologisch-naturwissenschaftlichen Gründe und Thatsachen, welche bisher gegen die Willensfreiheit beigebracht worden sind. Aber er weiß mit großem Geschick die Angriffe der Gegner zu pariren, und wo seine eigenen Waffen nicht ausreichen, holt er sich solche aus den Arsenalen der großen idealistischen Ethiker. So bietet das Werk auch von der historischen Seite ein, wenn auch nicht vollständiges, so doch reichhaltiges Repertorium für die wesentlichsten bisher über dieses Problem hervorgetretenen Principien und Anschauungen.

Moritz Brasch.

Neue Romane.

1. Enid. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 9 M.
2. Sanct-Michael. Roman von E. Werner. Zwei Bände. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1887. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Mathias Sandorf. Von Julius Verne. Drei Bände. (Bd. 47—49 seiner Schriften.) Wien, Hartleben. 1887. 8. 8 M. 10 Pf.
4. Bernard der Mörder. Roman von Edmond Tarbé. Autorisirte Uebersetzung von E. Plastein. Manheim, Bensheimer. 1887. 8. 5 M.

Zwei neuzeitliche Familiengemälde von sehr großer Geistesähnlichkeit; eine hochromantische Abenteurerlaufbahn in großem Stil; endlich eine arge Verbrechergeschichte — das bringen unsere vier Romane.

„Enid" von Martin Bauer (Nr. 1) ist eine kurze Herzens- und Lebensgeschichte zweier höchst ungleichen Halbschwestern. Der Vater, ein wenig bemittelter deutscher Freiherr, ist mit Leib und Seele Landwirth und bebaut seine Güter. Er war zweimal verheirathet, erst unglücklich mit einer ältern russischen Prinzessin, dann glücklich, aber kurze Zeit, mit einer bürgerlichen schwedischen Sängerin. Der ersten Ehe entstammt die Tochter Myrha, der zweiten als sein Liebling die Tochter Enid, das volle Ebenbild der Mutter, der ihre Geburt das Leben kostete. Die Wirthschaft im Hause führt des Vaters ebenfalls verwitwete Schwester, die herzensgute und schwer geprüfte Tante Adele. Ebenso ungleich wie nach mütterlicher

Abstammung sind die Schwestern nach Charakter und Erscheinung, innerm und äußerm Wesen: Myrha, eine königliche Erscheinung von blendender Schönheit, stolz und kalt, auf großen Reichthum und durch diesen auf Macht ausgehend, überall vergöttert und verzogen, und doch von niemand so recht innerlich geliebt; Enid, das reine unschuldige Kind, zart besaitet, tiefen und ernsten Sinnes, etwas sylphidenhaft. Da fügt es das Verhängniß so. Der wenig bemittelte Rittmeister Graf Wallroden kommt ins Haus, wird, wie das allen geschehen, von Myrha's fürstlicher Erscheinung bezaubert; doch greift seine Liebe tiefer, weil er überhaupt eine charaktervollere Persönlichkeit ist als die andern Verehrer, und ein starker Funke seiner Leidenschaft fällt nun sogar, das einzige mal, in Myrha's kaltes Herz und bleibt da haften. Nun kämpfen in dem zwiespältigen Geschöpf die guten und die bösen Geister; die letztern mit ihren ungemessenen Begierden bleiben Sieger, und sie gibt sich schließlich einem abgelebten, aber kolossal reichen russischen Fürsten hin. In demselben Augenblick verlobt sich Wallroden, man möchte sagen aus verbitterter Verletztheit, mit Enid, deren tiefer liegende Vorzüge er allerdings schon zu erkennen Anlaß hatte. Mit dieser gewagten Doppelheirath endet die erste Hälfte der Geschichte, nur daß noch ein gänzlich unerwartetes Ereigniß hineinspielt. Plötzlich ist Wallroden's älterer Bruder, der Majoratsherr, verunglückt, ohne Erben, und so mit Einem Schlage aus dem armen Rittmeister ein sehr reicher Gutsbesitzer geworden. Es handelt sich sonach um das Schicksal der zwei Ehen. Was von der einen zu sagen oder zu halten, läßt sich mit wenigen Worten abmachen. Der Fürst und seine Gemahlin nehmen ihre Heirath natürlich als Spiel, er, um in der haute volée mit einer wunderschönen Frau Staat zu machen, sie, um mit seinen ungemessenen Geldmitteln Verschwendung zu treiben und zu herrschen. Das einzig Auffallende ist bei der stolzen Schönen die bald folgende Ernüchterung. Nach wenigen Jahren des Taumels stirbt sie, wie die Welt sagt, an einem Herzschlag, in Wahrheit an einer kleinen Dosis Gift, übersättigt und einmal wenigstens zur schmerzlichen Einsicht gekommen, daß sie ein verfehltes Leben habe. Ein letzter Coup ist ihr aber mislungen: sie hat trotz allem die Liebe zu dem trefflichen Gemahl ihrer Schwester, besser gesagt die Leidenschaft, die sie zu ihm hinzieht, nicht überwinden und vergessen können und — ein infamer Streich gegen die freilich immer verhöhnte und für nichts geachtete Halbschwester — diesen nochmals fast gewaltsam an sich zu ziehen gesucht; das Spiel ist misrathen, und der Graf hat sich nur mit größerer und nun vollends ungetrübter Liebe seiner herzigen und engelguten Gattin zugewendet. Das ist das Ende, und es ist gut so.

Für einen zweibändigen Roman ist gerade nicht besonders viel Handlung da; alles, was sich abspielt, sind Familien- und Herzensgeschichten, aus dem Leben des deutschen Landedelmanns oder Gutsbesitzers genommen, nicht eben hochromantischen Anstrichs. Das ganze Interesse concentrirt sich auf seelische Vorgänge und Entwickelungen, vor allem in dem widersprechenden Bilde der zwei so diametral entgegengesetzten Schwestern. Und ganz zweifellos sind diese Seelenbilder und andere neben ihnen mit edlem Verständniß und einer anmuthenden Feinheit entworfen. Je weiter man in dem Buche liest, desto mehr fühlt man sich angezogen; das ist einfache Natur in maßvollen Formen und nicht ohne eine ungesucht hervortretende Eleganz. Das Buch sei den deutschen Frauen empfohlen.

Der Roman „Sanct-Michael" von E. Werner (Nr. 2) ist auf einer interessante Verwickelung gebaut, die sich ganz innerhalb der altgräflichen, in nord- und süddeutscher Linie vorhandenen Familie von Steinrück abspielt. Das Haupt derselben ist der alte General, eine Natur von eisernem Willen und eiserner Constitution. Sein schwächlicher Sohn Albrecht hat eine Französin geheirathet und von dieser einen Sohn, den sie Raoul heißen und hübsch à la française erziehen, ja der Junge scheint frühe schon Leichtsinn und Laster französischen Stils geerbt zu haben, zum größten Aerger des gut urdeutschen militärischen Großpapas. Trotzdem soll auch nach des letztern Willen der junge Mann mit der reichen Erbtochter Hertha aus der jüngern Linie, deren Vater gestorben, verheirathet werden, damit der große Hausbesitz beisammen bleibe. Noch ist aber ein ganz ausgestoßenes Familienglied da, das von den Steinrücks niemand außer dem General, dem Sohn und jenem Neffen auch nur kennt, nämlich ein zweiter Enkel des erstern, der bei dem gräflichen Förster erzogen wird und dessen Namen Michael Rodenberg trägt. Das verhält sich so. Der General hatte eine Lieblingstochter Sophie, ebenso willenskräftig wie er; sie heirathete insgeheim einen bürgerlichen Abenteurer und wurde dann vollständig verstoßen; Mann und Frau, ärmlich und friedlos in der Welt herumziehend, sind verkommen, gestorben; nur ihr Knabe Michael ist zurückgeblieben, der bei dem rohen Förster eine freud- und lieblose Jugend verbringt und nur durch den milden Pfarrer des Bergdorfes etwas aus dem Staube gezogen, unterrichtet und zu einem bessern Leben vorbereitet wird. Der Knabe, stark wie eine Eiche, ist natürlich scheu, ungelenk, verdrossen und störrig geworden, trägt aber einen tüchtig kräftigen Kern in sich und bewährt sich als Mann über alles Erwarten. Er tritt ins Militär und zeichnet sich so außergewöhnlich aus durch Muth, Einsicht und Kenntnisse, daß er auch außergewöhnlich rasch steigt; im neunundzwanzigsten Jahre ist der protectionslose Soldat bereits Hauptmann. Er hat den eisernen Willen des ihn verschmähenden Großvaters geerbt und setzt ihn diesem fast feindselig gegenüber. Nun ist die Verwickelung diese: Raoul und Hertha, die Verlobten, fühlen fast nur Widerwillen gegeneinander, und jener liegt in den Fesseln einer koketten Französin; dagegen entwickelt sich zwischen ihr und Michael, dessen Ursprung sie auch nicht kennt, ungesucht ein ganz eigenthümliches Verhältniß, man möchte sagen seltsam gemischt aus Liebe und Haß, jedenfalls auf weitere Folgen hin-

weisend. Und sie kommen auch: die beiden stolzen Herzen gehören doch zusammen, und mögen sie sich noch so sehr gegen ihr innerstes Gefühl wehren, sich fast erbittert voneinander abwenden. Es ist allerdings nichts weniger als eine neue Erfindung, sondern das sehr viel gebrauchte Hülfsmittel, durch welches der Autor sie schließlich so zusammenführt, daß sie sich nicht mehr trennen lassen: er macht nämlich unsern gewaltigen Michael, das Ebenbild des gleichnamigen streitbaren Erzengels, zum Lebensretter der Geliebten. Sie ist bei einbrechender Nacht aus einem Bergdorfe zu der schwer erkrankten Mutter zurückgerufen worden, dann aber ein furchtbarer Frühlingssturm ausgebrochen, der den Wagen zertrümmert, Pferde und Diener verjagt und die im Walde verirrte Gräfin in äußerste Lebensgefahr gebracht hat; Michael, mitten im rasenden Unwetter nach ihrer Spur suchend, findet und rettet sie, und nun ist sie sein. Allerdings steht noch ein furchtbarer Kampf mit dem unbeugsamen General bevor; die Dinge kommen aber anders, als wir erwarten. Der Enkel Raoul, halb französirt und ganz von der französischen Geliebten verblendet, zeigt sich erbärmlich, begünstigt gar oder verheimlicht doch einen hochwichtigen Depeschendiebstahl bei Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs und endet dann haltlos durch Selbstmord. Michael deckt dem General diese heillose Machination auf und macht sie wieder gut, ohne daß der gräfliche Namen einen Flecken erlitte. Diese schließliche Entdeckungsgeschichte trägt allerdings so stark romantischen Anstrich, daß wir nicht recht daran glauben; es ist der bekannte Romanzufall.

Die Entwickelung des Ganzen aber ist gut und der Bau fest; die Zeichnung der Charaktere in einer Klarheit und Bestimmtheit gehalten, die ein entschiedener Vorzug sind. Die Lektüre hat etwas Erfrischendes, besonders da in den schweren Ernst bisweilen ein überschäumend jugendlich kecker Humor hineinspielt. Der Kampf zwischen zwei eisernen Charakteren, die beide gleich ehrenhaft und gediegen sind, trägt ohnehin etwas Großes und Kräftigendes in sich. Da sind keine verwaschenen Farben, keine falschen und kleinlichen Striche; die Arbeit hat Charakter, darum ist sie schön.

Wer irgendetwas von Julius Verne gelesen, der kann sich unmöglich täuschen; er wird auch in seinem neuesten Werke „Mathias Sandorf" (Nr. 3) den Autor auf den ersten Blick in seiner originellen Eigenart wiederfinden, auch wenn man ihm den Namen verheimlichen würde. Ueberall eine kolossale Phantasie mit ungeheuerlichen Erfindungen und überraschend ins Unerwartete überspringender Action; aber überall auch eine ungemein anziehende Länder- und Völkerzeichnung von grandioser Reichhaltigkeit und bestechender Frische.

Die Fiction führt uns diesmal in die neueste Zeit: es ist die Geschichte einer geplanten ungarischen Erhebung gegen Oesterreich; die Leiter, drei hochgebildete Personen, werden durch Verrath im letzten Augenblick der Polizei überliefert. Zwei kommen auf dem tollkühnen Fluchtversuch um; der dritte, und das ist unser Held Graf Mathias Sandorf, in den Augen der Welt auch todt, nämlich auf jener Flucht in den Wellen des Mittelmeeres versunken, ist doch wunderbar erhalten geblieben, und nun ist die ganze Verwickelung, und sie nimmt über anderthalb Jahrzehnte in Anspruch, diese: wie die unterdeß weithin zerstreuten Hinterlassenen und Helfer der frühern Verschwörer und ebenso wie die elenden Verräther wieder auffinden, wie jenen und diesen nach Gebühr vergelten? Das ist des Grafen einziges Lebensziel, und er verfolgt es mit allen raffinirten Mitteln des Geldes und der Kunst; auf welchen romantischen Wegen, das beweist der einzige Umstand, daß er nach langen Jahren als orientalischer Arzt mit unermeßlichen Schätzen und geradezu als Fürst einer kleinen Mittelmeerinsel und Flotille wieder auftaucht. Der engere Kreis, in dem die Action spielt, geht von Triest aus, umfaßt beide Küstenstriche des Adriatischen Meeres, Dalmatien mit Sicilien und geht von da an die afrikanischen Gestade von Tunis nach Tripolis hinüber; der weitere, den der mysteriöse Doctor beherrscht mit seinen Schnellseglern und dienstbaren Agenten, faßt nicht weniger als das ganze Mittelmeergestade, zumal das östliche Becken und dazu Vorder- und Kleinasien. Alles ungeheuerlich, unermeßlich, Zwecke, Kräfte und Mittel!

Verne wirkt durch Ueberraschungen. Er führt uns in eine Sackgasse, stellt uns auf Klippen und in Abgründe, wo wir uns sagen: jetzt kann die Geschichte gar nicht mehr in dem Zuge fortgehen, den sie sich vorgesetzt; die Helden sind verloren und ihre Pläne vereitelt. Wir dürfen aber sicher sein, daß er immer wieder ein ganz ungeahntes ingeniös ausgedachtes Hülfsmittel findet, ihnen und sich herauszuhelfen und das gewollte Ziel zu erreichen. Seine diesmalige Aufgabe ist, nicht blos den nach aller menschlichen Berechnung verlorenen Haupthelden zu retten, sondern durch ihn nicht weniger als acht betheiligte Personen aufzufinden und festzuhalten, von denen jede an irgendeinem Punkte der mittelländischen Uferstriche von heute auf morgen auftauchen und wieder verschwinden kann. Daß dies die schwersten, anscheinend unlösbaren Collisionen herbeiführt, versteht sich wol von selbst. Seine Lösungen sind freilich Wagnisse und Kunststücke, die ans Uebermenschliche streifen und sich mit Berechnung aller physisch-psychischen Kräfte schwer plausibel machen: so wenn er zwei Gefangene vom Thurme der Festung Pisano herunter glücklich durch den wilden unterirdischen Strudel der Foiba, den einen theils schwimmend und theils an dem Steuerradbrete eines Dampfers angeklammert über das Mittelmeer führt, einen Wachenden im hypnotischen Zustande willenlos alles von ihm, dem einwirkenden Arzt, Verlangte vollbringen, ein ganzes Felseiland durch seinen neuen Zündstoff sprengen läßt u. dgl. m. Allerdings, wenn wir alles ertragen, einen eisernen Willen haben und die Naturkräfte so weit zwingen und beherrschen, dann mögen die erstaunlichen Acte im Bereich unserer Kraft und unsers Geistes liegen.

Natürlich bleibt sein Held der schließliche Sieger über alle Hindernisse; wir sind das bei Julius Verne längst gewohnt; seine gutmüthige Phantasie wendet den Helden, welche ihm nach allem kolossalen Aufwande von Kraft und Muth, Geist und Willen, den er an sie verschwendet, unstreitig Herzenslieblinge werden, immer den Sieg zu und übt auch immer moralische Gerechtigkeit. Sie sind jedenfalls dazu angethan, uns Bewunderung für die Größe des menschlichen Geistes beizubringen, dem sie alles zutrauen und zuschreiben, auch das Unmögliche. Das gibt ihnen den hochromantischen Charakter, und ihr kolossales Phantasiewerk erinnert an maurische oder gothische Riesenbauten. Es ist Mark darin; darum haben wir sie gern.

Unsere letzte Nummer: „Bernard der Mörder“ von Eduard Tarbe (Nr. 4), ist eine abscheuliche Geschichte.

Ihr Schauplatz ist das französische Landstädtchen St.-Jean de Maurienne nebst dem nahen feudalen Herrenschlosse Croix-Miracle, theilweise Paris.

Der ganze verwickelte Conflict dreht sich um zwei Familien mit folgenden Hauptpersonen. Die beiden Neffen des an der Südküste Afrikas durch Sklavenhandel und andere Geschäfte unermeßlich reich gewordenen Franzosen Timoléon Guérin, sind die Brüder Pascal und Bernard, dieser mit seiner liebreizenden Tochter Denyse — ein Brüderpaar, so ungleich an Lebensstellung wie Charakter und Menschenwerth. Neben ihnen steht, gewissermaßen in der Eigenschaft der allgemeinen Geschäftsvermittler, das liebenswürdige und mit Bernard befreundete Ehepaar Daligaud; er ist Notar, und die hübsche Frau Leontine darf man wegen ihrer Thätigkeit und Geschäftsroutine in sehr praktischem Sinne die Notarin nennen. Auf der andern Seite steht ein hochadeliches, aber ziemlich verarmtes Geschlecht: das sind der alte Prinz von Modane auf obengenanntem Schlosse, seine schöne und stolze Tochter Ursula von Maurienne, der Sohn Jean Graf von Maurienne und dessen intimer Freund aus vertrauter Familie Henri von Prégibert, die beiden jungen Männer Marineoffiziere. Ursula und Henri lieben sich und sind verlobt. Zwischen den sieben Personen nun (die Daligauds als bloßes Medium nicht gerechnet) spielt sich folgende Verwickelung ab: Pascal, ein brutaler Taugenichts, kommt nach des Onkels Tode als zwölffacher Millionär aus Afrika zurück, nachdem er durch ein erschlichenes Testament den in Lyon als unbemittelten Seidenhändler lebenden Bruder und dessen Tochter um ihren Erbtheil gebracht hat. Kaum angekommen, verfolgt er die schöne Ursula von Maurienne, die ihm von früher in die Augen gestochen, mit seinen peinlichen Anträgen, wird natürlich mit Schimpf abgewiesen, schwört Rache und übt sie auf viehische Art aus. Der Vater des geschändeten Mädchens wendet rasche Vergeltung an, indem er in der nächst folgenden Sturmnacht den Elenden niederschießt. Aber aller Verdacht richtet sich auf den übervortheilten Bruder, auf den nach den vorausgegangenen Thatsachen und dem verhängnißvollen Zusammentreffen der Umstände alles und jedes hindeutet. Kurz, Bernard, bis dahin als der ehrenhafteste und tüchtigste Mensch bekannt, wird trotzdem verhaftet und angeklagt. Nur der Muth und die bewundernswerthe Findigkeit eines berühmten pariser Advocaten retten ihn vor der Verurtheilung durch die Geschworenen; aber das unerbittlich gegen ihn eingenommene Volk möchte ihn lynchen und behaftet ihn mit dem brandmarkenden Namen „der Mörder“. Darum duldet es ihn nicht mehr in der Gegend, und trotz der vom Bruder ererbten Millionen lebt er in äußerster Zurückgezogenheit und Stille in Paris, wohin er auch die Notarsfamilie hat kommen lassen; nimmt überdies, von seinem zweiten Vornamen Gebrauch machend, den veränderten Namen eines Mr. Thibaud an: das alles in der Voraussetzung, daß einzig und allein der Notar und seine Frau um die Wandlung wissen, der fein fühlenden und heiß geliebten Tochter aber alles Vorgefallene aufs sorgsamste verschwiegen geblieben ist. Da schreitet aber das Verhängniß weiter: Denyse und Graf Jean de Maurienne lernen sich kennen und unwiderstehlich lieben und werden vermählt, ohne daß der Gemahl weiß, wer der Vater seiner Frau ist. Das aber bringt ein unglücklicher Zufall, dem nicht mehr auszuweichen ist, rasch zu Tage, und nun steht es schlimm. Trotz der glühenden Liebe, die in ihm lebt, stößt der junge Mann, der seine hochstehende Familie durch die mißliche Verbindung für unwiderstehlich geschändet hält, die unschuldige, weil selber der Verhältnisse ganz unkundige Gattin mit ihrem Vater von sich, verzweifelt aber damit zugleich am Leben und will sich in einem eben auf Grund seiner Verheirathung sich entspinnenden Duell absichtlich tödten lassen, während die wol noch schwerer getroffene Gattin in eine Krankheit auf Leben und Tod verfällt. Da kommt die Rettung von Jean's Schwester Ursula, deren Leben ohnehin seit dem Augenblick der erlittenen furchtbaren Schmach in ihren eigenen Augen gar keinen Werth mehr hatte; sie ist rasch entschlossen es zu opfern. Ihre Schändung, aufs sorgfältigste geheim gehalten, ist bis dahin niemand auf der Welt als dem eigenen Vater kund geworden und darf es, solange sie lebt, nicht werden. Von dem innig geliebten Verlobten hat sie sich unter einem gesuchten Vorwande getrennt; jetzt aber ist eine Entscheidung geboten, und sie greift großherzig dazu: sie enthüllt im Kreise der nun zusammengerufenen Personen ihre unverschuldete Schande und den Racheact ihres Vaters, hat aber zuvor Gift genommen und stirbt daran. Der unglückliche Bernard, der jahrelang so schwer und bitter gelitten, ist glänzend rehabilitirt und wird es dann vollends durch ein zusammenberufenes Ehrengericht bedeutender Personen; er und das wieder geheilte und verbundene junge Gattenpaar erwachen jetzt erst zum vollen ungetrübten Glück, der alte Prinz aber und Prégibert suchen auf weiten Reisen Trost für ihr Leid.

So ist die Gerechtigkeit nach allen Seiten gewahrt. Eine doppelte Gewissensfrage bleibt zu lösen. Der Prinz von Modane und Bernard sind überaus ehrenwerthe,

geradezu hochherzige Charaktere, warum haben sie geschwiegen? Antwort: der Prinz war entschlossen, sich als Pascal's Mörder zu stellen, wenn Bernard verurtheilt worden wäre; sein Zögern war nicht Furcht vor Strafe oder feiges Bedenken, aber die vollauf berechtigte Scheu, die Schande der eigenen geliebten Tochter vor der Welt aufzudecken; nach dem Ausgange des Processes hielt er dieses qualvolle Opfer nicht mehr für nothwendig. Und warum schwieg Bernard gegen Jean? Einem frühern ebenfalls hochadelichen Bewerber um seine Tochter hatte Bernard sich vollkommen klar und wahr eröffnet und damit die Verbindung abgeschnitten; diesmal aber sprach die Liebe zu seinem Kinde zu laut, weil er einsah, daß Denyse ohne den mit aller Macht und Glut einer reinen jungen Seele Geliebten nicht leben könne; ohnedies hatte die überaus gewandte Notarin in weiblicher Schlauheit die Hand im Spiele, weshalb er sich mit einer als Ausflucht erscheinenden halben Andeutung begnügte, die den Grafen, wäre er mistrauisch oder neugierig gewesen, rechtzeitig auf die Fährte hätte führen können. Das verhindert nicht, daß er unsicher und kurzsichtig handelte und sich selber auf Jahre hinaus die heilloseste Qual bereitete, wenn er meinte, ein für allemal das furchtbare Geheimniß dem Herzenskinde verbergen zu können; im Augenblick der Freisprechung hätte er sich seiner Denyse rückhaltlos eröffnen sollen.

Kurz, wir haben eine in härtester Form gehaltene und mit erschütternden, zum Theil recht häßlichen Auftritten ausgestattete Criminalgeschichte vor uns, die uns allerdings während des Lesens unausgesetzt spannt, aber auch peinigt und beunruhigt. Eine gewandt combinirende Phantasie, aber eine Art brutaler Literatur, die ich von Herzen verwünsche. J. J. Honegger.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Briefe aus Italien" von Julius Schnorr von Carolsfeld, geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827 (Gotha, F. A. Perthes). Dieser mit dem Porträt Schnorr's ausgestattete starke Band kann allerdings mit Recht als ein Beitrag zur Geschichte von Schnorr's Leben und der Kunstbestrebungen seiner Zeit bezeichnet werden. Schnorr ist uns als Mensch und Künstler durchaus sympathisch, die Epoche der damaligen deutschen Kunst ist uns theuer und der Werth der Einzelforschung durchaus verständlich. Gleichwol möchten wir davor warnen, das Alexandrinerthum der Goethe-Philologie nicht etwa auch in die Kunstgeschichte einzuführen. Eine Auswahl von Briefen und besonders werthvollen Stellen durch berufene Hand hätte unsers Erachtens der Sache mehr genützt als eine Verschwendung von 537 Seiten an ein vielfach werthloses Material. Dem Kunsthistoriker von Fach werden immerhin viele interessante Bezüge in dieser Publication entgegentreten; möge die Erinnerung an die herrliche Jugendzeit und das Mannesalter Schnorr's recht viele Künstler und Kunstfreunde freudig stimmen.

— „Wilibald Pirkheimer's Stellung zur Reformation" hat Pfarrer P. Drews als einen Beitrag zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Reformation veröffentlicht (Leipzig, Grunow). Nach dem Verfasser haben Reformation und Humanismus beide gegenüber römischer Knechtschaft das Recht der freien Persönlichkeit geltend gemacht; während aber der Humanismus Freiheit für die Welt des Geistes will, kämpft die Reformation für Freiheit des Gewissens. Manche Humanisten erkauften die Freiheit des Forschens Rom gegenüber durch die Freiheit des Gewissens. Luther aber übte die freie Forschung, um durch sie zur Freiheit des Gewissens hindurchzudringen. Die sehr fleißig gearbeitete Studie zerfällt in folgende Kapitel: „Pirkheimer's Persönlichkeit", „Pirkheimer's Stellung zur katholischen Kirche", „Luther's Freund", „Luther's Leidensgefährte", „Ueber den Parteien", „Der Abendmahlsstreit", „Die letzten Lebensjahre". Die Schrift beruht auf fleißigen Quellenstudien, gibt anschauliche und sachgemäße Bilder und erschöpft gewiß das Porträt Pirkheimer's. Freilich schreibt Drews nur als Pfarrer, nicht als Historiker. Wenn z. B. Pirkheimer den Ausspruch thut, mit Bezug auf eine bestimmte Episode aus Luther's Leben: „Weder Lutheraner noch Eckianer, sondern Christ bin ich", so genügt das für Drews, um Pirkheimer den Vorwurf zu machen, daß er nie mit ganzem Herzen bei einer Sache sei. Drews schreibt als fleißiger, wohlunterrichteter Mann, aber von Selbständigkeit und dem Flügelschlag eines freien Geistes bemerkt man bei ihm nur wenig.

— Konstantin Ritter von Höfler hat eine historische Parallele gezogen zwischen Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, und Konstantinos (Cyrillus) und Methodios (Prag, Dominicus). Method wurde bisher oft als der eigentliche Begründer des Christenthums in Böhmen aufgefaßt und somit in den Apostel der Czechen umgewandelt. Darin lag zugleich eine Zurückweisung dessen, was von deutscher Seite im Karolingerzeitalter zur Bekehrung Böhmens geschah. Der Verfasser weist nun nach, daß der geistige Bau des Bonifacius allmählich zur festen Grundlage des Karolingischen Königthums wurde, und daß im Gegensatz hierzu die Bestrebungen Cyrill's und noch mehr des Method zum Untergang der mährischen Herrscher beitrugen. Kirchlich an Deutschland geknüpft, blieb Böhmen in enger Verbindung mit dem Kaiserreiche, als dieses sich unter den Sachsen erneute. Vom tributären Herzog erhob sich unter dem Schutze des deutschen Königs und Kaisers der Herzog zum Reichsvasallen, zum Könige, zum Kurfürsten, zum Kaiser, sodaß es noch im 17. Jahrhundert hieß, die römische Kaiserkrone gehöre auf die böhmische! Dieser Nachweis ist gerade in unserer Zeit hochwichtig und in überzeugender Weise erbracht.

— „Am Webstuhl der Zeit" nennt Dr. med. Hermann Klemke Beiträge zu einer gesunden, vernünftigen und freudigen Lebensauffassung, deren erster Theil 1887 im Verlag des „Universum" (Dresden und Leipzig) erschienen ist. Es ist ein außerordentlich reicher Inhalt, welcher hier von einem universell gebildeten Arzt in geistvoller Weise behandelt worden. Umfassendes Wissen, ästhetischer Sinn, philosophische Schulung, warmes Herz und ein weiter Blick durchdringen sich hier zu einem höchst ansprechenden Ganzen. Der Verfasser handelt über folgende Themen: „Vier Generationen"; „Grenzen der Erkenntniß"; „Ueber die Willensfreiheit"; „Unzufriedenheit und Pessimismus"; „Genie, Wahnsinn, Verbrechen"; „Alkohol und Cultur"; „Irrsinn und Irrenärzte"; „Die Nervenkrankheiten als Krankheiten der Volksseele"; „Die Erziehung einer neuen Generation"; „Der Humor". Wir empfehlen das Klemke'sche Buch möglichst weiten Kreisen und bitten den Verfasser, auf dem betretenen Wege muthig fortzuschreiten.

— Der jetzige Universitätsmusikdirecter Dr. Hermann Kretschmar in Leipzig (früher in Rostock) hat sich ein großes Verdienst um das musikliebende Publikum durch Veröffentlichung seines „Führers durch den Concertsaal" erworben (Leipzig, A. G. Liebeskind). Die erste ungemein reichhaltige Abtheilung umfaßt die Analyse der Symphonie und der Suite. Von Händel und Bach bis zu A. Brückner wird Wesen und Geschichte beider Musikformen in populärer durchaus verständlicher und überzeugender Sprache dargelegt, erst im allgemeinen, dann an einer sehr großen Reihe, durch Notenbeispiele erläuterter Schöpfungen. Das Bedürfniß eines solchen Buchs ist über jeden Zweifel erhaben, Kretschmar aber hat es in geradezu meisterhafter Weise befriedigt. Es ist vollkommen gleichgültig, ob man allen seinen Ausführungen bis ins kleinste beistimmt; jedenfalls wird er sehr schwer zu widerlegen sein. Es durchdringen sich bei Kretschmar scharfer Verstand und Phantasie, eindringendste Kenntniß der Musikgeschichte und Musikformen, feinsinniges, ästhetisches Urtheil, Ruhen auf festen Grundsätzen in hervorragender Weise, daß wir ihn für ganz besonders berufen erklären müssen, derartige Leistungen dem deutschen Publikum zu schenken. Trotz aller Musikmacherei und Musikschwärmerei unserer Tage bringt es doch die große Menge über Gefühlsschwelgerei und einen bloßen Empfindungsdusel nicht hinaus; ihr einigermaßen die Augen zu öffnen, ist Kretschmar's Schrift wie keine andere auf diesem Gebiete geeignet.

— Die Geschichte und Entwickelung der „Deutschen höhern Mädchenschule bis in die neueste Zeit" hat Gotthold Kreyenberg bearbeitet (Frankfurt a. M., Diesterweg). Als der Beitrag eines ausgezeichneten Fachmannes zur Lösung der ebenso schwierigen wie wichtigen Frage nach der Herstellung eines Normallehrplans für unsere höhern Töchterschulen darf diese Broschüre warm empfohlen werden.

— Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart macht bekannt, daß diese Verlagshandlung und die Bazar-Actiengesellschaft in Berlin, diese als jetzige Eigenthümerin der „Deutschen Illustrirten Zeitung", sich verständigt haben, die letztere vor drei Jahren als Concurrenz gegen „Ueber Land und Meer" in Berlin gegründete und mit großem Aufwande an Geld und Phrase eingeführte Nachahmung des alten Hallberger'schen, in aller Welt verbreiteten Journals mit „Ueber Land und Meer" zu verschmelzen. Bekanntlich haben sich beide Zeitschriften weder in ihrer Tendenz, noch in ihrem Inhalte, noch in der äußern Form voneinander wesentlich unterschieden. Die Folge der berliner Gründung war daher lediglich eine Zersplitterung der Kräfte, ohne Nutzen für das Publikum, aber zum Schaden beider Institute, wie nicht minder auch zum Schaden der innern Qualität beider Zeitschriften, da bei der großen Stoffconsumtion häufig genug Mangel an Gutem eintrat. Nun soll — das ist, wie wir hören, der Grundgedanke der Vereinigung beider Institute — jene Kräftezersplitterung aufhören. Zum Zeichen der stattgehabten Verschmelzung beider Rivalen wird der Titel der „Deutschen Illustrirten Zeitung" in den Titel von „Ueber Land und Meer" aufgenommen werden.

Bibliographie.

Barazetti, Sophie, geb. v. Le Monnier, Im Banne des Untersberges. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Wien, Konegen. 8. 4 M.

Berner, E., Die Unhaltbarkeit der Reifeprüfung an den Mittelschulen. Der wirkliche Wert der Nationalität (Volkszugehörigkeit). In gemeinverständlicher Darstellung. Brünn, Knauthe. Gr. 8. 40 M.

Berthold, L., Die Temperamente und ihre pädagogische Behandlung. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Red. von H. Riotte. Nr. 21. Der Vegetarianer. Lustspiel von O. Maercker. Leipzig, Vieweg. 8. 50 Pf.

Bittermann, A., In der hohen Tatra. Reise-Erinnerungen. Kupferberg i. Schl. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Münchener dramaturgische Blätter, verbunden mit Allgemeiner Literatur-, Kunst- und Musik-Zeitung. Herausg. und Red.: H. v. Basedow. 1. Jahrg. Juli 1887—Juni 1888. 24 Nrn. München, Fritsch. Gr. 8. Halbjährlich 3 M.

Bleibtreu, K., Götzen. Parodieen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Busken-Huet, K., Rembrandt's Heimath. Studien zur Geschichte der nordniederländischen Kultur im 17. Jahrhundert. Autorisirte Übersetzung aus dem Holländischen von Marie Mohr. Herausgegeben von G. Freiherrn v. der Ropp. 2ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 7 M.

Chroust, A., Beiträge zur Geschichte Ludwigs des Bayers und seiner Zeit. I. Die Romfahrt. 1327—1329. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Cronau, R., Unter dem Sternen-Banner. Land und Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1ste Lfg. Leipzig, T. O. Weigel. Fol. 1 M. 60 Pf.

Dabei, Graf A., Vom Cirkus zum Grafenschloß. Zeitroman aus unsern Tagen. Mit Illustrationen von E. Limmer. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1886. 8. 3 M.

Demme, G., Geschichte der Infanterie-Regimenter der königl. preußischen Armee von der Gründung bis zur Gegenwart in populärer, gedrängter Darstellung. XI. Armee-Corps. Berlin, v. Decker. 16. 60 Pf.

Dorneth, J. v., Die Russificirung der Ostseeprovinzen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 1 M. 80 Pf.

Dost, O., Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, Prinz-Gemahl von England, ein Bild seines Lebens und Wirkens. Rede. Plauen, Neupert. Gr. 8. 80 Pf.

Eckstein, F., Professor Dr. S. Stricker's Philosophie der Vivisection und die Kritik der reinen Vernunft. Eine Betrachtung. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M.

Friedrich, T., Tempel und Palast Salomo's. Denkmäler phönikischer Kunst. Rekonstruktion, Exegese der Bauberichte, mit Grundrissen und Perspectiven. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 5 M.

Fritsche, P., Mein Herzenstestament. Liedercyklus. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 1 M.

Geil, G., Ueber die Abhängigkeit Locke's von Descartes. Eine philosophiegeschichtliche Studie. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 2 M.

Hellenbach, L. B., Der Kampf am Rhein und an der Donau. Leipzig, Mutze. 8. 50 Pf.

Herold, H., Der Kleine und sein Stellvertreter. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Hoffmann, C., Biblische Poesieen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hollmann, S. C., Die Universität Göttingen im 7jährigen Kriege. Aus der handschriftlichen Chronik des S. Ch. H. (1696—1787) mit Erläuterungen und Beilagen herausgegeben von A. Schöne. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Kühnast, L., Kritik moderner Rechtsphilosophie. Berlin, Bahr. Gr. 8. 2 M.

Längin, G., Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart im Zusammenhang mit Religion und Christenthum. Ein Beitrag zur Charakteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lebel, B., Hopp! Hopp! Hopp! Flüchtige Novellen. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 2 M.

Lovisoni, H., Die Gesandtenrechte. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Muth, F. A., Bunte Blätter. Ein letzter Strauß. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. 8. 5 M.

Niemann, J., Die beiden Republiken. Roman. Leipzig, Peterson. 8. 5 M.

Pechuel-Loesche, Kongoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen. II. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet, nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887. Jena, Costenoble. Gr. 8. 10 M.

Dein Pilgrim und dein Bürger. Ein Familienbild von Erna Maria. Berlin, Heinicke. 8. 2 M.

Romundt, H., Die drei Fragen Kants. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 M.

Schwabe, G., Fichtes und Schopenhauers Lehre vom Willen mit ihren Konsequenzen für Weltbegreifung und Lebensführung. Jena, Pohle. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Spielberg, O., Der Kampf gegen die bestehende Ordnung. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stammbaum von D. Johann Albrecht Bengel, geb. 1687, gest. 1752, sowohl Nachkommen als Vorfahren, nebst Photographien und eingeflochtenen, teilweise handschriftlichen, Familienmitteilungen, Liedern, biographischen Notizen &c. Zusammengestellt nach dem Stande vom 15. Dezember 1886. Festgabe zu Bengels 200jährigem Geburtstage 1887. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Fol. 3 M. 20 Pf.

Stein, O., Geschichte des Skatspiels. Berlin, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Strecker, Gabriele, Rügen. Eine Reiseerinnerung im Sommer 1886. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Theuriet, A., Verschollen. Dramatische Dichtung. Metrisch übertragen von W. Bolin. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Vogel, B., Hans von Bülow. Sein Leben und sein Entwickelungsgang. Leipzig, M. Hesse. 8. 1 M. 20 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Das Karpathenschloß. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Nichts Trauriges. Humoresken. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Aus dem grünen Winkel. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Weber, F. P., Fridolin. Eine Kreuzfahrergeschichte vom Rhein. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Weiß, J., Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Vertrauliche Mittheilungen. Leipzig, Unflad. 8. 3 M.

Winter, G., Echte Spitzen. Augsburg, Votsch. 12. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 15. September 1887.

Neue Gedichte.

1. Dichtungen von Karl Zettel. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1886.

Karl Zettel in Regensburg gehört zu den namhaften Dichtern der Gegenwart, soweit unsere lyrikfeindliche Zeit einem Lyriker überhaupt das, was man einen „Namen" nennt, zu spenden vermag. Im Jahre 1868 erschienen seine „Ersten Klänge" unter der Empfehlung seines Landsmannes Dr. Hermann Lingg als erste selbständige Sammlung vor dem Publikum. Seine heutigen „Dichtungen" sind die dritte, veränderte und vermehrte Auflage seines Erstlingswerks. Wenn auch ohne scharf ausgesprochene Eigenart, wendet sich Zettel's dichterische Natur mit Vorliebe dem praktischen Leben und Treiben der Jetztzeit zu. Er ist kein Naturalist jüngster Schule, die sich die Aesthetik des Häßlichen zum Leitstern erkoren hat; aber er wandelt doch gern die Pfade der scheinbar so prosaisch gewordenen modernen Welt und sucht hier die verborgene Poesie zu entdecken. Und dem Weherufe des Dichtergenossen:

Keine Kränzen sollen schmücken
Dich, du kalte neue Zeit,
Keine Lieder dich beglücken
Mit dem duftigen Geleit!
Süßer tönt es dir zu Ohren,
Wenn die Eisenwege klirren,
Wenn der Blitze leichte Ströme
Durch die Kupferdrähte schwirren.

Und der Dichter soll euch singen,
Theilend sein geliebtes Gut!
Kalte Herzen nicht durchdringen
Kann er mit der heil'gen Glut.
Bleibt an euern Feuerschloten,
Bleibt, wo eure Flammen sprühen!
Dort an euere tausend Essen
Laßt das Leben euch erglühen! —

antwortet er mit einer frohen Apologie des gewaltigen Ringens und Strebens, das unsere Tage erfüllt:

Viele Stege leiten über
Zu dem ew'gen Gottesreich;
Stein die einen, abgrunddrohend,
Blumig andre, sanft und weich.
Scheltet nicht die kühnen Waller
Zwischen Felsen, Strom und Kluft;
Ist's ja doch der Geist der Geister,
Der sie hier zu gehen ruft!

Die erste Abtheilung: „Welt, Sage und Geschichte", wendet sich allerdings zunächst der Vergangenheit zu. Es sind keine Balladen und Romanzen, es ist vielmehr historische Lyrik im Sinne Scheffel's, Lingg's und Albert Möser's, was sich hier findet. Zettel fehlt hierfür in etwas der große, historische Stil, die Resonanz der Gedanken und Empfindungen, die lapidare Plastik der Bilder. Doch sind „Mystischer Priestergesang", „Die Noachiden", „Sardanapal", „Rückkehr", „Livingstone's Leichenfahrt" und andere immerhin beachtenswerthe Gedichte. Im „Völkerende" ist das am Schlusse gewählte Bild völlig verfehlt; der Frühlingssturm, der auf eine starre Leiche niederbraust, läßt sich doch nicht mit dem Volke vergleichen, das im letzten Aufflackern seiner Lebenskraft noch einmal einen scheinbaren Anlauf zu großen Thaten nimmt. Liebenswürdig und packend ist der Humor in dem Gedicht „Aus alter Zeit":

Zu Tübingen war es im Jahre nach Christus
Ein tausend fünfhundert und achtzig und drei,
Da lehrte der junge Magister Kallistus
Die physica, logica und Poesei.

Das Köpflein gestopft mit allbunterlei Wissen
Und reich an Gemüth in der fühlenden Brust,
So war er tagtäglich mit Eifer beflissen,
Sein Glück sich zu finden und Ehren und Lust.

Nicht fern von der Alma gesegneten Mauern
Stand lieblich ein Häuschen von Eschen umdacht;
Man sah vor der Schwelle der Thüre stets lauern
Drei mächtige Hunde, die schützende Wacht.

Wie streckte so sehnend das Eschengezweige
Gleichwie zu herzinnigem Kosen sich aus
Und schüttete seine verblühende Neige
Verschwenderisch über das glückliche Haus.

Und Spatzen und Finken, die streckten die Köpfchen
Und guckten und lugten zum Fenster hinein
Und quickſten und pfiffen sich heiser die Kröpfchen.
Was mußte so Schönes am Fenster wohl sein?

Ich will es euch künden: in holdesten Züchten
Saß Jungfer Albine beim Rocken und spann
Und träumte von Frühlings Erscheinen und Flüchten,
Indessen der wonnige Maimond verrann.

Doch schielte sie über den Rocken zuweilen
Hinab auf der Menschen Getrieb und Gedräng',
Und sah sie Kallistus geschäftig enteilen,
Da wurd' ihr's im Herzen so wunderlich eng.

Es lüpft der Magister allzeit sein Barettlein
Und schlägt an des Degens vergoldeten Knauf,
Dann weist sie ihm neckisch von Rosen ein Kettlein,
Er lächelt liebselig zur Holden hinauf.

Doch währt' es nicht lange, da ward sie versprochen
Als Ehegesponsin des reichen Herrn Klaus;
Schier wär' dem Magister das Herze gebrochen;
Er mied nun die Gasse; nun mied er das Haus.

Beim Weinwirth Thomasi, zum silbernen Kranze,
Da trank er trübselig den goldigen Wein;
Er schaute die Perlen im lustigen Tanze —
Da fielen wohl Thränen gar viele hinein.

Zu Tübingen war es im Jahre nach Christus
Ein tausend fünfhundert und achtzig und drei —
Was half nun dem armen Magister Kallistus
Die Physik, was Logik und was Poesei? —

Die weitern Abtheilungen, die zur Gegenwart zurückkehren, tragen die Ueberschriften: „Natur, Zeit und Leben", „Der Minne Leid und Lust", „Aus Kriegs- und Siegestagen", „Aus Fest- und Trauertagen". Hier findet das Talent des Dichters seinen entsprechendsten Gegenstand, seinen naturgemäßesten Ausdruck. Diese besungenen Leiden und Freuden eines nachdenklichen Menschenherzens sind empfunden und erlebt; es ist nichts Gemachtes dabei — trotzdem daß einzelnen Gedichten wie z. B. den „Grenzen" außer der letzten Zeile auch die volle Logik der Empfindung abgeht: eine Erscheinung, die sonst regelmäßig auf innere Unwahrheit schließen läßt. Wir können nicht alles einzeln anführen und begnügen uns deshalb, zwei Gedichte noch abzudrucken, die einen vollgültigen Beweis für Zettel's Können liefern. Das eine heißt „Bis zum Ende!"

Nach manchen Sternes hellen Strahlen,
Der mild beglänzte meiner Träume Wogen,
Die sanft durch meine Jugendtage zogen,
Sah kindlich hoffend ich zur weiten Ferne;
Wo sind die Sterne?

Welch wahnbethörtes, wildes Wünschen!
Des Todes Schritte hör' ich leise hallen;
Der Abend naht; die kranken Blätter fallen:
Wo ist mit seinen Rosen, seinem Lieben
Der Lenz geblieben?

Es winkten glastend Gold und Gemmen,
Und lächelnd griff ich nach dem Erdengute,
Als ob in ihm ein ew'ger Himmel ruhte;
Doch tückisch ist der Edelglanz gewichen,
Das Gold erblichen.

Ein düstrer Sang durchzieht mein Haupt nun;
Ich sah voreinst, es war in stolzen Tagen,
Die Dichterkraft mir bis zur Höhen ragen;
Und jetzt schon soll sie von den goldnen Zinken
Herniedersinken?

Ach, allem könnt' ich würdig ernst entsagen,
Nur deinen Born laß nimmer mir versiegen!
In deinem Dufte laß mein Haupt mich wiegen,
O Poesie, bis hin zur großen Wende
Am Lebensende!

Das andere, in den Kriegsjahren von 1870—71 entstanden, ist einer deutschen Frau gewidmet:

Mit Rosen darf ich nicht mein Lied
Und nicht mit sanftem Bluſt durchweben,
So lange bleiche Schatten noch
Der todten Krieger uns umschweben:
Mein Sang gehört dem Vaterland,
Und doch gehört er dir,
Die ich in Frankengauen fand,
Der deutschen Frauen Zier.

Nicht ziemt dem Liede Flötenhauch,
So lang die Schlachtenwetter brüllen
Und Haus und Flur und Feld und Wald
Die wilden Sterbeseufzer füllen:
Mein Sang gehört dem Vaterland,
Und doch gehört er dir,
Die ich in Frankengauen fand,
Der deutschen Frauen Zier.

Erst wenn der letzte Mörser blitzt
Und wenn die Helme sich bekränzen;
Wenn hell im neuen Friedenslicht
Die Fahnen und Standarten glänzen:
Dann spende Rosen Lied und Hand
Dem Vaterland und dir,
Die ich in Frankengauen fand,
Der deutschen Frauen Zier.

Zum Schlusse noch ein Beispiel dafür, wie gut Zettel der Humor steht. Von den „Lachenden Bildern aus dem alten Hellas" lautet das erste:

Als einst Sokrates die Kunde
Von des Phöbus Spruch gewann,
Auf dem ganzen Erdenrunde,
Sei nur er ein weiser Mann,

Wollt' er zwar nicht selbst sich loben,
Doch das stumpfe Näslein schwoll:
„Und der weiseste dort oben",
Sprach er lächelnd — „ist Apoll".

2. Dichten und Denken. Gedichte von Auguste Meyer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1886. 8. 3 M.

Eine feine, weibliche Seele, die sich mit fast männlicher Kraft und Energie zu einem tüchtigen Können durchgearbeitet hat! In diesen Gedichten ist Geist und Empfindung und daneben auch künstlerische Arbeit zu verspüren. Wie ernst sie es mit der Poesie nimmt, spricht aus folgendem Gedicht:

O Meister, lehr' mich singen in rechtem Wort und Ton,
Daß meine Lieder bringen mir Armen goldnen Lohn!

„Ist Geld und Gut dein Streben, so spiele auf zum Tanz, —
Um keine Schätze geben möcht' ich den Ruhmeskranz."

O Meister, lehr' mich sagen, daß ich ein Herz gewinn',
Dein Jauchzen und dein Klagen ergreift der Menschen Sinn.

„Ob Herzen sich mir fügen, hab' niemals ich bedacht;
Nur meinem zu genügen, ward jedes Lied gemacht;
Ich singe, wie ich bete, ich singe, weil ich muß,
Zu Lust und Liebe keinem, um Glanz nicht noch Genuß.
An dem ist nichts gelegen, was weltlich Glück uns gibt:
Nur ihrer Tugend wegen hab' ich die Kunst geliebt."

Auch keine Frau, die hört, sieht und denkt, kann heute von den großen Fragen und Zweifeln der Zeit unberührt bleiben. Aber Auguste Meyer ist darüber nicht zur Nihilistin geworden, sie hat sich den Glauben an das Gute und Ewige, dessen Verlust nirgends so abstoßend wirkt wie bei dem Weibe, unversehrt erhalten:

Fürcht' ich, daß Sorge mich erdrücke,
So trägt zu jener Strahlenbrücke,
Wohin nicht Erdenlaute dringen,
Mich das Gebet auf Engelschwingen.

Ihre Poesie nimmt meist einen ernsten Gedankenflug; wiederholt greift sie hierbei nach dem Gewande der freien Rhythmen, die ihr jedoch nicht immer (z. B. in dem Gedicht „Der Zufall") gelingen.

Aber auch der leichte sangbare Volkston steht ihr zur Verfügung, wie z. B. in dem Liede:

Wie kannst du mich nur lieben!
Bist ja so stolz und klug.
Es wär' die Schönst' und Beste
Für dich kaum gut genug.

Du siehst viel' edle Frauen
Da drauß' in weiter Welt,
Wer weiß, wie lang dein Mädchen,
Das arme, dir gefällt.

Ach, könnt' ich anders werden!
An Tugend würdig dein,
Und nähme nicht mein Denken
So ganz die Liebe ein.

Mein Geist ist gleich dem Monde!
Glänzt in erborgtem Licht;
Mein Herz ist nur ein Spiegel,
Darin dein Angesicht!

Und hast du mich vergessen,
Springt er in tausend Stück';
Doch sieh, ein jedes strahlet
Nichts als dein Bild zurück!

In andern Liebesliedern hüllt sie sich nach dem Beispiele der Sappho in die Maske des liebenden Mannes. Vielleicht geschah es zuweilen, um ihr Incognito besser zu wahren: denn sie ist nicht wenig empfindlich darüber, daß die dichtenden Frauen als „Blaustrümpfe" verspottet werden. Eine reiche Sammlung von Epigrammen zeugt von Witz und Charakterstärke. Hier nur zwei Beispiele:

Wechsel.

Vordem fehlte mir alles, doch eines besaß ich: den Hunger!
Heute, beim köstlichen Mahl, fehlt mir nur eins: Appetit!

Bescheiden.

Lieben Leute, seht,
Ich bin ein Prophet!
Denn Prophet wird der genannt,
Der nichts gilt im eignen Land!

3. Gedichte von Joseph Winter. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1885. 8. 4 M.

„Frau Medicin" ist seine rechtmäßige Gattin, aber sie hat es doch dulden müssen, daß er der alten, oft verjagten Geliebten, der Poesie, immer wieder die Thüre öffnete und sie ans Herz schloß. Und er hat recht gehabt, denn sie liebt ihn wirklich. Seine Gedichte zeugen auch nicht gerade von einer überraschenden Eigenart, von einem welterschütternden Genie. Aber sie haben alles, was man von einer schönen, erbaulichen Lyrik verlangen kann: Gedanken und Empfindungen, Melodie, ansprechende, ungesuchte Bilder, treffende Antithesen. Einige Beispiele sollen den Beweis liefern:

Schlummerlied.

Langsam, ihr funkelnden Sterne der Nacht,
Schreitet dahin im Reigen!
Rauschender Wind, nun wehe sacht,
Wiege dich sanft in den Zweigen!
Denn die Liebste hat kosensmüd
Schlummernde Lider geschlossen.
Rosenfarbe, heimlich erblüht,
Ist auf ihr Antlitz gegossen.

Ihr zu Füßen mein Leben ruht —
Wonniges Lauschen und Sinnen!
Ferne hör' ich die heilige Flut
Dieses Daseins verrinnen.
Wunderseligen Wiederhall
Weckt mir das ewige: Werde!
Und ich segne mein Heim, das All,
Und den Staub dieser Erde.

Vor dem Feuer.

Im Ofen lodert das letzte Scheit,
Ich seh's zu Asche schwinden.
Verlachen lernt' ich all mein Leid —
O lernt' ich's auch verwinden!

Nun ward die zuckende Flamme zahm,
Die Gluten tief sich färben.
Das ist ein Schwinden wonnesam,
Das ist ein seliges Sterben.

Was sterben muß, das sterbe geschwind,
Hold ist der Tod, der rasche.
Am Fenster die Zweige schüttelt der Wind,
Und knirschend versprüht die Asche.

Ein andrer Tod.

Mich wies das Leben an den Tod.
Der aber rief von seiner Schwelle:
Dein Herz ist jung, die Wange roth,
Du ziemst mir übel als Geselle.

Schäm' dich der Hast
Nach früher Rast!
Dich ruft das Licht,
So säume nicht!
Trink aus den Trank der Bitterniß,
Den Becher Ekel leer' zum Grunde;
Ich denk' an dich, und sei gewiß,
Dich ruf' ich noch zu rechten Stunde.
Da brach ich aller Lust den Stab
Und stieg hinauf ins laute Grab,
Wie mir der Grausame gebot,
Ins Leben, das ein andrer Tod.

Die vorstehenden Gedichte gehören der ersten Abtheilung, „Buch der Liebe", an; die zweite Abtheilung enthält „Lieder", die im allgemeinen unbedeutender sind. Als Ausnahme hiervon könnten „Am Kreuzwege" und „An den Schlaf" gelten, doch stört in letzterm das Wort „schwerlos", das weder glücklich gebildet und rhythmisch geeignet ist. Die letzte Abtheilung bilden „Vermischte Gedichte", aus denen wir „Walküren" hervorheben möchten:

Die Mannen zechten tief in die Nacht:
Wenn der Morgen sich röthet, sie ziehn zur Schlacht.

Da trat in der Starken mannlichen Kreis
Auf den Speer gestützet ein morscher Greis.

„Dem ekeln Strohtod biet' ich Hohn,
Ich stehe zu dir, mein blühender Sohn."

Walküren donnern übers Thal,
Sie küren die Helden, sie reiten zur Wal.

Ein Stein aufs Haupt den Alten traf,
Er wähnte gekommen den letzten Schlaf.

Der Nachtwind weckte den greisen Mann,
Der griff an sein müdes Haupt und sann.

Er athmete noch, ein Wahn war der Tod,
Nun saß er wieder in Siechthum und Noth.

Dort aber lag, die Stirne zerspellt,
Auf dem Schilde sein Sohn, der herrliche Held.

Alexis Aar.

Zur deutschen Nationalliteratur.

Es liegt uns wieder eine stattliche Reihe von Lieferungen vor von dem Sammelwerke:

1. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 361—384. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Das Unternehmen schreitet immer gleichmäßiger fort, sodaß sich diesmal der Inhalt der vielen neuen Lieferungen sehr leicht übersehen läßt. Der ältern Literatur gehört an Band 11: „Erzählende Dichtungen des spätern Mittelalters", herausgegeben und erläutert von Felix Bobertag, eine vorzügliche Auswahl aus Bruder Philipp's des Karthäusers „Marienleben", Peter Suchenwirt, Eberhard von Cersne, Johannes Rothe („Leben der heiligen Elisabeth"), „Die Jakobsbrüder" von Kistener, auf die Gödeke zuerst aufmerksam gemacht hat, Michael Beheim („Das Buch von den Wienern") und Christianus Wierstraat („Die Historij des Beleegs van Nuys"); von diesen Neudrucken möchte auch dem Fachmann manches willkommen sein. Die übrigen Bände gehören der neuern Literatur, und zwar enthält Band 90 den neunten Band von Goethe's Werken, der seine classisch schönen Dramen „Iphigenie" und „Tasso" mit musterhaften Einleitungen und sorgfältigster Textbehandlung von Schröer wiedergibt, zugleich mit dem ersten, prosaischen Entwurf der „Iphigenie" nach dem Text der ältesten bekannten berliner Handschrift, von der auch ein Facsimile gegeben wird. Von dem Abdruck der beiden andern Bearbeitungen, die dem iambischen Text vorhergehen, ist Abstand genommen worden, wie mir scheint mit Recht, um ermüdende Wiederholungen zu vermeiden. Für den Forscher zu handlichem Gebrauch ist die Bächtold'sche Ausgabe da. Die musterhafte Correctheit der vorliegenden Ausgabe überhebt mich jeder Bemerkung; sie hat mir nur eine neue Gelegenheit geboten, mich an dem Genuß dieser herrlichen Meisterwerke zu erbauen. Mit den beiden folgenden Lieferungen, 377 fg., wird der „Göttinger Dichterbund", erster Band, Voß in Auswahl mit sehr ausführlicher, mehr als eine ganze Lieferung einnehmender Biographie enthaltend, zu Ende geführt zur Freude der Abonnenten, die diesen Band nun können binden lassen. Professor Sauer war eben durch das Mühselige dieser biographischen Arbeit, durch die mittlerweile angetretene Professur zu Lemberg sowie durch eine Reihe anderer literarischen Verpflichtungen von der Beendigung abgehalten worden. Dann folgt ein stattlicher Band in zwei Abtheilungen, der zweite Band von Immermann's Werken, seinen populärsten Roman, den „Münchhausen" enthaltend, herausgegeben von Professor Max Koch in Marburg, der sich schon durch eine musterhafte Ausgabe des „Chamisso" empfohlen hat.

Durch Immermann's frühen Tod 1840 und das neue Nachdruckgesetz sind seine Werke frühzeitig Gemeingut des deutschen Volks, zunächst allerdings der Verleger, geworden, und seiner erst vor kurzem in Hamburg verstorbenen Witwe ist wenig von der Popularität zugute gekommen, deren sich der „Münchhausen" und besonders das aus demselben mehrfach herausgelöste und einzeln gedruckte Bauern- und Liebesidyll „Der Oberhof" mit Recht in ganz Deutschland erfreute. Daß man aber an dem „Münchhausen" im ganzen doch, und zwar schon zu Immermann's Lebzeiten, einigen Anstoß nahm, rührte zum Theil von der Unverständlichkeit der literarischen Späße jenes abendländischen Abu-Seid, zum Theil wol auch daher, daß

Immermann jene komische Maske nicht recht zu Gesicht stehen wollte; seine ganze Natur war zu ernst, zu schwerfällig dazu. Gleichwol konnte er wie sein Freund Tieck und sein Gegner Platen die literarischen Neckereien nicht lassen, die sich an den Götzen des Tags reiben und unverständlich werden, sobald diese Götzen wie der Teufel auf dem Blocksberge um Mitternacht versinken. Dem war nun aber durch eine Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen abzuhelfen, sowie schon Steffens eine solche für den Tieck'schen „Zerbino" verlangte, die meines Wissens bisjetzt noch nicht existirt. Professor Koch hat sich dieser Aufgabe und Ausgabe mit großer Gewissenhaftigkeit unterzogen. Und doch scheint ihm entgangen zu sein, daß eine solche Ausgabe schon existirt, die aus dem Nachlaß des bekannten Strodtmann im Grote'schen Verlag in Berlin mit Illustrationen erschienen ist. Hätte er von ihrem Vorhandensein Kenntniß gehabt, so würde er bei seiner Gewissenhaftigkeit sicherlich nicht verfehlt haben, es anzuzeigen; aber nach den Anmerkungen, die ich in beiden Ausgaben verglichen habe, scheint dies wirklich nicht der Fall zu sein. Schade! Er hätte sich dadurch manche mühevolle Arbeit erspart und doch etwas Vollkommneres geliefert. Für eine Reihe von Nachträgen, die ich zu geben hätte, ist hier nicht der Ort, so wenig wie für die Nachträge zu Pröhle's Ausgabe des „Wieland", von der hier der sechste und zwei Lieferungen des ersten Bandes vorliegen. Denn für die Erklärung Wieland's ist nachgerade noch so gut wie alles zu thun, und daß Pröhle der Mann dazu nicht ist, das hat er schon durch die frühern Bände Wieland's bewiesen, nämlich überall da, wo es sich darum handelte, dem Dichter nachzugehen, nicht irgendeinen Eigennamen aus einem mythologischen oder Gelehrtenlexikon zu erklären. Daß er aber auch in Benutzung dieser Hülfsmittel nicht sorgfältig genug ist, werden wir gleich sehen.

Wieland bedarf so gut wie Immermann sehr der Erklärung, aber aus einem andern Grunde. Wieland hat sich nämlich, wie man es geradezu nennen kann, eine eigene Mythologie aus den Helden und Heldinnen der Romane, Feenmärchen u. dgl. gebildet, von denen seine Bibliothek wimmelte, in denen er bewandert war und aus denen er zum Theil die Stoffe zu seinen poetischen Erzählungen schöpfte. Diese Mythologie ist nun nicht so leicht zu erklären wie die griechische und römische; aber Pröhle macht auch nicht einmal den Versuch dazu. Er weiß von dem Schriftsteller, den er dem Publikum erklären will, ebenso wenig wie dieses; denn die Erklärungen, die er wirklich gibt, liegen alle auf der flachen Hand. Ja, da wo Wieland seine Quelle selbst angibt, hält er es nicht der Mühe für werth, ihr nachzugehen. In einer Vorbemerkung zu „Der Mönch und die Nonne" sagt Wieland: „Von der Fabel selbst aber kann, wer Lust hat, in Limpert's lebendem und schwebendem Eisenach das Mehrere lesen." Wer aber dazu nun aber keine Lust hat, ist Herr Pröhle. Noch schlimmer steht es mit „Clelia und Sinibald". Hier sagt Wieland selbst:

> Das Factum übrigens weicht keinem im Homer,
> Und Laviceo leistet die Gewähr.

Dazu gibt uns Pröhle einige biographische Notizen, und weil Laviceo's bekanntestes Werk ein Roman ist, so, setzt er hinzu, soll obige Redensart heißen: es ist Dichtung. Das leuchtet schon einem Tertianer ohne Pröhle's Erklärung ein. Wir aber wollen wissen: wo steht die Erzählung von „Clelia und Sinibald" bei Laviceo und wie hat Wieland sie benutzt? Davon mußte in der Einleitung Rechenschaft gegeben werden. Wenigstens sind wir durch alle andern Erklärer, Düntzer voran, so gewöhnt oder verwöhnt. Auch war hier die Arbeit sehr leicht, denn — sie war schon gethan. (Vgl. Reinhold Köhler in Scherer's Archiv V, 78 fg.) Ein Glück, daß wir auf Pröhle's Erläuterungen zu Wieland nicht zu warten brauchen. In demselben Bande des Archivs hat Pröhle (ich habe das Buch nicht hier in meinem Ferienaufenthalt, aber wenn ich nicht irre) aus der für ihn unerschöpflichen Goldgrube des Gleim'schen Archivs zu Halberstadt Mittheilungen gemacht, und doch hat er den Köhler'schen Aufsatz übersehen. Dies könnte indeß immer noch ein neckisches Spiel des Zufalls sein, vor dem auch der gewissenhafteste Arbeiter, wie wir soeben sahen, nicht sicher ist. Aber Köhler geht aus von einer Mittheilung Wieland's in Böttiger's „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen", wie natürlich, und daß Pröhle nirgends eine Spur von Bekanntschaft mit diesem für die Kenntniß Wieland's so wichtigen Buche verräth, das ist geradezu Unwissenheit. Daß S. 261, Z. 17 fg. gegen Lessing's „Laokoon" gerichtet ist, ist Pröhle natürlich unbekannt. Ebenso I, 107, Z. 6 fg. die Nachahmung von Lessing's Kritik von „Romeo und Julia" in der „Dramaturgie". „Andere mögen untersuchen, inwieweit" u. s. w., sagt er S. 276. Ein Erklärer muß eben seine Ehre darein setzen, andern möglichst wenig übrig zu lassen. Doch seine Unterlassungssünden alle anzuführen, hieße ein Meer ausschöpfen wollen; mit den Erklärungen, die er gibt, werden wir kürzer fertig werden, denn wie gesagt, sie liegen meist auf der flachen Hand; nur sind VI, 141 „empyreische Vestalinnen" nicht feurige (!), sondern himmlische Vestalinnen, aus dem Empyreum, einem Theil des griechischen Himmels. S. 302 heißt: frigidus et maleficiatus, nicht: „kalt und gottlos", sondern: kalt und behext (von „Nestelknüpferinnen", vgl. das Wörterbuch Pröhle's zu diesem Ausdruck). S. 189 ist zu lesen: „Ernulfus, vgl. die Erwähnung derselben in „Clelia und Sinibald". Schön, aber wo? Zufällig finde ich es S. 140, V. 2670. Und was ist da zur Erläuterung gesagt? Nun, nichts. Dergleichen vage Anführungen finden sich viele, z. B. S. 244: „Hedoniker, vgl. den Roman Aristipp." Nun blättere einer die zwei Bände daraufhin durch! S. 272: „Seladon, s. oben." Punktum! Herkules statt Esplandian (I, 38) ist nur für Pröhle „deutlicher", der natürlich nicht weiß, wer Esplandian ist; es mußte heißen: dem Sujet (Musarion) angemessener. Die Erklärung von Daphne I, 109, Z. 23

ist ganz falsch; es mußte auf S. 76, Z. 20 verwiesen und dort eine Erklärung gegeben werden. Wenn mehrere Personen oder Gegenstände gleiches Namens im Wörterbuche stehen, gibt er sich selten die Mühe, den rechten herauszufinden, auch wo es so leicht war wie S. 114, wo er zu: „An blumigen Cephisen" die erbauliche Erklärung bringt: „Es gibt mehrere Flüsse dieses Namens in Attika." Aber doch hoffentlich nur einen, an dem Athen lag! I, 80: „Vanloo, Name einer zahlreichen niederländischen Malerfamilie im 17. und 18. Jahrhundert." Und welcher Gebildete muß nicht lächeln über den findigen Erklärer, der uns I, 131 mit der allerdings nur negativen Entdeckung überrascht: „Peter Aretin findet sich z. B. unter den vielen Aretin bei Jöcher nicht." Hätte doch Casanova Pröhle's Unschuld auch in literarischen Dingen besessen! Gleichwol hat Pröhle Mühe genug mit der Ausgabe gehabt, das müssen wir zum Schluß noch anerkennen; mit der Bibliographie und dem Wörterbuch, obgleich letzteres, wie er selbst sagt, „mit Absicht sehr ungleich gearbeitet". Dazu kommt aber nun noch angesichts seiner geringen Leistungen als Erklärer das ewige Prahlen, wie: „Ich habe zuerst darauf hingewiesen, mir war die Entdeckung vorbehalten" u. dgl. Rodomontaden, die sich selbst bis auf den Titel des sechsten Theiles erstrecken; denn die ganze Auswahl, die er hier zusammenstellt, ist auch mit in der Absicht getroffen worden, eine Entdeckung, die er in dem unerschöpflichen Gleim'schen Archiv gemacht zu haben behauptet, in ein möglichst helles Licht zu stellen. Wir wollen nach Pröhle's Manier die Untersuchung dieser „Entdeckung" auf eine andere Gelegenheit versparen.

2. Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur von F. A. Pischon. Funfzehnte Auflage, bearbeitet von U. Zernial. Leipzig, Reichardt. 1887. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Dieser altbewährte „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur", wenn ich nicht irre, einer der ältesten — wenigstens erinnere ich mich seiner noch von meiner Schülerzeit her — hatte in der vorigen und vorvorigen Auflage seinen Plan geändert, was bei einem bewährten Schulbuche immerhin ein bedenkliches Unternehmen ist: man geräth leicht in Gefahr, wenn man neue Leserkreise gewinnen will, die alten getreuen zu verlieren. Die Arbeit des neuen Herausgebers bestand also mehr in einer Beschränkung des zu reichlich Gebotenen, als in einer Bereicherung. Gleichwol hat auch eine solche stattgefunden und die bibliographischen und biographischen Bemerkungen sind bis auf die neueste Zeit gewissenhaft nachgetragen, sodaß das Buch wie in den ersten Auflagen als Schulbuch wieder recht wohl zu empfehlen ist. Einzelnes läßt sich bemäkeln, wie daß das Theater zu Hamburg zu Lessing's Zeit unter Schröder's Direction gestanden habe (S. 155), doch ist hier nicht der Ort dazu.

3. Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksnatürliche in seinen Gedichten. Von Georg Hassenstein. Leipzig, Reißner. 1887. Gr. 8. 3 M.

Es ist schwer, diesem Buche, natürlich einem Erzeugniß des Uhland-Jubiläums, gerecht zu werden. Alles, was darin gesagt ist, ist ja recht schön; aber man fragt doch: wozu dient es? Welche Lücke in der Wissenschaft füllt es aus? Oder inwiefern ist die Kenntniß Uhland's hier dem Volke näher gebracht? Und darauf eben ist es schwer, eine Antwort zu geben. Der größere Theil wird ausgefüllt durch einen Auszug aus dem vierten Bande von Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage". Schon über den Nutzen eines solchen Auszugs ließe sich streiten. Aber auch diesen zugegeben: wie sieht nun die Nutzanwendung davon auf den zweiten Theil aus, der nach dem Titel das Volksthümliche in seinen Gedichten behandeln soll? Hören wir zunächst den Verfasser darüber selbst:

> Wenn wir es nunmehr unternehmen, Wesen und Eigenschaften des Volksliedes, wie wir es durch die Abhandlung kennen gelernt, in Uhland's eigenen Gedichten aufzusuchen, so sind wir sehr weit von der Absicht entfernt, ihn als einen Nachahmer der Volksdichtung hinstellen zu wollen. Nichts wäre wol undenkbarer, als daß jemand ein Dichter werden könnte durch Nachahmung des Volksliedes. Nur Formen, nur die Kunst äußerer Gestaltung lassen sich erlernen und nachahmen, und diese sind ja die schwächste Seite des Volksliedes. Armuth, Unbeholfenheit, Eintönigkeit der Darstellung: das würde der Ertrag sein, den eine Nachahmung desselben bringen könnte. Denn die Vorzüge des Volksliedes liegen ganz und gar auf der Seite der Natur. Tiefes Gemüth, heitere Phantasie, einfache Sinnesart — diese Eigenschaften können nicht angelernt werden. Wenn wir trotzdem meinen, daß Uhland aus der Beschäftigung mit dem Volksliede auch für seine Dichtung Gewinn gezogen habe, so verstehen wir dieses in dem Sinne, daß es ihm half, sich von jeder seinem Wesen nicht entsprechenden Ueberlieferung zu befreien, daß sein Dichtergemüth sich aus jener ewig frischen Quelle immer aufs neue verjüngte. Haben doch seit Goethe alle unsere Dichter aus dem Jungbrunnen der Volksdichtung geschöpft.

Sehr schön gesagt und sehr richtig. Aber was folgt daraus? Doch wol, daß das Volksthümliche in Uhland's Dichtungen sich wol fühlen, aber nicht so recht sagen läßt. Und diesen Eindruck machen denn auch die folgenden sechzig Seiten, auf denen Uhland's Dichtungen auf ihre Volksthümlichkeit hin nach den Rubriken geprüft werden, die Uhland selbst für seine Abhandlungen gewählt hat. Was ist natürlicher, als daß Dinge wie Sommer und Winter, Scheiden und Wiedersehen, Liebes Leid und Lust u. a. auch in seinen Dichtungen vielfach vorkommen? Es fragt sich nur wie? und das kann uns auch Hassenstein nicht sagen. Indessen ist das Buch schön und mit Sachkenntniß geschrieben, und da es nun einmal auch gedruckt ist, kann man es den Freunden einer gebildeten und bildenden Lektüre warm empfehlen.

Robert Boxberger.

Aus Heimat und Fremde.

(Beschluß aus Nr. 36.)

4. Aus deutschem Süden. Schilderungen aus Meran von Anton Edlinger. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Toni Grubhofer. Meran, Pötzelberger. 1887. Lex.=8. 7 M.

Ein splendid ausgestattetes, vornehmes Werk mit feinen Illustrationen. Es führt die Geschichte Merans in den Hauptzügen vor, gibt eingehende Schilderung von Meran selbst und von seiner Umgebung und zwar in schöner, lebendiger sachkundiger Darstellung, sodaß sicherlich dem Verfasser gelungen ist, was er in seinem Schlußwort als Absicht ausspricht „in dem Leser die Erinnerung zu beleben an dort verbrachte schöne Tage oder den Wunsch in ihm hervorzurufen, nach dem schwachen Abbild das Urbild zu schauen".

Wir heben Einzelnes heraus aus dem reichen Inhalt an historischen, culturhistorischen und archäologischen Excursen, wie an landschaftlichen, geographischen und künstlerischen Schilderungen. Nahe bei Meran liegt das alte Schloß Vorst. Dort ist es trotz aller modernen Restauration, die der jetzige Besitzer liebevoll dem alten Gebäude angedeihen ließ, einmal im Jahre recht unheimlich, weil es nämlich in der Charfreitagsnacht „umgeht":

Vor vielen, vielen Jahren hatte nämlich ein Ritter auf Vorst den frevlen Einfall, an einem Charfreitag Abend Gäste zu sich zu laden, Männlein und Weiblein, die sich schließlich soweit vergaßen, ein Tänzchen zu wagen, bei dem es toll und voll genug hergegangen sein muß; denn ein Kapuziner, der eben des Weges vorbeigeschritten kam, hörte den Lärmen aus den Gemächern im Schlosse auf die Straße herab und Entsetzen und Entrüstung erfaßte ihn. Er nahm seinen ganzen Muth und seine Kutte zusammen und schritt den Bühel hinan und mitten unter den tollen Schwarm hinein und ließ mit mächtiger Stimme mahnenden Zuruf erschallen ob des sichtbaren Greuels. Einen Augenblick ward es stille im Saal, dann aber ging der Hexensabbat unter lautem Gelächter von neuem los. Der ungebetene Prediger fühlte sich ergriffen und mit in den wilden Reigen gerissen; die Sinne schwanden ihm und er kam erst wieder zu sich, als er eine plötzliche Veränderung des Schauplatzes wahrnahm und die Treppe hinabkollerte. Der Ritter und seine Kumpane hatten ihn nämlich schnöde hinausgeworfen. Im Hofe sammelte er seine Kräfte und ein Fluch kam über seine bebenden Lippen, der bald an dem gotteslästerlichen Hause in Erfüllung gehen sollte. Alle, die an dem Feste in jener Nacht theilgenommen, starben noch im selben Jahr, ohne Ruhe zu finden, und alljährlich am Charfreitag vernimmt man um Mitternacht vom Schlosse her schrillen Geigenklang und Jammern und Stöhnen und dumpfes Gepolter: es ist der Ritter von Vorst mit seinen Freunden und Frauen, die einen Höllenwalzer zu tanzen haben. Es soll heute noch Leute geben, die am Charfreitag nicht ohne Gruseln am Schlosse vorüberkommen.

Ein anderes, anmuthenderes Bild führt er uns aus neuerer Zeit vor, aus dem Schloß Schenna, das dem Erzherzog Johann von Oesterreich und seiner Gemahlin Anna, Gräfin von Meran, gehörte. Letztere war die einstige Postmeisterstochter von Aussee; der kaiserliche Prinz sah die damals sechzehnjährige Anna Plochl zum ersten mal bei einem ländlichen Feste, das im August 1819 ihm zu Ehren am Grundlsee veranstaltet wurde. Drei Jahre später — er hatte sie seitdem in ihrem Aelternhaus als treue Stütze ihres Vaters, als sorgsame Pflegerin ihrer zahlreichen, jüngern Geschwister, die mit ihr die Mutter bereits verloren hatten, näher kennen und schätzen gelernt — gab er aus freien Stücken das Versprechen, vor Gott und der Welt als ehrlicher Mann ihr und keiner andern seine Hand zu reichen. Anna Plochl wird aus jener Zeit als eine reizende Erscheinung geschildert „von mittlerer Gestalt, frisch, lebhaft und geistvoll, der Teint von zartestem Weiß, mit gesundem Roth untermischt, der Mund und die dunkeln, frohen Augen fein geschnitten". Erzherzog Johann hatte seine Verlobung schon 1823 zur Kenntniß seines kaiserlichen Herrn und Bruders gebracht, gegen Ende der zwanziger Jahre aber erst erhielt er die Einwilligung des Kaisers. In aller Stille erfolgte in der Kapelle des Brandhofs in Steiermark die Trauung. Die Gemahlin des Erzherzogs erhielt den Titel einer Freiin von Brandhofen, später, 1850, den einer Gräfin von Meran. Die dreißigjährige Ehe war die denkbar glücklichste, und noch kurz vor seinem Tode schrieb Erzherzog Johann an einen Freund, er habe seit seiner Vermählung keinen einzigen trüben häuslichen Augenblick gehabt. Bei allen Mitgliedern des Kaiserhauses hatte sich die Gräfin Zeit ihres Lebens der größten Achtung und Zuneigung zu erfreuen gehabt und namentlich Kaiser Franz Joseph zeichnete sie bei jeder Gelegenheit aus. Der Sorge um ihre Familie und der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit war ihr Wirken gewidmet, das aus einem warm fühlenden Herzen floß, einer echt weiblichen Natur entsprang. (Sie selbst starb erst im August 1885, der Erzherzog war schon 1859 gestorben.)

5. Wanderbuch. Bilder und Skizzen von Adolf Stern. Zweite vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1887. Gr. 8. 4 M.

Die erste Auflage dieses „Wanderbuchs" erschien vor einem Jahrzehnt; heute erscheinen die Skizzen fast um das Doppelte vermehrt. Der Verfasser bezeichnet sie als „anspruchslose Blätter, welche Eindrücke, Erinnerungen und Anregungen sehr verschiedener Art in möglichster Kürze wiederzugeben suchen" und von denen er hofft, daß der Leser finde, wie „Wärme und lebendiger Antheil an den Erscheinungen ihrer Mannichfaltigkeit gemeinsam sei". Schon die Thatsache, daß das „Wanderbuch" eine zweite Auflage erlebt, spricht für die Berechtigung dieser Hoffnung.

Es sind verschiedenartige Skizzen, die der Verfasser uns bietet. Er führt uns ins Oberammergau zum Passionsspiel, zu verschiedenen Zeiten nach Baireuth zu den Nibelungenaufführungen, nach Erfurt und Jena zu den Luther=Spielen, auf die Wartburg zu Luther=Erinnerungen. Dann aber begleiten wir ihn auch auf seinen Wanderungen in Wallis, nach Zermatt und ins Nicolaithal, auf seinen „rhätischen Wanderungen" und nach Venedig. Die „venetianischen Bilder" nehmen einen besonders breiten Raum ein in diesem „Wanderbuch", und aus diesen wollen wir ein paar Schilderungen herausgreifen — ohne damit sagen zu wollen, daß die andern Schilderungen weniger interessant als diese wären — denn

die wundersame Venezia übt seit Jahrhunderten auf die Gemüther der Menschen dieselbe Macht, denselben Zauber aus.

Ob Königin, Buhlerin, Bettlerin — immer hat sie mit dem Reiz ihrer unvergleichlichen Erscheinung zu fesseln gewußt, und auch heute, im tiefsten Verfall, versagt der Zauber nicht. An Stelle des heitern, glanzvollen, üppigen Venedig ist seit lange das elegische, trauernde getreten. Aber unverwüstlich, wie die Farbenglut und Farbenpracht auf den Bildern ihrer großen Maler, liegt ein Nachglanz der goldenen Zeiten über der Stadt und ihren Meeresumgebungen. Selbst der Bedächtigste und Nüchternste wird hier gleich dem Enthusiasten leicht in einen fremden Zustand, einen Halbtraum entrückt. Nirgend liegt die andere Welt so weit und fern, als zwischen den Lagunen. Das Einzige, absolut Originelle in der Bauart der Stadt, im Leben ihrer Bewohner, in ihrer Geschichte, es wirkt auf jeden, dem die Natur nicht alle Organe versagt hat. Nicht für alle ist die Wirkung beglückend. Auf viele Gemüther legt die Eigenart, die Weltferne der Stadt, die Melancholie über den Palastfaçaden, den verbleichenden Fresken, der Anblick der Armuth und Verkommenheit, welche sich im engen Gassengewirr Venedigs so festgenistet haben, wie die Fledermäuse und Nachtvögel zwischen den hohen Brandmauern, einen dumpfen Druck.... Wer aber so glücklich ist, diesen Druck zu überwinden, sich mit ganzer Seele dem eigensten Reiz der Lagunenstadt hingeben zu können, wen das Gefühl der freudigen Helle, der leuchtenden Farbe überkommt, die auch über dem Bilde des Verfalls noch schweben, der fühlt sich mit geheimen Banden an Venedig gefesselt.... Diese Stadt bleibt der höchsten Bewunderung und des tiefsten Antheils werth, eine der Stätten, wo ein gewaltiges Stück Weltgeschichte und Culturgeschichte auf den denkbar engsten Raum zusammengedrängt ward.

Den herrlichen Blick vom Campanile aus schildert Stern mit folgenden Worten:

Schön, wunderbar schön ist der Blick vom Campanile und die unendliche Farbenpracht im Bilde Venedigs tritt kurz vor Sonnenuntergang nirgend so leuchtend hervor, als auf der Höhe des Thurmes. An Tagen, wo die See erregt ist, gewinnt die Fernsicht über den Lido einen doppelten Reiz; die weißen, schäumenden Kämme der Wellen heben sich in rollender Bewegung empor und schlagen gewaltig an die Pforten bei Malamocco und Chiozza. Dann belebt sich vor dem innern Auge die See mit Segeln und blitzenden Geschwadern; auf so erregten Wogen, die günstiger Südost schwellte, müssen in fernen Tagen die siegreichen Galeren Dandolo's, die Fregatten Loredano's und Morosini's heimgetrieben sein! Wird nicht jeder der Meinung jenes deutschen Malers sein, welcher des Glaubens lebte, man solle in Venedig gar nicht vom Campanile herabsteigen, da man von droben die volle Breite der Lagunenstadt und zu Füßen San Marco und Dogenpalast obendrein habe, so wird doch jeder sich dankbar der Stunden erinnern, die ihm dies freieste und schönste Bild der schönen Venezia gegönnt.

So reißen wir uns nur ungern los von diesem Bild, wie es den Verfasser so schwer ankommt zu scheiden:

einen letzten, langsamen Gang durch die Schiffe der Marcuskirche, die, in Weihrauchwolken gehüllt, mit der phantastischen, halb orientalischen Pracht ihrer Vergoldungen und Mosaiken, der Phantasie sich am lebhaftesten einprägen. Noch einmal wandern wir an den langen Reihen schimmernder Läden dahin und empfangen von der vorüberhuschenden Blumenverkäuferin die letzte venezianische Nelke. Ganz gewiß ist es schon die Täuschung des Abschieds, die alles vergoldet, wenn heute alle Gesichter lebhafter, anmuthiger erscheinen, und selbst die schlanke, blasse Blumenspenderin mir hübscher vorkommen will als alle die Tage vorher. Die Gondel, die zur Eisenbahn führen soll, steht schon bereit; zum letzten mal für lange Zeit werden die durchdringenden Rufe der Gondoliere an mein Ohr dringen. Rasch noch einen Blick über den Platz! Die Procurazien leuchten in allen Farben, die Kuppeln und Portale der Marcuskirche schimmern verheißend herüber: wenn nur du wiederkehrst, uns wirst du sicher wieder finden. Fest heftet sich das Auge darauf, als wolle es in einem Blick des Genusses so vieler Stunden gewiß und sicher werden, einen letzten in der Seele bleibenden Eindruck empfangen. Und dann: addio Venezia la bella — a rivederci!

6. Die Via Appia von Rom bis Albano. Eine Schilderung ihrer Entstehung, ihres Laufes und ihrer nähern Umgebungen, nebst einem Anhang, enthaltend das Verzeichniß der vornehmsten Bauwerke von der Via Appia nebst Situationsplan. Von Gustav Bohnsack. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Nicht blos mit dem Blick des forschenden Sachverständigen, der aus den seinem Auge sich bietenden Resten die einstigen Bauwerke zu reconstruiren versteht, hat der Verfasser dieser hübschen Schrift die von ihm geschilderte Strecke durchwandert und betrachtet, sondern vor dem Auge des Künstlers steht diese „Königin der Straßen" mit ihren herrlichen und prächtigen Bauwerken lebendig und deutlich wieder auf, und mit den frischesten Farben malt er uns, Dichter und Künstler zugleich, das reichhaltige Bild, daß es auch vor unserm Auge aus uralter Vergangenheit wie gegenwärtig dasteht:

Die gesammte Cultur der Vergangenheit ist in der einzigen Stadt zusammengefaßt, griechischer Schönheitssinn mit orientalischer Phantasie gepaart. Und das ganze Volk hat Theil an den Schöpfungen der Kunst, die es umgeben; in zahlloser Menge, zur allgemeinen Freude, scheinen sie ins Leben gerufen. Die Tempel und die Plätze, die Schauspielhäuser und die öffentlichen Bäder, die für jedermann zugänglichen Gärten mit ihren Wasserkünsten und die schönen Gräberstraßen, alles prangt von auserlesenem Schmuck und erfreut Jung und Alt, Vornehm und Gering. Und welch reichbewegtes Leben überall in den Straßen, welche Geschäftigkeit ... wie imposant jene Procession von Priestern zu den bevorstehenden Opfern, welche Lust beim Aufmarsch der Prätorianer bei den weithin schmetternden Klängen der Musik. Auf dem Marsfeld wogt vom Morgen bis in die sinkende Nacht eine unendliche Menschenmenge durcheinander; Lustbarkeiten aller Art finden sich auf den üppigen Rasenflächen; Scharen von Lustwandelnden drängen sich unter schattigen Colonnaden und in einsamen Hainen. Zu den Thermen des Agrippa und des Nero strömen Tausende von Badelustigen; mit scheuer Ehrfurcht betritt man die weihevolle Rotunde des Pantheon. Und nun erst die öffentlichen Spiele: die Wettrennen im Circus, die Gladiatoren- und Thierkämpfe im Amphitheater, die Productionen der Athleten im Stadium! Wer nicht tiefer blickend den nationalen Schaden ermessen kann, den das Uebermaß dieser Lustbarkeiten zur Folge hat, der erschaut nur sprudelnde Lebensfreude um sich her. Ja Rom war einzig in seiner Art, unübertrefflich in seiner stolzen Erscheinung, in dem eigenartigen Leben, das sich durch alle seine Adern ergoß.

Und jetzt! All diese Herrlichkeit dahin, nur kümmerliche Reste lassen ahnen, was einst hier gestanden! Stumm trauernd steht der Beschauer auf der öden Straße, trauernd um die entschwundene Welt, um den Untergang großartiger Zeiten. Unser Verfasser sagt:

Aber was kann, was darf uns die Vergangenheit anders sein, als Vorbild und Sporn, in unserer Weise ebenso Großes zu

schaffen! . . . Rückschauen, ja, um uns zu erfüllen mit jenen Bildern, wie ein stolzes Volk in seiner Art das Leben in sich und um sich gestaltete, dann aber Vorwärtsschauen, Forschen, Sammeln, und die antike Welt in ihrer Gesammterscheinung begreifen zu lernen: das scheint die Arbeit unserer Tage zu sein. Aber schon zeigen sich Vorboten einer selbständigen freudigen Zukunft, für welche das Alterthum die Brücken gebaut hat, nicht zum mindesten die stolze Roma mit ihrer unvergleichlichen Via Appia.

7. Bilder aus dem berliner Leben. Von Julius Rodenberg. Neue Folge. Zweite Ausgabe. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 4 M.

In Nr. 17 d. Bl. f. 1886 haben wir das erste Bändchen von Julius Rodenberg's „Bildern aus dem berliner Leben" besprochen, das bald in zweiter Auflage erschien (vgl. Nr. 50 f. 1886). Die im ersten Bändchen in Aussicht gestellte Fortsetzung ist nun schnell erschienen, und hat ebenso schnell bereits eine zweite Auflage erlebt. Das ist erfreulich und begreiflich. Denn wir haben in diesen Bildern mehr als eine angenehm unterhaltende Lektüre, nein, eine bedeutende culturhistorische Arbeit, interessant nicht nur für den Berliner, sondern für jedermann. Von köstlichem Humor ist alles durchdrungen und doch liegt zugleich im Hintergrund ein tiefer Ernst der Betrachtung und des Urtheils. Was seltsam, ergötzlich, charakteristisch ist, wird in jedem einzelnen oft an sich unbedeutenden Bilde herausgefunden und aufgezeigt; aber rasch und leicht leitet der Führer auf diesen Weltstadtwanderungen vom Einzelnen aufs Allgemeine, vom einfach Naheliegenden zu höhern Gesichtspunkten. Mancher feine Wink, manche gedankenreiche Andeutung wird dem oberflächlichen Leser entgehen, aber den nachdenklichen gerade in der schlichten Form der Darbietung um so mehr erfreuen.

Mit besonderer Vorliebe weilt Rodenberg bei seiner Schilderung des so überaus plötzlich aufgeblühten Neuen, bei dem Andenken des so rasch vergangenen Alten. Wie schnell geht in der rapid wachsenden Weltstadt die Stätte, ja die Spur und das Andenken dessen verloren, was doch vor nicht so langer Zeit wichtig oder wenigstens bedeutsam war. Er ist eines Tags auf dem Kirchhof der Philippigemeinde . . . das ist „einer der vornehmern der Stadt, vortrefflich gepflegt und mit stattlichen Denkmalen geschmückt". Da sucht er das Grab eines Mannes, dessen Name mit seiner frühesten Jugend bedeutungsvoll zusammenhing, dem er im Leben manchmal und noch kurz vor seinem Tode begegnet war, des 1800 geborenen und 1871 gestorbenen Professors und Kunstschriftstellers Wilhelm Zahn. Und nun nach kaum dreizehn Jahren, wie schwierig war es, auf dem Friedhof das Grab dieses Mannes zu finden:

Der Todtengräber hatte nie von einem solchen Manne gehört, obwol ich ihm sagte, daß dieser zu seiner Zeit ein Professor und ansehnlicher Mann in Berlin gewesen, auch viele Orden gehabt und beim hochseligen König in besonderer Gunst gestanden habe. Wie sich herausstellte, hatte das Begräbniß noch unter dem Amtsvorgänger stattgehabt, und ich dachte darüber nach, was es mit dem Ruhm zu bedeuten habe, der nicht einmal von einem Todtengräber zum andern reicht. Er holte hierauf sein Todtenbuch heraus, sozusagen das Adreßbuch des Kirchhofs; denn hier hat jedes Grab seine Nummer, wie jedes Haus in einer Straße. Wir blätterten dreizehn Jahre zurück, und o wie ward mir seltsam zu Muth, als ich so mit dem Finger über ganze Jahrgänge von Todten dahinfuhr und an die traurige Frage des Hamlet dachte: „How long will a man lie i' the earth ere he rot?" — und an die noch traurigere Antwort des Todtengräbers, der bei Shakspeare ein „clown" ist.

Endlich findet nach langem Suchen der Todtengräber das Grab und sagte:

Dies ist es — auf einen kleinen, zusammengeschrumpften Hügel deutend, der traurig dalag zwischen seinen andern stillen Nachbarn — ohne jeglichen Schmuck, ohne Stein, ohne Namen — nichts, nichts, nichts als eine Nummer — nur ein mitleidiges Fliederbüschchen stand auf dem grasüberwucherten Hügel und ließ seine blassen Blüten traurig niederhängen. Und dies war die Ruhestätte meines Landsmannes, das Grab desjenigen, der mir den ersten Begriff des Ruhmes gegeben und später, wenn ich ihn in Goethe's Schriften und Gesprächen mit Eckermann erwähnt fand, mich noch mit einer leisen Bewunderung erfüllte — der einzige von den mir persönlich Bekannten, auf welchem das große Auge Goethe's theilnehmend geruht.

Nun ein humoristisches Bild aus dem Treiben des Marktes auf dem Weddingplatz:

Nicht weit von der Spargelfrau steht eine andere Dame von untersetzter Statur und Zutrauen erweckendem Aeußern, die mit Besen handelt. An Besen hat mein Herz nie gedacht, als ich den Markt betrat. Aber die Hausfrauen! Alles können sie gebrauchen. Madame nähert sich dem Tisch, findet bei genauerm Zusehen, daß große und kleine durcheinander liegen und bemerkt: „Aber die Besen sind ja gemischt!" Worauf die Dame mit den Besen erklärt: „Ja, liebe Frau, det is nu eenmal so. Die Menschen sind ooch jemischt — wir beede sind kleen und die andern sind groß, und wir müssen es uns ooch jefallen lassen."

Mit herzlicher und schmerzlicher Theilnahme ist auch das folgende Bild gezeichnet:

Es ist Samstag Abend; und wie die Nacht herabsinkt über dieser weiten Ausdehnung zwischen oranienburger und schönhauser Thor, scheint ein Geruch in der Luft zu liegen, der immer stärker und penetranter wird, der Geruch von Alkohol. Am Samstag Abend erhalten die Arbeiter ihren Wochenlohn und nicht wenige vertrinken ihn oder einen Theil desselben noch vor Mitternacht. Der Conducteur einer der Pferdebahnlinien, welche diese Gegend durchschneiden, sagt mir, daß es in den spätern Stunden des Samstags Abends, wenn die Wagen oben und unten, innen und außen gefüllt sind, ein harter Dienst für ihn sei. Das einzige, wenn man Scenen der empörendsten Art vermeiden wolle, sei Schweigen. Aber es falle ihm oft sehr schwer, an sich zu halten. Und ich will es ihm wohl glauben. Man braucht an einem solchen Abend in die gedrängt vollen Straßen dieser Vorstädte nur einen Blick zu werfen, wie die Thüren der Schenken belagert sind und die halb schon Trunkenen oft im Streit mit ihren Genossen und oft, was noch widerwärtiger ist, in Ausbrüchen roher Zärtlichkeit abwechseln. . . . Eins jedoch fällt in dem sonst so trostlosen Bilde mir auf: die Abwesenheit der Frau. Was in den ärmern Quartieren von London, in den dunstigen Höfen und schmuzigen Gassen eine der gewöhnlichsten Erscheinungen ist, das betrunkene Weib, das gehört in Berlin glücklicherweise zu den äußersten Seltenheiten — ich bin geneigt zu glauben, daß das verhältnißmäßig gute Befinden unsers Arbeiterstandes, Familienleben und Gesundheit zum großen Theil der Frau des Arbeiters zu danken ist.

Aber unter den männlichen Arbeitern Berlins hat der Branntweinverbrauch ungeheuere Fortschritte gemacht, wie der Verfasser des weitern ausführt. Im Anschluß daran redet er dann von den Bemühungen der Mäßigkeitsbewegung u. s. w. So ist es eine reiche Mannichfaltigkeit von Bildern und von Fragen, die uns in dem Buche geboten werden. Rodenberg findet, „jeder Gang in die Stadt zeigt mir, daß der Gegenstand so wenig erschöpft ist, wie meine Freude daran, und wenn ich nur annähernd etwas Aehnliches bei den Lesern voraussetzen dürfte, so wollte ich nicht dafür stehen, daß ich mich eines Tags vielleicht nicht noch einmal an die liebgewordene Arbeit machte". Wir und gewiß viele andere wären ihm herzlich dankbar dafür.

8. Volksthümliches in Ostpreußen. Von E. Lemke. Zweiter Theil. Mohrungen, Harich. 1887. Gr. 8. 4 M.

Die im ersten Bande (1884 erschienen, vgl. die Besprechung in Nr. 46 d. Bl. f. 1885) versprochene Mittheilung von Märchen und Sagen ist in diesem zweiten Bande gegeben und außerdem folgen hier noch Nachträge zu allerlei Gebräuchen, wie sie der erste Band enthalten hatte. Das Sammeln der Sagen und Märchen ist dem Verfasser

eine nicht zu erschöpfende Quelle stiller Freude und ein Ausgangspunkt mannichfacher Belehrung geworden, sodaß die darauf gewandte Mühe reichlich gelohnt wurde, aber der Wunsch, die Wissenschaft möchte auch diese kleine Sammlung als keine unnöthige ansehen, steht doch im Vordergrund. Möchte von dem vorliegenden Material, das sich größern und bedeutendern Arbeiten bescheiden anschließen und unterordnen soll, hier und da ein kleines Streiflicht ausgehen, das dazu beiträgt, die vielleicht anfangs zwanglos verknüpften, dann aber mehr und mehr verworrenen und zerrissenen Fäden unserer Mythenwelt zu beleuchten.

Wir glauben, daß sein Wunsch erfüllt wird, und daß die Wissenschaft von dieser Arbeit des Verfassers, der so bescheiden von sich denkt, allerdings eine Förderung hat. Aber wie ihm das Sammeln Freude gemacht hat, so muß besonders die Sammlung der Märchen auch dem Leser Freude machen. Viele unter diesen Märchen eignen sich sehr gut zum Erzählen für Kinder. Wir machen daher ganz besonders Mütter, welche ihren Kleinen gern Geschichten erzählen, auf dieses Buch aufmerksam. Sie werden darin für lange Zeit Stoff finden, und sicherlich werden die Kleinen mit großem Eifer zuhören.

9. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Herausgegeben von O. Sutermeister. Aus dem Canton Zürich. Siebentes Heft: Zwei einaktigi Lustspiel. Liecht ufz'füehre i Vereine und Familie. Von W. F. Niedermann. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1887. 8. 50 Pf.

Professor Sutermeister hat diese Sammlung, von welcher wir hier eine Probe anzeigen, unternommen, und bisjetzt sind 38 Nummern (à 50 Cent.) erschienen. Diese Dialektdichtungen haben einen hohen Reiz und machen gewiß in weiten Kreisen Freude, ähnlich wie die so beliebten Reuter'schen Dialektdichtungen. Man hat sich bald in den Dialekt hineingelesen; noch besser ist es, wenn im Familien- oder Freundeskreise jemand diesen Dialekt gut vorlesen kann.

Die beiden in dieser neuesten Nummer enthaltenen kleinen Lustspiele sind höchst ergötzlich.

10. Europäische Wanderbilder. Nr. 117—120: Der Mont-Cenis (Fréjus) von V. Barbier, übersetzt von J. H. Mit 78 Illustrationen von J. Weber und J. Reichlen und 2 Karten. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1887. 8. Jede Nummer 50 Pf.

Die neuesten Hefte dieser „Europäischen Wanderbilder", die wir schon mehrfach zu rühmen Gelegenheit hatten, handeln vom Mont-Cenis. Wie an den frühern Nummern des hübschen Sammelwerks können wir auch bei diesen neuesten die Schönheit der Illustrationen, die Reichhaltigkeit des Textes und die Vortrefflichkeit der geographischen und andern Schilderungen rühmen. Wer eine Reise durch den Mont-Cenis machen will, der versäume ja nicht, diesen kurzen und doch vollständigen und dabei so billigen Führer mitzunehmen. Der Mont-Cenis-Tunnel ist am 25. October 1870 während des Deutsch-Französischen Kriegs im Durchstich vollendet worden. Am 17. September 1871 fuhr zum ersten mal ein regelrechter Bahnzug durch den vollendeten Tunnel. Der Bau hatte funfzehn Jahre in Anspruch genommen und 75 Millionen Francs (der laufende Meter 6131 Francs) gekostet. Die Länge des Tunnels beträgt 13671 Meter (die des Gotthardtunnels 14912 Meter), die Höhe bei Modane 1159 Meter, bei Bardonèche 1291,5 Meter (die des Gotthardtunnels bei Göschenen 1100,4 Meter und bei Airolo 1154 Meter).

11. Das Wissen der Gegenwart. Band 58: Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen von F. Löwenberg. Mit 8 in den Text gedruckten Karten. Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M.

Dieses sehr gelungene Bändchen der bekannten, empfehlenswerthen Sammlung gibt eine bis auf die allerneueste Zeit fortgeführte kurze Geschichte der Polarfahrten — natürlich nehmen die Nordpolarreisen den weitaus größten Raum ein —, aus welcher man sich „für den Hausbrauch" völlig genügend unterrichten kann. Auch die Vorschläge, mit Ballonexpeditionen zum Pol vorzudringen, werden besprochen, und die „Polarforschung der Zukunft" wird mit ihren neuen Methoden und Versuchen kurz und treffend charakterisirt.

12. Länderkunde von Europa, bearbeitet von A. Kirchhoff, A. Penck, J. Egli, A. Heim, R. Billwiller, A. Supan, F. Hahn, J. Rein, E. Petri, P. Lehmann und Th. Fischer. Lieferung 10—25. Prag, Tempsky. 1887. 8. Jede Lieferung 90 Pf.

Wir schließen unsere Uebersicht mit einem Bericht über den Fortgang des großartigen prächtigen Werks, dessen Anfang wir in Nr. 5 d. Bl. f. 1887 angezeigt haben. Dort haben wir über Lieferung 1—9 gesprochen, jetzt

liegen uns Lieferung 10—25 vor. Die von uns ausgesprochene Hoffnung, daß die künftigen Lieferungen auf der Höhe der ersten bleiben werden, hat sich bisjetzt vollständig erfüllt. Jeder neue Abschnitt des Werks ist ebenso sorgfältig und vortrefflich gearbeitet wie sein Vorgänger. Es ist daher, was wir im allgemeinen über diese Fortsetzung zu sagen hätten, dasselbe, was wir schon in unserer frühern Anzeige ausgesprochen haben. Wir geben hier nur Bericht über die weitere Anordnung und Eintheilung des Werks, um dann noch einiges einzelne herauszuheben.

In der Lieferung 9 hatte noch Kapitel 7 des Abschnitts, der vom Deutschen Reich handelt, begonnen, nämlich die physische Geographie der „mitteldeutschen Gebirgsschwelle". Darunter ist zusammengefaßt: das rheinische Schiefergebirge, das hessische Berg- und Hügelland, Thüringen und das „subherzynische Hügelland" (nördlich von den drei genannten, an das norddeutsche Tiefland grenzend und mit dem letztern verschmelzend).

Kapitel 8 gibt dann die Entstehungsgeschichte, Kapitel 9 die Anthropogeographie der genannten Landestheile.

Kapitel 10—12 wird in eben derselben Weise (physische Geographie, Entstehungsgeschichte, Anthropogeographie) die „nördliche Umwallung von Böhmen", d. h. Erzgebirge und Sudeten geschildert.

Kapitel 13—15 ebenso das „norddeutsche Flachland", worauf in der Lieferung 25 noch ein Schlußkapitel (16) „das Deutsche Reich" folgt.

Hören wir nun z. B., was über den „Werth des Bodens im norddeutschen Flachland gesagt wird:

Norddeutschland ist ein armes Gebiet, ausgestattet weder mit kostbaren Schätzen des Erdinnern noch mit einer besonders fruchtbaren Bodenkrume. Ihm fehlen die ältern Sedimentgesteine, welche den Erzreichthum der mitteldeutschen Gebirgsschwelle bedingen; es entbehrt der Eruptivgesteine, an welche sich das Auftreten von Edelmetallen knüpft. Da und dort nur fördern Soolquellen Andeutungen von in der Tiefe verborgenen Salzlagern zu Tage und haben schon öfters Veranlassung gegeben, nach den letztern zu suchen. ... Das Schwemmland Norddeutschlands bietet selbst nur äußerst dürftige Bodenschätze. Das Tertiär birgt lediglich Braunkohlen. ... Das Diluvium endlich entbehrt selbst der Kohlen, die in ihm verstreuten erratischen Blöcke müssen bei dem sonst herrschenden Mangel fester Gesteine als Bau- und Schottermaterial dienen, während die in ihm vorkommenden Lehm- und Thonarten zu Ziegeln verarbeitet den festen Fels ersetzen müssen. ... Fast nirgends bietet der norddeutsche Boden ohne sorgsame Cultur gleichsam von selbst dem Menschen seine Erzeugnisse dar; allenthalben bedarf es der angestrengtesten Arbeit, um eine Fläche von der halben Größe des Reichs nutzbar zu machen. Dann freilich, wenn sie richtig bewirthschaftet wird, vermag sie in ein fruchtbares Gefilde verwandelt zu werden. ... Ueberall fordert das norddeutsche Flachland zu fortwährender Culturarbeit auf und diese erst krönt sich mit vollem Erfolge. Es spendet nirgends mit verschwenderischer Fülle Erträgnisse, welche seine Bewohner verweichlichen würden, es stählt vielmehr durch seine dürftige Beschaffenheit deren Willenskraft und Thätigkeit. Nicht mit materiellen Schätzen bereichert der norddeutsche Boden den Menschen, sondern er steigert dessen intellectuelle Eigenschaften; in dieser Hinsicht wird er gerade vermöge seiner Armuth zu einem wichtigen Gliede des Deutschen Reichs.

An einer andern Stelle wird gesagt:

Die zahlreichen Aufforderungen, welche der norddeutsche Boden zu einer intensiven Culturarbeit darbietet, sind nicht unverwerthet geblieben. Im Kampf mit dem Meere stählte sich der friesische Stamm und gewann den Fluten die fruchtbarsten Gefilde des Flachlandes ab. Dicht sind dieselben besiedelt worden, wenngleich der feuchte Boden fast ständige Fieber erzeugt. Große Moorflächen sind im Innern trocken gelegt und in sandigen Gegenden wird durch eine stetige Zufuhr von lehmigen Materialien die Ackererde verbessert. Große, früher unfruchtbare Areale wurden auf diese Weise nutzbar gemacht, und so wurde der Raum geschaffen für Tausende kräftiger und intelligenter Einwanderer, welche namentlich in den preußischen Staaten gastliche Aufnahme fanden. Freilich bleibt immer noch vieles zu thun; namentlich im westlichen Flachlande harren noch ausgedehnte Moore der Erschließung; manche sandigen Areale dürften durch Bewässerungsanlagen verbessert werden können oder durch Wiederherstellung des zu stark gelichteten Waldes wenigstens als Forstflächen nutzbar werden. Die ausgedehnten Watten der Nordseeküste, welche den Eindeichungen seitens einzelner Gemeinden trotzten, dürften durch große Unternehmungen trocken zu legen sein, sodaß hier immer noch stattliche Areale dem Meer entrungen werden können. Auf der andern Seite würde eine Regelung der Besitzverhältnisse auf der mecklenburgischen und pommerischen Seenplatte eine weit intensivere Bodenbenutzung ermöglichen als bisher, sodaß das weite norddeutsche Flachland vor allem als derjenige Theil des Reichs zu bezeichnen ist, welcher noch eine namhafte Vermehrung seiner Bevölkerung zuläßt. Ließe sich durch fortgesetzte Cultur ermöglichen, daß die Volksdichte der Landschaft sich der mittlern des Reichs näherte, wären ferner noch 1000 Quadratkilometer der Watten einzudeichen, so könnte Norddeutschland noch 6 Millionen Einwohner bergen, ohne übervölkert zu sein — noch also ist die Möglichkeit einer Colonisation im Innern des Reichs gegeben.

Von hohem Interesse sind die Ausführungen über die Siedelungsverhältnisse Norddeutschlands, namentlich die größern Städte. Es werden sozusagen die naturgesetzlichen Bedingungen der Entwickelung dieser Großstädte aufgezeigt und nachgewiesen. Länger verweilt der Verfasser, und mit Recht, bei der Hauptstadt Berlin. Im Jahre 1244 wird Berlin zum ersten mal genannt als ein befestigter, nicht unwichtiger Stapelplatz. Im Jahre 1307 wird es mit Cöln (an der Spree) vereinigt, 1308 tritt es an die Spitze des märkischen Städtebundes. Ende des 14. Jahrhunderts schloß es sich der Hansa an, war die erste Stadt Brandenburgs, aber noch mit bescheidener Einwohnerzahl. Als dann das Land unter die Herrschaft der Hohenzollern kam, wurde es 1451 die Hauptstadt des Landes, „und damit war seine Zukunft besiegelt, denn die Hohenzollern wirkten unablässig für die Vergrößerung der Stadt und des Landes".

Dies Wachsthum ging allerdings langsam. Nach der Reformation hatte Berlin nur 10000 Einwohner; im Dreißigjährigen Kriege sank es auf 6000 (anno 1638). Bei Beendigung des Kriegs stand ein Viertel seiner Häuser leer. Dann kam der Aufschwung. Unter dem Großen Kurfürsten verdreifachte sich die Bevölkerung und stieg auf 20000. Unter dem ersten König Preußens wuchs die

Einwohnerzahl auf 61000. Im Jahre 1786 waren es nach einigem Rückgang im Siebenjährigen Kriege 150000 (in einem Jahrhundert hatte Berlin seine Bevölkerung versiebenfacht); 1861 war die halbe Million überschritten; 1870 die dreiviertel Million erreicht; 1885 zählte es 1,315000. Dazu kommen die Vororte mit 115000 Einwohnern.

Indessen waren es bei Berlin hauptsächlich politische Verhältnisse, welche die Stadt ihrer jetzigen Blüte schnell zuführten. Eine umsichtige Förderung der Einwanderung und eine kluge Unterstützung der Bauthätigkeit vergrößerten die Stadt, während zum Theil fast rigorose Maßregeln die Entfaltung der industriellen Thätigkeit derselben bedingten. Die stete Obhut und Fürsorge eines weisen Regentenhauses legte den Grund zu Berlins Größe, bis diese künstliche Schöpfung weiter wachsen konnte. Der Verfasser sagt sogar:

Berlin würde ein unbedeutendes Landstädtchen geblieben sein, wenn es nicht die Hauptstadt Brandenburgs geworden wäre, dessen Herrscher mit klarem Blick die stete Vergrößerung ihres Landes verfolgten. Durch keinerlei Umstände erscheint seine Lage günstiger als die der Nachbarstädte.

Aber die Lage Berlins war derartig, daß sie künstlich zu einer ausgezeichneten gestaltet werden konnte; und was ebenfalls von hoher Wichtigkeit ist:

nicht hat die Natur Berlin so reiche Gaben gewährt, daß ihre Früchte in den Schos fallen; aber sie lockt förmlich zur Arbeit und gibt dann in reichem Maße dasjenige, was sie ursprünglich versagte. Darin besteht die große natürliche Begünstigung Berlins, daß es eine Stätte der Arbeit und des Fleißes werden mußte. Berlin ist keine müßige Residenz, keine Stadt der Beamten und Hofleute. Nicht 7 Procent seiner Einwohner sind ohne Beruf und kaum 10 Procent derselben leben von Anstellungen im Staats- oder Gemeindedienst, wiewol eine namhafte Garnison und eine große Universität vorhanden sind; während in den übrigen größern deutschen Hauptstädten, in München, Dresden, Stuttgart, auf die genannten Berufsklassen 13—15 Procent der Bewohner entfallen und die Zahl der Privatleute 11—15 Procent der Bevölkerung umfaßt. Berlin ist vor allem Industriestadt. Noch heute machen sich die wohlthätigen Folgen der Einwanderung von französischen Reformirten geltend, welche die verschiedenen Arten der Textilindustrie einbürgerten. Sind zwar Spinnerei und Weberei zurückgegangen, so hat dafür die Anfertigung von Wäsche und Kleidern solchen Aufschwung genommen, daß thatsächlich nicht mehr Paris die wechselnde Mode bestimmt. ... Vorzügliches leistet die Möbeltischlerei; vor allem aber ist der Maschinenbau zu nennen. ... Dazu gesellt sich eine ausgedehnte Verfertigung von Nahrungs- und Genußmitteln. ... Hand in Hand mit dieser großartigen industriellen Thätigkeit, welche 52 Procent der Bewohner ernährt, geht ein ausgedehnter Handel. ... Berlin ist zu einem Hauptstapelplatz für die Erzeugnisse Norddeutschlands geworden. ... Zugleich ist es der größte Geldmarkt des Deutschen Reichs und des europäischen Festlandes.

Zur weitern Charakterisirung der Stadt und ihrer Bevölkerung wird gesagt:

Es geht ein ungewöhnlich emsiger Zug durch die Bevölkerung Berlins; rascher und geschäftiger als irgendwo sonst im Reiche ist das Treiben auf den Straßen, und die riesigen Verhältnisse, welche das Weichbild der Stadt angenommen hat, haben eine reiche Fülle von Verkehrsmitteln ins Leben gerufen. ... Berlin besitzt das Getriebe einer Weltstadt mehr als irgendeine zweite Stadt des europäischen Continents *), und seine Bewohner sind sich dessen wohlbewußt. Eine glückliche Mischung, bedingt durch die im 17. und 18. Jahrhundert geförderten Einwanderungen von Franzosen, Italienern, Niederländern und Pfälzern sowie durch das seither erfolgte Zusammenströmen von Bewohnern aus allen Theilen Deutschlands, vor allem aber auch aus den östlichen, von Polen und Juden bevölkerten Gauen, ist das Kennzeichen des Berliners, welcher in sich den Fleiß des Deutschen, die Zähigkeit des Slawen, die Agilität des Franzosen und die Beredsamkeit des Israeliten verbindet. Trotz ausgesprochen deutscher Gesinnung und warmem Patriotismus kann die berliner Bevölkerung nicht als Typus der deutschen gelten. Es wird veranschlagt, daß sie zu 35 Procent germanischer, zu 36 Procent romanischer und 24 Procent slawischer Abkunft ist, wozu sich noch über 5 Procent Israeliten gesellen.

Ueber den baulichen Charakter der Stadt sagt unser Buch:

Berlin macht durchaus den Eindruck einer jugendlichen Stadt. Es besitzt keine architektonischen Zeugen früherer langentschwundener Glanzperioden. Die ältern Prachtbauten Berlins rühren ausschließlich aus dem vorigen Jahrhundert her. Vor allem sind in den letzten beiden Jahrzehnten in der ganzen Stadt zahlreiche, glänzende Privatbauten entstanden, sodaß sich die Physiognomie Berlins seither gänzlich verändert hat. Wiewol sich dieser Umwandlungsproceß noch gegenwärtig vollzieht, so muß heute schon Berlin als eine der schönsten Städte Europas gelten. Es besitzt weder die gebogen verlaufenden Straßen Londons mit eintönigen Privathäusern noch die Avenüen von Paris mit steifen Palais; es concentrirt nicht seine Pracht auf eine einzige Ringstraße wie Wien, um daneben winzige, schindelbedeckte Privathäuser aufzuweisen, sondern es macht durchaus in allen seinen Theilen einen stattlichen Eindruck; dabei ist es abwechselungsreich in seiner Architektur, sowol in den privaten wie in den öffentlichen Bauten, die nicht nach einem einheitlichen Plane erwachsen, sondern in freier Individualität nebeneinander entstehen. ... Freilich in Bezug auf seine Umgebung steht Berlin hinter den übrigen Kapitalen Europas zurück. Ihm mangelt die bergige Umrahmung, welche Wien und Paris auszeichnet, und ihm fehlt der ergiebige Boden, welcher London mit Gärten und Parks umschlingt. Im Süden und Norden erstrecken sich einförmige, größtentheils sandige Plateauflächen, und nur im Westen und Osten, wo die Havel und Spree langgedehnte Seen durchmessen, entfalten sich wirklich anmuthige Landschaften, in welchen das Ineinandergreifen von ausgedehnten Wasserspiegeln mit flach welligen, meist bewaldeten Hügeln reichlich den Reiz einer bergigen Landschaft ersetzt.

In ähnlicher Weise gibt unser Buch die Charakterisirung anderer hervorragender, selbst auch der weniger bedeutenden Städte, und immer findet der Leser neue Gesichtspunkte, neue, bedeutsame Beziehungen; das alte, mehr oder weniger Bekannte wird ihm in Kürze und übersichtlich in Erinnerung gerufen.

Nur aus dem Schlußkapitel (16. Das Deutsche Reich) mögen noch ein paar Sätze angeführt werden: vom Norden unsers Vaterlandes haben wir oben gesprochen; vom Süden Deutschlands wird gesagt:

Glücklicher als im Norden sind vielfach die socialen Verhältnisse des Südens; es geht ein gewisser behaglicher Zug durch die Bevölkerung, welcher im Norden bei schwierigern Existenzbedingungen und einem schärfern Kampf ums Dasein nicht hat

*) Was wird man in Paris zu diesem Wort sagen?!

aufkommen können. Außerdem beeinflussen die Traditionen einer ruhmreichen Geschichte das bürgerliche Leben; es entfaltet sich der Sinn für die Kunst unter ältern Vorbildern, und daher füllt der Süden manche Lücke aus, welche das wirthschaftliche Treiben des Nordens ungeschlossen läßt.

Und ein Gesammturtheil über die weitere Entwickelung ganz Deutschlands lautet dahin:

> Das Reich gestaltet sich mehr und mehr zu einem Industrieland; 35 Procent seiner Bewohner werden von den verschiedenen Zweigen der Fabrikation und Gewinnung von Bodenschätzen ernährt, während die landwirthschaftliche Bevölkerung nur noch 42 Procent der gesammten bildet. ... Dem Handel und Verkehr widmen sich weitere 10 Procent, sodaß also nahezu die Hälfte mehr oder weniger vom „Gewerbe" lebt. ... Sichtlich nimmt die Ausfuhr an Industrieerzeugnissen zu, und zwar gerade derjenigen Producte, deren Rohstoffe im Reiche selbst gewonnen werden.

Die Befürchtung einer Uebervölkerung erscheint dem Verfasser unbegründet; das Reich wäre im Stande, durch eine bessere Ausnutzung des Bodens den Ertrag desselben zu erhöhen. Aber auch jetzt, wo 300 Millionen für Nahrungsmittel an das Ausland abgegeben werden, ist diese Befürchtung unbegründet; denn die Erzeugnisse der Industrie gleichen jenen Abgang in ausgezeichneter Weise aus. Die Ausfuhr übersteigt ja die Einfuhr um circa 50 Millionen Mark.

Auch die übrigen Zahlen, welche schließlich in diesem Abschnitt geboten werden, sind für das Deutsche Reich wesentlich günstige, und der Verfasser kann seine Schilderung des Deutschen Reichs mit einem für die Gegenwart befriedigenden, für die Zukunft hoffnungsvollen Blick beschließen.

Es ist ein großer Genuß, in dieses ausgezeichnete Werk sich zu vertiefen. Gründlichkeit und Schönheit, streng wissenschaftliche und doch leicht verständliche Haltung sind hier aufs beste vereinigt. Nehmen wir noch dazu die zahlreichen, überaus feinen, wirklich werthvollen Illustrationen, so haben wir neben den übrigen Vorzügen noch etwas weiteres, was zu dem Urtheil berechtigt, daß wir hier ein hervorragendes, ein Werk ersten Ranges vor uns haben.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Durchtriebene Schelme. Roman von W. W. Krestowsky. Aus dem Russischen übersetzt von A. Hauff. Zwei Bände. Berlin, Wilhelmi. 1887. 8. 8 M.
2. Eine Million. Von Graf E. A. Saliaß. Aus dem Russischen übersetzt von E. von Glehn. Berlin, Wilhelmi. 1887. 8. 3 M.
3. Die Pantoffeln des Hofmeisters. Eine weiberfeindliche Geschichte von Oskar Welten. Mit einem Vorwort: Die Prüderie in der Literatur. Berlin, Ißleib. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Seit Puschkin und Turgenjew unser Interesse für die russische Literatur wachriefen, wächst in Deutschland die Zahl der Uebersetzer, welche uns die Werke russischer Schriftsteller übermitteln. So befinden sich auch diesmal unter den literarischen Neuheiten zwei russische Romane. Der eine derselben: „Durchtriebene Schelme" von W. W. Krestowsky (Nr. 1), bietet uns ein Gemälde der sittlichen und politischen Zustände Rußlands. Die Frage: woher kommt das Verderben, das die Kräfte dieses Reichs aufzuzehren droht, löst der Verfasser mit klarer Objectivität. Der Roman beginnt mit dem 19. Februar 1861, dem Tage der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Es liegt eine ungeheuere Ironie darin, daß Krestowsky gerade mit diesem Tage beginnt. Wir erblicken allenthalben Verwirrung, aufgeregte Menschenmassen, feuernde Soldatenhaufen, Verwundete, Todte, und das alles, weil die Freiheit dem Volke geworden. Dies das erste Bild. Das folgende zeigt die Abgesandten des Kaisers, die Generäle, die Adjutanten, die Beamten, die sich in lauten Aeußerungen des Unmuths ergehen, über die bornirte Plebs, welche das ihr geschenkte Glück nicht begreift. Diese verwelschten Herren mit ihrer Anbetung Frankreichs, mit ihrer Verachtung des eigenen Vaterlandes, können nicht das langsam fassende schwerblütige russische Volk verstehen, ebenso wenig wie dieses sie versteht. Die Freiheit wird also vorerst ein großes Misverständniß, ein Unglück für diese Menschen. Schon in diesem Abschnitt, der gleichsam das Vorspiel zu dem Romane bildet, bekundet sich der tiefdringende Beobachterblick Krestowsky's.

Und nun folgt in raschen Bildern die Entwickelung jener Ursachen, welche Rußlands innere Ruhe gefährden. Der Verfasser zeigt das im geheimen sich immer weiter ausbreitende Netz der polnischen Conspiration, die rastlose Thätigkeit dieser Leute, welche der Glaube an ihre politischen Erfolge gefährlich macht. Aber gefährlicher als die Polenverschwörung ist der eigentlichste Feind Rußland, dessen eigenes Volk. Selten hat ein Schriftsteller lebendigere Farben gefunden als Krestowsky, um den schrecklichen Chor der Unzufriedenen, der „Wühler" zu schildern. Wer ahnt nicht den 13. März 1881, wenn er die Gestalten eines Ardalion Polojarew, einer Lidenka Satz erblickt. Lidenka ist, nachdem sie „alle Wochen ein neues Unternehmen begonnen", endlich „Lehrerin" geworden. Eins ihrer Schlagwörter in der Kindererziehung lautet:

> „Wenn du auf deiner Straße einen Polizeibeamten, Popen oder Offizier begegnest, dann speie aus." Wenn das Kind Warum frägt, antwortet sie: „Man muß sie alle verabscheuen, deshalb, weil sie einem falschen Principe dienen — sie sind Stützen der hohen Gewalt, des Despotismus. Begreifst du jetzt?"

Lidenka lebt in der „Commune“: das ist eine Art Verein, wo die „Unsrigen“ Unterkunft und Versorgung gegen eine geringe Entschädigung finden. Man zahlt in die Vereinskasse; kann keiner bezahlen, so hungern alle. Erhält einer Geld, bezahlt er für alle. Die Schilderung dieser communistischen Wirthschaft ist voll von packendem Realismus. Man erkennt in den Theorien dieser Personen die geistige Hinterlassenschaft der Leichenschänder von Saint-Denis. Das sind dieselben Tiraden von jener göttlichen „Freiheit“, die den einzelnen Individuen den Freibrief zu jeder Schurkerei ertheilt. Aus diesem Kapitel dringt uns der ganze Hautgoût einer gewissen Gesellschaftsklasse Rußlands entgegen.

Am Schlusse des Buchs wird man gewahr, daß eigentlich dem Roman der Held fehlt. Ist dies eine Formvernachlässigung des Verfassers, oder wollte er keinen andern Helden als das russische Volk, von dem er so wunderliche Dinge erzählt? Die Uebersetzung ist eine höchst gelungene.

Im Gegensatz zu dem besprochenen Roman steht „Eine Million“ von E. A. Saliaß (Nr. 2). Die Geschichte behandelt eine heitere Episode aus dem Leben Potemkin's, des Günstlings der zweiten Katharina. Wozu solche Geschichten übersetzen? Ist unsere eigene Literatur nicht überaus reich, gerade an solchen — Harmlosigkeiten? Sie müssen geschrieben werden, so lange viele Leser in der Literatur nur ein „Unterhaltungsmittel“ erblicken; aber in fremde Sprachen braucht man sie nicht zu übersetzen. Das heißt geflissentlich die falschen Begriffe von der Aufgabe eines Schriftstellers unterstützen. „Eine Million“ gleicht einem Kotzebue'schen Schwank. Die Mittel, Effecte zu erzielen, sind dort und hier dieselben: Verkleidungsscenen, Verwechselung der Personen, gutmüthige Sünder, Großmuth der Mächtigen; am Schlusse, dem Geschmacke unserer Zeit Rechnung tragend, folgt eine pikante Scene, in welcher der Genius mit der abwärts gekehrten Fackel auftritt und uns einige schwermüthige Betrachtungen in den Mund legt.

Alles in allem, „Eine Million“ ist ein Buch, das vielleicht den Leser glücklich über eine Stunde hinwegtäuscht.

Die weiberfeindliche Geschichte „Die Pantoffeln des Hofmeisters“ von Oskar Welten (Nr. 3) beginnt mit einer langen Vorrede. „Tant de bruit pour une omelette“ kann man hier ausrufen. Die Geschichte ist allerliebst erzählt, so wie Welten immer erzählt, geistreich, ein wenig boshaft, ein wenig realistisch, aber nichts weniger als man nach dieser Vorrede erwarten könnte. Man erwartet nämlich etwas noch nicht Dagewesenes an — Natürlichkeit, würde Welten sagen. Indessen ist die kleine Geschichte so anständig und decent, daß selbst „Die Gartenlaube“ sie ohne weiteres bringen könnte.

In der Vorrede donnert Welten gegen die Prüderie in der Literatur, gegen die Ungerechtigkeit der Kritik, gegen die Bornirtheit der Familienblätter, gegen die Vertöchterung unserer Literatur. Das sind lauter Themata, über die schon so viel gesprochen, geschrieben und geschimpft worden ist, daß ein so allgemein anerkannter Schriftsteller wie Welten es verschmähen sollte, darüber noch ein Wort zu verlieren. Daß er „den Nagel auf den Kopf trifft“ in seiner Vorrede, wird ihm niemand abstreiten wollen. Aber über Zustände raisonniren, die man nicht bessern kann: ist das nicht ein fruchtloses Beginnen? Es wird immer begriffsenge Schulmeisterseelen geben, welche den Poeten, an welche sie nicht den Maßstab ihrer eigenen Beschränktheit anlegen können, einfach die Begabung absprechen. Doch im allgemeinen werden diese Uebelstände von Tag zu Tag geringer. Um sie ganz auszumerzen, müßte man sich an die Jugend wenden. Die Alten ändern ihre Ansichten doch nicht mehr. Der Jugend müßte der Muth beigebracht werden, der Natur offen und ehrlich in die Augen zu schauen, besonders der weiblichen Jugend. Aber wer weiß, was sich dann wieder für Uebelstände entwickeln würden. Gott und die Wahrheit wollen ja unergründet bleiben.

Freunden von Fabeln wird „Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer“, von Karl Knortz wiedererzählt (Nr. 4), eine willkommene Lektüre sein. Es ist ein interessantes Büchlein auch für diejenigen, die in der Fabel nicht nur die Erfindung, sondern Ideengehalt suchen. So ist gleich zu Anfang die Sage „Erschaffung und Sündenfall des Menschen“ ein merkwürdiges Zeugniß für die Aehnlichkeit der Religionsbegriffe dieses Volks mit den unsern. Kodoyampeh, der Welterschaffer, gestaltet einen Menschen, und sendet ihn aus, sich Nahrungsmittel zu holen. „Du kannst alles, was dir gefällt, nehmen. Fische, Vögel, Nüsse und Beeren; denn alle diese Dinge habe ich für dich gemacht. Alles jedoch, was du kochen willst, mußt du nach Hause tragen, denn ich erlaube es dir nicht, im Walde Feuer anzumachen.“

Der Mann übertritt das Gebot Kodoyampeh's und macht dadurch sich und die ganze Erde elend. Ist diese Legende nicht fast identisch mit unserer alttestamentlichen Ueberlieferung vom Sündenfall? Nur hatten die Israeliten gleich den Germanen zu viel Achtung vor der Frau, um ihren Stammbaum so niedrig herzuleiten wie die Indianer. Diese erzählen nämlich in derselben Sage, daß der Teufel, neidisch auf Kodoyampeh's Allmacht, ebenfalls Menschen erschaffen wollte. Aber trotz aller Mühe brachte er nur — Weiber zu Stande. Karl Knortz erzählt mit liebenswürdiger Schlichtheit alle die Märchen, die er angibt, bei den Indianern gehört zu haben. Eben gerade durch diese Einfachheit behalten die Sagen das Ursprüngliche ihrer Erdichtung bei und erwecken unser Interesse für die kindlich unklare, gleichsam tastende Art dieser Wilden, Dinge, die ihnen schwer faßlich sind, sich zurechtzulegen. Einige der Fabeln entbehren sogar eines gewissen Humors nicht. So die vom „Unglück eine Schwiegermutter zu haben“, „Die Zerstreuung der Stämme und der erste Medicinmann“, deren Pointe ist, daß mit dem ersten Doctor zugleich Krankheit und Tod auf Erden erschien. In der „Kosmogonie der Senecas“ finden wir neben dem Princip des Thales die mosaische Fabel von Kain und Abel. Nur daß in der Phantasie dieses naiven Volks der gute Bruder

den bösen erschlägt und so der Gerechtigkeit Genüge thut. Poetisch werthvoll sind die Märchen: „Wie die Sterne entstanden", „Der Todtentanz", „Das weiße Boot des Niagara" und die „Kosmogonie der Palligawonaps".

Karl Knortz hat uns zu Dank verpflichtet, indem er Einiges aus dem Märchenschatz dieses uns in seiner geistigen Eigenart noch ziemlich unbekannten Volks mittheilt.

Marius Stein.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Was man von einer Schrift des Prof. Dr. L. Büchner, des Verfassers von „Kraft und Stoff", erwarten kann, welche „Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung" handelt (Leipzig, Theodor Thomas), wird keinem zweifelhaft sein, welcher die frühern Schriften L. Büchner's gelesen hat. Es handelt sich um einen öffentlichen Vortrag, welchen der Verfasser auf einer Hauptversammlung des Deutschen Freidenkerbundes gehalten hat. Daß Büchner nur die wissenschaftliche Weltanschauung gelten läßt, ist selbstverständlich; aber auch die wissenschaftliche nur mit der Einschränkung, daß sie eine naturwissenschaftliche sei. Zu den Naturwissenschaften rechnet er auch die Psychologie und die Philosophie selbst, dem Phrasengeklingel der philosophischen Hexenmeister und Geisterbeschwörer wird ein feierlicher Absagebrief geschrieben. „Wenn aber einer auftritt, der die Wahrheit mehr liebt als Plato und Sokrates und dem Publikum die Augen zu öffnen wagt, so kann er der allgemeinen Verfehmung und Verfolgung von seiten derjenigen sicher sein, welche ihres täglichen Brotes verlustig gehen würden, wenn man den officiellen Weisheitsbrunnen verstopfen wollte." Mag Büchner den Menschen als ein Naturproduct auffassen, das sich ohne Unterbrechung an die übrige Organismenwelt anschließt: die Art, die Anhänger unserer großen Denker, die zugleich Universitätslehrer sind, dadurch matt setzen zu wollen, daß man ihre ganze Wirksamkeit auf das Bedürfniß des täglichen Brotes zurückführt, ist doch zu trivial, um selbst einem radicalen Freidenker gut zu Gesicht zu stehen.

— Von der „Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung" von Prof. Dr. Adolf Stern (Stuttgart, Rieger) liegen bisjetzt fünf Lieferungen vor, von denen die Schlußkapitel die deutsche und englische Literatur des 17. Jahrhunderts behandeln. Das ganze Werk, ein Pendant zur Scherr'schen „Geschichte der Weltliteratur", soll in zwölf Lieferungen abgeschlossen sein. Wir kommen auf das Werk des feinsinnigen Literarhistorikers, der nach seiner ganzen geistigen Eigenart einen scharfen Gegensatz gegen das kernige derbzugreifende Naturell von Johannes Scherr bildet, nach Vollendung des Werks noch näher zurück.

— Allen Freunden des Damenspiels empfehlen wir eine Schrift von Heinz Credner, durch welche dasselbe auf ähnliche wissenschaftliche Grundlagen gestellt wird, wie das Schachspiel: „Damenspiel nach älterer und neuerer Spielweise auf deutsche wie polnische Art. Entwickelung der Regeln und Feinheiten des Spieles auf Grundlage zahlreicher Musterbeispiele" (Leipzig, Veit u. Comp.).

Bibliographie.

Adickes, E., Kants Systematik als systembildender Factor. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 4 M.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von A. Joannissiany. 5ter u. 6ter Bd. Sako. Roman in 2 Bdn. von P. Proschianz. Aus dem Armenischen übersetzt von J. Lalajan. Leipzig, Friedrich. 8. à 1 M. 50 Pf.

Blum, H., Die Äbtissin von Säckingen. Roman aus der Reformationszeit. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Cadol, E., Hortense Maillot. Roman. Original-Uebersetzung. Mannheim, Bensheimer. 8. 4 M.

Capesius, J., Die hauptsächlichen Forderungen des erziehenden Unterrichts. Ein Vortrag vom 4. siebenbürgisch-sächsischen Lehrertage. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 60 Pf.

Cornelius, C. S., Abhandlungen zur Naturwissenschaft und Psychologie. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 2 M.

Dietz, A., Die Katastrophe von Zug. Lyrisch-epische Dichtung. Straßburg, Heitz. 8. 40 Pf.

Friedrich, F., In der Hochfluth. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 9 M.

Friese, E., Was sich Karlsbad erzählt. Ein Bade-Roman. Berlin, Lassar. 8. 2 M. 40 Pf.

Fuchs, O., Goerbersdorfer Novellen. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Gerneth, Geschichte des königlich bayerischen 5. Infanterie-Regiments (Großherzog von Hessen). 2ter Tl. 1ste Hälfte. 1804—1811. Auf Grund archivalischer Forschungen verfaßt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Golther, W., Die Sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre Entstehung und Entwicklung im Mittelalter. München, Kaiser. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Hartwig, G., Fräulein Doktor. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Hasler, F., Ueber das Verhältniss der Volkswirtschaft und Moral. Ethisch-sociale Abhandlung. Passau, Waldbauer. Gr. 8. 1 M.

Heiberg, H., Ein Weib. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Hoeck, W., Zur Geschichte Heinrichs des Löwen und des Schutzheiligen seines Domes St. Thomas. Braunschweig, Wollermann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Katzer, E., Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 60 Pf.

Keller-Jordan, H., Transatlantisches. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 1 M. 80 Pf.

König, E. A., Eine unselige Leidenschaft. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Lux, A. E., Die Balkanhalbinsel (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder. Mit 90 Illustrationen, 1 Panorama von Konstantinopel und 1 Uebersichtskarte. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Nibler, F., Bilder aus dem welschen Nonsberg. Vortrag. München, Lindauer. Gr. 8. 1 M.

Papperitz, G., In der Dämmerung. Gedichte. München, Bassermann. 8. 2 M.

Peter, F., Der Nachtwächter von Ellrich. Kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen. 2 Tle. in 1 Bd. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 5 M.

Resch, Helene, Verschiedene Ehefrauen oder aus Liebe. Skizzen aus dem Eheleben. Leipzig, H. Resch. 8. 40 Pf.

Riehl, A., Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. 2ter Bd. 2ter Thl. Zur Wissenschaftstheorie und Metaphysik. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Rußland und die russische Armee. Ein Sattelbuch für den Feldgebrauch. Nebst einem Anhang über die rumänische, serbische und bulgarisch-ostrumelische Armee. Leipzig, E. H. Mayer. 12. 1 M. 20 Pf.

Samarow, G., Gipfel und Abgrund. Zeitroman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 15 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Veilchengrüße. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Nordost-deutsche Städte und Landschaften. Nr. 1. Ostseebad Zoppot bei Danzig von Elise Püttner. Mit 9 Illustrationen und 2 Plänen. Danzig, Kafemann. 8. 1 M.

Stutzer, G., Das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau in Süd-Brasilien, Provinz Santa Catharina. Mit 1 Karte der Kolonie. Goslar, Koch. Gr. 8. 2 M.

Tafel, Eugenie, Aus den Papieren der Großmutter. Erzählung. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 1 M.

— — Im stillen Wald. Novelle. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 1 M.

Tolstoy, Graf L., Russische Bauern. Deutsch von E. v. Glehn. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Ufer, C., Hr. Pastor Dr. Kühn und die Zillerianer. Eine Abwehr. Altenburg, Pierer. 8. 60 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Wie man Bräute fängt und andere Humoresken. Illustrirt von F. Jüttner. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Europäische Wanderungen. Nr. 3: Im Weichbilde des Bären. Berliner Skizzen von P. Lindenberg. — Nr. 4: Am Dünenstrand der Ostsee. Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern. Von A. Kohut. 1. Die Seebäder Pommerns. Berlin, Laverrenz. 8. à 1 M.

Was sich die Kammerjungfern erzählen. Interessante Geschichten aus hohen Kreisen von X. 1ster Tl. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Wiesner, A. C., Beiträge zur Geschichte Rußlands. Nach bisher unbenutzten russischen Original-Quellen. Leipzig, Werther. 8. 2 M. 25 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 38. 22. September 1887.

Römische Dichter.

1. Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römischen Poesie. Von Lucian Müller. Petersburg, Ricker. Gr. 8. 8 M.
2. Ein ästhetischer Commentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays von Walther Gebhardi. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 4 M.
3. Des Quintus Horatius Flaccus Oden. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt und nach dem Inhalt geordnet von Karl Bruch. Minden, Bruns. 8. 3 M.
4. Dreizehn Satiren des Horaz, im Versmaß des Originals übersetzt von Edmund Vogt, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Friedrich van Hoffs. Nebst einem Anhang: 26 Oden des Horaz verdeutscht vom Herausgeber. Essen, Bädecker. 12. 2 M. 40 Pf.
5. Catull's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig, Leuckart. 8. 2 M. 40 Pf.

Einer unserer tüchtigsten Philologen, Lucian Müller, der Herausgeber der Gedichte des Horaz, Tibull, Properz, Lucilius und anderer römischer Poeten, zugleich Verfasser einer Metrik der Griechen und Römer sowie Biograph des Horaz und Gaius Lucilius, liefert uns in dem ersten der eingangs erwähnten Werke die erste gründliche Biographie und kritische Würdigung des „Vaters der römischen Poesie", wie Quintus Ennius mit Recht genannt wird; er verbindet aber mit dieser Würdigung des Ennius zugleich den glücklich verwirklichten Zweck, eine „Einleitung in das Studium der römischen Poesie" (Nr. 1) zu geben, an welcher Einleitung — wenigstens einer guten — es bisher gleichfalls gebrach. Lucian Müller hat für beide Arbeiten, die er kunstgemäß zu einem organischen Ganzen zu verschmelzen verstand, den Dank nicht nur der Philologen, sondern auch aller Gebildeten zu beanspruchen, welche den Wunsch hegen und hegen müssen, sich mit Ennius und dem Studium der römischen Poesie näher vertraut zu machen; und dieser Wunsch kann, soweit er den Ennius betrifft, dadurch nicht beeinträchtigt, vielmehr nur noch bestärkt werden, daß wir von Ennius' Werken kaum den funfzigsten Theil und von dem Erhaltenen auch nur Bruchstücke von größerm oder geringerm Umfange besitzen. Daß dabei Lucian Müller's Werk einen scharf polemischen Geist athmet, mag allerdings manchem nicht gefallen und am allerwenigsten den davon Betroffenen, besonders Vahlen, mit dessen gekrönter Preisarbeit über Ennius Müller von vornherein unbarmherzig den Stab bricht, und Mommsen, dem bei aller Anerkennung seiner Verdienste als Historiker Lucian Müller so ziemlich alles philologische und literarische Verständniß abspricht. Doch hat gerade Lucian Müller, der bei allen seinen bisherigen Arbeiten sein Arbeitsfeld beherrscht hat wie irgendeiner, wol das Recht, über Unberufene zu Gericht zu sitzen. Und solch ein Unberufener ist, wo es sich um römische Literaturgeschichte handelt, nach der Beweisführung Müller's unstreitig Mommsen. Solch ein Unberufener war, wenigstens als er seine Preisarbeit schrieb, auch Vahlen, damals ein einundzwanzigjähriger Student, und wir selber können dem Bedenken Müller's dagegen, daß man noch jetzt Studenten als Preisaufgaben die Behandlung von Dichterfragmenten stellt, nur im vollsten Maße uns anschließen und vermögen es nicht einzusehen, wie aus derartig gelösten Preisaufgaben ein Nutzen für die Wissenschaft selber wie für ihre vermeintlich ihr durch Lösung solcher Aufgaben dienenden Jünger erwachsen soll. Bedauern müssen wir nur, daß es uns an dieser Stelle an Raum gebricht, das Müller'sche Buch so eingehend zu würdigen, als dasselbe eigentlich verdient, um so mehr, als fast jede Seite dieses Buchs uns neue und bedeutsame Gesichtspunkte erschließt, deren Besprechung indeß sich mit wenigen Worten schlechterdings nicht abthun läßt. Ließen sich doch schon über das neun Seiten starke Vorwort, das eine Kritik von Müller's Vorgängern auf diesem Gebiete enthält, wiederum

ohne Mühe ganze Seiten schreiben. Wir müssen uns daher damit begnügen, nur in großgehaltenen Umrissen unsern Lesern ein ungefähres Bild davon zu entwerfen, was Lucian Müller in seinem geistvollen Buche bietet, und müssen diejenigen, welche sich näher über dessen Inhalt zu orientiren geneigt sind, auf das Buch selbst verweisen, dessen eingehende Lektüre sich für jeden Freund der römischen Poesie lohnt. Im Eingange seines Werks also thut Müller überzeugend des Ennius Wichtigkeit für die römische und die allgemeine Literaturgeschichte dar, und weist nach, wie „auf des Ennius' Atlasschultern die ganze römische Poesie ruht, mit Ausnahme der Komödie, die nur indirect seinen Einfluß verspürt hat". An Ennius schloß sich die Tragödie der Republik an. Von ihm datirt die gesammte nicht dramatische Poesie der Römer ebenso wie die neue Schule der Tragiker in der Zeit des Augustus. Während die Metrik und Prosodie des Livius, Naevius und Plautus mit dem Ende der Republik beseitigt wurde, hat Ennius durch Einführung des heroischen Hexameters und die dadurch bedingte strengere Technik in Sprache und Metrum, überhaupt durch engern Anschluß an die Griechen, der römischen Poesie die Pfade erschlossen, auf denen sie dann bis zum Ende der lateinischen Sprache gewandelt ist. Ohne Ennius würde die rhythmische Poesie, die ihre Anfänge aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. datirt, zur Bedeutung aber erst mit dem Siege des Christenthums und dem Untergange des Reichs kommt, und damit zugleich die Auflösung der lateinischen Sprache schon vor Christi Geburt begonnen haben. Aber auch für die Kunst der Prosa war des Ennius' Auftreten entscheidend. Von ihm datirt ferner die römische Philosophie. So ist Ennius der Vater der gesammten schönen Literatur Roms, und dies Lob sagt genug. Wir haben im Vorstehenden versucht, auszugsweise die Hauptmomente, welche Müller zum Beleg der Begründung von Ennius' Bedeutung für die Literatur im allgemeinen hervorhebt, wiederzugeben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir mit den folgenden Abschnitten des Werks auch nur annähernd in derselben Weise verfahren. Es mag daher genügen, hier von dem überreichen Inhalt gleichsam das Gerippe bloßzulegen, das jedoch schon hinlänglich zeigt, was der Leser von dem Buche selber Ersprießliches zu erwarten hat.

Das zweite Kapitel des ersten Buchs beschäftigt sich mit den Eigenthümlichkeiten der römischen Poesie, für die Müller als charakteristisch das rhetorische, das subjective und das sentimentale Element hervorhebt, und mit dem Verhältniß der neuern Völker zur Dichtkunst der Griechen und Römer, wobei uns nur Müller's Behauptung, daß wir zu den Römern ein näheres Verhältniß haben als zu den Griechen, „an die wir uns sozusagen erst gewöhnen müssen", nicht über jeden Zweifel erhaben erscheint. Doch da wären wir wieder mitten drin in der Zergliederung und eingehenden Beleuchtung des Inhalts von Müller's hochinteressanter, übrigens nur ganz vereinzelt zu Aussetzungen oder doch zu Zweifeln reizenden Monographie, wie denn ein eigenartiges Werk den Leser und nun gar den Kritiker so leicht nicht aus seinem Banne losläßt! Aber wir müssen uns nun einmal nothgedrungen mit Wenigem bescheiden. Darum weiter!

Im dritten Kapitel forscht Müller nach dem Grunde, weshalb von den ältesten Kunstdichtern die meisten Nichtrömer waren, und weist überzeugend als Hauptgrund für diese Thatsache den Umstand nach, daß die Römer zu jener Zeit die geistige Ruhe nicht finden konnten, die zum Schaffen poetischer Kunstwerke unumgänglich nöthig ist, und noch weniger die künstlerische Virtuosität, deren es bedurfte, um die lateinische Sprache aus der ursprünglichen Roheit zu jener glänzenden Schönheit überzuführen, welche die Annalen des Ennius zeigen. Außerdem wird in diesem Kapitel noch der Einfluß der grammatischen Studien auch auf die römische Dichtkunst dargethan, während das letzte Kapitel des ersten Buchs, von der Anführung der lateinischen Benennungen der Dichter ausgehend, zu Allgemeinerm überleitet.

Das zweite Buch befaßt sich mit der Bildung und dem Geschmack der Römer zur Zeit des Ennius, das dritte Buch mit dem Leben des Ennius, das allerdings nur ruhig und interesselos dahingeflossen zu sein scheint, das folgende Buch mit den Dramen des Ennius, Pacuvius und Accius, das fünfte Buch mit den Satiren des Ennius, das besonders durch eigenartige Auffassung und echt kritische Analyse sich auszeichnende sechste Buch mit des Dichters Hauptwerk, den Annalen, während das nächste Buch der Besprechung grammatischer Fragen gewidmet ist. Das achte Buch weiterhin beschäftigt sich mit Metrik, Prosodie, Euphonie und poetischen Spielereien, das neunte Buch mit dem Kunstwerk der Dichtungen des Ennius, das letzte Buch endlich mit dem nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß des Ennius auf seine Nachfolger und überhaupt auf die Nachwelt, und in diesem Buche recapitulirt am Schluß Lucian Müller nochmals kurz, aber bezeichnend seine Ansicht über die vollständige Berechtigung der Thatsache, daß auch Ennius und gerade er auf griechische Vorbilder zurückgriff, mit folgenden Worten: „Daß Roms Literatur als die zwar jüngere und geringere, aber nicht entartete und unwürdige Schwester der griechischen dasteht, alles, was das römische Volk und die gesammte Menschheit ihr schuldet, wird verdankt dem Quintus Ennius."

Wir schließen mit einer nochmaligen warmen Empfehlung des trefflichen Lucian Müller'schen Werks, dessen Werth noch durch die Beigabe eines genauen alphabetischen Registers erhöht wird.

Bildet Lucian Müller's Werk einen Commentar zu den Dichtungen des Ennius, so stellt sich das folgende Werk, das von Walther Gebhardi (Nr. 2), schon auf dem Titelblatt als einen ästhetischen Commentar zu den lyrischen Dichtungen eines nicht nur wie Ennius dem Namen nach, sondern auch in seinen Schöpfungen und aus denselben allen Gebildeten, wenigstens allen akademisch Gebildeten, hinlänglich bekannten andern Nachahmers der

Griechen dar, des Horaz, nur mit dem Unterschiede, daß Gebhardi sich weit mehr als Lucian Müller an den großen Kreis der nur im allgemeinen Gebildeten wendet, während Müller zwar nicht ausschließlich, aber doch zunächst die Gelehrtenwelt mit seiner Schrift sich zu Dank verpflichtet hat. Die Gelehrten nun werden aus Gebhardi's Arbeit nicht eben viel Neues lernen, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß auch Walther Gebhardi tüchtige Studien gemacht hat und davon auch in seiner Schrift ein recht erfreuliches Zeugniß ablegt. Er aber hat — wir glauben uns wenigstens in dieser Annahme nicht zu irren und fühlen uns in derselben noch dadurch bestärkt, daß Gebhardi selber diese seine Untersuchungen als „Essays" bezeichnet — lediglich die nicht gelehrten Gebildeten oder doch die den Tiefen der Gelehrsamkeit erst entgegensteuernden Besucher unserer Gymnasien im Auge, und für diesen Leserkreis berechnet, hat die Arbeit Gebhardi's in der That Anspruch auf Beachtung. An den lateinischen Ueberschriften der einzelnen Essays, deren Zahl 120 beträgt, brauchen sich auch unstudirte Leser nicht zu stoßen, da aus den Essays selber der Sinn der lateinischen Ueberschriften hinlänglich klar wird. Dieselben geben den Anfang sämmtlicher von Gebhardi kritisch gewürdigten Oden und Epoden des Horaz in der üblichen Reihenfolge an. Es kann daher jeder, der des Lateinischen kundig, mühelos in seinem Horaz das betreffende Gedicht sich selber aufsuchen; nur daß Gebhardi die Oden den Epoden im Gegensatz zu den Horaz-Ausgaben folgen, statt vorhergehen läßt. Da an Horaz-Erklärungen kein Mangel und eigentliche Schwierigkeiten die Deutung weder der Oden noch der Epoden kaum mehr aufweist (anders liegt die Sache besonders bei dem großen Briefe „Von der Dichtkunst"), so war für Gebhardi die Aufgabe, die Oden und Epoden in allgemein verständlicher Weise zu erklären, keine gerade schwierige. Daß ihm aber die Deutung dieser Gedichte in allgemein verständlicher, in auch dem Laien ausreichend klarer Weise geglückt ist, das ist immerhin ein Verdienst, welches wir dem Verfasser als kein geringes anrechnen können. Am lesenswerthesten sind fast durchweg die längern Essays. Wir müssen uns indeß darauf beschränken, selbst auf die Gefahr hin, unsern Lesern ein weniger anschauliches Bild von dem Inhalt dieser Essays zu geben, einen von den kleinsten dieser Essays — und zwar über die Epoden — hier auszuwählen, und greifen denjenigen heraus, der mit den Worten „Nox erat, et caelo fulgebat luna sereno" beginnt. Der Essay, für welchen Gebhardi den Nebentitel „Gebrochene Schwüre" gewählt hat, lautet folgendermaßen: „Wie manches schöne Lied hat Liebesglück gezeitigt — verdanken wir dem Liebesleid nicht schönere, rührendere Lieder? Wie stimmungsvoll ist der Anfang dieses Liedes von der Untreue:

> Nacht war's; aus heit'rem Himmelsbogen blickte
> Des Mondes Glanz in kleinrer Lichter Chor,
> Als fest und innig mich dein Arm umstrickte,
> Wie Epheu sich an Eichen rankt empor.

Mondbeglänzte Zaubernacht. Der alte Freund der Liebenden blickte auf ein seliges Paar. Wie viel Glück und Sehnen hat er schon geschaut! Und die da unten wandeln in all der Pracht, die schwören sich Liebe und Treue! Daß es ewig, ewig so bliebe! Die Liebesschwüre von ewiger Treue flüstert der Menschenmund, und wie bald ist das alles vergessen im Wechsel des gemeinen Lebens!

> Damals, an Göttern frevelnd, schwur dein Mund:
> So lang der Wind in Phöbus' Locken spielet,
> Der Wolf die Heerde scheucht, die Flut zerwühlet
> Orion, dauert unsrer Liebe Bund.

Die Treue hat sie gebrochen, ein anderer, reich, klug, schön, besitzt ihr Herz. Noch liebt der Dichter sie, die Unwürdige. Aber schon drohen finstere Leidenschaften die Neigung zu ertödten. Die Würde des Mannes bäumt sich auf gegen weiblichen Unbestand. Der von dir verlachte Flaccus, der „blöde Schäfer", wird in deinen unedeln Banden nicht girren, deine Eifersucht wird ihn in andern Armen sehen. Ein resignirtes, wehmüthiges „Ich grolle nicht und wenn das Herz auch bricht" ist die Art unsers zornmuthigen Sängers. Dem beglückten Nebenbuhler gilt sein warnender Spott, mit dem das Lied ausklingt. Denn du bist der erste nicht, den diese Circe betrügt! Jetzt höhnst du mich, bald wird die Reihe an mir sein:

> Platz mußt du trauernd einem andern machen,
> Dann ist die Reih' an mir, dich auszulachen.

Das ist die alte, ewig neue Geschichte! Schwachheit, dein Name ist Weib. Doch wem es just passiret, dem bricht das Herz entzwei — „ein höhnisch Wort auf den Lippen". Mag diese eine Probe genügen, um das Werk Gebhardi's denjenigen, für die es in der Hauptsache berechnet ist, empfohlen zu halten!

Karl Bruch hat sich schon wiederholt als Ueberſetzer bewährt, und man darf sagen, daß die griechischen und römischen Dichtungen, welche er unter Beibehaltung der Originalmetren in ein deutsches Gewand kleidete, in seinen Händen gut aufgehoben waren und von ihrer ursprünglichen Schönheit durch diesen Meister der Uebersetzungskunst nichts oder nur verschwindend wenig eingebüßt haben. Jetzt tritt er mit einem neuen Werk seiner Verdeutschungskunst, mit einer Ueberiragung des „Quintus Horatius Flaccus Oden" (Nr. 3) vor die Oeffentlichkeit, die Lesewelt mit einer willkommenen neuen Gabe beschenkend. Und dennoch so ganz neu und überraschend ist diese Gabe nicht. Hat Bruch doch schon ein Jahr vorher in seiner lyrischen Sammlung „Roma" dem Publikum nicht weniger als 31 Oden und 2 Epoden des Horaz in wohlgelungener Uebersetzung zur Kenntnißnahme übermittelt, welche Gedichte, nur in Einzelheiten theilweise abgeändert, natürlich auch in einer Sammlung aller Oden des Horaz nicht wol fehlen durften. Die Abänderungen, die freilich von seiner großen Sorgfalt im Durchfeilen des Textes zeugen, hätte sich der über die Maßen gewissenhafte Uebersetzer am Ende

ganz ersparen können; denn Verbesserungen sind diese Abänderungen nur zum Theil; meistens ist die ursprüngliche deutsche Lesart gerade so gut wie die andere; manchmal scheinen sie mir den Wortlaut des Originaltextes sogar noch mehr zu verwischen. Als Beispiel möge die „Jupiter und Cäsar" überschriebene zwölfte Ode des ersten Buchs dienen. Da heißt es, von dem sonst etwas nüchternen Ernesti verdeutscht, allerdings nicht unter sonderlich peinlicher Beibehaltung des kleinen Sapphischen Metrums:

Welchen Helden oder Halbgott willst du mit der Lyra
Oder mit der hellen Flöte preisen, o Klio?
Welchen der Götter? Weß Namen soll wiederhallen die
Scherzende Echo?

Man kann nicht behaupten, daß diese Uebersetzung eben unschön klingt; außerdem aber hat sie den Vorzug, daß sie deutlich den Sinn und genau den Wortlaut wiedergibt, nur daß es, um ganz wörtlich zu übersetzen, statt „o Klio" müßte „jetzt, Klio" heißen, und daß es nicht wohlgethan ist, in den beiden letzten Versen Artikel und Substantiv zu trennen. Karl Bruch hat aus diesen Versen erst Folgendes gemacht:

Welchen Helden, welchen Heroen, Klio,
Preisen jetzt der Lyra, der Flöten Klänge?
Welchen Gott? Weß' Namen erklingt im Ruf des
Scherzenden Echos?

In der neuen Fassung aber lautet bei Bruch der Text so:

Welchem Helden, welchem Heroen, Klio,
Soll die Lyra jetzt und die Flöte tönen?
Welchem Gott? Weß Namen im Ruf des Echos
Scherzend erklingen?

Was die Uebersetzung bei dieser neuen Ummodelung — abgesehen von der Vermeidung der häßlichen Trennung des Artikels vom Substantivum am Ende der Strophe — gewonnen haben soll, begreifen wir nicht recht. Sollten dadurch die Worte des Originaltextes, wie sie Ernesti wiedergibt, nicht unnöthigerweise eine ganz andere Fügung erhalten haben? Daß der Inhalt dabei streng genommen nicht falsch wiedergegeben ist, soll hierbei übrigens nicht geleugnet werden; den Vorzug der größern Deutlichkeit hat aber doch die allererste der drei hier angeführten Fassungen, die von Ernesti, für sich, und es sollte einem Meister der Uebersetzungskunst, wie es Karl Bruch unbestreitbar ist, schließlich doch nicht schwer geworden sein, wenn er einmal das ursprüngliche Versmaß, was ja nicht immer ungestraft geschieht, beibehielt, auch den Inhalt möglichst wörtlich wiederzugeben, ohne daß dabei der Deutlichkeit Abbruch oder der Sprache Gewalt angethan zu werden brauchte. Im übrigen verkennen wir, wie schon bemerkt, keinen Augenblick das löbliche Bestreben, das möglichst Vollendete zu bieten, selbst da, wo vielleicht ein anderer morgen kommt und noch Vollendeteres bietet, oder wo bereits vor Bruch ein anderer gleich Gutes, wenn nicht noch Vollendeteres zu schaffen verstanden hat. So gebe ich, um nur noch ein Beispiel anzuführen, der Uebersetzung des bekannten Liedes „Integer vitae scelerisque purus" durch Emanuel Geibel (in dessen „Classischem Liederbuch" vom Jahre 1875) doch vor der Uebersetzung durch Karl Bruch den Vorzug. Bruch nämlich läßt den Dichter sagen:

Wer ein reines Herz sich bewahrt im Leben,
Braucht nicht Speer und Bogen zu seinem Schutze,
Braucht kein giftgetränktes Geschoß im Köcher
Mit sich zu führen.

Das klingt ja ganz schön und verständlich, und ungefähr dasselbe singt Horaz auch, nur mit etwas andern Worten. Man schlage nur Emanuel Geibel's „Classisches Liederbuch", S. 130, auf, wo diese Strophe also lautet:

Wer in Unschuld wandelt und rein von Frevel,
Der bedarf nicht Maurengeschoß und Bogen,
Noch geschwellt von gift'gen Pfeilen, Fuscus,
Braucht er den Köcher.

Das ist denn doch noch, wie uns Karl Bruch zugeben wird, etwas wörtlicher übersetzt und klingt auch trotzdem ebenso verständlich wie bei Bruch, ja, wenn uns unser Feingefühl nicht täuscht, selbst noch ein klein wenig poetischer, als dies bei Karl Bruch der Fall ist, obwol nichts unbegründeter wäre, als Karl Bruch vorzuwerfen, daß im übrigen seine Uebersetzung der Horaz'schen Oden nicht gleichfalls von einem Hauch echter Poesie durchweht wäre, Das hieße einfach der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Vielmehr ist rückhaltlos anzuerkennen, daß, von Einzelheiten abgesehen, auch die Bruch'sche Uebersetzung als Ganzes ebenso wie die von Emanuel Geibel ein Meisterwerk in ihrer Art ist.. Wir lassen zum Beleg dieser unserer Behauptung, diesmal von jedem Vergleich mit andern Uebersetzern absehend, nur noch eine der kleinsten Oden, die achtunddreißigste des ersten Buchs, in der mustergültigen und formvollendeten Uebersetzung von Karl Bruch folgen. Die Ode, die der Uebersetzer „Des Zechers Schmuck" überschrieben hat, lautet in der Bruch'schen Fassung also:

Fort, mein Sohn, mit persischen Prunkgeräthen,
Fort mit Bast und prächtigen Blumenkränzen!
Brauchst nicht nachzusehen, ob spät ein Röschen
Irgend noch blühet!

Winde nur die Myrte zum schlichten Kranz mir!
Sie allein soll schmücken den muntren Schenken
Wie den Herrn, der unter dem Rebendache
Schwärmet und zechet.

Karl Siegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue deutsche Dramen.

Der Strom der deutschen dramatischen Dichtung scheint zeitweilig dem Versiegen nahe, während daneben der Bach der routinirten Mache und des Dilettantismus lustig plätschert und die Mühlräder des äußerlichen Gewinns treibt, bis plötzlich neue Rinnsale den Strom wieder anschwellen und vorwärts treiben, seinem ewigen Ziele zu. Wir begrüßen dieses Wiederanschwellen stets mit neubelebter Hoffnung für die Zukunft der deutschen Bühne, so oft wir uns auch getäuscht haben; aber die Hoffnung ist ja unsterblich und die Bühne ein Tempel des Schönen, trotz allen Götzendienstes, den man darin zeitweilig treibt.

So viele und mancherlei dramatische Arbeiten uns auch schon zur Besprechung vorgelegen haben, etwas Aehnliches fanden wir doch nie an geistigem Unvermögen wie in:

1. Lazarus und Bethanien. Christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Robert Hugo Hertzsch. Leipzig, Fock. 1887. 8. 2 M.

Dieses sogenannte christliche Trauerspiel ist eigentlich mehr eine Profanation alles dessen, was dem Christen allermindest ehrwürdig ist; es ist eine Dilettantenarbeit, ohne jeden Funken Poesie, ohne das Vermögen, Sprache und Kunstform nur einigermaßen zu handhaben. Die Erfindung ist geradezu unglaublich. Der Verfasser führt uns die durch die Tradition geheiligten Stätten Palästinas vor die Augen und erspart uns selbst die Kreuzigungsscene nicht; er führt uns durch Himmel und Hölle, läßt dort Gott und die himmlischen Heerscharen, hier Satanas, Beelzebub und seine Großmutter und eine ganze Legion Teufel und gemarterter Seelen als handelnde Personen auftreten, aber der Himmel entzückt und die Hölle erschreckt uns nicht. Den göttlichen Personen fehlt das Göttliche, den Teufeln das Teuflische und dem ganzen Trauerspiel eine zu Grunde liegende Idee, ein diese Art von Erfindung rechtfertigendes Motiv. Was uns daraus entgegenklingt, ist Profanirung und Trivialität, klangloses Blech. Mit einer beneidenswerthen Naivetät ist dies seinsollende Trauerspiel zusammengestümpert und seine Handlung straft Ben Akiba's Ausspruch: „Alles schon dagewesen" Lügen, denn das ist noch nicht dagewesen. Hätte der Verfasser nur einen Blick in Milton's „Verlorenes Paradies" oder Dante's „Hölle" gethan, dann wäre er vielleicht zurückgeschreckt und hätte das für sein Können ungeheuere Wagniß nicht unternommen. Wir bestreiten dem Dilettantismus durchaus nicht das Recht, sich an großen Problemen zu versuchen und das Maß seiner geistigen Kraft zu erproben; wer aber weder Phantasie noch viel weniger geistige Kraft und keinen Funken Poesie besitzt und dies dennoch thut, der treibt ein Spiel mit ernsten Dingen. Diese Versündigung an dem guten Geschmack kann durch den besten Willen des Autors, etwas Großes zu leisten, trotz des alten Spruchs: In magnis voluisse sat est, nicht gesühnt werden. Doch mag eine Probe meiner Besprechung als Illustration dienen:

Lazarus.

Weh ihm! weh ihm! weh ihm!
Wenn der Jüngling nicht mehr freit,
Und umsonst ihr Liebesleid
Klagt die Maid dem Mond, der Nacht,
Wenn kein Wächter mehr bewacht
Hab und Gut; Familie, Staat,
Alles aufgehöret hat,
Was uns jetzt beschränkt, beglückt,
Wenn die Menschen es entzückt,
Daß nicht Könige mehr sind,
Wie auch reich und arm in Wind,
Und kein Krieg und Streit mehr ist,
Doch das Pferd noch Hafer frißt,
Und der Tauber seinem Weibchen
Süß noch klagt sein Herzeleidchen:
Dann, auch dann wird noch gehenkt,
Ob man auch humaner denkt,
Wer des Dankes Ketten sprengt,
Und was dann mit ihm gethan
Nach der ird'schen Lebensbahn,
Das thut euch kein Seher kund,
Das verkündet euch kein Mund;
Denn die Ewigkeit ist stumm,
Wenn das Bös' auch falsch und krumm.

Das wird genügen.

Ein Gedicht in dramatischer Form ist:

2. Sappho. Drama in einem Aufzuge von G. Conrad. Berlin, Voß. 1887. Gr. 8. 1 M.

Zu einem Drama mangelt dieser Dichtung die eigentliche dramatische Bewegung, rascher Fluß der Handlung und schwungvolles Pathos. Die Sprache ist edel, klar, aber kühl bis ans Herz heran. Das Thema gehört an und für sich nicht zu den glücklichen für die dramatische Bearbeitung, und zwar in doppelter Beziehung, da Grillparzer's hochpoetisches gleichnamiges Drama unwillkürlich den Vergleich herausfordert. Wir können nur wiederholen, daß die Dichtung in durchweg edelm Stil gehalten ist, daß ihr aber dramatisches Leben und der Sprache fortreißende Glut der Empfindung fehlt.

Einen Versuch mehr, den letzten Hohenstaufen dramatisch zu verwerthen, bietet:

3. Conradin. Trauerspiel in drei Aufzügen von G. Conrad. Berlin, Voß. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie viel Dichter auch schon das Wagniß begangen, den unglücklichen Conradin auf die weltbedeutenden Breter zu bringen, so gelang es doch noch keinem, ihm darauf festen Halt und Dauer zu geben. Auch der uns vorliegende „Conradin" wird kaum dies ersehnte Ziel erreichen, obgleich ihm der Dichter ein wenig Männlichkeit einzuhauchen versucht und ihn auch mit einem lichtvollen Zukunftsblick auf das deutsche Vaterland enden läßt:

Deutschland, schirme,
Was hoch und heilig gilt dem Menschenherzen,

Und allen Völkern stürm' es kühn voran
In lautem Siegesjubel, dann gedenkt
Der Hohenstaufen, denn sie waren
Die Herrn der Welt!

Das Trauerspiel ist handlungsarm und die Effectscene am Schluß, mit Henker und Schaffot, wirkt nicht erhebend. Die Sprache ist zwar edel, aber es mangeln ihr Schlagkraft und hinreißendes Feuer.

Ein mehr für die epische als dramatische Bearbeitung geeigneter Stoff ist:

4. Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen von Hans Herrig. Berlin, F. Luckhardt.

Auch der als Dichter rühmlich bekannte Verfasser dieses „Columbus" hat dem Stoff kein rechtes dramatisches Leben einzuhauchen vermocht und denselben wol nur aus diesem Grunde so mit Episodenwerk umkleidet, daß er bis zum fünften Act nur stellenweise daraus hervorlugt. Zu diesem Episodenwerk gehört auch die Liebesgeschichte eines Hoffräuleins der Königin Isabella und eines jungen spanischen Edelmannes in glatten vierfüßigen Trochäen, die neben der Haupthandlung herläuft, gewissermaßen eine andere Tonart als diese anschlägt und bequem aus dem Drama herausgehoben werden könnte, ohne eine Lücke zu hinterlassen. Diese Liebesgeschichte ist sehr zierlich gearbeitet, ja sogar ein wenig zu zierlich. Erst der fünfte Act des Dramas erhebt sich zu voller dramatischer Wirksamkeit. Doch schließt das Drama da, wo die eigentliche Wirksamkeit des Columbus erst beginnt, angesichts des neuentdeckten Welttheils. Die ersten vier Acte enthalten nur die Versuche des Columbus, das spanische Königspaar für seine Pläne zu gewinnen. Der Charakter des Columbus ist scharf gezeichnet, sogar ein wenig zu schroff, besonders in der Scene, in der sich der Mismuth des Seehelden über das Fehlschlagen seines Bittgesuchs bis zur Verzweiflung steigert und er sich mit seinem Sohne in das Meer stürzen will. Sonst ist die Charakterzeichnung durchweg eine wohlgelungene, die Sprache wohllautend und markig; nur der Handlung fehlt der rasche zusammengeschlossene Verlauf und das spannende Interesse. Ob die deutsche Bühne durch dieses Drama einen Gewinn für ihr Repertoir zu verzeichnen hat, das muß erst die Bühnenwirksamkeit desselben erweisen.

Eine erfreuliche dramatische Arbeit bietet:

5. Der Hermes des Praxiteles. Schauspiel aus der Gegenwart von G. E. Walter. Baden-Baden, Weber.

Es ist eigentlich ein Lustspiel höhern Stils, abweichend von dem gebräuchlichen Wege der bloßen Situationskomödie ohne geistigen Gehalt, in der eine unmögliche Situation die andere ablöst und über dem Ganzen der Blödsinn die Siegesfahne schwingt. Das Schauspiel ist zwar nicht ohne Mängel, aber seine Sprache ist zumeist frisch und edel und seine Charaktere sind lebenswahr gezeichnet. Seine von allem Episodenwerk freie Handlung ist zwar ein wenig einfach, nimmt jedoch einen ziemlich raschen Verlauf und die Motive sind klar und schön verarbeitet; nur der Sprache wäre stellenweise mehr Schwung zu wünschen. Im ganzen ist das Schauspiel ein gutes; es wendet sich an die edlern Empfindungen des gebildeten Publikums und entspricht der schönen Bestimmung der Bühne. Zweifellos werden diesem Drama die Bühnen ihre Pforten nicht verschließen.

Karl Nissel.

Zur Aesthetik der Architektur.

1. Praktische Aesthetik der Baukunst und der gewerblichen Künste. Als Compendium bearbeitet von H. Maertens. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bonn, Cohen u. Sohn. 1887. Gr. 8. 3 M.
2. Zur Aesthetik der Architektur. Vorträge und Studien von Adolf Goeller. Stuttgart, Wittwer. 1887. Gr. 8. 5 M.

Die ästhetische Gesetzmäßigkeit, speciell die Formgesetze der elementaren Schönheit oder des mathematisch Wohlgefälligen treten nirgends so klar und bestimmt und so kategorisch hervor, wie in der Architektur und Musik, „jenen beiden höchsten nicht-imitativen Künsten", wie Semper sagt, „deren legislatorischen Rückhalt keine andere Kunst entbehren kann". Daß diese beiden Künste durchaus im Dienste des Schönen stehen und daß ein Architektur- oder Musikwerk, welches den Forderungen der Schönheit nicht entspricht, überhaupt keine Existenzberechtigung als Kunstwerk hat, werden selbst diejenigen zugeben, die in ihrem „naiven Naturalismus" das Schöne auf den andern Kunstgebieten, z. B. der Malerei, für veraltet und abgeschafft erklären. Deshalb sind gerade die Architektur und Musik für die Aesthetik, als Philosophie des Schönen von besonderer Wichtigkeit und grundlegender Bedeutung; es ist auf sie immer hinzuweisen, gegenüber den Aesthetikern, welche die Schönheit aus der Kunst hinauswerfen wollen. Auch gewinnen diese beiden Künste für die Aesthetik noch an Interesse durch das wichtige Problem der Symbolisirung geistigen Gehalts, welches sie speciell darbieten. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß die Aesthetik unserer Tage sich diesen Gebieten zugewandt und insbesondere das bisher nur dürftig bebaute Gebiet der Architekturästhetik in diesem Jahre zwei bedeutende Erscheinungen aufzuweisen hat. Daß beide praktische Architekten zu Verfassern haben, ist um so bemerkenswerther, als sonst die Künstler sich von der Aesthetik abzuwenden pflegen.

H. Maertens bezeichnet seine Schrift als eine „praktische Aesthetik der Baukunst" (Nr. 1), deren Zweck es ist, „den betreffenden praktischen Künstlern, vor allen den Architekten den Weg zu zeigen, auf dem es theoretisch zu

erreichen ist, daß ihre künstlerischen Werke den Mitmenschen und der Nachwelt gefallen, ja sich möglichst dem höchsten Grade des Wohlgefälligen nähern"; doch ist diese Arbeit auch wohl geeignet, das Interesse weiterer Kreise, die sich mit ästhetischen Fragen beschäftigen, zu erwecken. Den Ausgangspunkt der Untersuchungen des Verfassers bildet die Unterscheidung zwischem „directem blos sinnlichen Sehen, bei welchem das Auge wenig mehr als eine camera obscura ist", und „associirtem Sehen, bei welchem sich mit dem sinnlichen Sehen in uns fertige, übersinnliche (geistige) Vorstellungen verbinden". Aus dieser Unterscheidung, die sich an Fechner anschließt, ergibt sich die Haupteintheilung der Schrift.

Der erste Theil: „Vorherrschend mechanisches Sehen", behandelt die Vorbedingungen des schönen Bauwerks. Hier setzt der Verfasser auseinander, wie der Künstler dafür zu sorgen hat, daß bei einem Werke alles gehörig beleuchtet und sichtbar ist, daß keine Sinnestäuschungen oder perspectivischen Verkürzungen das Werk entstellen, resp. den Eindruck stören, daß ferner durch Uebersichtlichkeit ein bequemes Sehen ermöglicht wird, daß die Kleinsttheilungen des Kunstobjects deutlich erscheinen und daß endlich der Beobachter zu einem sinnlich aufmerksamen Anschauen des Kunstwerks hingeleitet wird. Daß es sich hier nicht um nebensächliche Dinge handelt, sondern um Vorbedingungen zum schönen Kunstwerth, deren Nichtbeachtung sich rächt, wird die Lektüre dieser sechs Kapitel klar machen, die viel Belehrendes und werthvolle Fingerzeige für den Architekten wie für den Beurtheiler von Bauwerken enthalten. Gerade auf diesem Gebiete ist der Verfasser besonders competent, wie er bereits in seiner Schrift über den „Optischen Maßstab" (2. Aufl. 1884) bewiesen hat, deren Resultate hier zum Theil wiederholt werden.

Das eigentliche Gebiet des Schönen betreten wir im zweiten Theil; hier haben wir es mit dem associativen oder „vorherrschend geistig ansprechenden Sehen" zu thun. Das geistig ansprechende Interesse wird — so heißt es im siebenten Kapitel — zunächst durch die praktische Nützlichkeit erzeugt, die also ein mitmaßgebender Factor des ästhetischen Wohlgefallens ist. Auf eine nähere Erörterung der wichtigen Frage, wie sich zweckliche Vollkommenheit und ästhetische Wirkung verhalten, geht der Verfasser leider nicht ein; er kommt später nochmals darauf zurück, aber auch nur flüchtig. Im übrigen behandelt dieses Kapitel wesentlich die technische Seite der Baukunst, und auch das System der kunstgewerblichen Proceduren, welches der Verfasser aufstellt, gehört eigentlich nicht zur Aesthetik, wenn es auch an sich schätzbar ist. Ein allgemeineres Interesse besitzt das achte Kapitel. Der Verfasser geht davon aus, daß die Vorsorge des Künstlers für ein geistig anregendes Anschauen anzuknüpfen hat an den Sinn für gesetzliche Ordnung. Wie im logischen Denken das Subordinationsprincip herrsche — die Unterordnung des Einzelnen unter ein Mehrgültiges, Allgemeineres —, so auch auf dem Gebiete der Kunstübung. Daher braucht der Verfasser die Bezeichnung: „formen- (resp. farben-) logisches Ordnen". Dieses formenlogische Ordnen sei aber streng zu trennen von dem abstractlogischen Ordnen des Verstandes. Der Künstler dürfe nie vergessen, daß das erstere nur allein vermittels der Sinne an die Seele des Beschauers appelliren und nur durch sinnliche Zeichen in der Seele des Beschauers verwandte Vorstellungen wecken, also nur physiognomisch, respective symbolisch wirken solle. Diese sinnlich-symbolische Vorstellung finde einen viel kürzern Weg zur tiefsten Seele des Mitmenschen als den des abstract-logischen Denkens. Ehe der Verstand Zeit gewinnt, sich in die Betrachtung des Beobachters einzumischen, müsse mit zauberhafter Schnelligkeit schon längst die Seele des letztern und zwar durch das unmittelbare Anschauen des Kunstwerks, also ganz allein durch den symbolischen Ausdruck seiner Kunstformen und -farben angesprochen und ergriffen („gepackt") sein.

Diese und andere grundlegende Sätze treffen durchaus den Kern der Sache und beweisen das volle Verständniß für das Wesen des Aesthetischen und der Kunst. Wenn der Verfasser alles Schöne, auch das mathematisch Wohlgefällige oder sogar rein formal Schöne als formsymbolisch bezeichnet, also überall in der sinnlich anschaulichen Form einen geistigen idealen Gehalt findet, können wir dem wohl beistimmen; aber wir vermissen die schärfere Präcisirung dieses „geistigen Gehalts", die Unterscheidung der verschiedenen Stufen, auf welchen er erscheint: als mathematisch dynamisch, organisch und individuell geistig Schönes, ebenso die Unterscheidung von Symbolik im weitern und Symbolik im engern Sinn. Um letztere handelt es sich, wenn wir z. B. in der dorischen Ordnung einen „männlich edeln", in der jonischen einen „weiblich anmuthigen Charakter" finden.

Als die „von einer gesetzlichen Ordnung dictirten Gestaltungstriebe in der Kunstübung" führt der Verfasser an: die Symmetrie, den Rhythmus, die Schwellung, die Proportion und die organische Entwickelung (resp. Steigerung). Die Erläuterung dieser formalen Grundprincipien und ihrer Bedeutung für die Architektur verdient sehr anerkannt zu werden. Von der „gesetzlichen Ordnung des Kunstwerks", welche die Seele „geistig anregt", geht der Verfasser nun über zu den „bei der scheinbaren Durchgeistigung der Materie zum Ausdruck kommenden Menschenempfindungen". Dieser Uebergang ist keineswegs klar, und was der Verfasser über den formsymbolischen Ausdruck menschlichen Charakters oder Stimmungsgehalt in der Architektur, über ihre geistige Physiognomie sagt, ist zu allgemein und unbestimmt. Eine eingehendere Behandlung dieses interessanten, vielfach dunkeln Themas wäre hier wünschenswerth gewesen. Auch der formsymbolische Ausdruck der statischen Functionen oder der in den Massen wirkenden Kräfte hätte, anstatt in gelegentlichen kurzen Bemerkungen, für sich gesondert und eingehend behandelt werden sollen.

Seinem idealistischen Standpunkt gibt der Verfasser im letzten Abschnitt beredten Ausdruck. Wie die absolute

Wahrheit das durch die Wissenschaft sprachlich ausgedrückte Ideal ist, so repräsentirt die Schönheit das durch die Kunst symbolisch den Sinnen und der Seele zur Erscheinung gebrachte Ideal. Die höchste Vollkommenheit, das sonst in der irdischen Welt unerreichbare Ideal gleichsam in Wirklichkeit verkörpert unsern Augen anschaulich zu machen, ist die Fähigkeit des gottbegnadeten Genies. Die monumentale Architektur auf ihrer höchsten Stufe soll zugleich das historische Ideal der Zeit deutlich erkennbar abspiegeln.

Daß es dem Verfasser gelungen sei, „die sämmtlichen Beziehungen des Wohlgefallens und des Misfallens in der Architektur in ein System zu bringen", können wir zwar nicht finden, erkennen dagegen an, daß seine Schrift ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Aesthetik und speciell zur praktischen Aesthetik der Architektur ist.

Adolf Goeller (Nr. 2) will keineswegs ein umfassendes System der Architektur-Aesthetik geben, sondern wählt einzelne wichtige und grundlegende Probleme derselben und der „Raumweltästhetik" überhaupt aus, die er in selbständigen Vorträgen und Studien eingehend behandelt, wobei ihn deren Lösung vielfach zu Problemen der allgemeinen Aesthetik weiter führt. Wenn auch zunächst für den Architekten und den Aesthetiker von Fach bestimmt, ist Goeller's Buch doch zugleich, und zwar in höherm Maße als die Maertens'sche Schrift, für weitere Kreise von Interesse und sowol nach Inhalt als nach Darstellungsweise wohl geeignet.

Der erste Vortrag behandelt die Ursache der immerwährenden Stilveränderung in der Architektur. Der Verfasser geht aus von der Unterscheidung des rein-formalen und des inhaltlich Schönen. Das ästhetische Wohlgefallen, so führt er aus, beruht einerseits auf dem geistigen Gehalt, dem Gedankengehalt des Kunstwerks, andererseits auf der reinen, von jedem Gedankengehalt befreiten Form. Er sagt richtig:

> Die Schönheit der reinen Form ist uns in den Werken der Malerei und Sculptur, wie auch in den meisten Gebilden der organischen Natur durch den Gedankengehalt völlig verdeckt; sie ist wol da und wir empfinden auch ihren erfreuenden Einfluß, aber wir sehen sie nicht für sich, nicht als selbständigen Gegenstand unsers Urtheils. ... Anders in der Architektur. ... Ihre Formen drücken für den natürlichen Verstand zunächst nichts aus ... und liefern den ersten Beweis dafür, daß in der Architektur die Form auch ohne Inhalt erfreut.

Hierzu ist Folgendes zu bemerken. Der geistige Gehalt im Aesthetischen ist kein Gedankengehalt, am wenigsten „mehr oder weniger klare Gedanken über das Kunstwerk" und nichts „durch Reflexion erfaßtes", sondern ein concret-anschaulicher, in und durch die Form oder den ästhetischen Schein erfaßter idealer Gehalt. Und dieser Gehalt ist an und für sich noch nicht ästhetisch, sondern nur die sinnlich-anschauliche Erscheinung dieses Gehalts ist es. Wenn der Verfasser die Streitfrage, ob der Gehalt oder die Form das ästhetisch Wirksame sei, dahin entscheidet, daß zwar der Gehalt an sich und die Form für sich ästhetisch wirksam sein könnte, daß sie aber beide ihre höchste Wirksamkeit erst dann erreichen, wenn sie gleichzeitig erscheinen; so ist dies dahin zu ändern, daß im letztern Falle (also bei Durchdringung von Gehalt und Form) überhaupt erst eine ästhetische Wirkung entsteht.

Das Schöne der bedeutungslosen Form und das Inhaltsschöne unterscheidet der Verfasser ziemlich scharf; andererseits sieht er aber wohl ein, daß der Unterschied kein fundamentaler ist und daß auch das rein formal Schöne (mathematisch Schöne) einen idealen Gehalt hat. Die sensualistische Auffassung derselben weist er entschieden zurück und sagt sehr richtig: „Die Formenfreude gestattet keine physiologische Erklärung, sie ist kein körperliches Wohlgefühl, sondern eine wahre Geistesfreude, so gut wie jene andere des ästhetischen Eindrucks, die wir der Reflexion verdanken. Nicht dasselbe ist der Fall mit der Empfindung der Farben. Das Wohlgefallen an diesen ... hat wol seinen Ursprung in den Nervenenden der Netzhaut." Ferner verkündet der Verfasser im Schlußsatze: „als Grund der Schönheit eine höhere Einheit, welche sich anders in der bedeutungslosen Form, anders im Inhaltsschönen verkörpert". Allerdings findet der Verfasser diese „Einheit" in einem subjectiv-psychologischen Princip von zweifelhaftem Werth. Er erkennt, daß ein objectives, ideales concret-logisches Gestaltungsprincip allem Schönen zu Grunde liegt und sich auf verschiedenen Stufen concentrirt, wodurch das mathematisch Schöne (sogenannte „rein formale") und das dynamisch, organisch und bewußt geistige Schöne (diese Stufen sind das sogenannte „inhaltlich" Schöne) entsteht. Diese „Concretionsstufen" des Schönen werden von E. von Hartmann in seiner „Aesthetik" eingehend entwickelt.

Den unbewußten Grund unsers Wohlgefallens an der reinen (bedeutungslosen) Form sucht der Verfasser in der „geistigen Arbeit, die wir in der Gestaltung oder Aneignung des Gedächtnißbildes einer schönen Form leisten". Dafür fehlt aber jede Begründung. Richtig ist dagegen, „daß, indem wir unserm Gedächtniß schöne Formen einprägen, wir unsere Fähigkeit, die Schönheit der Form zu empfinden, erhöhen". Je elementarer aber die Form, desto weniger braucht das Gefallen an ihr eine solche Vorbereitung. Auf die „Abhängigkeit des Formgefühls vom Gedächtnißinhalt" legt der Verfasser zu großen Werth. Die Fähigkeit zur Empfindung des Schönen wird durch den Gedankeninhalt erhöht, aber doch nicht erzeugt; die Beurtheilung von schön und nichtschön mag später vom Gedächtnißinhalt zum Theil abhängen; woher kommt aber die Beurtheilung der ersten Eindrücke von schön und nichtschön?

Das psychologische Gesetz der Ermüdung unsers Formgefühls, welches besagt, daß unser Wohlgefallen an der Schönheit einer bedeutungslosen Form bei rasch wiederholter Betrachtung abnimmt, ist richtig, aber die Begründung desselben problematisch. Daß dieses Gesetz der Ermüdung des Formgefühls der Architektur eine immerwährende Stilveränderung auferlegt, lassen die trefflichen Erörterungen

des Verfassers deutlich erkennen. Wie diese Stilwandlungen verlaufen, davon gibt das ideale Bild der Geschichte eines Baustils von seinem Werden bis zu seinem Vergehen, welche der Verfasser vor uns entrollt, eine sehr anschauliche Vorstellung. Bemerkenswerth ist, wie die Verfallzeiten die niedern Schönheitsstufen auf Kosten der höhern begünstigen und wie dieselben in Bezug auf das rein formale oder mathematisch Schöne oft noch Vorzügliches leisten, bis endlich aller Aufwand an Formen die Armuth an Formgedanken nicht mehr zu verhüllen vermag.

In der zweiten Abhandlung beschäftigt sich der Verfasser mit der Frage: „Wie entsteht die Schönheit der architektonischen Maßverhältnisse und das Stilgefühl?" Er versucht eine Erklärung, welche manchen herrschenden Anschauungen entgegentritt. Das Wohlgefallen an den Maßverhältnissen sei wesentlich conventionell, anerzogen, Sache der Gewohnheit und Tradition. Dagegen ist zu bemerken, daß dies höchstens zum Theil der Fall sein kann und daß das darauf beruhende Wohlgefallen eigentlich illusorisch und nicht ästhetisch begründet ist. Wäre wirklich der Antheil des Conventionellen und Gewohnheitsmäßigen in der Architektur so groß, wie der Verfasser es darstellt, und das Gefallen an ihren Werken in dem Maße durch den Einfluß der — ästhetisch unberechtigten Gewohnheit und Tradition bestimmt, so würde daraus folgen, daß die Architektur sehr tief im System der Künste stehe und nur mit dem kleinern — dem nicht conventionellen — Theile echte Kunst sei; was der Verfasser doch kaum behaupten will.

Der dritte Vortrag: „Was ist Wahrheit in der Architektur", handelt von dem Ausdruck des Innern des Gebäudes in seinem Aeußern, von dem Verhältniß von Construction und Material und dem Zusammenhang von Construction und architektonischen Schmuckformen. Hier wird insbesondere der Fachmann viel Interessantes finden. Was wir in diesem Abschnitt vermissen, ist eine eingehendere Behandlung des Problems, wie sich die praktische Zweckmäßigkeit zur Schönheit des Bauwerks verhält. E. von Hartmann hat in seiner „Aesthetik" die Abhängigkeit der Architektur von der praktischen Zweckmäßigkeit viel zu sehr betont; wir hätten um so mehr gewünscht, daß der Verfasser über diese Frage sich eingehender geäußert hätte. Einen sehr wichtigen Punkt hebt er hervor: daß man bei monumentalen Bauten oft über das zum Zweck Nöthige weit hinausging, daß z. B. dem praktischen Bedürfniß ein einziger Thurm ganz wohl genügt hätte, daß wir aber trotzdem fünf bis sieben Thürme auftreten sehen. Diese treffende Bemerkung hätte der Verfasser weiter verfolgen sollen und er hätte dabei auch auf die Säulenhalle des griechischen Tempels und den durchbrochenen gothischen Thurmhelm hinweisen können. Diese wiederlegen ja E. von Hartmann's Behauptung, daß die architektonische Schönheit auf der Seite überwiege, welche überwiegend dem praktischen Zwecke diene.

Im vierten Vortrage beschäftigt sich der Verfasser mit der Frage: „Worauf beruht die Wirkung des edeln Materials in der Architektur und im Kunstgewerbe?" Er zeigt hier in interessanter Weise, wie durch das Zusammenwirken mehrerer an sich wenig bedeutender sinnlicher Eindrücke eine hohe Gesammtwirkung entsteht und macht dies am Beispiele einer polirten Malachitplatte klar.

Sehr wichtig ist der letzte Abschnitt: „Ueber ein neuentdecktes Gesetz der Formästhetik". Im Gegensatze zu der conventionellen und traditionellen Seite der architektonischen Schönheit, wie er sie im zweiten Abschnitt dargestellt habe, so beginnt der Verfasser, bewege sich seine Untersuchung hier auf dem „unerschütterlichen, von keiner Mode und Geschmackverschiedenheit der Einzelnen berührten Boden" und führe zu einem „gemeinsamen Gesetz, nach welchem wir unzweifelhaft die bedeutungslosen Formen in allen Gebieten des Schönen wohlgefällig finden". Dieses Fundamentalgesetz des rein formal Schönen nennt der Verfasser das „Reihengesetz", welches lautet: die Schönheit der bedeutungslosen Formen beruht auf der Combination von Reihen (Reihe = Aufeinanderfolge irgendwelcher gleichgestalteter Elemente) und wird erhöht durch die Contraste, welche die Glieder combinirter Reihen unter sich bilden. Die Untersuchung über die verschiedenen Erscheinungsweisen des Reihengesetzes, der Nachweis seiner Gültigkeit in Musik, Metrik und in der Raumwelt, die Auflösung einer Reihe geometrischer Grundformen in combinirte Reihen und Contraste*) u. s. w. muß als ein sehr werthvoller Beitrag zur Aesthetik der reinen Form bezeichnet werden und als wichtiger Schritt zur Lösung des Problems: mathematische Beziehungen zwischen den Elementen wohlgefälliger Gebilde aufzufinden. Es ist sehr zu wünschen, daß der Verfasser die in Aussicht gestellte „eingehende Darstellung aller Erscheinungsweisen des Reihengesetzes" bald veröffentlichen möge.

Die Bedeutung der Reihencombinationen für das rein formal Schöne oder mathematisch Schöne geht aus den gründlichen Untersuchungen mit Evidenz hervor. Nur eins übersieht der Verfasser: daß nämlich nicht in den Reihen als solchen das Wohlgefällige begründet ist, sondern in der Regelmäßigkeit der Wiederholung und in der Gesetzmäßigkeit der Veränderung ihrer Glieder. Die Reihe an sich ist nur die an sich gleichgültige Form der Mannichfaltigkeit, welche der Entfaltung einer Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit Raum und Gelegenheit gibt; sie ist sozusagen nur das Substrat derselben. An dem Werthe der Untersuchungen des Verfassers über die Reihencombinationen ändert diese Auffassung an sich nichts.

Daß der Verfasser trotz seiner eingehenden Beschäftigung mit dem rein Formalen dessen Bedeutung doch nicht überschätzt, sondern sehr wohl erkennt, daß noch andere Stufen des Schönen hinzutreten müssen, zeigen folgende treffliche Sätze, die zugleich den Grundgedanken der Architektur aussprechen:

*) Die Auffassung des Kreisbogens und der geraden Linie als „Reihe" erscheint uns problematisch.

Mit den Reihencombinationen sind zunächst nur die Bausteine der Schönheit auf dem Werkplatz zugerichtet und es bedarf noch eines ordnenden Geistes, der ihre Aufeinanderfolge verzeichnet, ihre Maße einander anpaßt und sie zum Ausdruck wählt für die Kräftewirkung in den Massen oder andern Gedankengehalt. Dieser Geist ist der Stil. Er muß der versteinerten oder klingenden oder automatisch hinschreitenden oder leuchtenden Mathematik eine Seele verleihen.

„Es ist mir vielleicht später einmal gestattet", fügt der Verfasser hinzu, „über dieses Geheimniß der höhern Schönheit hier zu sprechen"; wir unsererseits können nur wünschen, daß dies recht bald der Fall sein möge; denn in unserer Zeit, deren wissenschaftlicher Charakter ein fast ausschließlich historischer und naturwissenschaftlicher ist, findet das Gebiet der Aesthetik, wie eben die Philosophie überhaupt, wenig Bearbeiter und wenig berufene Vertreter. Einen solchen aber finden wir in dem Verfasser, der sich ebenso durch philosophischen Geist, wie durch gediegene Fachkenntnisse auszeichnet und dessen vorliegendes Buch wir für eine hervorragende Erscheinung der modernen ästhetischen Literatur halten.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Zwei Romane.

1. Gipfel und Abgrund. Zeitroman von Gregor Samarow. Vier Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 15 M.
2. Die beiden Republiken. Roman von J. Niemann. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 5 M.

Zwei halbhistorische Romane aus der Geschichte unsers Jahrhunderts, der eine unmittelbar in unsern Tagen ablaufend, der andere um funfzig Jahre hinter diese zurückgreifend; der bedeutendere ist der erste.

Sehr erklärlich, daß eine so hochstehende und zugleich so unglückliche Gestalt wie diejenige des letztverstorbenen Baiernkönigs, zumal nach ihrem tragischen Ende, die Romanschriftsteller sehr zu interessiren und zu beschäftigen im Stande ist: hat sich ihrer doch sofort nach dem Lebensabschluß auch jene Art von Production bemächtigt, die sich als Volksliteratur ausgibt, nach ihrer Qualification aber Schundliteratur getauft werden soll.

Wir haben es hier mit einem Autor zu thun, der schon so sehr viel und durchgehends aus dem Gebiete des Zeitromans geschrieben hat und es gern gerade wie hier — das beweisen schon die Titel — auf schlagende Gegensätze anlegt; daß ihm ein Stoff wie der vorliegende ganz ungemein passen, seine Feder reizen würde, ist so natürlich wie irgendetwas. Wir mußten früher, das war bei Anlaß seines heidelberger Studentenromans, über Samarow in scharfer, fast bitterer Weise sprechen und uns zu jener ganzen Art der Auffassung und Darstellung absolut ablehnend verhalten; gerade darin liegt ein Grund und Anstoß mehr, es redlich zu versuchen, ihm auch in positiver Weise gerecht zu werden.

Der vorliegende Roman „Gipfel und Abgrund" von Gregor Samarow (Nr. 1) soll uns also gemäß seinem Doppeltitel den immerhin hoch interessanten Fürsten auf der Höhe seines idealen Strebens und Wirkens einerseits, in der Tiefe der nachfolgenden Geistesumnachtung und des jähen Endes andererseits vorführen und um ihn her natürlich so viele Personen des Hofes und Volks, wie zur Herstellung des Gesammtbildes erforderlich sind; die Hauptgestalt neben ihm ist die Mutter in der Rolle des wachenden Schutzengels.

Die Beurtheilung dieses jüngsten Werks von Samarow soll mit einer rückhaltlosen Erklärung anheben. Als ich den ersten von den vier Bänden des Buchs gelesen hatte, da verfiel ich dem Autor gegenüber ganz ungesucht auf den annähernden Standpunkt des Bibelwortes: seine Sünden seien ihm vergeben; annähernd, denn unter dem Plural sollen allerdings nicht alle begriffen sein, wohl aber viele. Es sind da unstreitig innerlich anziehende, reizend natürliche Züge; es ist eine Vertiefung seelischer Zeichnung, dazu eine Wahrheit in Auffassung der Volksnatur zu finden, die ich — offen gestanden — nach meiner bisherigen Kenntniß bei diesem Schriftsteller gar nicht gesucht oder geahnt hätte. Dadurch macht das Werk auf den unbefangenen Sinn einen ebenso fesselnden wie anmuthenden Eindruck, stark genug, um die schwachen Seiten zurückzudrängen, in den Schatten zu stellen; kurz, es gewinnt unsere Sympathie. Nun ist allerdings damit nicht gesagt, daß dieser Eindruck bis zu Ende sich frisch erhalte; ganz aber verliert er sich nie. Die Linie, in der unser Gefühl beim Lesen des Buchs sich bewegt, möchte ich so umschreiben: gerade die Entwickelung in ihren Anfängen (erster Band) nimmt all unsere Sympathie und das höchste Interesse in Anspruch; dann fällt die Kraft der Anziehung ab und allerlei am Werke stört uns; die Ausgänge aber erheben sich wieder zur vollen intensiven Wirkung. Daß das entsetzliche Schlußdrama uns nur verhüllt im Hintergrunde gezeigt worden, ist einer der besten und feinsten Züge an der Arbeit, und wir sind dem Autor dafür dankbar.

Der Apparat, der in Action gesetzt worden, ist allerdings sehr complicirt, die Zahl der mitwirkenden Personen groß. Hätten wir einen andern Gegenstand vor uns, wir würden den Organismus wahrscheinlich überladen heißen; hier dürfen wir es nicht, und sollen auch nicht vergessen, daß wir eben vor einem vierbändigen Roman stehen. Sie fallen mit Nothwendigkeit ins Gesammtgemälde hinein, diese Mitglieder der königlichen und anderer hochfürstlichen

Familien, die Diplomaten und Minister, Staatsmänner und Kammerabgeordneten, Hofleute, Kammerdiener und Lakaien; auf der andern Seite eine große Zahl von Gestalten aus jenem Volke der bairischen Berge, welches bekanntlich bis zu Ende mit so rührender Anhänglichkeit an dem unglücklichen Monarchen hing, der ja dort mitten in den weltabgeschlossenen großartigen Naturscenen sich wohl fühlte. Sehr mit Recht sind diese Figuren aus dem Volke, verschiedensten Herzens und Geistes und Schicksals, in den Vordergrund gestellt und nehmen den breitesten Raum ein; ja sie sind mit sichtlicher Vorliebe behandelt und einzelne unter ihnen entschieden schön und charakteristisch. Daß da hochromantische Dinge und Personen auftreten, sogar eine im bairischen Bergdorfe sich abspielende, an Haß und Liebe reiche Zigeuner- und Familiengeschichte; dazu ein unter diesem Stamme knorriger Bergleute bisjetzt noch fortlebender Rest der altmysteriösen Vehme, der im „Hafertreiben" seine halb schauerlich und halb komisch groteske Form annimmt; ferner das Spiel mit einem neuen Artus- und Ritterbund und dem Gral, für die Gemüthsart des Königs zum verderbenschweren Verhängniß geworden; und noch mehr: der diabolische Racheact einer verschmähten spanischen Schönen, der einen von dem dämonischen Weibe unrettbar umstrickten Bergbauern zum Versuch des Königsmordes treibt, dazu die halb wunderbare Art, wie dieser Mord abgewendet wird: das alles und mehr seiner Art würden wir wol auch, wäre der Gegenstand ein anderer, forcirt und phantastisch heißen. Hier sind diese Erscheinungen nichts weiter als das passende Relief zur Geistes- und Gemüthsart des Helden, die bekanntlich und zu seinem Unglück eben so hoch romantisch gespannt war. Eine berühmte Feder hat den letzten großen Heidenverfechter unter den spätrömischen Kaisern den Romantiker auf dem Throne genannt; dieser Name würde zweifellos ebenso gut auf den unglücklichen Baiernkönig anzuwenden sein, wie man ihn richtig den Einsiedler auf dem Throne genannt hat.

Jene faden Aeußerlichkeiten des Ceremoniells und der Repräsentation, an deren Breittreten wir uns bei Samarow so sehr stoßen, sind möglichst vermieden, um gehaltvollern Dingen Raum zu lassen; es ist davon kein Pünktchen mehr da als das Unvermeidliche — diesmal ein großer Vorzug. Wenn die Hofsprache in Höchstdero Unterthänigkeit uns da und dort als unwürdig anwidert, so fällt die Schuld nicht direct auf den Autor; meint ja doch heute noch unsere feine „Gesellschaft", den Hohen der Welt gegenüber gezieme dieser byzantisch leere Ton. Die allerdings weit gesponnenen Schildereien der königlichen Schlösser und Anlagen werden hier zu etwas weit Besserm als nichtigem Füllstoff; gehen sie doch auf Prachtschöpfungen fein durchdachter Kunst, die im Bilde ein mehr als blos äußerlich wirkendes Seitenstück abgeben zu den erhabenen Naturscenen einer großartigen Gebirgswelt und den tief innerlich greifenden Reflex im Gemüthsleben des hochgestellten idealen Träumers finden. Das geheimnißvoll Fatalistische, von Anfang an hineingetragen (die Gräfin von Orlamünde als das Gespenst der Sage) und bis zu Ende als Agens durchlaufend, übt den gewohnten Zauber, dem wir uns nicht entziehen können.

Es läßt sich die Frage aufwerfen: ist es angemessen oder auch nur erlaubt, noch lebende Personen von mehr oder weniger geschichtlicher Bedeutung im Roman vorzuführen, zumal in den peinlichen Aufgaben, die da mehr als einer zufallen? Die Berechtigung des Werks aber wird zum starken Theil von der Beantwortung der andern Frage abhängen: ist nach ihren psychischen Grundlagen die Gestalt des königlichen Helden richtig gezeichnet? Daß derselbe in Betreff seiner schönen menschlichen Eigenschaften idealisirt worden, ist allerdings zweifellos; aber ebenso zweifellos erkläre ich das Recht des Dichters, solange er nicht aus dem Rahmen der seelisch motivirten Wahrscheinlichkeit heraustritt. Im übrigen sind die zerstörenden Nachtseiten im Wesen des maßlos excentrisch angelegten Träumers mit einsichtsvoller Schärfe herausgehoben. Ist das Seelenbild richtig? Das bestimmt zu beantworten, hielten wir in tausend ähnlichen Fällen für äußerst schwer; aber absolut wahr ist das: der Autor hat redlich danach gestrebt.

Viel kürzer können wir über den Roman „Die beiden Republiken" von J. Niemann (Nr. 2) hinweggehen.

Er hat noch mehr vom Charakter eines historischen Romans an sich, indem er nämlich die öffentlichen Schicksale eines ganzen Kleinstaates aus einer der allermarkantesten Phasen neuester Geschichte vorführt, des Staates und seines Kaufmanns- und Bürgerstandes. Die Zeit ist die für Europa so unheilvolle und durch den Despotismus des größten neuzeitlichen Welteroberers für Deutschland so unheilvolle von dem Abschluß des Tilsiter Friedens bis zu Napoleon's Sturz; der gewichtige Schauplatz sind Stadt und Festung Danzig, in jenem Frieden von dem Gewaltherrscher zum Freistaat erklärt, um sie unter dem Gouvernement seines Generals Grafen Rapp rücksichtslos auszupressen und der französischen Willkür bloszustellen. Mit diesem Allgemeingeschick der städtischen Leidensjahre verknüpft sich aufs engste dasjenige der verschieden gearteten Glieder in der hochbedeutenden Familie des Stadtpräsidenten, so enge, daß man sagen möchte: das öffentliche Schicksal verkörpert sich förmlich in dem Familienschicksal dieser ersten Bürger; und die Hauptrolle spielt dabei eine Frau, das ist die eine Tochter des Hauses, Charlotte, in ihrem hochsinnig charakterfesten und echt vornehmen Wesen die bedeutsamste Gestalt des Buchs und die echteste Repräsentantin des unbeugsam deutschen Sinnes und Herzens; eine Frau, die männlich handelt und doch ihre schöne Weiblichkeit und das tief fühlende Herz wahrt.

Was bei derartigem Stoff der Hauptinhalt sein muß, das ergibt sich von selbst: neben den kriegerischen Streichen und furchtbaren Wechselfällen des Schwertes die politischen Combinationen und diplomatischen Verhandlungen, das

Schlachtfeld und der Rathssaal, die französischen Erpressungen und die bis zum Unausstehlichen steigende Noth der ausgeplünderten Städter neben öffentlichen Festen und Schaustellungen, das Treiben der Soldateska und die wilden Flutungen des Schlachtengeschicks, die arme Stadt zerrieben zwischen französischen und russischen Truppenmassen, die Schrecken eines furchtbaren Bombardements und des Hungers, die Liebeswerke aufopfernder Barmherzigkeit, ungenügend im allgemeinen Elende; daneben Zügellosigkeit und Verführung bis hinauf in die Senatorenfamilie, von denen ja eine dem brillanten und bestechenden französischen Obergeneral die Maitresse liefert, die Speculationen gemein vaterlandsverrätherischer Egoisten und Geistesanstrengungen wie Herzenskämpfe der verzweifelt ringenden Patrioten — also kurz alle die Grundzüge, welche den Zeiten so furchtbar umwälzender Völkerschicksale ihren drückenden Charakter aufprägen. Das alles bis zum Moment der Erlösung, mit dessen Jubelschrei das Werk endet.

Die Haltung des Buchs ist genau die angemessene, d. h. sie geht natürlich aus dem Stoff hervor, ohne zu künsteln oder zu deuteln; die Handlung verläuft rasch, von keiner Schilderei noch Abschweifung unterbrochen; die Figuren heben sich in ihrer bestimmten Eigenart ab; die Sprache ist gemäßigt und gleichartig correct; wir werden den Gesammteindruck einfach normal heißen.

J. J. Honegger.

Historische Literatur.

1. Geschichte Würtembergs. Von Paul Friedrich Stälin. Erster Band. Zweite Hälfte. (Bis 1496.) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert und Giesebrecht. 47. Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 8 M.

Im Anschluß an die vor fünf Jahren erschienene erste Hälfte des ersten Bandes der „Geschichte Würtembergs" aus der Feder P. F. Stälin's, welche mit dem Untergange des Herzogthums Schwaben zu Ende der Staufischen Zeit abschloß, führt die soeben erschienene zweite Hälfte die Darstellung von der Entwickelung jener besonders vielgetheilten und bunt gestalteten süddeutschen Territorien bis zum Ende des Mittelalters fort, und erzählt die Geschichte der Grafschaft Würtemberg bis zu dem Tode des ersten Herzogs Eberhard mit dem Bart. Auch in diesem Theil seiner Arbeit durfte der Verfasser sich als einer unübertroffenen Grundlage der unbedingt als mustergültig anerkannten großangelegten Darstellung bedienen, die sein berühmter Vater Christoph Friedrich von Stälin in seiner vier starken Bände umfassenden „Geschichte Würtembergs" durchgeführt hat; aber ebenso ist er auch hier unausgesetzt und mit bestem Erfolge bemüht gewesen, durch ein Zurückgehen auf die Quellen und deren erneute Prüfung sowie durch sorgsame Benutzung der inzwischen erschienenen Einzelarbeiten den neuesten Verlauf und den innern Zusammenhang der Thatsachen vollständig zu ergründen und das Ergebniß seiner Forschung in einer angenehmen, klaren und durchsichtigen Darstellung dem Leser mitzutheilen. Auch wer nicht durch landsmannschaftliche Interessen besonders zu diesem Gegenstande hingezogen wird, wird mit Vergnügen und lebhaftem Antheil diese „Geschichte Würtembergs" an sich vorübergehen lassen, die mehr und anschaulicher als die irgendeines deutschen Territoriums die für die Gesammtentwickelung Deutschlands charakteristischen Züge in sich birgt. Es genügt, an den Uhland'schen Balladenstrauß von Eberhard dem Rauschebart, an dessen abenteuerreiche Kämpfe mit den Herren vom Schlägel, vom Sanct-Georgsschilde u. s. w., und namentlich mit den Städten, den Sieg bei Reutlingen (1377) und die verhängnißvolle Niederlage der Städter bei Doffingen (1388) zu erinnern, um jedem eine ganze Reihe von lebensvollen und farbenprächtigen Bildern vor Augen zu stellen, deren historisch beglaubigte Elemente er hier vereinigt findet. Besondere Anerkennung verdient es, daß P. F. Stälin, wie das ja auch in den übrigen Theilen der „Staatengeschichte" neuerdings in reichlichem Maße geschieht, der Culturgeschichte einen größern Raum gewährt und die wirthschaftlichen u. s. w. Verhältnisse des Landes in den Schlußkapiteln eingehend dargestellt hat. Nach dieser Seite hin bietet der die innern Zustände behandelnde zwölfte Abschnitt eine vortreffliche quellenmäßige Erörterung aller einschlagenden Verhältnisse, indem er, von den Beziehungen Schwabens zu Kaiser und Reich ausgehend, erst die Verfassungsgeschichte der Grafschaft Würtemberg behandelt, dann die Entwickelung des Städtewesens bespricht, die Stellung der Stände erörtert, einzelne Momente aus der Geschichte der Rechtsbildung, besonders im Gebiete des Privat- und des öffentlichen Rechts behandelt und nach einem Blick auf die Geschichte des Kriegswesens näher eingeht auf die kirchlichen Verhältnisse, auf Bodencultur, Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften und endlich über Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Schwaben interessante Mittheilungen macht. In einem Anhange sind schließlich die wichtigern Herrengeschlechter und die Hauptmomente aus deren Geschichte zusammengestellt.

2. Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. Von J. G. Droysen. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 15 M.

Mit lebhafter Genugthuung werden alle Verehrer des genialen J. G. Droysen, des Geschichtschreibers des

Hellenismus und der preußischen Politik, des Biographen des eisernen York und des unübertroffenen Uebersetzers des Aristophanes und des Aeschylus, die lange ersehnte neue (zweite) Auflage seiner „Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege“ begrüßen. Wie diese Vorlesungen dereinst, als sie zuerst in Kiel gehalten wurden, die nicht blos aus studentischen Kreisen, sondern aus allen gebildeten Kreisen der Stadt die zusammengeströmten Zuhörer begeisterten und gleichsam mit sich fortrissen, so haben sie auch, als sie vor nun mehr als vierzig Jahren das erste mal im Druck erschienen, eine Menge von Lesern tief ergriffen und erbaut, patriotisch angeregt und politisch aufgeklärt. Was sie bedeuteten und welchen Eindruck sie machen mußten, wird man nur dann recht ermessen können, wenn man bedenkt, daß es damals noch keins von den großen Werken über die Französische Revolution, über die Napoleon'sche Aera, über die Befreiungskriege gab, die heute allen Gebildeten bekannt und lieb und ein Gemeingut der Nation geworden sind, daß noch kein Sybel, kein Häusser, kein Beitzke u. s. w. geschrieben hatte, daß die Epoche der europäischen Geschichte, auf deren rechtem Verständniß allein die politische Weiterentwickelung beruhte, historisch sowol wie politisch gleichsam noch nicht entdeckt war, und daß die herrschende Strömung der Geister einer Entdeckung und Darstellung derselben in ihrer wahren Gestalt keineswegs geneigt war. Von dem rein gelehrten Standpunkte aus ließ sich schon bei ihrem ersten Erscheinen manches Bedenken gegen diese Arbeit Droysen's erheben; er selbst hat sich darüber am wenigstens getäuscht und am besten gewußt, wie lückenhaft und vielfach geradezu ungenügend das Material war, mit dem er an sein Unternehmen heranging. Aber ebenso einstimmig ist gleich damals anerkannt worden, daß die epochemachende Bedeutung dieses ersten Versuchs, die Geschichte der Jahre 1770—1815 einheitlich als ein in sich geschlossenes großes Ganzes darzustellen, eigentlich schon darin lag, daß er überhaupt unternommen und mit einer so eisernen Beherrschung des spröden und bisher gleichsam ungebändigten Stoffs durchgeführt worden ist. Daß dies gelang, wurde allein möglich durch das frische und kühne Erfassen und Umspannen einer großen weltgeschichtlichen Bewegung in ihrer Gesammtheit, das tief eindringende Verständniß für ihre Zusammenhänge, den glänzend durchgeführten Nachweis von der Wechselwirkung der Politik und Cultur in geschichtlicher Entwickelung.

Bei diesem Charakter des Werks wird man es auch als durchaus berechtigt anerkennen können, wenn der Herausgeber, J. G. Droysen's ältester Sohn, der Hallenser Historiker G. Droysen, von vornherein darauf verzichtet hat, das Werk bei seiner Wiederholung bis ins Einzelne dem modernen Stande der Forschung entsprechend umzugestalten: damit wäre ja das feste Gefüge des Ganzen aufgelöst und sein ungestüm vordringender Charakter geschädigt. J. G. Droysen selbst hatte, soweit das nach Lage der Dinge möglich war, eine solche Berichtigung und Ergänzung bereits in Angriff genommen: die Beschäftigung damit ist ihm noch in dem letzten Winter seines Lebens eine Quelle der Freude und Erholung gewesen.

Wir sind überzeugt, daß das Werk auch jetzt viele und dankbare Leser finden, historischen Sinn und politisches Verständniß bei denselben erwecken und im besten Sinne des Wortes patriotisch anregend wirken wird; denn es gehört zu den unvergänglichen Zierden unserer historischen Literatur, zu einer der charakteristischen und erfreulichsten Erscheinungen derselben. Dieselbe besitzt, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, wenige Werke, in denen sich so wie in diesem tief eindringendes universales Verständniß mit kunstvoller Form der Darstellung verbindet und neben dem behandelten Stoff zugleich die Persönlichkeit des Autors den Leser fesselt. Solche Werke aber gehören nicht nur der Zeit, in der sie entstanden, sondern verdienen es, in der Nation fortzuleben und fortzuwirken.

3. Der Reichstag von Nürnberg 1522—23. Von Otto Redlich. Leipzig, Fock. 1887. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese sorgsam gearbeitete Monographie untersucht auf Grund bisher unbenutzter archivalischer Materialien in Dresden, Weimar und Frankfurt und unter sorgsamer Verwerthung der bisher erschienenen Literatur die noch in mancher Hinsicht ungenügend bekannte Geschichte des nürnberger Reichstags, und weist nach, worin die bisher nicht recht gewürdigte Bedeutung desselben für die Entwickelung der Reformation in ihren ersten kritischen Anfängen zu sehen ist. Sie widerlegt namentlich die bisher herrschende Meinung, als ob die Luther'sche Bewegung in den Jahren 1521—26 von den Ständen wenig beachtet worden sei. In Nürnberg wurde vielmehr die kirchliche Frage neben den dort behandelten wichtigen politischen Angelegenheiten schon dadurch in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt, daß dort ein Nuntius Papst Adrian's VI. erschien, welcher ein weiteres Einschreiten gegen Luther auf Grund des wormser Edicts verlangte. Indem diese Forderung von den zu Nürnberg versammelten Ständen abgelehnt wurde, erlitt die päpstliche Politik dort eine empfindliche Niederlage, obgleich die päpstlichen Fürsten dort weitaus in der Mehrheit sich befanden. Aber selbst diese waren durch Adrian's Vorgehen und das herausfordernde Auftreten seines Legaten verstimmt und beleidigt und trugen mit gutem Grund Bedenken, die schon fieberhaft erregte Stimmung in Deutschland noch mehr zu reizen und den drohenden gewaltsamen Ausbruch zu beschleunigen. Unter diesen Umständen kamen in Nürnberg die Stimmen zu Wort, welche die Predigt evangelisch auf Grund der Heiligen Schrift allein zum Gesetz zu machen bestrebt waren, und wurde es möglich, ein allgemeines freies Concil in einer deutschen Stadt in Aussicht zu nehmen als die Instanz, welche allein der vom Papst und Kaiser verdammten Lehre zu ihrem Rechte würde verhelfen können.

Es wird weiterhin gezeigt, wie diese Rom feindliche Bewegung, die noch zu Worms sehr schüchtern vertreten gewesen war, unter mannichfachen Kämpfen freilich, schließlich zu Nürnberg doch die Mehrheit der Stimmen gewinnt. Auf die weitere interessante Frage, wie und aus welchen Elementen diese Mehrheit sich gebildet hat, läßt das bisher zugänglich gewordene Material eine Antwort freilich noch nicht zu.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der im Verlage der „Deutschen Hausfrauenzeitung" (Berlin) erschienene dritte Jahrgang des Werks: „Die Frauenbestrebungen unserer Zeit" von Lina Morgenstern erweist sich wieder als ein unentbehrliches praktisches Unternehmen sowol für die gebildete als einfach-häusliche Frauenwelt. Ein kurzer Blick auf den Inhalt dieses „culturhistorischen, biographischen und statistischen Jahrbuchs" genügt, um zu erkennen, welche Gelehrsamkeit, welchen Fleiß, welch statistisches Talent die verdienstvolle Verfasserin verräth. Das Buch enthält fesselnd geschriebene Biographien interessanter und hervorragender Frauen wie die der Großherzogin von Hessen, Aliee Maud Mary, der Dr. phil. Susanne Rubinstein, Isabella Braun, Minona Frieb-Blumauer, einen den Stoff vielseitig und gründlich behandelnden Artikel: „Zur gesetzlichen Stellung der Frau im Deutschen Reiche", der besonders hervorgehoben werden muß; ein Verzeichniß der „Prakticirenden Aerztinnen und Zahnärztinnen", der Schriftstellerinnen, Malerinnen, Bildhauerinnen wird besonders praktische Dienste leisten; einer der wichtigsten und gehaltvollsten Theile ist die in universellster Weise abgefaßte, authentische Chronik aus dem Frauenleben des vergangenen Jahres: sämmtliche Staaten der Erde werden in den Kreis der Betrachtung gezogen und man erfährt aus diesen Daten die seltsamsten, lehrreichsten Dinge. Es folgt eine internationale Revue der Frauenvereine, eine Chronik aus dem Mädchenschulwesen und den Anstalten für Lehrerinnen; aus der langen Reihe der übrigen Artikel nennen wir beispielsweise: „Eine Erziehungsanstalt als Lieblingsschöpfung der deutschen Kaiserin", „Die Arbeiterinnenbewegung", „Der Deutsche Verein gegen Misbrauch geistiger Getränke", „Die Frauen in der russischen Armenpflege". Mit diesen knappen Andeutungen ist der Inhalt des in seiner Art wol unerreichten Buchs keineswegs erschöpft. Es ist, wie gesagt, ein praktischer und verläßlicher Wegweiser für die moderne Frauenwelt und wird dem Forscher späterer Tage ein wichtiges culturhistorisches Quellenwerk aus unserer Zeit sein. Die großen Verdienste der Frau Lina Morgenstern sollen darum ausdrücklich von der Presse anerkannt werden, damit ihre Bestrebungen in den weitesten Frauenkreisen Wurzel fassen können.

— Unter die Rubrik der erzählenden Dichtungen fallen die „Theatertypen" von Hartl-Mitius (3 Bde., Leipzig, Reinboth), die nur eine Unterhaltungslektüre ziemlich gewöhnlicher Art, Leihbibliotheksfutter und nichts Besseres sind. Ohne Zweifel sind die Typen nur dem Theater entnommen, weil das Wort Theater auf einen großen Theil des Publikums zaubergewaltig wirkt; einen andern Grund vermögen wir nicht herauszufinden; denn eigentliche Bühnenfragen werden in diesen „Theatertypen" weder aufgeworfen noch durchgesprochen und zu einem zeitgemäßen Culturbilde sind sie nicht gestaltet. Was man darin von dem Theater kennen lernt, ist wenig dazu angethan, den gesunkenen Credit des Theaters zu heben. Liebesgeschichten mit halb frivoler, halb sentimentaler Färbung, die nicht einmal den Reiz des Neuen oder Außergewöhnlichen besitzen, werden uns aufgetischt, die bei dem Hoftheater genau so beginnen, wie sie bei der ambulanten Bühne enden. Einen edlern Zweck verfolgen die „Theatertypen" nicht; eine höhere Idee, die über die flüchtige Unterhaltung hinausgeht, liegt ihnen nicht zu Grunde. Die Verfasserin besitzt für die Erzählung entschiedenes Talent; sie versteht gewandt und leichtflüssig zu schreiben, wenn auch gerade nicht übermäßig geistreich, so doch pikant; nur leidet ihr Stil an einer Ueberfülle von Fremdwörtern, die ihr vielleicht bei einem Theil des Publikums den Schein der Gelehrsamkeit verleihen, die aber ein Fehler sind, denn sie verunzieren unsere schöne deutsche Sprache in einer Weise, die nicht scharf genug verurtheilt werden kann.

Ausländische Literatur.

„Episodes in a Life of Adventure" ist der Titel des neuesten Werks jenes Laurence Oliphant, dem eine Recensentin in Deutschland vor nicht langer Zeit, bei Besprechung seines „Altiora Peto", im Glauben, sein Name wäre ein Pseudonym für den einer Frau, anempfahl, lieber Strümpfe zu stricken, als Bücher zu schreiben. Augenscheinlich hat er sich nicht daran gekehrt und den Rath seiner Recensentin nicht befolgt. Wir können ihm für diese Misachtung eines so wohlgemeinten Winks, wie jene Dame ihrer vermeintlichen Blaustrumpfschwester gegeben, nur Dank wissen, da die englische Literatur sonst um ein wirklich genuß- und lehrreiches Buch ärmer gewesen wäre. Die reichen Erfahrungen eines vielbewegten Lebens und aus vieler Herren Ländern sind hier mit allem Reiz, der Oliphant's Schriften eigen ist, geschildert, sodaß man, wenn man das Buch zu Ende gelesen, blos deshalb unbefriedigt ist, weil der Verfasser uns nur seine Abenteuer während zwanzig Jahren und nicht die seiner übrigen Lebenszeit erzählt hat. Hoffentlich folgen sie noch nach.

— Robert Earl of Lytton hat einen neuen Band Gedichte unter dem Titel „After Paradise; or Legends of Exile: with other Poems" veröffentlicht, in welchem er von neuem seine philosophische Geistesrichtung bekundet. Schade nur, daß er, nach Art Browning's, so gern in Räthseln singt, die der Leser nur schwer zu lösen vermag.

— Der neueste Band der „English Men of Letters"-Serie ist dem Dichter „Keats" gewidmet und rührt aus der Feder des dazu wohlberufenen Sidney Colvin her. Er bildet einen der interessantesten der Sammlung, der man eine ähnliche für deutsche Dichter und Schriftsteller an die Seite gestellt zu sehen wohl wünschen könnte. Solche Einzelbände sind gleichsam wie Nischen, in denen die hervorragenden Förderer der Literatur und Bildung ihres Vaterlandes, gleich Marmorsäulen in einer Ruhmeshalle, in Reihe und Glied aufgestellt sind; da kann man so recht eingehend jeden Einzelnen behandeln und ihm gerecht werden, während dies in Literaturgeschichten, wegen des allzu großen Umfanges, zu dem sie sich dann erstrecken müßten, doch nicht gut möglich ist. Jeder kann sich dann auch seinen Lieblingsdichter oder Schriftsteller zur Bearbeitung oder zur Lektüre wählen und, wie im Leben, trotz der Fäden, die uns miteinander verbinden und umschlingen, doch jeder einzeln für sich dasteht und, wie Goethe so richtig bemerkt hat, doch am Ende auf sich selbst angewiesen ist, so steht dort, trotz seines Zusammenhangs mit der Literatur seiner Zeit, jeder einzeln für sich zu unserer Betrachtung da.

— Unter dem Titel „The English and American Poets and Dramatists of the Victorian Age; with Biographical Notices" hat George Boyle die bereits große Zahl unserer englischen Anthologien um noch eine vermehrt. Auffallen muß es zunächst, daß er darin so weit zurückliegende Dichter und Dichterinnen, wie T. H. Bayley (1797—1839), Miß Landon (1802—1838), Allan Cunningham (1784—1842) u. s. w. in das Zeitalter der Königin Victoria mit hineinzieht, das heißt doch die Grenzlinie zu wenig einhalten. Ebenso auffallend ist es, die amerikanischen Dichter mit der Regierung der englischen Königin in Verbindung gebracht zu sehen, was eine entschiedene Erweiterung ihres und seines Gebiets ist. Abgesehen davon, was ein Zuviel, nicht ein Zuwenig ist, bietet die Sammlung manches recht Hübsche an Auszügen und Proben, und sind die biographischen Skizzen zuverlässig. Für ganz überflüssig jedoch halten wir die Auszüge aus neuern Lustspielen, die zwar einen recht guten Erfolg auf der englischen Bühne erzielt haben mögen, durchaus aber keinen höhern oder überhaupt poetischen Werth beanspruchen dürfen. Letzterer aber kann bei der Aufnahme in ein Schulbuch, was die Anthologie doch wol sein soll, allein maßgebend sein. Die auf dem Umschlag abgedruckte reclamenartige Recension des Buchs eines gewissen Lennich kann demselben in den Augen von Kennern nur zum Schaden gereichen. Boyle selbst wird wol dieser Anzeige seiner Leistung fernstehen und sie nicht billigen.

— Von Uebersetzungen liegt uns vor: „The Buchholzes in Italy. Travelling adventures of Wilhelmine Buchholz. Edited by Julius Stinde", nach der 37. Auflage des Originals von Harriett F. Powell übersetzt (Hamburg, Richter). Die Uebersetzung liest sich sehr glatt und fließend; nur hier und da hat die Uebersetzerin nicht etwa den Urtext nicht verstanden, was man eher erwarten dürfte, sondern den richtigen Ausdruck in ihrer Muttersprache nicht getroffen. So z. B. in der sehr beherzigenswerthen Stelle betreffs des Trinkgelderunfugs, wo es heißt: „Thanks to gratuities we have imposed a direct taxation on ourselves" u. s. w. wäre tax statt taxation zu setzen gewesen. In demselben Satze befindet sich einer der sehr wenigen Druckfehler, often statt of ten, in dem sonst sehr correct und leserlich gedruckten Bande, der manchem Engländer gewiß das Zwerchfell erschüttern wird. Trotzdem sind auch wir der Ansicht des „Athenaeum" über Stinde's Leistungen, daß, ihn, sei es mit Dickens oder mit Fritz Reuter zu vergleichen, die Größe des Genius des einen und den Idealismus des andern verkennen heißt.

— Zu den bedeutendsten neuesten Erscheinungen der französischen Literatur gehört, wie schon der Name des Verfassers vermuthen läßt, „Choses Vues" von Victor Hugo. Hier sehen wir den großen Dichter, der sich sonst nur gleichsam in Draperie und auf hohen Socken zeigt, einmal in déshabillé oder einfachem Gewande, was die Darstellung betrifft, wenngleich seine Kraft sich auch hier selten verleugnet. Er erzählt hier eine Reihe seiner hervorragenden Erlebnisse der verschiedensten Art von 1838 bis 1875 und schildert manche Berühmtheit aus jener Zeit mit gewohnter Meisterschaft.

— Henry Rabusson's neuester Roman „Un Homme d'Aujourd'hui" steht kaum auf der Höhe seiner frühern, wie anmuthig auch die Darstellung und wie lobenswerth auch dessen Tendenz sei. Der Verfasser betont nämlich die Wichtigkeit der Charakterbildung, ohne welche alle unsere neuern Erziehungsmethoden und Bildungsanstalten nothwendigerweise nutzlos bleiben müssen.

— In dem anonymen „Le Roman d'un Roi", in welchem man den Stil der Marquise de Mirabeau erkennen will, ist die Lebensgeschichte und traurige Katastrophe des verstorbenen unglücklichen Königs von Baiern verarbeitet, ohne jedoch besonderes Interesse zu besitzen oder zu erregen.

— Ein vortrefflich geschriebenes und viel Belehrung enthaltendes, auf gründlicher Forschung basirendes Werk ist „La Rage de St. Hubert" von Henri Gaidoz, dem rühmlichst bekannten Mythologen. Er hat die an den im Titel genannten Heiligen sich knüpfende Legende augenscheinlich mit Bezug auf die in jüngster Zeit so viel von sich reden machende Heilmethode Pasteurs des breitern erzählt.

— Von S. Tawitian liegt uns eine Broschüre (Paris, P. Schmidt) folgenden Titels vor: „De L'È ou du Positiv de l'Être qui est l'objet de la Science positive. De l'Unité des Lettres ou du Principe de la voix et de son harmonie absolue qui constituent l'objet des sciences logique, musique et mathématique". Nach diesem Titel wird man uns wol erlassen, näher auf den Inhalt dieser jedenfalls phantastischen Schrift einzugehen, und zwar um so eher, als der etwaige wissenschaftliche Werth, den sie besitzen mag, von linguistischen Fachzeitschriften viel mehr als in den Spalten d. Bl. zu prüfen und zu beurtheilen sein dürfte. Es genüge für uns also, einfach darauf hingewiesen zu haben und wir wollen nur hinzufügen, daß der Verfasser, wie aus dem Titel ersichtlich, bei seiner Untersuchung von der armenischen Sprache ausgegangen ist und deren Alphabet ihr zu Grunde gelegt hat.

Bibliographie.

Aus der Wilhelmstraße. Erinnerungen eines Offiziösen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 5 M.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Nr. 22: Gefährliche Feinde. Ein Schauspiel von F. Corleis. Leipzig, Vieweg. 12. 50 Pf.

Bittkau, G., Aeltere Geschichte der Stadt Neu-Ruppin. Auf Grund historischer Quellen, insbesondere einem Mannskript des weiland Dr. Campe, herausgegeben. Neu-Ruppin, Petrenz. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Combe, T., Gute Nachbarn. Autorisirte Uebersetzung von E. Bagge. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 M. 20 Pf.

Ebrenberger, A., Schule und Haus. Eine pädagogische Studie. Krems. Gr. 8. 60 Pf.

Er schlägt sich nicht. Schauspiel. Wien, Löwit. 12. 50 Pf.

Fränkel, A., Rußlands Verhältniß zu Deutschland und Rußlands wirthschaftliche und militärische Zustände. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Geiger, L., Goethe und die Renaissance. Vortrag. Berlin, Haak. Gr. 8. 80 Pf.

Gerner, Marie, Amor in den Bergen. Aus dem schweizerischen Kurleben. Zürich, Schröter u. Meyer. 8. 2 M.

Hause, E., Fremdländisches und einheimisches Erziehungsleben und Bildungswesen. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

Kuhn, K., Kolping, der Gesellenvater. Dramatische Bilder. Leutkirch, Roth. 12. 75 Pf.

Die militärische Lage Belgiens im Falle eines deutsch-französischen Krieges. Die Ansichten eines Franzosen v. M. Autorisirte Uebersetzung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Motzkau, J., Vetter Fritz auf Reisen. Lustige Bilder aus Thüringen. Berlin, Boettcher. 8. 1 M. 25 Pf.

Nissel, C., Um hohen Preis. Schauspiel. Liegnitz, Gradenwitz. Gr. 8. 1 M.

Philipp, O., Lenzespracht und Wintersturm. Poesie. Bonn, Hanstein. 8. 1 M. 20 Pf.

Sallwürk, E. v., Gesinnungsunterricht und Kulturgeschichte. Zur pädagogischen Kritik. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmarsow, A., Giovanni Santi, der Vater Raphaels. Mit 1 Lichtdruck-Tafel nach einem Fresco Santi's in Sta. Croce zu Urbino. Berlin, Haak. Gr. 8. 3 M.

Stempel, M., Paragraph sieben. Lustspiel. Cöthen, Schettler's Erben. 12. 60 Pf.

Stürtz-Gebauer, Frau, Ueber Erziehung des weiblichen Geschlechts. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 30 Pf.

Tolstoj, Graf L., Zwei Greise. Aus dem Russischen übersetzt von J. Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 12. 1 M. 50 Pf.

Triglaw-Bismarck. Eine Sage im 4. Jahrtausend. Zum 23. September 1887. Berlin, Grosser. Gr. 8. 1 M.

Naturalistische Unterhaltungs-Bibliothek. Herausgegeben von A. Zapp. 1ster Bd.: Die Lüge der Ehe. Sittenbilder aus dem modernen Eheleben. Von A. Zapp. Berlin, Laverrenz. 8. 1 M.

Vogel, P., Bei Gelegenheit! Altbayerische Reime aus Rosenheim. München, Th. Ackermann. 8. 1 M. 20 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Die Rose von Cetinje. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Zerbst, M., Gedichte. Jena, Mauke. 16. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 29. September 1887.

Essays von Ferdinand Gregorovius.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 5 M. 50 Pf.

Es liegt uns hier der erste Band einer Sammlung vor, dem nach unserer Erinnerung an zahlreiche zerstreute Aufsätze von Ferdinand Gregorovius über ähnliche Themata wol noch eine Reihe anderer folgen dürften. Wenn der Verfasser in seiner zugleich als Vorrede dienenden Widmung an den Grafen A. F. von Schack, den bekannten münchener Dichter, hervorhebt, daß manches unter diesen Aufsätzen sei, was auch einen größern Leserkreis interessiren dürfte, so ist das gewiß sehr bescheiden ausgedrückt. Gregorovius hat durch seine Schriften, und zwar wol noch mehr durch seine Poesien und seine Schilderungen südlicher Landschaften und südlichen Lebens, als durch sein treffliches und verdienstvolles Hauptwerk, „Die Geschichte Roms im Mittelalter", seit vielen Jahren einen weiten Kreis treuer Verehrer um sich gesammelt, sodaß schon sein Name auf dem Titelblatt genügt, um eine große Zahl von Lesern herbeizulocken. Was uns vor allem in seinen Darstellungen anzieht, ist einestheils das Bewußtsein, welches uns beim Lesen derselben überkommt, daß ihr Verfasser aus dem Vollen schöpft, daß wir es hier nicht mit einer jener Eintagsfliegen, jener alljährlich massenhaft gleich Pilzen aufschießenden Touristenschriften zu thun haben; daß er Land und Leute, ihre Gegenwart wie ihre Vergangenheit, gründlich kennt; anderntheils die bewundernswerthe Gabe farbenreicher und anschaulicher Schilderung, der es zugleich nie an dem poetischen Hauch gebricht, welcher seine Gemälde bei aller Naturtreue doch zugleich zu harmonisch wirkenden Stimmungsbildern macht, die geeignet sind, in dem Leser dieselbe Gemüthsverfassung hervorzurufen, in der sie ihr Verfasser geschaut und geschrieben hat. Aus der Darstellungsweise selbst wie aus der sinnigen, gemüthvollen Auffassung seines Gegenstandes erkennen wir seine idealistische Weltanschauung, empfinden wir gleichsam den idealen Hintergrund seiner Seele. Vor allem ist es sein treues Festhalten an den ewigen Idealen des Wahren und Schönen, das, überall hindurchleuchtend, uns im Gegensatz gegen die flache Alltäglichkeit oder den nackten Naturalismus, die in der Literatur der Gegenwart einen so breiten Raum einnehmen, so wohlthätig berührt. Wenn er aber vollkommen berechtigt ist, in seiner Widmung diesen Glauben an das Ideal als das ihn mit Schack in gleichem Streben verbindende Grundelement ihres Wesens zu bezeichnen, so wird der mit den Werken beider Schriftsteller bekannte Leser doch mühelos zwischen den Zeilen lesen, daß im übrigen ihre Auffassungs- wie ihre Darstellungsweise weit auseinandergehen.

Das Talent unsers Verfassers, das utile dulci, das Nützliche mit dem Angenehmen und Unterhaltenden zu mischen, tritt auch in dem vorliegenden Bande zu Tage. Während einige der darin enthaltenen Aufsätze in der Hauptsache nur den Historiker von Fach lebhaft interessiren können, wie die Beantwortung der Frage: „Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört?" und mehr noch „Die Münzen Alberich's" und „Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter", enthalten die „Mirabilien der Stadt Athen" und „Gumppenberg's Bericht über den Sacco di Roma" bereits manches, was die Theilnahme jedes gebildeten Lesers zu erwecken geeignet ist, welche allerdings der Schilderung der Ruinen von Sardes und vor allen dem Artikel „Aus der Landschaft Athens" in noch höherm Grade zutheil werden dürfte.

Wir gehen zu einer kurzen Charakteristik der einzelnen Aufsätze über.

1) „Sardes." Gregorovius reiste mit dem dänischen Architekten Ussing auf der von einer englischen Gesellschaft

erbauten Eisenbahn von Smyrna über Manissa, das alte Magnesia am Sipylos, nach dem elenden Dörfchen, dessen Lehmhütten in fieberschwangerer Ebene am Fuße des alten Stadtberges jetzt noch den Namen (Sart) der ehemaligen glänzenden Königsstadt tragen. Auf dem Wege begleiten ihn altclassische Erinnerungen. Von den Felsenhängen des Sipylos, an dessen Fuße die Bahn vorüber führt, blickt das Riesenbild des trauernden Niobe, nicht, wie Pausanias meinte, ein wunderliches Spiel der Natur, sondern ein Kunstproduct der ältesten Zeit, auf die Reisenden hernieder. Die Beschreibung der spärlichen Ruinen des alten Burgberges ist trockener, als man das sonst bei Gregorovius gewohnt ist, und es wird, zumal kein Plan derselben der Phantasie zu Hülfe kommt, dem Leser nicht leicht, sich ein Bild von dem Aeußern und der Situation derselben zu machen. Wir erhalten dann — hauptsächlich nach Herodot — eine Uebersicht der bekanntlich noch sehr im Dunkel liegenden altlydischen Geschichte bis auf Krösus sowie weiterhin des Geschicks der Hauptstadt Sardes unter den Persern, Alexander dem Großen, den Diadochen und der römischen Herrschaft, und werden schließlich zu jenen merkwürdigen Grabhügeln zwischen dem See des Gyges und dem Hermos geführt, unter denen der schon von Herodot erwähnte des Königs Alyattes, mit — nach Spiegelthal — einem Umfange von mehr als einem Kilometer bei 70 Meter Höhe riesenhaft hervorragt. Leider fand der genannte preußische Generalconsul denselben bei seiner Untersuchung bereits vollständig ausgeraubt.

Von dem berühmten goldgleißenden Königspalast des Krösus mit seinem reichen Schmuck von Säulen, Steinbildern lydischer Könige, geflügelten Greifen und Sphinxen, dem Wunder Asiens, ist nicht mehr die geringste Spur zu finden. Ausgeplündert, zerstört, bis zur Unkenntlichkeit entstellt oder ganz von der Oberfläche der Erde verschwunden: das ist der traurige Refrain der ganzen Skizze, die einen tief melancholischen Eindruck im Herzen des Lesers zurückläßt.

2) „Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört?" Fallmerayer hat den Raubzug der Westgothen im Jahre 395 n. Chr. als die dritte tödtliche Wunde Griechenlands nach der Schlacht bei Chäronea und der Zerstörung Korinths durch Mummius bezeichnet. Ohne die durch die Gothen angerichtete große Verheerung irgendwie anzweifeln zu wollen, sucht Gregorovius doch die Behauptung des großen münchener Historikers zu widerlegen, daß Alarich damals den griechischen Nationalgottesdienst vernichtet habe, der an die von ihm zerstörten Tempel gebunden gewesen sei. Schon zu Kaiser Julian's Zeit, also mehr als dreißig Jahre vorher, hatte sogar Athen, wo sich der heidnische Gottesdienst am längsten hielt, allen öffentlichen und privaten Cultus eingebüßt. Auch macht es Gregorovius höchst wahrscheinlich, daß das Bild des olympischen Zeus, welches Fallmerayer durch Alarich zerstören läßt, schon zehn Jahre vorher nach Konstantinopel gebracht worden war, während der Tempel zu Olympia selbst nachweislich noch im zweiten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts aufrecht stand. Dennoch darf man mit Sicherheit annehmen, daß der ein ganzes Jahr dauernde Aufenthalt der gothischen Horden im Peloponnes, wie er den letzten Resten altgriechischer Herrlichkeit ein Ende machte, auch nicht wenig dazu beitrug, durch die Vernichtung vieler altberühmter Cultusstätten auch die des Cultus selbst zu beschleunigen.

3) „Mirabilien der Stadt Athen." Die „Mirabilia urbis Romae" enthalten bekanntlich die im 12. Jahrhundert aufgezeichneten Anschauungen der Römer des Mittelalters von den alten Denkmälern ihrer Stadt, auf welche gestützt, wenn auch erst mehrere Jahrhunderte später, mit dem berühmten Werke „Roma instaurata" des Fabius Blondus (1447) beginnend, die wissenschaftliche Forschung sich entwickelte. Nichts Aehnliches findet sich in und über Athen. Zwischen den leider zum größern Theil verloren gegangenen Schilderungen der Periegese des Pausanias und den dürftigen Fragmenten des von Otfried Müller entdeckten wiener Anonymus (τὰ θέατρα καὶ διδασκαλεῖα τῶν Ἀθηνῶν) und der von Detlessen in Paris gefundenen kleinen Schrift περὶ τῆς Ἀττικῆς liegt eine ungeheuere Kluft von fast dreizehn Jahrhunderten. Der einzige, der sie vielleicht einigermaßen auszufüllen im Stande gewesen wäre, der gelehrte Bischof Michael Akominatos im 12. Jahrhundert, hat, wie der Schluß seines Klageliedes auf den Untergang Athens glaublich macht, ein Bild der alten attischen Metropole zu geben beabsichtigt; dasselbe ist aber entweder überhaupt nicht zu Stande oder doch nicht auf uns gekommen. Die Aufzeichnungen des Cyriacus von Ancona, eines begeisterten Archäologen der Frührenaissance, der sich kurz vor der Eroberung Athens durch die Türken zweimal am Hofe des Herzogs Nerio II. aus dem florentinischen Hause der Acciajuoli daselbst aufhielt, dort Inschriften sammelte und Monumente zeichnete, mögen wie gleichzeitige Besuche anderer gelehrter Italiener auch athenische Antiquare veranlaßt haben, die noch vorhandenen Reste aus dem Alterthum aufzuzählen und zu beschreiben, und so jene oben erwähnten sehr geringwerthigen Bruchstücke entstanden sein, in denen weder von den 300 Kirchen, die Babin noch im 17. Jahrhundert in der Stadt und ihren Vororten fand, noch von irgendwelchen Bildwerken die Rede ist.

Dürfte der Inhalt dieses Artikels die Erwartungen, die der Titel desselben in dem Leser erregt, kaum befriedigen, so wird der folgende: „Aus der Landschaft Athens", der uns anmuthet wie eine stimmungsvolle Elegie und in dem Gregorovius seine ganze Kunst der Schilderung entfaltet, ihn vor allen andern fesseln.

Ueber die beiden nackten und öden Felshügel des Kolonos, wo wir jetzt vergeblich nach dem vom Liede der Nachtigallen durchtönten Haine der Eumeniden mit seinen Reben, Lorbern und Oliven suchen, von denen Antigone in der Sophokleischen Tragödie redet, wandern wir mit dem Verfasser über die Brücken des „schlummerlosen, be-

fruchtenden" Kephissos nach dem Pedion, der großen attischen Ebene, welche die Heilige Straße nach Eleusis durchzieht und über die der hohe Gipfel des Parnes, das mächtige Felsenhaupt des Harma, die leuchtende Marmorpyramide des Pentelikon und der einförmige Rücken des jetzt wald- und honiglosen Hymettos emporragen. Noch immer zieht sich von dem phalerischen Ufer der bläulich schimmernde Oelwald, den der herrliche Chorgesang im Oedipus auf Kolonos preist:

Voll jungen Triebs, ureigner Kraft froh,
Blühet, der feindlichen Lanzen Schreck,
Blühet und grünet auf unsern Fluren,
Sprosset in laubigem Schmuck schimmernd der Oelbaum.*)

Seit Sulla zuerst die Axt an seine heiligen Stämme legen ließ, ist er immer von neuem verwüstet worden, aber immer von neuem aus dem Boden emporgesproßt. „Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur, unbekümmert, ob der Mensch, ein nie versöhntes Geschlecht, die reifende Frucht zertritt." **)

Gregorovius vergleicht die atheniſche Ebene mit der römischen Campagna:

Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Aether, der sie umfließt, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muß ein von Natur schön und anmuthsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäß wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen umrahmen, ganz so dem großen Wesen Roms entsprechend umschließt die feierliche Campagna dort die Majestät der Ewigen Stadt, die zweimal die Gebieterin der Welt gewesen ist. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens läßt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauch des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.

Von classischen Bauwerken findet sich hier kaum eine Spur; ebenso vergeblich sucht man nach Ruinen aus der fränkischen Feudalzeit oder der langen Türkenherrschaft. „Die Türken haben nichts zerstört, nichts restaurirt, nichts geschaffen." Selbst die vollständige Zertrümmerung der Akropolis ist nicht ihr Werk, sondern das der Venetianer und Lord Elgin's.

Durch die wilde Bergeinsamkeit des Parnes geht es weiter über das Albanesendorf Chasie auf labyrinthischen Pfaden zwischen cyklopischen Felsblöcken zu der alten, durch die Heldenthat des Thrasybulos zuerst berühmt gewordene Feste Phylä an der böotischen Grenze, die den Irregeführten jedoch nur über eine unüberschreitbare Kluft hinweg zu schauen vergönnt ist, und weiter über Menidi, das alte Acharnä, wo die Reisenden ein vorhistorisches Kuppelgrab besuchen gleich denen von Argolis, aber ohne die reichen Schätze, welche die Schliemann'schen Ausgrabungen zu Tage gefördert haben, um endlich über die zu Grunde gegangene bairische Colonie Herakli unweit Pyrgos nach Athen zurückzukehren:

Die Sonne neigte sich unterdessen zum Stierabspannen, wie der alte Homer zu sagen pflegt. Der Abend hüllte Land und See in farbige Schleier, als wir Patisia erreichten, den schönsten Vorort Athens. Hoch vor uns glühte die Akropolis in purpurner Götterdämmerung, einsam über diesen Gefilden schwebend, wo einst das Höchste der menschlichen Ideenwelt zur Gestalt gekommen ist, und wo dann, nachdem alle diese Herrlichkeit vergangen war, nichts geschichtlich Großes mehr entstehen durfte.

Haben wir im Interesse der Mehrzahl unserer Leser bei diesem Abschnitt unsers Buchs etwas länger verweilt, so dürfen wir über die folgenden um so rascher hinweggehen.

Das Kapitel über die seltenen „Münzen Alberich's", des bekannten Sohnes der berüchtigten Marozia, der im Jahre 954 als Princeps et Senator omnium Romanorum starb, bildet gleichsam eine Scholie zu des Verfassers „Geschichte Roms im Mittelalter".

Von allgemeinerm Interesse ist „Gumppenberg's Bericht über den Sacco di Roma", die Erstürmung und Plünderung Roms durch die Landsknechte Karl's von Bourbon im Jahre 1527. Es ist ein Bruchstück der Autobiographie eines bairischen Edelmanns und Glücksjägers, der eine große Rolle in den Ereignissen dieser Zeit gespielt zu haben behauptet. Als Bericht eines Augenzeugen ist seine Schilderung von Werth, wenn sie auch freilich „als literarischer Versuch seiner Zeit nur darthut, wie wenig ausreichend das Talent des Mannes, wie groß seine Flüchtigkeit und sein Ungeschick gewesen ist, den bewundernswerthesten Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen andern mitzutheilen". Nach einer längern Einleitung, in welcher Gregorovius zu dem Schluß kommt, daß durch diese grausamste Katastrophe, die Rom seit den Zeiten der Gothen und Vandalen — er hätte hinzufügen dürfen, der Normannen Robert Guiscard's — erlitten habe, das Papstthum seine leitende Stellung in Italien verlor und die römische Kirche selbst vielleicht zu Grunde gegangen wäre, wenn Karl V. in seinem Kriege gegen Clemens VII. sich an die Spitze der Protestanten gestellt hätte, gibt er den Text des Schriftstücks, nur unter Weglassung des ganz Unwichtigen und der zahlreichen ermüdenden Wiederholungen, aber mit sammt der schrecklichen Orthographie, zumal der italienischen wie der deutschen Eigennamen, wörtlich wieder. Von besonderm Interesse ist der bündige Nachweis, wie es möglich war, daß Karl von Bourbon, der freilich bei dem Sturm selbst sein Leben ließ, die Stadt ohne nennenswerthen Widerstand erobern konnte. Die Schilderung der Plünderung Roms und der dabei verübten Gewaltthaten bietet ein schauerliches Bild der Roheit und Grausamkeit damaliger Kriegführung. „Hät mir Papst Clemens allein gevolgt, so war es zu

*) Uebersetzung von Leo Türkheim (Cotta'sche „Bibliothek der Weltliteratur").
**) Humboldt, „Ansichten der Natur", I, 286.

dem Jammer u. nott gar nicht kommen“, fügt der Berichterstatter mit ruhmrediger Selbstgefälligkeit hinzu. Besonders lebendig ist die Schilderung der Scenen und Verhandlungen zwischen den sechs päpstlichen Geißeln, den wüthenden Landsknechten, die unaufhörlich nach dem immer wieder versprochenen und nie gezahlten Gelde schreien, und den vermittelnden Hauptleuten, die selbst in Gefahr kommen, von der wilden, hungerigen Rotte erschlagen zu werden, bis es den unglücklichen Gefangenen endlich gelingt, durch den Kamin ihres Kerkers zu entweichen.

Die „Römischen Bürgerbriefe seit dem Mittelalter“, die Ueberarbeitung einer ursprünglich italienisch geschriebenen Abhandlung des Verfassers in den Berichten der römischen Accademia dei Lincei, enthalten das Ergebniß seiner Forschungen in dem Stadtarchiv des Capitols, das leider heutzutage nur klägliche Ueberreste seines ehemaligen Reichthums darbietet, ohne daß man weiß, wann und wie die zahlreichen Documente, die es einst enthielt, zu Grunde gegangen sind. Der Verfasser gibt zunächst eine dem lückenhaften Material entsprechend fragmentarische Geschichte der Entstehung des römischen städtischen Bürgerrechts im Gegensatz zu dem alten Begriff des civis romanus. Das Diplom Petrarea's, der älteste und einzige aus dem 14. Jahrhundert erhaltene Bürgerbrief, bezeugt, daß, wie er selbst, so auch Cola di Rienzo, der ihm dasselbe ertheilte und der ja auch allen italienischen Städten das römische Bürgerrecht verlieh, noch an dem antiken Begriff festhielt oder vielmehr denselben zu erneuern versuchte. Das nächstälteste derartige Document ist seltsamerweise der Bürgerbrief eines jüdischen Arztes aus dem Jahre 1405, von Papst Innocenz VII. selbst bestätigt, „in Erwägung, wie nothwendig und heilsam dein Leben als Hersteller der Gesundheit der Römer und anderer sein kann“. Von den zahlreichen aus dem 16. Jahrhundert verzeichneten Bürgerbriefen erwähnen wir die Sadolet's, Filippo Strozzi's, Paul Giovio's, Michel Angelo's, Tizian's, des Cardinals Carlo Borromeo, Montaigne's und die von vier als Gesandte nach Rom geschickten Japanesen. Bemerkenswerth ist, daß noch bis zum Jahre 1871, also bis Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien wurde, die Bürgerbriefe in lateinischer Sprache abgefaßt wurden.

Otto Speyer.

Unterhaltungsliteratur.

1. Novellen von W. Hildebrandt. Berlin, Rosenbaum. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Die vorliegenden Novellen haben nach den herrschenden ästhetischen Anschauungen bei ihrer Taufe mit Unrecht diesen Namen empfangen. Es sind im Grunde nur abenteuerliche Lebens- und Sittenbilder ohne höhere künstlerische Bedeutung, jedoch von entsprechender Frische und Lebendigkeit der Darstellung.

Die erste Erzählung: „Der Kriegsminister des Königs Theodor“, schildert uns in ergötzlicher Weise die mannichfachen Verlegenheiten, welche einem jungen Reisenden aus einem lügenhaften Bericht über seine Erlebnisse in Abyssinien erwachsen.

„Eine Testamentscommission“ enthält die überraschende Beichte eines reuigen Verbrechers aus dem höhern Beamtenstande, der sich auf seinem Todtenbette dem Vertreter des Gerichts gegenüber als Thäter einer bisher unaufgeklärten, geheimnißvollen Mordthat bekennt.

„Der große Bummler“ versetzt uns in die ausgedehnten Urwälder Brasiliens, deren großartige Wildheit in farbenprächtigen Bildern an uns vorübergeht. Die Flucht eines deutschen Deserteurs der brasilianischen Franctireurs bildet die eigentliche Handlung. Die zufällige Begegnung dieses Deserteurs mit einem Fahnenflüchtigen des feindlichen Streifcorps, die Verständigung mittels echten Küchenlateins, das gegenseitige Mistrauen, die fortwährenden Vorsichtsmaßregeln bei der gemeinsamen Fortsetzung der mühseligen Wanderung, das Zusammentreffen mit dem „großen Bummler“, die überraschende Erkennungsscene, bei der sich diese drei Männer als Landsleute und alte Bekannte entpuppen, sowie die weitern Schicksale dieses seltsamen Kleeblattes, zu dem sich noch ein indianischer Kronprinz gesellt, welchem von dem „großen Bummler“ nach eigenthümlichen Grundsätzen die höhere Cultur beigebracht wird, bieten eine reiche Mosaik köstlicher, humoristisch gefärbter Genrebilder und drastischer Situationen.

„Mein Doppelgänger“ illustrirt die mannichfachen polizeilichen Maßregeln zur Feststellung der Thäterschaft eines vermeintlichen Diebstahls, welche von dem Vertreter der zuständigen Behörde, einem jungen Assessor, mit großer Umsicht und unermüdlichem Eifer angeordnet werden und schließlich auch zur Aufklärung des wahren Sachverhalts führen. Doch der Assessor weiß sich über das negative Resultat seiner angestrengten Bemühungen bald zu trösten, da er in der jungen, angeblich bestohlenen Dame das Ideal seines Herzens findet und die Liebe derselben ihn für sein criminalistisches Fiasko reichlich entschädigt.

„Der Scatonkel“ verirrt sich nach dem fernen Westen und entrollt das lebenswarme, mit markigen Zügen gezeichnete Charakterbild eines deutschen Ansiedlers, der die schwärmerische Verehrung für das Scatspiel in der Wildniß treu bewahrt hat.

Wenn wir nun auch, wie schon erwähnt, diesen einfachen Erzählungen in Ermangelung eines tiefern geistigen Gehalts bei aller Vortrefflichkeit der Detailschilderung einen künstlerischen Werth nicht zuzuerkennen vermögen, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß das gewandte, gefällige Erzählertalent des Verfassers, der gesunde frische

Humor, der besonders in dem „großen Bummler" glänzt, über die angedeuteten Mängel des Werks hinwegzutäuschen und jedem unbefangenen Leser einige genußreiche Stunden zu bereiten im Stande sind.

2. Gloria victis! Roman in vier Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 8 M.

Die unter diesem Pseudonym schreibende Oesterreicherin wählt ihre Stoffe mit besonderer Vorliebe aus dem modernen Leben der höhern Gesellschaft, deren Typen sie mit überraschender Lebenswahrheit vorzuführen vermag. Auch „Gloria victis" bewegt sich fast ausschließlich in den exclusiven Kreisen der Aristokratie und schildert uns in gewandter, geistreicher Darstellung die wechselvollen Lebensschicksale des Grafen Oswald Lodrin, der uns als echter Cavalier entgegentritt und durch seine vortrefflichen Charaktereigenschaften, durch seine großmüthige, selbstlose Handlungsweise von Anfang an unsere Sympathien für sich gewinnt. Wir sehen mit großer Genugthuung, wie er sich seines tiefgebeugten Freundes, den die Misheirath mit einer Schauspielerin ins Unglück gestürzt hat, nach besten Kräften annimmt; wir verfolgen mit wachsender Theilnahme die einzelnen, in anmuthigen Genrebildern ausgeprägten Entwickelungsphasen seiner aufrichtigen, reinen Liebe zu der Tochter des Grafen Truyn, in der wir die an körperlichen und geistigen Vorzügen ebenbürtige Braut unsers Helden erblicken. Doch bald bemerken wir mit einem gewissen Misbehagen, daß der heitere Himmel seines Glücks sich zu verfinstern beginnt. Ein düsteres Geheimniß, das sich durch theils absichtliche, theils unwillkürliche Andeutungen der auftretenden Personen mehr und mehr enthüllt, wirft seine Schatten auf den Lebensweg des Helden und raubt ihm den Frieden seines Herzens. Bange Ahnungen bestürmen seine Seele; er fühlt instinctmäßig, daß ihm ein schweres Unheil droht. Doch noch kennt er es nicht in seinem vollen Umfang. Erst als er die Folterqualen furchtbarer Ungewißheit lange mit wachsender Ungeduld ertragen hat, verräth ihm der Conte Capriani, ein gewissenloser Speculant, dessen verderbliche Machinationen von Anfang an das Lebensglück des Helden gefährden, bei einer stürmischen Auseinandersetzung in der Ekstase der höchsten Erbitterung das bisher sorgsam gehütete Geheimniß seiner Illegitimität. Der Graf, dessen reges Ehrgefühl diese schmachvolle Enthüllung nicht zu verschmerzen vermag, fällt im Duell mit dem Conte Capriani, seinem eigenen Vater. In diese Haupthandlung ist eine Fülle von ernsten und heitern Episoden eingeflochten, welche die Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß der Verfasserin im glänzendsten Lichte zeigen.

Doch so vortrefflich auch die psychologische Entwickelung der Vorgänge, so fließend und elegant auch der Stil, so lebenswahr und anschaulich auch die Sittenbilder und Charakterköpfe, besonders die Gestalten des Helden, seines Bruders, der klatschsüchtigen Baronin Melkweyser und des Conte Capriani sind, so kann uns doch die vorliegende Erzählung keine volle Befriedigung gewähren. Wir möchten sie eine novellistische Schicksalstragödie nennen, da der Held dem hereinbrechenden Verhängniß eines unabwendbaren Schicksals widerstandslos zum Opfer fällt und nicht durch seine Thaten, nicht durch seinen Lebenswandel die tragische Katastrophe heraufbeschwört oder auch nur rechtfertigt, sondern durch die Schuld, den verbrecherischen Leichtsinn seiner Mutter um den wohlverdienten Genuß seines Lebensglücks gebracht wird.

Jedenfalls würde die talentvolle und geistreiche Verfasserin wohl daran thun, die allzu grelle Färbung ihrer Stoffe, zu herbe Conflicte und crasse Nachtbilder, welche mehr die Nerven reizen als ästhetischen Werth haben, möglichst zu vermeiden, und überhaupt nicht durch unglückliche Wahl ihrer Motive die anerkannten Vorzüge ihrer Begabung zu verdunkeln.

3. Schwer gebüßt. Wider Liebe und Pflicht. Zwei Novellen von Hans Ottenson. Düsseldorf, A. Bagel. 1886. 8. 2 M.

„Schwer gebüßt" schildert mit ermüdender Weitschweifigkeit die Lebensschicksale einer jungen Frau, welche in glücklicher Ehe lebt, aber durch die Reminiscenz an die Verirrungen ihres Brautstandes, wo sie sich einem andern preisgegeben hat, zu einer psychologischen Tortur verdammt wird, deren schmerzliche Qualen sich allmählich bis zur Unerträglichkeit steigern und die Gesundheit der stillen Dulderin mehr und mehr untergraben. Als das Schicksal sie nun gar mit dem Mitschuldigen ihres Vergehens wieder in nähere Berührung bringt und die folternden Gewissensbisse mit erneuter Kraft ihre Seele zernagen, erlöschen ihre schwachen Lebensgeister, und ein früher Tod, den selbst die aufopfernde, liebevolle Pflege des ahnungslosen Gatten nicht abzuwenden im Stande ist, erlöst sie von allen Erdenleiden. Der unglückliche Ehemann, dem seine Frau bei Lebzeiten das Geheimniß ihres jugendlichen Fehltritts nicht anzuvertrauen wagte, erfährt es aus ihren hinterlassenen Papieren und vergibt der heißgeliebten Sünderin und dem reuigen Verführer.

In der zweiten Erzählung: „Wider Liebe und Pflicht", dient eine ähnliche Voraussetzung zur Grundlage der traurigen Schlußkatastrophe. Ein junges Mädchen aus vornehmer Familie, Magdalena mit Namen, hat sich in der Verlobungszeit ihrem Bräutigam hingegeben und sieht sich daher nach dessen unerwartet schnellem Tode kurz vor der Hochzeit genöthigt, im fernen Italien ein verschwiegenes Asyl aufzusuchen. Dort gibt sie einem Kinde das Leben, und da Mutterliebe ihr fremd ist, sucht sie in Gemeinschaft mit ihrer gleichgesinnten stolzen Mutter sich den neuen Erdenbürger auf anständige Weise vom Halse zu schaffen. Zufällig treffen sie mit einem Archäologen zusammen, der sich auch im Einverständniß mit seiner Frau bereit erklärt, den Knaben an Kindesstatt anzunehmen. In spätern Jahren will es nun ein unseliges Verhängniß, daß der Pflegesohn des Archäologen die Tochter Magda-

lenens, welche die Zwischenzeit dazu benutzt hatte, sich mit einem höhern Beamten zu verheirathen, kennen und lieben lernt. Da diese Liebe eine gegenseitige ist und auch die Aeltern des Mädchens gegen den künftigen Schwiegersohn nichts einzuwenden haben, scheint alles einen günstigen Verlauf nehmen zu wollen. Da plötzlich, kurz vor dem entscheidenden Schritt wird der glückliche Bräutigam an das Sterbebett seines Vaters berufen. Aus dessen hinterlassenen Schriften erfährt er nun das Geheimniß seiner Abstammung; rasch entschlossen entsagt er seiner strafbaren Liebe und sucht in fernen Zonen Trost für das verlorene Glück. Seine Braut, die aus den Papieren, welche er ihrer Mutter zur Rechtfertigung seiner Absage eingesandt hat, die ganze Vorgeschichte ersieht, ertränkt sich im Weiher und die unglückliche Magdalena fristet, gebrochen an Seele und Leib, ein freudenloses Dasein.

Beide Erzählungen haben einen düstern Hintergrund, der nur selten durch einige schnell vorüberfliehende Lichtblicke erhellt wird. Auch wiegt das pathologische Element in störender Weise vor, die Krankheit in verschiedener Gestalt spielt eine zu große Rolle. Ebenso wenig können wir uns mit den, beiden Erzählungen eigenthümlichen Enthüllungen durch nachgelassene Papiere befreunden, da sie wie ein Epilog hinterherschleppen und nicht allmählich im Laufe der Handlung als wichtige Motive in den Gang der Ereignisse eingreifen.

Diese wesentlichen Mängel der Darstellung sind um so bedauerlicher, als der fließende Stil, die entsprechende Ausführung einzelner Genrebilder und Episoden ein novellistisches Talent verrathen, das nur durch die gewählten Stoffe, die übrigens auch nicht durch den Reiz der Neuheit bestechen, an durchgreifender Geltung verhindert wird.

4. Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1886. 8. 8 M.

Der vorliegende stattliche Band enthält eine Sammlung von fünf Novellen des bekannten holsteinischen Novellisten, von denen die vier ersten: „Eckenhof", „Zur Chronik von Grieshuus", „Renate", „Aquis submersus", bereits früher veröffentlicht und in d. Bl. (Nr. 52 f. 1882, Nr. 23 f. 1885) eingehend besprochen worden sind. Neu ist die fünfte: „Ein Fest auf Haderslevhuus". Wie bei den andern hat auch bei dieser Erzählung, welche im 14. Jahrhundert in Nordschleswig spielt, der Verfasser in dem Staub alter Chroniken herumgewühlt und auf dem romantischen Hintergrund des Mittelalters ein mit den dunkelsten Farben ausgeführtes Gemälde jener traurigen Culturepoche Schleswigs aufgetragen. Er scheint sogar besondere Mühe darauf verwendet zu haben, die an sich wenig sympathische Handlung durch sensationelle, grausige Zuthaten für unsern modernen Geschmack noch ungenießbarer zu machen. Uebrigens trägt die eigentliche Haupthandlung keineswegs die Merkmale eines vergangenen Jahrhunderts; ihr liegt vielmehr ein Liebesconflict zu Grunde, der recht wohl mutatis mutandis in der Neuzeit spielen könnte, wobei wir gern auf die fragwürdige schauerliche Beleuchtung einer unserer Empfindungsweise entfremdeten Romantik verzichten würden. Denn ein Ehemann, welcher, wie der Held dieser Novelle, ein unternehmungslustiger Ritter, seiner Gattin überdrüssig ist und auf Liebesabenteuer ausgeht, dürfte auch jetzt, selbst nach der Anschauung eines fanatischen Optimisten, noch nicht in ein Raritätencabinet gehören. Noch dazu weiß der Autor uns die amazonenhafte, von unbändiger, maßloser Leidenschaft entflammte Rittersfrau in so abschreckender Weise darzustellen, daß wir die Sehnsucht des mit der Bildung der damaligen Zeit übertünchten Ritters nach wahrer warmer Empfindung und echter Weiblichkeit recht gut begreifen. Uebrigens begünstigt das Glück unsern schwärmerischen Seladon in auffallender Weise. Auf seinen Irrfahrten nach dem Ideal seiner Wünsche gelangt er auch zu der dem Dänenkönig Waldemar Atterdag verpfändeten Burg Haderslevhuus und ein glücklicher Zufall führt ihn mit Dagmar, der Tochter des Schloßhauptmanns Ravenstrupp, zusammen, deren Schönheit und liebliches Wesen in dem Helden die sträflichen Flammen einer unerlaubten Liebe entzünden. Dies junge Mädchen erwiedert in ahnungsloser Unschuld aufrichtig die Liebe des unbekannten Ritters und heimliche Zusammenkünfte zu nächtiger Stunde im verschwiegenen Dunkel des kleinen Schloßgartens vereinigen das glückliche Paar zu zärtlichen Liebeständeleien. Doch das Unglück schreitet schnell. Die eifersüchtige, über ihre Vernachlässigung empörte Gattin des Ritters schickt ihr Factotum auf Kundschaft und dieser geschickte Späher vermittelt bald die Schleichwege seines Herrn, belauscht sein Stelldichein und bringt seiner Gebieterin zuverlässige Nachrichten über den außerehelichen Minnedienst des treulosen Ritters. Die tiefgekränkte Frau hält es für das beste, dem Schloßhauptmann einen unzweideutigen Wink zu ertheilen. Ravenstrupp schneidet hierauf zunächst den Liebenden jedes Mittel weiterer Verständigung ab, quält die Tochter mit inquisitorischen Fragen und ruht nicht eher, bis sie ihm den ganzen Sachverhalt wahrheitsgetreu mittheilt. Da braust er in wilden Zorn auf und sinnt auf Rache gegen den Liebhaber seiner Tochter. Das arme Kind vermag den bittern Gram über ihr zerstörtes Liebesglück nicht zu ertragen; sie stirbt am gebrochenen Herzen, bittet aber vor ihrem Tode ihren Vater noch auf dem Sterbebette, dem Geliebten nochmals ihren Anblick zu vergönnen und ihn dann in Frieden ziehen zu lassen. Der unglückliche Vater gibt Dagmar dies Versprechen und ladet den Ritter nach dem Tode seiner Tochter in etwas origineller Weise zu einer nächtlichen Hochzeit ein. Dieser leistet der Einladung Folge. Erstaunt und bestürzt über den seltsamen Empfang, der ihm auf der Burg zutheil wird, und über die überall herrschende Todtenstille tritt er mit dem Schloßhauptmann in eine große Halle, zu deren beiden Seiten er Männer und Frauen in schwarzen Gewändern erblickt. Plötzlich ertönen dumpfe Grabgesänge, ein Zug von Jungfrauen be-

tritt die weiten Hallen mit einer Todtenlade, welche sie auf eine zu diesem Zwecke errichtete Sammtbühne niedersetzen. Kaum erblickt der Ritter auf der Bahre den Leichnam seiner Geliebten, als er mit einem furchtbaren Schrei auf sie losstürzt, nach kurzem Zaudern ihren leblosen Körper emporhebt und vor den Wuthausbrüchen der gegen ihn erbitterten Anwesenden mit seiner theuern Last sich aus der Halle flüchtet. Es gelingt ihm glücklich die Höhe des Schloßthurms zu erklimmen, und ehe der nacheilende Schloßhauptmann ihn zurückzuhalten vermag, stürzt er sich mit seiner Geliebten in die grauenvolle Tiefe.

Diese Erzählung läßt zu sehr die einheitliche Durchführung eines fesselnden Grundgedanken, die psychologische Vertiefung der Charaktere und den Reichthum origineller Erfindung vermissen. Die unruhige, unstete Handlung, die sich in poetischen und sensationellen Genre- und Sittenbildern verzettelt, trägt zu auffallend das Gepräge ihres chronikenhaften Ursprungs und vermag keine warme Theilnahme einzuflößen. Wir möchten doch dem Verfasser rathen, in seiner bekannten Vorliebe für das Schauerliche und Gespensterhafte nicht die in dieser Erzählung hart gestreiften Grenzen der ästhetischen Schönheit zu überschreiten und nicht dem wohlfeilen Ruhm stoffartiger Wirkung die künstlerische Bedeutung seiner Schöpfungen zum Opfer zu bringen, für welche sonst die anerkannte novellistische Meisterschaft des Verfassers, die sich besonders in der Anschaulichkeit der Naturschilderungen, die lebendige Darstellung und die graziöse Eleganz des Stils die beste Bürgschaft leisten.

5. Görbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M.

Dieser Titel muß allerdings auf viele Leser, welche der ziemlich allgemein verbreiteten irrigen Anschauung über Görbersdorf huldigen und in dieser vortrefflichen Lungenheilanstalt die letzte Zwischenstation auf der Reise ins Jenseits zu erblicken gewohnt sind, einen abschreckenden Eindruck hervorbringen. Zur Beruhigung solcher nervösen Gemüther müssen wir vorausschicken, daß thatsächlich diese Anstalt durchaus nicht blos ein unfreiwilliges Stelldichein für Todescandidaten ist, sondern daß dort Hunderte die Cur gebrauchen, welche nach Ablauf einer gewissen Zeit vollkommene Genesung erlangen und daß gerade aus diesen Kreisen der Verfasser die Helden seiner Novellen gewählt hat. Er verwahrt sich dabei in einem Vorwort ausdrücklich gegen die naheliegende Vermuthung, daß sein Werk die krankhafte Misgeburt eines verwerflichen Naturalismus sei und widerwärtige pathalogische Gemälde entwerfe. Und ein Blick in das Buch belehrt uns darüber, daß seine Novellen sich von den Verirrungen der naturalistischen Richtung vollkommen freihalten und ein angemessenes künstlerisches Niveau durchweg bewahren.

Die erste und umfangreichste derselben, „Die Sühne", führt uns in lebensvollen Bildern das Schicksal eines jungen, lungenkranken Mädchens vor Augen, welche erst in Kairo in Aegypten die Cur gebraucht hatte, von dort aber vor ihrer völligen Genesung auf den Wunsch ihrer Mutter plötzlich abreisen mußte und schließlich kränker als je nach Görbersdorf gebracht wird. Ihre pietistische Mutter, welche die schlimme Wendung ihrer Krankheit hauptsächlich verschuldet hat und überhaupt mit ihrer krankhaften Frömmigkeit das leibliche und geistliche Wohl ihrer Tochter in bedenklicher Weise gefährdet, ist in ihrer thörichten Verblendung soweit gegangen, das arme Mädchen zur Sühne der Schuld ihres Sohnes, der dem geistlichen Stand ohne ihre Zustimmung Valet gesagt und sich zu ihrem maßlosen Entsetzen bereits durch die Verfertigung von Kanonen einen Namen gemacht hat, nach völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit dem Kloster zu weihen. Obgleich dieser grausame mütterliche Entschluß die Liebesträume der Tochter zerstört, wagt dieselbe doch keinen energischen Widerspruch, sondern fügt sich gehorsam, wenn auch mit blutendem Herzen den tyrannischen Anordnungen ihrer Mutter. Ihr Bruder, der nach dem ersten misglückten Versuch einer Verständigung mit der Mutter seinen Berufspflichten im fernen Afrika nachgeht und erst durch die Mittheilungen des trostlosen Liebhabers seiner Schwester, mit dem er auf seinen Wanderungen zufällig zusammentrifft, von der ganzen Sachlage unterrichtet wird, eilt so schnell als möglich zu ihrer Unterstützung herbei, vermag aber trotz seiner energischen Opposition den hartnäckigen Eigensinn der über seine Einmischung erbitterten Mutter nicht zu brechen. Erst als der Chefarzt der Anstalt, Dr. Brehmer, ihr eindringlich ins Gewissen redet und sich vom sanitären Standpunkt aus entschieden gegen das Klosterleben ausspricht, schenkt sie der Stimme der Vernunft Gehör und faßt den heroischen Entschluß, ihre Tochter aus dem kirchlichen Banne zu entlassen, dafür aber selbst als Opferlamm mit ihren weltlichen Gütern in den Schos der heiligen Kirche zu sinken, welche sie denn auch sammt ihrer theuern Last mit offenen Armen aufnimmt. Ihre Tochter verlobt sich hierauf mit dem Auserwählten ihres Herzens, der sich inzwischen gleichfalls in Görbersdorf eingefunden hat, und harrt mit gläubiger, hoffnungsvoller Seele auf das verheißene Glück ihres Lebens und ihrer Liebe.

Die beiden nächsten Novellen sind nur kurze Skizzen aus dem görbersdorfer Gesellschaftsleben. Die erste: „Die Schachmutter", erzählt in heiterm Tone einen Schachwettkampf und seine Folgen, die zweite: „Das krause Paar", ist eine wehmüthig beleuchtete Liebesidylle mit traurigem Abschluß.

Darauf folgt „Der Protokollant", eine Charakterstudie von polemischer Tendenz, welche für alle Lungenkranke eine ernste Mahnung enthält und die ungenügende Diagnose vieler Aerzte gebührend brandmarkt.

Den Schluß bildet die Novelle „Iftikar", die uns in etwas langathmiger Ausführung die eigenthümlichen Entwickelungsphasen eines Liebesverhältnisses darstellt, das in der Ehe einen befriedigenden Abschluß gefunden hat.

Alle diese Erzählungen, für welche wir allerdings nur

theilweise die Bezeichnung „Novelle“ gelten lassen können, verrathen eine genaue gründliche Kenntniß der görbersdorfer Verhältnisse, der Vorschriften, Sitten und Gebräuche des Anstaltslebens, und rechtfertigen die Vermuthung, daß der Verfasser sich nicht etwa am Schreibpult geeignete Begebenheiten und Charakterköpfe mühsam ausgeklügelt, sondern vielmehr in der Hauptsache Persönlichkeiten und Vorgänge aus dem reichen Schatz eigener Erfahrung und Anschauung phantasievoll gestaltet und künstlerisch idealisirt hat.

Das vorliegende Werk wird vorzugsweise daher allen denen willkommen sein, welche in anziehender Form einen tiefern Einblick in das eigenartige görbersdorfer Gesellschaftsleben gewinnen wollen. Doch auch allen übrigen Lesern wird das Buch volle Befriedigung gewähren, und die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, der fließende, correcte Stil, die Lebenswahrheit der Charakteristik und die humoristische Färbung einzelner Situationen sichern ihm einen ehrenvollen Rang unter den Erzeugnissen der belletristischen Unterhaltungsliteratur.

6. „Sie schreibt“ und andere Novellen von Max von Weißenthurn. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 4 M.

Der durch seine Uebertragungen von Werken der ausländischen Literatur bekannte Verfasser hat im vorliegenden Buche seine eigene schöpferische Kraft erprobt und eine Reihe frei erfundener Novellen veröffentlicht.

Die erste dieser Novellen: „Erlöst“, zeigt uns an einem drastischen Beispiel, daß Misehen, bei denen die Ungleichartigkeit der Persönlichkeiten, Verhältnisse und Anschauungen zu schroff hervortritt, in der Regel einen schlimmen Ausgang nehmen. Auch hier wird ein junger Aristokrat, der heimlich wider den ausgesprochenen Willen seiner Mutter eine Ehe unter seinem Stande eingegangen ist, durch unglückselige Verkettung der Umstände zum Mörder seiner Gattin und stirbt im Gefängniß durch Gift.

In „Viola“ steht ein verwaistes Mädchen dieses Namens, welches von einem mitleidigen Arzt an Kindesstatt angenommen und von seiner Schwester erzogen wird, im Mittelpunkt der Handlung. Das zarte Liebesverhältniß, welches sich in spätern Jahren zwischen der Waise und ihrem Pflegevater entwickelt, wird durch die Dazwischenkunft eines jungen Marineoffiziers in grausamer Weise zerstört. Viola's Herz wendet sich diesem Jünger des Mars in aufrichtiger Neigung zu und würde sicher von ihm ins Unglück gestürzt worden sein, wenn sie nicht rechtzeitig bei einer Seefahrt im Augenblick der höchsten Lebensgefahr die ganze Erbärmlichkeit ihres charakterlosen und egoistischen Liebhabers erkannt und ihn nach ihrer glücklichen Rettung auf immer verabschiedet hätte. Kaum erfährt ihr Pflegevater diese unerwartete Wendung der Dinge, als er aus dem Dunkel seiner entsagungsvollen Existenz wieder hervortritt und nach kurzer, erfolgreicher Bewerbung durch die Hand Viola's beglückt wird.

Die Novelle „Sie schreibt“ verherrlicht die Allgewalt der wahren Liebe, welche selbst die Grundsätze eines charaktervollen Mannes erschüttert und über seine große Abneigung, seine tief gewurzelten Vorurtheile gegen die sogenannten Blaustrümpfe einen vollständigen Sieg davonträgt.

„Nach zwei Jahren“ hat einen leichten criminalistischen Anflug. Ein schottischer Kapitän ist mit einer jungen Deutschen durch eine Ceremonie, welche sie den Umständen nach für Scherz halten muß, die aber nach schottischen Gebräuchen eine rechtsgültige Ehe zur Folge hatte, getraut worden. Diese Ehe erreicht im Hause der Verwandten der „Gattin wider Willen“, die übrigens ihren Mann dort nur als ihren Verlobten vorgestellt hat, ein jähes Ende, indem der heißblütige Kapitän die abweisende Kälte seiner Frau auf die Dauer nicht zu ertragen vermag und sich aus Rache in ihrem Zimmer vergiftet. Doch seine böse Absicht, die Gattin in den Verdacht des Mordes zu bringen, wird durch die Umsicht eines ihrer glühendsten Verehrer geschickt vereitelt. Diesem jungen Seladon erscheint aber selbst der plötzliche Tod des Kapitäns in räthselhafter Beleuchtung. Ohne die gewünschte Aufklärung erhalten zu haben, muß er abreisen, und erst bei seiner Wiederkehr nach zwei Jahren erfährt er aus zuverlässiger Quelle den wahren Sachverhalt. Ein Brief, den der Kapitän kurz vor seinem Tode an seinen Vetter schrieb, beseitigt seine letzten Zweifel an dem Selbstmord. Er trägt nunmehr nicht die geringsten Bedenken, sich um die Hand der schuldlosen Witwe zu bewerben, welche sich auch mit Freuden bereit erklärt, ihm als seine künftige Gattin zum Altar zu folgen.

„Emancipirte unter sich“ enthält eine Apotheose des ehelichen Glücks gegenüber der Frauenemancipation, deren thörichte Ausschreitungen dabei mit satirischer Schärfe gegeiselt werden.

In der letzten Novelle: „Unter falscher Flagge“, trägt der Verfasser ein bescheidenes Scherflein zur Sensationsliteratur bei. Die empörende Treulosigkeit eines egoistischen Rechtsanwalts, der für eine vermeintliche reiche Erbin Liebe heuchelt, sie aber nach ihrer Enterbung unter nichtigen Vorwänden im Stiche läßt, bildet die traurige Veranlassung zu einer Fülle düsterer Genrebilder; denn die verlassene Geliebte brütet Rache und erschießt in der wahnsinnigen Ekstase ihrer Eifersucht den Rechtsanwalt am Vorabend seiner Hochzeit mit einer jungen schönen und reichen Dame. Doch damit noch nicht zufrieden, will sie auch die schuldlose Braut ihre Rache fühlen lassen. Sie weiß als Mann verkleidet durch die fesselnde Macht ihrer Persönlichkeit die Liebe des armen Mädchens zu gewinnen und es so zu bethören, daß es sich mit ihr vermählt. So glücklich am Ziel ihrer heißersehnten Wünsche martert sie nun die ahnungslose Gattin mit schonungsloser Tyrannei und würde sie unzweifelhaft ihrer Rache geopfert haben, wenn nicht vorher ein rascher Tod diesen weiblichen Dämon ereilt hätte. Die bedauernswürdige, von ihrem unnatürlichen Quälgeist erlöste Gattin, die erst jetzt erfährt, wem sie eigentlich ihre Hand gereicht hat, athmet erleichtert auf und findet nach Ablauf der Trauerzeit in der glücklichen

Ehe mit einem jungen Arzt, der sie schon lange im stillen anbetet und der ihr in der schweren Zeit ihres Märtyrerthums hülfreich zur Seite gestanden hat, die Ruhe und den Frieden ihres Herzens wieder.

Diese kurze Inhaltsangabe läßt wol schon zur Genüge erkennen, daß der Verfasser seine Erfindungsgabe nicht übermäßig angestrengt hat; denn die einzelnen Situationen und Motive können auf überraschende Neuheit keinen Anspruch machen und die Charakterköpfe erscheinen theilweise nur als Metamorphosen alter Typen. Die Behandlung ist oft zu weitschweifig und hält sich infolge der allzu großen Sucht nach Einfachheit von Trivialitäten nicht frei. Dagegen wollen wir rückhaltlos die spannende Darstellung der einzelnen Vorgänge, das unbestreitbare Erzählertalent, die Formgewandtheit des Verfassers anerkennen: Vorzüge, welche für seine novellistische Begabung sprechen und bei Vermeidung der gerügten Mängel werthvollere Schöpfungen verheißen. Ernst von Witten.

Römische Dichter.

(Beschluß aus Nr. 38.)

1. Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römischen Poesie. Von Lucian Müller. Petersburg, Ricker. Gr. 8. 8 M.
2. Ein ästhetischer Commentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays von Walther Gebhardi. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 4 M.
3. Des Quintus Horatius Flaccus Oden. In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt und nach dem Inhalt geordnet von Karl Bruch. Minden, Bruns. 8. 3 M.
4. Dreizehn Satiren des Horaz, im Versmaß des Originals übersetzt von Edmund Vogt, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Friedrich van Hoffs. Nebst einem Anhang: 26 Oden des Horaz verdeutscht vom Herausgeber. Essen, Bädecker. 12. 2 M. 40 Pf.
5. Catull's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig, Leuckart. 8. 2 M. 40 Pf.

Im Versmaß des Originals hat der am 1. Februar 1885 in Koblenz verstorbene Provinzialschulrath Edmund Vogt „Dreizehn Satiren des Horaz“ (Nr. 4) übersetzt, deren Gesammtzahl eigentlich achtzehn beträgt; und auch von den dreizehn Satiren, welche das uns vorliegende Bändchen enthält, ist eine, die sechste des zweiten Buchs, nur zur Hälfte von Vogt selber verdeutscht, während die Uebersetzung des Restes pietätvoll der Herausgeber Friedrich van Hoffs übernommen hat, der auch an drei der andern Satiren noch die nöthige Feile anzulegen hatte, nämlich an die vierte, fünfte und zehnte des ersten Buchs. Diese vier Satiren kommen daher füglich in Wegfall, wenn es sich um eine Würdigung des hier Gebotenen handelt, da man schlechterdings nicht den einen Uebersetzer für den andern verantwortlich machen kann. Es bleibt indeß noch genug übrig, was nach F. van Hoffs' Aussage lediglich die Arbeit Edmund Vogt's ist. Wie nun F. van Hoffs gleichfalls im Vorwort hervorhebt, hat keiner den „weltmännischen Gesprächston“ so getroffen wie Vogt. „Bedeutsamer Ausdruck, fein und kraftvoll, vornehm ungezwungen bis zum bewußten Sichgehenlassen — das ist es, was Vogt erstrebt und aufs glücklichste erreicht. Gelegentlich kommt es ihm (auch) nicht darauf an, aus zwei lateinischen Versen drei deutsche zu machen. Ebenso ist es schicklich und recht und lobenswerth, den Sermonen-Hexameter nach weit laxern Grundsätzen zu behandeln als den heroischen, wie das Vogt im Gegensatz zu Geibel thut. In Einem Punkt (allein) ist Vogt streng, viel strenger als Geibel: in Wahrung des daktylischen Charakters.“ Das sind nach Hoffs' Meinung ungefähr die Hauptcharakteristika von Vogt's Uebersetzung. Schon aus Hoffs' Ausführungen geht hervor, wenn es sich nicht aus der Uebersetzung selber feststellen ließe, daß Edmund Vogt im Gegensatz zu vielen Fachgelehrten einer freiern Richtung der Uebersetzungskunst huldigt, einer Richtung, welche freilich ab und zu doch etwas stark von den gegebenen Vorlagen sich entfernt. Unsere Pflicht ist es, dies festzustellen, wobei wir indeß gleich bemerken wollen, daß die Uebersetzung trotz gewisser Ausstellungen, die wir nicht zu unterdücken vermögen, im großen und ganzen unsern Beifall findet. Diese Ausstellungen betreffen zunächst die Thatsache, daß es Vogt nicht darauf ankommt, aus zwei lateinischen Versen drei deutsche zu machen. Ja, aber sind denn Hexameter, zumal wenn der Autor ohnedies dieselben laxer behandelt und auch um die Wahl der Ausdrücke nicht sonderlich verlegen ist, wirklich so schwer zu übersetzen, und sollte Hoffs wirklich recht haben, wenn er meint, daß frühere Uebersetzer sich auch in Bezug auf die Verszahl an das Original gebunden. Das sei zwar bei strophisch gebauten Gedichten allerdings nothwendig, bei stichischen aber und namentlich bei Sermonen eine unnütze, ja nachtheilige Beschränkung. Wir sind gerade der gegentheiligen Ansicht und meinen, daß für den Meister der Uebersetzungskunst nichts zu schwer sein darf, und daß er, wenn er bei strophisch gebauten Gedichten die Verszahl des Originals beibehalten muß und doch (wie aus tausend Beispielen nachweisbar ist) seine Uebersetzung sich nahezu wörtlich mit dem Original deckt, dies bei Hexametern erst recht fertig bringen muß! Das wäre uns ein rechter Meister, der vor der Lösung solch einer Aufgabe zurückschreckt. Für uns gibt es nur die Wahl zwischen zwei Auswegen, ein antikes Gedicht zu verdeutschen. Entweder man verzichtet darauf, das Originalmetrum beizubehalten, oder wenn man letzteres vorzieht, so bringe man es auch fertig, daß der deutsche Hexameter ungefähr vollständig dem Inhalt des Originalhexameters entspricht.

An sich ja ist das Vorgehen Vogt's nicht so schlimm. Wenn er aber in der dritten Satire des ersten Buchs aus 142 Versen deren 157 macht, in der siebenten desselben Buchs aus 35 deren 38, in der zweiten Satire des zweiten Buchs gar aus 136 Versen 157 macht, so gibt er damit spätern Uebersetzungskünstlern ein Beispiel, das doch besser nicht nachgeahmt wird; denn mit nahezu demselben Recht, mit welchem Vogt aus 136 Versen deren 157 zurecht bringt, wird irgendeiner seiner Nachahmer aus Bequemlichkeitsrücksichten die Zahl dieser 136 Verse verdoppeln und verdreifachen. Und da dürfte denn vom Original am Ende nicht viel mehr übrig bleiben als das Originalversmaß, für dessen alleinige Beibehaltung wir uns dann auch bedanken würden. Daß ferner Vogt seinen Sermonen- (Satiren-) Hexameter weit laxer behandelt, als er dies jedenfalls mit dem heroischen Hexameter gethan hätte, finden wir begreiflich und machen dem heimgegangenen Uebersetzer darum nicht den geringsten Vorwurf; aber daß diese laxere Behandlungsweise des betreffenden Versmaßes durch Vogt geradezu etwas Lobenswerthes sein soll, wie Hoffs behauptet, das ist doch schwer einzusehen. Auch darin können wir Hoffs nicht recht geben, daß Vogt im Gegensatz zu Geibel so streng den daktylischen Charakter gewahrt haben soll; rechnen wir die prosodischen Freiheiten ab, deren sich Vogt bedienen muß, um überhaupt überall die erwünschten Daktylen herauszubekommen, und sehen, was an reinen Daktylen übrigbleibt, so ist das jedenfalls nicht ausreichend genug, um die mäßig angewandte Hinzuziehung von Trochäen, falls dieselben nur in keinem zu schreienden Misverhältniß zu den daneben vorkommenden Daktylen stehen, als tadelnswerth erscheinen zu lassen. Was Hoffs dagegen hinsichtlich der glücklichen Wahl der Ausdrucksweise durch seinen verewigten Freund sagt, das unterschreiben auch wir, nur daß unsers Erachtens Vogt's bewußtes Sichgehenlassen, falls das überhaupt, da Vogt ja die Herausgabe seiner Uebersetzung nicht erlebt hat, wirklich bewußt und gewollt war, doch hier und da einen, sagen wir etwas sehr burschikosen Anstrich hat, manchmal wieder befremdend klingt, oder beides zugleich, wie in der sonst gerade vorzüglich übersetzten neunten Satire („Der Schwätzer") des ersten Buchs, wo Ausdrücke wie: „Schnappt bei der Hand mich" (statt ergreift, packt mich lebhaft bei derselben), „Da er noch klebte" (Cum assectaretur, da er nicht von meiner Seite wich, oder wie Geibel übersetzt: „Drauf, als er Schritt stets hält") nicht zu den geschmackvollsten zählen, ebenso wenig wie uns die Uebersetzung des Wortes „auricula" durch „Oehrchen" behagen will, wo Vogt den Dichter von sich sagen läßt: „Kleinlaut senk' ich das Oehrchen, ein Eselein macht's im Verdruß so." Das „auricula" ist doch nur in Bezug auf „asellus" gewählt; ebenso wie letzteres aber nicht nur einen kleinen Esel bedeutet, sondern einen Esel insgemein, so bedeutet „auricula" einfach „Ohr". Es hat fast den Anschein, als hätte Vogt das doch unabsichtlich komisch wirkende Wort „Oehrchen" in dieser Satire, wie auch noch einmal gegen Schluß derselben hin: „Ich lieh ihm gefällig das Oehrlein", nur dem möglichst reinen Hexameter zu Liebe angebracht; denn als beabsichtigte Selbstironie das Wort etwa gelten zu lassen, das dürfte doch ein wenig zu weit gehen. Abgesehen von solchen Kleinigkeiten indeß darf sich gerade die Verdeutschung der neunten Satire des Horaz durch Vogt der ältern durch Geibel ganz ebenbürtig an die Seite stellen; ja sie ist derselben in manchen Einzelheiten sogar überlegen. Wir wählen als Probe wenigstens die ersten Verse der neunten Satire in Vogt's Uebersetzung:

> Schlenderte grad' auf dem heiligen Weg mit gewohntem Behagen,
> Ueber Lappalien sinnend, vertieft in kleine Gedanken.
> Läuft mir da jemand heran — kaum kenn' ich den Namen des Burschen —
> Schnappt bei der Hand mich und fragt: „Wie geht's, Scharmantester?" — „Danke,
> Kann nicht klagen und wünsche dir gleichfalls bestes Befinden."
> Da er noch klebt, so beuge ich vor: „Sonst noch eine Frage?" —
> „Nicht so kühl, mein Bester! Gehöre ja auch zu den schönen
> Geistern!" — „Allen Respect! Recht schön!" Gar jämmerlich sann ich,
> Ihm zu entrinnen und ging bald schnell, bald stand ich und weilte,
> Flüsterte was dem Bedienten ins Ohr; und es lief mir der Angstschweiß
> Bis zu den Fersen hinab. „O glückliche Tugend der Grobheit!"
> Sagt' ich bei mir. Der schwatzt unterdeß über alles und mehr noch,
> Lobte die Straßen, die Stadt. Da ich immer noch schwieg, so begann er:
> „Wärst gar gerne mich los; schon lange bemerk' ich es. Aber,
> Freundchen, es hilft dir nichts; ich halte dich fest und begleite
> Gern dich, wohin du auch gehst." — „Wozu denn willst du den Umweg
> Machen? Du kennst ja den Herrn nicht, den ich besuche. Am andern
> Ufer, da liegt er zu Bett, weitweg, bei dem Parke des Cäsar." —
> „Habe ja nichts zu versäumen, bin flink auf den Beinen, ich folge."

Und so geht es weiter; kleinlaut senkt der Dichter das Ohr und er gibt sich in sein Schicksal, bis ihn endlich ein glücklicher Zufall aus den Klauen des zudringlichen Schwätzers befreit.

Im Anhange bringt der selber bereits als Lyriker vortheilhaft bekannte Herausgeber F. van Hoffs auf etwa 35 Seiten noch 26 von ihm selbst auf Vogt's Veranlassung verdeutschte Oden des Horaz, welche Uebersetzungen er, wie er erklärt, übrigens bereits früher, nur in weniger ausgearbeiteter Form, an Stellen veröffentlicht, welche für gewöhnlich nur dem Fachgelehrten zugänglich sind. Dieser Uebersetzung darf nachgerühmt werden, daß sie sich ganz wie das Original liest, sich auch eng an dasselbe anschmiegt und ihrem Zweck in hohem Maße entspricht. Man sieht, daß Hoffs Dichter und Philologe zugleich ist, was immer seinen Vortheil hat; und es dürfte nicht leicht sein, diesem Uebersetzer irgendwelche Fehler oder Verstöße von Belang nachzuweisen, auch nicht in metrischer Be-

ziehung. Für die meisten der Oden hat der Uebersetzer übrigens das antike Metrum beibehalten und nur für die kleinern Liebes- und Weinlieder zum Theil moderne kurze Reimverse gewählt. Es sei uns gestattet, je eine Probe von beiden Arten, wie F. van Hoffs seinen Horaz verdeutscht, hier anzuführen. Wir wählen zum Beleg dafür, wie tadellos Hoffs die antiken Metren behandelt, nach seiner Uebersetzung eins der kleinsten Gedichte, das dreizehnte des ersten Buchs aus, das, im Asklepiadeischen Versmaß abgefaßt, die Chloe, wie folgt, besingt:

Warum fliehst du vor mir, Chloe, dem Rehe gleich,
Das die Mutter verlor droben auf wilder Höh'
Und, die ängstliche suchend,
Vor dem leisesten Hauch erschrickt?

Ob durchs zitternde Laub schauert des Lenzes Nahn,
Ob durchs Dornengestrüpp flüchtigen Laufs dahin
Huscht die grüne Lacerte,
Gleich erbeben ihm Herz und Knie.

Schleich' ich denn wie ein Leu oder ein Tigerthier,
Das mit grimmigem Zahn dich zu zerreißen droht?
Laß doch endlich die Mutter!
Bist ja, Mädchen, zur Liebe reif!

Diese Uebersetzung ist, wie gesagt, tadellos, indeß mit einer gewissen Einschränkung; denn sie hat, wenn wir sie nicht ganz allein mit sich und ihrem Original vergleichen, einen kleinen Fehler. Sie ähnelt der entsprechenden in Geibel's „Classischem Liederbuche", die gleichfalls meisterhaft ist, derart, daß eigentlich hier Hoffs sich die Mühe der Uebersetzung ganz hätte ersparen können. Es liegt uns durchaus fern, hier bei diesem an eine unerlaubte Aneignung fremden Gutes zu denken; die Aehnlichkeit beider Uebersetzungen ist sicher eine von Hoffs nicht beabsichtigte. Aber vorhanden ist sie unbestreitbar, trotzdem daß Hoffs selbstverständlich hier und da andere Redewendungen als Geibel gebraucht hat; denn zweifellos hat auch er ganz selbständig übersetzen wollen und die Geibel'sche Uebersetzung hat ihm dabei dunkel vorgeschwebt. Bei einer nachherigen Vergleichung aber hätte das ihm auffallen sollen, hätte er sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß Geibel's und seine Uebersetzung einander so ziemlich decken, ja daß die seines Vorgängers, was in Anbetracht von Hoffs' eigener Gewissenhaftigkeit viel sagen will, sogar noch etwas wörtlicher sich dem Original anpaßt und dabei dasselbe doch ebenso deutlich widergibt, wie dies auch die Hoffs'sche Uebersetzung thut. Im Grunde also wäre hier die Uebersetzung der Horaz'schen Ode überflüssig gewesen. Daß die Uebersetzung der übrigen Oden das nicht ist, sei ausdrücklich hier hervorgehoben. Wir haben eben gerade diese Ode als eine der kleinsten hier lediglich aus räumlichen Rücksichten herausgegriffen, und weil eben hinsichtlich dieser Ode der Nachweis vorliegt, daß dieselbe durch Hoffs auch anders und eigenartig in modernen Versen wiedergegeben werden kann. Hoffs hat diesen Nachweis auf S. 153 seines Buchs in glänzender Weise geführt. Da heißt die Ode in modernem Versmaß und doch vollkommen sinngetreu, in der Hauptsache auch ganz wortgetreu also:

Gleich dem Rehe, fliehst du, Kind,
Das auf einsam wilder Halde
Rennt zur Mutter, wenn im Walde
Leise nur sich regt der Wind.

Ob des Lenzes Hauch durchzieh'
Schwanke Wipfel, ob im Busche
Raschelnd die Lacerte husche,
Gleich erbebt ihm Herz und Knie.

Denk' nicht, daß ich will dein Blut,
Daß ich hege Tigertriebe!
Mädchen, reif für Mannesliebe,
Laß die Mutter! Sei mir gut!

Fürwahr, wer so schön und so eigenartig übersetzen kann, wie dies Hoffs hier thut, der kann ruhig darauf verzichten, die betreffende Horaz'sche Ode auch noch in dem Originalversmaß zu geben, in dem ein anderer Uebersetzer von Rang dieselbe bereits mit Glück und fast mit denselben Worten verdeutscht hat.

Catull's „Buch der Lieder" hat neuerdings einer der tüchtigsten Kenner der antiken Metrik, Rudolf Westphal (Nr. 5), verdeutscht. Es dürfte wundernehmen, wie gerade dieser Uebersetzer mit Vorliebe die lateinischen Metren beiseite schiebt und statt deren bei seiner Uebertragung gereimte Verse anwendet. Und doch, wenn wir uns die Sache näher ansehen, können wir Westphal nur beipflichten, daß er gerade Catull's „Buch der Lieder" in moderne Verse umgegossen hat; denn wenigstens die Liebeslieder des Dichters an die vielumworbene Lesbia, diese Römerin mit dem nur allzu weiten Herzen, nehmen sich in den deutschen gereimten Versen ganz allerliebst aus und haben unsers Erachtens in dieser Umgestaltung nicht das mindeste von dem ihnen ursprünglich innewohnenden Reiz und Schmelz verloren; eher könnte man sogar das Gegentheil behaupten. Wir wissen es daher dem Uebersetzer aufrichtig Dank, daß er so und nicht anders uns Catull's Liebeslieder zugänglich machte. Nicht billigen möchten wir dagegen, um das, was wir an Westphal's sonst im ganzen so trefflicher Arbeit auszusetzen haben, gleich vorweg zu nehmen, daß der Uebersetzer nicht eine strengere Auswahl unter den Gedichten Catull's vorgenommen hat. Weniger wäre hier jedenfalls besser und ersprießlicher gewesen. So hätten wir zunächst unbedingt die Lieder ausgeschieden gewünscht, welche sich mit verschiedenen jungen Freunden des Dichters beschäftigen. Alle Welt weiß es ja, wenigstens die akademisch Gebildeten, daß die Römer in einer beklagenswerthen Verirrung gleich den Griechen der Knabenliebe huldigten. Für uns Moderne hat es indeß doch etwas Peinliches, unser Gefühl Verletzendes, uns mit derartigen Sonderlichkeiten der Alten näher vertraut machen zu müssen, und wir meinen, man dient dem alten römischen Dichter besser, wenn man einem größern Publikum seine Liebeslieder an hübsche Knaben vorenthält. Denn diese Knabenliebe ist speciell für Catull

etwas so wenig Charakteristisches, weil eben fast der ganzen antiken Männerwelt eigenthümlich, daß wir wahrlich nicht nöthig haben, den Dichter auch von dieser Seite näher kennen zu lernen. Die Pietät verlangt es, daß wir über derartige Schattenseiten eines großen hochbegabten Dichters rasch und stillschweigend hinweggehen; und was in dieser Beziehung den neuern Dichtern recht ist, das ist denen einer frühern Zeit billig. Haben doch ohnedies alle Gebildeten sich mit so viel ältern und neuern Dichtern näher zu beschäftigen, daß es wirklich am Platze wäre, aus den Sammlungen ihrer Gedichte unbarmherzig und streng alles das auszumerzen, was nicht verdient, für alle Zeiten fortzuleben. Und daß die wenigen Catull'schen Verherrlichungen der Knabenliebe dies nicht verdienen, das wird uns ein so feiner Kenner des Schönen und Schicklichen wie Westphal ohne Einwendung zugeben müssen. Ebenso hätten wir recht gern auf die Uebersetzung der meisten epigrammatisch gehaltenen Gedichte verzichtet. Dieselben haben ihrer Zeit Genüge gethan; uns indeß, die wir jener Zeit zu fern stehen, muthen sie größtentheils recht fremdartig an, und Rudolf Westphal, ein so vorzüglicher Uebersetzer er im übrigen ist, hat wol ganz dasselbe Gefühl gehabt wie wir. Andernfalls hätte ihm die Verdeutschung dieser Epigramme auf alle Fälle besser gelingen müssen, als es thatsächlich der Fall ist, und ein Uebersetzungskünstler wie er hätte sonst schwerlich davon Abstand genommen, gerade die Epigramme Catull's, zumal die kleinen, auch in deutschen Reimversen wiederzugeben. Wie matt nimmt sich z. B. das epigrammartige Gedichtchen „Licinius Calvus der Redner" bei Westphal aus. Er übersetzt die Verse Catull's: „Risi nescioquem modo" also:

Lachen machte mich einer auf dem Forum,
Der, als meisterlich eben unser Calvus
Dargethan des Vatinius Schurkereien,
Staunensvoll mit erhobenen Händen ausrief:
„Große Götter! ein grundgescheites Zwerglein!"

Die ganze Pointe von Catull's Gedichten liegt zweifellos in dem Worte „nescioquem", was heißen soll: „ein gewisser jemand, der nicht im Stande ist, dem großen Calvus auch nur die Schuhriemen aufzulösen"; und gerade dieses Wort, einfach durch das deutsche „einer" wiedergegeben, macht es unmöglich, das Ganze richtig aufzufassen. Wir wollen versuchen, die fünf Verse Catull's auf unsere Weise zu verdeutschen, und denken, daß wir, obwol auch uns diese Verdeutschung noch nicht ganz genügt, doch dem Dichter ein wenig mehr als Westphal gerecht geworden sind. Hiernach würde das Gedichtchen lauten:

Als mein Calvus meisterhaft
Eben seiner Hörerschaft
In gewohntem Redefluß
Dargethan, Vatinius
Sei ein Schelm gemeinster Sorte,
Sprach ein Laff' die großen Worte,

Während man mit schwieligen Händen
Schmunzelnd ihn sah Beifall spenden:
„Calvus hat's nicht schlecht gemacht;
Wie doch solch ein kleiner Mann
(Sollt' man's meinen?!) reden kann!"
Selten hab' ich so gelacht.

Es fällt uns nicht ein, diese Uebersetzung für musterhaft erklären zu wollen; etwas besser dürfte sie aber, wenn auch, wie bei derartiger Umwandelung weniger Zeilen in deutsche Reimverse unerläßlich, etwas weitschweifiger, den Sinn der Worte Catull's wiedergeben; und das ist denn doch die Hauptsache. Das eine Beispiel, das wir noch durch eine Reihe weiterer ergänzen könnten, wenn hierzu der Platz wäre, möge genügen, um zu zeigen, daß hier ein Rudolf Westphal gerade hätte Mustergültiges schaffen können. Vollständig einverstanden indeß sind wir mit Westphal's Wiedergabe der Lieder, in denen Catull von Liebe und Lenz und wahrer Freundschaft singt. Hier ist er ganz der Mann dazu, seinem Original im vollsten Maße gerecht zu werden. Wir verweisen in dieser Beziehung besonders auf das „Epithalamion für den Freund Manlius Torquatus" und auf „Die verlassene Ariadne", welche längern Gedichte Westphal im Anschluß an Moritz Schmidt, den meisterhaften Verdeutscher einer Reihe Pindar'scher Siegesgesänge, in musterhaften Reimen unübertrefflich aus dem Lateinischen übertragen hat. Auch die kleinern Liebes-, Lenz- und Freundschaftslieder lesen sich bei Westphal ganz allerliebst, und nur an ganz vereinzelten Stellen haben wir die letzte Feile vermißt. So nimmt sich das immer bei ihm wiederkehrende Zeitwort „machen" einige mal doch etwas trivial aus, wie S. 7 „das Vöglein, das so große Freude ihr gemacht", S. 9 „um mich endlich satt zu machen, und besonders S. 79 „fragten, was Bithynien machte", in welch letzterm Gedicht sich Westphal auch den jedenfalls nicht ganz einwandfreien Reim „Antwort" und „Verstand fort" gestattet. Doch das sind kleine Mängel, welche die im übrigen vorzüglichen Uebersetzungen von Catull's Gedichten, besonders von denen aus seiner ersten Lebensperiode, nicht erheblich beeinträchtigen können. Wir glauben zur Empfehlung dieser Uebersetzung schließlich nichts Besseres thun zu können, als daß wir hier eins der ersten Gedichte aus dieser ersten Periode in Westphal's Verdeutschung wiedergeben. Es betitelt sich „Der Welt zum Trotz" und lautet wie folgt:

Laß uns leben, laß uns lieben,
Und die Reden der bedachten
Alten Herrn, wir wollen, Liebchen,
Sie aufs gründlichste verachten.
Unsre Tage flieh'n, und folgt auch
Stets der Nacht die Morgensonne,
Aus dem Todesschlaf erweckt uns
Nichts zu neuer Liebeswonne.
Tausend Küsse drum, dann hundert —
Weiter tausend, weiter hundert —
Nochmals tausend, nochmals hundert —
Daß nach vielen tausend Küssen —
Jene Alten, die uns alles
Nachgerechnet, ganz verwundert
Ob der Küsse Zahl das Zählen
Und das Neiden lassen müssen!

Durch solche urähnliche Uebersetzungen dürfte besonders Friedrich von Bodenstedt, dem Westphal sein Werk gewidmet hat, sich aufs angenehmste berührt fühlen; weht doch auch durch sie ein Hauch von jenem Geiste, dem die Lieder des Mirza Schaffy ihr Leben verdanken.

Karl Siegen.

Ultramontane Geschichtschreibung.

Die Revolution seit dem 16. Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung. Von Wilhelm Hohoff. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 9 M.

Die ihrer Zeit auch an dieser Stelle gekennzeichnete Methode, durch welche Johannes Janssen es glücklich fertig gebracht hat, in scheinbar kritischer Quellenforschung dem katholischen Publikum von neuem die bei dem Ultramontanismus so beliebte These als unumstößlich richtig zu erweisen, daß alles Elend und alle Entartung mit der Reformation in die Welt gekommen und alles, was seitdem geschehen, ein fortschreitendes Abirren der Menschheit von dem ihr eigentlich gesteckten Ziele gewesen ist, findet, nachdem sie sich einmal so trefflich bewährt hat, wie vorauszusehen war, ihre Nachahmer und zwar suchen diese, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, es ihrem Meister an unbeugsamer Consequenz in Anwendung seiner ruhmgekrönten Kunst möglichst zuvorzuthun. In so crasser, um nicht zu sagen gelungener Weise freilich, wie das in dem vorliegenden Hohoff'schen Buche über „Die Revolution" geschieht, wird dieses Verfahren immer nur selten einmal durchgeführt werden. Ein Buch übrigens kann man dasselbe kaum nennen: es ist ein dickleibiges Pamphlet, das ebenso sehr von Beschränktheit der Ansicht und Dürftigkeit der Einsicht wie blindem Fanatismus und rabulistischen Fechterkünsten Zeugniß ablegt und geradezu als ein erschreckendes Beispiel dafür angesehen werden darf, welche literarischen Leistungen im Kreise gewisser katholischer Eiferer, welche die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte am liebsten als nicht geschehen ausstreichen und die Welt auf den Stand von 1487 zurückschrauben möchten, möglich sind und was da noch unter den Begriff der wissenschaftlichen Arbeit gerechnet wird.

Es genügt, um den Standpunkt des Hohoff'schen Elaborats, das am besten als eine tendenziöse Excerptensammlung bezeichnet werden kann, zu kennzeichnen, auf einige Aeußerungen in der Vorrede hinzuweisen. Wird doch gleich im Eingang derselben, als thema probandum gleichsam, die von Papst Leo XIII. wiederholt und namentlich in der Encyklika vom 29. Juni 1887 ausgesprochene Behauptung hingestellt, daß die Ursache der modernen Revolution in der Reformation des 16. Jahrhunderts zu sehen sei. Den Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung will Hohoff „nicht auf theoretischem, sondern auf historischem Wege" erbringen. Er will damit zugleich eine Ergänzung und Rechtfertigung zu Janssen's „Geschichte des deutschen Volks" liefern, natürlich „nicht als ob diese mangelhaft und ergänzungsbedürftig wäre; sie ist vielmehr vollkommen in ihrer Art" — sondern nur, um „das Vorurtheil und Mistrauen der Gegner" zu entwaffnen. Dazu schlägt Hohoff nun freilich einen höchst absonderlichen Weg ein, der mit Wissenschaft im allgemeinen und Kritik im besondern nichts gemein hat, indem er nämlich „die angesehensten neuern Geschichtsforscher und Gelehrten verhört und deren Urtheile über den Verlauf und den Werth der Reformation zusammenstellt; er beschränkt sich dabei nicht auf Deutschland und das 16. Jahrhundert, sondern sucht die Richtigkeit seiner These bis auf die Gegenwart hin durchzuführen, „immer an der Hand und mit den eigenen Worten der angesehensten protestantischen und liberalen Autoren, der competentesten und unverdächtigsten Stimmführer". Von der epochemachenden Bedeutung dieser literarischen That hat Hohoff keine geringe Meinung: die misvergnügten Kritiker, welche an dieser Art von Compilation Anstoß nehmen sollten, fertigt er zum voraus mit der Bemerkung ab, daß ihr Urtheil ebenso gerecht oder ungerecht sein würde, als wollte man einen gothischen Dom ein bloßes Conglomerat von Steinen nennen.

Diese Bemerkungen genügen wol eigentlich, um jedem, der nicht absichtlich die Augen schließt, klar zu machen, wes Geistes Kind dieses Buch ist: ein giftiges Pamphlet auf die Reformation sowol wie auf die moderne Geschichtschreibung. Es braucht wol für die Leser d. Bl. nicht noch besonders hervorgehoben zu werden, wie der Grundstein, auf dem diese ganze Compilation beruht, eine ebenso einseitige und unrichtige wie willkürliche Fassung des Begriffs Revolution ist. Hohoff faßt denselben ganz im Sinne der politischen Reaction etwa der funfziger Jahre. Er hat keine Ahnung davon, daß Revolution zunächst nichts weiter ist als eine bestimmte Form der historischen Entwickelung, die häufig genug freilich mit gewaltsamen Ausschreitungen auftritt, aber niemals willkürlich gemacht oder durch die frevelhafte Laune eines Einzelnen ins Leben gerufen wird, sondern als ein die voraufgegangene Entwickelung abschließender, nothwendiger und berechtigter Proceß eintritt und mehr als einmal die Form abgegeben hat, in welcher die epochemachendsten, segensreichsten Fortschritte der Menschheit sich vollzogen haben. So fleißig Hohoff die Literatur alter und neuer Zeit mit Bezug auf abfällige und schmähende Urtheile über die Reformation und ihre Fortsetzung bis in die Gegenwart durchforscht hat: Dahlmann's so einfaches und schlagendes Wort, durch welches das Wesen der Revolution als einer Form historischer Entwickelung am allerbesten zum Ausdruck gebracht wird — „die Entwickelung des bau-

fälligen Hauses ist sein Einsturz" —, ist ihm offenbar nicht zu Augen gekommen oder er hat davon wie von so manchem andern, was ihm nicht in sein System paßte, keine Notiz genommen. Wer nicht an dem seinem Sinn nach einseitig beschränkten Worte hängt, sondern den Begriff vorurtheilslos und richtig faßt, der wird auch gar kein Bedenken tragen, die Reformation des 16. Jahrhunderts als eine Revolution aufzufassen: denn als solche erscheint sie in jedem Zuge, wenn man sie mit dem vergleicht, was das Mittelalter als Reformation bezeichnet und erstrebt hatte. Handelte es sich bei dieser um eine theilweise Erneuerung der Kirche, aber unter unveränderter Beibehaltung der alten Grundlagen, gleichsam um einen mehr oder minder durchgreifenden Reparaturbau, so hat die Reformation Luther's, Zwingli's und Calvin's ein altes vermorschtes Gebäude niedergerissen und durch einen Neubau von Grund aus ersetzt.

Diese allgemeinen zweifellosen Bemerkungen werden genügen, um die Tendenz der Hohoff'schen Compilation darzuthun. Wer von unsern Lesern dennoch Lust haben sollte, sich mit derselben im einzelnen zu beschäftigen, dem bleibe das unbenommen, ja sei ihm dringend empfohlen — denn es wird sich ihm nicht so leicht wieder ähnlich gute Gelegenheit darbieten, um die ultramontane sogenannte Geschichtforschung in ihrer wahren Natur kennen zu lernen. Ohne Rücksicht auf den Parteistandpunkt der aufgerufenen Zeugen wird alles als gleichwerthig verwendet, was gegen einzelne Seiten der Reformation vorgebracht worden ist: Tholuck und Arnold Ruge, Johannes Scherr und der Bischof Eylert erscheinen hier als angebliche Bundesgenossen und Vertreter der katholischen, die Reformation als rechtlose Revolution verdammenden Auffassung, während der von ihnen ausgesprochene Tadel bei dem einen seinen Grund darin hat, daß die Reformation ihnen nicht weit genug, bei den andern darin, daß sie ihnen viel zu weit gegangen ist. Wolfgang Menzel und Heinrich Leo liefern Hohoff einige besonders zusagende Ausfälle, ersterer in seiner berüchtigten Diatribe gegen die angebliche planmäßige Verfälschung der Geschichte, in seiner „Kritik des modernen Zeitbewußtseins", letzterer mit seinem hämischen Verdammungsurtheil gegen Gustav Adolf von Schweden, „der besonders in protestantischen Pastorenkreisen noch heute fast als ein Heiliger gefeiert und verehrt wird". Mit besonderer Vorliebe sammelt Hohoff die abfälligen Urtheile, die im Gegensatz zu David Strauß neuerdings über Hutten gefällt worden, und benutzt dieselben zu einem an die heißesten Zeiten des Culturkampfes erinnernden wüthenden Ausfall gegen den ehemaligen preußischen Cultusminister Falk und gegen die „conservativ und christlich sein wollenden Männer", die zur Zeit ein Denkmal für Hutten zu errichten thätig sind. Aus dem Zusammenhang herausgerissen, damit ihrer rechten Erläuterung beraubt und zu der den Autoren unbeabsichtigten Schroffheit gesteigert werden einzelne scharf pointirte, oft mehr geistreich als wahr zu nennende, nicht selten absichtlich paradox gefaßte Urtheile neuerer Autoren als unanfechtbare Dogmen hingestellt in der Meinung, damit die Reformation gleichsam todtschlagen zu können. Selbst eine unmuthige, absichtlich stark auftragende Aeußerung des Fürsten Bismarck über die falschen geschichtlichen Traditionen, welche lügenhafte Historiker des Liberalismus in die Welt gesetzt haben, wird schonungslos mit verwerthet, Leopold von Ranke wird kürzer als ein „diplomatisch gewandter Geschichtforscher" abgethan, der, „ohne direct zu lügen, dennoch mit raffinirter Geschicklichkeit die Wahrheit vertuscht und entstellt", der „wider besseres Wissen und auf Kosten der Wahrheit der Sache einen solchen Anstrich gibt, daß die Leser in ihren vorgefaßten falschen Ansichten geradezu bestärkt oder mindestens nicht belehrt und aufgeklärt werden". Aber mit solchen Schmähungen, die sich freilich selbst richten, ist unser Fanatiker noch nicht zufrieden. Er entblödet sich nicht, diese angebliche Thatsache durch folgende Verdächtigung zu erklären: „Die Gründe für ein solches Verfahren sind leicht zu errathen. Wer in einem protestantischen Lande protestantische Vorurtheile verletzt, dem winken keine Lorbern. Das hat Herr Ranke natürlich begriffen und sich danach gerichtet. Er ist ja auch bei dieser Politik ganz gut gefahren; die Geschichte und die Wahrheit sind freilich dabei sehr zu kurz gekommen." Und das sagt Hohoff von demselben Ranke, der nach seinem eigenen Bericht beim Erscheinen der „Geschichte der Päpste" als heimlicher Katholik verdächtigt wurde!

Diese Proben werden genügen, um die Hohoff'sche Arbeit zu kennzeichnen als das, was sie ist — eine tendenziöse Schmähschrift der allerärgsten Art, deren Erscheinen, des glauben wir sicher sein zu dürfen, von allen einsichtigen und nicht durch Fanatismus verblendeten Katholiken bedauert werden wird, weil sie der katholischen Sache schweren Schaden thut, indem sie ihr mit Mitteln zu nützen bemüht ist, von denen jeder klar denkende und rechtlich urtheilende Mensch, gleichviel welchen Glaubens immer er sein mag, sich mit Entrüstung abwenden muß.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ludwig Anzengruber's Volksstück mit Gesang „Stahl und Stein", über welches wir vor kurzem (Nr. 35 f. 1887) eine eingehende Besprechung brachten, ist am berliner Belle-Alliance-Theater zur Eröffnung der Saison gegeben worden, hat aber nicht den Eindruck gemacht, den man von einem Werke des preisgekrönten Volksdramatikers erwarten durfte. Bei der Aufführung zeigte es sich doch, daß der Novellist dem Dramatiker zu oft in die Quere gekommen: das Stück ist ja nach einer Erzählung von Anzengruber: „Der Einsame", abgefaßt worden. Gewiß

hat sich bei der Aufführung auch die von unserm Referenten gerügte Schwäche des Stücks empfindlicher gemacht als bei der Lektüre: das schrille Unterbrechen der Handlung durch das Fallen des Zwischenvorhangs, das den Gang des Stücks zuweilen in Momenten abschneidet, wo er erst recht in Fluß kommen sollte. Hierzu kam, daß die Aufführung am Belle-Alliancetheater wenig geeignet war, dem günstigen Eindrucke des Stücks Vorschub zu leisten. Abgesehen von ein paar Hauptdarstellern konnten sich die andern nicht in ihre Rollen, noch weniger in den Dialekt des Stücks hereinfinden. An der Spree wird die süddeutsche und österreichische Volksdramatik nur dann Boden gewinnen, wenn sie in einem Ensemble wie dasjenige des münchener Gärtnerplatztheaters, welches in Dialekt und Volksart ganz heimisch ist, zur Aufführung gebracht wird.

— Das berliner Residenztheater behält unter der neuen Direction von Lautenburg die Specialität der neufranzösischen Dramatik bei. So ist neuerdings das Schauspiel „Comtesse Sarah" von George Ohnet an diesem Theater mit Erfolg gegeben worden. George Ohnet hat sich durch seinen „Hüttenbesitzer" auf deutschen Bühnen ein Heimatrecht erworben: einen gleichen Erfolg darf man der „Comtesse Sarah" kaum in Aussicht stellen. Die Heldin, ein Zigeunerkind von einer reichen Engländerin adoptirt und in den pariser Salon verpflanzt, ist allerdings mit ihrer ungezügelten Leidenschaft eine originelle weibliche Erscheinung, eine Glanzrolle für temperamentvolle Darstellerinnen. Die Handlung selbst indeß bietet kaum etwas Neues, was nicht schon in französischen Romanen und Dramen zur Genüge ausgebeutet worden wäre. Das Stück ist ein Ehebruchsdrama in des Wortes verwegenster Bedeutung: Sarah heirathet einen alten General und hat ein leidenschaftliches Verhältniß mit dem Adjutanten desselben. Eine ingenue, die in dem Schema der französischen Dramen nicht fehlen darf, Blanche, sucht durch ihre Verlobung mit dem Adjutanten eine Katastrophe zu verhindern und Sarah legt die Hand von Blanche ohne weiteres in die des Offiziers, den sie selbst bis zur Verblendung liebt. Auch dies Motiv hat durchaus nicht den Reiz der Neuheit. Sarah bekennt später ihre Schuld und stürzt sich in die Fluten des Sees. Die Combinationen der gepriesenen französischen Dramatik sind überhaupt dürftig genug: ein zusammenfassendes Schema der Lieblingsconflicte derselben würde dies zur Genüge ergeben. Die Treibhausscene in „Comtesse Sarah" erinnert übrigens unwillkürlich an die leidenschaftliche Treibhausscene, welche uns Zola in „La Curée" schildert und so mag die Scenerie anfangs auf die Kenner der neuesten französischen Literatur einen fast beängstigenden Eindruck machen. Glücklicherweise muß die Bühne bei ihren öffentlichen Aufführungen ein Feigenblatt benutzen, welches der Roman verschmäht.

— Die neue Saison zeigt uns an verschiedenen Theatern das Directionsscepter in andern Händern. An der Wiener Hofburg wird an Wilbrandt's Stelle zunächst der Oberregisseur Ritter von Sonnenthal die Direction führen: doch kündigt sich dies wol nur als ein Provisorium an, da der ausgezeichnete Künstler als vielbeschäftigter Darsteller nicht zugleich auf längere Zeit die Lasten der schwierigen obersten Leitung des hochangesehenen Kunstinstituts tragen kann. In Weimar ist an Stelle des vortrefflichen liebenswürdigen Intendanten Freiherrn von Loën Herr von Bronsart, der bisherige Intendant des hannoverschen Hoftheaters, getreten; er hat bei der Begrüßung des Personals die anerkennenswerthen Gesichtspunkte seiner Leitung hervorgehoben: jedes echt künstlerische Streben solle nach Kräften unterstützt, alles unkünstlerische Gebahren aber ferngehalten werden: er werde es sich zur Ehrenpflicht machen, den Werken unserer hervorragendsten Dichter und Componisten die liebevollste Pflege zu widmen und unabhängig von Neigung und Abneigung jede Kunstrichtung zu fördern, wenn es sich wirklich um Kunst handle; aber der Aftermuse, dem Trivialen und Frivolen werde er keinen Raum geben; denn eine Schöpfung, die dem schlechten Geschmack huldige, die Unsittlichkeit beschönige oder gar verherrliche, habe mit wahrer Kunst nichts gemein: sie sei häßlich im innersten Kern, möge sie auch in den gefälligsten Formen erscheinen. Die Künstler mahnte er rein und selbstlos der Kunst zu dienen und im Geiste der Schiller'schen Dichtung die Fahne des Idealismus hochzuhalten. An Stelle Bronsart's ist Herr von Lepel, der sich in Ems des Theaters mit kundigem Eifer angenommen, mit der vorläufigen Leitung des hannoverschen Hoftheaters betraut worden.

Bibliographie.

Ein Arzt. Erzählung von L. Leipzig, Haessel. Gr. 16. 3 M.

Baenziger jun., T., Professor Friedrich Horner. Ein Lebensbild. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 50 Pf.

Elbe, A. v. d., Um ein Grafenschloß. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Flach, J., Der Hellenismus der Zukunft. Ein Mahnwort. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M.

Friese, E., Braucht Deutschland eine Colonial-Armee? Dresden, Friese u. v. Puttkamer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gagern, C. v., Schwert und Kelle. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von M. G. Conrad. Mit dem Bilde und der Lebensgeschichte Carlos von Gagern's. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.

Galander, A., Entgegnung auf die von Herrn Richard Frank verfaßte „kritische Studie" über das Hauptlehreramt. Viersen, Hoster. Gr. 8. 60 Pf.

Gerstäcker, F., Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 8te Aufl. Mit Illustrationen von A. Brausewetter. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Grolmann, L. v., Tagebuch über den Feldzug des Erbgroßherzogs Karl von Baden 1806—1807. Bearbeitet und herausgegeben von Fr. von der Wengen. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Hindernisse der friedlichen Germanisirung oder häßliche Zöpfe der Ecclesia alsatica, angenagelt von X. Y. Z. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Höarmeckan, F. (F. Storck), „Ömmergrön". Plattdeutsche Gedichte in Bergisch-Wupperthaler Mundart. Elberfeld, Loewenstein. Gr. 8. 1 M.

Dr. J. F. Horner. Ein Lebensbild, geschrieben von ihm selbst, ergänzt von E. Landolt. Mit dem Bildnisse Dr. Horners. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 4 M.

Körting, G., Neuphilologische Essays. Heilbronn, Gebr. Henninger. Gr. 8. 4 M.

Krönlein, R. U., Ueber akademische Freiheit. Rede. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 80 Pf.

Kuhlenbeck, L., Eros und Psyche. Ein esoterisches Gedicht. Leipzig, Th. Grieben. 8. 2 M.

Liliencron, D. Freih. v., Die Merowinger. Trauerspiel. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 2 M.

Lord, J., Cultur-historische Reminiscenzen. 1ster Thl. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 80 Pf.

Maltzahn, Freih. v., Kurzer Abriß der Geschichte des 1. Garde-Regiments zu Fuß. Auf Befehl zusammengestellt. Potsdam, Döring. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Matthiae, E., Bilder aus Süd-Afrika. Reise-Skizzen. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 60 Pf.

Mohr, E., Das Opfer der Mardachai. Trauerspiel. Kreuznach, Schmithals. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Nibelungenlied. Schulausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Nochmals das Fremdwort. Gründe und Grenzen seiner Anwendung. Die Bewegung gegen dasselbe oder die sogenannte Sprachreinigung. Ihre Bedenklichkeit. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Reissmann, A., Die Musik als Hülfsmittel der Erziehung. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Roloff, O., Wlaska oder der Amazonenkrieg in Böhmen. Drama, nebst einem Vorspiel: Libussa's Tod. Zeit 738 bis 744. Berlin, Bouillon. Gr. 8. 4 M.

Schmid, O., Thomas Koschat, der Sänger des Kärntner Volkslieds. Eine Biographie. Leipzig, M. Hesse. 8. 50 Pf.

Schmitz-Kemner, Fanny, Unter Eichen und Palmen. Lebensbild aus der Heimat und den Tropen. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Schwarz, B., Bei den Brüdern in Nord-Rußland. Baltische Schilderungen. Mit 1 Illustration. Osnabrück, Wehberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Siemerling, Therese, Sonne und Schatten in einem Frauenherzen. Gedichte. Wiesbaden, Wickel. 12. 5 M.

Sommer, R., Locke's Verhältnis zu Descartes. Eine von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität gekrönte Preisschrift. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wirth, M., Neu-Bayreuth. Aus Richard Wagners Bayreuther Stilbildungsschule. 1stes Hft. Leipzig, Reinboth. 8. 90 Pf.

Zander, F., Aus großen Zeiten. 1861. 1866. 1870/71. Gedichte. Königsberg, Akadem. Buchhandlung von Schubert u. Seidel. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** 1887. Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 6. October 1887.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Lyrische Novitäten.

1. Balladen und Elegien. Von Wilhelm Hosäus. Dessau, Baumann. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.
2. Arendsee'er Lieder. Von Wilhelm Hosäus. Dessau, Baumann. 1886. 8. 1 M.
3. Moderne Klänge. Dichtungen von Bogumil Curtius. Berlin, Latte. 1887. 16. 1 M. 25 Pf.
4. Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark. Von Aurelius Polzer (Erich Fels). Hamburg, J. F. Richter. 1887. 12. 2 M.
5. Rüm Hart. Gedichte eines Nordfriesen von F. A. Feddersen. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 1887. 8. 2 M.
6. Aus meiner Dichtermappe. Poetische Erzählungen und Lieder von Elisabeth Bobertag. Breslau, Max u. Comp. 1887. 8. 2 M.
7. Freundschaft und Ideal. Gedichte von G. F. Roeper. Herausgegeben von seinen hinterbliebenen Kindern. Danzig, Saunier. 1887. 8. 2 M.
8. Dichten und Trachten. Von Eduard Halter. Straßburg, Ammel.

Der Verfasser der „Balladen und Elegien" (Nr. 1), mit deren Besprechung ich meine heutige Uebersicht über neueste Lyrik eröffne, Wilhelm Hosäus, stellt im Vorworte seines Büchleins die gewagte Behauptung auf, die Begriffe „Ballade" und „Elegie" hätten sich in der gegenwärtigen poetischen Praxis nicht nur sehr genähert, sondern seien sogar beinahe identisch geworden. Hosäus bleibt uns den Beweis dieser Behauptung schuldig. So lange er seine Anschauung aber nicht sachlich begründet, wird man ihm widersprechen dürfen und die Definition der bisherigen Poetik aufrecht erhalten müssen, daß „Ballade" und „Elegie", weit entfernt, sich nahezu zu decken, vielmehr heterogene Begriffe sind, insofern in der Ballade, wie wir heute diesen terminus fassen, immer ein erzählendes Moment vorherrschen, in der Elegie aber die Reflexion, und zwar eine mehr oder weniger erregte oder wehmüthig angehauchte, im Vordergrunde stehen muß. So faßt man, auch praktisch genommen, noch heute wenigstens den Begriff.

Aber dieser principielle Einwurf hat natürlich mit meiner Meinung über das Wesen der Hosäus'schen Sammlung in keiner Weise etwas zu schaffen; es läßt sich aus ihm höchstens ein Bedenken gegen den Titel des Buchs herleiten, insofern nicht alle hier zusammengefaßten Gedichte sich in eine der Rubriken „Ballade" und „Elegie" einreihen lassen, sobald wir diese Begriffe eben streng und präcis fassen.

In den Hosäus'schen Gedichten prägt sich ein vornehmer Geist in einer vornehmen Form aus. Alles in ihnen ist maßvoll und abgeklärt und vom Glanze einer edeln Bildung überstrahlt. Es sind theils antike, theils moderne Stoffe, welche der Dichter behandelt; haben die erstern hellenische Plastik, so werden die letztern fast durchweg durch große Farbenfülle und oft durch eine ungewöhnliche Farbenpracht charakterisirt. Gedichte wie das bedeutsame „Babel", das echt balladeske „Don Miguel Manara", das menschlich tiefe „Milton und Davenant", das malerische „Venedig" und das eigenartige elegische „Abschied von Rom" beweisen dies. Ich stelle als Probe des Hosäus'schen Stils das erste Stück eines „Dante" überschriebenen Cyklus hierher:

Der Verbannte.

Wie bitter weh und eigen
Von fremder Hand das Brot,
Und fremde Treppen steigen,
O Bannes Druck und Noth!

Ich soll zurückekehren;
Sie melden Gnad' und Huld,
Doch mich zuvor entehren
Und zeihen arger Schuld.

Nein, nein: wie weh dem Herzen
In kaltem fremden Land,
Wie es mit Heimwehschmerzen
Mich treibt zum Arnostrand,
Wie glühend mein Verlangen
In San Giovannis Glanz
Am Taufstein zu empfangen
Den gold'nen Dichterkranz —

Nein, um so herbe Sühne
Verzicht' ich stolzerweis;
Schmückt vor dem Volk die Bühne,
Zu hoch ist mir der Preis.
O Wiege meiner Jugend,
Stark zieht's zu dir mich hin,
Doch Manneswürd' und Tugend,
Versagen den Gewinn.

Laßt, Freunde, euer Locken
Und ruft und bittet nicht!
Mich laden Feierglocken
Zu höh'rer Heimat Licht.
Leb' wohl, geliebtes Träumen
Von Glück und Ruhm und Lenz,
Mit deinen blüh'nden Räumen
Leb' ewig wohl, Florenz!

Mein freundlicher Begleiter,
O treuer Stab, wohlan,
Ich wandre fröhlich weiter;
Das Höchste raubt kein Bann:
Darf ich doch, noch so ferne,
Der süßen Wahrheit trau'n
Und Gottes schöne Sterne
In allen Landen schau'n.

Schreitet Hosäus in „Balladen und Elegien" vorwiegend auf dem Kothurn eines gedankenvollen Pathos einher, so bietet er uns dagegen in den „Arendsee'er Liedern" (Nr. 2), einer zweiten, gleichzeitig erschienenen Sammlung, anmuthige leichtflüssige Lieder ohne tiefern Gedankengehalt, aber durchhaucht von seltener Wärme der Empfindung, in einer meistens elegischen Stimmung gehalten und durchleuchtet von der gläubigen Zuversicht einer durchaus christlichen Weltanschauung. Die „Balladen und Elegien" sind bedeutender, objectiver, eigenartiger als die „Arendsee'er Lieder", aber ein gewisses weiches Empfinden, eine melodische Form von eigenthümlichem Reiz zeichnet auch die anspruchslosen Dichtungen vortheilhaft aus: Eigenschaften, wie sie sich beispielsweise in den nachfolgend mitgetheilten Strophen aussprechen:

Im Walde sitz' ich sinnend nieder,
Schau' auf mein Leben ernst zurück;
Manch freundlich Traumbild grüßt mich wieder,
Manch lieber Tag, manch sonnig Glück.

Es fehlt dem Bild' an Lust und Scherzen,
An Wärme nicht und mildem Glanz,
An Stunden, hell wie Weihnachtskerzen,
An bunter Blüten duft'gem Kranz.

Und dennoch: wär' es mir gegeben,
Denselben Duft und Glanz und Schein
Zum zweiten male durchzuleben —
Ich sagte: nein, ich sagte: nein!

Ein ewig weites Vorwärtsdringen,
Ein ewig In-die-Zukunft-schaun
Erfüllt mein Herz bei allen Dingen
Mit leisem Frost, mit stillem Graun.

Und ob ich wol bisweilen klage,
Wie fess'le ich den goldnen Strahl —
Ich möcht' des Glücks genoss'ne Tage
Genießen nicht zum zweiten mal.

Wilhelm Hosäus' Lieder bringen des Schönen und Fesselnden manches, das einer allgemeinen Beachtung werth, wenn gleich sie direct aus der Zeit Geschöpftes, die Zeit Angehendes und Bewegendes wenig oder gar nicht enthalten. Und die Ausprägung des modernen Gedankens ist es doch im Grunde, die wir von der modernen Dichtung erwarten und fordern dürfen.

Diesem Anspruche werden durchaus gerecht die „Modernen Klänge" von Bogumil Curtius (Nr. 3), die uns in ihrem ersten Theile unter dem Titel „Prinz Jason" eine gewandte und in einzelnen Momenten sogar geistvolle Parodie auf den modernen Staat, auf die heutige Streberei in allen gesellschaftlichen Formen, auf unsere literarischen und politischen Zustände u. s. w. bieten und dabei viel Wahres und der Reform Bedürftiges zur Sprache bringen. „Prinz Jason" klingt im Ton der Darstellung vielfach an Heine's „Atta Troll" und „Deutschland" an: Leistungen, mit denen es auch die Form, den salop behandelten vierfüßigen Trochäus, gemein hat. Die Idee des Ganzen, die in einem Pantheismus gipfelt, der durchaus von allen pessimistischen Tendenzen frei ist, sprechen die Schlußstrophen prägnant aus:

Es gibt bessere Systeme
Als „die alten, längst bekannten";
In der güt'gen Mutter Schose
Harren sie der Auferstehung.

Es gibt bess're Religionen
Ohne räthselhafte Dogmen;
Es gibt bess're wahre Priester
Ohne Heuchelei und Frechheit.

Meine Religion heißt Freiheit;
Meine Thora ist die Liebe . . .

Mein Gebet, das ist die Arbeit;
Meine Kirche ist das Weltall,
Das allgütigste der Wesen,
Einzig, kinderlos und ewig.

Wiss't, nicht ewig wird es dauern,
Eh' der Freiheit Sonne lächelt;
Uns liegt ob, das Thor zu öffnen,
Das zur Burg führt gold'nen Glückes.

Die übrigen, zum Theil epigrammatisch zugespitzten Gedichte, welche neben „Prinz Jason" die kleine Sammlung bilden, bleiben nach Inhalt und Form ziemlich erheblich hinter diesem zurück. Einiges darunter fällt sogar ins unglaublich Triviale, wie z. B. folgende Schrulle:

Erdbeben in Nizza.

Das war ein tolles Wetter;
Manch Schornstein fiel hinab,
Grub vielen Menschenkindern
Ein jähes, hartes Grab.

Was mag man sich wol denken,
Sagt heut' man „Gute Nacht“,
Wenn früh am andern Morgen
Als Leichnam man erwacht?

Wenn sie nicht gar zu thöricht wären, diese nichtsnutzigen Strophen, könnte man sie frivol nennen.

Eine actuelle Tendenz, wie der Curtius'sche „Prinz Jason“, haben auch die Gedichte, zu denen ich mich jetzt wende, „Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark“ von Aurelius Polzer (Erich Fels) (Nr. 4). Es spricht eine wahre und echte patriotische Begeisterung aus diesen für die mannhafte Vertheidigung und Erhaltung des Deutschthums in Oesterreich kräftig eintretenden Liedern und Apotheosen eines formgewandten Poeten, und als Ausfluß einer solchen deutschnationalen Gesinnung dürfen sie im einzelnen ohne Zweifel herzlich willkommen geheißen werden. Aber als Ganzes beurtheilt, können sie nicht völlig so hoch gestellt werden; sie sind zwar durchaus nicht talentlos, schlagen vielmehr an mehr als einer Stelle wahrhaft dichterische Töne an, wie in dem kräftig erklingenden Sedanliede, aber ein Buch von 180 Seiten, das auf jeder Seite dasselbe sagt: „Bleibt deutsch, ihr Söhne der Ostmark!“ gemahnt doch schließlich einigermaßen ermüdend, zumal wenn ein eigentlich geistvoller Inhalt und neue Gedanken einem nicht geboten werden. Zudem ist das Buch leider nicht ohne Symptome jener heute in Deutschland in so vielen Lebensäußerungen fühlbar werdenden nationalen Ueberhebung und Einseitigkeit, jenes deutschen Chauvinismus, der Land und Leute, Zustände und Zukunftssaaten im Deutschen Reich consequent durch das Vergrößerungsglas, die übrige Welt und die übrigen Menschen aber systematisch in verkleinertem Maßstabe sieht. Das ist bei allem echten und warmen Vaterlandsgefühl die Achillesferse dieses „Trutzgesanges“. Ganz so herrlich, wie Polzer es hinstellt, steht's in deutschen Landen denn doch nicht. Leider! Im übrigen können „wir im Reiche“ uns nur freuen und uns beglückwünschen, daß die Brüder in Oesterreich so treu und warm zu uns stehen. Welcher Deutsche hörte nicht mit Befriedigung ein Gedicht wie dieses:

Wir ergeben uns nicht.

Sie wollen uns das alte Recht zerschlagen;
Sie wollen uns von Hof und Hütte jagen;
Was unser ist, soll ihrer künftig sein;
Sie wollen über uns als Herren thronen,
Wir aber sollen knechtisch ihnen frohnen,
Der grüne Baum soll dienen taubem Stein.

Verstummen soll die hehre Liedesweise,
Die wir gesungen unserm Volk zum Preise;
Verfehmt soll sein der deutschen Rede Klang;
Wie um uns selbst zu spotten und zu höhnen,
Soll Slawenwort von unsern Lippen tönen
Und fremden Volkes häßlicher Gesang!

Sie wollen unsrer Ostmark Eichen roden;
Nur Linden sollen wurzeln in dem Boden,
Den deutsche Harken urbar einst gemacht;
Und was im Lauf der Zeit mit Geisteswaffen
Germanen Großes in der Mark geschaffen,
Versinken soll's, bedeckt von Slawennacht!

So wollen sie. Wir werden's nimmer leiden,
Daß sich an unsrer Schmach die Welt soll weiden;
Wir stellen muthig uns zum Waffengang;
Wohl mögen grimmige Barbarenhorden
Im Todesringen deutschen Stamm ermorden,
Doch nimmer beugen ihn mit Joch und Zwang.

Wir wehren uns, so lang' wir Athem haben,
Und schirmen stark, was uns die Ahnen gaben,
Die deutsche Sprach' und Sitte, deutsches Recht;
Und schmilzt das Häuflein, will die Kraft uns lahmen,
So sterben kämpfend wir in Wodans Namen:
Ein echter Deutscher wird kein Slawenknecht.

Und an so warmblütigen vaterländischen Gedichten ist die Sammlung reich. Recht leer und an Gemeinplätzen überreich ist dagegen das angehängte „Spruchbüchlein“, welches das im Hauptheile bereits Gesagte fortwährend in nuce wiederholt.

Führt uns Polzer in die „bedrängte Ostmark“, so geleitet uns F. A. Feddersen in den „Rüm Hart“ (Nr. 5), d. h. „weites Herz“ betitelten „Gedichten eines Nordfriesen“ auf die rauhen Dünen der brandenden Nordsee. Feddersen verfügt entschieden über ein feines Talent. Er bietet uns in seiner sehr mannichfaltigen Sammlung zunächst zart umrissene „Kinderlieder“, die in knappem Rahmen die ansprechendsten Genrebilder entwerfen, sodann stimmungsvolle Liebeslieder, patriotische Klänge, deutsche Geschichtsbilder, schwunghafte „Meerlieder und Strandidyllen“, tief elegische „Friedhofsweisen“ und endlich „Fromme Lieder“: Kundgebungen eines Geistes, der die Welt und das Menschenherz kennt. Die Kinderlieder und die Geschichtsbilder dürften das Bedeutendste enthalten, und aus der letzterwähnten Rubrik mögen hier zwei Stücke Platz finden, zunächst ein zartes Lied:

Cara Cornelia!

Es sitzt in seiner Zelle,
Gehüllt in grobes Tuch,
Ein junger Klosterbruder
Und schreibt an einem Buch.

Er schreibt aus alten Dichtern
Ins Buch der Verse viel;
Dort liegen aufgeschlagen
Horatius und Virgil.

Vor eines Namens Zügen
Jetzt stockt die zarte Hand;
Es war der süße Name
Ihm nur zu wohl bekannt!

Er schreibt den Namen zitternd
Aufs weiße Pergament;
Dann läßt das Haupt er sinken
Auf seine beiden Händ'.

Er schließt die dunkeln Augen;
Ein heißer Strom stürzt draus
Auf den geschrieb'nen Namen
Und löscht ihn wieder aus . . .

Noch nicht gelöscht im Herzen
Trat ihm ein Bild so nah! —
Es murmeln die bleichen Lippen:
„Cara Cornelia! . . .“

Und nun ein derberes:

Ein Landsknechtlied.

Ich bin ein alter Landsknecht gut,
Vergoß in Kämpfen oft mein Blut;
In blut'gen Schlachten nah und fern
Dient' ich den Kaisern, meinen Herr'n —
Maximilian und Ferdinand!

Sie zahlten meine Dienste gut —
Drum setzt' ich für sie ein mein Blut,
Zog durch die Welt von Land zu Land,
Wo meines Kaisers Fahne stand —
Maximilian und Ferdinand!

War einst ein wilder Heerkumpan,
Hab' oft im Spiel mein Geld verthan;
Manch' schöne Maid lag mir im Arm,
Die ich verließ . . . daß Gott erbarm!
Maximilian und Ferdinand!

Nun bin ich alt; grau ist mein Haar,
Noch in des Kaisers Dienst ich fahr';
Schwing' hoch mit Jauchzen noch den Speer
Und fahr' in meines Kaisers Heer —
Maximilian und Ferdinand!

Und fließt dahin mein letztes Blut,
Will sterben als ein Landsknecht gut;
Im Scheiden noch, ward Tod mein Theil,
Ruf' ich den deutschen Kaisern: Heil!
Maximilian und Ferdinand!

Neben so flotten Tönen, wie sie hier angeschlagen werden, versteht Feddersen auf seiner Harfe tief elegische Accorde zu greifen: die „Friedhofsweisen“, namentlich diejenigen, in denen er den Tod seines Kindes beklagt, werden jedem empfindungsvollen Leser zu Herzen gehen, und in den „Frommen Liedern“ tönt ein tief religiöses Gefühl in einfachen Rhythmen, und zwar ohne die geringste confessionelle Vordringlichkeit, stimmungsvoll aus.

In die Reihe der Dichter mischt sich eine Dichterin: Elisabeth Bobertag mit poetischen Erzählungen und Liedern unter dem Titel „Aus meiner Dichtermappe“ (Nr. 6). Wer nicht weiß, daß der Kranz dieser Gedichte von zarter Frauenhand geflochten, der wird hier zweifellos auf eine Mannesfeder schließen. Es geht ein Zug kräftiger Gestaltung und augenfälliger Plastik durch diese Poesien, und gerade das, was dem Können der Frau in der dichterischen Production am nächsten zu liegen pflegt, das Lyrische, ist hier bei weitem das Schwächste. Nicht die eigentliche Lyrik, sondern die epische Lyrik ist die Domäne unserer Dichterin; am zureichendsten bewährt sich ihr Talent auf diesem Gebiete da, wo sie sich an Gegebenes anlehnt und nicht frei zu erfinden braucht. Namentlich in der Bearbeitung antiker Stoffe leistet sie Hübsches und Ansprechendes. Fast überall aber stört in den Bobertag'schen Gedichten eine gewisse Breite, ein Mangel an Concision und Prägnanz, der zweifellos auf einen Fehler der Selbstcontrole zurückzuführen ist. Die Dame vergißt, daß Dichten Verdichten ist; sie vergißt es — am Können fehlt es ihr nicht; denn wenn sie ernsthaft will, findet sie ein wohlthuendes Maß. Die nachfolgende der antiken Welt entnommene Dichtung beweist dies:

Ein Chor griechischer Frauen.

Gesang während des Webens.

Fliege, Schifflein, auf und nieder,
Auf und ab, von Hand zu Hand!
Fäden wurden hin und wieder
Roth und goldig aufgespannt.
Goldig wirkt das reiche Leben
In der Heimat Veilchenduft;
Morgenrothe Schleier schweben
Auf den Wolken durch die Luft.
Ueber weißgeköpften Wogen
Fliegen Schifflein hin und her —
Der mich liebt, ist fortgezogen
Ueber's Meer, weit über's Meer.
Singend rudert er von dannen
Und begrüßt sein fernes Ziel;
Freundliche Delphine spannen
Sich an den geschwinden Kiel.
Hier am leichten Weberschiffe
Denk' ich sein und warte still,
Ob er durch die Felsenriffe
Endlich wiederkehren will.
Fliege, fernes Schifflein, fliege
Beim Gesange hin und her,
Trage ihn zum frohen Siege,
Fördre seine Wiederkehr!
Meine Thränen, meine Lieder
Weben ihm ein Prachtgewand —
Fliege, Schifflein, auf und nieder,
Auf und ab, von Hand zu Hand!

Viel weniger als solche mehr objectiv gehaltene Gedichte gelingen der Dichterin jene meistens rein persönlich gefärbten Poesien, die den Schluß der Sammlung bilden und besser auf eine geringere Anzahl beschränkt worden wären. An Gelegenheitsgedichten — im engern, nicht in dem weitern Goethe'schen Sinne — ist unser poetische Markt, weiß Gott, überreich, und man möchte fast eine Steuer beantragen auf solche in die Welt hinausflatternden rein privaten Herzensergüsse.

Vollständig im Gelegentlichen stecken auch die Gedichte von G. F. Roeper, weiland Professor und Oberlehrer am städtischen Gymnasium zu Danzig (gest. am 19. August 1886), welche dessen hinterbliebene Kinder unter dem Titel „Freundschaft und Ideal“ (Nr. 7) herausgegeben. Die „Freundschaft“ überwiegt in diesem Bändchen das „Ideal“, d. h. das Persönliche das Allgemeine. Geburtstags-, Hochzeits-, Abschieds-, Fest- und Jubiläumscarmina, dazu eine umfangreiche Abtheilung „Lateinisches“ und „Freimaurerei“ — doch wie wenig interessirt der große Leserkreis sich für diese Interna eines Familien- und Gelehrtenlebens,

dem es, wenn diese Gedichte ein Spiegel sind, an bedeutenderm Inhalte fehlte! Es ist entschieden eine Art misverstandener Pietät, solche Gedichte eines Verstorbenen, die zweifellos geeignet sind, in nahen und weitern Freundeskreisen Interesse und Theilnahme zu erwecken, auf den großen Markt der Oeffentlichkeit zu bringen. Zumal diese ganze Reihe lateinischer Festgedichte! Im übrigen enthalten diese posthumen Gedichte eines, wie klar hervorleuchtet, allem Guten und Schönen warm zugewandten Mannes manches Anmuthende und edel Empfundene, wie auch der Humor in ihnen mehr als eine erfreuliche Blüte treibt. Das Beste dürfte sich aber in der Rubrik „Freimaurerei" und unter den plattdeutschen Gedichten finden, wie auch die patriotischen Anklänge nirgends eines wohlthuenden Eindrucks verfehlen werden. Ich stelle das erste Gedicht der Sammlung, das aus dem Jahre 1881 stammt und zu den bessern gehört, als Probe des Roeper'schen Stils hierher:

Dem Kaiser.

Ich grüße dich, Kaiser, den Helden der Schlacht,
Der das Reich, das ersehnte, gegründet,
Der Deutschlands herrliche Einheitsmacht
Den staunenden Völkern verkündet.
Es segne dich Gott und erhalte dich stark,
Zu wehren den Feind von des Landes Mark!

Ich grüße dich, Vater des Vaterlandes,
Den gütigen, frommen, getreuen,
Der nicht sich will sonnen in Ruhmesglanz,
Nur der Pflicht, der erfüllten, sich freuen.
Es segne dich Gott und umgebe den Thron
Mit des Volkes Liebe, des Herrschers Lohn!

Ich grüße dich, edeler Königsgreis,
So rüstig am Gipfel der Jahre,
Dem der Mannestugenden goldener Kreis
Umkrönet die silbernen Haare.
Es segne dich Gott und lasse den Schein
Der Abendsonne dir lieblich sein!

Mögen die Roeper'schen Poesien bei den Freunden und Collegen des verstorbenen Dichters und trotz des oben Gesagten — habent sua fata libelli — auch in weitern Kreisen freundliche Aufnahme und Verbreitung finden!

Zum Schluß noch einen Blick auf ein Büchlein, das zum Kapitel: Unfreiwillige Komik! einen schätzenswerthen Beitrag liefert! Ich spreche von Eduard Halter's „Dichten und Trachten" (Nr. 8). Der Verfasser will, wie ein beigelegtes Blatt der Verlagshandlung besagt: „die geist- und witzlose Poetenthümelei geiseln" und erweist sich in diesem „Dichten und Trachten" selbst als ein „geist- und witzloser Poetenthümler". Sein aus dreiundneunzig stets dreistrophigen Liedern bestehendes „humoristisch-satirisches Lehrgedicht" ist das Hölzernste und Trivialste, was man lesen kann. Zum Beweise dessen hier nur zwei beliebig herausgegriffene Proben — erstens:

Bleibt die Sprache freigestellt,
Wähle, sei so gut, die deutsche,
Die an dicke Ohren schnellt,
Wie des Eselstreibers Peitsche!

Sie allein ist unerreicht,
Gilt's im Zorne auszupacken;
Keine macht es dir so leicht
Das Gedachte zu vertracken.

Und hinwieder keine klingt
So herzinnig-süß zum Schmeicheln;
Ja, der Dichter, wenn er singt,
Scheint oft seinen Hund zu streicheln.

Und zweitens, noch lustiger:

Verschmähe jeden Dialekt,
Der wie das Landvolk ungeschmeidig,
Und unbeholfen ungeleckt
Entspricht des Dichters Geist nur leidig.

Das ist der rohe Sprachenlaut,
In welchem unsre Stammesältern
Der Herzen Neigung sich vertraut
Dereinst beim Saureäpfelkeltern.

Das freie Wort, das sie geführt,
Es war ein Quicken und ein Schnarren,
Wie das von Rädern, schlecht geschmiert,
Am schwer-bepackten Ochsenkarren.

Diese Musterkarte Halter'scher Poesie ließe sich in infinitum weiter führen, aber — sapienti sat!

Ernst Ziel.

Aesthetische Literatur.

1. Classische Dichter und Dichtungen. Erster Theil: Das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung: Dante, Parzival und Faust, nebst einigen verwandten Dichtungen. Erste Hälfte: Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. Von Gerhard Gietmann. Freiburg i. Br., Herder. 1885. 8. 4 M. 50 Pf.

Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, die Behandlung kennen zu lernen, welche ultramontane Schriftsteller den großartigsten dichterischen Schöpfungen aller Zeiten angedeihen lassen. Hat doch der Versuch etwas ungemein Bestechendes, „das Problem des menschlichen Lebens" in derjenigen Lösung zu erklären, welche es bei Hiob, Aeschylus, Dante, Wolfram von Eschenbach, Goethe gefunden hat. Hier liegt eine der großartigsten, schwierigsten und dankbarsten Aufgaben der vergleichenden Literaturgeschichte vor; mit Carrière, Koch u. a. erkenne ich in letzterer einen Beitrag zur Menschheitsphilosophie von größter Tragweite. Natürlich wird die kritische Betrachtung der genannten Riesenwerke durch einen Jesuiten ein ganz anderes Ergebniß haben als diejenige eines protestantischen Forschers;

selbst dann aber, wenn letzterer den Standpunkt des erstern nicht theilt, wird er viel daraus lernen können, wenn ein gewaltiger Stoff mit solchem Geiste und Geschick behandelt ist wie hier. Eben dieses Zeugniß aber darf man Gerhard Gietmann, dem Mitgliede der Gesellschaft Jesu, nicht versagen. Er verfügt über große Belesenheit und formelle Gewandtheit; er besitzt die Gabe poetischen Nachempfindens und eindringenden Denkens, ja er hat den guten Willen zu Weitherzigkeit und friedlicher Gesinnung gegen Andersdenkende. Wer wollte verlangen, daß er alle wichtigern Fragen unter einem andern Gesichtswinkel betrachten sollte als unter demjenigen seines Systems? Uebrigens kann ich dem Grundgedanken, von welchem sich Gietmann in formaler Beziehung leiten läßt, meine vollste Sympathie nicht versagen. Er will den Gedankenzusammenhang, die künstlerische Anlage und die poetische Bedeutung der größten Meisterwerke verschiedener Literaturen und Zeiten in mehr populärer als wissenschaftlicher Form nach festen ästhetischen, moralischen und religiösen Grundsätzen unter bestimmter Angabe der Beurtheilungsgründe im einzelnen darlegen. Er begnügt sich nicht mit bloßer Sacherklärung, mit Beiträgen aus Geschichte und Literatur; er will vielmehr zum Verständniß der dichterischen Kunstwerke im ganzen durchdringen. Der kritische, sprachliche und geschichtliche Erklärungsapparat dient ihm blos als Mittel zu diesem obersten Zweck.

Nach diesen leitenden Grundsätzen behandelt er nun im ersten Bande seines groß angelegten Werks die „Göttliche Komödie" des Dante. Er gibt eine Lebensbeschreibung und Charakteristik dieses Dichters und bespricht zunächst dessen kleinere Schriften. Hieraus hebe ich nur als besonders bemerkenswerth hervor, daß für Gietmann die Beatrice nicht eine wirkliche Person, sondern die Allegorie der Kirche als der Gottesbraut ist. Jedenfalls gehe in den Gedichten des Dante die historische Bedeutung der Beatrice Portinari in der allegorischen unter. Den Dichter selbst faßt Gietmann als wesentlich katholischen Christen. Im „Neuen Leben" spiegelt sich noch die kindliche ungetrübte, aber auch ungeprüfte Begeisterung für die Schönheit der Kirche. Dante wird durch den Verfall der Kirche irre an der idealen Geliebten und wendet sich der Philosophie zu, wird jedoch durch eine Vision zu einer wahrhaft männlichen Liebe zur Kirche zurückgeführt. Die „Göttliche Komödie" rügt mit aller Schärfe die wahren oder vermeintlichen kirchenpolitischen Misbräuche, ohne jedoch den Geist der Kirche dafür verantwortlich zu machen. Vielmehr gesteht der Dichter reuevoll seine unberechtigte Entfremdung und Untreue ein; er kehrt mit gesteigerter Begeisterung zu seiner Beatrice zurück und hinterläßt der Welt in den Bildern seiner Vision einen untrüglichen Spiegel des Rechten. Demnach wäre „ohne die Kirche kein Heil" ein passendes Motto der „Göttlichen Komödie", bei welcher die Sehnsucht nach Beatrice überall als Triebfeder wirksam ist. Dante hat allerdings über einige Päpste den Stab gebrochen, aber mit scharfer Unterscheidung von Person und Amt; er ist nie der Empörer gegen die Kirche, sondern stets deren treuer Sohn gewesen. Schließlich hebe ich aus der Fülle interessanter Einzelerklärungen nur folgende als höchst charakteristisch heraus. Im Himmel verschwindet Beatrice, um dem heiligen Bernhard als Führer des Dante Platz zu machen. Nach Gietmann ist jener Kirchenvater Symbol derjenigen Gnade, welche, über das Vermögen der Kirche als solcher hinausreichend, ihrem Werke die Krone aufsetzt. Er ist Sinnbild der höchsten und wunderbarsten Beschauung. Diese Anschauung erfolgt nur durch ein wunderbares Eingreifen Gottes selbst. Also in den höchsten Himmel verlegt der Katholik jene Gnade, welche der Protestant schon auf Erden wirksam sein läßt.

Die zweite Hälfte des eben angezeigten Werks ist unter dem Titel erschienen:

2. Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. Von Gerhard Gietmann. Freiburg i. Br., Herder. 1887. 8. 8 M.

Aus der 224 Seiten umfassenden Abhandlung über den Parzival des Wolfram von Eschenbach entnehme ich folgende, über das Ganze zerstreute Stellen als die für unsere Zwecke wichtigsten.

Gietmann stellt die „Göttliche Komödie" viel höher als den „Parzival". Wolfram habe sein Meisterwerk trotz seines religiösen Inhalts zu einem Liebesgedicht gemacht; auch Dante sei ein Sänger der Liebe, aber die irdische Liebe ist ihm nur Führerin zur himmlischen und göttlichen. Allerdings birgt sich unter dem Bilde des Parzival ganz oder theilweise die innere Seelengeschichte eines jeden begabten Menschen; die Ziele des menschlichen Daseins und die Wege zu denselben werden klargelegt. Gleichwol ist die Dichtung mehr ein farbenreiches Culturbild als eine befriedigende Lösung des höchsten religiös-ethischen Problems. Wolfram hat den buntscheckigen Sagenstoff mit geistigen und ethischen Ideen durchwirkt; aber er leidet an Dunkelheit in der Gedankenverbindung; es fehlt ihm die Glätte und Leichtigkeit der Sprache. Es ist schwer zu entscheiden, ob zuerst das deutsche Gedicht von Parzival oder das verlorene Original sich durch seine Ideentiefe und psychologische Bedeutsamkeit über die Durchschnittshöhe der Zeit so merklich erhoben hat.

Die Tugend, in deren Lichte der Dichter das Leben des Parzival betrachtet haben will, ist Stetigkeit sowol in der Liebe zu Condwiramur, als auch im religiösen Streben. Letztere geht als die schwerste zeitweilig verloren, wird aber dann wieder errungen und glänzend bewährt. Parzival ist sich freilich eines bestimmten Ziels viel zu wenig bewußt, weshalb denn auch die Triebfedern seines Handelns gar nicht genügend zu Tage treten. Sein ritterliches Streben ist im ganzen völlig ziellos und folgt einem blinden Naturtriebe. Ferner mangelt in der Seelengeschichte des Helden die scharfe Bezeichnung von Schuld, Strafe und Buße; daher bleibt diese Geschichte dunkel und thut auch nicht die rechte poetische Wirkung. Ganz

besonders kommt die religiöse Seite im „Parzival“ zu kurz. Es fehlt in der ersten Scene die schuldige Verehrung des Gral, welche nach katholischer Anschauung unmöglich ausbleiben durfte. Auch fehlt der Priester, welcher beim Gral dienen mußte; selbst die Ritterschaft des Gral wird nicht in ihrem heiligen Berufe handelnd vorgeführt. Gietmann bedauert sogar, daß die schöne Idee des Mittelalters vom geistlichen und weltlichen Schwert nicht in einem Gralpriester und einem Gralkönig gleichzeitig abgebildet wurde. Endlich findet er es durchaus unangemessen, daß Parzival durch ein zweckloses Abenteuerleben den Weg zum Gral sucht und wirklich findet. Parzival scheint mehr von einer unbestimmten Gewalt getrieben zu werden, als sich selbst zu bewegen. Es bleibt nach Gietmann kein anderer Schluß übrig, als daß der Dichter den schönen ethischen und religiösen Ideen seines Epos keineswegs gerecht geworden. Trotzdem ist Wolfram durchaus nicht ein sogenannter aufgeklärter Christ. Unter allen Umständen bleibt ihm der Vorzug, die christlichen ethischen Grundgedanken in einer so liebenswürdigen Naivetät und Kindlichkeit vorgetragen zu haben, wie dies nur im Mittelalter möglich war. Gietmann gibt anhangsweise einen eigenen Entwurf zu einem Parzival-Drama.

Am meisten wird uns Gietmann's Urtheil über Goethe's „Faust“ interessiren. Gietmann meint, die Grundrichtung dieser Dichtung vom Standpunkte des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte aus auf das schärfste rügen zu müssen. Goethe habe den Gegensatz gegen das Christenthum gewollt und gesucht. Der Sage sei absichtlich ein religionsfeindlicher Sinn untergeschoben, insbesondere sei vieles von Goethe's Naturalismus eingegeben. Der „Faust“ ist das Palladium des Unglaubens; Goethe blieb bis an seinen Tod ein ungläubiger Dichter. Als solcher konnte er in seinem großen Werke das letzte erlösende Wort nicht sprechen. Der Prolog im Himmel umspannt Himmel, Welt und Hölle. Dadurch wird uns erleichtert, im Faust nicht blos einen, sondern den Menschen zu sehen, um dessen Seele der Himmel durch die Sehnsucht nach dem Idealen und die Unterwelt durch den Trieb zum Gemeinen sich bewirbt. Die Charaktere Gottes und des Satans sind völlig verzerrt, ihr Gegensatz verwischt und aufgehoben. Mephisto steht auf erträglich gutem Fuß mit seinem Herrn: das Verhältniß entbehrt beiderseits sowol des Hasses wie der Liebe. Gott behandelt den Mephisto wie seinen Hofnarren, weil dieser im Unterschied von andern verneinenden Geistern ein harmloser Schalk ist. Der dunkle Drang in Faust ist der halbbewußte Trieb der Natur, nicht die klare Einsicht des Verstandes oder das unfehlbare Licht des Glaubens. Soll sich nun Faust des rechten Weges wohl bewußt sein, so kann das nur den Sinn haben, daß er eben durch blinde Hingabe an die Wegweisung der in sich guten Natur am sichersten geht. Gietmann empfindet es mit Schmerz, daß Goethe's Lebensanschauung eine beständig schwankende und verschwommene sei. Der Faust ist ihm nicht ein idealer Mensch, sondern ein Genie der sogenannten Sturm- und Drangperiode. Der erste Theil der Faust-Tragödie ist, abgesehen von einem fühlbaren Mangel an dramatischer Einheit, ein Meisterstück. Allerdings kann die Person des Faust und sein Selbstmordversuch das tragische Interesse nicht erwecken; aber hochtragisch ist die Zeichnung der Rathlosigkeit, Erbärmlichkeit und Verderblichkeit des Stolzes und Unglaubens. Mephisto ist nur das Princip der Negation und des Dunkels im Gegensatz zum Leben erzeugenden Licht. Die durchgängige meisterhafte Personification des abstract gedachten Bösen rettet nur den Schein in einer wahrhaft sittlichen Versuchung. Eine Grundidee hat die Goethe'sche Faust-Dichtung nicht; wohl aber treten im Verlauf der Handlung mehrere wichtige Gedanken hervor. Dahin gehört der zuletzt vom Dichter ausgesprochene von der Erlösung des tief gefallenen, aber rastlos strebenden Menschen durch das Verdienst seiner nie erlahmenden Thätigkeit. Der gute Mensch ist dem Dichter ziemlich gleichbedeutend mit dem Genie, welches im Gegensatz zum zerstörenden Teufel überall das Aufbauen liebt, weil das Genie unter beständiger Anziehung von oben steht und seinen himmlischen Ursprung nie völlig verleugnet. Der Gott aber, welcher den guten Menschen leitet, ist die Natur mit ihren dunkeln Trieben; diese führt alle ihre Kinder am Gängelbande; sie brauchen nur zu streben; sie finden Mitleid, so oft sie durch eigene Schuld fallen, und sind der Erreichung ihres Ziels auf alle Fälle gewiß. Das poetische Symbol der höchsten Schönheit ist das Ewig-Weibliche, zunächst vorgestellt durch die Mater gloriosa, entfernter vorgebildet durch Gretchen und Helena, am vollkommensten aber vielleicht durch die That, die eigentliche Weltschöpferin.

Dies die Grundgedanken der Gietmann'schen umfänglichen Ausführungen, welche, in maßvoller Form vorgetragen, aus dem Standpunkte des Verfassers von selbst sich ergeben.

In einer längern Abhandlung spricht Gietmann sodann über die Prometheus-Trilogie des Aeschylus. Hier kommt der griechische Dichter viel besser weg als Goethe, welcher bekanntlich in seiner Rhapsodie „Prometheus“ in der Person des alten Titanen seiner eigenen Stimmung Ausdruck verlieh. Nach Gietmann ist ein frecheres Pochen auf Menschenkraft und Menschenwitz nicht wol denkbar; der himmelstürmende Geist der Sturm- und Drangperiode habe keine ärgern Lästerungen ausgesprochen. Goethe schweige in „Pandora“ und „Faust“ von der Schuld und erwarte das Heil ausschließlich von der Humanität. Hingegen erkennen Wolfram von Eschenbach und Dante in Gnade und Buße die wahren Retterinnen. Aeschylus aber verdient das Lob, wenigstens nicht wie der deutsche Dichter eine feindliche Stellung gegen die Wahrheit eingenommen zu haben, wenn er auch den Weg der wirksamen Erlösung nicht fand.

Das Buch „Hiob“ endlich ist nach Gietmann eine gewaltige Tragödie, welche freilich für ein Bühnenstück in

der Anlage zu einfach und in der Durchführung zu lyrisch und lehrhaft ist. Dieses Werk verkörpert den Glauben und den geistigen Ringkampf der vorchristlichen Menschheit. Die Klagen des rathlosen, aber gläubigen Dulders tönen zu uns herüber wie die Sehnsuchtsklage der unerlösten, aber hoffenden Menschheit. Der Dichter des „Hiob" ordnet alle Pracht der Poesie einem religiösen und ethischen Zweck unter. Im „Hiob" wird bestimmt nachgewiesen, wie weise und gütige Absichten Gott verfolge, wenn er selbst die größten Heiligen mit unerhörten Leiden heimsucht.

3. Emanuel Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern. Von C. C. T. Litzmann. Berlin, Hertz. 1887. Gr. 8. 4 M.

Wir haben es hier nicht mit einer wirklichen Biographie, sondern nur mit Beiträgen zu einer solchen zu thun; leider bezieht sich ein großer Theil dieses Materials nicht auf Geibel direct, sondern auf Personen, welche für das deutsche Volk kein weiteres Interesse haben. Litzmann hat die eigenhändigen kurzen Aufzeichnungen, die spätern Tagebücher und die Briefsammlungen Geibel's benutzen dürfen durch Vermittelung der Familie des Dichters. Es werden der Reihe nach erörtert: die Schul- und Universitätsjahre, die Freunde in der Heimat (Röse, Niebuhr, Pape), der Eintritt in die Trummer'sche Familie (Ada, Briefe an dieselbe), der Aufenthalt in München sowie das spätere Leben in Lübeck. Die äußern Beziehungen der hervorragendsten Schöpfungen Geibel's sowie dessen Urtheile über viele literarische Meisterwerke werden mitgetheilt. Hieraus erhellt, wie eine Fülle von interessanten und dabei verbürgten Zügen aus dem Leben des großen Lyrikers hier niedergelegt sind. Wir glauben, unserm Leserkreis einen Dienst zu erweisen, wenn wir einige wichtige ästhetische Bekenntnisse hier beibringen, wohlverstanden des alten Geibel.

„Für die eigentliche Lyrik werde ich allmählich zu alt, und zum Drama bin ich nicht frisch genug." ... „Ich hätte, nachdem ich mir endlich über das Wesen und die Gesetze der dramatischen Kunst klar geworden, namentlich auf diesem Gebiete, sogar noch etwas vor mich gebracht; aber dazu gehört eben eine stetige Anspannung und Concentration der Kräfte, deren ich nicht mehr fähig bin." ... „Ich gehe gewohnheitsmäßig in das Theater (zu Lübeck), nicht sowol um des Kunstgenusses, als um des bequemen Ausruhens willen. Man kann eben nicht immer allein sein und über den Büchern brüten."

Wenn Geibel das Geheimniß der dramatischen Entwickelung auseinander setzte, bekam seine Rede etwas Feierliches; er erhob sich und stand da, den Kopf leicht zurückgeworfen, den Blick emporgerichtet. Komische Scenen in der Tragödie hielt er für zulässig, aber gegen die Einflechtung von lustspielhaften Motiven empörte sich sein Stilgefühl. Hochwichtig ist folgendes Geständniß: „Solange ich allein oder doch vorzugsweise Lyriker war, habe ich in der Poesie schöne Stunden und selige Augenblicke, aber keine Befriedigung meines innersten Wesens gefunden. Erst seitdem ich gelernt habe, mit großen Stoffen künstlerisch zu ringen, ist mir das eigentliche Schaffen in der Poesie ein frommes Tagewerk geworden." ... „Das Merkmal des wahren Dichters ist die Fähigkeit, zu corrigiren. Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant und dieser wird auch in günstiger Stunde um eine leidlich entsprechende Form nicht verlegen sein. Aber nur der Dichter ist im Stande, unabhängig von vorübergehenden poetischen Stimmungen, den guten Einfall in ein Kunstwerk umzuwandeln. Diese Fähigkeit und dieses Bedürfniß, alles unwesentliche Beiwerk auszuscheiden, oder auch durch Hinzufügung einer ursprünglich nicht beabsichtigten Pointe dem ganzen Gedicht die künstlerische Abrundung zu geben, unterscheidet den wirklichen Poeten vom Dilettanten. Ohne diese strenge, ernste Arbeit am eigenen Werk bleibt auch der Reichbegabte zuletzt in seiner Kunst ein Stümper."

Gustav Portig.

Der dritte Band von Seeley's Stein-Biographie.

Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleon's. Von J. R. Seeley. Dritter Band. Uebersetzt von Emil Lehmann. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 8 M.

Das bedeutsame Werk des cambridger Professors ist auch in der wohlgelungenen deutschen Uebersetzung zu Ende geführt. Wir besprachen die beiden ersten Bände in Nr. 16 d. Bl. f. 1884 und Nr. 37 f. 1885, und so bleibt uns heute eine Beurtheilung des dritten Bandes übrig, der die Zeit von 1812 bis zu Stein's Tode im Jahre 1831 umfaßt. Der größte Antipode Napoleon's hatte kaum entzückten Herzens von den Niederlagen desselben in Rußland erfahren, als er seine Stimme für die Aufhebung des Rheinbundes und der Kleinstaaten erhob und die Einsetzung eines Verwaltungsrathes für die im Kriege von Napoleon's Alliirten zu erobernden Gebiete beantragte. Alexander erschien ihm als der Wohlthäter des Menschengeschlechts, wenn er auch die russische Ehrsucht kannte und die Uneigennützigkeit seiner Intervention in Deutschland beargwöhnte; nach der Entlassung des armseligen Reichskanzlers Rumanzow und unter Ausschluß des unzuverlässigen Schweden erwartete Stein von Rußland, Großbritannien und den deutschen Großmächten die Neuordnung Deutschlands, dem er am liebsten wieder einen Kaiser und eine volle Einheit gegeben hätte. Die Dynastien Deutschlands waren dem stolzen Reichsbaron gleichgültig, was Münster u. a. ihm nicht verziehen; ihm lag einzig an Deutschland und der deutschen Nationalität,

die er fremden Netzen entreißen, frei und einig machen wollte. Darum beantragte er nach spanischem und tiroler Vorbild einen deutschen Volkskrieg und erschreckte damit Metternich und viele andere. Sein Rath war jetzt bei dem hin- und herschwankenden Zaren entscheidend, und Stein war es, der ihn immerzu antrieb, bis er sich zum Kriege à outrance gegen Napoleon entschloß und letztern bis nach Paris verfolgte. Und wenn auch sonst meist York's Gegner, so sah doch Stein mit Entzücken, wie dieser Held auf eigene Faust seine Truppen von denen Napoleon's löste: eine That, die Widerhall in der ganzen preußischen Nation fand, den König aber erschreckte; zitterte ja ein Friedrich Wilhelm III. vor Kraftnaturen wie York und Stein! Es ist kein kleines Verdienst des Briten, den Fürsten richtig erfaßt und im wahren Lichte anstatt in der landläufigen Illustration gezeichnet zu haben; dank seiner Aufrichtigkeit! Wie unsäglich schwer mußte die Stellung von Männern wie des schroffen, geraden und schneidigen Stein zu Friedrich Wilhelm sein! Während dieser der Allianz mit Napoleon treu blieb und erst allmählich eine sehr verdeckte Wendung wagte, organisirte Stein, unbekümmert um ihn, als Beauftragter des Zaren in der Provinz Preußen die Volksbewaffnung, schaltete und waltete, auf großartige Vollmachten gestützt, erschütterte in vierzehn Tagen gründlich das System politischer Bevormundung, begründete zuerst ein freilich kurzlebiges parlamentarisches Dasein in Preußen, führte die Landwehr ins Leben und stellte, was ihm der König trotz aller Erfolge und Wandlungen niemals verziehen hat, über die Pflichten gegen Preußen die gegen Deutschland. Ueber die kurze, aber inhaltschwere königsberger Zeit gibt Seeley interessante, theilweise neue Details; auch widerlegt er manche falsche Beobachtung Schön's, der oft genug den Stein'schen Ruhm zu verkleinern suchte. Als Stein's Arbeit in Königsberg vollendet war, ging er zu dem Zaren zurück. Den König aber drängten nun Stein, Hardenberg und viele Gleichgesinnte trotz seines Widerstrebens zum Kriege hin, obwol freilich Stein Hardenberg wenig Zutrauen entgegentragen konnte; die Volksbewaffnung begann im Königreiche, ein Nationalheer bildete sich aus allen Ständen, Preußen wurde militärisch völlig umgestaltet. Stein nutzte eifrig die günstige Wendung aus, band Friedrich Wilhelm und Hardenberg rasch im Februar 1813 an Rußland, plante einen großartigen Eroberungskrieg und ein neues Deutschland; er gewann den Zaren für seine deutsche Politik, Preußen hatte Stein seine endliche Erlösung von Napoleon's Ketten zu verdanken. Mit Genugthuung sahen die Zeitgenossen, wie Stein an die Spitze der Centralverwaltung mit solchen Vollmachten trat, daß man ihn den „Kaiser von Deutschland" nennen durfte. Von einer Schilderung des allbekannten Befreiungskriegs sieht Seeley ab, was um so erfreulicher ist, als er in den frühern Bänden gern weit abliegende Abschweifungen machte; er stellt Stein nur im Rahmen der wichtigsten Vorfälle dar. Aber auch so erscheint uns Stein als der Genius der Befreiung, dessen Stimme gar oft bei den Alliirten den Ausschlag gab, der riesengroß über den Hardenberg, Metternich, Nesselrode stand, der Kutusow's Erlaß aus Kalisch beeinflußte; erschwerend genug war es für ihn, gleichzeitig deutsche und russische Interessen vertreten zu müssen. Ohne jede Neigung für Sachsen, dessen Treue gegen Napoleon er verabscheute, versuchte er es doch zu den Alliirten hinüberzuziehen, als er in Dresden war und in regem Verkehr mit Gagern lebte; aber Friedrich August schloß sich enge zu Napoleon an; und General Thielemann war kein York. Der Verwaltungsrath fand frühe sein Ende; Stein stieß wieder zum Heere, um alsbald in Reichenbach erleben zu müssen, wie die Alliirten seiner Politik der Kraft entsagten und ihn als Revolutionär behandelten; auch als der Krieg wieder begann, erlangte er seinen alten Einfluß nicht mehr; Oesterreich ließ ihn nicht aufkommen und Nesselrode verdrängte ihn bei Alexander. Voll feiner Bemerkungen legt Seeley das Verhältniß unsers Helden zu Hardenberg, Metternich, Nesselrode, Schön, Niebuhr, Arndt und andern bedeutenden Zeitgenossen dar; Hardenberg wird von ihm wol zu milde beurtheilt. Sehr zutreffend sind seine Betrachtungen über die Verblendung, mit der Napoleon die Friedensanträge der Alliirten zurückwies; ihr war die Zertrümmerung des Rheinbundes zu danken. Stein glaubte sich seinem Ziele genähert, mit verdoppeltem Feuer arbeitete er auf die Beseitigung der kleinen Staaten Deutschlands hin, in denen er nach wie vor Satelliten Frankreichs sah, die Deutschland gefährlich bleiben würden. Noch einmal wurde er Chef der Centralverwaltung in den zu besetzenden Landen, mit noch größern Vollmachten „Kaiser von Deutschland"; die Rolle sagte ihm sichtlich zu; er behandelte abstoßend die ihn überlaufenden und ihn doch verabscheuenden Fürsten Deutschlands, trieb Alexander in den Schlußkampf mit Napoleon und befürwortete aufs wärmste die Restauration der Bourbons. Die allgemeine Abspannung forderte den Weltfrieden; auf dem Wiener Congreß sollte Deutschland wohnlich umgestaltet werden, wobei Stein's Mithülfe Bedingung war. Er arbeitete mit Hardenberg den Entwurf einer deutschen Verfassung aus, aber er erlag Talleyrand's Manoeuvres; dieser erzielte, zumal in der sächsischen Frage, durch sein Legitimitätsprincip die dauernde Entkräftung des neuen Deutschland; dabei war Stein keineswegs in Uebereinstimmung mit den polnischen Plänen des Zaren, empfahl vergebens die Wiedererwerbung Elsaß-Lothringens, das dem Erzherzog Karl gegeben werden sollte, und büßte seinen Einfluß bei Alexander ein. Nie mehr hat er seitdem auf preußische, deutsche, europäische Geschäfte bestimmend eingewirkt; alles hinderte ihn an einer amtlichen Thätigkeit, worunter er ausnehmend litt, da er nur für den Staat lebte und im Staate aufging. Den einzigen Posten, der ihm in Preußen behagen konnte, das Ministerium des Innern oder die Kanzlerwürde nach Hardenberg's Tode, gab man ihm nicht. Umsonst bekämpfte er die Reaction, die in Preußen um sich griff; am Throne hörte man nicht

auf die Stimme des Schöpfers unserer Wiedergeburt. Da nahm er seine Zuflucht zu dem stets hoch gehaltenen Studium der Geschichte, rief die „Monumenta Germaniae", die unsterbliche Leistung, ins Leben, auf der das ganze ernste Studium unsers Mittelalters fortan beruht, gab ihnen in Pertz, seinem großen Biographen, einen Dictator und erwarb sich abermals ein unvergleichliches Verdienst um das deutsche Volk und Vaterland. So sind wir Stein von der Wiege bis zum Grabe gefolgt und Seeley's, des Fremden, Werk ist ein Eigenthum der Deutschen geworden.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß einige fehlerhafte Daten auch in diesem Bande mitunter laufen, Anatole de Montesquiou, nicht Montesquieu, und der kleine Großherzog von Berg Napoleon Ludwig, nicht Louis Napoleon hieß. Ein vorzügliches Namensregister erleichtert die Benutzung des Werks. Arthur Kleinschmidt.

Neue Dramen.

Weder ein erfreuliches schönes, noch weniger aber ein interessantes Thema ist behandelt in:

1. Die Merowinger. Trauerspiel in fünf Acten von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 2 M.

Das Trauerspiel besteht zumeist aus einer ziemlich losen Reihe von Mord- und Greuelscenen, zwischen welche, als freundliche Abwechselung, eine Geistererscheinung eingeschoben ist, die stets auf glutrothem Wolkenhintergrunde in weißem Gewande mit einem Flammenschwerte bewaffnet erscheint, um zu warnen und zu prophezeien. Die dramatische Composition ist schlotterig; denn die rasch fortschreitende Handlung ist ohne einheitlichen Zusammenhang und besteht nur aus einem wüsten Chaos von Schauerscenen. Die Sprache vermeidet den schönen Ausdruck und der Dichter sucht förmlich nach Bildern, die sich allerdings für poetisch geben, aber es in Wahrheit nicht sind. Vieles, was als charakteristisch und frisch erscheinen soll, ist im Grunde nur trivial und die Naivetät ist keine ursprüngliche, sondern eine gemachte. Wir geben eine Sprachprobe, die zugleich für die Moral des Dramas bezeichnend ist. Königin Bertrada hält folgendes Selbstgespräch:

La, la, la, la . . ., er hätt' mich steinigen lassen (Chlotar II., ihr Gemahl),
Wär' ich nicht wie die Hindin hergeflogen
Und hätte Schutz gesucht in Brunhild's Armen.
Die alte Hexe hat mich aufgenommen . . .
La, la, la, la . . . Ich mag nicht Nonne werden;
Und dieser Hof hat manchen Falken wohl,
Der mir den Reiher aus den Lüften holt . . .
La, la, la, la . . . und manchen jungen Burschen . . .
La, la, la, la . . . und König Theuderich . . .
Zwar ist er sehr gesetzt und ernst und finster,
Doch ich bin Königin bald . . . sein Weib ist todt . . .
Und Sigibert (Theuderich's Sohn) la, la, la, la . . . so hübsch . . .
So zart und weiß wie junger Birkenwuchs . . .
Was schiert mich Krieg und Pest, ich bin gesund,
Und dieses Leben welkt die Blume schnell.
Drum will im Garten ich spazieren gehn,
Und mich in dunkeln Lauben niederlassen,
Eh mir der Herbst das frische Grün verregnet . . .
(Sie lauscht.) Ah, Sigibert . . . ob er schon küssen kann . . .

In diesem Zusammenfluß von Greueln erleidet nicht allein die feine Sitte, sondern auch die Moral die allerschwerste Schädigung, denn Untreue und Buhlschaft werden offen und mit einer Unbefangenheit getrieben, als wäre das selbstverständlich. Nicht einen Moment fühlen wir uns gehoben und sei es auch durch eine wahrhafte Erschütterung; den handelnden Personen mangeln Größe im Guten und im Bösen; sie sind entweder sentimental oder kleinlich boshaft. Am besten gezeichnet ist die alte Sünderin Brunhilde, die wie die böse Hexe aus Grimm's Märchen erscheint, grunzt statt zu lachen und ihre königlichen Enkel mit „Ferkel" anredet. Auch die Königin Bertrada, die sich von jedem jungen Mann, der ihr in den Weg kommt, abküssen läßt, ist in ihrer Art nicht schlecht gezeichnet. Der einzig edle Mensch in dem Trauerspiel ist Pipin, und jedenfalls nur deshalb, um den Ahnherrn Karl's des Großen makellos erscheinen zu lassen. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß der nackte Realismus im Bereich der dramatischen Dichtung immer mehr Boden gewinnt, das Schöne von den weltbedeutenden Bretern gewaltsam herunterdrängt und den Tempel der Kunst zu einer Trödelbude herabwürdigt. Auch diese „Merowinger" sind ein Product realistischer Mache, welcher jeder ideale Schimmer mangelt. Die wahrhafte Poesie wendet sich trauernd ab und bedauert das zu solcher Arbeit verwendete anerkennenswerthe schöne Talent.

Eine interessante dichterische Arbeit ist:

2. Er schlägt sich nicht. Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien, Löwit. 1887. 12. 50 Pf.

Eine Controverse über den falschen Ehrbegriff, der zu Degen und Pistolen greift, um eine Beleidigung zu sühnen, und zwar eine Controverse in dramatischer Form. Das an sich heikle Motiv ist mit logischer Schärfe und lichtvoller Klarheit verarbeitet und der Verfasser hat sich nicht gescheut, die äußersten Consequenzen zu ziehen, das Aufgeben von Rang und Reichthum, um das Princip der echten Humanität zum Ziele zu führen, mitzukämpfen, daß durch alle Hindernisse hindurch und über alle Vorurtheile hinweg sich das edle freie Menschthum entfalte und gestalte. Es ist in der That ein schwerer Kampf, der da vor unsern Augen von einer kleinen Anzahl Menschen beiderlei Geschlechts stolz und überzeugungstreu geführt wird, bis sie durch die ihnen innewohnende Macht der

Wahrheit den Sieg erringen. Die Sprache ist geistvoll, klar, stellenweise von einschneidender Schärfe und hochpoetisch. Folgende Stelle wird dies bezeugen und für den Geist sprechen, der das Werk durchweht:

„Es sind andere Ideale in Sicht. Der akademische Bürger warf den privilegirten Tand über Bord, auch den privilegirten Uebermuth, und wandelt dieselbe Straße, wie jeder Mann seines Volks und seiner Nation; es genügt ihm, wenn er dort, wo blos der Instinct des Guten ist, es mit dem Bewußtsein aufnehmen und fortpflanzen darf. Nur die Uebung des Zusammenwirkens aller für den Zweck aller, aus dem Geiste jedes Einzelnen heraus, gibt uns die Existenz in der Welt. So sind wir der Allgemeinheit untergeordnet, jener schönen, in einer magnetischen Kette zusammengehaltenen und sich ihr Leben, ihr Glück, und ihre Ehre mittheilenden Allgemeinheit — doch nicht sind wir untergeordnet dem Individuum; nicht soll das eine Individuum in der Gesellschaft sich der Meinungswillkür eines andern überliefern. Kann in einer solchen Welt das Duell einen Platz haben?

Ob das Schauspiel als solches Erfolg auf der Bühne haben würde, lassen wir dahingestellt, da der Verfasser selbst von der Aufführung absieht. Das gebildete Publikum würde sich ohne Zweifel daran erbauen und Genuß finden; zur Lektüre können wir es mit gutem Gewissen empfehlen.

Karl Nissel.

Zur Sprache und Literatur des Alterthums.

1. Die Aussprache des Griechischen. Ein Schnitt in einen Schulzopf. Von E. Engel. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

„Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen." Das hat der Verfasser des uns vorliegenden Buchs gewußt und gethan. Er weiß uns viel zu erzählen und über vieles zu belehren, noch mehr: er sorgt dafür, daß die Belehrung nicht langweilig werde, er kennt seinen Horaz und mischt erinnerungsvoll utile dulci. Er hat über die Frage, welche er zu behandeln sich vorgenommen, einiges gelesen, und bringt nun diesen Lesestoff, gewürzt mit einem scharfen Zusatz eigener Reflexionen, ganz besonders aber mit dem Pfeffer und Salz persönlicher Satire, an den „Mann". An welchen „Mann", ist freilich nicht ganz klar. Den Sach- und Fachkundigen werden seine Orakelsprüche weder belehren noch bekehren; die Gebildeten aber werden, wenn sie gewissenhaft sind, dem Urtheil und der Kenntniß der „Zünftigen" mehr Vertrauen schenken als dem, wenn auch noch so amusanten Geplauder eines Dilettanten, und was vollends den „Schnitt in den Schulzopf" betrifft, so haben dermalen noch andere Leute das Messer in der Hand, um dergleichen zu besorgen, die sich schwerlich durch E. Engel's Drohungen imponiren lassen. Denn bei der Drohung ist Engel stehen geblieben; den Schnitt hat er nicht gethan, er so wenig wie seine Vorläufer; er ist ja nicht der erste mit seiner Weisheit und wird auch nicht der letzte sein; haben sich doch sogar wirklich gelehrte Leute von dem Wahnbilde des Neogräcismus und was darum und daran hängt, täuschen und blenden lassen, und es wird wol auch in Zukunft noch vereinzelten Philhellenen einfallen, ihrer Vorliebe für die Neugriechen lieber die Ehre zu geben als der Wahrheit und der Vernunft, d. h. ihre Predigt von der „unbefleckten" Reinheit der neugriechischen Aussprache und deren völliger Identität mit der altgriechischen zum besten zu geben. Wäre Engel nicht mit der Prätention aufgetreten, zu reformiren, so hätte er gewiß etwas recht Amusantes zu Stande gebracht; denn er hat das Zeug dazu; er führt eine launige und witzige Sprache; sogar diese Schrift, in welcher er sich durch einen höchst störenden Zusatz von Ernst und Gelehrsamkeit sein Spiel verdorben hat, enthält für solche, die auf pikante Kost ausgehen, ganz gelungene Partien. Sobald man sich über die Thatsache hinweg, daß man es mit einem Reformator in spe zu thun habe, in das Gefühl hineintäuschen kann, daß ein Schalk vor uns stehe, wird die Schrift ihre erheiternde Wirkung nicht verfehlen, aber mit diesem „sobald" u. s. w. hat es seine guten Wege: Engel macht es einem mit seinem fürchterlichen Ernst und der Berserkerwuth, mit der er gegen die anerkanntesten Autoritäten ankämpft, unmöglich. Autoritätenglaube ist nun zwar in wissenschaftlichen Dingen ein verpönter Begriff; aber nur solche dürfen sich darüber hinwegsetzen, welche auf eigenen Füßen stehen und durch strenge Studien sich diese Selbständigkeit des Urtheils erworben haben. In dieser Lage befindet sich aber Engel nicht, und dann macht sein übermüthiges Gebaren einen unangenehmen, ja widerlichen Eindruck. Die Form, in welche er seine Polemik einzukleiden beliebt, ist so maßlos wie nur möglich.

Auf die Sache selbst, d. h. auf die Widerlegung der Engel'schen Kraftsätze kann hier nicht eingegangen werden. Wenn aber Engel von der „Zunft der classischen Philologen" die Meinung hat, daß es, milde gesagt, nicht scheine, als ob die einseitige Beschäftigung mit dem classischen Alterthum einen Schutz gewähre gegen den gänzlichen Mangel an wissenschaftlichem Sinn, an einfacher Folgerichtigkeit des Denkens, so werden die geschmähten Philologen mit mehr Recht und in Uebereinstimmung mit der Zunft der Urtheilsfähigen dem Verfasser entgegen halten können, daß, wer über wissenschaftliche Materien schreiben oder gar belehren will, dieselben beherrschen muß, daß speciell in vorliegendem Falle ganz andere Studien in Epigraphik, Metrik, Linguistik nöthig sind, als Engel sich solcher berühmen kann, welcher selber gesteht, d. h. sich damit breit macht, volle vier Monate diesem Studium gewidmet zu haben! Die „Frühlingstage", die er in Griechenland zugebracht, sind freilich in dieser Studienära nicht inbegriffen.

Philosophisch betrachtet wäre es ja nicht geradezu unmöglich, daß eine Sprache während Jahrtausenden ihren Lautwerth völlig unverändert beibehielte (und im Chinesischen mag es der Fall sein); aber für sämmtliche Cultursprachen ist es nicht blos höchst unwahrscheinlich, sondern es ist erwiesenermaßen nicht geschehen. Warum soll das Griechische eine Ausnahme machen? Das Griechische zeigt diese Veränderung gerade im allerhöchsten Grade, da es auch und vorzugsweise die Vocale dem Einfluß der Zeit preisgegeben hat. Die Schrift Engel's aber wird von dem erfahrungs- wie vernunftwidrigen Wahn beherrscht (den er bei den Neugriechen aufgelesen hat), daß es in jeder Beziehung beim Alten geblieben sei, daß also schon bei den alten Griechen e i ei oi y yi, also sechs Laute, ganz gleich, nämlich wie i ausgesprochen worden seien. Holder Einklang!

Wir können und wollen hier dem Verfasser auf seiner mit leichtem Sinn und leichtem Gepäck unternommenen Reise durch ein unebenes Gebiet nicht folgen und begnügen uns, den Leser mit einigen von seinen Thesen näher bekannt zu machen, welche er gleichsam als Quintessenz aus seinem Beweismaterial herausdestillirt hat. Da lautet Nr. 1: „Höchster Richter in Fragen der Aussprache ist die lebendige Ueberlieferung." Und also, folgern wir weiter, haben die alten Römer Tschitschero und Tschesar (e) und dscheuere und piatschere u. s. w. ausgesprochen gerade wie die heutigen; denn diese repräsentiren doch so gut die „lebendige Ueberlieferung" wie die Neugriechen diejenige ihrer Ahnen. Nr. 5 lautet: „Ein Schriftzeichen allein sagt nichts über seine Aussprache." In dieser allgemeinen Fassung ist der Satz grundfalsch, z. B. gerade in seiner Anwendung auf die Vocale. Für die Engländer und Neugriechen mag er gelten, aber eine Fülle von Eigennamen, welche gewisse Culturvölker (Römer, Griechen, Deutsche) voneinander angenommen und in ihrer Sprache mit denselben Schriftzeichen geschrieben haben, sind beweisend für jeden, der sich nicht auf das Allerunwahrscheinlichste capricirt. Die Vocalreihe a e i o u sollte doch und wird hoffentlich auch aus innern in der Natur der menschlichen Kehle, also in der Physik liegenden Gründen gegen die Launen einer „geistreichen" Skepsis geschützt sein. Nr 8: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich die Aussprache in gleichem Zeitraume stärker ändert als die Sprache selbst." Was heißt „stärker" bei zwei heterogenen Dingen? Und hat sich denn die neugriechische Sprache (d. h. die Volkssprache, nicht die wissenschaftliche der Gelehrten) etwa nicht stark geändert, wenn wir sie mit dem Bestande der perikleischen Zeit vergleichen? Nr. 13: „Die uns bekannte Schrift der Griechen war zu keiner Zeit eine phonetische." Dann gibt es auf der ganzen Welt keine Sprache, welche den Namen „phonetisch" verdient. Man hat doch die Laute, um den Lautwerth zu bezeichnen. Warum sollten es die Griechen (die doch keine Mischsprache hatten und überdies den einfachen Regeln des gesunden Menschenverstandes folgten) in ihren guten Zeiten anders gehalten haben? Daß sich in ihrem Consonantensystem Nuancen der Aussprache, verglichen mit der unserigen und sogar verglichen mit frühern oder spätern Perioden ihrer eigenen Aussprache zeigen, darf uns nicht hindern, ihre Schrift als phonetisch zu bezeichnen, denn denominatio fit a potiori. Nr. 20: „Die meisten Erasmianer haben nie Altgriechisch aus neugriechischem Munde gehört." Mag ja sein, ist aber auch absolut überflüssig; sonst müßte man auch, um Latein richtig zu sprechen, es aus dem Munde der heutigen Italiener gehört haben.

Die Schluß- und Kraftnummer lautet: „Der Schlendrian der Philologen macht die Einführung dieser (nämlich der lebendigen Ueberlieferung der neugriechischen Aussprache) sowie jeder andern heilsamen Neuerung auf dem Wege wissenschaftlicher oder praktischer Ueberredung unmöglich; sie ist nur durch einen Machtspruch der obersten Schulverwaltung zu erreichen."

Wir hoffen, es wird noch manches Jahr ins Land gehen, ehe dieser neugriechische „Frühlingstag" über den Schulen blauen wird.

2. Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen. Von C. Sittl. Dritter Theil. München, Th. Ackermann. 1887. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Man sollte denken, eine griechische Literaturgeschichte stehe nicht in der vordersten Reihe derjenigen Desiderien, welche einem Philologen nahe liegen. Denn dieses Feld ist von Autoritäten ersten Ranges cultivirt worden, und wenn es zu beklagen war, daß einer der berufensten, G. Bernhardy, nicht dazu gekommen ist, auch der griechischen Prosa seine Feder zu widmen, so ist diese Lücke in wünschenswerthester Weise ausgefüllt worden durch des unvergeßlichen C. O. Müller's Handbuch. Freilich ist dasselbe zunächst für Gebildete berechnet und entbehrt des gelehrten Apparats. Theodor Bergk's epochemachende Leistung dagegen ist mehr oder weniger ein Torso geblieben, und Nicolai's „Griechische Literaturgeschichte" (neue Bearbeitung 1873) kann trotz ihres sehr gelehrten Anstrichs und des reichen Apparats, den sie zur Schau trägt, strengen wissenschaftlichen Anforderungen nicht voll genügen. Eine neue und vollständige Literaturgeschichte, also mit Quellenangabe und Apparat, für Fachgenossen berechnet, wäre heute kein zweckloses Unternehmen; aber dieser Aufgabe könnte und dürfte sich nur ein Gelehrter unterziehen, der neben einem umfassenden, den ganzen Complex der Ueberlieferung beherrschenden und durch Vergleichung verwandter Gebiete und anderer, auch moderner Literaturen, geschärften Blick, wie ihn ein Theodor Bergk besaß, auch noch den richtigen Sinn für literarische Erscheinungen, das Feingefühl für die schöne Form, um nicht geradezu zu sagen, die poetische Anlage zur vollen Nachempfindung mitbrächte: gewaltige Anforderungen freilich, aber entsprechend der gewaltigen Aufgabe und auf jeden Fall nur von einem durch und durch ausgereiften Geiste zu erfüllen.

Die uns vorliegende Leistung konnte diesem Maß der Anforderungen schon aus dem einfachen Grunde nicht gerecht werden, weil dem Verfasser die Reife des Alters fehlte. Dem jugendlichen Alter, und wäre dasselbe noch so begabt und außergewöhnlich belesen, muß ein solcher Versuch versagen. Das ist Naturgesetz; an den höchsten Wurf darf sich nur der wagen, der sich gerüstet weiß und dem Zeit und Erfahrung dies möglich gemacht haben.

Brauchbar und darum verdienstlich ist das Buch gleichwol in mehr als einer Hinsicht: es ist ein, wenn auch nicht vollständiges, so doch immerhin stattliches Repertorium des Quellenmaterials, des antiken sowol als auch des modernen. Man wird kaum eine zur Sache gehörige Frage in demselben nicht berücksichtigt finden; wer über irgendeinen Punkt auf diesem weiten Gebiete Belehrung oder Literaturangaben wünscht, wird nicht vergeblich suchen. Der Verfasser hat keine Mühe und keinen Fleiß gescheut; er hätte sogar manches weglassen können. In der Aufzählung des massenhaften Stoffs, der sich seit Jahrhunderten angehäuft hat, zeigt sich die wahre Gelehrsamkeit viel weniger als in der Ausscheidung des Veralteten vom Bleibenden, des Werthlosen vom Werthvollen; in der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister; man muß auch der Zeit ihr Recht lassen; was für immer in ihrem Strom untergegangen ist, ohne andere Spuren als den Namen und Titel zu hinterlassen, hat das Anrecht auf Berücksichtigung verwirkt. Auch G. Bernhardy ist nicht sparsam gewesen mit seinen Literaturangaben; aber er hat die Massen derselben mit selbständigem kritischen Blick gesichtet und seine Anführungen mit dem Urtheil des gereiften, vielbelesenen Mannes begleitet. Die Geschichte der griechischen Literatur wissenschaftlich zu bewältigen, erfordert nicht blos ein Riesenstudium, sondern auch einen Riesengeist. Denn sie muß ihre Ziele viel weiter stecken, als der nationale griechische Boden reicht, sie muß, richtig aufgefaßt und dargestellt, Perspectiven eröffnen auf die Geschichte der spätern Völker, auf die Entwickelung der literarischen Ideen und Gattungen bei sämmtlichen Erben der Griechenwelt. Ferner muß ein Werk, das uns das Wesen der redenden Künste bei einem dem Dienste des Schönen ergebenen Volke klar legen will, selbst wieder ein Kunstwerk sein und die Gesetze jener Schönheit an sich selbst veranschaulichen. Von dem allen ist im vorliegenden, wir wiederholen es, fleißigen und gründlichen Werke nicht viel zu verspüren. Ab und zu sind wol einige vergleichende Lichter aufgesteckt, aber sie sind zu isolirt und individuell und beleuchten keine größere Fläche; man vermißt die fruchtbaren anregenden, schöpferischen Gedanken, schöpferisch nämlich in dem Sinne, daß sie unserm Verständniß die Gesetze der Entwickelung klar legten, sodaß die ganze Literatur uns als ein Product zweier Factoren, der Freiheit und der Nothwendigkeit erschiene und begreiflich würde. Die Darstellung ist im ganzen wol correct, wandelt aber in herkömmlichem Gleise, ohne den Leser zu fesseln. Letzteres sollte aber in einem Werke, das uns mit dem Höchsten eines Volkslebens vertraut machen will, der Fall sein. Das genus tenue hat seinen Platz in der nüchternen Forschung, die Darstellung eines welthistorischen, exemplarisch gewordenen Processes verlangt ein mehreres. Es fehlt auch in Deutschland nicht an mustergültigen Vorgängen. Damit soll ja nicht etwa jener Sucht das Wort gesprochen sein, überall durch „Geist“ und Originalität zu glänzen, die allerdings hier und da auch große Geister streift! Von diesem Vorwurf kann der Literarhistoriker C. Sittl mit Fug und Recht freigesprochen werden. Er läßt seiner Subjectivität die Zügel nicht schießen und bleibt bei der Materie. Auch durch die Machtsprüche anderer Subjectivitäten läßt er sich nicht blenden oder bestechen und gibt das Herkömmliche gegen den Ansturm der Neuerer nicht preis ohne reifliche Ueberlegung und zwingende Gründe.

Im einzelnen wäre freilich manches zu bezweifeln oder zu berichtigen. Vergleiche, z. B. wie der des Lyrikers Simonides mit Voltaire! blieben nicht nur besser weg, sondern stören geradezu, weil sie absolut nichtig sind. Behauptungen ferner wie die, daß der Gesang des dramatischen Chors nicht unisono gewesen sei, sollten mit größter Reserve aufgestellt werden, weil Autoritäten ersten Ranges ihr entgegenstehen und die angeführten Stellen nicht beweisend sind; wenn der νόμος ὄρθιος und das chromatische Tongeschlecht angeführt werden, so sollte der erste mit einigen Strichen charakterisirt und in Bezug auf letzteres zum mindesten gesagt werden, daß es etwas ganz anderes bedeute als heutzutage. Manches dagegen dürfte billig unerwähnt bleiben, wie z. B. der Umstand, daß Aeschylus im Traume von Dionysos zur dramatischen Thätigkeit aufgefordert worden sei! Welchem ernsthaften Leser wird mit solchen Geschichten denn gedient? Wenn dagegen der wunderbare Tod desselben Dichters, wie ihn die Sage bildete, erwähnt wurde, so hätte auch das Volksmärchen — das ja auch anderweitig bei solchen Anlässen thätig war — inhaltlich dargelegt werden sollen; denn nur so gewinnt der Leser ein Verständniß. Und was sollen auf der andern Seite Aufstellungen wie die, Euripides sei, „ungeachtet daß“ er kein Schmeichler war, an den Hof des Königs Archelaos gegangen? (woher weiß denn der Verfasser, ob Euripides ein Schmeichler oder ob er keiner gewesen sei?), oder vollends die Behauptung, bei den griechischen Dramatikern „entbehre fast kein Vers eines bildlichen Ausdrucks“! Man traut seinen Augen kaum; denn man kann schon bei Sophokles, geschweige bei Euripides, ganze Seiten weglesen, und zwar ohne zu suchen, wo man nicht auf einen einzigen stößt! Wir meinen natürlich, wie doch wol auch Sittl bewußt bildliche Ausdrücke, nicht solche wie „verstehen“ oder „begreifen“, die ja ursprünglich auch bildlich sind.

Anderes ist wieder unklar ausgedrückt, z. B. „in jedweder griechischen Dichtung“ seien „die Götter leibhaftig erschienen“, oder: „Ein religiöses Schauspiel, ich meine

ein Mysterium im Sinne des Mittelalters, hat im heidnischen Griechenland nie existirt, weil alle derartigen Bräuche, aus denen sich ein solches hätte entwickeln können, Cultusacte blieben" — wer versteht das? Um nun bei letzterm einen Augenblick zu verweilen: sind denn die Mysterien (diese Form einstweilen als richtig angenommen, obwol sie gegenüber den Misterien = Ministerien sehr zweifelhaft ist) nicht auch Cultusacte gewesen? Und was hat das „heidnisch" dabei zu thun?

Sehr skeptisch, ohne hinreichenden Grund, verhält sich der Verfasser gegen die dem Sophokles zugeschriebene Schrift vom Chore, während er anderes sehr gläubig hinnimmt z. B. die allerdings traditionelle und zum philosophischen Dogma gewordene Fabel von der subtilen Empfindlichkeit des Athener in religiösen Dingen und, was damit zusammenhängt, die Bestrafung des Aeschylus wegen Verletzung des eleusinischen Geheimdienstes u. s. w. Entweder nämlich war diese Empfindlichkeit wirklich vorhanden — dann aber mußte Aristophanes wegen der hypermiserablen Figur des Theatergottes Dionysos in den „Fröschen" zum mindesten gerädert und wegen seines Sturmlaufens gegen die Götter in den „Vögeln", wo er eine ganz andere Götterdynastie verlangt, bei lebendigem Leibe geröstet werden (was beides bekanntlich nicht geschah), oder jene Empfindlichkeit ist ein holdes Märchen und die Dichter durften „in piis causis" thun und lassen, was ihnen gefiel; denn ein Unsinn ist es zu glauben, daß dieselben Gehirne den komischen Dichtern allen Unfug der himmelschreiendsten Profanation sollten gestattet, den Tragikern dagegen bei der geringsten Abschwenkung vom traditionellen Glauben auf die Finger geklopft haben. Vollends komisch aber nimmt sich die Verletzung der eleusinischen Geheimnisse aus, wenn Tausende und abermals Tausende diese „Geheimnisse" kannten! Gegen diese Handgreiflichkeiten darf das Vorgehen der Athener gegen vereinzelte Philosophen (Protagoras, Diagoras, Sokrates) nicht ins Feld geführt werden: bei Sokrates wissen wir, daß seine religiöse Propaganda ihm nicht den Tod gebracht hat; und bei den übrigen darf man gleichfalls noch andere Motive als mitwirkend zu der Verfolgung annehmen.

Ueber die hochwichtige Frage, wie sich die Tragiker zur athenischen Politik verhalten, beziehungsweise ob sie sich in ihren Dramen Anspielungen auf dieselbe in größerm oder kleinerm Maße unter der Maske ihrer Helden gestattet haben oder nicht, hat sich Sittl so unbestimmt ausgesprochen, daß man aus seinen Aeußerungen alles machen kann. Wohl scheint er sich auf die Negative zu stellen; wenn es aber hergebracht gewesen sein soll, bei jedem Anlaß über die Spartaner herzufahren (auch in der Tragödie), so würde diese Gepflogenheit ein arges Loch in jene Regel von der Abstinenz reißen, und man wird angesichts des großartigen Tendenzdramas des „Eumeniden" nicht umhin können, einen andern Standpunkt als jenen negativen einzunehmen und zu bekennen, daß es lediglich vom guten Takt des Dramatikers abgehangen habe, ob und in welchem Umfange er den Fragen des Tags Aufnahme in sein Stück verstatten wollte.

Schließlich sei ein Bedenken geäußert gegen die, wir möchten sagen rationalistische Erklärung der vielbesprochenen Stelle, wonach Sophokles den Anfang gemacht habe mit dem Wettstreit von Einzeldramen anstatt der Tetralogien. Was nothwendig in der künstlerischen Entwickelung, im Fortschritt der dramatischen Bewegung lag, sollte nicht auf einen zufälligen localen Umstand zurückgeführt werden.

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Charakteristiken" von Erich Schmidt sagt die amerikanische Wochenschrift „The Nation", Nr. 1053 d. J., nach Angabe des Inhalts: „Wir heben, als von besonderm Verdienst, eine eingehende Studie über Heinrich von Kleist hervor, den Dichter, der so nahe daran war, der erste deutsche Dramatiker zu werden. Auch der Essay über Bürger's «Lenore» ist sehr lesenswerth. Als Essayist ist Schmidt gelehrt und scharfsinnig. Er besitzt große Begabung für die historische Analyse und seine Darstellung ist weniger schwerfällig als die der meisten seiner Landsleute."

Ferner über „Credo". Gesammelte Aufsätze von Fritz Mauthner: „Seine Betrachtungen in dieser Richtung (der Inhalt der Essays ist hier ebenfalls summarisch vorher angegeben, zuletzt Mauthner's Ansichten über die unsterblichen Classiker, welche man heutzutage wegen ihrer Offenheit in sexuellen Dingen meide, während man eifrig nach der Tageszeitung greife), sind zwar interessant; wir glauben jedoch nicht, daß er den eigentlichen Grund der wichtigen Frage, die er erörtert, berührt."

Ueber das erstere Werk sagt die „Saturday Review" vom 30. Juli: „Die «Charakteristiken» enthalten viel sowol Unterhaltendes wie auch Belehrendes über die Sitten und Vorstellungen der Deutschen in der Renaissancezeit und die deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Mängel der Essays jedoch sind eine gewisse Weitschweifigkeit, welche den Gegenstand eher überströmt als in ihn eindringt und eine «manie de briller», die nicht sehr fern von literarischem Geckenthum ist. Ihre Prätension ist in solchen Studien wie «Faust und das 16. Jahrhundert», «Krieg der Mode», «Ariosto in Deutschland» sichtbarer, als in denen von ausgesprochenerem kritischen Charakter. Eine kleine Gruppe Essays über Goethe und die mit seinem Kreise zusammenhängenden Damen zeigt viel richtiges Verständniß und genaue Charakterkenntniß; der über Goethe's Mutter ist besonders gelungen. Ein Essay über Heinrich von Kleist ist, wenn auch nicht seiner Originalität wegen bemerkenswerth, doch des Gegenstandes wegen hochinteressant; einer über Theodor Storm macht uns mit einem der besten neuern deutschen Verfasser kurzer Erzählungen bekannt, dessen Ruf allmählich nach dem Auslande zu dringen scheint."

Ueber „Briefe von und an Hegel" heißt es ebendaselbst: „Der während des größern Theil seines Lebens geführte Brief-

wechsel eines so ausgezeichneten Denkers wie Hegel über Gegenstände von geistigem Interesse kann nicht anders als von Bedeutung sein. Der Werth der vorliegenden Sammlung jedoch ist durch die Thatsache vermindert, daß die größere Zahl der Briefe nicht von Hegel selbst herrührt, sondern von seinen Freunden, meistens Personen zweiten und dritten Ranges. Dies ist besonders bei dem Briefwechsel in den letztern und glücklichern Jahren seines Lebens der Fall, wo seine Beschäftigungen sich vermehrten und er immer abgeneigter wurde, Briefe zu schreiben. Er scheint überhaupt niemals sehr fürs Briefeschreiben eingenommen und abgeneigt gewesen zu sein, in seiner Correspondenz auf philosophische Fragen einzugehen. Die langen Briefe seiner Jugend und seines ersten Mannesalters befassen sich zum großen Theile mit Privatangelegenheiten, und nachdem seine Stellung glänzend und gesichert geworden, werden seine Briefe kürzer und seltener. Sie sind indessen stets interessant, und ihre häufige Gefühlswärme widerlegt zur Genüge das Bild, das man sich nach dem Spaß oder der Bosheit Heine's von dem Philosophen als einem kalten und unliebenswürdigen Menschen gemacht hat. Goethe erkennt seine Bekanntschaft mit ihm und das Anregende seiner Schriften als Elemente in dem neuen Frühling an, welchen der greise Dichter im Alter von 75 Jahren zu genießen begann; und es ist erfreulich, wenn man sieht, wie er nach vielen Jahren der Entfremdung Schelling auf dem alten freundschaftlichen Fuße wieder begegnet, wenngleich die Herzlichkeit, wie zu fürchten steht, hauptsächlich auf seiner Seite war. Von den Zänkereien und Misverständnissen der Philosophen des Tages ist genug und mehr als genug darin, zumeist aber nicht von Hegel selbst. Zu den interessantesten Briefen gehören Hegel's Reisebriefe an seine Frau und Knebel's Bemerkungen über Napoleon in Weimar, welche andeuten, wie tief deutscher Patriotismus damals bei Einigen gesunken war."

Ueber „Sphinx locuta est. Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung" von F. A. Louvier sagt die englische Wochenschrift: „Es ist traurig, ein gutgemeintes Werk als nur durch Absurdität hervorragen bezeichnen zu müssen; nichts anderes aber läßt sich möglicherweise über die letzte Auslegung des «Faust» sagen. Der Verfasser will es durchaus haben, es soll jede Zeile im «Faust» einen verborgenen Sinn, philosophischen, politischen oder kritischen haben. Merkwürdigere Entdeckungen sind sicherlich niemals gemacht worden, als diejenigen, welche diesem Goethe'schen Swedenborg vergönnt worden sind. Das Eulennest in der Hexensabbatscene ist Lessing's Nathan. Die Brüste der jungen Hexe sind Gleichheit und Brüderlichkeit, die rothe Maus, die aus ihrem Munde hervorspringt, ist die Schreckensherrschaft — der Wein, der den Säufern in Auerbach's Keller gereicht wird, ist Schiller's «Räuber» und Mozart's «Don Giovanni». Wenn dies Louvier's Ausbeute im ersten Theile des «Faust» ist, so läßt es sich leicht muthmaßen, wie er sich auszeichnet, wenn er in dem glücklichen Jagdrevier der Ausleger, dem zweiten Theile, anlangt. Sparta ist die Poesie; Messeno ist Klopstock's «Messias», wie die Aehnlichkeit der Wörter augenscheinlich andeutet; das Meer ist die Unvernunft, das Ewig-Weibliche die Vernunft, und Louvier's «rationelle Forschungsmethode» führt ihn zum Schlusse, daß «Faust», bis zur Vollbringung seiner Erlösung, der Verstand sei."

Schließlich sagt die „Saturday Review" über „Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur" von E. Grisebach, er habe früher der chinesischen oder in ihrem Ursprunge wahrscheinlich indischen Novelle von der treulosen Witwe, die in der westlichen Welt am besten in ihrer Petrarcischen Form als die Matrone von Ephesus bekannt sei, unendlich viel Forschung gewidmet. „Er hat nun seine Arbeit in einem hübschen Bändchen zusammengefaßt, das wegen seines Formats (?) und der Schwärze (?) der gothischen Typen sich etwas schwer (?) liest. Er verfolgt die Novelle auf ihren Wanderungen durch die Weltliteratur und will sie, etwas zu vertrauensvoll wie uns dünkt, sogar in der köstlichen «Frau Fuchs» in Grimm's «Kinder- und Hausmärchen» wieder erkennen. Wir können in den Tadel, den er über Goldsmith's Version ausspricht, wo die Umkehrung der ursprünglichen Katastrophe eine angenehme Ueberraschung hervorbringt, nicht mit einstimmen."

Bibliographie.

Bickersteth, E. H., Gestern, heute und in Ewigkeit. Ein Gedicht in 12 Büchern. Aus dem Englischen übersetzt von Helene von B. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. 2ter Halbbd. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 7 M.

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérome von Westphalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König von Württemberg. Herausgegeben von A. v. Schlossberger. 2ter Bd. Vom 20. März 1811 bis 27. Sept. 1816. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 8 M.

Büchner, L., Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung. Ein historisch-kritischer Versuch. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Delpit, A., Das Fräulein von Bressier. Roman. Autorisirte Bearbeitung von M. v. Weißenthurn. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Dove, R., Einige Gedenkblätter aus der Geschichte der Georgia Augusta seit 1837. Aus Anlaß der Jubelfeier ihres 150jährigen Bestehens zusammengestellt und erläutert. Göttingen, Spielmeyer. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Dulk, J. H. W., Gedichte. Ausgewählt aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Dietz. 12. 1 M. 50 Pf.

Dürckheim, F., Graf Eckbrecht, Erinnerungen alter und neuer Zeit. 2 Bde. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 10 M.

Gensichen, O. F., Immortellen. Berlin, Grosser. 12. 1 M. 50 Pf.

— — Tamina. Eine Dichtung. Berlin, Grosser. 12. 1 M. 50 Pf.

Göbel, E., Die Westküste Afrikas im Altertum. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hesekiel, Ludovica, Reiche Leute. Erzählung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M. 60 Pf.

Hof, R. vom, Krone und Kerker. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Köhler, G., Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen in 3 Bdn. 3ter Bd. 1ste Abth. Die Entwickelung der materiellen Streitkräfte in der Ritterzeit. Mit 6 lithographirten Tafeln. Breslau, Koebner. Gr. 8. 15 M.

Koldewey, F., Die Schulgesetzgebung des Herzogs August des Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel. Eine schulgeschichtliche Abhandlung der Georgia Augusta zu ihrem 150jährigen Jubelfeste dargebracht. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 1 M.

Lechler, R., Meine Heimreise aus China über Hawaii und quer durch Amerika. Basel, Missionsbuchhandlung. Gr. 8. 50 Pf.

Ledderhose, K. F., Leben und Lieder der Gräfin Erdmuth Dorothea von Zinzendorf, geb. Gräfin von Reuß. Mit dem Porträt und dem Faksimile der Gräfin. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M.

Miklosich, F., Die Blutrache bei den Slaven. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 M. 30 Pf.

Natzmer, G. E. v., Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Tl.: 1820—1832. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Reuter, A., Dorothea Schlözer. Eine biographische Skizze. Göttingen, Spielmeyer. Gr. 8. 50 Pf.

Schafhäutl, K. E. v., Abt Georg Joseph Vogler. Sein Leben, Charakter und musikalisches System, seine Werke, seine Schule, Bildnisse etc. Mit 3 Porträts, Facsimilen und Notenbeilagen. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1888. Gr. 8. 8 M.

Schultes, C., Gambskreß' und Enzian. Innthaler G'schicht'n. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 3 M.

Ein Stündchen in der Leihbibliothek. Komische Scene mit Gesang. Leipzig, Kalb. 8. 50 Pf.

Thom, H., Verrauschte Accorde. Töne und Weisen aus schöner Zeit. Leipzig, Reinboth. 12. 3 M.

Tolstoi, Graf L., Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben. Deutsch von A. Scholz. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Urlichs, L. v., Thorwaldsen in Rom. Aus Wagner's Papieren. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M.

Vincke, G. Freih., Alte Geschichten. 2 Bde. Münster, Aschendorff. 8. 5 M. 70 Pf.

Vogel, O., Rügen. Ein Liederkranz. Greifswald, Bamberg. 8. 2 M. 25 Pf.

Wallace, L., Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. 2 Bde. Mit Porträt von General L. Wallace. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Zenske, J., Aus großen Tagen. Kaiser-Jubellieder, gesammelt und herausgegeben. Mit 1 Porträt. Cottbus, Kittel. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Die Leutringens.

Roman von
A. von Klinckowström.
2 Bände.
Preis geheftet 6 M.; fein gebunden 7 M.

Einer aus der Masse.

Roman von
Alexander Römer.
Preis geheftet 4 M. 50 Pf.; fein gebunden 5 M. 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

In ägyptischen Diensten.

Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers.
Von
Max Müller, Lieutenant a. D.

Mit 10 Abbildungen und einer Karte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Die Tausende von Touristen, die jährlich von Alexandrien nach Kairo, von einem ägyptischen Monument zum andern eilen, ahnen oft nicht, welch reiches, interessantes Volksleben sich dicht vor den Thoren Alexandriens mit dem Beginne der Wüste entfaltet; hier hat der Beduine noch seine Ursprünglichkeit bewahrt. Der Verfasser, der mehrere Jahre als Offizier der ägyptischen Küstenwache thätig war, bietet seine werthvollen Beobachtungen in ansprechendem Gewande, bald spannende Schilderungen seiner Kämpfe mit griechischen und arabischen Schmugglerbanden, bald fesselnde, lebenswarme Gemälde des Volkslebens in der Wüste.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Cours abrégé
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après
Bougeault, Paris, Albert, Demogeot
par **M. Asmus.**

2^me^ édition. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur, sowol zum Gebrauch in Schulen und Privatinstituten wie auch zum Selbstunterricht bestimmt, hat sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, sodass schon nach kurzer Zeit das Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage nothwendig geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika
von
Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von
Hermann Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Afrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, begleitete Paul Reichardt vier Jahre lang und wurde durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DAS NIBELUNGENLIED.

Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche
von **Karl Bartsch.**

3. Auflage. 8. Geh. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Neben seiner mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Nibelungenliedes (bereits in sechster Auflage erschienen) bietet hier Bartsch eine speciell zum Schulgebrauch bestimmte Textausgabe mit Wörterbuch, die sich auch durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

In ähnlicher Weise erschienen:

Kudrun. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 8. Geh. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Walther von der Vogelweide. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 2. Auflage. 8. Geh. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang zur Erlernung
der schwedischen Sprache
für den Schul- und Privatunterricht.
Von
E. Funk.

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in dritter Auflage vorliegt, hat sich als sehr brauchbar, besonders auch beim Selbstunterricht für Kaufleute bewährt. Zur eigenen Prüfung der daraus übersetzten Uebungsstücke dient der „Schlüssel zum Praktischen Lehrgang" (80 Pf.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 13. October 1887.

Ein geschichtliches Gemälde von Ernst Wichert.

Der Große Kurfürst in Preußen. Vaterländischer Roman von Ernst Wichert. Erste Abtheilung: Konrad Born. Zweite Abtheilung: Der Schöppenmeister. Zwei Bände. Dritte Abtheilung: Christian Ludwig von Kalckstein. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1886—87. 8. 20 M.

Eine ostpreußische Epopöe in Prosa, die ein ostpreußischer Dichter geschrieben; der Held derselben ist der Große Kurfürst, der gegenüber den trotzigen Städten und dem aufsässigen Adel des Landes sein souveränes Regiment mit eiserner Hand durchsetzt. Wir haben hier eine epische Historie vor uns; sie verfällt nirgends in den Memoirenroman; aber die geschichtliche Bewegung selbst nimmt einen breiten Raum in derselben ein und zwingt oft die romanhafte Erfindung, sich mit Randarabesken zu begnügen.

Das große Gemälde gliedert sich in drei Abtheilungen; die erste einbändige hat den Titel „Konrad Born". Hier wahrt Ernst Wichert Recht und Pflicht des Romandichters, indem er eine frei erfundene Persönlichkeit in den Vordergrund seines Werks stellt. Die Tendenz dieses ersten Theils ist es, die Willkürherrschaft des ostpreußischen Adels darzustellen, dem gegenüber das Volk vollständig rechtlos ist, dessen Gewaltthaten straflos bleiben. Die Töchter des Volks werden von ihm verführt; die Söhne aber, denen die mit dem Adel verbundenen Gerichtshöfe das Recht verweigern, wenden sich dem neuen Regiment zu, das dem tapfern Soldaten aus niederm Stande den Offiziersdegen ertheilt und ihn so aus rechtloser Erniedrigung erhebt. So wird uns in anschaulichen Bildern, in denen tiefe Schatten auf die damalige Adelswirthschaft fallen, der haltlose Zustand des Landes geschildert und damit die Berechtigung des eisernen Griffes nachgewiesen, mit dem die Souveränetät der Hohenzollern die Macht der damaligen Machthaber zermalmt.

Dies ist der Inhalt der beiden andern zweibändigen Romane. Der Schöppenmeister Rohde ist der Vorkämpfer des königsberger Bürgerthums, das festhält an den alten ständischen Rechten, die es mit Hülfe der Krone Polen zu wahren sucht. Rohde ist der Märtyrer dieser Opposition; er stirbt im Gefängniß, wohin der Kurfürst ihn bringen ließ, nachdem eine juristische Commission ihn verurtheilt hatte. Noch schlimmer ergeht es dem Helden der dritten Abtheilung: Christian Ludwig von Kalckstein; der stolze Aristokrat, der sich gegen das neue fürstliche Regiment zur Wehr setzte, mußte sogar das Schaffot besteigen.

Es sind zwei geschichtliche Tragödien, und der Hochdruck dieser bedeutsamen Vorgänge und der Charaktere, welche die Träger derselben sind, lastet etwas zu sehr auf der Gestalt des Romanhelden Konrad Born, der wie Quentin Durward und Waverley in diese geschichtlichen Begebenheiten mitverstrickt ist, hier und dort thätig eingreift oder unter ihnen leidet. Hierzu kommt, daß der Titelheld des ganzen Gemäldes, der Große Kurfürst, die Wucht seiner bedeutenden Persönlichkeit, die gleichsam vom hohen Piedestal der Geschichte herab die Handlung beherrscht, in die Wagschale der Romandichtung wirft.

Den Eindruck eines selbständigen Romans auf geschichtlichem Hintergrunde macht am meisten die erste Abtheilung: „Konrad Born." Hier tritt der Phantasieheld ausschließlich in den Vordergrund; seine frei erfundenen Schicksale fesseln unsere Theilnahme; die Helden der spätern Abtheilungen erscheinen auch schon hier, ebenso der Kurfürst, aber sie halten sich noch in einer geschichtlichen Perspective und beeinträchtigen durchaus nicht den Eindruck des Vordergrundes und der auf ihm sich abspielenden Begebenheiten.

Konrad Born ist der Forstgehülfe seines Vaters, der als Wildnißbereiter in jenen weitverbreiteten Waldregionen wohnt, die sich der Pregel entlang ziehen: er ist eine Art

von Hinterwäldler in dem alten Ostpreußen: der Urwald wird von Wichert sehr stimmungsvoll geschildert. Obrist de la Cave mit seiner reizenden Tochter Blanche kommt zur Jagd in diese Gegenden: der schöne hochgewachsene Konrad und das Edelfräulein empfinden bald lebhafte Neigung füreinander. Konrad hat eine Schwester Gabriele, ein Mädchen leichter Art und unternehmungslustigen Sinnes, welches den Jagdjunkern mehr als ziemlich entgegenkommt. Der eine derselben, von Röbern, der ihr in ihre Gemächer folgen will, stößt auf Widerstand bei dem alten Wildbereiter, und da dieser sich an ihm vergreift, tödtet ihn der Junker. Gabriele flieht; Konrad will das Einschreiten der Behörden gegen den Todtschläger durchsetzen, doch in Insterburg findet er kein Recht und in Königsberg ebenso wenig. Er rettet dem Sohn eines Kaufmanns, des Schöppenmeisters Rohde, das Leben, als dieser bei einer Eisfahrt dem Untergange nahe ist, und tritt in das kaufmännische Geschäft als Lehrling ein: doch findet er hier keine Befriedigung. Des Kaufmanns Tochter Barbara widmet ihm innigen Antheil; er befreit sie eines Tags aus den Händen übermüthiger Studenten, wofür er übel genug zugerichtet wird. Bei Rohde lernt er den alten Generallieutenant Kalckstein kennen, welcher ihn, da er der Thätigkeit im Comtoir müde ist, als Widnißbereiter auf seinen Gütern anstellt.

Hier findet er die verlorene Schwester Gabriele wieder, von der er schon früher erfahren, daß sie nur seine Halbschwester, die Tochter seiner Mutter und eines hochgestellten Adelichen ist, der die letztere verführt und geschändet hat. Wer dieser Adeliche war, ist ihm ein Geheimniß geblieben: hier aber erfährt er in glaubwürdiger Weise, daß es der alte General von Kalckstein gewesen; doch schon vorher hat er die traurige Entdeckung gemacht, daß Gabriele mit dem jüngsten Sohne des Generals, Albrecht, ein intimes Verhältniß unterhält. Nach einem Selbstmordversuch des Mädchens wird dasselbe nach dem Willen des alten Sünders mit einem verkommenen polnischen Edelmann Lubmirski getraut, um die anstößige Geschichte möglichst aus der Welt zu schaffen. Konrad nimmt inzwischen Kriegsdienste im Heere des Kurfürsten, macht die Schlacht bei Warschau mit, wird verwundet und festgehalten, entkommt nach Ostpreußen, und es gelingt ihm, die geliebte Blanche und ihre Mutter aus den Händen der das Land verwüstenden Tataren zu retten; doch der Obrist weigert ihm bei allem Dankgefühl die Hand seiner Tochter, und als diese mit dem abenteuernden Muth der Liebesleidenschaft aus der Festung Pillnitz zu Konrad heraus flüchtet, wagt dieser nicht, solche Hingebung jetzt schon anzunehmen, da sie dem Mädchen nur zum Verderben gereichen mußte, und führt sie selbst, auf das Glück der Gegenwart verzichtend, aber auf das der Zukunft vertrauend, in die Festung zurück.

Eine bewegte, mannichfaltige Handlung von romantischer Buntheit, in welcher die Elemente des Culturgemäldes den Zwecken der freien dichterischen Erfindung dienstbar sind. Die landschaftlichen Schilderungen sind stimmungsvoll, die Liebes- und Kriegsabenteuer lebendig erzählt. Dabei sind frische Genrebilder des kleinbürgerlichen und studentischen Lebens eingewoben; der weisheitsvolle Altgeselle des Schusters und der übermüthige Pennalputzer sind prächtige Figuren. Wie das alte Ostpreußen tritt das alte Königsberg mit seinen drei Städten, die alle drei mit Mauern und Thürmen verpallisadirt sind und sich gegenseitig oft bekriegt haben, anschaulich vor uns hin, aber mehr noch als decorativer Hintergrund.

Wie lebendig die landschaftlichen Schilderungen sind, möge der Beginn des einleitenden Kapitels beweisen:

Ueber der „preußischen Wildniß", die noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Zuflüsse des Pregels viele Meilen weit umgab und bis an die kleinen Städte Labiau, Wehlau, Nordenburg und Drengfurt heranreichte, brütete die Julisonne. Sie stand hoch im Mittag und mühte sich nur an den dichtesten Stellen des mit Eichen, Ahorn und Linden bewachsenen Urwaldes vergebens, das Laubdach zu durchdringen und den feuchten Moosteppich zu erreichen. Wo aber die vielen träge fließenden Bäche weithin ihre Ufer versumpften und die trockenern Moorkampen nur mit Ellerngebüsch bestanden waren, sog sie die Feuchtigkeit durstig auf und zersetzte sie in nebelige Dünste, die sich in einiger Höhe zu weißen Wölkchen verdichteten. Hier wuchsen reichliche Farrenkräuter und schilfartige Gräser. Weiter zurück von diesen tiefsten Stellen öffneten sich aber auch prächtige Waldwiesen, von Tausenden feiner Blümchen übersäet, und dann wieder genügte eine Erhöhung des Erdbodens um wenige Fuß, die Scenerie völlig zu verändern; dort gedieh üppig das Haidekraut und der Wachholder, die Birke wechselte mit der Fichte und auf sandigen Strecken wiegte auch wol nur die Kiefer ihr graugrünes Haupt. Da verdorrte in der Sommerhitze das spärliche Gras und selbst ein kräftiger Gewitterregen brachte nur vorübergehend Erfrischung. Ein solcher war am Tage vorher niedergegangen und hatte auch da noch reichliche Spuren hinterlassen, wo die Wildniß sonst in der trockenen Jahreszeit für den Wegekundigen zugänglich war. Eigentliche Wege freilich oder auch nur betretene Pfade durfte auch er nur am Rande und in der Nähe der seltenen Ortschaften suchen, an denen sich, meist den größern Flüssen folgend, Littauer und Deutsche angesiedelt hatten. Wer aber hier sein Leben verbrachte, lernte sich von einer lichtern Stelle zur andern durch Sumpf, Moor und Heide auch ohne Wegweiser zurecht zu finden, und in dieser Lage war sicher der junge Mann, der auf einem kleinen, struppigen und doch starkknochigen Pferde von gelblicher Farbe ohne Sattel und Bügel, statt des Lederzaumes nur einen hanfenen Strick in der Hand, mit den Vögeln um die Wette pfeifend durch den Wald ritt. Vielleicht wußte das Thier auch ohne seine Leitung guten Bescheid; denn so sehr ihm die Fliegen und Mücken zusetzten, daß es fortwährend den Kopf in abwehrender Bewegung schütteln mußte, vermied es doch aufmerksam die in der Sonne glitzernden Lachen und scheute einen Umweg nicht, wenn es festen Boden unter den Hufen behalten konnte.

Die zweite Abtheilung führt uns in das Gebiet der historischen Haupt- und Staatsactionen; der Kurfürst, seine Räthe, der Oberpräsident und vor allem der Schöppenmeister Rohde treten auf die Bühne, der letztere ein breitschulteriger Mann mit kurzem Stiernacken, ein wenig vorgebeugtem mächtigen Haupt, ruhigem, fast starrem Blick und einem röthlichen Vollbart um den festgeschlossenen Mund.

In einer Unterredung mit dem Oberpräsidenten, der ihn aufs Schloß bescheiden ließ, zeigt Rohde trotzigen Sinn, will die Souveränetät des Kurfürsten nicht gelten lassen, wenn sie nicht von den Ständen bestätigt ist, und verlangt Anerkennung der polnischen Lehnsherrlichkeit: Polen als der mächtige Nachbar soll Preußen schützen. Das sind denn die Tendenzen, denen die Opposition huldigt und mit denen sie ankämpft gegen das kurfürstliche Regiment. Die Intriguen mit Warschau, wo Rohde mächtige kaufmännische Verbindungen hat und wohin er seinen Sohn in politischen Aufträgen schickte, gehen indeß hin und her. Da rückte das Regiment Hille in Königsberg ein und mit ihm Lieutenant Konrad Born, den Barbara, des Schöppenmeisters Tochter, freudig begrüßt; doch gerade Born wird später ausersehen, den Schöppenmeister zu verhaften, und muß militärischen Gehorsam leisten. Vorher hat er Blanche bei einem Feste im Schlosse wiedergesehen; sie hat sich inzwischen mit dem Kapitän von Görtzke verlobt: dieser belauscht die Begegnung im Erker des Schloßsaales; es kommt zu einem Duell ohne Sekundanten, als Blanche Konrad in seinem Dorfquartier aufgesucht hat: hier überrascht sie Görtzke abermals, verwundet, als sie unvorsichtig in den improvisirten Zweikampf hineintritt, die Gattin, indem er ihre Hand durchbohrt und sticht Konrad in die Brust. Die Vermählung mit Blanche hatte Görtzke durch die Lüge durchgesetzt, Konrad sei in Ungarn gefallen.

Die Romantik des Romans hat sich in diese Kapitel geflüchtet: sehr charakteristisch sind daneben die Trinkscenen der polnischen Edelleute geschildert und ebenso die Genrebilder bei dem häuslichen Fest des Schuhmachermeisters. Im Vordergrunde steht natürlich der Proceß des von seinen königsberger Mitbürgern im Stiche gelassenen Schöppenmeisters Rohde, der uns jedenfalls genau nach den Mittheilungen der Chronik geschildert wird. Die Härte des Kurfürsten, der sich durch kein Gnadengesuch erbitten läßt, droht fast, dem gestrengen Herrn die Sympathie der Leser zu entziehen: deshalb hält es der Dichter für nöthig, die ganze Bedeutung seiner historischen Sendung hervorzuheben, wie dies z. B. in dem folgenden Monolog geschieht:

Er trat wieder ans Fenster. Der Himmel war dunkel bewölkt, nur im Westen ein schmaler Streif unmittelbar über dem Horizont frei. In sein feuriges Gelb zeichneten sich Häusergiebel, Thurmspitzen und das Stangenwerk der auf dem Pregel liegenden Schiffe. Um das alte Gemäuer des Schlosses schwärmten die grauschwarzen Dohlen und begrüßten den Herbst mit ihrem heisernen Gekrächze. Eine schwermüthige Stimmung bemächtigte sich des Kurfürsten. „Daß alle menschliche Vorsicht so kurzsichtig ist“, murmelte er leise. „Kaum der Tag gehört uns, und wir möchten für die Jahrhunderte bauen. Was hier beginnt, wo endet das? Aber begonnen muß sein, was eine Zukunft haben will. Und wenn ich von der Vorsehung nur bestellt wäre, den Schutt abzuräumen, damit meine Nachfolger den Bauplatz frei finden — sei's drum! auch das war eine Arbeit, des Dankes der Nachwelt werth. Spottet nur über das neue Reich der Vandalen im Norden, schon zittert ihr vor seiner werdenden Macht. Hinab steigt ihr alle schon, so hoch ihr auch noch steht — das Reich, Schweden, Polen . . . ich sehe die Spur der Schritte vom Gipfel abwärts. Ihr haltet mich nicht auf. Nur im Westen und Osten droht Gefahr, daß mein Werk unterdrückt werde. Es muß erstarkt sein, ehe sie übermächtig wird. Was macht Frankreichs König und Rußlands Zar so gewaltig, daß ihren Nachbarn bangt? Weil sie einen Willen haben, vor dem sich jeder Eigenwille der kleinen Machthaber beugt — weil sie wahrhaft die Herrscher sind in ihren Reichen. Auch ich muß Herr sein! Nicht aus despotischem Gelüste — du weißt es, ewiger Gott —, sondern daß ich ihnen wehre. Ich oder einer nach mir, der Erbe meiner Pflicht ist. Ein Volk und ein Herr über diesem Volk. . . . Aufwärts, Preußens Aar, durch die Wolken. Nec soli cedit!“

Noch grausamer erscheint Kurfürst Friedrich Wilhelm in seinem Verfahren gegen den Obristen Christian Ludwig von Kalckstein. Die Schicksale dieses Offiziers bilden den Inhalt der letzten Abtheilung; es fehlt ihnen und dem Helden selbst an Größe; ja selbst die principielle Bedeutung, welche die Opposition der Städte und des Schöppenmeisters Rohde für sich in Anspruch nehmen darf, tritt in dem Kampf des Obristen gegen den Kurfürsten nur sehr verblaßt auf. Hierzu kommt, daß die Familienintriguen, denen er zum Opfer fällt, etwas Niedriges und Verächtliches haben. Die genaue Schilderung des Märtyrerthums, welches der Obrist durchmachen muß bis zu seiner Hinrichtung, bietet viel Peinliches, manches Ergreifende, aber wenig Erhebendes: es ist die Stimmung des hochnothpeinlichen Halsgerichts, welche sehr viele Kapitel der Erzählung beherrscht. Konrad Born als Gutsbesitzer, als Gatte der geliebten Barbara, als Proceßzeuge, als ein tüchtiger Forstmann, der im Forstwesen Carrière macht, tritt weniger als in den frühern Abtheilungen in den Vordergrund: mehr seine Schwester Gabriele, welche nach dem Tode ihres dem Trunk ergebenen Lubmirski sich mit dem Fürsten Michael vermählt, und als dieser zum König gewählt wird, ihre Ansprüche als Königin geltend zu machen sucht. Da erfährt sie denn, daß ihre Trauung eine ungültige gewesen. Das Leben der polnischen Edelleute, die Verfassungsstreitigkeiten in Polen, die ganze Adelswirthschaft, die Königswahl: das ist alles in lebendiger Darstellung geschildert. Für die Stimmung der Gegenwart erscheint es den Gegnern des Kurfürsten ungünstig genug, daß sie mit Polen gegen das brandenburgische Fürstenhaus intriguiren: doch man muß ihre Handlungsweise nach den damaligen Zeitumständen und den bestehenden Verträgen beurtheilen.

Dem Charakter der Gabriele, einem der interessantesten des Romans, werden in dieser Abtheilung manche neue Lichter aufgesetzt:

Der Unterkanzler Andreas Olczowski verkehrte viel im Kalckstein'schen Hause. Er war trotz seines geistlichen Standes ein munterer lebenslustiger Herr, der sich auch mit dem Frauenzimmer gern unterhielt — vielleicht mit dem am liebsten. Sonst als ränkesüchtig und unzuverlässig bekannt, bewies er dem Fürsten Michael viel Freundschaft. Es mochte dabei ununtersucht bleiben, ob dies geschah, weil er sich bei Frau Gabriele einschmeicheln wollte, oder ob er des Fürsten wegen auch sie in sein Herz schloß. Jedenfalls brachte er selbst in dieser vielbeschäftigten Zeit gern seine Freistunden bei ihr zu. Sie habe etwas, sagte er,

was selbst bei vielen sehr schönen, sehr reizenden und sehr geistvollen Frauen seines Stammes nicht anzutreffen sei: Eigenthümlichkeit der Empfindung. Er meine sie schon studirt zu haben, und doch überrasche sie ihn oft durch eine ganz unvorhergesehene Wendung, die nicht vom Kopf, sondern von dem wunderlichen Dinge eingegeben sei, das die Deutschen Gemüth nennten. Durch diese zarten Bewegungen der Seele werde nicht nur die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters angenehm gemildert, sondern auch der rechnende Verstand wohlthätig in Schranken gehalten. Gerade diese wunderliche Mischung von Phantasterei und Besonnenheit zog ihn an. Fast in demselben Athemzuge erinnerte sie an ein deutsches Kindermärchen und fragte sie nach den jüngsten Senatsverhandlungen. Er mußte immer lachen, wenn er sie plaudern hörte, und erfuhr doch manchmal die ernstesten Dinge von ihr, über die er noch nie im Leben nachgedacht hatte.

Der Befreiungsversuch Kalckstein's, seine Leiden, seine Hinrichtung fallen in die letzten Kapitel des Romans:

In der Bibel, die Kalckstein immer bei sich hatte, fand man mit einem Blatt überklebt, von feiner Hand in lateinischer Sprache geschrieben:

Leser!
Lies das letzte Kapitel des Propheten Micha, Vers 1, 2, 2, 4.
Tapfer streitend für Gott das Gesetz und den König
Ruhmvoll fürs Vaterland
Standhaft für die Wahrheit
Gleichmüthig bei erlittenem Unrecht
Bewährt bei geduldig ertragener Gewaltthat
Furchtlos im Kampf für Kinder, Hab und Gut, für die Unterdrückten,
Hochgemuth und würdig in vollster Unschuld
Geraubt gewaltsam ausgelöscht unterlag dem Tode
Christian Ludwig von Kalckstein.
Im Gefängniß zu Memel im Jahre 1672.

Dies Epitaphium, das sich der Held des Romans selbst gesetzt, wird man nach den erzählten Vorgängen nicht in allem unterschreiben können: gleichwol war er ein tapferer Mann, der sich früher im Kriege bewährt und später viel und manches schuldlos erduldet hat.

Unter den Charakteren des Romans sind auch die zweiten Figuren, wie Sandius und seine Tochter Livia, der Schuster Klews, der bibelfeste gedankentiefe Altgesell Nathanael, mit scharfen Umrissen gezeichnet.

Ernst Wichert's großes historisches Gemälde reicht zwar über die Grenzen des geschichtlichen Romans hinaus, wie sie Walter Scott's Vorbild festgestellt hat: es fesselt aber gerade dadurch, daß der Dichter ähnlich wie Walter Scott aus dem Boden seiner heimatlichen Provinz die Vorgänge des Romans erwachsen läßt und damit für die Begebenheiten und Thaten der Helden ein breites Wurzelgeflecht gewinnt und ein festes sicheres Wachsthum. Rudolf von Gottschall.

Neues von und über Scheffel.

1. Scheffel's Leben und Dichten. Von Johannes Proelß. Mit vielen Original-Briefen des Dichters und 10 Abbildungen. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 10 M.
2. Reise-Bilder. Von Joseph Victor von Scheffel. Mit einem Vorwort von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 5 M.

Nicht viel über ein Jahr ist seit dem Tode Scheffel's verflossen, als ihm schon ein großartiges literarisches Denkmal errichtet ward. Eine tiefe Bewegung ging durch Deutschlands sangeslustige und kunstempfängliche Herzen, als die Kunde von Scheffel's Tode erscholl; die gesammte Presse beklagte den Verlust, den die deutsche Literatur durch das Hinscheiden des so beliebten Poeten erlitten. Und nun hat Johannes Proelß ihm ein Denkmal aufgebaut, ein imposantes Zeichen innigster Verehrung für den Dichter, eine staunenswerthe Kundgebung echt deutschen Gelehrtenfleißes. Ein enggedruckter 700 Seiten starker Band, mit einer unübersehbaren Fülle von mühsam errungenen Forschungsresultaten ausgestattet, von einem seltenen Hineinleben in Scheffel's Dichtungen, in Scheffel's Schicksale, in Scheffel's inneres Leben zeugend, und wenn man bedenkt, daß dieses umfangreiche Werk binnen Jahresfrist entstanden, und den Umstand hinzunimmt, daß Proelß außerdem noch viel beschäftigter Redacteur einer großen Tageszeitung ist, so kann man mit gutem Gewissen behaupten, daß eine solche That die Hochachtung der Kritik, die ehrenvolle Theilnahme des Publikums verdient. Allerdings wäre dieses Werk selbst einem übermenschlichen Fleiß in so kurzer Zeit nicht gelungen, wenn nicht dessen Urheber selbst ein begabter Poet wäre, dessen Schöpfungen eine wahlverwandte Beziehung zu Scheffel's dichterischer Individualität haben. Auch Proelß ist der mannhafte Verherrlicher trankfröhlicher Stunden, und die Muse, die Scheffel zu ihrem Liebling erkor, hat auch oft und gern bei Johannes Proelß verweilt. Der stark hervortretende nationale Zug, der Scheffel's Werke von der ersten bis zur letzten Seite kennzeichnet, ist auch ein wesentlicher Bestandtheil von den melodischen Versen Johannes Proelß'. Wir mußten dies erwähnen, um zu zeigen, daß Fleiß nicht allein, sondern auch wahlverwandtes poetisches Empfinden nothwendig ist, um ein solches Werk wie das vorliegende zu schaffen, und daß schon aus letzterm Grunde allein Johannes Proelß unter allen Kritikern unstreitig der Bernfenste war, die deutsche Nation mit Scheffel's Schicksalen, von denen bisher so wenig verlautete, bekannt zu machen.

Bevor wir auf den Inhalt des Buchs selbst eingehen, wollen wir noch die hervortretendsten Mängel und Vorzüge, die sich in der Anlage und Ausführung des Stoffs bemerkbar machen, kurz hervorheben. Das Buch leidet vor allem an der erdrückenden Ueberlast der mitgetheilten Details in jeder Hinsicht; dadurch wird dem gewöhnlichen Leser die Uebersicht sehr erschwert und in manchen Partien verliert er sogar die Hauptgestalt des Buchs aus den

Augen. Dieses Allzuviel aber ist Mangel und Vorzug zugleich: fehlt dem Buche auch die plastische und harmonische Abrundung, die künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten, so ist es, was Quellenmaterial anbelangt, ein grundlegendes Werk, das der spätere Biograph benutzen, auf dem er einzig und allein sein Werk aufbauen muß. Proelß selbst hat diesen Mangel erkannt und in seiner Vorrede aufgeführt; er behält sich auch eine spätere Bearbeitung dieses seines Werks vor. Und so kann man sagen: die Scheffel-Biographie von Proelß gibt in vorliegender Gestalt das erschöpfendste, reichhaltigste Material zu einem definitiven Lebensbilde Scheffel's; es ist der beste Rohstoff, aus dem sich eine Scheffel-Biographie gestalten läßt, und der Schöpfer dieser Biographie, als vollendetes Kunstwerk betrachtet, kann aber nur Johannes Proelß sein, der uns diesen Rohstoff lieferte.

Mit seltsamem Staunen, oft mit tiefster Erschütterung wird man Scheffel's Schicksale an der Hand unsers Werks verfolgen; jedermann hat sich die persönliche Individualität Scheffel's ganz anders vorgestellt, als sie in Wirklichkeit war, und niemand würde in dem Verfasser so lebenssprühender, kraftstrotzender, humorfunkelnder Werke ein tragisch unglückliches Naturell suchen, dessen Leben jederzeit — mit Ausnahme der Jugendjahre — von einem Dämon nach dem andern vergällt wurde. Es ist übrigens ganz natürlich, daß man sich von Scheffel's Person so falsche Vorstellungen machte; denn keines neuern Dichters Leben, sagt Proelß richtig in seiner Vorrede, ist so fern von der Oeffentlichkeit verlaufen wie das dieses volksthümlichsten unter den deutschen Poeten seiner Generation. Ein Hang zur Absonderung und Einsamkeit prägte sich früh in ihm aus; die Neigung, sich brieflich mitzutheilen, in jungen Jahren in ihm lebendig, äußerte sich im reifern Mannesalter nur noch ganz sporadisch; mitten im Treiben der großen Städte blieb er auch in den Kreisen seiner Berufsgenossen und als Mitarbeiter der periodischen Presse ein seltener Gast, und so oft ihn dichterische Pläne beschäftigten, behandelte er dieselben als Geheimniß, sodaß nur sehr wenige in der Zeit, da er dichterisch productiv war, Kenntniß von dem hatten, was er in der Stille trieb. Vergegenwärtigt man sich weiter, daß verschiedene Dichtungen, welche Scheffel in späterer Zeit erscheinen ließ, in einer viel frühern entstanden sind, daß mehrere große Romane, an deren Vorbereitung und Anfänge er seine beste Manneskraft gesetzt hat, nie vollendet wurden, daß die Witwe und der Sohn, die er hinterließ, ihn in seiner Schaffenskraft nicht gekannt haben; daß aber andererseits das meiste, was bei seinen Lebzeiten über seine Persönlichkeit geschrieben wurde, ihn in jener spätern Zeit schilderte, wo er ein zwar berühmter, aber kein fruchtbarer Dichter war: so begreift sich leicht, wie dieses Leben noch vor seinem Tode ein Gegenstand mythischer Verklärung nicht minder als mythischer Verunstaltung der Wahrheit werden konnte. Das Hauptverdienst des Proelß'schen Werks ist es eben, daß fast in jedem Abschnitt eine Richtigstellung von bisher verbreiteten Irrthümern, schiefen Auffassungen und falschen Gerüchten gegeben wird; daß Proelß trotz des vornehmen Tons, den er das ganze Werk hindurch anschlägt, hin und wieder polemisch wird, ist angesichts der verbreiteten Unwahrheiten und böswillig verdrehten Nachrichten, die er alle richtig zu stellen hat, nur begreiflich und verzeihlich.

Das Buch zerfällt in zehn Abschnitte: „Das karlsruher Stadtkind"; „Studiosus Scheffel"; „Sturm und Drang"; „Die badische Revolution"; „In Säkkingen"; „Der fahrende Schüler"; „Nach Rom und Capri"; „Ekkehard"; „Katastrophen"; „Im Banne der Wartburg: 1) Dichter und Bibliothekar." 2) Frau Aventiure". „Portum inveni".

Wie eine liebliche Idylle nimmt sich die Schilderung von Scheffel's Jugendzeit aus: wir werden da ins behagliche Leben einer wohlhabenden Bürgerfamilie eingeführt; die Mutter unsers Poeten muß nach übereinstimmenden Zeugnissen derer, die sie kannten, eine außerordentliche Frau gewesen sein, die in ähnlichem Sinne wie die „Frau Rath" auf Goethe, auf ihren Sohn eingewirkt habe. Sie war nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine entschieden poetisch angelegte Frau, eine humoristische Natur, deren heitere Weltgewandtheit sie in den Stand setzte, in den geselligen Kreisen der Residenz eine hervorragende Stellung einzunehmen. Auch wurden sogar Stücke von ihr in Heidelberg und Karlsruhe aufgeführt. Scheffel's Vater war durchaus nicht die unbedeutende Natur, als die man ihn so oft hinstellte: ein ernster Mann, von Ordnungsliebe und unbeugsamem Rechtssinn belebt, der Rang und Würde eine große Werthschätzung entgegenbrachte und im Verharren auf eigener Meinung eine gewisse Sprödigkeit aufwies, ohne den Charakter der Starrheit anzunehmen; denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte er Scheffel, als er vom Juristen zum Maler umsattelte, viel größere Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Die Geschwister Scheffel's, Marie und Karl, waren beide für ihn von unseliger Bedeutung. Marie, ein ungemein schönes und geistvolles Mädchen, mit der ihn eine heiße brüderliche Liebe und wärmste Hochschätzung ihrer geistigen Gaben so innig verband, wie es höchst selten zwischen Bruder und Schwester stattfindet, brachte ihn später durch ihren frühen, raschen Tod in München, den er verschuldet zu haben glaubte, schier dem geistigen und leiblichen Untergange nahe; ihr Tod hat auf sein ganzes ferneres Leben einen tiefen Schatten geworfen und mag viel dazu beigetragen haben, daß sein unglückseliges Naturell immer mehr und mehr die Oberhand gewann. Sein jüngerer Bruder Karl, der geistig und physisch als ein bedauernswerther Krüppel zur Welt kam, hat späterhin, als ihn Scheffel nach seiner Verheirathung zu sich ins Haus nahm, allerdings ohne Absicht zum Theil verschuldet, daß sich Scheffel von seiner Gemahlin trennte. Wir werden überhaupt in der Folge sehen, daß es selten einen so unglücklichen Menschen gegeben hat wie Joseph Victor von Scheffel.

Bleiben wir vorläufig noch bei seinen glücklichen und

ungetrübten Tagen. Proelß weist, gestützt auf authentische Daten, in geradezu meisterhafter Weise den organischen Ursprung der Richtung nach, welche Scheffel's poetisches Talent allerdings unter andern Einwirkungen später eingeschlagen hat. Die landschaftliche Scenerie seiner Heimat war für ihn von eigenthümlichster, gewichtigster Bedeutung; in seinen Studienjahren am karlsruher Lyceum, das ihm an und für sich nicht viel Anregung bot, betrieb er eifrig die Zeichenkunst, studirte er privatim und in selbständiger Weise Geschichte und Literatur, empfing die ersten schüchternen Besuche der Muse; auch gekneipt wurde fleißig; die jungen Primaner ahmten unter Beihülfe ritterlichen Costüms die Tafelrunde des Königs Artus nach. Aber wie die landschaftlichen Schönheiten, die historischen Stätten seiner Heimat auf sein späteres Schaffen gewichtigen Einfluß nahmen, so waren auch in nicht minderm Maße diese Jugendliebhabereien von entscheidender Wichtigkeit. Daß wir dies bei den Kneipabenden betonen, ist wol für jeden, der Scheffel's Trink- und Studentenlieder kennt, selbstverständlich; nicht allbekannt aber ist es, daß Scheffel bis in sein Mannesalter hinein, von der Idee befangen war, ein Maler zu sein, daß diese Neigung ihm unzählige trostlose und verzweifelte Stunden bereitete, daß er aber gerade durch diese platonische Liebe zur Malerei den rechten Weg zur Poesie, seinem eigensten Berufe, gefunden hat. Man wird oft in dieser Biographie unwillkürlich an ähnliche Ereignisse im Leben großer Poeten erinnert: z. B. an Goethe, der wie Scheffel eine außerordentliche Mutter besaß und mit diesem die leidenschaftliche Vorliebe zur Zeichenkunst theilte. Allerdings war diese bei Goethe nicht dermaßen entwickelt wie bei Scheffel; hierin gleicht letzterer mehr dem hochbegabten österreichischen Poeten Adalbert Stifter. In Bezug auf die unglückliche Liebe zu seiner Cousine ist er ein Leidensgenosse Heinrich Heine's. Es wäre überhaupt eine interessante Sache zu untersuchen, wie bei großen Poeten die leidenschaftliche Betreibung einer andern Kunst, zu der sie sich oft mehr hingezogen fühlen als zu ihrer eigenen, auf ihre eigentliche Kunstausübung gewirkt hat. Ich glaube, man würde zu dem Resultat kommen, daß etwa die Musik auf Dichter in der Regel einen bösen, die Malerei einen guten Einfluß ausübt. Ich halte mich da an folgende Beispiele: Goethe, Keller, Scheffel, Stifter; Lenau und Leopold Schefer. Muß man nicht nothgedrungenerweise annehmen, daß die Malerei den Poeten in Bezug auf seine plastische Darstellung stets von Nutzen gewesen? Gab und gibt es in Deutschland viele Poeten, deren unmittelbare, scharfmalende und scharfumrissene Ausdrucksweise, deren Prägnanz in den Gefühls- wie Naturschilderungen sich annähernd vergleichen ließe mit Goethe's, Keller's und Scheffel's Kunst? Und die Kenner von Stifter's feinsinnigen Werken müssen mir auch die wunderbare Deutlichkeit der Details in seinen Naturbildern zugeben, die bisher nur von wenigen erreicht wurde. Im entgegengesetzten Sinne wirkt die Musik auf den Dichter: sie macht seine Darstellung nervös verschwommen, sie macht es ihm durch die Zuführung von tausend wortlosen Melodien und Gefühlen sehr schwer, Menschen klar und voll zu gestalten; sie erzeugt in ihm eine Art „poetischer Knochenerweichung", wenn ich mich so ausdrücken darf. Lenau's Epen lösen sich in Romanzen und Balladen auf; sie bestehen aus opernhaften Scenen und musikalischen Stimmungen; die Handlung zersetzt sich aber in überquellendem Stimmungsgehalt. Noch deutlicher tritt diese Zersetzung, diese poetische Knochenerweichung, diese Darstellung der Menschen nur durch ihre jeweiligen Stimmungen bei Leopold Schefer zu Tage, bei dem jegliche Handlung schier zerfließt in Gefühlsergüssen. Diese unheilvollen und heilvollen Einflüsse sind sehr leicht erklärbar: ein Dichter betreibt Musik oder Malerei nur scheinbar nebenbei; die Ausübung einer dieser Künste verleugnet sich nie in der Ausübung seiner Hauptkunst, und ein Poet, der eine Landschaft auf die Leinwand werfen kann, wird dieselbe in gelungenerer Weise in Worten schildern, weil er sie ganz anders anzusehen gewohnt ist, als ein Dichter, der in Tönen schwelgt. Er wird indessen auch selten in seiner Nebenkunst etwas ganz Hervorragendes leisten, da er sich in ihrer Ausübung nur das aneignet, was für seine Hauptkunst seiner Individualität gemäß nothwendig erscheint. Daß Scheffel im Malen und Zeichnen auf einer gewissen Stufe stehen blieb, erhellt aus einer Stelle des Buchs von Proelß, die wir hier citiren, wenn wir auch in der Inhaltsgabe dadurch etwas vorgreifen müssen. Im sechsten Kapitel wird des Landschaftsmalers Klose Urtheil über Scheffel's Arbeiten in Rom mitgetheilt. Dasselbe lautet:

> Bezeichnend für Scheffel sei ihm immer erschienen, daß er, nachdem er die neuen und großartigen Natureindrücke in Albano und Olevano empfangen und theilweise in Zeichnungen festgehalten hatte, in dem darauffolgenden Winter niemals versuchte, irgendeines dieser Motive, wenn auch nur als Carton, zu einem Bilde zu gestalten. Für ihn war mit der Zeichnung nach der Natur die Sache erledigt: er ging also so weit, als der Dichter nöthig hat, der anschaulich schildern will; die eigentliche Arbeit des bildenden Künstlers, die erst von der Naturstudie ihren Ausgang nimmt, interessirte ihn nicht.

Nach dieser kleinen Abschweifung wenden wir uns dem Studiosus Scheffel zu, der nur durch die Autorität des Vaters abgehalten, unter die Maler zu gehen, im Jahre 1843 — er war achtzehn Jahre alt — die Universität München bezog, um Jura zu studiren. Vier Jahre, oder genauer drei und ein halbes, hat Scheffel's eigentliche Studentenzeit gedauert; das erste Jahr studirte er in München, wo er späterhin so traurige Schicksale erdulden sollte, das zweite in Heidelberg, das dritte in Berlin und das erste Semester des vierten wiederum in der heimischen Universität am Neckar. Die Examenarbeit schrieb er dann im folgenden Semester in Karlsruhe.

Es würde viel zu weit führen, wenn wir uns mit diesen schönen Zeiten, so interessant und liebenswürdig sie auch Johannes Proelß schilderte, lange und ausführlich

beschäftigen wollten. Nur folgende wesentliche Punkte seien hier erwähnt. Scheffel hat seine Universitätsjahre sehr fleißig verbracht; er hat sich ein reiches Wissen gesammelt, und daß er sich mit großem Eifer dem ihm verhaßten juristischen Studium hingab, beweist das ihm von seinem Vater überkommene energische Pflichtgefühl. Wie ernst er es mit seinem Studium genommen, mögen folgende Stellen aus Scheffel's damaligen Briefen an den jetzigen Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau darthun:

Mein Leben ist Tag für Tag ziemlich dasselbe, einfach und geräuschlos; aber es sagt mir sehr zu, und nur das verstimmt mich eigentlich, daß ich die reichliche geistige Nahrung aus allen Zweigen des Wissens, die mich interessiren, nicht so ausgedehnt, als ich möchte, schöpfen kann, sondern an all die Irrgänge des römischen Rechts gefesselt bin — und mein Jurisprudenzstudium ist eigentlich doch keine Folge innerer Neigung und Ueberzeugung. Doch jetzt sind die Würfel gefallen, und wenn es nicht in Gottes Namen geht, so ochse ich in Dreiteufelsnamen und gedenke jedenfalls in diesem Winter ein ziemliches Stück vorwärts zu kommen.

Und ein wenig später (12. März) schrieb er an denselben Freund:

Die tüchtige Erfüllung eines Berufs kann einem unmöglich das Leben im dunklem Schatten erscheinen lassen, ich meinerseits freue mich eher auf den Anfang meines praktischen Rechtslebens, wo das, was man so ledern in sich hineinochst, allmählich auch Leben und Gestalt erhält.

Daß Scheffel sich auch den Universitätsfreuden hingegeben hat, ist selbstverständlich; doch falsch wäre es zu glauben, Scheffel hätte übermäßig gekneipt und seine Studentenlieder wären das Ergebniß einer steten und starken Kneiplaune gewesen. Im Gegentheil: die meisten dieser Lieder sind viel später unter den Auspicien des „Engeren" entstanden und Scheffel's Selbstbekenntniß: „Wohl bin ich von Herzen lustig gewesen im trauten Freundeskreise und habe des Studentenlebens Freuden durchgenossen wie irgendeiner. Aber das hatte immer seine feste Zeit, und ich bin auch fleißig im Hörsaal gesessen und habe auch die Mühe nicht verdrießen lassen, mich durch das Corpus juris und all das schwere Zeug juristischer Gelehrsamkeit, das manchem langweilig vorkommt, endlich durchzuarbeiten —" dieses Selbstbekenntniß haben zahlreiche Zeugnisse aus seinem damaligen Freundeskreise bestätigt. In Heidelberg, wo er sich October 1844 immatriculiren ließ, trat er der burschenschaftlichen Verbindung Alemannia, später der Franconia bei. Er verlebte in Heidelberg sehr schöne Stunden und die Muse war bei ihm häufiger Gast. Scheffel war mit Leib und Seele Student, und schwer ward es ihm schließlich, aus dem geräuschvollen Heidelberg sich ins stille Studirstübchen seines Aelternhauses zu flüchten, um sich anhaltend für das Examen vorzubereiten.

So „versang er sich seine Sorgen mit Scherzen", und er gab sich ein Jahr später mit Eifer seinen Examenarbeiten hin. Dieses Studienjahr in Karlsbad war übrigens durchaus nicht ohne Anregungen und Freuden verlaufen. Er beschäftigte sich sich sehr mit zwei großen Poeten, welche von größter Bedeutung für seine Entwickelung zum Dichter wurden: er schwelgte in den Liedern des alten Persers Hafis, und Shakspeare's gewaltiger Genius riß ihn vollends hin. Er wird auch Mitglied des sogenannten Falstaff-Clubs, welcher aus lauter heidelberger Studenten bestand. Und das beseeligendste aller irdischen Gefühle, die Liebe, zog mit Macht in sein empfängliches Herz ein: Emma Heim, die Tochter eines Onkels mütterlicherseits, eines wohlhabenden Apothekers in der Schwarzwaldstadt Zell am Fahrenbach, ein reichbeanlagtes, heiteres und unternehmungslustiges Mädchen, bestrickte seine Seele. Aber sagen wir es gleich, wieder dem Inhalt der Biographie etwas vorgreifend, daß Scheffel in der Liebe kein Glück hatte. Theilweise war dies in dem nicht so leicht zu behandelnden und zu verstehenden spröden Naturell Scheffel's begründet, theilweise aber auch in den äußern, unsichern, keine materielle Garantie bietenden Verhältnissen des Poeten. Seine erste Liebe sagte sich von ihm los; und die Familie des Mädchens, dem seine Leidenschaft galt, getraute sich nicht, einem Manne ohne festes Auskommen, ohne jegliche sociale Stellung nach ihrer Auffassung, die junge Dame anzuvertrauen. Scheffel selbst war eine viel zu stolze Natur, um, wie es so viele andere gethan haben würden, sich solchen Zweifeln gegenüber zu vertheidigen. Er verbiß den Schmerz und zog sich in die Einsamkeit zurück. Wie elend sein eheliches Leben sich gestaltete, werden wir weiter später sehen. Aber dieses sogenannte „Pech" bei den Frauen ist eine der tragischen Seiten im düstern Schicksal dieses edeln Poeten.

Das dritte Kapitel: „Sturm und Drang. Die badische Revolution", leitet Johannes Proelß mit folgenden Worten ein:

Von all den später berühmt gewordenen Dichtern Deutschlands, welche in den politisch so bedeutungsvollen Jahren, die dem Ausbruch der Revolution von 1848 unmittelbar vorangingen und folgten, von dem Geiste einer neuen Zeit ergriffen, Lieder gesungen haben, athmen Scheffel's Poesien wol am wenigsten den Gluthauch jener patriotischen und der Freiheit zugewandten Begeisterung, welche damals die Jugend Deutschlands in ihren besten Elementen erfüllte. Sein Antheil an den politischen Ereignissen hat in denselben vielmehr einen theils so indirecten, theils so sporadisch verstreuten Ausdruck gefunden, daß es kaum wundernehmen kann, wenn sich seitdem die Meinung verbreitet hat, eine tiefere Theilnahme an den großen Kämpfen der Zeit habe überhaupt gar nicht in dem jungen Scheffel bestanden. Das Gegentheil ist dennoch die Wahrheit, und es ist eine besonders reizvolle Aufgabe, diese Nebelwelt sich widersprechender Meinungen zu klarer Anschauung zu verdichten.

Proelß verweist ferner auf den in sein einleitendes Kapitel verflochtenen Ausspruch des Dichters aus späterer Zeit, nach welchem „das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und confusen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist", seiner Poesie die für sie so charakteristische ironische Färbung verliehen habe. Wir müssen von allen politischen Anschauungen und Beziehungen Scheffel's absehen und erwähnen nur, daß der junge Rechtscandidat

im Sommer 1848 eine dicke Monographie „über das Surrogat nach französischem und römischem Recht“ und eine Proberelation ausarbeitete, womit er sich Ende August die Zulassung zum Staatsexamen erwarb. Er bestand mit ziemlich gutem Erfolg sein Examen und machte ein halbes Jahr später den Doctor. Um jene Zeit, mitten in den politischen Wirren, schloß sich Scheffel dem Engeren Ausschuß an. Wir können aus dieser Ueberfülle des Inhalts nur das Nothwendigste mittheilen, wir überschlagen, wie schon gesagt, alle die politischen, sehr interessanten Stellen des Buchs und begleiten Scheffel im Jahre 1850 nach Säkkingen, wo er, den Wirrnissen der Welt entflohen, für eine Zeit Ruhe und Frieden fand. Der junge Rechtspraktikant sollte als Dienstrevisor beim dortigen Bezirksamt in den Verwaltungszweig der juristischen Praxis eingeweiht werden. Sein dortiger Verkehr gestaltete sich sehr angenehm, namentlich befreundete er sich mit dem liberalen und kunstsinnigen jungen Bürgermeister Leo, der außerordentlich musikalisch war und große Verehrung für Scheffel's poetische Talente hegte. Abgesehen von einem sehr unangenehmen, die damaligen Verhältnisse recht kennzeichnenden Conflict mit dem Hauptmann Schwarz gehören die Tage seines säkkinger Aufenthalts zu den schönsten seines Lebens. Hier hatte er Anregungen in Hülle und Fülle; der Umgang mit der kernfesten, alemannischen Bevölkerung brachte ihm nach Proelß immer mehr jene ihm elementar zugehörige Vorliebe für jede Art naturwüchsigen Volks- und Menschenthums zum Bewußtsein, die für sein Dichten wie für sein Leben gleich charakteristisch wurde. Und auch entscheidend für seine ganze literarische Zukunft waren für ihn die Tage in Säkkingen: denn dort entstand in ihm die Idee zu seinem „Trompeter von Säkkingen“, die er später in Italien ausgestaltete. Welch seltenen Erfolg diese Dichtung hatte, brauche ich hier nicht eigens zu erwähnen. Nur auf einen allgemein verbreiteten Irrthum und auf die Sage selbst möchte ich etwas näher eingehen. Der Librettist der Neßler'schen Oper, R. Bunge, behauptete öffentlich nach des Dichters Tode, die Grabschrift des Trompeters laute folgendermaßen: „Hier ruht Herr Werner Kirchhofer, der einstmals ein trumpetter war, und seine Eheliebste, Maria Ursule, geb. Freiin von Schönau.“ Diese völlig aus der Luft gegriffene Angabe ging fast in alle bedeutenden Scheffel-Nekrologe über; Proelß, der selbst vor der Grabschrift gestanden, gibt sie genau wieder; sie lautet in der deutschen Uebersetzung: „Ewige Ruhe der Seele und des Leibes suchte hier bei Lebzeiten und fand durch einen ruhigen seligen Tod das in gegenseitiger Liebe unvergleichliche Ehepaar: Herr Franz Werner Kirchhofer und Frau Maria Ursula von Schönau. Er am letzten Mai 1690. Sie am 21. März 1691. Sie leben in Gott.“

An diese Grabschrift knüpft sich thatsächlich eine locale Sage, deren Ueberlieferung gerade in der Familie seines Freundes Leo besonders lebendig geblieben. Johannes Proelß theilt nun diese Sage, wie er sie selbst in Säkkingen von einem alten Bürger, dem Färber Othmar Brogli, erfahren, mit: Werner Kirchhofer, ein Bürgersohn aus Säkkingen und in edler Musika bewandert, musicirte mit seinen Genossen öfter im Schlosse des Freiherrn, der als Musikliebhaber sich eine Art Hofkapelle errichtet hatte. Des Freiherrn einziges Töchterlein fand Wohlgefallen an dem schmucken jungen Manne und bezeugte ein solches in mancher Weise; und da auch Werner für solche Huld nicht unempfänglich war, entspann sich ein inniges Verhältniß zwischen beiden, bis eines Tags der gestrenge Freiherr solches inne ward, Werner das fernere Betreten des Schlosses verbot, das Töchterchen in strenge Obhut nahm und sie als Hoffräulein nach Wien zu bringen beschloß. Werner, des Umganges mit der Geliebten beraubt, fühlte sich nicht mehr behaglich in der Waldstatt Mauern und beschloß, im Wandern Trost für der Liebe Leid zu suchen. Zuvor aber wollte er sie, die ihm über alles lieb, nochmals sehen, und trotz der väterlichen Ueberwachung ward eine Zusammenkunft ermöglicht, auf Augenblicke zwar nur, aber doch lange genug, daß die Geliebte Werner von dem Plan ihres Vaters, sie nach Wien zu bringen, Kenntniß geben konnte, und ihn dadurch bestimmte, sich ebenfalls dahin zu wenden. Aber wie sich wiederfinden in der fremden, großen Stadt? Doch auch dafür wußte die Liebe Rath. Des Fräuleins Namenszug, von diesem ans Kirchenthor geschrieben, sollte das Zeichen und Mittel des Wiederfindens werden. Sie gelobten sich aufs neue Liebe und Treue und schieden mit dem Trost und mit der Hoffnung auf bessere Zukunft. Werner zog nun von hinnen und schloß sich, da er selbst nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, einer Musikbande an, mit welcher er des heiligen römischen Reichs Gauen durchzog, bis er schließlich zur Kaiserstadt an der Donau gelangte. Hier schien ihm wieder ein besserer Stern aufzugehen. Seine musikalischen Talente erregten Aufmerksamkeit. Er hatte Gelegenheit, sich in der Musik weiter auszubilden, und ward Hof- und Domkapellmeister. Da erblickte er eines Tags am Portale des Domes der Geliebten Namenszug, der ihm Kunde gab, daß dieselbe in der Nähe weile und seiner noch in Liebe gedenke, wie auch er sie noch immer im Herzen trug. In seiner Aufregung vermochte er nur mit Mühe seiner Pflicht als Domkapellmeister zu genügen, und kaum war der Gottesdienst beendet, als er sich beim Portale aufstellte, um sie nach so langer Trennung wiederzusehen. Da öffneten sich des Domes hohe Pforten; der kaiserliche Hof trat heraus und in der Hoffräulein Reihen auch die Tochter des Freiherrn von Schönau. Diese, Werner erblickend, sank vor freudigem Schrecken in Ohnmacht. Die plötzliche Ohnmacht erregte das Aufsehen des kaiserlichen Gefolges, auch der Hof wurde aufmerksam und der Kaiser selbst erkundigte sich auf das angelegentlichste nach dem Vorfall. Da bekannte das Fräulein die Ursache. Sie wie Werner gewann des Kaisers Gunst, sodaß er den letztern in den Adelstand erhob und der beiden Verbindung vermittelte. Auch der alte Freiherr, dem das einsame Leben in seinem

Schlosse am Rhein längst zuwider, war dies zufrieden und hieß beide bei ihrer Ankunft willkommen.

Durch zahlreiche andere Daten und Aufklärungen erschließt Johannes Proelß das ganze reiche Quellgebiet, das im „Trompeter von Säkkingen" ein Jahr darauf zur Entfaltung gelangte. Daß Scheffel's Liebe zu seiner Cousine ein geheimer, aber mächtiger Motor für seine Schaffenskraft gewesen, wird ebenfalls vom Biographen dargestellt. Scheffel blieb in Säkkingen bis zum September 1851. Er machte verschiedene größere Partien, die er mit seinem Freunde Häusser zusammen beschrieb; diese Reisebriefe erschienen in der münchener „Allgemeinen Zeitung". Die fernere Zeit verbrachte er theils in Karlsruhe, theils in Heidelberg, theils in Bruchsal. Für Scheffel begannen jetzt Tage der Qual und des Zweifels. Seine heiße Liebe zur Cousine wurde von dieser nicht mehr erwidert: sie gab ihn dann auf und heirathete einen jungen Fabrikanten. Der jähe Bruch dieses Verhältnisses darf übrigens niemand wundernehmen. Das Mädchen war heirathsreif und von willenstarkem Charakter, der sich nothwendigerweise von dem an sich zweifelnden und mit Beweisen der Liebe sehr kargenden Scheffel abwenden mußte. Vielleicht hätte sich aber dieser das Zutrauen und die Liebe seiner Cousine länger erhalten können, wenn ihn nicht jetzt die Unzufriedenheit mit seinem Berufe mit Uebermacht bedrängt hätte. Zum vollsten Ausbruch kam diese Leere in ihm zu Bruchsal, wohin er sich behufs neuer Amtsthätigkeit begeben hatte. Ein unfagbarer Trieb zum Wandern, ein Drang in die Weite befiel ihn; seine trockene Thätigkeit machte ihm bittere Qual, die sich um so weniger stillen ließ, als er eines eigentlich anregenden Umgangs in Bruchsal sich nicht erfreuen konnte. Wohl nahm sich seiner sein Vorgesetzter, Hofgerichtsrath Preuschen, an, ein poetisch empfänglicher Mann, der ihn in ein literarisches Kränzchen einführte. Dieser Hofgerichtsrath Preuschen muß übrigens schon aus dem Grunde hier genannt werden, weil er einen Kater zum ständigen Hausgenossen hatte, der den Namen Hidigeigei führte. So ist denn der philosophische Kater im „Trompeter", wie Proelß meint, keine phantastische Erfindung, noch weniger eine ergrübelte Nachahmung anderer literarischen Kater, sondern sammt seinem Namen direct dem Leben entnommen. Während nun das strengste Pflichtgefühl Scheffel zwang, dem verhaßten Berufe nachzukommen, befand sich auf dem Wege ein Brief für ihn aus Italien, der für sein Leben von entscheidender Wichtigkeit sein sollte. Ein alter Kamerad, der gefeierte Archäologe Julius Braun, schrieb ihm aus Rom, er möchte doch seinen dortigen Aufenthalt mit ihm theilen. Nun erwachte in ihm plötzlich sein alter Glaube, daß sein eigentlicher Beruf die Malerei sei, und die Gelegenheit, diesem jetzt in so günstiger Weise sich hingeben zu können, mußte nach seiner Ansicht auf alle Fälle ergriffen werden. Es gelang ihm nicht leicht, die Zustimmung seiner Aeltern, namentlich seines Vaters, zu erlangen; aber der Umstand, daß vielen seiner Studienblätter von Malern, die mit seinen Aeltern befreundet waren, großes Lob gezollt wurde, trug manches dazu bei, daß gegen die Romfahrt Scheffel's kein entschiedener Einwand erhoben wurde. Er erhielt bald darauf vom Justizministerium einen urlaubartigen Abschied, und nun „fuhr unser Freund in die Welt des Südens ... um ein Maler zu werden und dabei zu entdecken, daß er ein Dichter sei".

In Rom ward er bald der Mittelpunkt einer fröhlichen und doch dabei fleißig schaffenden Künstlergesellschaft, die sich allmählich, aber einstimmig ihr Urtheil über ihn gebildet hat, daß er eine wundersame, feinbesaitete Natur, ein hochgebildeter Mann sei, um den es jammerschade wäre, wenn selbst nach schwerster Arbeit aus ihm nichts anderes als ein Landschaftsmaler dritten Ranges würde, daß aber eine große, echte Zukunft ihm nur auf dem Felde der Dichtkunst erblühen könne. Scheffel, auf den die neue Welt mit hundert berückenden Tönen und Farben einstürmte, schwelgte in diesen mannichfaltigen Eindrücken; aber nach und nach kamen ihm während seiner technischen Studien doch schwere Scrupel, über die ihn einer seiner Freunde, Engerth, in ehrlicher Weise aufklärte. Der Inhalt dieses Gespräches war eben, Scheffel sei kein Maler, er sei Dichter. Mit Centnerlast fiel es auf die Seele des jungen Künstlers; es duldete ihn einige Zeit gar nicht in der Nähe seiner Freunde. Aber in seinem Innern gärte und wühlte es gewaltig: die trauliche Schönheit seiner Heimat schwebte plötzlich vor seinem Auge; er gedachte seines verlorenen Liebs; rhythmisch war der Wellenschlag seiner Gefühle und die Muse neigte sich tröstend und liebreich zu ihrem Jünger herab — es entstand der „Trompeter von Säkkingen", eine der populärsten Dichtungen der neuern Literatur. Ein Jahr lang blieb Scheffel in Italien, unentschlossener als je kehrte er heim, das Eine doch stand in ihm fest, der Staatsdienst mußte aufgegeben werden. Seine düstere Stimmung zeigt sich so recht deutlich in einem Erguß an den alten Herzensfreund Schwanitz; er schrieb an ihn von Karlsruhe aus:

> Den Gruß eines aus Italien Zurückgekehrten, der müd, matt und unerquickt von der Heimat und ihren Zuständen in seiner alten Dachstube sitzt und sich ausruht, wirst du hoffentlich noch in Gnaden annehmen, zumal wenn ich ein reuiges Gesuch um Generalpardon wegen langen Schweigens damit verbinde. Jenseit der Alpen habe ich bald vergessen, welche Bestimmung die Tinte und der Streusand im Leben haben. Jetzt scheint mir's, muß die arme Seele wieder viel schreiben lernen. ... Ich lebe zur Zeit in der unerträglichen Stellung eines Mannes, der noch keinen Boden unter den Füßen hat. In Staatsdienst geh' ich nicht zurück — zum Malen bin ich zu alt —, bleibt wahrscheinlich nichts übrig als Privatdocent und Proletarier zu Heidelberg zu werden. Kommt Zeit, kommt Rath ... ich war ein Jahr glücklich und werde mich damit trösten müssen!

Er zog sich nach Heidelberg zurück, um an die Vorbereitung einer gelehrten Habitilirungsschrift zu gehen; aber während der Ausführung derselben, schreibt sein Biograph, keimte und regte es bereits in seiner Seele von neuen Gestalten, die seinen Geist zu neuer Dichterfahrt

lockten: der „Ekkehard" war im Werden. Das Kapitel über den „Ekkehard" ist ein Meisterstück der Biographie: feinfühlig werden hier die einzelnen Fäden der Schöpfung auseinandergelegt und wir erhalten tiefen Einblick in die geistige Werkstatt, in die Arbeitsmanier Scheffel's. Was Proelß da über Scheffel's Vorstudien und deren Zusammenhang mit dem Roman selbst sagt, hat nicht nur einen geistvollen, aufklärenden Anstrich, sondern auch den Charakter der Unwiderlegbarkeit. Im „Ekkehard" erreicht Scheffel's Schaffenskraft die Gipfelhöhe; dieser Roman ist sein erstes und letztes größeres Werk geblieben. Wir werden weiter unten sehen, unter welch tragischem Verhängniß seine Muse zu leiden hatte. Der „Ekkehard" war für Scheffel ein Act geistiger Befreiung von schweren Zweifeln, wie es in anderm Sinne auch der „Trompeter" gewesen: wol in keinem andern seiner Bücher hat sich Scheffel so sehr gefunden, hat sich seine sieghafte poetische Kraft so bewährt, ist sein eigentlicher Genius so zu seinem Recht gekommen, wie in diesem einzigen, epochemachenden Roman. Im Kreis des „Engeren" lernte Scheffel den historischen Romanschriftsteller Otto Müller kennen, der damals die bei dem Verleger Karl Weidinger erschienene „Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane" redigirte. Müller interessirte sich sehr für Scheffel's Dichtung und dieselbe erschien auch im genannten Unternehmen. Scheffel's Stimmung war eine ruhige und selbstbewußte geworden. Beim Frühlingsfest des „Engeren" am 23. konnte ein neues Lied vom „Meister Josephus" gesungen werden, in welchem das freudige Aufathmen seiner Seele unmittelbar zum Ausdruck gelangte.

Ernst Wechsler.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Werk über Rußland.

Rußland. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von H. Neelmeyer-Vukassowitsch. Leipzig, Verlag der Bibliothek für moderne Völkerkunde. 1887. Gr. 8. 14 M.

Das gewaltige russische Reich wird uns in diesem umfangreichen Werke von seiner völkerkundlichen, seiner volkswirthschaftlichen und seiner staatlichen Seite vorgeführt.

Unter den vielsprachigen Völkerschaften, welche unter dem russischen Scepter zwischen Deutschland und Japan, zwischen China, Persien, der Türkei einerseits und dem Eismeere andererseits leben, tritt naturgemäß am bedeutungsvollsten hervor der Großrusse, der eigentliche Träger dieser janusartig europäisch-asiatischen Großmacht. Mit Recht knüpft der Verfasser (der hier wol aus eigener Erfahrung schöpft) seine Charakteristik der Großrussen an den großrussischen Bauer an, denn dieser macht bis auf einen geringen Bruchtheil, der auf die dauernd in Städten lebende Bevölkerung entfällt, die Nation aus. Licht und Schatten scheint uns dabei ziemlich richtig vertheilt. Die oft bestialische Behandlung, welche der Ehefrau vom Großrussen zutheil wird (im Gegensatz zum gefühlvollern Kleinrussen), wird nach Gebühr gegeiselt, im übrigen aber das Wesen des letztern keineswegs grau in grau gemalt.

Der Trunk ist eigentlich das einzige Laster des russischen Bauern; sonst ist er im allgemeinen solide und ordentlich. Ja man kann mit Recht sagen, die Trunksucht spielt entschieden eine große Rolle in Rußland, und doch ist es damit noch immer nicht so schrecklich, wie man es sich im Auslande vorstellt. Es gibt wol Trunkenbolde unter den russischen Bauern, die in die Stadt fahren und ihre Fracht und überdies noch Wagen und Pferd im Branntweinhause sitzen lassen, d. h. alles verkaufen und so viele Tage forttrinken, bis kein Kopeke mehr übrig bleibt und sie barfüßig, zerlumpt, oft sogar ohne Kopfbedeckung, mit wild herabhängenden Haaren den Weg in ihr Heimatdorf zurückwanken; doch solche Fälle treten nur sporadisch auf; es sind eben verkommene Trunkenbolde, und solche gibt es in allen Nationen. Der russische Bauernstand trinkt wol, hat auch im allgemeinen seinen Rausch hier und da, aber das findet man auch in anderer Herren Länder. Was die Wildheit und Roheit der russischen Bauern im Rausche anbetrifft, so glauben wir, daß sie andern Nationen in derartigen Ausbrüchen nicht gerade den Rang ablaufen; denn wir haben betrunkene Franzosen, Amerikaner, Deutsche u. s. w. gesehen und gehört, die oft ärger, wilder und roher tobten als es der verlästerte, sogenannte „asiatische Halbbarbar" überhaupt nur zu leisten vermag. Daß aber der arme russische Bauer vorherrschend Branntwein trinkt, ist eigentlich natürlich; überdies erfordert das furchtbar rauhe Klima seiner Heimat Spirituosen; auch hat der arme Teufel so erbärmlich wenig von dieser schönen Welt, lebt häufig in solcher Armuth, daß es ihm billigerweise nicht zu verdenken ist, wenn er zeitweise zum Branntwein greift, um einmal in dulci jubilo zu leben! Man verbessere nur rationell die materielle Lage des Bauers, halte ihn zur Ordnung und Arbeit an, erziehe ihn zum charaktervollen, denkenden, selbstbewußten Menschen, und man wird sehen, daß das Branntweintrinken in Rußland, wenn es durch vernünftige Strafgesetze wie in Frankreich und andern Ländern auf ein richtiges Maß reducirt wird, keineswegs der Hemmschuh ist, um Rußland in seiner Entwickelung zu hindern. Eine der schönsten Eigenschaften des russischen Bauernstandes, die Gastfreundschaft, verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden; denn in einer Uneigennützigkeit und Herzlichkeit wie hier tritt sie in keinem andern Lande der Welt auf. Niemals wird der russische Bauer, und wenn er noch so arm, selbst den Fremdling, der nicht einmal seine Sprache spricht, die Gastfreundschaft versagen; ja er wird sogar sein letztes Stückchen Brot mit ihm theilen, und das alles mit einer angeborenen Noblesse, einer Freundlichkeit und Gutmütigkeit, wie es dem Bruder gegenüber nicht anders sein könnte. Hat man einmal die Schwelle seiner Hütte überschritten, sich vor dem Heiligenbilde in der Stube bekreuzt, dann kann man im allgemeinen auch sicher sein, daß einem kein Haar gekrümmt wird.

Ueberschlagen wir die bunte Musterkarte, die uns von den übrigen zahlreichen Völkern des Zarenreichs hier entrollt wird und treten wir gleich ein in den größern zweiten Theil des vorliegenden Buchs, welcher den russischen Wirthschafts- und Staatsverhältnissen gewidmet ist.

Da tritt uns bei der Besprechung der bäuerlichen Zustände des europäischen Rußlands jene wunderbare Gütergemeinschaft entgegen, die an die Ideale unserer Socialdemokraten erinnert. Allerdings beschränkt sie sich auf den Landbesitz, aber wie in dieser Hinsicht, so bildet eine russische Bauerngemeinde auch bezüglich der Steuerzahlungen und anderer Verpflichtungen ein ungetheiltes Ganze: die Dorfschule gehört der ganzen Gemeinde; keiner hat dauerndes Eigenthum an einem nur ihm gehörenden Theile derselben, aber auch der Steuerheber wendet sich allein an das Dorf, nicht an den Einzelnen. Diese Ueberlieferung aus uralter Zeit (eine Sitte und Rechtsanschauung, die auch unsern Vorfahren zu Cäsar's Zeit noch nicht ganz fremd geworden war) muß als eine Hauptquelle der materiellen Misstände des russischen Bauernstandes angesehen werden. Denn wie ließe sich selbst von einem strebsamen Landmann erwarten, daß er Geld und Arbeit zur Aufbesserung der zeitweise in seiner Hand befindlichen Ackerscholle verwende, wenn er weiß, daß bei der nächsten Vertheilung ihm sein Land abgenommen und einem andern Gemeindeglied zur Bebauung gegeben wird? Auch das edle Freiheitsedict Kaiser Alexander's II. blieb in der Ausführung nicht ohne tiefe Schatten.

Dieser die Leibeigenschaft aufhebende Ukas war unstreitig ein Act von unermeßlicher Bedeutung und der erste, aber wichtigste Schritt auf der Bahn des Fortschritts in Rußland. Doch so edel auch das Gesetz erdacht war: es besaß große Fehler, die sich noch immer mehr zeigen und große Schwierigkeiten bereiten. Die Verwaltung hatte sich in ihrer ausschließlichen Sorge um die Anleihen bezüglich aller übrigen Verhältnisse beim Ankauf der Bauerngüter vollständige Enthaltsamkeit auferlegt. Die Gutsbesitzer waren nun (und mit Erfolg) bestrebt, den Bauern nur ein Minimum an Ländereien zu überlassen, weit weniger als sie während der Leibeigenschaft inne gehabt hatten! Die Bauern sahen sich infolge dessen zu Pachtungen gezwungen, deren Preise wieder von Jahr zu Jahr stiegen. Auf der andern Seite waren aber auch die Gutsbesitzer, die ihre bisherigen Arbeitskräfte verloren hatten, ganz allein auf sich angewiesen, und die Darlehen bei den bestehenden Bodencreditbanken kosteten 8—10 Procent, also weit mehr als der Boden abwarf. Der russische Bauer lebt daher heute wegen seines meist zu kleinen Grundbesitzes häufig im Elend oder kämpft mit den größten Entbehrungen, und dabei muß er sehen, wie große Ländereien oft gar nicht oder nur ungenügend bebaut sind.

Recht mannichfaltig gestaltet sich auch das Gemälde der übrigen Wirthschaftsbetriebe, der Viehzucht und der Feldbestellung, der Jagd, der Fischerei, des Handels und Gewerbes, da stets dem europäischen Reichsantheil der asiatische zur Seite gehalten wird. Selbst für den prosaischen Artikel der Hasenjagd gilt das.

Eigentliche Hasenjagden hält man in Sibirien nicht; man wartet ruhig die Zeit ab, bis diese Thiere im Winter in großer Zahl auf die vielen Flußinseln kommen, wo sie ihnen zur Nahrung dienende dünne Zweige von Bäumen und Sträuchen leichter finden als im Urwalde. Die Jäger fahren dann in Kähnen auf diese Inseln und veranstalten eine Art Treibjagd; hierbei fällt jedoch kein Schuß, sondern die Hasen, die sich nicht durch Schwimmen retten, werden einfach erschlagen. Eine Jagd mit dem Gewehr auf Hasen im Walde wäre übrigens für den Sibiriaken auch schwer ausführbar, weil er in der Regel nicht aus freier Hand schießen kann, sondern sein Gewehr immer auflegen muß.

Lehrreich sind die Ausführungen über die Handfertigkeit und Intelligenz des Russen für allerlei Gewerbe, seine Zugänglichkeit für jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Technik, wobei aber nicht verkannt wird, daß an gleichmäßiger Güte die Handwerks- und Industrieerzeugnisse Rußlands doch den westeuropäischen sehr oft nachstehen infolge des Mangels an Ausdauer der russischen Arbeiter: ein Stück der Arbeit ist recht gut, ein anderes mittelmäßig, ein drittes schlecht, das Ganze also echtes Stückwerk.

Höchst ungünstig erscheinen die russischen Arbeiterverhältnisse. Einen Arbeiterstand wie bei uns gibt es eigentlich in Rußland nicht. Die meisten Fabrikarbeiter sind gleichzeitig Landbesitzer, in den Dörfern ansässige Bauern, die inzwischen den Feldbau Frau und Kindern anheimgeben. Zur Heu- und Erntezeit ziehen aber diese Fabrikbauern beliebig lange in ihr Heimatsdorf, sodaß unter Umständen zu jener Zeit die Fabrik still steht. Eine gründliche Ausbildung von Arbeitern für einen speciellen Industriezweig ist bei diesem Hin- und Herziehen zwischen Stadt und Land, von einer zur andern Fabrik auch nicht möglich; dabei demoralisirt die Halbheit des Berufs die Arbeiter und untergräbt das Familienleben.

Schlimm steht es vollends mit dem Innenhandel. Der russische Großhändler benutzt die bedrängte Lage der Bevölkerung und läßt von seinen Agenten die Erzeugnisse der bäuerlichen Landwirthschaft wie der Hausindustrie für ein Spottgeld, am liebsten gegen Branntwein aufkaufen, um sie dann an den Consumenten dank den hohen Schutzzöllen zu ganz unverhältnißmäßig hohen Preisen abzugeben.

Und sehen wir uns diese nationalrussischen Kaufleute, diese Blutsauger des Landes etwas genauer an! Fast alle entstammen sie dem Bauernstande. Sie oder ihre Vorältern beschäftigten sich, als sie noch kein Kapital zur Gründung eines Geschäfts besaßen, mit Hausiren, besonders mit dem Hausiren von Lebensmitteln. Das Geschäft war einträglich. Bei ihrer angeborenen Genügsamkeit ersparten sie sich schnell so viel (vorausgesetzt, daß sie keine Trunkenbolde waren), um ein kleines Geschäft in Lebensmitteln und Delikatessen zu eröffnen. Von hier war es nur noch ein Schritt für sie, um reich zu werden, um so mehr, da sie in ihren Geschäften, so viel sie nur konnten, in Maß, Gewicht und Preisen, beim Zusammenstellen der Conten betrogen, wo es nur halbwegs anging. Sobald sie das gehörige Kapital hatten, legten sie in verschiedenen Stadttheilen neue Läden an, setzten ihre Commis hinein und betrieben das Geschäft nun en gros; sie wurden zum reichen Mann, zum Millionär. Später verkauften sie diese Läden und betrieben nun ausschließlich nur noch den Großhandel.

Dem ausführlichen Abschnitt über das Staatswesen schließen sich ähnliche an über die Schule, über Institute für Wissenschaft und Kunst, über die Presse, die Kirche und die Verwaltung (Gericht, Polizei, Gefängnißwesen, Deportation), endlich über die Armee nebst der Kriegsflotte und über die vornehmsten Städte, die mehr oder weniger eingehend der Reihe nach beschrieben werden.

Sein Schlußresumé, in welchem der Verfasser die immer noch an Ausdehnung zunehmende revolutionäre Bewegung und die schlimme Finanzlage des Staats als die schwersten Sorgen für die dortigen Staatslenker, Asien aber als Rußlands zukunftsreiches Actionsfeld bezeichnet, führt denselben zu dem Bekenntniß und Mahnwort: „Mit den Staaten Westeuropas halte Rußland Frieden; es hebe seine Schutzzölle gegen diese Staaten, die natürlichen Absatzgebiete seiner massenhaften Naturproducte auf; nur ein ungehinderter gegenseitiger Austausch der Güter ist die Grundbedingung zum Emporblühen des Wohlstandes der Völker. Erkennt Rußland diese seine Aufgaben, schafft es freiere Institutionen im Innern — dann geht es entschieden einer glücklichen Zukunft entgegen — wird ein mächtiges gesegnetes Land inmitten der Staatenfamilie und, wie wir hoffen, des Staatenbundes der Alten Welt werden."

Alfred Kirchhoff.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft. Von Emanuel Herrmann. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1887.

Unter dem obigen Titel sind vierzehn geistreiche und angenehm zu lesende Aufsätze zusammengestellt, deren Verfasser schon früher mit einer ähnlichen hübschen Sammlung wirthschafts-philosophischer Studien unter dem Titel „Miniaturbilder der Wirthschaft" hervorgetreten ist und überdies den Ruhm für sich beansprucht, der Erfinder einer der wichtigsten Correspondenzmittel der Gegenwart: der Postkarte zu sein. Die Aufsätze behandeln zum Theil die Frage, wie die Menschen der äußern Natur allmählich Herr geworden sind und noch mehr werden, wie z. B. die „Erlösung vom Zufall", „Machtmittel des Beherrschers der Erde"; theils sind sie geschichtlichen Inhalts wie z. B. der über „die Zeitepoche der Verhinderung", „Typen der Association"; theils geben sie kühne Perspectiven in die Zukunft, wie z. B. der über „die Centraldirection der Weltwirthschaft". Es ist nichts Einheitliches, recht viel Bestreitbares, aber sehr viel Anregendes darin.

Um eine Anschauung von der Art der Behandlung des Stoffs und dem Stil zu geben, setzen wir aus dem Aufsatz „Querschnitte der Cultur" folgende Stelle hierher:

Der Querschnitt unserer geistigen Cultur weist ein Flickwerk der Jahrhunderte auf, und selbst die höchstbegabten Geister können sich des trostlosen Aufrufs nicht erwehren: man hat uns wol die Geschichte des Irrthums eingeprägt, aber nicht die Wahrheit! Noch unvermittelbar wohnen die Gegensätze der Denksysteme in minder gebildeten Menschen beieinander. Die christliche Weltanschauung und die praktisch-naturwissenschaftlich-wirthschaftliche Denkungsweise leben im Kopfe des Geschäftsmannes, des Landwirths in wilder Ehe. Nur der Mangel an Selbstkritik, fast möchten wir sagen an Stilkunde des Gedankenbaues, täuscht die Menge über diesen traurigen Zustand desselben. Derselbe unvermittelte Eklekticismus herrscht in unserm Geschmack, in Sitte und Recht. So kann der Stephansdom wahrhaftig als Sinnbild unserer Cultur gelten. Nur der ganz oberflächlichen Betrachtung gibt er sich als einheitlicher Riesenbau, dessen wohlgegliederte Theile im allgemeinen nach Form, Farbe, Stil und Widmung harmoniren. Im Detail freilich besteht zwischen dem romantischen Frontbau, den gothischen Pfeilern und Gewölben der Schiffe, den Renaissance-Monumenten und den Barock-Altären im Innern kein organischer Zusammenhang. Die Geschichte hat die Theile gefügt und nicht der Plan eines Baumeisters. Die Geschichte ist es auch, welche unsere Cultur überhaupt zu einem so bunten Mosaik alter und neuer Institutionen gestaltet. Vom Culturstandpunkte aus müßte unsere Zeitrechnung nicht auf eine Weltzeit vereinigt, sondern in so viele Culturzeiten detaillirt werden, als wir heute noch gleichzeitig und nebeneinander Culturstufen betreten.

2. Die Anarchisten. Eine historisch-kritische Studie. Autorisirte Uebertragung. Von J. Garin. Leipzig, O. Wigand. 1887. Gr. 8. 3 M.

Die anarchistische Agitation, d. i. die planmäßige Verbreitung der Lehre von der Nothwendigkeit der Zerstörung des gegenwärtigen Staats, als deren Prophet Bakunin anzusehen ist, hat ihren Ausgangspunkt in der 1871 aus der Internationale gegründeten Conséderation Jurassienne. Daß die Organisation der Anarchisten fortwährend am Anarchismus ihrer Mitglieder scheitert, ist selbstverständlich, und ebenso, daß die anarchistische Lehre nach ihrer positiven Seite hin es nicht über eine unklare Vorstellung davon hinaus bringt, daß der gegenwärtige Staat durch eine allgemeine Vereinigung ländlicher und industrieller Localvereinigungen ersetzt werden solle. J. Garin geht denn wol auch zu weit, wenn er nach einer Darstellung der äußern Entwickelung der anarchistischen Agitation sehr ausführlich die Lehren der „Anarchisten" über Religion, Familie, Eigenthum und Staat untersucht. Mit diesen Dingen kann ja der Anarchist gar nichts anfangen, als ihre Existenzberechtigung leugnen, und Garin muß denn auch seine vollständige Entwickelung der anarchistischen Lehren damit erklären, daß er in Ermangelung solcher Lehren die Lücken mit Angaben aus den „verwandten Systemen", namentlich dem „Collectivismus" entlehnt habe. Die beiden andern Abschnitte des Buchs handeln über „die geringe Bedeutung der anarchistischen Lehren" und „die Unterdrückung der anarchistischen Agitation".

3. Socialismus und Anarchismus in Europa und Nordamerika während der Jahre 1883 bis 1886. Nach amtlichen Quellen. Berlin, Wilhelmi. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Schilderungen der socialistischen Lebensäußerungen in den europäischen Staaten und den Vereinigten

Staaten von Amerika während der Jahre 1883—86 gelangten zuerst im „Hamburger Correspondenten" zum Abdruck, sind aber in der That so allgemein interessant, daß ihre Ausgabe in Buchform mit Dank hinzunehmen ist. Eingehend sind die polizeilich wahrnehmbaren Kundgebungen, die man als socialistische oder anarchistische bezeichnen kann, allerdings nur für Deutschland geschildert; aber auch für die andern Ländern sind doch manche schätzbare Notizen beigebracht.

4. Die geheime Organisation der socialdemokratischen Partei. Nach autoritativen Quellen dargestellt von W. Krieter. Dritte Auflage. Magdeburg, Rathke. 1887. 8. 1 M.

Eine werthvolle Ergänzung zu dem zu dritt genannten Buche. Der Verfasser ist der Ansicht, daß für die ersten zwei bis drei Jahre das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 in jeder Hinsicht den gewünschten Erfolg gezeigt habe, und daß es auch heute noch auf die Haltung der socialistischen Presse und der öffentlich hervortretenden Führer mäßigend wirke; als eine schlimme Frucht desselben seien aber die in den letzten Jahren in einzelnen Städten geschaffenen geheimen Parteiorganisationen, deren Wesen der Verfasser schildert, zu betrachten. Diese Parteiorganisationen stehen auf entschieden revolutionärem Boden; jedoch sind die organisirten „Genossen" natürlich der Zahl und Gesinnung nach nicht gleich den Massen der Wähler, welche bei den Reichstagswahlen für die socialistischen Candidaten eintreten.

5. Die Handwerkerfrage. I. Abtheilung. Geschichte der Handwerkerbewegung bis zum Jahre 1884. Von E. Jäger. Berlin, Germania. 1887. 8. 3 M.

Erstes Kapitel: „Das Handwerk im Alterthum und Mittelalter"; zweites Kapitel: „Geschichte des Handwerks vom Ausgang des Mittelalters bis zur Einführung der Gewerbefreiheit in Deutschland"; drittes Kapitel: „Die Gewerbefreiheit und die Reaction der Handwerker dagegen"; viertes Kapitel: „Die Handwerkerbewegung von 1870 bis 1877". Die dann folgenden Kapitel behandeln die deutsche Handwerkerbewegung in den einzelnen Jahren 1877—83. Das Schlußkapitel ist der Besprechung von Schriften über die Handwerkerfrage von Hitze, Albertus und Droste gewidmet. Die Schilderung der Handwerkerbewegung in den Jahren 1884 und den folgenden ist vermuthlich der zweiten Abtheilung dieser Schrift vorbehalten, die hoffentlich recht bald nachfolgt; denn das Buch ist zur Kenntniß der Handwerkerbewegung sehr brauchbar, wenn auch der besondere katholische Standpunkt des Verfassers seine Beurtheilung derselben beeinflußt. Die Schrift ist dem Freiherrn von Fechenbach-Laudenbach gewidmet, der im Anfange dieses Jahrzehnts eine Führerrolle in der Handwerkerbewegung — man denkt unwillkürlich an den Gegensatz von Pfuscher und Handwerker — angestrebt hat.

6. Die Haushaltung der arbeitenden Klassen. Von J. Gruber. Jena, Fischer. 1887.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der humanen und praktischen Richtung, die sich in der Wissenschaft und in den allgemeinen Anschauungen vom Volksleben Bahn gebrochen hat, daß man der Schilderung der thatsächlichen Lage der sogenannten arbeitenden Klassen — man sollte diese socialpolitisch sehr bedenkliche Bezeichnung desjenigen Theils des Volks, dessen Erwerb vornehmlich durch körperliche Anstrengung bedingt wird, durch eine bessere zu ersetzen suchen — so viel Fleiß und Aufmerksamkeit widmet.

Ueber die Höhe des Lohneinkommens der industriellen Arbeiter in Deutschland bekommt man durch die Statistik der Krankenversicherung und der Unfallversicherung der Arbeiter jetzt recht brauchbare Aufschlüsse, und wird sie durch Ausdehnung dieser Organisationen auf die ländlichen Arbeiter auch für diese erhalten. Die 4¼ Millionen industrieller Arbeiter, welche am Schlusse des Jahres 1885 in Deutschland gegen Krankheit versichert waren, bezogen ein Jahreseinkommen (aus Lohn) von etwa 2¾ Milliarden Mark: das macht auf die Person (nicht Familie) 644 Mark. Wenn man nun die durchschnittlichen Ausgaben, die aus diesem Einkommen bestritten werden, untersucht, so ist die Vorfrage, wozu man das thut? Die bekannte Redensart, daß es höchst „interessant" sei, so etwas zu wissen, kann der ernsten Forschung nicht genügen. Wir vermissen beim Verfasser vorliegenden Buchs die Erörterung dieser Vorfrage. Er führt mit einer gewissen äußerlichen Systematik die Ergebnisse der bisher über den Haushalt von ländlichen, gewerblichen u. s. w. Arbeitern angestellten Untersuchungen sehr gewissenhaft vor und gibt dadurch einen willkommenen Ueberblick über die betreffende Literatur und deren hauptsächlichen Inhalt; durch die Beantwortung jener Vorfrage hätte aber wol der Leitfaden gewonnen werden sollen zur Beurtheilung dessen, was diese Forschungen, die sich vielfach in wunderlichen Kleinkram verlieren, werth sind, und was man mit der ganzen Sache anfangen kann.

7. Die Maxime Laissez faire et laissez passer, ihr Ursprung und ihr Werden. Ein Beitrag zur Geschichte der Freihandelslehre von A. Oncken. Bern, Wyß. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser berichtigt einige ungenaue Ueberlieferungen, die sich bezüglich jener berühmten Freihandelsmaxime in der Literatur finden. Laissez faire soll als wirthschaftliches Schlagwort schon am Ende des 17. Jahrhunderts gebraucht worden sein, und Vincent de Gournay, einer der Gründer der sogenannten physiokratischen Schule der politischen Oekonomie hat die auf den Handel bezüglichen Worte laissez passer zugefügt.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Immer von neuem scheint die Gediegenheit der englischen Dichtung ihren Zauber auf diejenigen auszuüben, welche sich für berufen halten, sie nachzudichten und dem deutschen Publikum zu vermitteln, trotzdem man sich diese schwierige Aufgabe gerade bei uns, sollte man meinen, am wenigsten zu stellen nöthig habe, da fast jeder Gebildete im Stande ist, jene in der Ursprache zu genießen. Sei dem wie ihm wolle, abermals liegt uns ein solcher Versuch vor unter dem Titel „Blüten und Perlen englischer Dichtung in deutscher Uebertragung. Eine Anthologie eigener und fremder Uebersetzungen aus dem Englischen von Victor Hampe" (Holzminden, Müller). Die Sammlung der ausgewählten, meist nur kleinern Gedichte und Auszüge aus größern Dichtungen erstreckt sich über den Zeitraum von drei Jahrhunderten; denn sie beginnt mit Shakspeare und endet mit Tennyson und Longfellow, während der Umfang des höchst elegant ausgestatteten Bändchens nicht mehr als 137 kleinere Octavseiten beträgt. Was nun die Hauptsache, die Uebersetzungen selbst, anlangt, so sind sie von sehr verschiedenem Werth. Die andern entlehnten sind, da sie von Dichtern wie Herder, Freiligrath, Heine und Strodtmann übertragen wurden, längst anerkannte Meisterstücke; die Hampe's sind es nur zum Theil, einige sind nichts weniger als gelungen. Zu den erstern zählt beispielsweise das schöne Lied „Der Afton" von Robert Burns, doch auch diese Uebertragung ist durch diejenige Bartsch's in der „Bibliothek ausländischer Classiker" des bibliographischen Instituts übertroffen; zu den letztern hingegen die berühmte „Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe" von Thomas Gray. Ganz verfehlt darin sind besonders die schönen Strophen: „Full many a gem", „For who to dumb forgetfulness a prey" und noch mehr die folgende: „On some fond breast the parting soul relies" beginnend. Auch fehlt sonderbarerweise der Schluß der Elegie: die wundervolle Grabschrift. Sollte der Uebersetzer sie nicht gekannt haben? Es gibt nämlich deutsche Anthologien englischer Dichtungen, in denen wir derselben Unvollständigkeit begegnet sind. Jedem Dichter ist übrigens, außer Geburts- und Todesjahr, eine ganz kurze biographische Skizze vorangeschickt.

— Wir haben noch eine mehr als zu lang verzögerte Anzeige nachzutragen. Es ist eine bereits im vorigen Jahre erschienene dritte, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage des „Der Treppenwitz der Weltgeschichte" von W. L. Hertslet (Berlin, Haude u. Spener). Das mit Recht schon in seiner ersten Auflage so günstig aufgenommene Werk ist von einem Duodezbändchen zu einem stattlichen, 468 Seiten umfassenden Octavbande herangewachsen und legt glänzendes Zeugniß ab von des Verfassers Forschungseifer auf dem Gebiete, das er sich zu eigen gemacht, ja wol zuerst angebaut hat: Hinwegräumung des sagenhaften Schuttes aus der Geschichte, oder Scheidung der Fabel und Sage von dem Thatsächlichen. Die Illusion, der wir uns — es ist das einmal ein menschlicher Zug und zwar ein so allgemeiner, wie der, von welchem es bei Shakspeare heißt: „it makes all the world kin" — alle so gern hingeben, erleidet zwar dadurch großen Verlust, ja muß gänzlich schwinden; die Wahrheit aber, die stets mit strengem, ernstem Gesicht dareinschaut und schmucklos einherschreitet, gewinnt dabei desto mehr. Wer ihr ins Antlitz zu schauen nicht vermag oder Lust hat, der bleibe diesem Werke fern; denn es wird ihm eben um so manche liebgewordene Illusion bringen; wer aber der Wahrheit und ihr allein huldigt, der wird es nicht ungelesen lassen dürfen. Wie viele der darin besprochenen historischen Fragen oder Anekdoten, Sagen oder Ueberlieferungen in dieser dritten Auflage neue hinzugekommen oder wesentlich anders behandelt worden sind, ist leicht aus dem Register ersichtlich, wo sie mit Sternchen bezeichnet sind, und das dürfte wol bei vollen zwei Drittel der Fall sein. Wir machen dabei noch besonders auf die Rubrik am Schlusse: „Gesuchtes", aufmerksam, unter welcher der Verfasser um „gefällige Mittheilungen" an ihn über eine Reihe (37) noch ungelöster historischer Fragen oder wahrscheinlicher Legenden bittet, an denen sich andere, seinem Vorgange folgend, die Rittersporen verdienen können. Wir rufen ihnen ein aufrichtiges „Glück auf!" zu. Das Werk sollte übrigens in alle europäische Sprachen übersetzt werden, da ja auch alle civilisirten Völker dabei interessirt sind.

— „Briefe an eine Mutter" hat Dr. Ewald Hausé (ist dieser Name ein französischer oder ein deutscher?) bei H. Zimmermann in Waldshut erscheinen lassen. Der Verfasser behandelt den Wirkungskreis und die Pflichten einer Mutter vom allgemein pädagogischen Standpunkte aus und zwar ohne alle Phrase mit großer Selbständigkeit des Urtheils. Das ziemlich umfängliche Buch enthält viel Beherzigenswerthes und möchten wir dasselbe in den Händen recht vieler Mütter sehen.

— Otto Knoop, Gymnasiallehrer in Posen, hat einen in der Historischen Gesellschaft daselbst gehaltenen Vortrag über „Die deutsche Waltherſage und die polnische Sage von Walther und Helgunde" in Druck gegeben bei J. Jolowicz in Posen. Die mit großem Scharfsinn geführte Untersuchung kommt zu dem Resultat, daß ein polnischer Interpolator in böswilliger Absicht beide Sagen zu einer vereinigte, weil es ihm darauf ankam, die Deutschen zu schmähen.

— Unter dem Titel „Ein deutscher Schriftsteller" hat M. von Eckstädt eine kritische Analyse veröffentlicht (Hagen i. W., Risel u. Comp.), worin er in überzeugender Weise nachweist, daß der Schriftsteller Karl Böttcher das Beste in seinen Schriften aus andern, besonders aus Scherr, Turgenjew, Börne, Daudet, Schlögl, Pötzl abgeschrieben hat, vielfach wörtlich, oft nur mit geringen Veränderungen.

— Ein Essay von Otto Brahm über „Henrik Ibsen" (Berlin, Freund u. Jeckel) ist sehr geeignet, in das Studium dieses nordischen Dichters einzuführen. Ist auch manches etwas flüchtig hingeworfen und leidet auch das Urtheil hin und wieder an zu großer Connivenz, so ist doch die Arbeit mit innerm Beruf für dieses Thema gemacht und jedenfalls geeignet, die Deutschen näher mit dem genialen Norweger bekannt zu machen.

— Im Verlag des orientalischen Museums in Wien ist erschienen ein Vortrag des Dr. R. von Scala über die wichtigsten Beziehungen des Orients zum Occident in Mittelalter und Neuzeit. Der Vortragende erweist sich hier als ein gründlicher, trefflich orientirter Forscher, welcher sein Thema mit weitumfassendem Blick behandelt.

— C. Clement hat das nachgelassene Werk seines Vaters, „Die deutsche Manneswelt", herausgegeben (Hamburg, C. Boysen). Dieses von einem wissenschaftlich gerade für dieses Gebiet überaus gründlich gebildeten Manne geschriebene Buch muß als eine der besten Arbeiten ihrer Art bezeichnet werden. Gleichzeitig darf es als ein für Laien höchst interessantes Buch bezeichnet werden.

— Die vielbesprochene Schrift von H. Barthélemy: „Kampfbereitschaft" (la veillée des armes), ist in einer autorisirten Uebersetzung bei Helwing in Hannover erschienen. Wir empfehlen sie dringend allen denjenigen, welche in die fanatischen Rachegelüste sowie die kolossalen Vorbereitungen der Franzosen zum Kriege einen nähern Einblick gewinnen wollen.

— Den Dichter „Hermann von Gilm" in seinen Beziehungen zu Vorarlberg schildert Hermann Sander (Innsbruck, Wagner).

Die mit großer Liebe und eingehendster Sachkenntniß geschriebene Broschüre darf allen denjenigen empfohlen werden, welche an der Persönlichkeit jenes Dichters ein Interesse haben.

— „Die Pflege der christlichen Volkssitte durch die Schule“, eine Studie von Oberlehrer Dr. Albert Freybe in Parchim, liegt uns im zweiten Abdruck vor (Gütersloh, Bertelsmann). Das vom streng orthodoxen Standpunkte aus geschriebene Schriftchen enthält außerordentlich viel Anregendes; ob nicht der Verfasser der Schule hin und wieder zu viel zumuthet, lassen wir dahingestellt. Den betheiligten Kreisen sei das Büchlein gern empfohlen.

— Erklärung. In Nr. 8 d. Bl. f. 1887 sah ich mich gelegentlich einer Besprechung der „Sonettenkränze“ von W. Tangermann (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer) zu dem Nachweis gezwungen, daß das Sonett „Maienregen“ nichts weiter ist als unter der Maske eines Originals eine ziemlich grobe Nachahmung eines Gedichts gleicher Gattung und gleichen Titels aus meinen 1881 in zweiter Auflage erschienenen „Gedichten“. Heute habe ich nun nachzutragen, daß der Dichter inzwischen die folgende mir durch seinen Verleger übermittelte briefliche Erklärung abgegeben:

„Als im Frühjahr 1882 in einem mir befreundeten Familienkreise einige Dichtungen von Ernst Ziel vorgelesen wurden, fand namentlich das Sonett «Maienregen» einen besondern Beifall. Eine scherzhafte Anregung gab die Veranlassung zu dem ähnlichen Stimmungsbilde, worin absichtlich zwei gleichlautende Reimklänge mit abweichenden Verszeilen verbunden wurden. Bei der Absendung der Manuscripte“ (an den Verleger?) „war ich gerade mit Arbeiten überhäuft, sodaß ich es versäumte, auf das bezügliche Sonett in den «Gedichten» von Ernst Ziel durch eine Randbemerkung hinzuweisen. Durch dieses Versäumniß habe ich allerdings gefehlt und muß deshalb den geehrten Recensenten, den ich als Dichter persönlich stets hochgeschätzt, um Entschuldigung bitten.“

Der Verfasser wie der Verleger der „Sonettenkränze“ ersuchen mich um diesen Nachtrag. Ich entspreche dem Gesuche hiermit gern und enthalte mich jedes weitern Urtheils in der an sich belanglosen Angelegenheit.

Cannstatt, im September 1887. Ernst Ziel.

Bibliographie.

Augusti, Bertha, Erinnerungsblätter aus dem Leben einer deutschen Frau, mitgeteilt von B. A. Köln, A. Ahn. 8. 2 M.

Beust, C. Freih. v., Abadonna. Ein Schattenbild. Vevey, Benda. 8. 4 M.

Blaas, J., Bilder aus der Urwelt Tirols. Populärer Vortrag. Wien. Gr. 8. 40 Pf.

Böhm, R., Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden mit einer biographischen Skizze herausgegeben von H. Schalow. Mit dem Bildniß Böhm's und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 4 M.

Boehn, M. U., Stella Matutina. Roman. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 80 Pf.

Boy-Ed, Ida, Die Unversuchten. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Dabei, Graf A., Rosen und Dornen. Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Edelmann, A., Der Wendelstein im bayerischen Hochland. Touristisches und Geschichtliches. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M.

Emonts, J. W., Unserer Jäger Freud und Leid. Kriegserinnerungen aus dem glorreichen Feldzuge 1870/71 nach dem Tagebuche eines bayerischen Jägers. Kaiserslautern, Gotthold. 8. 2 M.

Fechenbach-Laudenbach, Reichsfreih. v., Fürst Bismarck und die „deutsch“-conservative Partei oder eine politische Abrechnung. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 48ste Lfg. 2te Abtlg. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. 1ster Bd. (Bis 1415.) Von J. Dierauer. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Hartner, E., Im Schloß zu Heidelberg. Historischer Roman aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 7 M.

Herder's Briefwechsel mit Nicolai. Im Original-Text herausgegeben von O. Hoffmann. Mit 1 Facsimile. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 M.

Hirn, J., Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder. 2ter Bd. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 M.

Hofmann, Ida, Aus dem Reiche des Herzens. Skizzen und Erzählungen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 2 M.

Hosäus, F. W., Die heilige Elisabeth. Ein geistliches Spiel mit Chören. Paderborn, Kleine. 12. 75 Pf.

Hudson, Luise, Königin von Preußen, das Ideal einer deutschen Frau. Autorisirte deutsche Ausgabe nach H.'s Life and times of Louisa, Queen of Prussia, unter Mitwirkung von W. Wagner bearbeitet von R. Carl und K. F. Pfau. 1ste Lfg. Leipzig, Pfau. Gr. 8. 40 Pf.

Junghans, Sophie, Spiegelungen. Roman. 2 Bde. Berlin, Dominik. 8. 9 M.

Kastan, J., Gesundheitspflege in Haus und Schule. Ein Lesebuch für Eltern und Erzieher. Berlin, J. J. Heine. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Kasten, W., Ferdinand Callin. Lebensgeschichte, nebst kurzer Auswahl aus seinen Schriften. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 M.

Klein, H. J., Einige Ergebnisse aus den systematischen Beobachtungen der Cirruswolken im westlichen Deutschland in dem Zeitraume vom 1. Oktober 1882 bis 30. September 1883. Halle, Schmidt. Gr. 8. 40 Pf.

Klose, M., Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz. Mit zahlreichen Ansichten aus der Grafschaft. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. 8. 2 M.

Köster, A., Die Wormser Annalen. Eine Quellenuntersuchung. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Kranitz, v., Posse mit Gesang von E. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 M. 50 Pf.

Lange, C., Ueber Gemütsbewegungen. Eine psycho-physiologische Studie. Autorisirte Uebersetzung von H. Kurella. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Liebknecht, W., Ein Blick in die neue Welt. Stuttgart, Dietz. 12. 2 M. 50 Pf.

Lippmann, J., Paul Lindaus „Arme Mädchen“. Eine vorwitzige Kritik. Leipzig, Werther. 8. 75 Pf.

Lüders, H., Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden. Mit Illustrationen vom Verfasser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8. 5 M.

Maschek, F., Geschichten aus dem Isergebirge. Unter Mitwirkung von heimischen Schriftstellern herausgegeben. Reichenberg, Fritsche. 1888. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Mauke, R., Ober-erzgebirgische Ausflüge. Dem Erzgebirgsverein zu seiner Generalversammlung in Annaberg i. S. dargeboten. Annaberg, Graser. 8. 75 Pf.

Meyer, M. W., Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin. Eine populäre Astronomie der Fixsterne. Mit 46 Textillustrationen, 2 Tafeln und 1 Titelbilde. Jena, Mauke. 8. 4 M.

Minghetti, M., Rafael. Aus dem Italienischen übersetzt von S. Münz. Breslau, Schottländer. Lex.-8. 7 M.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 26. Jahrg. 1887/88. 4 Hfte. Prag. Leipzig, Brockhaus' Sort. in Comm. Gr. 8. à Hft. 2 M.

Müller, M., In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers. Mit 10 Abbildungen und einer Karte von Unter-Aegypten. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 3 M.

Neumann, W., Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Mit 86 Abbildungen und 1 Tafel in Lichtdruck. Reval, Kluge. Gr. 8. 6 M.

Nogueira, M. T. A., Der Mönchsritter Nikolaus Durand von Villegaignon. Ein Beitrag zur Kenntniß französisch-brasilianischer Verhältnisse im XVI. Jahrhundert. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Staatswissenschaftliche Notizen. Herausgegeben von Männern vom Fach. 1. Nr. Leipzig, Werther. Gr. 8. 1 M.

Planck, M., Das Princip der Erhaltung der Energie. Von der philosophischen Facultät Göttingen preisgekrönt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 M.

Quandel, R., Die Grundgedanken in Salzmanns Ameisenbüchlein und ihr pädagogischer Wert. Für Lehrer und Lehrerbildungsanstalten. Minden, Hufeland. Gr. 8. 60 Pf.

Reichenbach, M. v., Die Lazinskys. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1888. 8. 9 M.

Reissert, O., Der Notstand der höheren Mädchenschule in Preussen. Unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schauenstein, F., Bleamerln aum Wö. Gedichte in unterennsischer Mundart. Korneuburg, Kühkopf. 12. 1 M.

Schubart, A., Novalis' Leben, Dichten und Denken. Auf Grund neuerer Publikationen im Zusammenhang dargestellt. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 5 M.

Sneyd, H., Cyllenee. Historische Erzählung. Ins Deutsche übertragen von Ludmilla Reynolds. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 9 M.

Göttinger Studentenwohnungen. Eine Wanderung durch das alte Göttingen. Göttingen, Spielmeyer. Gr. 8. 25 Pf.

Täpper, W., Plattdütsche Lachpillen oder Universal-Medizin för Alle, de ümmer gesund und munter bliewen welt. Bochum. 8. 1 M. 50 Pf.

Wahrmund, A., Der Kulturkampf zwischen Asien und Europa. Ein Beitrag zur Klarlegung des heutigen Standes der orientalischen Frage. Berlin, Reuther. 8. 1 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Adel verpflichtet. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1888. 8. 9 M.

Welten, O., Mit schönen Frauen. Novellistische Gespräche. Berlin, Ißleib. 8. 3 M.

Wirth, V., Bartholomäus Dietmar. Leben eines evangelischen Pfarrers im früheren markgräflichen Amte Kitzingen von 1592—1670, von ihm selbst erzählt. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges in Franken. Mit erläuternden Zusätzen herausgegeben. Kitzingen, Stahel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 20. October 1887.

Emile Zola und die „Revue des deux mondes".

Die erste kritische Zeitschrift Frankreichs hat jetzt mit Zola in ihrem ersten Septemberheft abgerechnet und seinen neuesten Roman „La terre" als den Bankrott des Naturalismus bezeichnet. Dieser scharfe, geistreiche, vernichtende Essay Brunetière's beweist zur Genüge, daß trotz der äußern Erfolge von Zola's Romanen die maßgebende französische Kritik, welche das Wächteramt der literarischen Entwickelung versieht, ihnen nur eine untergeordnete Stellung einräumt und das ästhetisch Verwerfliche derselben mit nicht geringerer Schärfe brandmarkt als die wenigen deutschen Kritiker, die sich nicht in den Strudel eines blinden Zola-Cultus mithereinreißen lassen.

„La terre" mag als das Nonplusultra der Zola'schen Werke schon deshalb angesehen werden, weil selbst die Anhänger und Jünger des Meisters, Paul Bonnetaire, Rosny, Paul Margueritte, Lucien Descaves und Gustave Guiches, es für nöthig gefunden haben, gegen die übertriebene Schmuzfarbe in dem neuen Zola'schen Roman zu protestiren. In Deutschland gibt es freilich viele Zola-Anbeter, die durch dick und dünn mit dem Meister gehen, und dazu bietet ihnen „La terre" die schönste Gelegenheit.

Brunetière räumt dem Naturalismus eine volle Berechtigung in unserm Jahrhundert ein; aber er bedauert, daß Zola nicht blos sein Talent, sondern auch ein berechtigtes Princip compromittirt.

„Die jungen Schismatiker", sagt die „Revue des deux mondes", „haben recht. Zola hat in «La terre» alle Grenzen überschritten. Ja selbst wenn man annähme, daß Anfang und Ende seines Naturalismus, seine hauptsächliche oder einzige Originalität wesentlich darin bestanden haben, in seinen Romanen ganz rücksichtslos Wörter abzudrucken, von denen ich glauben möchte, daß er sich ihrer auch im ungezwungenen Gespräche nicht bedienen würde, so hat er doch bisher niemals solche gebraucht wie in „La terre" und nie wie hier das Wort Naturalismus bis zu diesem Grade als ein Synonym für Schamlosigkeit und Gemeinheit erscheinen lassen. Niemals selbst nicht in «Pot-Bouille» hat dieser seltsame Beobachter der Sitten seiner Zeit so sein Publikum zum besten gehabt; niemals hat er verwegener der Wirklichkeit die obscönen und grotesken Visionen seiner erhitzten Einbildungskraft untergeschoben. Nichts von gewissenhafter Beobachtung, keine Wahrheit, keine Genauigkeit, alle Effecte leicht und heftig wie im Vaudeville und Melodrama, Scenen von unerhörter Brutalität, dazu Späße, welche in Grenelle oder Clignoncourt für Ausflüsse von Esprit gelten, Bilder der Liederlichkeit, Gerüche von Blut und Moschus vermischt mit denen des Weins und Misthaufens: das ist „La terre!"

„Sind dies Bauern"? fährt die „Revue des deux mondes" fort in ihrer Kritik. „Aber da müßten sie doch zuerst Menschen sein; doch das sind sie nicht, nicht einmal dem lieben Vieh gleichen sie; es sind einfach Gliederpuppen. In «L'Oeuve», in «Germinal», in «La joie de vivre» konnte man doch, wenn man näher hinsah, noch eine Spur oder irgendeine Wirkung von Beobachtung erkennen; aber hier würde man vergeblich auch nur ihren Schatten suchen; und die «Jesuiten» von Eugen Sue, die «Musketiere» von Alexandre Dumas, selbst die «Burggrafen» von Victor Hugo sind wahrer, weniger phantastisch, lebensvoller vielleicht als die Bauern von Zola. Mit Hülfe der Journale, der faits divers und der Berichte über die Sitzungen der Assisen, der Commentare, welche der Berichterstatter ihnen stets folgen läßt, um, wie man weiß, die cynische Sittenverderbniß des Landes der ehrlichen, eleganten und harmlosen Corruption des Boule-

vard gegenüberzustellen — hat sich Zola ein Bild von französischen Bauern zurecht gemacht und methodisch einen Actenstoß ländlicher Greuel angelegt. Das nennt er seine Documente: man ersieht daraus, daß in dem und dem Jahre, in dieser Commune, diesem Departement ein Familienvater die Unklugheit begangen hat, seine Güter seinen Kindern zu vermachen und diese eines Tags müde, einen unnützen Mann zu füttern, ihn in einen Schweinestall verbannt oder selbst seinen Tod beschleunigt haben; man liest daraus, daß in einem andern Jahre in einem benachbarten Departement, wie es bewiesen ist durch die Verhandlungen oder das Geständniß des Schuldigen, ein Stiefbruder, um die Theilung einer gemeinsamen Erbschaft zu vermeiden, seine Stiefschwester geschändet und dann erwürgt hat; man liest ferner, daß eine Frau Rattengift in die Kohlsuppe ihres Mannes gethan hat; daß zwei Brüder, statt sich zu verständigen, eine Grenzstreitigkeit mit Hülfe der Gewehre erledigt haben; daß eine Schwiegertochter ihre unbequeme Schwiegermutter durch Schläge mit der Hippe oder dem Dreschflegel beseitigt. Man erfährt gelegentlich auch Dinge, die man in der That bis auf Zola nicht wußte: daß der Misthaufen schlecht riecht, daß man sich betrinkt, wenn man zu viel Wein oder Cider trinkt, daß es dem Hagel bisweilen passirt, das Getreide niederzuschlagen, daß es ein schwieriger Ding ist, zu ernten, als in einen Brunnen zu spucken, um dort Kreise im Wasser zu machen, daß es nicht Clubvereine sind, welche in der Regel die Dorfschenken heimsuchen, und daß der Bauer leidenschaftlich den Erdboden liebt." „Es ist wahr", heißt es weiterhin, „daß die Liebhaber auch ganz schöne Stellen in «La terre» finden werden, einen lebensvollen Hauch und bisweilen auch eine fast hinreißende Gewalt in diesen Schilderungen, z. B. wo Zola die Natur sich zurecht macht nach den Anforderungen seiner eigenen Hallucinationen, aber das wenig Wahre, was sich in «La terre» findet, ist banal und das wenige Neue ist nicht wahr."

Der Essay von Brunetière enthält einige überaus treffende Bemerkungen: so den Hinweis darauf, daß Zola und den französischen Naturalisten die Sympathie für die Personen, die sie schildern, für die Geschichten, die sie erzählen, fehlen. Darin hatten die englischen und russischen Naturalisten, Dickens, Eliot, Tolstoi, Dostojewski, einen so großen Vorsprung vor den französischen: sie liebten wahrhaft die Armen und Niedrigen, diese anonyme, dunkle Menge, welche die pomphafte Kunst bisher beiseitegeschoben; sie erwarten, daß die Gleichheit der Menschen vor dem Leiden und dem Tode allen ein gleiches Recht auf die allgemeine Theilnahme gebe. Wenn sie sich in das Gemüth einer Dirne oder eines Verbrechers vertieften, so suchten sie dort eben das Gemüth und das ewig Menschliche auf. Und wenn sie vor der Schilderung des Häßlichen und Gemeinen nicht zurückschreckten, so geschah es nur, weil sie glaubten, uns darüber trösten zu können, indem sie dasselbe veredelten.

Nicht oft genug kann der Essayist darauf zurückkommen, daß diesen Schilderungen Zola's gerade die Lebenswahrheit fehlt. Und das ist durchaus richtig trotz der Theorie des „Roman experimental", der Physiologie, der Beobachtung, der Documente und wie diese Stichwörter der neuen Romantheorie alle lauten mögen. Die Charaktere sind eben Gliederpuppen, immer dieselben, nur anders angezogen, je nach dem sogenannten milieu, im Frack oder in der Blouse oder im Bergwerkscostüm. Mit der Verherrlichung Zola's in Deutschland steht es ebenso wie mit derjenigen Ibsen's: es ist blinde Ausländerei. Bei Ibsen ist noch weniger Wahrheit als bei Zola: alles ist geschraubt, auf die Spitze gestellt; eine psychologische Unmöglichkeit jagt die andere. Das wird bewundert. Beide haben ja einen genialen Zug: aber wären es deutsche Autoren, sie würden höchstens hier und dort mit einem kritischen Glanzlicht beleuchtet werden; für das große Publikum würden sie nicht existiren. Wir hatten zu jeder Zeit Talente mit ähnlicher extravaganter Richtung und sogenannter Genialität; sie bekommen nur ihre Nota in den Literaturgeschichten. Zola und Ibsen sind große Namen in Deutschland, und zwar in erster Linie deshalb, weil sie keine Deutschen sind.

Zola hat sich in seiner Studie über das neuere französische Drama über Sardou lustig gemacht: seine Welt sei eine Welt von Pappe, bevölkert mit Zappelmännchen; alle seine Stücke seien maßlos vergrößerte Vaudevilles, deren Komik Grimasse sei. Das wird dem gestrengen Kritiker von der „Revue des deux mondes" mit Zinseszinsen heimgezahlt; denn Brunetière, um die innere Unwahrheit der Zola'schen Romane nachzuweisen, behauptet, daß der Romanschreiber und seine Schüler selbst nicht über das Vaudeville hinauskommen: das bewiesen ihre Stoffe, die dem Repertoire des Palais-Royal angehörten, ihre ganze Behandlungsweise, welche derjenigen eines düstern und pedantischen Paul de Kock gliche, ihre Neigung für die Caricatur und die Zweideutigkeit. Diese unfreiwillige Komik läßt sich nur durchführen dank der ungenügenden Beobachtung. Die Personen von Zola, die simpelsten von der Welt, stets dem Antriebe einer einzigen, immer elementaren Begierde folgend, die sie bei jeder Gelegenheit und stets in einer und derselben Art an den Tag legen, stets nur mit sich selbst beschäftigt, wandern durch den Roman mit der starren Einförmigkeit, den mechanischen Kniffen und den eckigen Geberden von Marionetten. Und die große unwiderstehliche Komik entsteht gerade aus dem Contrast zwischen den gewaltsamen Situationen, in welche der Romandichter sie versetzt und der Unbeweglichkeit ihrer Physiognomie oder der Ungeschicklichkeit ihrer Bewegungen. So ist's im Vaudeville immer, um in der Theatersprache zu sprechen, ein sicherer Effect, einer Person eine Phrase in den Mund zu legen: „Schweige, du hast einen Fehler begangen", oder: „Mein Schwiegersohn, alles ist vorüber", und sie dieselbe während drei oder fünf Acten immerfort wiederholen zu lassen, mag sie nun in die Situation passen oder nicht, und am meisten dann, wenn sie nicht hineinpaßt.

In diesem Genre untergeordneter und derber Komik braucht Zola seit lange keinen Nebenbuhler zu fürchten. Wie in „L'Assommoir" das famose Paar Bochu, wie in „Pot-Bouille" der Onkel Josserant und der unbeschreibliche Treublot, so ist „La terre" voll von Fouan und Buteau, von Delhomme und Macqueron, von Hetaux und Palingre, welche nur einen Gedanken haben und nur eine Art, ihn auszudrücken wie die Krampack und die Ronancourt des classischen Vaudeville. Doch gibt es noch Unterschiede, von denen besonders zwei in die Augen fallen: der erste ist, daß die Refrains der Personen Zola's, statt einfach unsinnig zu sein wie in den Vaudevilles, schmuzig und lästerlich sind, und der zweite, daß unsere Vaudevilledichter, hinlänglich damit zufrieden, wenn sie uns zum Lachen bringen, nicht erwarten, daß sie in „Le plus heureux de trois" oder in „Le chapeau de paille d'Italie" die natürliche und sociale Geschichte ihrer Zeit schreiben. Zola ist nie so spaßhaft, als wenn er am meisten ernst genommen sein will: er ist nach der Ansicht des Kritikers überhaupt kein rechter Naturalist, sondern ein Romantiker: aus der Romantik ist er hergekommen und in ihr wird er wieder sein Ende nehmen. In der That hat das Streben nach Naturwahrheit mit der Vorliebe für das Häßliche, Widrige und Scheußliche nichts gemein: dies ist in der That ein Zug der französischen Romantik, der sich bei Zola wieder findet: jene hatte aber doch ideale Gewichte, welche bei diesem fehlen.

Bei den immer gröbern Verirrungen, deren sich Zola schuldig macht, ist dieser entschiedene Absagebrief der maßgebenden französischen Kritik an den größten „Schmuzfinken" der Weltliteratur immerhin eine wichtige literarische That. In Deutschland wird man freilich nach wie vor durch dick und dünn mit dem großen Meister gehen — oder man hat kein Anrecht darauf, sich ein Genie zu nennen. Doch wenn sich seine Nachahmer bisher in Uebertreibungen ergingen, wenn sie sich erbrachen, wo jener nur ausspukte, so scheint dies von jetzt ab unmöglich zu sein, denn die Vomitive von „La terre" lassen sich nicht mehr überbieten. Die Consequenz ist die Wahrheit einer Richtung: der sogenannte Naturalismus spricht sein letztes Wort; aber die Welt wendet sich mit Ekel davon ab.

Rudolf von Gottschall.

Zur Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

1. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Ernst Otto Hopp. Mit Illustrationen und Karten. Berlin, Grote. 1886. Gr. 8. 15 M.

Unter der Leitung von Wilhelm Oncken wird bekanntlich eine „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" in der Verlagsbuchhandlung von G. Grote herausgegeben. Der vierte Theil der vierten Hauptabtheilung dieses in mancher Hinsicht recht verdienstvollen Sammelwerks, zu dessen Zustandekommen eine ganze Anzahl von tüchtigen Fachgelehrten mitwirkt, liegt uns in einem umfangreichen Bande von 776 Seiten vor. Er enthält „Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika" von Ernst Otto Hopp. Die Einleitung, welche 153 Seiten zählt, behandelt die Entdeckungen und die von Franzosen, Portugiesen, Spaniern und Engländern gemachten Colonialversuche im 16. Jahrhundert, die Geschichte dieser Colonien bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, Neufrankreichs Entwickelung, die intercolonialen Kriege, die Verhältnisse zu den Indianern und die Colonialzustände nach den französisch-englischen Kriegen. Der deutschen Einwanderung in jenen Zeiten, über die Friedrich Kapp in seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Einwanderung" ausführlich berichtet, wird ebenfalls gebührend gedacht. Die übrigen Kapitel, welche die Ueberschrift „Bundesstaat und Bundeskrieg" tragen, schildern zunächst die Vorboten des Sturmes und den Unabhängigkeitskampf, um dann etwas ausführlicher die Regierung der Präsidenten der nordamerikanischen Union von George Washington bis Andrew Johnson zu besprechen; der Administration der Präsidenten U. S. Grant, James A. Garfield, Chester A. Arthur und Rutherford B. Hayes sind nur wenige kurze Bemerkungen gewidmet.

Was zunächst die Einleitung anbetrifft, so hat der Verfasser des in Rede stehenden Werks, welcher selbst längere Zeit in Nordamerika weilte, die besten Quellen, namentlich die nordamerikanischen Historiker George Bancroft und Francis Parkmann, mit Fleiß und Umsicht benutzt. Er hebt mit Recht hervor, daß die südlichen Colonien Nordamerikas, von Maryland bis Südcarolina, an die sich später auch Georgia anschloß, in ihrer Entwickelungsgeschichte das Bestreben zeigten, sich zu einem gleichförmigen Ganzen zu gestalten, das gemeinsame Züge trug und sich von dem wirthschaftlichen und socialen Leben in den nördlichen Ansiedelungen mehr oder minder weit entfernte. Das Klima sowol wie die sociale Stellung der ersten Einwanderer riefen diese Erscheinungen hervor. Das geringe Hervortreten eines kräftigen Mittelstandes war für alle diese Colonien typisch; es gab dort Latifundienbesitzer, die fast überall den Ausschlag gaben und herrschten, an diese sich anschließend weiße Leute des Mittelstandes, die aber in der Regel von den Großgrundbesitzern abhängig blieben, sei es, daß sie als Aufseher und Verwalter direct oder als Krämer, Handwerker, Pächter und Schulmeister mehr indirect von jenen beeinflußt wurden. Unter der letztbezeichneten Menschenklasse befand sich ein großer Procentsatz von Armen und Verbrechern; endlich waren dort Sklaven oder reine Arbeitsmenschen, von denen vorzugsweise die Aecker bestellt wurden. In Maryland gab

es einen zahlreichern Stand freier weißer Arbeiter, in Virginien schon weit weniger derselben, in den beiden Carolinas eine verschwindend kleine Anzahl. Südcarolina war der Hauptsitz der stolzen „Sklavenbarone". „Das System des Sklavenhaltens war", wie von Hopp mit Recht hervorgehoben wird, „der Kitt, der alle diese Colonien in ihren Interessen zusammenband". Zuerst schickte wol das Mutterland zahlreiche weiße Sklaven, Verbrecher, die zur Auswanderung begnadigt wurden, oder solche Arbeiter, die ihre Ueberfahrtskosten durch mehrjährige Dienste abbezahlten; auch politische Gefangene kamen auf ähnliche Art nach Amerika. Der mislungene Aufstand von 1655, die schottische Rebellion von 1666, die Bewegung Monmouth's und die Insurrection der Jakobiten von 1715 lieferten Colonialgefangene. Es entwickelte sich ein regelmäßiger Handel mit Arbeitern nach den Colonien; man stahl Kinder und Lehrlinge und transportirte sie über See. Die Kaufleute in Bristol machten gute Geschäfte durch solche Verdingung; auch viele Personen, die irgendwo den Galgen hart gestreift hatten, bankrotte Kaufleute, Schuldner, denen der Hungerthurm drohte, Commis, die Unterschlagungen verübt hatten, Männer, die ihre Frauen im Stiche ließen, suchten eine Freistatt in den Colonien, und mehrere Gesetze, die 1664 und 1686 in England erlassen wurden, legen Zeugniß von der Nothwendigkeit des Eingreifens der Staatsregierung ab. Allein der Bedarf an Arbeitskraft wurde durch diese ganze Einwanderung nicht gedeckt. Im Jahre 1649 waren in Virginien erst 300 Sklaven; 1661 gab es dort schon gegen 2000, daneben noch etwa 8000 zum Dienen gezwungene Menschen. Dies änderte sich indeß bald, als die englische Regierung, der König und die Prinzen voran, Förderer des Sklavenhandels wurden. Die Königliche Afrikanische Gesellschaft ward 1662 gegründet; an ihrer Spitze stand der Herzog von York und der König war stark betheiligt; das Hauptgeschäft dieser Gesellschaft bestand im Sklaventransport. Der damalige Gouverneur von Virginien erhielt vom Könige Befehl, die Interessen der Gesellschaft, was den Handel mit Menschenfleisch anlangte, zu wahren. So kam es, daß Hugh Jones bereits im Jahre 1724 in seiner Schrift „The Present State of Virginia" schreiben konnte: „Die weißen Diener sind im Vergleich zu den Massen der Farbigen nur in unbedeutender Zahl vorhanden." Das Negersklavensystem beseitigte das des weißen Zwangsarbeiters; der arme weiße Arbeiter war verachtet; man zählte ihn bis zum Bürgerkriege, welcher der Negersklaverei ein Ende machte, zu dem „poor white trash", d. h. dem armen weißen Auswurf. Nicht nur im alten Rom, sondern auch in Nordamerika hat sich indeß die Wahrheit des alten Ausspruches „Latifundia perdidere Italiam" bewährt. Die weiten Baumwoll- und Zuckerplantagen riefen die Negersklaverei ins Leben, und diese war wiederum die Ursache des langen und blutigen Bürgerkriegs, der die Union an den Rand des Verderbens zu bringen drohte, wenn er auch schließlich mit dem Siege der freien weißen Arbeit endete.

In ähnlicher Weise, wie der Verfasser über die Colonien berichtet, welche die jetzigen Südstaaten der Union ausmachen, erzählt er, gelegentliche Irrthümer Bancroft's berichtigend, von den Niederlassungen in Neuengland, Neuyork, Pennsylvanien, Canada u. s. w. Er berührt nicht die Lichtseiten allein, sondern ebenso sehr die Schattenseiten, und sagt über Neuengland:

Mehrere Jahre hindurch richtete sich die Aufmerksamkeit des freiheitsliebenden Volks weniger auf politische Angelegenheiten, als auf Hexenproceße. In Massachusetts hatte man die Intoleranz seit je gepflegt und schon Quäkerblut vergossen; dort feierte auch in noch größerm Maßstabe der Hexen- und Zauberwahn seine unheimlichen Orgien. In den meisten Ländern der Alten Welt hat es Hexenverfolgungen gegeben, so in Frankreich wie in Deutschland — in England erlitten 1515 nicht weniger als 500 Personen darum den Tod —; aber es war doch ein eigenes Geschick, daß gerade diejenige amerikanische Colonie, die das ganze 17. Jahrhundert hindurch in Schulbildung, günstiger materieller Entwickelung und Religiosität wie idealem Freiheitssinne an der Spitze marschirt war, Vorkämpferin des Hexenaberglaubens wurde! Schon einmal vor einer Reihe von Jahren hatte Boston (1648) einen solchen Fall gesehen: damals war Margaret Jones, eine Aerztin und Droguenhändlerin, wegen Hexens oder wegen Teufelserscheinungen mit dem Tode bestraft worden. Cotton Mather, der literarische „Behemoth" seiner Zeit, schrieb nun 1689 ein Werk über Hexen und Zaubereien, in dem alle Fälle der Art, die sich bis dahin in den Colonien ereignet hatten, sorgfältig registrirt waren. Die Literatur jener Colonialtage war ärmlich und ein neues Buch willkommen; man versenkte sich in die Lektüre und grübelte über das Hexenwesen nach. So wurden die Gemüther vorbereitet und empfänglich gemacht. In London veröffentlichte Baxter 1691 ein ähnliches Buch, in dem er auf Mather's Erfahrungen und Ansichten Bezug nahm. Da ereignete sich im darauf folgenden Jahre zu Salem in Massachusetts der erste Hexenfall, auf den bald eine ganze Reihe folgte. Erst bei den Predigern, dann bei ihren Hörern kam eine Abart religiösen Wahnsinns zum Ausbruch, die schmähliche Opfer forderte; binnen kurzem wurden 20 Personen gemordet und 55 so gemartert und gequält, daß sie die wunderbarsten und wahnsinnigsten Bekenntnisse ablegten. Die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten; ein Abscheu vor diesen Justizmorden griff überall platz. In immer weitere Kreise drang der Hexenverdacht; als derselbe auch in die eigene Familie des schändlichen Anstifters getragen wurde, gestand er, „Satan wäre in Confusion gerathen". Die Partei der zelotischen Pfarrer gerieth eine Weile in Miscredit, und Cotton Mather selber hatte später, wie er in seinem Tagebuch eingesteht, „Versuchungen vom Atheismus" zu leiden, er kam so weit, jede Religion für Täuschung zu halten.

In Neuyork gab die Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien Veranlassung zu einem Justizmorde, der an einem warmen Anhänger seiner Sache, dem Deutschen Jakob Leisler, den Bancroft fälschlich einen Holländer nennt, begangen wurde. Der stellvertretende Gouverneur Nicholson, ein Anhänger der Stuarts, hatte die Nachricht vom Regierungswechsel geheim gehalten; als diese Thatsache bekannt wurde, zwang man ihn zur Abdankung. Die demokratische oder Volkspartei in Neuyork, welche sich zumeist aus den Kleinbürgern rekrutirte, stand der aristokratischen Partei der reichen Patrone und größern Kaufleute schroff gegenüber, und da man einen Führer der Bewegung haben

mußte, bewog man den erwähnten Leisler dazu, provisorisch die Zügel zu ergreifen, bis der neue Gouverneur angelangt sei. Dies wurde sein Verderben; als der neue Machthaber, Oberst Sloughter, den auch viele der Feinde Leisler's einen verkommenen Menschen und gewissenlosen Trunkenbold nannten, sein Regiment antrat, ließ er sich von den Aristokraten bewegen, Leisler in das Gefängniß zu setzen und nebst seinem Schwiegersohn Milborn zum Tode zu verurtheilen. Das Urtheil wurde am 16. Mai 1691 vollstreckt und erregte wegen seiner offenbaren Ungerechtigkeit allgemeinstes Entsetzen. Das englische Parlament stieß vier Jahre darauf nicht allein das gegen Leisler und Milborn erlassene Erkenntniß als rechtsungültig um, sondern rechtfertigte Leisler's Verfahren in allen Stücken, setzte seine Erben in das confiscirte Vermögen wieder ein und veranlaßte die gesetzgebende Versammlung von Neuyork, ihnen eine Entschädigung von tausend Pfund auszuzahlen. Noch Jahrzehnte standen sich in Neuyork die beiden oben genannten Parteien gegenüber; von den Gouverneuren Sloughter, Ingoldsby und Fletcher wurden die „Leislerianer" unterdrückt; doch der 1698 als Gouverneur eintreffende Lord Bellamont stellte sich auf die Seite der demokratischen Partei, welche die Majorität besaß und gegen den eigennützigen Colonialadel entschieden Front machte.

Nicht weniger interessant und mit nicht geringerer Kritik als die eigentliche Colonialzeit sind die Vorboten des Unabhängigkeitskampfes und dieser selbst geschildert worden. Wir verzichten indeß auf eine nähere Beleuchtung dieser Zeitabschnitte, so verlockend es auch ist, Männer wie James Otis, Patrick Henry, Alexander Hamilton u. a. näher zu charakterisiren. Am 3. September 1783 ward endlich der Friede zu Paris geschlossen, der den Amerikanern ihre Unabhängigkeit sicherte. Im Jahre 1789 kam, nachdem die Verfassung der jungen Republik nach langen Streitigkeiten Anerkennung gefunden hatte, George Washington als erster Präsident der Vereinigten Staaten zur Regierung. Thomas Jefferson, der Vater der Unabhängigkeitserklärung, gab nachstehende Charakteristik von Washington, die wol im ganzen als zutreffend angesehen und darum hier mitgetheilt werden darf:

Sein Geist war groß und machtvoll, ohne zu denen ersten Ranges zu gehören; sein Verstand durchdringend, obwol nicht so scharfsinnig wie der Newton's, Bacon's oder Locke's; und so weit er sah, war kein Urtheil je gesünder als das seinige. Er war langsam im Fassen eines Entschlusses, da er von Erfindungsgabe oder Einbildungskraft wenig unterstützt wurde, aber sicher bei der Ausführung. Seine Offiziere bemerkten gewöhnlich, daß ein Kriegsrath für ihn von großem Vortheil sei; er hörte alle Ansichten ruhig an und wählte sich aus, was er für das Beste hielt; gewiß hat kein General seine Schlachten je besser geplant. Aber wenn er im Verlaufe des Treffens gestört wurde, wenn plötzliche Umstände irgendein Glied der Kette seines Plans reißen machten, so konnte er ihn nur langsam den neuen Verhältnissen anpassen und verbessern. Die Folge hiervon war, daß er im Felde oft Miserfolge hatte, doch selten gegen einen wie bei Boston fest stationirten Feind. Furcht kannte er nicht, persönlichen Gefahren trat er mit kühlster Ruhe entgegen. Der stärkste Zug in seinem Charakter war vielleicht die Klugheit; er handelte nie, bis jeder Umstand, jede Ueberlegung für reif erachtet und abgewogen worden war; bei Zweifeln trat er zurück; aber wenn er sich einmal entschieden hatte, führte er seine Absicht allen Hindernissen zum Trotz aus. Seine Unbescholtenheit war sehr rein, seine Gerechtigkeit die unbeugsamste, die ich je gekannt habe; keine Beweggründe des Interesses oder der Verwandtschaft, der Freundschaft oder des Hasses waren im Stande, ihn in seiner Entscheidung verwirrt zu machen. Er war fürwahr in jedem Sinne des Wortes ein weiser, guter und großer Mann. Sein Temperament war von Natur reizbar und stimmungsreich; aber Nachdenken und fester Wille hatten die Oberhand gewonnen. Wenn er indessen seine Schranken durchbrach, war er schrecklich in seinem Zorn. Im ganzen war sein Charakter vollkommen, in keiner Beziehung schlecht, in wenigen Punkten gleichgültig.

Mit strenger Unparteilichkeit kritisirt der Verfasser die Zeitgenossen und Amtsnachfolger von George Washington; auch die Fehler und schwachen Seiten eines Benjamin Franklin und Thomas Jefferson bleiben nicht unberührt. Schon unter Washington's Regierung consolidirten sich die beiden bestehenden Hauptparteien; es galt nicht mehr, rein theoretische Fragen zum Austrag zu bringen, sondern praktische Interessenpolitik zu treiben, nicht mehr staatsrechtlichen Anschauungen zum Siege zu verhelfen, sondern auf Grundlage der bestehenden constitutionellen Gesetze für sich Vortheile zu erringen, welche nachhaltige Wirkung haben sollten. Wir sehen daher auch bei der Discussion der praktischen, zumeist finanziellen Fragen eine Verschärfung der Parteigegensätze platzgreifen; je zielbewußter die Föderalisten, denen die Einheit der Union vor allem am Herzen lag, auftraten, um den todten Buchstaben der Verfassung zu beleben, desto schärfer reagirten die mehr particularistischen Staatenrechtler, bis schließlich durch die alles überwuchernde Frage nach Ausdehnung oder Beschränkung der Negersklaverei die Trennung der Union in den freien Norden und den sklavokratischen Süden bedingt wurde. Als der Kampf um die Constitution entbrannt war, existirte ein solcher geographischer Unterschied kaum; er bildete sich allmählich unter der Präsidentschaft von Washington und Adams, um dann nie wieder zu verschwinden, bis er unter der Administration von Abraham Lincoln in dem blutigen Bürgerkriege völlig zum Ausbruch kam und der Negersklaverei ganz ein Ende gemacht wurde. Die Schilderung dieses Kriegs ist im ganzen correct; doch unterschätzt Hopp die Fähigkeiten und Verdienste des Oberbefehlshabers der Unionsarmee U. S. Grant, während er dessen Untergenerale W. T. Sherman und P. Sheridan sowie den Oberbefehlshaber der Secessionsarmee R. E. Lee richtig würdigt. Das Schlußkapitel behandelt, wie oben gesagt, nur sehr cursorisch die Administrationen der Präsidenten Andrew Johnson, U. S. Grant, Rutherford B. Hayes, James A. Garfield und Chester A. Arthur Die Frage, ob die Neger in den Vereinigten Staaten noch dereinst Culturträger werden wie die weißen Unionsbürger, wirft der Verfasser zwar auf, beantwortet sie aber

nur mit den Worten Graut's: „Es ist möglich, daß die Frage eines Rassenkampfes eines Tags auftauchen mag, wie die, ob Freiheit oder Sklaverei, früher erschien. Die Lage des farbigen Mannes innerhalb unserer Grenzen mag eine Quelle der Besorgniß werden, um das Geringste zu sagen; aber der «Nigger» wurde zwangsweise an unsere Küsten gebracht, und jetzt sollte man dafür halten, daß er ein so gutes Recht habe, hier zu bleiben wie irgendeine andere Klasse unserer Mitbürger.“ Mit dem Schlußsatz sind wir vollständig einverstanden; wir lebten nahezu zwölf Jahre in dem Sklavenstaat Missouri und stimmen mit Karl Schurz dahin überein, daß der frei gewordene Neger durch Arbeit sich sein Bürgerrecht in der nordamerikanischen Republik zu verdienen und zu erhalten wissen wird. Auch theilen wir nicht die Befürchtung Hopp's, daß das Mormonenthum den Amerikanern allzu viele und zu große Sorgen machen wird; mormonische Senatoren werden sicherlich niemals in den Bundessenat zu Washington aufgenommen werden. Alles in allem genommen ist das Buch von Ernst Otto Hopp eine recht verdienstvolle Arbeit.

2. Leben und Wirken von Henry Clay von Karl Schurz. Zwei Bände. Boston und Newyork, Houghton, Mifflin u. Comp. 1887. 8. 10 M.

Das vorstehend genannte Werk von Karl Schurz, welches vor einigen Monaten in englischer Sprache unter dem Titel „Life of Henry Clay“ im Druck erschien, würde vor etwa dreißig Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein literarisches Ereigniß gewesen sein, weil gerade zu jener Zeit die Frage der Negersklaverei, das große Drama, welches Clay vorbereiten half, die allgemeine Aufmerksamkeit in der Union auf sich lenkte; jetzt wird dasselbe nur als ein werthvoller Beitrag zur amerikanischen Geschichte angesehen werden. Einige amerikanische Blätter meinen, Schurz habe als Artikelschreiber einer täglichen Zeitung, z. B. der „Westlichen Post“ zu St. Louis im Staate Missouri, keinen besondern Erfolg gehabt, weil er „der Sache zu sehr auf den Grund gehe und zu belehrend schreibe“; in dem vorliegenden Buche konnte er sich dieser seiner Neigung hingeben, ohne zu breit zu werden und den Leser zu ermüden. Sein Buch ist in der That ein beachtenswerthes Geschichtswerk; denn man findet in demselben die beste und klarste Darstellung der Geschichte seines Adoptivvaterlandes vom Jahre 1812 an bis zum Zusammenbruch der Whigpartei, und während dieser Zeit war eben Clay die Hauptfigur im politischen Leben der Union. Man nannte Clay den „Präsidentenmacher“ (president-maker), weil durch seinen Beistand verschiedene Politiker das höchste Amt errangen, welches das amerikanische Volk zu vergeben hat; er selbst wollte nach seinen eigenen Worten „lieber im Rechte sein als Präsident der Vereinigten Staaten“, und doch hat es keinen amerikanischen Staatsmann gegeben, der lieber als er Präsident gewesen wäre. Clay's ganze Laufbahn ist voll von Gegensätzen, die aber nicht immer leicht zu erkennen sind; er war, wie auch Schurz ihn darstellt, „ein Südländer mit nördlichen Grundsätzen“. Jeder Freund der amerikanischen Geschichte wird das Buch von Schurz mit Vergnügen und Nutzen lesen; wir stimmen deshalb der „Westlichen Post“ bei, wenn sie sagt: „Wenn es wahr ist, daß nur ein Poet den Dichter übersetzen und interpretiren kann, dann darf man dies auch auf den Staatsmann anwenden: der große Amerikaner hat in dem großen Deutsch-Amerikaner seinen besten Biographen gefunden.“

Zum Schluß sei noch das Buch „Triumphant Democracy“ von Andrew Carnegie erwähnt, welches im Jahre 1886 bei Sampson Low, Marston, Searle und Rivington in London erschien. Diese Schrift, deren Verfasser lange Jahre in Amerika lebte und sich dort durch Fleiß und Umsicht ein großes Vermögen erwarb, liest sich sehr gut und enthält auch viele interessante und richtige statistische Angaben; allein sie hebt im Gegensatz zu dem Werke von Schurz fast nur die Lichtseiten der nordamerikanischen Union hervor. Während Schurz mit großer Unparteilichkeit und scharfer Kritik seinen Gegenstand behandelt, ist Carnegie, der unsers Wissens gegenwärtig in Schottland lebt, nur des Lobes der großen transatlantischen Republik voll; die vielen Schattenseiten derselben berührt er entweder gar nicht oder doch nur äußerst kurz und oberflächlich.

Rudolf Doehn.

Neues von und über Scheffel.

(Beschluß aus Nr. 41.)

1. Scheffel's Leben und Dichten. Von Johannes Proelß. Mit vielen Original-Briefen des Dichters und 10 Abbildungen. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 10 M.
2. Reise-Bilder. Von Joseph Victor von Scheffel. Mit einem Vorwort von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 5 M.

Das Jahr 1854, welches den „Ekkehard“ zeitigte, bildet den Höhepunkt von Scheffel's Laufbahn; danach hat er kein zweites Werk von ähnlicher Bedeutung vollendet; seine weitere Entwickelung stellt sich trotz mancher aufstrebenden Windung, trotz der unbestreitbaren Vervollkommnung seiner Künstlerschaft auf dem Gebiete der Lyrik, soweit sie öffentlich in die Erscheinung getreten, als eine absteigende Linie dar. Drei Jahre — wir reden mit Proelß' eigenen Worten — umfaßt zunächst die Periode, welche einer Reihe von tragischen Ereignissen den Charakter

einer dramatisch ergreifenden Katastrophe gibt: wir sehen im ersten den Dichter nach einem arbeitsamen Aufenthalt in Venedig und Welschtirol einer schweren, Seele und Leib gleich mächtig erschütternden Krankheit verfallen; wir erleben im zweiten, wie er nach einer übereilten Reise in das südliche Frankreich einem Rückfall derselben erliegt und erst allmählich wieder Frische und Thatkraft im grünen Schwarzwaldbad Rippoldsau, dann im geistig und künstlerisch ihn gleich sehr anregenden Verkehr mit der Dichter- und Malercolonie Münchens gewinnt, bis im dritten der Tod des ihm theuersten Wesens seiner Melancholie den Charakter verhängnißvoller Erstarrung verleiht.

Diese Sätze geben in knappster Weise den Inhalt des Kapitels „Katastrophen" an, das in all der Aufzählung von Scheffel's Leiden, in der Analysirung von Scheffel's Gemüthszustande und vergeblichem Ringen nach Ausgestaltung seiner Stoffe tiefstes Mitgefühl für den Dichter erwecken muß. Nach Vollendung seines Romans waren seine Kräfte erschöpft; er hatte sich zu Schanden gearbeitet und eine ernste, gefährliche Abspannung machte sich bei ihm geltend. Trotz der verhältnißmäßig vorgeschrittenen Sommerszeit unternahm er seltsamerweise eine längere Reise nach Italien: vielleicht erhoffte er im Süden Wiederherstellung seiner Kräfte, hauptsächlich aber bestimmte ihn zu dieser Fahrt ein neuer poetischer Plan, den wieder andere verdrängen sollten; seine Phantasie gerieth später in einen namenlosen Aufruhr, in eine Art krankhaftester Empfänglichkeit, und von all seinen großen schönen Stoffen gelangte nicht einer, etliche Fragmente ausgenommen, zur Entfaltung. Zunächst war es ein Bild seines Reisekameraden nach Venedig, das ihm die Anregung zu einem neuen Roman gab: Anselm Feuerbach's „Sterbender Aretino". Dieser Plan veränderte sich später insofern, als statt des Aretiners Titian und seine Schülerin Irene de Spilimbergo in den Vordergrund treten sollte. Proelß schildert nun in eingehender Weise, an welchen innern und äußern Hindernissen diese und die folgenden künstlerischen Absichten scheiterten. Kleinere Arbeiten hingegen, wie Reiseschilderungen, lyrische Gedichte gelangen ihm.

Wir kommen jetzt auf seinen verhängnißvollen Aufenthalt in München zu sprechen: Scheffel hätte hier die schönsten Tage verleben und sich dort eine ehrenvolle äußere Position erringen können, wenn er vom Glück nur halbwegs begünstigt worden wäre. Die kunstsinnige Stadt nahm den berühmten jungen Poeten mit Freuden auf; eine Schar bewährter Männer versammelte sich um ihn; sogar eine geordnete literarische Thätigkeit sollte sich ihm neben der frei schaffenden öffnen: er erhielt den Antrag, an dem vom König Max angeregten und der Oberleitung des Professors W. H. Riehl anvertrauten großen literarischen Unternehmen „Bavaria" redactionell und schriftstellerisch theilzunehmen. Die Wege seiner Zukunft schienen somit klar und eben vor ihm zu liegen und er beeilte sich, seine geliebte Schwester zu sich nach München zu laden. Selbstverständlich kam diese der Bitte ihres Bruders nach, aber nach kurzer Zeit ihres Aufenthalts erlag das holde Mädchen der in München zum Ausbruch gelangten verheerenden Typhusepidemie. Der Tod seiner Schwester war für Scheffel der herbste Schlag des Schicksals, den er nimmermehr verwinden konnte. Um die Bedeutung des Verlustes, den Scheffel erlitten, auch nur einigermaßen zu charakterisiren, muß man sich vergegenwärtigen, welch festes Band innigster Liebe die beiden Geschwister miteinander verflocht. Sie war seine Berатherin in künstlerischen Dingen; sie kannte ihn durch und durch; das ganze Wurzelwerk seiner Empfindungen rankte sich um seine Schwester empor; solche Naturen, wie die Scheffel's, in ihrer jungfräulichen Sprödigkeit und Verschlossenheit, in ihrem oft rauhen Aeußern lieben zehnmal so stark und nachhaltig wie andere Charaktere, und wenn einer solchen Natur der Gegenstand so innig tiefer Verehrung und Neigung durch den Tod geraubt wird, so entsteht in ihr eine Lücke, eine Leere, die kein Trost, keine Zeit mehr auszufüllen im Stande ist. Daß die Todte einer solchen Freundschaft von seiten ihres Bruders vollkommen würdig gewesen, beweist der bezaubernde Eindruck, den sie überall machte, beweisen die enthusiastischen Urtheile derer, die sie kannten. „Alt und Jung war von ihrer Erscheinung entzückt", schreibt Bodenstedt in seinen Scheffel-Erinnerungen; „es ging ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebenso wenig entziehen konnten, wie die Herren, und der auch merkwürdigerweise Neid und Eifersucht, die gewöhnlichen menschlichen Regungen bevorzugten Persönlichkeiten gegenüber, gar nicht aufkommen ließ. Einer flüsterte dem andern zu: «Welch ein entzückendes Geschöpf.»" „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne", schreibt Felix Dahn begeistert, „schön mit ihren prachtvollen, goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch — der Seele. Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale «Gethu» — wie wir an der Isar sagen — voll des köstlichen, schalkhaften Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborener Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen, hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wenn sie die alemannischen Gedichte Hebbel's oder — und das stand ihr am holdesten —! die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug!" Welche Trauer über den Todesfall in der Familie herrschte, mögen folgende erschütternden Proben aus verschiedenen Briefen der Mutter darthun:

Edler Freund! Fassen Sie Muth ein schreckenvolles Wort zu hören. Unsere theure Marie ist nicht mehr.... Seit zwölf Tagen pflegten wir sie hier bey ihrem Bruder, wo sie zwei glückliche Monate verlebt und plötzlich von der unglücklichen münchener Krankheit erfaßt ward.... Sie können sich nicht denken, wie ich leide; anstatt daß es milder werden sollte, wird's immer ärger und ärger — und die Leere immer leerer und die Lücke immer klaffender. Sie war der Stern unsers Lebens — mit ihm ist alles versunken, was Freude heißt — denken Sie die Kunst — Sie war es, die uns mit ihr verbunden — Sie vermittelte die

Poesie und alle Künste mit dem schweren Gang unsers Werktagslebens — durch sie gewann alles Interesse, Reiz und Farbe. In einer Wüste hätte ich glücklich mit ihr sein können. — Und die Natur! — mit welchen Augen sah sie in Gottes Schöpfung hinein! Mit den Augen eines Engels. Unser Gärtchen war mir ein Paradies, so lange sie darin wandelte — jeder Strauch, jede Blume schien nur für sie zu blühen, — jetzt ist es, als ob die Seele allein — noch rauscht der Ahorn und noch blühen die Rosen; es ist aber alles nicht mehr wie sonst. Kaum ist eine Blume entfaltet — so habe ich schon keine Ruhe mehr — bis sie draußen auf ihre Gruft niedergelegt ist — und dort verwelkt.... O, und der arme Joseph, ihm ist in ihr, wie er immer klagt, die Schwester gestorben, die Freundin, die Rathgeberin — die Krankenpflegerin, sein bester Kamerad — sein Ideal reiner Weiblichkeit — sein Schutzengel. Alles, alles war sie ihm.

Scheffel duldete es nicht mehr in München; auch sein Aufenthalt bei den Aeltern dauerte nicht lange, es trieb ihn hinaus in die Welt; ruh- und rastlos zog er umher, bis ihn der „Bann der Wartburg" umfing. Scheffel dachte allmählich daran, sich eine feste Stellung zu verschaffen, und hierin waren seine Bestrebungen von Glück begleitet. In Donaueschingen war damals die große fürstlich Fürstenbergische Bibliothek durch den Ankauf einer großen berühmten Sammlung um 273 Handschriften und 12000 Druckbänden bereichert worden. Scheffel wurde vom Geheimen Referendar Fröhlich zum Bibliothekar vorgeschlagen, und er nahm die Stelle gerade an jenem Tage an, als er durch die Vermittelung seiner Mutter eine Einladung des weimarischen Großherzogs auf die Wartburg empfing. Scheffel konnte nun die angenommene, für ein Jahr gültige erste Stellung nicht mehr rückgängig machen und so beschloß er, das Jahr in Donaueschingen nach Möglichkeit für sich auszunützen, namentlich zu seinen Vorarbeiten für sein nächstes Werk: einen historischen Roman in der realistischen Darstellungsweise eines „Ekkehard", der den Sängerkrieg auf der Wartburg zum Mittelpunkt haben sollte. Er hatte nämlich bei einem Besuch auf der Wartburg dem Großherzog versprochen, „etwas Wartburgmäßiges" zu schreiben. Dieses Versprechen bereicherte allerdings die deutsche Literatur um ein herrliches Werk, „Die Frau Aventiure"; aber für Scheffel selbst sollte es eine jahrelange Quelle bitterster Kämpfe und Enttäuschungen werden. Seinem energischen Pflichteifer getreu bewirkte er die Ordnung und Sichtung der Bibliothek mit seinen besten Kräften; mit stärkstem Eifer versenkte er sich in die germanischen Vorstudien für seinen Stoff, gerieth aber in einen Irrgarten, aus dem er nicht mehr heraus zum Pfad der künstlerischen Gestaltung seiner Pläne gelangen konnte. Er arbeitete sich in einen Zustand hinein, der an qualvoller Unsicherheit weit jene Zustände übertraf, in denen er sich bei den Vorstudien zu seinen frühern historischen Plänen befand. Eine besondere Zierde dieses Abschnitts sind Scheffel's Briefe an den Großherzog, in denen er ihm über seine Verhältnisse und über den Stand seiner Arbeiten Rechenschaft gibt. Wenn je eine Arbeit einem gewissenhaften und tiefgehenden Dichter unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten konnte, so war es dieser neue historische Roman. Scheffel watete, um mich trivial auszudrücken, bis zu den Knien hinauf im Sande der gelehrten Studien: was Wunder, daß er keinen Hochflug nehmen konnte und sein Plan aber auch um keinen Schritt vorwärts kommen wollte. Die Resultate des einen Tages brachten die Ergebnisse des folgenden zum Schwanken; Forschung ließ sich mit Kunst nicht verkitten; jene wunderbare Verschmelzung beider Dinge, wie sie im „Ekkehard" in unnachahmlicher Schönheit zu Tage trat, ließ sich hier nicht erreichen. Die Pein, dem Großherzog am Ende das gegebene Wort nicht einlösen zu können, der Stolz des Künstlers, seine Kraft, die siegreich aller Hindernisse spottet, zu zeigen, ließen ihm keine Ruhe. Dazu kommt, daß der Dichter wieder an einer unglücklichen Liebe laborirte: ein wohlhabendes, feines junges Mädchen hatte großen Eindruck auf ihn gemacht; schon konnte er Hoffnung schöpfen, die Geliebte seines Herzens wirklich heimführen zu dürfen, als die Vermählung an äußern Dingen, wie wir es schon weiter oben einmal angedeutet haben, scheiterten; die ungeschickte Führung der Angelegenheit, die unsichere Position Scheffel's, trotz seines bereits erworbenen glänzenden Dichternamens, machten seinen Lieblingsplan zu Wasser; scheu und verdrossen, tief verletzt zog sich Scheffel zurück in seine Einsamkeit, und die Thatsache, daß das Mädchen bald darauf einem andern die Hand reichte, vermehrte nur noch seinen Schmerz. Auch die Verhältnisse in seinem Vaterhause waren trauriger Natur; seine Aeltern wurden kränklich; sein verkrüppelter Bruder bedurfte der Pflege; der gute Genius des Hauses, Marie, moderte im Grabe. Nur seine Reisen — das Wandern war seine Hauptlust —, die er nach überstandenem Aufenthalt in Donaueschingen machte, erhellten manches mal seine Stimmung und steigerten sie sogar zu humoristischen Launen, denen er poetischen Ausdruck gab; auch für seine Studien unternahm er fleißig Fahrten. In St.-Wolfgang am Abersee entstand in ihm die Idee zu den „Bergpsalmen". Hier möchte ich Johannes Proelß in einem Punkt entschieden entgegentreten: er sagt, man könnte verschiedener Meinung über den Werth der „Bergpsalmen" sein. Ich glaube bestimmt, daß über die „Bergpsalmen" nur Eine Meinung herrschen kann, nämlich die, daß die „Bergpsalmen" zu den erhabensten Naturschilderungen gehören, die ein moderner Poet geschaffen.

Scheffel's Zustand verschlechterte sich von Tag zu Tag, bis er schließlich namentlich infolge eines Misverständnisses mit dem Großherzog (Scheffel nahm an, der Großherzog hätte ihn wegen des schlechten Gedeihens seiner Pläne und seines langen Schweigens fallen lassen) für kurze Zeit den Charakter geistiger Verstörung annahm. Diesen Umstand beuteten Scheffel's Feinde sattsam aus und colportirten allerlei gemeine Gerüchte über ihn. Kaum wiederhergestellt, sah er selbst ein, daß aus seinem Romane nicht viel werden könnte, und so entschloß er sich die nebenher entstandenen Gedichte, die er dem Prosa-Werk einverleiben wollte, zu einem Roman in Liedern zu verbinden und

durch dessen Herausgabe dem Großherzog wenigstens von seinem guten Willen, die Welt aber von der Grundlosigkeit der über ihn ausgesprochenen Verleumdungen zu überzeugen. „Frau Aventiure“, sein größtes Schmerzenskind, und ich glaube, kaum dürfte irgendein anderes Kunstwerk unter so schwierigen und schmerzvollen Verhältnissen geschaffen worden sein, erschien also und Scheffel bedang sich, als ihn der Großherzog mit der Ernennung zum Professor auszeichnen wollte, statt deren nur den Gegendank in Form einer Förderung, die dem jungen Anton von Werner zukommen sollte, seinem spätern Freunde und Illustrator seiner Werke.

Was wir noch weiter über ihn zu berichten haben, ist hauptsächlich nur persönlicher Natur; seine literarische Physiognomie hat er um keinen werthvollen Zug mehr bereichert. Mit Ausnahme zweier größerer und einiger kleinerer Schöpfungen ist sein ganzes Schaffen nur ein fragmentarisches gewesen; Trümmer aus der Werkstätte eines mächtig ringenden Geistes, an dem das rauhe Leben unmenschlich viel sündigte. Wir sehen nunmehr, nach Proelß, so lange seine alten Aeltern und dann weiter allein der Bruder seiner Theilnahme bedürftig sind, sein Leben getheilt zwischen dem Aufenthalt in nach freier Dichterlaune gewählten Häuschen, abgeschieden im Gebirge oder an einem See, und bald kürzerm, bald längerm Aufenthalt in Karlsruhe. Sein Dichterruhm wuchs von Tag zu Tag, namentlich seine Lieder des „Gaudeamus“ erlangten bekanntlich eine ungeahnte Verbreitung; auch sein körperliches Befinden war im allgemeinen ein besseres und damit im Zusammenhang hob sich seine Stimmung und minderte sich seine krankhafte Menschenscheu. Aber auch dieses relativ-leidliche Schicksal sollte durch schwere Unglücksfälle bald getrübt und die flüchtigen Tage des Liebesglücks ihm zu einer Quelle von bittern Enttäuschungen werden. Bevor wir aber uns mit diesen bösen Tagen beschäftigen, wollen wir noch einen unendlich rührenden Brief seiner Mutter abdrucken, in dem sich die namenlose Freude an den Erfolgen ihres Sohnes kundgibt. Im Herbst 1861 fand auf der Wartburg ein glänzendes Künstlerfest statt, welches der Großherzog von Sachsen der in Weimar tagenden deutschen Kunstgenossenschaft gab und Scheffel dichtete das Lied dazu. Ueber dieses Fest schrieb die Mutter an einen Freund:

Da die Frau Aventiure dem Joseph auf der Wartburg zuerst erschien, muß ich Ihnen doch erzählen, was ich in Betreff dieser wunderlichen Frau vorgestern Abend erlebte. Anfangs dieses Winters that sich hier eine Gesellschaft von Künstlerfamilien und Kunstfreunden zusammen, um alle vierzehn Tag eine heitere Zusammenkunft zu halten, und sich aus dem Gebiete der Poesie, Musik oder der dramatischen Kunst etwas vorzuführen. Dietz, Lessing, Schrödter — à la tête. Auch wir wurden dringend zum Beitritt aufgefordert; da aber Joseph wie immer ablehnte, war für mich auch keinerlei Motiv, anzunehmen, da ich in große Gesellschaften überhaupt nicht gehe. Nun bekamen wir dennoch vorgestern eine Einladung, lebende Bilder dort zu sehen — aus der „Aventiure“. Meine Herren waren wieder nicht vom Fleck zu bringen. Ich aber ging hin theils aus Rücksicht gegen die Freundlichkeit der Gesellschaft, theils aus Interesse an der Sache selbst. Nun aber, kaum eingetreten, werden mir von allen Seiten Dinge über die Aventiure gesagt, die mich ganz verwirren — ich war nur froh, daß der Salon, der Bilder wegen, finster war — ich hatte in jüngster Zeit zu Hause wohl vielerlei Derartiges von unsern Freunden vernommen; daß aber die „Aventiure“ hier solchermaßen Leben und Gestalt angenommen — daß sie das Schoskind aller poetischen Gemüther geworden und gleichsam nun die zehnte Muse ist — das wußte ich nicht; auch ahnt' ich nicht, was der Abend bringen würde; als Dietz einen Katheder bestieg, glaubte ich, er werde uns irgendeine begleitende oder erläuternde Strophe lesen. Aber was geschah, er hielt einen großen umfassenden Vortrag über die „Aventiure“ und vollbrachte mit hinreißender Redekunst eine Verherrlichung derselben und Joseph's, daß die tiefsten Grundwellen meiner Seele aufgestürmt wurden. Es ging über alle Vorstellung — auch weit über das billige Maß hinaus. Ich kann Ihnen nicht alles sagen — es war zu viel — zu viel — mir schwanden fast die Sinne. Ich, die ich bey den Geburtswehen dieser Lieder so viel mitgelitten, dachte nicht, einmal solche Dinge zu erleben. Ich mußte weinen und zwar so heftig, daß ich nur zu ringen und zu kämpfen hatte, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen; die Thränenbäche sah zum Glück niemand in der Dunkelheit. Nun rollte der Vorhang auf und zeigte Wolfram von Eschenbach, wie er den Parzival translitirt — die schöne, helfende Französin — die Schreiber im Grase. Dann kam der Papagey, von einem sehr schönen Mädchen allerliebst dargestellt. Dann kam eine Gruppe fahrender Schüler. Und endlich die Frau Aventiure selber, wie sie den Ofterdinger wieder hinauslockt. Die Zwischenzeit füllte Dietz stets mit Vorlesung der Lieder und Erläuterungen. Besonders ergreifend las er das „Zu wilden Bergen“ und das „Daheim“. Seine älteste Tochter, ein sehr interessantes Mädchen, stellte selbst die Aventiure dar, mit vieler Anmuth und einem geistigen Ausdruck, der meinem Ideal der schönen Unholdin ganz entsprach. Ich glühte vor Aufregung — und entschlüpfte so schnell als möglich, um daheim, in meiner stillen Zelle, mich wieder zu fassen und Joseph zu erzählen. Es fiel in Dietzens Vortrag auch manches schöne herrliche Wort über die Wartburg, über ihre Vergangenheit und Gegenwart. Seit diesem Abend ist das Buch in aller Munde . . . es ist ein wunderlich Treiben — ich könnte ihnen seltsame Dinge noch erzählen, welche die Zauberin Aventiure angerichtet, aber man muß ihr auch ihre Geheimnisse lassen. Ich bin noch ganz von Freude erfüllt, aber glauben Sie nicht, lieber Freund, daß diese Freude „befriedigte Eitelkeit“ heißt, wie es nach diesem langen Brief fast scheinen könnte. Ich fühle mich im Gegentheil bescheidener und demüthiger als sonst. Aber dieser Abend hat einen Wendepunkt in Joseph's ganzer Anschauung seiner Vaterstadt hervorgebracht, ihn wieder mehr der versäumten Heimat genähert.

Das Weitere aus Scheffel's Lebensjahren ist bald erzählt: flüchtige Glückstage leuchteten ihm, als er sich vermählte; diese Ehe ward aber unter einem Unglücksstern geschlossen; denn kurz nach der Geburt eines Knaben trennten sich die Ehegatten. Vorher starb ihm seine einzige Freundin, seine Mutter, weg, und die Pflichten, die Scheffel gegen seinen kranken Bruder, gegen seinen alten, gebrechlichen Vater hatte, mögen wol viel zur Ungemüthlichkeit und Zerbröckelung des jungen Hausstandes beigetragen haben. Was ihm so das Schicksal raubte, gab es ihm in anderer Weise reichlich zurück: sein Ruhm wuchs und wuchs, das ganze deutsche Volk feierte jubelnd den funfzigsten Geburtstag des vielgeprüften einsamen Mannes,

dessen Werke jedermann las, dessen Schicksale, dessen Wesen aber nur von Wenigen gekannt wurden. Wenige Monate vor dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg starb er am 9. April 1886 nach langem schweren Leiden.

Man legt erschüttert das Buch von Johannes Proelß aus der Hand, erschüttert von der Tragik des Schicksals, von der Herbheit der Verhältnisse, die auf diesem originellen und edeln Geiste lasteten. Proelß darf das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen, der deutschen Nation tiefe und authentische Einblicke in die Natur eines ihrer Lieblingsdichter erschlossen zu haben; das Wort Freiligrath's vom Kainsstempel der Dichtung gewinnt auch bei Scheffel plötzlich eine ungeahnte schreckliche Bedeutung; mit Scheffel ist ein ehrlicher Kämpfer dahingegangen, der es mit seiner Kunst so ernst nahm, daß sein Ringen einen erhabenen Eindruck macht.

Ueber die Vorzüge und Schwächen des Scheffel-Buchs selbst habe ich mich bereits eingangs des Aufsatzes verbreitet; jedenfalls macht dasselbe seinem Urheber alle Ehre; denn es bedeutet eine wesentliche Bereicherung unserer biographischen Literatur und ist eine Kundgebung liebevollster Hingabe und größten Fleißes.

Mit Wehmuth durchblättert man die „Reise-Bilder" von Joseph Victor von Scheffel (Nr. 2); für diejenigen, welche die obige Biographie kennen, sind diese Bilder von doppeltem Reiz; denn bei jedem einzelnen Aufsatze fällt uns dieses oder jenes biographische Detail ein. Das Buch umfaßt Scheffel's folgende Schilderungen: „Aus den rhätischen Alpen", „Aus dem hauensteiner Schwarzwald", „Brief aus Venedig", „Aus den tridentinischen Alpen", „Ein Gang zur großen Karthause in den Alpen der Dauphiné", „Avignon", „Ein Tag am Quell von Vauduse", „Skizzen aus dem Elsaß". Wir wollen nicht näher auf diese prachtvollen culturhistorischen und Naturbilder eingehen. Ich begnüge mich nur aus dem Vorworte von Proelß zwei kleine Abschnitte mitzutheilen, deren Inhalt ich in jeder Beziehung unterschreibe:

> Aber auch ganz abgesehen von diesem biographischen Bezug — um ihrer selbst, um ihrer literarischen und poetischen Reize willen, ihres Reichthums an Stimmung und geistigem Gehalt, sind sie als eine werthvolle Ergänzung der im engern Sinne poetischen Werke des Dichters zu betrachten.... Es ist nach seinem (Scheffel's) Tode manch unbedeutende Gelegenheitsdichtung veröffentlicht worden, die wenig geeignet war, den Ruhm des Dichters zu nähren; was aber unser Band aus seinem Nachlaß ans Licht bringt, verleugnet weder die Bedeutung, noch die urwüchsige liebenswürdige Eigenart des Dichters, der uns den Ekkehard und den Sang vom säckinger Trompeter geschenkt hat.

Ernst Wechsler.

Eine neue Poetik.

Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst von Hermann Baumgarten. Stuttgart, Cotta. 1887 Gr. 8. 10 M.

Dieses ist ein wichtiges und bedeutungsvolles Werk, welches in seinem ausgedehnten Umfange (735 Seiten) einen ebenso reichen wie interessanten Inhalt für den Kenner und Freund der deutschen Literatur umschließt. Eine streng systematische Anordnung des Materials wird allerdings vermißt. Das Ganze verläuft nach einer kurzen Einleitung in einer Folge von dreißig Abschnitten, in denen im allgemeinen die einzelnen Arten der Poesie kritisch durchgangen und die sie betreffenden Fragen eingehend beleuchtet werden, woran sich zuletzt ein Anhang über Kant's „Kritik der ästhetischen Urtheilskraft in ihrem Verhältniß zur Aristotelischen Philosophie" anschließt. Der Geist, der Scharfsinn und die Belesenheit des Verfassers in der Behandlung aller dieser Gegenstände verdient überall die unumwundenste Anerkennung. Bei der ganzen mannichfach bestrittenen Natur dieses Gebiets aber ist selbstverständlich auch der Widerspruch gegen seine Ansichten nicht ausgeschlossen. Es läßt sich über vieles hierbei rechten; alle übertriebene Rechthaberei ist aber überhaupt bei Dingen, die sich ihrer Natur nach von sehr verschiedenen Seiten auffassen und beleuchten lassen, nicht am Orte. Wir können hier nur im ganzen und großen versuchen, zu dem Werke und dem von ihm erstrebten Ziele eine Stellung einzunehmen.

Die Poetik als die wissenschaftliche Lehre oder Theorie von der Dichtkunst hat durch Aristoteles zuerst ihre Begründung gefunden. Aristoteles hat hierin wie in so vielen andern Dingen zuerst das Richtige gesehen und den wahren Nerv in der Sache getroffen. Sein Standpunkt ebenso wie der sich an ihn anschließende Lessing's wird auch jetzt noch vom Verfasser als der entscheidende für die ganze Auffassung dieser Frage angesehen. Der Aristotelische Hauptbegriff bei der Poesie wie bei der Kunst überhaupt war derjenige der Nachahmung, μίμησις, ein Begriff, den kürzlich noch Felix Dahn einen unglücklichen genannt hat und der allerdings durch seine unendliche Vieldeutigkeit sehr viel Schaden und Misbrauch in der Kunst und Aesthetik angestiftet hat. Alle Kunst entspringt zwar oder darf angesehen werden als eine Nachahmung der Natur; aber es fragt sich eben, was denn in der Natur das eigentlich Nachahmungswürdige für die Kunst sei, da diese doch offenbar nicht eine bloße Copie oder mechanische Abschreibung derselben sein kann. Die sogenannte Naturwahrheit oder die Nachahmung des Wirklichen, wie es ist, hat insbesondere im französischen Kunstleben oft eine verhängnißvolle Rolle gespielt. Der Name des Aristoteles ist hier wie auch in der Philosophie und Theologie ein Schild geworden für manches Thörichte und Verwerfliche in der neuern Zeit. Bei ihm selbst aber hatte der Begriff der künstlerischen Nachahmung einen ganz bestimmten und specifischen Sinn, der im innersten Kern seiner Lehre und

wissenschaftlichen Weltansicht begründet lag. Was der Künstler in seinem Werke nachahmt oder darstellt, ist nicht etwa das ganze wirkliche Ding, so wie es vor uns steht, sondern nur die ihm an und für sich innewohnende Idee oder der sogenannte reine Formcharakter desselben, d. h. diejenige besondere Anlage zur Vollkommenheit, welche nur durch das störende Element der Materie und allen sonstigen äußern Zufalls in ihrer Ausbildung gehemmt und beeinträchtigt worden ist. Der Künstler erkennt also nur die eigenen Gedanken und wahren Vollkommenheitsziele der Natur selbst, und es schließt sich insofern sein Werk nur als eine höhere Fortsetzung und gereinigte Wahrheit an das Leben der Natur selbst an. Dieser Gedanke ist an sich der richtigste und entscheidendste für die ganze Stellung der Kunst zur Natur. Ein jedes Kunstwerk muß wahr sein, d. h. wir müssen in ihm das Bild eines in der Natur an sich schon enthaltenen oder angedeuteten Vollkommenheitszieles wiederzuerkennen im Stande sein. Wenn der Verfasser dieses Werks darauf Gewicht legt, daß es nur das Seelische in der Natur sei, was von uns oder von der Kunst nachgeahmt werde, so kann dieses insofern acceptirt werden, als eben der Formgedanke in den Dingen nach Aristoteles der Geist oder die Seele in allem Natürlichen ist. Streiten wir uns hierbei nicht um Worte; der Aristotelische Lehrbegriff von der Welt aber als einer teleologischen Vereinigung reiner Ziele oder Formen mit sinnlichen Mitteln und Kräften ist auch die allein richtige Basis für die wissenschaftliche Bestimmung des Verhältnisses der Kunst zur Natur.

Uns Neuere muthet es allerdings immer etwas seltsam an, wenn Aristoteles auch die Poesie ohne weiteres zu den nachahmenden Künsten zählt. Als solche sind zunächst im strengen Sinne insbesondere nur die Malerei und die Plastik zu betrachten, deren Werke sich als eigentliche Bilder an die Dinge in der Natur anschließen, während der Dichter anscheinend seine Werke mit voller Freiheit der innern Phantasie aus sich selbst erschafft. Aber zunächst in Bezug auf die beiden Hauptgattungen des Epos und Dramas hat der alte Meister doch vollkommen Recht, daß diese an sich überall nur Nachahmungen oder idealisirende Darstellungen von Begebenheiten oder historischen Ueberlieferungen in der Zeit sind, ganz ebenso wie jene Werke von den sichtbaren Dingen im Raume. Dieses galt von der alten Dichtkunst allerdings in einem noch einfachern und strengern Sinne als von der neuern. Mit dem bloßen Wort der Phantasie allein aber kann das ganze Wesen oder die Natur des dichterischen Geschäfts zuletzt ebenso wenig und eigentlich noch viel weniger bezeichnet und wahrhaft erschöpft werden als mit jenem antiken Ausdruck der Nachahmung. Im ganzen und großen ist für den Unterschied der antiken und der neuern Aesthetik oder Lehre vom Schönen insbesondere bezeichnend, daß jene dasselbe wesentlich aus der Nachahmung der Natur oder der gegebenen Objectivität, diese aber es vielmehr aus der Phantasie oder dem eigenen innern Leben der Subjectivität abzuleiten und zu erklären versucht. Dieser Unterschied schließt sich auch naturgemäß an den allgemeinen innern Wesensunterschied der antiken und der neuern Kunstanschauung selbst an. Phantasie aber ist eigentlich in einem noch weit höhern Sinne ein bloßes leeres Wort als Nachahmung, worauf auch der Verfasser gelegentlich mit Recht hinweist. Dieser antike Begriff ist doch immer der vornehmste und wesentlichste für den ganzen Charakter der Kunst. Er ist freilich unendlich dehnbar und muß überall in einem andern Sinne und Lichte aufgefaßt oder angewendet werden. Die beiden Gebiete der Musik und der Architektur sind hierin ganz anders geartet als diejenige der Poesie und der Plastik und Malerei. Man kann von einem musikatischen Werk wie etwa von der C-moll-Symphonie nicht sagen, was dieses eigentlich nachahme oder darstelle, da es vielmehr nur in einer bloßen Folge von Tonverhältnissen besteht, die erst von sich aus eine gewisse ihr entsprechende ideale Empfindungsbewegung in der Seele hervorruft oder erzeugt. Ebenso ist etwa ein gothischer Dom an sich nur eine bloße Harmonie von Formverhältnissen im Raume, die nur mittelbar als eine Sprache oder ein sinnbildlicher Ausdruck einer gewissen innern Religionsvorstellung angesehen werden kann. Aristoteles aber sieht auch die erzählende Thätigkeit eines Historikers als eine nachahmende an. Hier aber unterscheidet sich bestimmt die historische Nachahmung von der poetischen; denn während uns z. B. ein Historiker den trojanischen Krieg erzählt, wie er unmittelbar oder seiner genauen Wirklichkeit nach gewesen ist, so stellt ihn uns Homer dar, wie er eigentlich seiner Idee oder seinen echten und wahren menschlichen Motiven nach unter Ausscheidung alles Zufälligen und Außerwesentlichen hätte sein sollen. Mit dem Begriff der Nachahmung also ist in der Aesthetik wol etwas anzufangen, wenn er nur in seiner nähern Specialisirung richtig begrenzt und auf die Besonderheit der einzelnen Gebiete in Anwendung gebracht wird.

Der andere Hauptbegriff des Aristoteles über das Schöne ist der der Reinigung oder der κάθαρσις. Auch dieser Begriff hat in der neuern Zeit mancherlei Anfechtungen und kritisch abweichende Beleuchtungen erfahren. Man muß auch hierin dem wahren Geiste und der echten Lehrmeinung des alten Aesthetikers gerecht zu werden versuchen. Mit bloßer kritischer Wortphilologie wird hier oft nur Unheil und Verwirrung angerichtet und der klare Blick in die eigentliche Sachlage getrübt. Jedes Kunstwerk ist nach Aristoteles in Rücksicht seines objectiven Was oder seines Gehalts nachahmend, in Rücksicht seiner Wirkung auf uns oder das Subject aber reinigend. Man hat mit vollständigem Unrecht auch diese letztere Auffassung als eine angeblich moralisirende und dem eigentlichen Wesen des Schönen fremde verwerfen zu müssen geglaubt. Es ist wahr, daß in der Zeit vor unserm neuern classischen Idealismus vielfach in beschränkter und philiströs pedantischer Weise der Werth des Schönen in einer bloßen

dienenden Nutzanwendung auf das Sittliche oder Moralische im Menschen erblickt wurde. Dem gegenüber machten Lessing, Goethe und andere in jener Zeit allerdings mit Recht die Eigenart des Schönen und seinen Charakter als eines unabhängigen Selbstzweckes geltend. Aber es darf auch dieser ganze Fanatismus gegen das Element der moralischen Wirkung im Schönen nicht zu weit getrieben werden. Das Schöne in der Kunst ist allerdings ebenso wie das Wahre in der Wissenschaft an und für sich eigener Selbstzweck und ein besonderes Lebensideal für sich; aber beide hängen doch sonst mit dem menschlichen Leben in weitem Umfange zusammen und haben ihren wahrhaften Werth auch in Zwecken, die an und für sich außer ihnen selbst liegen. Weder der Künstler noch der Gelehrte darf jemals die Bedeutung seiner Gebiete für das sonstige menschliche Leben und seine allgemeine Vollkommenheit aus dem Auge verlieren. Auch die Kunst soll auf uns eine Wirkung ausüben, deren allgemeiner Charakter wol zuletzt als ein reinigender, läuternder oder erhebender bezeichnet werden darf. Die Kunstwerke sind ihrem Inhalt nach Bilder der Welt in ihren allgemeinen Zielen oder idealen Vollkommenheiten, und wir werden eben deswegen durch sie über alles Niedrige und Gemeine auf eine höhere und reinere Stufe des Daseins oder der Weltbetrachtung erhoben. Das Schöne begrenzt sich überall theils mit der Sphäre des Wahren in der Wissenschaft oder im theoretischen Erkennen der Welt, theils mit derjenigen des Guten oder Sittlichen im praktischen Leben des Menschen. Es hat einen objectiven Werth oder Inhalt als Darstellung einer an sich geforderten idealen Vollkommenheit im Wirklichen, und es hat eben deswegen zugleich einen subjectiven bildenden oder erziehenden Werth für uns selbst. Das eine ist an ihm die Seite der Nachahmung, das andere diejenige der Reinigung in der Aristotelischen Bedeutung des Wortes. Wie aber der Begriff der Nachahmung, so ist auch derjenige der Reinigung einer mannichfachen Gliederung und nähern Auslegung unterworfen. Jedes Kunstwerk und jede Art des Schönen wirkt in einer andern Weise reinigend auf unser Inneres. Dieser Charakter der Reinigung aller Kunst aber gipfelt zuletzt im Tragischen. Die Untersuchungen des Aristoteles über die Tragödie sind der Mittelpunkt und die Spitze seiner Aesthetik. Die Ansichten von Bernays über die tragische Katharsis aber finden bei dem Verfasser nicht ungetheilte Billigung, und es ist dieses wol ein Punkt, wo durch philologische Akribie und kritischen Scharfsinn leicht auch einmal zu viel geleistet werden kann.

Unsere neuere Aesthetik kann sich immerhin noch mit Recht die ganze Art der Betrachtung des Schönen bei Aristoteles zum Muster nehmen. Allerdings aber wird namentlich die Beurtheilung des neuern Dramas nicht mehr in den engen Rahmen der Lehren und Kategorien des Aristoteles eingepreßt werden dürfen. Die ganze Aesthetik unserer Zeit aber hängt mit der allgemeinen Erschaffung des Schönen in der Poesie und Kunst selbst ungleich inniger und wesentlicher zusammen, als dies im Alterthum der Fall gewesen war. Die ästhetische Theorie oder die philosophische Reflexion über das Schöne hat uns in vieler Beziehung erst den Weg zur praktischen Erschaffung desselben gezeigt, während im Alterthum zuerst die Kunst da war und erst nachträglich mit Plato und Aristoteles die Aesthetik entstand. Unsere neuere deutsche classische Poesie beruht durchaus auf der Grundlage eines tiefern und umfassenden philosophischen oder wissenschaftlichen Denkens und Forschens über das Schöne. Poesie und Aesthetik ist hier überhaupt gar nicht voneinander zu trennen. Deswegen hat auch jetzt noch das ganze Gebiet der Poetik nicht blos ein theoretisches, sondern auch ein lebendiges oder angewandt praktisches Interesse für die Poesie selbst. Es ist ja an sich ein Mangel bei der Poesie, daß es für sie nicht wie für alle andern Arten der Kunst bestimmte Schulen gibt, in welchen das Technische ihres ganzen Betriebs nach festen Regeln oder Principien gelehrt werden könnte. Warum soll es nicht Dichterschulen geben, sowie es Schulen für Maler oder Musiker gibt? Dieser Gedanke mag vielleicht Gottschedisch erscheinen; aber er hat doch wol gegenüber der bloßen Zerfahrenheit und Willkür des Subjectivismus in der Poesie eine gewisse Berechtigung. Wie vieles Unreife könnte hierdurch unterdrückt und die natürliche Kunst erst in ihre richtigen Bahnen geleitet werden! Nicht jeder angehende Dichter kann an sich eine ähnliche Selbstzucht ausüben, wie dieses bei den Heroen unserer classischen Literatur der Fall war. Wir möchten hierbei auch wol die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt mit Schiller, Goethe und dem ganzen Proceß unserer classischen Literatur der höchste und letzte Gipfel aller Wahrheit und Vollkommenheit der deutschen Poesie erstiegen sei, und ob es nicht noch andere und weitere Ziele oder Ideale, die für uns erreichbar wären, geben könne. Wenn man unsere jetzige Aesthetik und Literaturgeschichte befragt, so muß es durchaus scheinen, als ob hierin und vorzugsweise in Goethe das Absolute und Vollkommene der Schönheit unserer Poesie einmal und für immer gegeben sei. Der übertriebene und einseitige Goethe-Cultus muß doch wol eine gewisse Reaction hervorzurufen geeignet erscheinen. Von dem jetzigen vornehm exclusiven Standpunkte aus hat alles, was auf die Classiker gefolgt ist, z. B. der neuere Roman, kaum irgendwie die genügende Beachtung gefunden.

Diesem Standpunkte mit seinen Einseitigkeiten gehört auch das Werk des Verfassers an. Wer ein Herz hat für die deutsche Poesie, wird auch die Berechtigung ihrer fernern Entwickelung über jene classische Epoche hinaus nicht verkennen dürfen. Es ist wahr, daß an absolutem Werth oder an reiner Classicität sich alles dieses Letztere mit jenen frühern Höhepunkten nicht vergleichen läßt, aber immer strebt dasselbe doch nach der Befriedigung von gewissen Bedürfnissen, die zu jener Zeit noch nicht vorhanden waren und die durch alle jene reine Classicität nicht

gedeckt und befriedigt werden können. Wir sind eben zum Theil bereits schon andere Menschen geworden, als die Deutschen in jener Zeitepoche waren. Der vornehme akademische Standpunkt unserer jetzigen literarischen Kritik und Aesthetik aber nimmt auf diesen Fortschritt und Wandel des poetischen Bedürfnisses keine Rücksicht. So ganz ausschließend wie früher wird das poetische Verlangen und Sehnen der Nation jetzt nicht mehr durch jene classischen Größen erfüllt. Wir haben namentlich auch jetzt wieder die Lücke einer echten und großen dem Zeitbedürfniß entsprechenden dramatischen Poesie zu beklagen. Die Poetik oder Theorie der Dichtkunst muß überall auch die nothwendige und naturgemäße Weiterentwickelung der Poesie im Auge behalten. Die classischen Stücke allein haben nicht mehr die Zugkraft, die Theater wahrhaft und nachhaltig zu füllen. Auch die Schauspielerkunst selbst ist von ihrer frühern idealen Hoheit herabgestiegen. Man darf sich nicht in der Illusion bewegen, daß auch wir jetzt gleichsam noch in den Tagen von Schiller und Goethe lebten. Wir sind seit jener Zeit allem Realen im Leben und seinen Interessen in umfassender Weise näher getreten. Damals ersetzten uns die reinen Humanitätsideale noch den Mangel der politischen Größe und Einheit des Vaterlandes. Unsere neuere Poesie wird nothwendig realistischer oder mehr den wirklichen praktisch-politischen Bedürfnissen und Zielen des Lebens der Nation entsprechend sein müssen, als jene frühere. Wir haben jetzt dasjenige, was bei den Griechen, in England und sonst die natürliche Basis einer echten und großen dramatischen Poesie zu bilden pflegte, ein von patriotischem Stolz und Hochgefühl durchdrungenes Vaterland. Man darf nicht verzweifeln an der Zukunft und an noch weitern hohen Zielen und Idealen der deutschen Poesie. Hierzu aber wird uns diese und jede ähnliche gelehrte akademische Poetik noch nicht den Weg zu zeigen vermögen. Die Poesie muß nothwendig im Laufe der Zeit immer neue Formen annehmen und sich mit einem frischen dem wirklichen Leben entsprechenden Gehalt erfüllen. Es kann daher nicht fortwährend nur in den Bahnen der alten Vorbilder und Ideale einhergewandelt werden. Goethe allein ist nicht das schlechthin Absolute, Wahre und Vollkommene der deutschen Poesie. Der Werth Schiller's wird neben ihm jetzt insbesondere, was das Drama betrifft, viel zu sehr unterschätzt. Es ist eine ganz andere Seite unsers allgemeinen poetischen Lebensideals, welche Schiller neben Goethe in sich vertritt. Die ganze Wagschale der neuern ästhetischen Kritik hat sich mit Unrecht zu sehr auf die Seite Goethe's geneigt.

Das Baumgarten'sche Werk verdient in seinen einzelnen Untersuchungen alle Anerkennung, nimmt aber noch nicht denjenigen freien und unbefangenen Standpunkt ein, der im Interesse der deutschen Poesie selbst als der allein wahre und wünschenswerthe angesehen werden muß. Alle Poesie zeigt uns ihrer Natur nach Ideale, die aber nothwendig überall dem realen Leben der Zeit entsprechend oder adäquat sein müssen. Das Ideale, so wie es im Realen lebt, ist nach Aristoteles der wahre Gegenstand für die Darstellung oder Nachahmung der Kunst, und es ist dieses ein Grundsatz, in welchem gegenüber dem bloßen Anschluß an die Ideale der Vergangenheit auch nur die allgemeine Wahrheit für die fernere Zukunft der deutschen Poesie enthalten sein kann.

Konrad Hermann.

Zur deutschen Sprache und Literatur.

1. Die deutsche Sprache von Otto Behaghel. Prag, Tempsky. 1886. 8. 1 M.

Die Complexe des jeweiligen Wissens von Gott und Welt in ihren Höhen und Weiten den Wißbegierigen möglichst populär und umfänglich zu erschließen, ist von den Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts zuerst bahnbrechend und erfolgreich versucht worden. Unsere Conversationslexika stehen, ausgerüstet mit vollkommenern typographischen Apparaten und den Ergebnissen einer hundertjährigen minutiösen Einzelforschung, auf ihren Schultern. Aber sie geben ein Ganzes, dessen Preislage und Voluminosität zum mindesten nicht jedem bequem ist, während der Wunsch, an dem Wissen der Gegenwart, wenn auch fragmentarisch, so doch in erschöpfenden, umschlossenen Segmenten Antheil zu gewinnen, sich in einem Zeitalter um so lebendiger regen mußte, das so wenig zu polyhistorischen Tendenzen neigt wie das unserige, in welchem die absolute Beherrschung eines Einzelgebiets die volle Hingabe des geistigen Strebens einer Lebensdauer fordert. So schien das Unternehmen, in Monographien die einzelnen Wissenszweige in ihren gegenwärtigen Entwickelungsstadien darzustellen, von selbst geboten, und die obengenannten Verlagshandlungen haben sich in dankenswerther Weise vereinigt, die freilich unerschöpfliche Aufgabe in Angriff zu nehmen. Es sind interessante Partien, die ihnen in kurzer Zeit mehr oder minder skizzenhaft zu absolviren gelungen ist, und unter den Gewährsmännern, die sie beriefen, sind Namen von bestem Klang, wie Gindely, Taschenberg, H. J. Klein, K. E. Jung, Alfred Klaar und der Verfasser der hier einzuführenden Nr. 54 ihrer Universalbibliothek, Otto Behaghel, der Nachfolger Moritz Heyne's auf dem Lehrstuhl Wilhelm Wackernagel's.

Uebersichtlich gruppirt Otto Behaghel seinen ausgedehnten Stoff in einen allgemeinern und einen besondern Theil. Der erstere schildert die zeitliche und räumliche Entwickelung der deutschen Sprache, sowie er ein anschauliches Bild ihrer innern Geschichte entwirft und der Einwirkung der so verhängnißvollen, fremden Sprachen

auf die deutsche ein gesondertes Kapitel widmet. Der zweite Hauptabschnitt handelt sodann von der neuhochdeutschen Orthographie, von der Betonung des Neuhochdeutschen sowie von seiner Lautlehre, Flexion und Syntax, um mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Orts- und Personennamen abzuschließen. Die Darstellung ist frisch und lebendig und reich an interessanten Illustrationen der historischen Processe und nirgends klingt der Ton des Grammatisch-Doctrinären an. Empfindliche Lücken sind zum mindesten gewandt überbrückt, und eine allumfassende Geschichtschreibung wird hier niemand fordern und erwarten; wohl aber kommt dem Verfasser eine gediegene musikalische Bildung in mehr als einer Hinsicht vortrefflich zu statten. Freilich hätten wir ein specielleres Eingehen auf die Scheidung und Charakteristik der Dialekte gewünscht: leider sucht man umsonst nach einer Veranschaulichung ihrer besondern Wesenheiten und Merkmale; eine knappe Kennzeichnung der markantesten Unterschiede des Alemannisch-Schwäbischen und Bairischen, des Oberfränkischen, Thüringischen und Rheinischen würde Dank gefunden haben. Dagegen sind die Partien über die Unzulänglichkeit des gedächtnißmäßig überlieferten Sprachstoffes, über die Erweiterung des Sprechmaterials, den Bedeutungswandel und die Neuschöpfung innerhalb des Wortschatzes so eingehend wie anziehend behandelt und die mehr grammatischen Auseinandersetzungen, welche die Kapitel von der Flexion des Substantivs, des Pronomens, des Adjectivs und des Verbums bilden, fesseln durch die Leichtigkeit und Uebersichtlichkeit ihrer Form: ein Interesse, welches ein trockener Schematismus sonst um so schwerer zu gefährden pflegt, je mehr es sich hier stofflich um lediglich Buchstabenprocesse und Formelhaftes handelt. Und so sei das Werk Behaghel's dankbar willkommen geheißen und allen empfohlen, denen es an Zeit und Neigung gebricht, sich in die rein wissenschaftlichen Werke von Jakob Grimm, A. Schleicher, H. Rückert, Andresen u. s. w. hineinzuarbeiten; jede Einkehr in das im bestem Sinne populäre Buch wird des Lehrreichen und Interessanten die Fülle bieten und ein liebevolleres und eingehenderes Studium mit einem klaren Ueberblick über die Entwickelungsphasen unserer Sprache und einer speciellern Kenntniß ihrer Wandelungen freundlich belohnen.

2. Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Culturgeschichte. Aus dem handschriftlichen Nachlaß von Julius von Mörner. Leipzig, O. Wigand. 1886. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser bezeichnet als die Aufgabe seines Buchs den Versuch, die Heldengedichte aus der Blütezeit der romantischen Poesie des Mittelalters, deutsche und französische, sorgfältiger als es bisher geschehen sei, für Sitten und Culturgeschichte auszubeuten, wobei ebenso wol das germanische Heldenthum aus der Zeit der Völkerwanderung wie das christliche Ritterthum aus der Zeit der Kreuzzüge nebst dem an den Höfen der Fürsten gepflegten Minnegesange Berücksichtigung finden soll. Allerdings sei in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe von Schriften über die in Rede stehenden deutschen und französischen Dichtungen erschienen; die Verfasser hätten dieselben aber so überwiegend vom philosophischen Standpunkte aus behandelt, daß zwar Sprache, Versbau und Reime sehr eingehend berücksichtigt worden seien, die geschilderten Sitten und socialen Zustände aber allzu wenig Beachtung gefunden hätten. So gewinnt man den Eindruck, als ob der (inzwischen heimgegangene) Verfasser das umfängliche Werk von A. Schultz, welches mit schöner Gründlichkeit das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger unter fleißigster Ausbeutung gerade jener von Julius von Mörner genannten Quellen schildert, nicht kenne, zum mindesten aber für unzulänglich oder uncompetent erachte. Dem gegenüber ist nun bezüglich seines eigenen Werks das Urtheil zu fällen, daß dasselbe nichts anderes als unzulängliche Skizzen bietet. Nicht eine einzige der genannten Quellen ist auch nur annähernd erschöpft, der Quellenreichthum selbst aber weder innerhalb der deutschen noch der französischen Literatur nur versuchsweise erschlossen worden. Es ließe sich ein ganzer Katalog zusammenstellen von Dichtungen, die trotz ihrer culturhistorischen Wichtigkeit völlig unberücksichtigt geblieben sind. Und selbst die wenigen, die nun in der That herangezogen und den Erörterungen zu Grunde gelegt wurden, enthalten eine Fülle von Andeutungen und Angaben, deren sittengeschichtliche Bedeutung und Wichtigkeit übersehen ward. Auch die Gruppirung ist eine durch- und ineinander rinnende. Die Gesichtspunkte, von denen die mittelalterliche Cultur betrachtet und beleuchtet wird, sind zu verschwommen. Das hier Gebotene enthält minder in sich abgeschlossene Essays über diese oder jene culturhistorische Strömung oder Eigenthümlichkeit des Mittelalters als lediglich Vorarbeiten zu einer derartigen Sammlung. In vielen Fällen bietet das einzelne Kapitel kaum mehr als eine höchst dürftige Inhaltsangabe dieser und jener Dichtung, ohne daß der Verfasser es verstände, das für seinen Specialzweck Wichtige prägnant auszuscheiden, um so die deutlichen Prämissen zu irgendwelchen klaren und vollgültigen Schlüssen zu gewinnen. Das Ganze ist so fragmentarisch gehalten und so wenig durchsichtig gegliedert, daß man die einzelnen Züge, auf die es ankommt, sich recht mühsam aus dem Buche zusammen suchen und nun erst nach bestimmten Normen selbständig rubriciren müßte, während man dem Werke doch mit der Voraussetzung näher tritt, diese allerelementarste Arbeit bereits erledigt zu finden. Diese ist in höchst dankenswerther Weise denn auch von Schultz geleistet worden, und sein Buch bildet für jeden den Schlüssel, der es unternimmt, sich in die Welt der mittelalterlichen Cultur und Poesie einzuführen. Ich gebe zu, die Darstellung selbst gebietet nicht über glänzende Mittel; aber die sich von selbst ergebende Methode einer sorgfältigsten Ausbeute gerade der höfischen Epen, der eigentlichen und treuesten Spiegelbilder der Epoche, ist mit einem so reichen Erfolge von Schultz gehandhabt worden, daß die

Resultate der Mörner'schen Forschungen dem gegenüber nicht einmal die Ergebnisse einer Art von Nachlese bedeuten, wenn er auch, das räume ich ohne weiteres ein, speciell dem Seelenleben eine höhere Aufmerksamkeit widmet. Zum einzelnen: auf S. 64 ist zwei mal Gawein in Gawan zu corrigiren. Der Charakter Antikonieen's (Parcival) berechtigt nicht, Consequenzen zu ziehen, wie es hier geschieht; Philinen-Naturen sind zwar nicht erst von Goethe erfunden worden, haben sich aber augenscheinlich jederzeit einer gewissen Singularität erfreut. Andererseits erscheint es zweifellos, daß die Don Quixoterien Ulrich's von Lichtenstein zwar nach bitterlangem, mit erstaunlicher Langmuth erduldetem Ausharren, aber (Ende gut, alles gut) schließlich dennoch mit dem ersehnten Minnesold gekrönt wurden. Was die Uebersetzungen angeht, aus welchen citirt wird, so sind sie nicht eben elender, als es die gesammten Uebertragungen unserer alten Epen sind und zu bleiben scheinen.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Nachdem das Schauspiel „Galeotto", welches Paul Lindau nach dem spanischen Original des Jose Echegaray für die deutsche Bühne bearbeitet hat, bereits an einer großen Zahl von Theatern zur Aufführung gekommen ist, wurde es neuerdings am berliner Deutschen Theater mit vielem Erfolg gegeben. Die Presse beschäftigt sich angelegentlich mit diesem Schauspiel, welches eine interessante gesellschaftliche Frage behandelt: man könnte dasselbe ein mehractiges dramatisches proverbe nennen; denn es will den Nachweis liefern, wie aus dem „Klatsch", der sich nicht leicht fassen läßt, die That entstehen kann, sodaß, was anfangs verleumderisch erzählt wird, zuletzt, gerade durch den Anstoß der öffentlichen Meinung, sich in Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt. Der unpersönliche Klatsch, das Gerede der Menge ist indeß kaum ein dramatisches Motiv und die Schuldigen, die nachsprechen, was die Menge spricht, sind im Grunde zu passiv, um das Agens der dramatischen Handlung zu bilden. Gleichwol hat der Dichter mit vielem Geschick aus diesem zerflatternden Gewölk das dramatische Gewitter zusammengeballt, das sich über die Helden entlädt. „Galeotto" ist das Symbol für klatschhafte Verleumdung, welches der Dichter, der Held des Stücks, der Sage von Artus' Tafelrunde entlehnt hat. Der Grundgedanke ist jedenfalls ein in das gesellschaftliche Leben eingreifender.

Jose Echegaray hat, wie die meisten spanischen Dichter, sein Schauspiel in Trochäen geschrieben; die metrische Form ist aber in Deutschland nicht wie in Spanien bei modernen Salonstücken üblich. Lindau hat diese Verse in einen Prosadialog aufgelöst: und es ist jedenfalls sein Verdienst, daß dieser Dialog elegante Grazie zeigt und geistreiche Wendungen, denen, selbst wenn sie dem spanischen Dichter entnommen sein sollten, man ihre fremde Herkunft nicht anmerkt.

— Das Lustspiel „Der Dreizehnte" von Bruno Köhler, welches am leipziger Stadttheater nur einen schwachen Erfolg hatte, beutet den Grundgedanken, den der Titel andeutet und der für eine komische Behandlung sich ganz ergiebig erweisen würde, viel zu wenig aus. Das Ganze läuft darauf hinaus, daß eine Dame und ein Herr einen Proceß führen und diese juristischen Gegner am Schluß einen Herzensbund schließen. Ein sehr durchsichtiges Incognito, das immer am seidenen Faden hängt, führt einige Verwickelungen ad hoc herbei, die natürlich sehr rasch wieder gelöst werden.

— Ein Lustspiel „Die Liebesleugnerin" von Robert Misch hatte in Hannover einen günstigen Erfolg, während es in Frankfurt a. M. weniger gefiel. Der zweite Act hat den eigentlich dramatischen Conflict schon erschöpft. Die beiden letzten haben keine Spannung und Steigerung mehr. In seinem neuen Lustspiele „Haben", welches am berliner Wallner-Theater mit Erfolg zur Aufführung gelangte, hat Julius Rosen zwar auch schon im zweiten Act die eigentliche Geschichte zu Ende geführt, dann aber eine Reihe sehr lustiger Scenen wie diejenige zwischen der koketten Schwiegermutter in spe und dem von ihr verkannten Schwiegersohn und die sehr ergötzliche Briefscene angefügt, sodaß man über die Mängel des dramatischen Aufbaus hinwegsieht.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Briefwechsel mit Sr. Königl. Hoh. dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen. Herausgegeben von E. Jonas. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Bakin, In Liebesbanden. Nach B.'s japan. Roman Kumono Tayema Arna Yo No Tsuki (der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond) unter Benützung der amerikanischen Bearbeitung von Edward Greey mit Autorisation ins Deutsche übertragen von Hans Werner. Mit 26 Bildern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 5 M.

Druskowitz, H., Zur neuen Lehre. Betrachtungen. Heidelberg, Weiß. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Golowin, J. v., Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes. Leipzig, Reinboth. 8. 3 M.

Harnack, A., Leibniz' Bedeutung in der Geschichte der Mathematik. Rede. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 8. 1 M.

Maschek, F., Goethe's Reisen. 1ster Thl. Reichenberg, Fritsche. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Richter, A., Sächsische Volksschullehrer vor der Zeit der Seminare. Geschichtliche Skizze. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 M.

Rieß, O., Nach Portugal und Spanien. Eine heitere Touristenfahrt. Berlin, v. Decker. 8. 1 M.

Rosenberg, W. L., Aus dem Reiche des Tantalus. Alfresco-Skizzen. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Rosenthal, J., Vorlesungen über die öffentliche und private Gesundheitspflege. Mit 64 Abbildungen. Erlangen, Besold. Gr. 8. 12 M.

Sander, H., Hermann von Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg. Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Schreyer, J., Poetische Blumenlese aus der Pfalz. Eine Sammlung pfälzischen Dichtens aus neuerer Zeit für das Jahr 1886. Kaiserslautern, Gotthold. Gr. 8. 6 M.

Schütze, P., Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Mit einem Porträt Theodor Storms. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 5 M.

Seeber, J., Judas. Tragödie. Innsbruck, Wagner. 12. 2 M.

Semper, H., Donatellos Leben und Werke. Eine Festschrift. Mit 8 Tafeln in Lichtdruck. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 6 M.

Siegemund, R., Aus junger Kraft. Poesie und Prosa der bedeutendsten seit dem Jahre 1850 geborenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands. Großenhain, Baumert u. Ronge. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Siller, F., Lieder und Sprüche aus dem Volke für das Volk. München, J. A. Finster. 12. 3 M.

Soltau, H., Ein Liebesfrühling auf Schloß Moritzburg. Historischer Roman. Dresden, Pierson. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Spiegel, F., Die arische Periode und ihre Zustände. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 12 M.

Steudel, H., Der Nihilismus in der Medizin. Medizinisch-hygieinische Streifzüge für Denkende jeden Standes. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von P. Niemeyer. Leipzig, Th. Grieben. 8. 1 M. 25 Pf.

Stevens, T., Um die Erde auf dem Zweirad. Bearbeitet nach dem Englischen durch F. M. Schröter. Von San Francisco nach Teheran. Mit dem Porträt des Verfassers und 105 Abbildungen im Text. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Suttner, B. v., Verkettungen. Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Völcker, G., Die Reform des höheren Schulwesens auf Grund der Ostendorfschen These: Der fremdsprachliche Unterricht ist mit dem Französischen zu beginnen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Wagner, J. K., Fauststudien. I. Goethes „Ideal und Leben" (Faust II, Scene 1.) Mephistopheles und Ariel. Breslau, Zimmer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 27. October 1887.

Zur slawischen Literaturgeschichte.

Herder konnte für seine Zeit noch mit Recht sagen, daß die Slawen mehr Raum auf der Erde als in der Geschichte einnehmen. Die Westslawen waren, politisch unterworfen und in ihrer Nationalität aufs äußerste gefährdet, verstummt. National frischer hatten sich die Slawen der Balkanhalbinsel erhalten; aber sie standen seit Jahrhunderten unter dem drückenden Joch der türkischen Herrschaft und wurden zum Theil auch von dem griechischen Klerus hart bedrängt. Es war dahin gekommen, daß man z. B. von der Existenz eines slawischen Volks der Bulgaren fast gar nichts mehr wußte; dasselbe mußte nebst seiner alten Geschichte zu Anfang des 19. Jahrhunderts von dem Russen Venelin geradezu neu entdeckt werden. Polen befand sich im Proceß politischer Auflösung. Rußland hatte erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts unter Peter dem Großen energisch begonnen, sich Europa zu nähern. Es ist kein Wunder, daß ein solcher Zustand der slawischen Völker wenig Veranlassung bot, sich um die Schicksale und den gegenwärtigen Zustand derselben zu kümmern und daß man daher auch wirklich nur wenig von ihm wußte. Aber ein Umschwung bereitete sich eben zur Zeit Herder's vor; sein Zeitgenosse war Dobrowsky, in der Folge der Begründer der slawischen Philologie. Die junge Wissenschaft machte unter dem befruchtenden Einfluß der nun ebenfalls entstehenden vergleichenden Sprachforschung, die nebst der Romantik zugleich das Interesse für das Volksthümliche weckte, rasche Fortschritte. Neue slawische Literaturen entstanden und die alten belebten sich; das Arbeitsfeld ist fast unübersehbar geworden. Zusammenfassende Arbeiten machten sich daher sehr bald nothwendig. Schafarik bearbeitete die Alterthumskunde, Miklosich die Grammatik, Pypin die Literaturgeschichte der slawischen Völker.

Eine neue zusammenfassende Arbeit liegt uns hier vor:

Einleitung in die slawische Literaturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge von Gregor Krek. Zweite völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1887. Gr. 8. 20 M.

Die erste Auflage des aus akademischen Vorlesungen hervorgegangenen Werks erschien 1874 und fand eine sehr günstige Aufnahme. Zum Danke dafür hat der Verfasser das Buch eingehend neu bearbeitet und erweitert, sodaß sich sein Umfang um mehr als das Dreifache vergrößert hat. In seiner jetzigen Fassung gibt es einen Ueberblick über die gesammte Forschung in der Slawistik, um daraus Schlüsse über den Bildungs- und Culturzustand der Slawen in ihrer ältesten Periode zu ziehen, bevor sie noch ihre Geisteserzeugnisse durch die Schrift fixirten. Der Verfasser nennt sein Werk „Einleitung in die slawische Literaturgeschichte" und faßt den Begriff „Literatur" weiter, als es gewöhnlich geschieht. Ihm ist Literatur die Gesammtheit der in Schrift und Wort überkommenen Geistesproducte einer Nation. Damit befindet er sich im Gegensatz zu den eigentlichen Literaturhistorikern und Kritikern, wie in Rußland Bjelinskij und in Deutschland Rudolf von Gottschall, die auf S. 482 genannt werden. Beide sind keine Verehrer der traditionellen Literatur, d. h. der Geisteserzeugnisse eines Volks, die sich durch das Wort von Generation zu Generation fortpflanzen und nur gelegentlich durch Sammler aus Volksmunde zur Aufzeichnung gelangen, und speciell nicht der Volkspoesie im strengen Sinne des Worts. Die letztere ist ihnen nur das jugendliche Lallen einer Nation, und es steht ihnen ein kleines Gedicht eines wahren Kunstpoeten ungleich höher als alle Volksdichtung zusammen genommen. „Der Werth und das Verdienst der Völker bestimmt sich durch die historische Bedeutung derselben. Eine Nation ohne Geschichte ist nichts, und würde sie auch den halben Erdkreis ihr eigen

nennen und Hunderte von Millionen von Menschen umfassen", sagt Bjelinskij. Dem gegenüber macht Gregor Krek geltend, daß es allerdings Völker ohne Geschichte im strengen Sinne des Worts gebe, aber kein einziges ohne seine individuelle Sprache; mit dem Aufgeben der Sprache höre die Volksindividualität selbst auf. Die Sprache an sich sei also ein hochwichtiger Gradmesser der culturgeschichtlichen Bedeutung eines Volks, und mit dieser sei wieder aufs engste die traditionelle Literatur desselben verknüpft, die oftmals bei ungeschichtlichen Völkern weit stärker pulsire als bei geschichtlichen, weil bei den letztern die alten Ueberlieferungen durch den neuen Inhalt ihrer Geschichte zurückgedrängt und schließlich in Vergessenheit gebracht werden. „Die Literatur in dem hier genommenen weitesten Sinne ist die Nation, denn wie durch den Stil die Persönlichkeit des einzelnen Menschen, so wird neben der Sprache und der Religion durch die Literatur die Persönlichkeit der Nation, d. i. die Nationalität bestimmt." Um also den alten Culturstand eines Volks festzustellen, ist durchaus die Erforschung der Sprache und der traditionellen Literatur derselben erforderlich; damit wird erst eine Basis für die Literaturgeschichte im engern Sinne, wie sie Bjelinskij und R. von Gottschall auffassen, geschaffen, und es rechtfertigt sich also der von Verfasser gewählte Titel „Einleitung in die slawische Literaturgeschichte".

Der Inhalt des Werks zerfällt in zwei Bücher: das erstere enthält die hauptsächlichsten Nachrichten der linguistischen Paläontologie und der alten Schriftsteller über die Sprache, die Geschicke und den Culturgrad der alten Slawen. Zuerst werden die Slawen betrachtet als Glied der Arier oder Indogermanen, wobei sich Gelegenheit bietet, den Ursitz der letztern zu erörtern. Nach der ältern Auffassung ist dies Asien, nach der neuern Europa. Der Verfasser stellt beide Ansichten in ihren wesentlichen Punkten und mit einem umfänglichen literarischen Apparat nebeneinander, hält sich aber selbst schließlich an die ältere Auffassung:

Trotz aller Anerkennung der gegentheiligen Einwendungen können wir uns dennoch bis zur Stunde eines Conservativismus nicht entschlagen, zumal die Gründe zwar einiges Wahrscheinliche, aber kaum etwas unbedingt Zwingendes enthalten, überhaupt das Ganze noch fluctuirt und die Anhänger der für Asien kämpfenden Richtung wol erst nachgerade in die Lage kommen dürften, ihren Ansichten einen entschiedenern Ausdruck zu geben, als dies bis nun geschehen ist. Zudem wird geradenwegs zugegeben, daß die auch von uns angeführten Thatsachen zur Verdrängung der alten Ansichten noch nicht genügen, aber hinreichend seien, um die Hypothese von der europäischen Abstammung der Arier der von ihrer Wanderung aus Centralhochasien gleichzustellen.

Diesem Beispiel entspricht die Darstellung im ganzen Werk. Bei einer jeden Frage werden die verschiedenen nebeneinander bestehenden Ansichten objectiv dargelegt, worauf dann der Verfasser als Endresultat auch seine eigene Meinung nicht zurückhält. Er erweist sich dabei als ein durchaus nüchterner und vorsichtiger Gelehrter, der vor voreiligen Schlußfolgerungen und Hypothesen warnt, dabei aber doch nicht in eine professionelle Trockenheit verfällt, sondern auf jeder Seite bekundet, daß er ein warmes Interesse für seinen Gegenstand hat, das auch auf den Leser übergeht. Eine umfassende Gelehrsamkeit ist in dem Werke enthalten, und eine entsprechende Kritik desselben gehört auch gar nicht hierher, sondern in die Fachjournale; aber die Darstellung ist gleichwol so übersichtlich und geschmackvoll, daß auch der gebildete Laie, der sich überhaupt für wissenschaftliche Fragen interessirt, das Werk mit Vergnügen und Nutzen lesen wird. Diese Uebersichtlichkeit wird neben äußerst klarer Eintheilung des Stoffs dadurch erreicht, daß der Text möglichst wenig durch Detailexcurse unterbrochen und alles irgendwie direct Entbehrliche in die Anmerkungen verwiesen wird, die sich dann oftmals zu höchst interessanten selbständigen und in sich abgeschlossenen Abhandlungen gestalten.

Aus der weitern Behandlung der arischen oder indogermanischen Ursprache, deren Bestandtheil natürlich auch das Slawische bildete, können wir uns nicht versagen, die Ansicht des Verfassers über die sogenannten Junggrammatiker anzuführen, die zugleich diese neueste linguistische Schule charakterisirt:

Man wolle es nicht als Schmälerung der vielen von dieser Richtung erworbenen Verdienste ansehen, wenn wir es aussprechen, daß durch deren mitunter glänzende Ausführungen die trüben arischen Grundformen an Durchsichtigkeit kaum etwas gewonnen haben, ja vielmehr noch trüber geworden sind. Man kann den Vorzügen ihrer Methode viel Beifall zollen, und sich andererseits doch dem Gedanken nicht verschließen, daß trotz Physiologie und Psychologie die Auslegungen nur zu sehr und zu oft den Stempel des Gekünstelten an der Stirn tragen. Die Beachtung der Betonungsverhältnisse und die Heranziehung der Analogie hat in der That überraschende Resultate zu Tage gefördert; allein im Eifer, alle und jede Ausnahme zu beseitigen, muthet man dem Naturmenschen schon syllogistische Gedankencombinationen zu, an die im Ernst gar nicht zu denken ist. Den Cardinalsatz, daß aller Lautwandel nach ausnahmslos wirkenden Gesetzen sich vollzieht, zu stabilisiren, will es nicht gelingen, und man stellt ihm mit vollem Recht die Sentenz entgegen: Lautgesetze sind keine Naturgesetze.

Im zweiten Abschnitt des ersten Buchs behandelt der Verfasser dann die Slawen nach ihrer Abtrennung vom arischen Gesammtstamm, und zwar zunächst, wie sich diese Lösung mit Bezug auf die andern Glieder des Stammes vollzog, und dann die Slawen als Einzelvolk selbst, woran sich im dritten Abschnitt Erörterungen über die Slawen unmittelbar nach ihrer Lösung vom Gesammtverbande anschließen (das charakteristische Moment dabei ist die Spaltung der slawischen Grundsprache in eine nordostsüdliche und westliche Abtheilung); dann folgen gedrängte historische Notizen und endlich Cultur- und Sittengeschichtliches.

Die Resultate dieser Forschungen sind, daß die Slawen zur nordeuropäischen (slawo-deutschen) Gruppe der Arier gehörten, von der nach Ausscheiden der Germanen die Slawolitaner übrigblieben, die sich schließlich wieder in

Litauer und Slawen schieden. Als Ursitz der Slawen gilt die Landschaft am obern Don und Dnjepr sowie über den Letztern hinaus bis zur Ostsee und der mittlern Weichsel und südlich bis zum Pripet. Schon in vorhistorischer Zeit theilten sie sich sprachlich nicht nur in die schon genannte nordostsüdliche und westliche Hauptgruppe, sondern auch weiter in die noch bestehenden slawischen Dialekte und einige ausgestorbene. In die Geschichte treten sie zuerst ein unter dem Namen der Serben oder Veneter (Wenden); der letztere ist nur bei nichtslawischen Schriftstellern gebräuchlich. In historische Zeit fällt auch ihre Ausbreitung nach Süden, Westen und Norden. Rücksichtlich der Nationalität der alten Bevölkerung östlich von der Saale und Elbe tritt der Verfasser sowol der Urslawen- als den Urgermanentheorie entgegen: beide Richtungen sind seines Erachtens von der geschichtlichen Wahrheit gleichweit entfernt:

An einer frühen und intensiven Besiedelung Ostdeutschlands durch die Slawen ist nicht zu zweifeln. Ob aber dieselbe schon im 3. Jahrhundert in der angenommenen Ausdehnung erfolgte, und ob die Evacuirung der frühern Bevölkerung schon im Beginnen dieses historischen Ereignisses oder verhältnißmäßig bald darauf eine vollständige war, darüber wissen wir einstweilen nichts Näheres. Rath schaffen hierin wird vielleicht dereinst die Prähistorie und die Anthropologie. . . . Bis nicht von dieser Seite Licht gebracht werden wird, halten wir dafür, daß es der historischen Wahrheit und der methodischen Kritik am besten entspricht, an Zeitbestimmungen festzuhalten, an denen selbst ein forcirter Skepticismus nicht zu rütteln vermag.

Mit Ende des 7. Jahrhunderts dürfen die großen Wanderungen der Slawen nach dem Westen und Süden als abgeschlossen angesehen werden; im 8. und 9. Jahrhundert finden sie sich als voneinander sprachlich und politisch scharf abgesonderte Einzelvölker vor, und alle heute bestehenden slawischen Völker existirten als solche schon in der damaligen Epoche und hatten die Wohnstätten inne, an denen sie noch heute als an alt ererbter heimatlicher Scholle haften. Wie kommt es aber, daß ein so großes, weit verbreitetes Volk dennoch so wenig Einfluß auf die historische Gestaltung Europas ausübte? Im Charakter der Slawen lag nicht der Hang zur Staatenbildung; kaum vereinigten sie sich gelegentlich zu einem defensiven Zweck; die baltischen Slawen gingen infolge dessen bis auf den kleinen Rest der Wenden in der Ober- und Niederlausitz unter. Nur die Czechen und Polen schufen je einen Staat aus sich selbst; die Russen und Bulgaren erhielten einen solchen durch fremde Hülfe. Kroatien gab seine Selbständigkeit freiwillig an Ungarn preis (1102); das serbische Reich ging durch den Einfall der Türken unter. Das Schicksal der Slowenen hat viel Aehnliches mit dem der baltischen Slawen.

Damit wären die allernothwendigsten Daten gegeben, welche der die slawischen Literaturen im engern Sinne behandelnden Auseinandersetzung als erstes Substrat dienen sollen. Immer werden die Literaturerzeugnisse erst dann begriffen und objectiv gewürdigt werden können, wenn man sie den historischen Ereignissen und allen jenen Factoren wird entgegen gehalten haben, die bald einen fördernden, bald einen hemmenden Einfluß auf dieselben auszuüben pflegen.

Die Cultur- und Sittengeschichte der ältesten Zeit der Slawen betrachtet der Verfasser zunächst nach der linguistischen Paläontologie und dann nach historischen Nachrichten. Die Resultate beider Forschungen ergänzen sich gegenseitig; doch allerdings mit dem Unterschied, daß die erstern, weil dem Wortschatz der slawischen Ursprache entnommen, unbedingt dem gesammten slawischen Volksstamm zuzurechnen sind, während sich die historischen Nachrichten oft nur auf Segmente des slawischen Volks beziehen und es auch bis heute noch nicht immer festgestellt ist, inwieweit sie der Allgemeinheit des Volks zukommen. Doch steht außer Zweifel, daß die slawischen Völker an Sitten, Gebräuchen und Lebensweise einander sehr ähnlich waren.

Die slawische Ursprache weist eine ausgebildete Terminologie für Viehzucht, darunter Bienenzucht, und Ackerbau auf, was beweist, daß die Slawen diesem Zweige der Cultur frühzeitig eine große Aufmerksamkeit zugewendet haben. Es gibt zahlreiche Ausdrücke für landwirthschaftliche Arbeiten, landwirthschaftliche Geräthe und ihre Theile, für die in Ost- und Mitteleuropa angebauten Getreidearten, für Mühle, Mehl, Brot, Backen, für verschiedene Hülsenfrüchte, Rüben, Hanf, Flachs, Hopfen. An Nahrungsmitteln kannte man außer Salz, Fleisch, Milch, Käse, Obst (Apfel, Birne, Weichsel, Nuß; selbst Anfänge von Obstbaumzucht scheinen vorhanden gewesen zu sein), an Getränken Met, Wein. Von Baumarten waren ferner noch bekannt: Eiche, Linde, Ahorn, Buche, Weide, Birke, Ulme, kurz alle Waldbäume des von den Slawen eingenommenen Territoriums. An frühe dauernde, geordnete Ansiedelungen erinnern: Dorf, Haus (mit Treppe, Vorhaus, Keller, Dach, Balken, Bett u. s. w.), Stall, Tenne, Hof. Der Bau war ein Holzbau, da die Ausdrücke für Ziegel, Kalk, Mauer bei verschiedenen slawischen Völkern verschieden und entlehnt sind. Wo die Ansiedelung nicht natürlich geschützt war, wurde eine Befestigung aus Erde und Holzwerk (grad) oder mit einem Walle umgebene Schanzgräben (okopy) aufgeführt, und man vertheidigte sie im Kampfe (rat) mittels verschiedener Waffen (Bogen, Pfeil, Schwert, Speer, Streitaxt u. s. w., sowie zum Schutz: Schild, Helm, Panzer) unter Führung des Stammesältesten. Sehr entwickelt war das Familienleben, was die zahlreichen Ausdrücke für Blutverwandtschafts- und Schwägerschaftsgrade bezeugen; innerhalb der Familie, der Sippe, des Stammes, des Volks bestand volle Rechtsgleichheit, an der auch die Frauen theilnahmen (sie konnten selbst Aelteste werden); der Aelteste (starosta) war nur primus inter pares. Es gab Recht und Gericht, aber eine gemeinsame Bezeichnung für Erbe, Eigenthum in römischrechtlichem Sinne ist nicht vorhanden. Die Religion war ein Naturcultus mit guten (bogi) und bösen Wesen (běsi); ihnen wurden Opfer gebracht. Die Seele galt für unsterblich, und den Abgeschiedenen wurde ein Wohnort im Paradies (raj) angewiesen.

Außer dem Ackerbau kannte man verschiedene primitive Gewerbe, wie Spinnen, Flechten, Weben, Nähen, Zimmern, baute Wagen, Schiffe, Boote. Von den Metallen kannte man: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei; auch verstand man sie zu bearbeiten (kovati). Der Handel war Tauschhandel; Geld gab es nicht.

Von den alten Schriftstellern, griechischen und deutschen, werden die alten Slawen geschildert als ein friedliebendes, fleißiges und gutmüthiges Volk, als Naturmenschen ohne Bosheit und Hinterlist, fest am Hergebrachten hängend und mit Leidenschaft dem Ackerbau ergeben. Man rühmt ihre Gastfreundschaft, ihre Milde gegen Kriegsgefangene, die nur zeitweilig die Freiheit verloren, ihre Pietät gegen Greise, Kranke und Arme. Die Ehe war monogamisch und nur etwa bei den Häuptlingen polygamisch, die Civil- und Staatsverfassung ihrer Grundlage nach demokratisch: alle Namen für Regentenwürden sind in den slawischen Sprachen fremden Ursprungs. Der Einzelne besaß nur insofern gewisse Rechte, als er das Glied einer Sippe oder Stammeseinheit war; damit war die Erbfolge ausgeschlossen. Ständeunterschiede (auch der Adel) und Erblichkeit der Fürstenwürde entwickelte sich erst durch ausländischen, namentlich deutschen Einfluß. Die Benennung der Sippen, ihrer Zweigniederlassungen, ferner der Stämme je nach verschiedenen Principien (bei den erstern nach dem Ahnherrn, bei den andern nach zufälligen Eigenschaften oder Beschäftigungen der Bewohner, bei den dritten nach der Beschaffenheit des Orts, wie Berg, Fluß u. s. w.) brachte eine reiche und mannichfaltige ethnographische Nomenclatur hervor:

> Blicken wir in dieses Kaleidoskop von Namen, so wird uns einigermaßen wenigstens offenbar, wie so in älterer Zeit die slawischen Volksstämme niemals als eine festgeschlossene Nation auf dem Schauplatz der Geschichte auftreten und es so oft nur slawische Volksmonaden sind, mit denen Kriege geführt werden. Rechnet man zu dieser natürlichen Zersplitterung noch die von den Quellenschriftstellern mehr als an einem Ort grell hervorgehobene notorische Uneinigkeit der Slawen, die auch heute noch auf den Charakter dieses Volks dunkle Schatten wirft, und erwägt man außerdem, daß das Gesammtnaturell der Slawen in der Friedensliebe gipfelte (die aber nicht in Muthlosigkeit und Feigheit ihren Grund hatte — wie es die Geschichte vielfach bewiesen hat), so haben wir auch schon die wichtigsten Anhaltspunkte zur Beantwortung der Frage, warum die Slawen auch nicht annähernd jenen Platz in der Geschichte einnehmen, der den mit ihnen verwandten Völkern Europas zutheil geworden war.

Was die Volkssitten betrifft, so werden die Slawen als gesangliebend geschildert, was auch noch ihr heutiger Reichthum an Volksliedern bestätigt. Der Slowak Ljudewit Štur spricht sich in einer Schrift über die slawische Volkspoesie so aus:

> Die Völker sprechen jedes nach seiner Art aus, was es in sich bewahrt und wovon es begeistert ist. Der Inder zeigt es in den Riesenbauten seiner Tempel, der Perser in seinen heiligen Büchern, der Aegypter in den Pyramiden, Obelisken und ungeheuern, geheimnißvollen Labyrinthen, der Grieche in herrlichen Statuen, der Romane in bezaubernden Gemälden, der Germane in anmuthiger Musik — die Slawen aber haben Seele und Gemüth in ihren Sagen, rührenden Liedern und Gesängen offenbart. Alles, was bei jenen Völkern in ihren Werken lebt, das lebt bei den Slawen in ihren Liedern und Gesängen.

Aus den ziemlich einseitigen und oberflächlichen Nachrichten der Schriftsteller über Religion und Cultus der alten Slawen läßt sich nach dem Verfasser Folgendes als ziemlich sicher hinstellen. Sie glaubten an einen höchsten Gott, Swarog. Gott des Donners war Perun, die Söhne des Swarog sind: die Sonne (Dažbog, Swarožić), das Feuer, bei der Südslawen auch noch der Mond und als Schwester der Morgenstern (Danica). Swentowit (die Ableitung des Namens von Sanctus Vitus wird verworfen) repräsentirt die reine, heitere Luft; Weles ist Gott der Heerden, Stribog Gott der Winde. Von Göttinnen lassen sich mit einiger Sicherheit feststellen Wesna und Djewana oder Djewa; Morana ist die Göttin des Winters und des Todes. Die guten Götter (bogi) herrschten vom Frühling bis zum Herbst, worauf die Herrschaft der bösen (běsi) folgte. Czernebog und Bjelebog beruhen schon auf christlichem Einfluß. Hierzu kommen noch als niedere Wesen: Wilen, Rußalken, Rojenize und Sojenize (Schicksalsgötter) u. s. w. Auch glaubte man allgemein an Truden und Vampyre. Jede Sippe und jeder Stamm verehrte außerdem noch besondere Gottheiten in den Seelen der abgeschiedenen Häuptlinge; ja jedes Haus hatte seinen eigenen Hausgeist. Opfer, besonders Brandopfer an Rindern und Schafen, wurden auf Bergen und in Hainen gebracht, wo sich auch Götterbilder befanden. Menschenopfer gibt der Verfasser als gewiß nur für die Polaben, als möglich für die Russen zu. Vollstrecker der Opfer waren die Aeltesten; einen besondern Priesterstand und Tempel gab es nicht, außer in späterer Zeit bei den Polaben. Hauptfeste waren die Wintersonnenwende, Frühlingsanfang, wobei die Morana verbrannt wurde, und die Sommersonnenwende. Die Seelen der Verstorbenen gelangen, nachdem der Körper verbrannt, an den Ort des Lichts (Himmel), wohin über ein großes Wasser der Regenbogen oder die Milchstraße führt, oder an den Ort des Brandes (peklo, Hölle). Die Leichen wurden begraben oder verbrannt. Nach übereinstimmenden Nachrichten hatte bei einigen slawischen Völkern die Gattin des Verstorbenen die Pflicht, diesem nachzusterben; ein Beispiel solcher Art bei den Russen wird mit seinen grausigen und abstoßenden Einzelheiten nach dem Bericht eines Augenzeugen, des Arabers Ibn Fadhlan (921—22 n. Chr.), ausführlich mitgetheilt.

Im zweiten Buche tritt der Verfasser nun an die traditionelle Literatur speciell heran; er betrachtet sie nach ihrer formalen und realen Seite. Unter der erstern versteht er Sprache und Sitte; zur andern rechnet er die Märchen und Sagen, Sprichwörter, Zaubersprüche, Aberglauben, Räthsel und Lieder (Volkslieder).

Der erste Abschnitt über die Sprache bildet eine Ergänzung der linguistisch-paläontologischen Untersuchungen im ersten Buche, die sich nun auf die Personen- und Orts-

namen nach den Motiven ihrer Bildung ausdehnen, wobei neue Schlaglichter auf den Charakter und die Culturverhältnisse der alten Slawen fallen. Dem gleichen Zwecke dienen die weitern Untersuchungen über die Lehnwörter, Monatsnamen, Synonymen und Polyonymien, Volksterminologie und Volksetymologie, wobei zum Theil schon Sagen die Namengebung beeinflussen. Bei den Lehnwörtern wird auf die große Menge solcher Wörter hingewiesen, die das Magyarische dem Slawischen entnommen hat:

Sie lassen fast keine nennenswerthe Seite des socialen, kirchlichen und staatlichen Lebens unberührt. Es soll jedoch damit keineswegs behauptet sein, daß die Slawen durchweg selbstschöpferisch vorgegangen, sondern lediglich, daß sie frühzeitig im Besitz einer nicht gerade primitiven Cultur gewesen sind. So wie hier ihre Einwirkung auf ein fremdes Volk instructiv gewesen, ebenso haben auch sie von andern geistig fortgeschrittenen, ja selbst von manchen an ihre Culturstufe nicht heranreichenden Völkern im Laufe der Jahrhunderte manche Anregung und Förderung erfahren, und da mit der Sache auch die Bezeichnung dafür erlangt worden, so manches Fremdländische willig in ihre Sprache aufgenommen. . . . Die Betrachtung der slawischen Elemente im Griechischen, Albanesischen, Magyarischen, Rumänischen drängt zu der Ueberzeugung, daß, wo die Slawen mit andern Völkerschaften sich berührten, für letztere keine Gefahr erwuchs, um die Errungenschaften ihrer materiellen und geistigen Cultur Besorgniß zu hegen. Dieser Satz wird auch von den Zeugnissen der Geschichte in keiner Weise alterirt; im Gegentheil, er läßt sich durch schlagende Beläge illustriren.

Von den Sitten und Gebräuchen zieht der Verfasser die Kresfeier (die Feuer am Johannisfest) bei den Slowenen, welche dem Kupalo- oder Sobotkafest der andern Slawen entspricht, aber durchaus nicht eine Erinnerungsfeier an die Lauffeuer zur Zeit der Türkenkriege bildet, und die Koledafeier (das Weihnachtsfest) in Betracht. Zur Einleitung der letztern werden bei den Südslawen die Nacht hindurch gefällte und behauene junge Eichenstämme gebraunt, die mit Getreide beschüttet oder mit Wein begossen werden. Trotz christlicher Verbrämung haben wir in beiden Festen noch heute das heidnische Fest des Mittsommers und Mittwinters vor uns, in denen Perun und Swarožić ihre Rolle spielen.

Andere Sitten werfen Licht auf die alten Rechtsverhältnisse, so der Gebrauch der Wahlbrüderschaft (pobratimstvo), wie er noch gegenwärtig bei den Serben, besonders in Montenegro, den Bulgaren und in etwas veränderter Form bei Russen anzutreffen ist; früher war er nicht nur allen Slawen, sondern auch vielen andern arischen Völkern, darunter den Deutschen, eigen. Es ist dies bekanntlich ein Freundschaftsbund fürs Leben, der zwischen nicht blutsverwandten Personen, namentlich Waffenbrüdern, geschlossen wird. Von besonderm Interesse ist ferner ein Stück altslawischen Staatsrechts, das der Verfasser auf Grund historischer Nachrichten von einem Theil seiner eigenen Stammesgenossen, den Slowenen, mittheilt. Es ist dies die feierliche Inthronisation der kärntner Herzöge, zu einer Zeit, wo dieses Land noch vorwiegend slawisch war. Der Hergang war in der Hauptsache folgender:

Unter Karnburg, in der Nähe der Kirche von St.-Peter, befindet sich ein Stein, auf welchen sich ein freier Bauer setzt, der vermöge der Abstammung und des Erbrechts zu diesem Amte befugt ist. Ihn umgibt in unabsehbarer Reihe das Volk, des neuen Herzogs gewärtig. Dieser umgeben von Edlen und Rittern zieht abseits seine kostbaren Kleider aus und wird mit bäuerlichen bekleidet, und zwar mit Rock, Hose und Mantel von grauem Stoff, Bundschuhen und einem grauen Hut. So angethan und in der einen Hand einen Stab haltend, mit der andern ein scheckiges Rind und ein Pferd von gleicher Farbe führend, nahet der Herzog dem Steine, hinter ihm seine Begleitung in größtem Schmuck. Sobald der auf dem Stein sitzende Bauer den Herzog erblickt, ruft er in slawischer (d. i. sloweuischer) Sprache: „Wer ist es, der dort nahet?" Alle Umstehenden antworten: „Es ist der Fürst des Landes." Darauf der Bauer: „Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm des Landes Wohl am Herzen? Ist er freien Stammes? Ist er ein Verehrer und Beschützer des wahren Glaubens?" — „Er ist es und wird es bleiben", wird ihm von allen Umstehenden geantwortet. „Aber mit welchem Recht kann er mich von diesem Platz bringen?" fragt der Bauer weiter. „Er kauft ihn dir ab", antwortet die Menge, „mit sechzig Pfennigen, mit diesen scheckigen Thieren und mit den Kleidern, mit denen er bekleidet ist, und frei machen wird er dein Haus von allen Abgaben." Nun gibt der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich, steht auf, nimmt die beiden Thiere und räumt dem Fürsten den Platz. Dieser setzt sich auf den Stein, schwingt das entblößte Schwert nach allen Seiten und gelobt dem Volke ein gerechter Richter zu sein. Noch thut er aus seinem Bauernhut einen Trunk frischen Wassers, zum Zeichen für seine und seines Volkes Mäßigkeit und Genügsamkeit mit dem, was der heimische Boden zum Unterhalt des Lebens darbietet.

An den slawischen Ursprung der Sitte zweifeln wir keinen Augenblick. Aber in der überlieferten Form scheint sie schon viel an ihrer ursprünglichen Frische verloren zu haben; sie macht doch schon zu sehr den Eindruck einer bloßen Komödie, einer Farce, und es ist also kein Wunder, daß sie bald als sinnlos beseitigt wurde. Aber immerhin hat sich in der Sitte, wenn auch, wie wir annehmen, schon verkümmert, eins der ältesten Denkmäler constitutioneller Volksrechte erhalten, weshalb wir es für zweckmäßig hielten, die Schilderung hier mitzutheilen.

In den letzten Abschnitten des Werks nähert sich die Darstellung am meisten den Charakter einer Literaturgeschichte. Sie behandeln, wie bemerkt, in vergleichender Weise die Märchen und Sagen, die Sprichwörter, Aberglauben, Zaubersprüche und Räthsel, die Lieder. Einige Märchenstoffe werden speciell erörtert, so unter andern die Polyphem-Sage. Sie wird nicht nur nach der Odyssee erzählt, sondern auch in den Versionen, die sich bei den Slawen (den Serben, Großrussen, Kleinrussen, Czechen, Polen), den Germanen, Kelten, Romanen, Albanesen, Neugriechen, Semiten, Ugrofinnen, Türken, Basken finden. Die äußerst charakteristischen Varianten der Erzählung bei den verschiedenen Völkern bringen den Verfasser zu dem Schluß, daß dieselbe einer einzigen Quelle nicht entstammen könne. Ueberhaupt ist er kein Anhänger derjenigen Schule, die den Ursprung aller Märchen nur nach Indien setzt, von wo sie sich dann durch Entlehnung weiter verbreitet

haben sollen, sondern er ist der Ansicht, daß wenigstens die alten Märchenstoffe ebenfalls einen Theil jenes geistigen Besitzes der arioeuropäischen Völker ausmachen, den sie bei der Ausscheidung aus dem asiatischen Gesammtverbande gleichermaßen in ihre neuen Wohnsitze mitnahmen wie die Sprache. Daraus folgt dann von selbst, daß die Erforschung solcher Märchen auch wirklich von Werth ist für die Erkenntniß der archaistischen und besonders der mythologischen Anschauungen der einzelnen Völker, hier also der Slawen. Entlehnungen stellt der Verfasser zwar auch nicht in Abrede, aber sie betreffen nach ihm eine andere Kategorie von Märchen und Sagen, nämlich solche, auf welche literarische Erzeugnisse eingewirkt haben. Ueber diese gedenkt er sich in der Literaturgeschichte im engern Sinne auszusprechen, bei Gelegenheit der Behandlung der großen Sagenkreise des Mittelalters.

Letzterer Hinweis, der sich übrigens an mehrern Stellen des Werks wiederholt, eröffnet die erfreuliche Aussicht, daß der Verfasser seiner vorliegenden „Einleitung in die slawische Literaturgeschichte" eine „Slawische Literaturgeschichte" selbst, d. i. eine Geschichte des Schriftthums der slawischen Völker mit der daran sich bekundenden Ideenentwickelung, folgen lassen wird. Seine Competenz dazu und daß er selbständige Wege zu wandeln vermag, hat er schon durch die vorliegende Arbeit bewiesen. Nicht wenig unterstützt ihn darin das überaus reiche literarische Material, das ihm offenbar zur Verfügung steht. In der Vorrede zur „Einleitung" sagt er, „daß keine der vielen Zahlenangaben auf bloßen Glauben hin aufgenommen worden sei, sondern daß sie vielmehr insgesammt (bis auf ganz wenige Ausnahmen) auf Autopsie beruhen". Man braucht sich nur die Anmerkungen anzusehen, um einen Begriff davon zu bekommen, was diese Aeußerung in Bezug auf verfügbares, eigenartiges, oft recht seltenes literarisches Material besagen will. Solche Materialien sind aber in erster Linie erforderlich, um sich über den Entwickelungsgang einer Literatur, besonders einer so weit verzweigten und so verschiedenen Einflüssen ausgesetzten wie der slawischen, ein selbständiges Urtheil bilden zu können.

Mit Anerkennung sei schließlich noch des dem Werke beigegebenen instructiven Sachregisters gedacht, das Professor Franz Hubad bearbeitet hat.

Traugott Pech.

Lyrische Novitäten.

1. Lose Blätter. Gedichte von Arthur Pfungst. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Friedrich. 1887. 12. 2 M.
2. Aus dem Leben. Gedichte von Karl Arno. Koburg, Sendelbach. 1887. 8. 2 M. 80 Pf.
3. Mein Herzenstestament. Liedercyklus von Paul Fritsche. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 12. 1 M.
4. Im Wandel der Zeiten. Reflexionen, Bilder und Träume. Von Fritz Frenzel. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 4 M.
5. Gedichte von Max Zerbst. Jena, Mauke. 1887. 16. 1 M. 50 Pf.
6. Wald- und Wiesenblumen. Gedichte von August Röpke. Wolfenbüttel, Zwißler.
7. Aus der Jugendzeit. Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit, zusammengestellt von Günther Alexander Saalfeld. Mit Abbildungen von L. Richter, H. Bürkner, L. Venus, F. Werkmeister. Danzig, Axt.

Unser Zeitalter des Pessimismus wirft seine Reflexe auch in die zeitgenössische Lyrik. Wie könnte es anders sein? Nirgends so sehr wie in der subjectivsten aller Dichtungsgattungen kommt das hervorstechendste Gedanken- und Gefühlselement einer Epoche zum Ausdruck. Eben weil wir in einer Zeit der Negation, einer von Schopenhauer und Hartmann innerlichst imprägnirten Zeit leben, eben darum wird unsere Lyrik, wo sie die conventionellen Gebiete verläßt und sich gedankenhaft vertieft, einen weltschmerzlichen Zug nirgends verleugnen. Das pessimistische Zeitelement tritt auch in den beiden Sammlungen lyrischer Gedichte unverkennbar hervor, die ich an die Spitze meiner heutigen Revue stelle.

Da sind zunächst „Lose Blätter" von Arthur Pfungst (Nr. 1). Diese uns heute in zweiter Auflage vorliegenden Dichtungen tragen ein düsteres, leidenschaftvolles Gepräge an der Stirn und sind von der Berechtigung der pessimistischen Lebensanschauung tief durchdrungen. Es ist nahezu eine Poesie der Verzweiflung, die uns hier in theilweise überschwenglichen Manifestationen geboten wird. Der Verfasser dieser „Losen Blätter" vermeidet die ausgetretenen Bahnen der landläufigen Lyrik und bekundet überall ein entschieden selbständiges Denken und feuriges Empfinden; aber ein eigentlicher Dichter ist er trotzdem nicht, am allerwenigsten ein Lyriker: der Denker überwiegt in ihm den Poeten; die Reflexion erdrückt die Phantasie. Es ist eine noch gärende Kraft, die uns hier begegnet, ganz ohne Maß und künstlerische Signatur. Dem Gedanken nach enthalten diese Gedichte viel Unklares — der Form nach fast noch mehr. Von einer wirklich abgeklärten, dichterisch durchbildeten Form hat der Verfasser keine Ahnung. Er zeigt sich — man weiß nicht recht, ob aus Unkenntniß oder aus Princip — in Rhythmus und Reim, im Strophenbau wie in der ganzen Behandlung des sprachlichen Gewandes als ein Verächter der Regel. Aber es fehlt ihm das Feingefühl und die Genialität, die einzig zu solcher Verachtung berechtigten. Pfungst ist ein achtbares Talent; aber er ist kein Genie, und nur dieses darf dem Gesetze trotzen, indem es die Gesetzmäßigkeit in sich trägt und kraft dieser neue Gesetze gibt. So ist denn in diesen „Losen Blättern" infolge der ganz verlotterten Form unsers Poeten vieles ungenießbar geworden, was an sich fesselnd und interessant geworden wäre. Was sagt der Leser — um nur ein Beispiel anzuführen — zu

Satzbau und Reim in der nachfolgend mitgetheilten Strophe:

> Doch der Mensch darf kämpfen und denken und schauen,
> So ist doch die Schöpferkraft unergründbar;
> Die größten Denker erkannten mit Grauen,
> Daß jede Müh' hier vergebens war.

Der mit „so" eingeleitete Nachsatz setzt einen conditionalen Vordersatz voraus, der hier — fehlt (es mußte heißen: „doch darf auch der Mensch —" statt: „doch der Mensch darf —") und der Reim „unergründbar" — „war" ist nur denkbar, wenn man das erstere Wort nicht normal liest, d. h. nicht als: ‒́ ◡ ‒́ ◡, sondern willkürlich als: ‒́ ◡ ◡ ‒́, was denn doch die reine metrische Gewaltthat wäre. Und das ist nur ein Beispiel für viele mögliche. Das Studium der Grammatik, Prosodik und Poetik ist dem vermuthlich noch jugendlichen Verfasser dieser an sich nicht unbedeutenden Gedichte dringend zu empfehlen. Für die Klärung seiner Gedankenwelt wird der Kampf mit dem Leben, der ja niemand erspart bleibt, sicherlich schon von selbst sorgen. In einzelnen Reflexionen, besonders aus der Rubrik „Vermischte Gedichte", ist Kraft, Trotz, Ironie und gottlob! nichts weniger als Nipptischlyrik — aber es ist noch gärende Kraft, und der Kritiker wünscht dieser Gärung — er darf ja auch einmal reimen — von ganzem Herzen: Klärung!

Pessimist vom reinsten Wasser ist auch der Dichter von „Aus dem Leben" (Nr. 2), Karl Arno. Es geht ein großer Zug durch diese im Gegensatz zu den Pfungst'schen meistens formgewandten Gedichte, der Zug einer kraftvollen, düstern Weltanschauung — aber er kommt voll und ganz leider nur an einzelnen Stellen der Sammlung zum Austrag, und zwar in den drei Sonetten, die statt eines Prologs diese Gedichte einleiten, und in der Schlußabtheilung: „Aus trüben Stunden". Alles, was zwischen diesen beiden Grenzen liegt, eine wirre und wüste Liebespoesie in Liedern und Sonetten, athmet diesen Geist nur im einzelnen, ermüdet aber im übrigen durch die peinigende Monotonie des erotischen Gegenstandes: ewig Liebe, ewig Enttäuschung, ewig Begierde, ewig Uebersättigung! Der Dichter kommt hier nicht über sich selbst hinaus: es fehlt das sub specie aeterni, das Befreiende und Erlösende. Diese Arno'sche Liebeslyrik ist Lyrik ohne jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit von Herz und Welt, ohne ein kräftiges Hinausschweifen und Hinüberstrahlen von Lust und Leid des Ichs in Lust und Leid der Menschheit; sie ist privateste Lyrik und nichts weiter, nicht einmal leidenschaftliche Lyrik in diesem privaten Sinne, sondern nur eine sehr temperirte Erotik. Nachdem der Leser seine Freude gehabt hat an den wirklich schönen Einleitungssonetten, geräth er sofort in die Enttäuschung der langen und breiten Rubrik „Leben und Leiden" und athmet, nachdem er durch das Meer all dieser Liebeslieder geschwommen, ohne ertrunken zu sein, erst wieder auf, wenn er in der Abtheilung „Aus trüben Stunden" festen Boden unter den Füßen fühlt. Hier wird uns viel Schönes und Fesselndes geboten und der Genuß wäre ein ungetrübter, wenn nicht die Verherrlichung Ludwig's II. von Baiern in dem Gedicht „Am Sarge Ludwig's des Erhabenen" und das in Prosa abgefaßte allegorische Märchen „Das Zuckerpferd", welches ebenfalls auf eine Apotheose des todten Baiernkönigs hinausläuft, den Genuß einigermaßen beeinträchtigten, da beide poetische Ovationen weit über das Ziel hinausschießen und dadurch verstimmen. Hätte Arno diese Verherrlichungen eines wahnsinnigen Königs doch lieber aus der Sammlung ausgeschlossen! Hätte er doch statt ihrer einige weitere jener gedankentiefen Gedichte eingefügt, die seiner Muse so gut zu Gesicht stehen und zu deren besten ohne Frage die nachstehend mitgetheilten beiden gehören, ein Sonett und eine Elegie. Zunächst:

Sansara und Nirwana.

> Der wild bewegte Strom des Lebens eilet
> Hin durch Sansaras wechselnde Gefilde;
> An seiner Ufer ewig neuem Bilde
> Im Flug der Erdensöhne Blick verweilet.
>
> Gestalten bunt und flüchtig gehn und kommen,
> Wie Traumgebild entstehend und zerfließend,
> Ein üpp'ger Garten dem Gestad entsprießend,
> Bald greifbar, bald verworren und verschwommen.
>
> Und zu Nirwanas unbegrenztem Meere
> Ergießen sich des Stromes rasche Wogen,
> Versinkend in der bodenlosen Leere.
>
> Geschlechter kommen neu herangezogen,
> In Ewigkeit den Täuschungen erkoren,
> Für die Vernichtung und den Schmerz geboren.

Sodann:

Die Früchte des Todten Meeres.

> Am Todten Meer, wo düstre Fluten decken
> Vergang'ne Ueppigkeit und stolze Pracht,
> Herrscht Grabesstille, und es wohnt der Schrecken
> In der Gewässer tiefer, dunkler Nacht.
>
> Kein Leben naht dem öden schwarzen Spiegel,
> Der trübe schillert, wie erstarrtes Blut;
> Ringsum die Gegend trägt des Todes Siegel;
> Schwer hat Jehovas Hand auf ihr geruht.
>
> Es geht die Sage, schöne Früchte prangen
> An einem Baum dort, lieblich anzuschaun;
> Der Pilger aber, der sie voll Verlangen
> Sich pflückt — er findet Staub darin mit Graun.
>
> Ein Bild des süssen, trügenden Genusses!
> Ach, so wird auch zu Moder jedes Glück;
> Hienieden in dem Lande des Verdrusses
> Bleibt Staub von allem Schönen nur zurück.
>
> Und doch begehrt voll wildem Sehnsuchtstriebe
> Nach neuem Trug das stets enttäuschte Herz.
> Was bleibt von Lebenslust und Lebensliebe
> Uns übrig, als allein der herbe Schmerz?

Auf dem Gebiete des Reflexionsgedichts liegt die eigentliche Kraft der Arno'schen Muse, und hier darf man hoffen, ihm noch oft zu begegnen.

Ein bei weitem lichteres, sonnigeres Colorit macht sich in Paul Fritsche's Liedercyklus „Mein Herzenstesta-

ment" (Nr. 3) geltend. Liebeslyrik auch hier! Aber von Pessimismus kein Hauch! Tief empfunden, ohne Ueberspannung und Affectation, graziös in der Form und mannichfaltig dem Inhalte nach, haben diese Fritsche'schen Lieder etwas Anmuthendes. Zu ergreifender Höhe aber schwingen sie sich da auf, wo sich das Liebesglück, das sie athmen, jäh in Unglück wandelt: die Geliebte wird dem Dichter untreu:

Um Mitternacht bin ich aufgewacht,
Um die Stunde der Gespenster . . .
Weiß nicht wie mir war so sonderbar —
Da pochte es an mein Fenster!
Ich sah hinaus in Nacht und Graus —
Es rauschte Septemberregen:
Der schlug mir gleich mit kaltem Gruß
Und frostigem Hauch entgegen.
Warf das Fenster zu, ging wieder zur Ruh,
Doch Schlummer fand ich keinen . . .
Von Angst geplagt und qualzernagt —
Fing ich plötzlich an zu weinen.

Bist du die Seele, die mit mir sich freut,
Wenn mir das Schicksal duft'ge Blumen streut?

Bist du die Seele, welche Schmerzen fühlt,
Wenn wilde Qual mein tiefstes Sein durchwühlt?

Bist du die Seele, die mich ganz versteht,
Die mit mir lebt und ohne mich vergeht?

So frag' ich oft — ein steter Zweifel spricht:
„Nein, meiner Seele Seele bist du nicht."

Wild und rauh pfeift der Wind.
Hollo, geschwind, geschwind
Hinauf zu Pferde! . . .
Feurig der Himmel glüht;
Regen die Wolke sprüht,
Rieselt zur Erde.
Wie das im Eichwald braust!
Hurr, wie mein Rappe saust
Ueber Stock und Steine!

Trautes Lieb, deine Treu
Schwand wie vor'm Sturm die Spreu —
Ich lieb' alleine! . . .
Herz du, zerspringe nicht!
Der alle Stürme bricht,
Kennt deinen Kummer;
Wisse, der Ewige winkt —
Auf deine Schmerzen sinkt
Traumsüßer Schlummer!

Die ganze Tragik eines getäuschten Herzens, das eine treue Liebe hegte und noch über den erlittenen Verrath hinaus hegt, findet in diesen Liederstrophen einen ans Dramatische streifenden, erschütternden Ausdruck. Auch der Anhang des kleinen Buchs: „Jungfrauenliebe", eine Reihe von Liedern, in denen der Dichter sich in die Seele eines Mädchens versetzt und aus dieser Mädchenseele heraus uns Lust und Leid der Liebe singt, auch diese „Jungfrauenliebe" ist von echtem Hauch der Poesie durchweht und bekundet ein feines Anempfindungsvermögen, wenngleich die naive Größe eines Chamisso, dessen „Frauenlieb' und -Leben" auf diesem Gebiete noch immer ein unübertroffenes Muster ist, hier nicht erreicht wird. Paul Fritsche erweist sich in diesem „Herzenstestament" als ein erfreuliches Talent, dessen Weiterentwickelung — „Lyrische Studienblätter" sind von ihm in Aussicht — man mit Interesse verfolgen darf. Eines namentlich ist an seiner Lyrik erquicklich; das Geschick, mit dem er es versteht, die Empfindung stets knapp und comprimirt zu geben; ihm steht der echte lyrische Lakonismus zu Gebote.

Dieser gehört nicht zu den starken Seiten Fritz Frenzel's, der sein „Im Wandel der Zeiten" (Nr. 4), eine Sammlung von „Reflexionen, Bildern und Träumen" der „gekrönten" Dichterin Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) widmet. Ein ganz hübsches Talent, aber ein Talent ohne Eigenart und tiefere Bedeutung! Auch hier wird uns fast ausschließlich Liederartiges geboten. Im Gegensatz zu den Fritsche'schen Gedichten fehlt aber den Frenzel'schen, wie gesagt, die lyrische Knappheit und Prägnanz. Frenzel hat sich das „Kürze ist Würze" noch nicht genügend zu eigen gemacht; eine gewisse Breite der Darstellung ist dem melodiösen Elemente in seinen Liedern hinderlich. In der Concentration des Gedankens, im gedrängten Ausdrucke dessen, was man sagen will, liegt ja aber zu einem guten Theile das Geheimniß der dichterischen Wirkung: dichten ist verdichten. Das kleine Buch gliedert sich in die Abschnitte „Im Strahl der Mutterliebe", „Liebesfrühling", „Im Wechsel der Tage", „Eindrücke und Stimmungen" und „Lose Blätter", welche letztere zwei Prosaskizzen: „Richter's Gemälde Luise" und „Moderne Bildung", enthalten. Den Glanzpunkt der Sammlung bilden die „Eindrücke und Stimmungen" und unter diesen ragen wiederum die Gedichte „Scheffel's Heimgang", „Tempora mutantur! (eine Episode aus den heidelberger Jubiläumsfesttagen)", „Was lob' ich mir?" und „An Carmen Sylva" bedeutsam hervor. Letzteres möge hier einen Platz finden. Es lautet:

Ich hab' dein Lied vernommen, dein wundersames Lied,
Das wie ein Maiengrüßen durch jede Seele zieht;
Ich hab' die Händ' gefaltet — mir war es ein Gebet,
Was aus des Herzens Tiefe zu Gottes Throne fleht.

Es singt von Frühlings Rauschen, vom Blühn im Waldesgrund,
Von Liebe, Treu und Glauben dein liederreicher Mund.
Du hast sie recht verstanden, die Stimme der Natur,
Die Sprache der Gefilde, des Schöpfers heil'ge Spur.

Von blauen Kinderaugen, von deines Kindes Blick,
Vom Lallen seiner Lippen, von sel'gem Mutterglück
Erklingen deine Lieder, wie Lerchenjubel mild;
Sie zaubern einer Mutter — ein lachendes Gefild.

Der Sturm bricht eine Blüte — dein Liebstes geht zur Ruh';
Der Mund, der dich rief „Mutter", schließt sich für immer zu.
Doch über Menschen Denken, weit über Grab und Tod
Schau'st du mit Sehergabe des Lichtes Morgenroth.

In Ehrfurcht schlägt entgegen dir deines Volkes Herz;
Denn deine Hände schufen nur Segen allerwärts.
Was Königin Luise auf Preußens Thron einst war,
Bist du Rumänien worden, sein Schutzgeist immerdar.

Und wo ein heimlich Sehnen dir wohnet im Gemüth
Nach jenem deutschen Strome, wo Reb' an Rebe blüht,
Da schlägt in mächt'gen Flammen empor sie, ungebannt,
Die Lieb' zur Heimatscholle, die Lieb' zum deutschen Land.

Wohl sind mir deine Sänge im Herzen ein Gebet,
Das fromm aus seiner Tiefe zu Gottes Throne fleht —
Ich segne deine Lieder — den Sang von Glück und Leid,
Den Glanz der reinen Seele — den segn' ich — allezeit! —

Die Prosaskizzen, welche Frenzel in seine Sammlung aufgenommen, wären wol besser fortgeblieben; sie stören den einheitlichen Charakter des Ganzen. Tritt dies schon in der in ungebundener Rede geschriebenen breiten Betrachtung peinlich hervor, welche die Rubrik „Im Strahl der Mutterliebe" einleitet, obgleich der Ton ein lyrisch-weicher und ganz im Empfindungselement schwebt, so gilt es in noch höherm Maße von den schon erwähnten „Losen Blättern", welche das kleine Buch abschließen. Die hier gebotenen beiden rein kritischen Studien, so viel Wahres und Zutreffendes sie auch enthalten, fallen ganz aus dem Rahmen dieser lyrischen Collection heraus.

Den weichen Ton, der mit Vorliebe das Mutterglück und den häuslichen Frieden feiert, schlägt auch Max Zerbst in seinen „Gedichten" (Nr. 5) an. Er besingt das Familienglück in warmen Klängen und läßt „die junge Mutter" zu ihrem Kinde sagen:

„Mein Rosenkind, mein Sonnenkind,
Ich sitz' an deiner Wiegen;
Vor'm Fensterlein, im Morgenschein
Die bunten Vöglein fliegen.

„Die Sonne haucht den Himmelskuß
Auf deinen Mund, den süßen,
Dieweil sie mag am neuen Tag
Zuerst den Liebling grüßen.

„Und draußen singt die muntre Schar
Dir helle Morgenlieder:
Steh' auf nun brav aus goldnem Schlaf!
Wach' auf und lache wieder!

„Mein Rosenkind, mein Sonnenkind,
Mein Beten und mein Hoffen!
Das holde Mühn um dein Erblühn
Hält mir den Himmel offen."

Aber die meisten der hier vereinigten Gedichte sind in ihrer glatten Form völlig physiognomielos. Gewagte Vergleiche und Allegorien, wie z. B. in dem Blumenmärchen „Glühwürmchens Geburt" laufen mit unter, und an Abgeblaßtem und Unbedeutendem fehlt es nicht.

Dies gilt auch von den „Wald- und Wiesenblumen" von August Röpke (Nr. 6), welche ohne originalen Gedankengehalt in correcten Formen die gewöhnlichsten Themata variiren: Natur, Liebe, Familie. Von einer tiefern Weltanschauung ist hier kein Schimmer; das conventionelle Christenthum wölbt beruhigend und friedenspendend seinen Himmel über diesen Liedern und harmlosen Reflexionen. In den „Herbstblätter" überschriebenen Strophen singt der Dichter:

Der Nebel legt sich bleich und kalt
Auf Feld und Flur, auf Wies' und Wald.

Es schmückt sich, ahnend langes Leid,
Der Wald mit dunkelm Feierkleid.

Auf Mutter Erde müd' und matt
Zu ruhen, sehnt sich jedes Blatt.

Da kommt der Sturm aus West und Nord,
Führt Blatt um Blatt vom Baume fort.

Sie finden all ersehnte Ruh';
Ein weißer Schleier deckt sie zu.

Bald hat, was uns Verwesung scheint,
Mit Mutter Erde sie vereint.

Und hebt den Schleier Lenz empor,
Bricht Leben aus dem Tod hervor.

Die hier durchtönende Stimmung ist so ziemlich die der ganzen Sammlung. Nur gegen den Schluß hin, wo sich ausschließlich episch-lyrische Gedichte zusammengestellt finden, klingt ein kräftigerer Ton durch. „Herzog Leopold von Braunschweig", „Aus den letzten Tagen Karl Wilhelm Ferdinand's", „Jemez-Indianer", „Opfer des Aberglaubens", „Die weiße Jungfrau", „Harald Hildetand's Meerfahrt" und ganz besonders „Das Thränenkrüglein", das ein oft behandeltes Thema wieder einmal mit Glück und Geschick poetisch gestaltet: alle diese erzählenden Gedichte sind hübsche und achtbare Talentproben, die den Dichter auf die Bahn weisen, auf welcher er gewiß noch Erfreuliches zu leisten vermöchte.

Und endlich nach diesen verschiedenen lyrischen Originalwerken noch ein Sammelwerk! Günther Alexander Saalfeld, Oberlehrer am Gymnasium zu Blankenburg am Harz, gibt unter dem Titel „Aus der Jugendzeit" (Nr. 7) eine Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit heraus, welche mit Abbildungen von L. Richter, H. Bürkner, L. Venus und F. Werkmeister geschmückt und dem größten Theile ihres Inhalts nach aus des „Knaben Wunderhorn" geschöpft ist. Der erste Theil des 6 Bogen umfassenden kleinen Werks spiegelt Lust und Leid des Kinderlebens im Liede wieder, während der zweite und letzte eine Folge von Liedern und Gedichten enthält, welche unter Anschluß an das christliche Kirchenjahr das Leben des Kindes in der Natur zum Gegenstande hat. Das Ganze bekundet eine geschickte und geschmackvolle und zugleich pädagogisch verständniß- und einsichtsvolle Auswahl und Anordnung und liefert einen schätzenswerthen Beitrag zu den deutschen Jugendbibliotheken.

Ernst Biel.

Kunstliteratur.

Die Grenzen der Kunst und die Buntfarbigkeit der Antike. Von Theodor Alt. Berlin, Grote. 1886. Gr. 8. 4 M.

In vorliegenden ästhetischen Untersuchungen hat der Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht, den Realismus (in künstlerischem Sinne genommen) als Grundprincip der nachahmenden Künste zu begründen und die ihm gesetzten Grenzen nachzuweisen, wobei er allerdings schließlich zu einem Compromiß mit dem Idealismus gelangt. Der Verfasser unterscheidet mit Recht zwischen kosmischen Künsten (Architektur und Musik) und imitativen Künsten (Plastik, Malerei, Poesie) und beschäftigt sich hier nur mit den letztern.

Die Producte der imitativen Künste, so führt er aus, müssen ihren Gegenstand so wahr als möglich wiedergeben und dürfen die volle Realität der Erscheinung anstreben. Andererseits haben sie aber nicht minder die Forderung zu erfüllen: nichts anderes als Bilder sein zu wollen und mit Merkmalen ausgestattet zu sein, welche sie als bloßes Bild sofort erkennen und keine Verwechselung mit dem Wirklichen zulassen. Damit ist die Grenze aller Kunst überhaupt gegeben, das „negative Moment" gegenüber dem „positiven Moment" des Realismus. Diese Grundbedingung aller Kunst, die Elimination der Realität, hat der Verfasser sehr richtig erkannt. Es ist allerdings kein neuer Gedanke; wir finden diese Erkenntniß schon bei Schiller und W. von Humboldt, und neuerdings haben besonders Kirchmann, Schasler und E. von Hartmann diesen Grundbegriff eingehend bearbeitet; letzterer hat die Bezeichnung „ästhetischer Schein" dafür eingeführt. Eine selbständige und anerkennenswerthe Leistung sind die Ausführungen des Verfassers über „die Erforderniſſe des negativen Moments", d. h. über die Mittel zur Erzeugung desselben. Diese liegen entweder außerhalb des Gegenstandes, wie z. B. der Rahmen in der Malerei, oder sie bestehen in einer bestimmten Behandlungsweise des Gegenstandes selbst: im Stilisiren, dessen Resultat der Stil (im subjectiven Sinne) ist.*) Sind die Forderungen des „negativen Moments" (der ästhetischen Scheinhaftigkeit) erfüllt, so darf und soll der Künstler im übrigen volle Realität der Erscheinung anstreben, denn die noch so realistische Wiedergabe, die „restloseste Vorstellung" des Gegenstandes erzeugt die herzlichste Freude am Bilde. Aber nicht jede Kunst kann alles wiedergeben, sondern nach Art der ihnen zu Gebote stehenden materiellen Mittel ergeben sich die Grenzen der einzelnen Künste.

Mit diesen beschäftigt sich der Verfasser im zweiten Abschnitt. Er bespricht zunächst Lessing's im „Laokoon" niedergelegte Ansichten über die Grenzen der Dichtkunst und bildenden Kunst und setzt dann „die bleibenden Resultate" auseinander. Einen speciellen und sehr eingehenden Abschnitt widmet er der „Grenze der plastischen Kunst". Es handelt sich hier um die vielumstrittene Frage der polychromen Sculptur, für welche der Verfasser in entschiedenster Weise eintritt. Er begründet sie durch das Princip des Realismus und vor allem durch die Autorität der Antike. Die Zusammenstellung des für die antike Polychromie wichtigen Materials und die übersichtliche Darstellung der Entwickelungsgeschichte derselben, wie sie der Verfasser gibt, ist für jeden, der sich mit dieser Frage beschäftigt, von großem Werth. Ob seine Resultate überall richtig sind und ob seine Behauptung: „was den Griechen in ihrer Blütezeit genügte, das ist auch für uns sicherlich gut genug" anzuerkennen ist, müssen wir hier dahingestellt sein lassen, wo der Raum ein näheres Eingehen auf diese Fragen verbietet. Nur eins möchten wir dazu bemerken: wie steht es mit dem „negativen Moment", mit der Vermeidung der „schnöden Naturtäuschung" bei realistisch bemalten Statuen? Der Verfasser meint, daß die Aufstellung der Sculpturwerke auf Postamenten oder in Nischen „vollauf genügend zu diesem Zwecke" sei. Wir sind dagegen der Ansicht, daß gerade die Forderungen des „negativen Moments", wenn sie recht verstanden und erfüllt werden, gegen eine realistisch-bemalte Plastik in Lebensgröße sprechen.

Doch kehren wir zu den frühern Untersuchungen zurück. Die Aufgabe der Kunst ist also, dem Verfasser zufolge, die: so realistisch zu sein, als es die Grenze der Kunst und die Grenzen der Einzelkünste erlauben. „Der Realismus ist das ursprünglichste Gesetz der imitativen Künste."... „Das realste Abbild einer Erscheinung ist das befriedigendste und für den Kunstgenuß geeignetste, d. h. im subjectiven Sinne schönste." ... „Die Schönheit an einem nachahmenden Kunstwerk, soweit sie nicht rein sinnlicher Natur ist, kann in nichts bestehen, als in der möglichsten Lebenswahrheit des Gegenstandes, d. h. die Schönheit des Kunstwerks, abgesehen von seinem Gegenstand ist gleich der Wahrheit desselben." Der Verfasser verfolgt, wie sich hier zeigt, „die Methode, bei Beurtheilung des Bildes seinen Gegenstand und das Bild als solches auseinanderzulegen" und scharf zu unterscheiden zwischen Schönheit des dargestellten Gegenstandes und Schönheit des Bildes oder der Darstellung an sich, oder zwischen objectiver und subjectiver Schönheit. Daß er die letztere, also die „Schönheit" der Darstellung mit der „Wahrheit", identificirt und „naturgetreue Wiedergabe" als „schön" bezeichnet, halten wir für verkehrt und zu Verwirrungen führend. Der Verfasser unterscheidet auch zwischen „Inhaltsschönem", auf dessen Definition er verzichtet, und Formschönem, das er mit dem Sinnlichangenehmen verwechselt und fälschlich auf der physiologischen Beschaffenheit der Sinne beruhen läßt. Der ganze Begriff des „Schönen" erscheint in diesen Untersuchungen etwas unklar und problematisch.

Da „die subjective Befriedigung, in welcher alle Schön-

---

*) Sehr richtig ist, was der Verfasser S. 22 über die Stilisirung in der Musik und im Wagner'schen Musikdrama sagt.

heit liegt, im Bilde schon durch die Wahrheit desselben erzielt wird", wie der Verfasser erklärt, so erscheint die Schönheit des dargestellten Gegenstandes gleichgültig. Die Forderung des Idealismus, nur Schönes darzustellen, wird als unberechtigt erklärt. „Die ästhetische Theorie", sagt der Verfasser, „ist außer Stande, das Princip des Idealismus als ein positives Gesetz für die imitive Kunst zu begründen." Diese Gedanken werden im vierten Abschnitt: „Die Forderung des Idealismus", eingehend zu begründen gesucht. Bei den Betrachtungen über den Begriff „Idee" vermissen wir die Kenntniß oder Berücksichtigung der neuern philosophischen Aesthetiker. Verfasser berücksichtigt einzig und allein Schopenhauer, bei welchem gerade die Aesthetik die wenigst bedeutende Seite ist. Wir möchten dem Verfasser empfehlen, statt Schopenhauer E. von Hartmann und dessen ästhetisches System des concreten Idealismus zu berücksichtigen.

Der bisher verfolgte Gedankengang des Verfassers läßt ihn als Vertreter des extremen Realismus oder der „Kunst der reinen Wahrheit" erscheinen, aber im letzten Kapitel des Buchs tritt eine überraschende Wendung ein. Der Idealismus, den „die ästhetische Theorie zu begründen außer Stande ist", wird hier als ethisches oder sittliches Princip proclamirt und in seine Rechte eingesetzt. Der Satz, „daß es menschlich unwürdig sei, das Häßlichere lieber darzustellen, wenn man das Schönere haben kann", erscheint nun als ethisches Axiom, welches den Realismus in seine Schranken ruft. „Die Kunst wäre zwecklos", sagt der Verfasser, „wenn sie nur die bloße Nachahmung ohne Auswahl, wenn sie die Verewigung des Schlechten durch Abbildung sich angelegen sein ließe. . . . Ihr Zweck kann vielmehr nur sein: die Verewigung der bedeutenden werthvollen Erscheinungen der Wirklichkeit und außerdem die Darstellung bedeutender, schöner und guter Erzeugnisse der Phantasie." „Das Schönheitsprincip bewahrt seine volle Gültigkeit bei der Auswahl der darzustellenden Gegenstände." Das Häßliche ist keineswegs ausgeschlossen, „es kann jedes beliebige Häßliche dargestellt werden, wenn es nicht der einheitliche Gegenstand selbst ist, d. h. nicht das Resultat der Gesammterscheinung, welchem vielfach das Häßliche dienen kann." „Jedes objectiv erscheinende Häßliche kann als Bestandtheil eines Schönen dargestellt werden." „Man kann den häßlichen Gegenstand als einheitlichen das An-sich-Häßliche nennen . . . das An-sich-Häßliche bezeichnet eine Grenze der Kunst. Es ist von der Kunst ausgeschlossen."

Lauter vortreffliche Sätze! Allerdings stehen sie in einem gewissen Widerspruche mit früher ausgesprochenen, z. B. dem Satze, wonach „die subjective Befriedigung u. s. w. schon durch die Wahrheit des Bildes erzielt wird". Solche Widersprüche liegen vielleicht zum Theil darin, daß der Verfasser sich nicht klar ausdrückte. Jedenfalls sind die eben citirten Sätze aus dem letzten Kapitel maßgebend. Und da finden wir also den Compromiß mit dem Idealismus geschlossen und dessen berechtigte Forderungen anerkannt. Die Ableitung dieser Berechtigung aus der Ethik, die Auffassung des Idealismus als ethisches Princip halten wir allerdings für verkehrt; denn der Idealismus muß und kann innerhalb der Aesthetik, ohne Anleihe bei der Ethik begründet werden. Die Auswahl der darzustellenden Gegenstände wird von ästhetischen, nicht von ethischen Motiven geleitet. Den vom Verfasser ausgesprochenen Sätzen selbst können wir aber nur in vollem Maße beistimmen. Sie sind sehr richtig und beherzigenswerth. Daß gerade ein Vertheidiger des künstlerischen Realismus, wie es der Verfasser ist, diese berechtigten Forderungen des Idealismus rückhaltslos anerkennt, muß besonders ins Gewicht fallen. So manchen Künstlern und Poeten unserer Tage möchten wir wünschen, daß sie zu derselben Einsicht gelangten, wie der Verfasser, daß der Zweck der Kunst nur sein kann die Verewigung der bedeutenden, werthvollen Erscheinungen der Wirklichkeit und die Darstellung bedeutender, schöner und guter Erzeugnisse der Phantasie.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Aus dem Kongolande.

Kongoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen. II. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet, nebst einer Liste der Factoreien bis zum Jahre 1887. Von Pechuel-Loesche. Jena, Costenoble. 1887. Gr. 8. 10 M.

Dieses inhaltreiche Buch besteht aus zwei verschiedenartigen Theilen. Der erste gewährt uns in urkundlicher Treue einen Einblick in eine sehr kritische Periode des belgischen Kongounternehmens: er bringt die amtlichen Berichte und Denkschriften Pechuel-Loesche's aus dem Jahre 1882, als dieser vom König Leopold II. zur Fortführung der im Werk begriffenen Organisationen an des erkrankten Stanley's Stelle berufen wurde. Der andere Theil, der uns hier allein näher beschäftigen soll, enthält wichtige Beiträge zur Landeskunde des Kongogebiets nebst zwei vorangeschickten Abhandlungen: erstens über Handel und Production der Loangoküste, zweitens über die Natur des nordwärts vom Kongo an der Loangoküste mündenden Kuilu-Nyadi und seiner Umgebung.

Der Verfasser ist ein klarer und scharfsinniger Beobachter, dabei ein Schriftsteller von großer stilistischer Fertigkeit, ebenso klar wie anschaulich in der Darstellung, frei von jeder Uebertreibung, fern von allem Schwulst der Rede; der Laie fühlt sich daher gewiß kaum je abgestoßen durch ihm unverständliche Gelehrsamkeit, der Fachmann aber stets gefesselt durch den wahrheitsvollen, auf streng

wissenschaftlicher Beobachtung ruhenden Gehalt der Schilderung.

Schönredner haben uns so viel vorerzählt von der „üppigen Tropenvegetation" und den „unerschöpflichen Reichthümern" am gepriesenen Kongostrom, daß es uns wie eine lang ersehnte Labung wohlthut, einmal die volle Wahrheit über die Sache zu hören.

Wir treten zunächst in das aus poröszelligem rothem Laterit (Ziegelthon) bestehende, landschaftlich sehr prosaische, ebene Küstenland. Dahinter erhebt sich ein breiter Gebirgsgürtel, der Küste parallel verlaufend und wegen seines Bestandes aus altkrystallinischem, vorwiegend schiefrigem Gestein „Westafrikanisches Schiefergebirge" genannt. Da, wo der gewaltige Kongo das Gebirge durchbricht, hat es keine bedeutenden Höhen; die Gipfel ragen erst landeinwärts bis zu Münchens Seehöhe, nur an vereinzelten Stellen erheben sie sich bis gegen 700 Meter; und da dieselben obendrein auf einer schräg ins Innere (am Stanley-Pool bis zu 280 Meter) ansteigenden Ebene sich erheben, so ist daselbst der Strom mehr von einem Hügel- als einem Berglande umgeben:

Die landschaftlichen Reize des Kongogebirges ermüden durch ihre gleichmäßige Wiederkehr und der Mangel üppiger Vegetation verschärft die Monotonie des Anblickes. Wären nicht die Beleuchtungseffecte, die zuweilen wunderbare Farbenschönheit der Gräser, welche im Wechsel der Jahreszeiten die Stimmung der Landschaft bedingt, so würde diese einen recht nüchternen Eindruck machen. Unbehindert schweift der Blick über die allenthalben zu annähernd gleicher Höhe aufragenden gleichförmigen Bergkuppen, welche die Schwierigkeiten und die vereinzelten reizvollen Partien, die zwischen ihnen verborgen liegen, gar nicht ahnen lassen.

Wir dürfen uns ja nicht diese einförmige Hügellandschaft in ein dichtes Urwaldskleid gehüllt denken. Vielmehr herrscht der Steppencharakter vor; bisweilen mischt sich Gebüsch, Baumgruppen, kleinere Palmenbestände ein: die Steppe geht also stellenweise in parkartige Landschaft oder in „Savane" über. Der Verfasser ist der Ansicht, daß die absichtliche Brandlegung seitens der Bewohner (zur Erzielung einer düngenden Pflanzenasche) die Ursache des Nichtvorkommens geschlossener Waldung sei:

Weite Strecken der Steppe werden alljährlich durch Grasbrände gesäubert, welche zugleich immer wieder die sich etwa ansiedelnden jungen Holzgewächse, die Anfänge einer möglichen künftigen Bewaldung, tödten; nur an den geschütztesten und unzugänglichsten Stellen vermögen sie den züngelnden Flammen zu entgehen. Auf den schwarzgebrannten, mit wirbelndem Aschenstaub bedeckten Hängen und Höhen schießen im Beginn der Regenzeit die jungen Triebe der Gräser empor und erinnern dann ungemein an die aufsprossenden Saaten unserer Felder. Wenn die voll entwickelten Halme in Blüte stehen, liegt ein wundervoller vielfarbiger Duft auf dem Gräsermeere, der allmählich verbleicht und in der Trockenzeit durch eine ausgeprägt herbstliche Farbenstimmung ersetzt wird. In dieser Periode ist die Steppe des Berglandes am anmuthendsten, kommen die Formen und Farben der Vegetation auf den Höhen und in den Tiefen durch den Gegensatz zur schönsten Geltung.

Der Verfasser verfolgt darauf das Aussehen der Landschaft noch mehr im einzelnen von der trockenen Zeit in die Regenzeit hinein, wo dann all die spärlich vorher rinnenden Bäche der tiefen Thalrisse zu seiten des großen Strombettes nicht mehr klares Gebirgswasser führen, sondern ihre hoch anschwellenden, röthlich gelben Fluten tosend dem Kongo zuführen. Vom Kongo selbst heißt es:

Entsprechend dem Gange der Sonne und dem von diesem abhängigen Verlaufe der tropischen Regen, die bald über seinem ganzen Stromgebiete niedergehen, bald nördlich davon abweichen, steigt und fällt der Kongo zweimal im Jahre. Er beginnt anzuschwellen im September bis zum Januar, tritt zurück im Februar und März, hat sein zweites Hochwasser im April und Mai und erreicht seinen niedrigsten Stand im Juni, Juli und August. Der durchschnittliche Unterschied des Wasserstandes beträgt 6 Meter.

Ein ungeheuerer Wasserschwall drängt sich durch den hier durchschnittlich 700 Meter breiten Stromschlauch. Wo noch nicht von der Stromkraft genügend niedergewetzte Felsriegel hemmen, befinden sich die der Stromfahrt so gefährlichen Stromschnellen, von denen jedoch nur diejenige bei Isángila das Wasser in einem mäßig hohen Sturz (von 5 Metern) niederwärts gleiten läßt, und selbst dieser einzige Wasserfall des untern Kongo verschwindet zur Zeit des Hochwassers, welches die bezügliche Riffstufe dann gänzlich verdeckt.

Aus den recht lehrreichen Studien über die Bildung und Eigenart des in Afrika überhaupt eine so große Rolle spielenden Laterits (der vom Verfasser gründlicher erforscht wurde als von irgendeinem seiner Vorgänger) sei hier nur eine interessante Bemerkung betreffs der gesundheitlichen Einwirkung dieser merkwürdigen Bodenart hervorgehoben:

Die außerordentliche Porosität der Laterite, ihre Fähigkeit, das Regenwasser, wie es niederfällt, sogleich bis in die tiefsten Schichten eindringen zu lassen, ist nicht ohne Bedeutung für das Aufttreten von Krankheiten. Das im Niedersinken alle Hohlräume des Bodens erfüllende Wasser verdrängt die bedeutende Menge der im trockenen Gestein vorhandenen Luft. Nothwendigerweise ist diese Luft mit Fäulnißproducten geschwängert, welche den dem Boden vom einsinkenden Wasser immer neu zugeführten und in den Poren abgesetzten, fein vertheilten organischen Substanzen entstammen. Beim Beginn jedes starken Regens riecht man nur zu deutlich jene verdrängte Luft. Die Eingeborenen der Loangoküste kennen diese Erscheinung sehr wohl und nennen sie tschinunku tschi ntandu: Gestank der Savane. Welche bedeutende Menge einer mit Fäulnißproducten geschwängerten Luft muß in mehr oder minder kurzen Pausen dem Boden entweichen bei Gewitterregen, welche in einer halben Stunde 10—30 Liter Wasser auf das Quadratmeter Boden werfen, und zwar auf einen Boden, der diese Wassermenge sogleich bis in die tiefsten Schichten verschluckt. Die ausgetriebenen fauligen Gase, verbunden mit einem Gemisch undefinirbarer Gerüche, der Dunst und Regendampf und die oft erdrückende Schwüle werden überaus lästig. Sind Lagunen, Sümpfe, Schlammbetten in der Nähe, die vom Schlagregen aufgewühlt werden, von denen der Wind ebenfalls die Miasmen heranführt, so wird der Zustand oftmals unerträglich und beängstigend. Unsere Beobachtungen in Tschintschoscho haben außer Zweifel gestellt, daß unter solchen Umständen in den von der verdorbenen Luft bestrichenen Gegenden und Oertlichkeiten die Erkrankungen, namentlich am Fieber, bedeutend zunahmen.

Nicht nach eigenen Beobachtungen, aber nach solchen von zuverlässigen Gewährsmännern schildert uns schließlich der Verfasser das innere Kongogebiet, soweit das nach den wenigen Durchmessungen (leider viel häufiger längs der Flußlinien als quer über Land), die in einzelnen Theilen dieses weitgedehnten Landes bisher ausgeführt wurden, möglich ist. Er verweilt eingehend namentlich bei einer nüchternen Werthschätzung dieses Landraumes für Bodenbewirthschaftung und für Handel. Letzerm stellt er kein günstiges Prognostikon. Mit oder ohne Eisenbahn, meint er, könne es der Kongostaat einmal zu einer Jahresausfuhr von 400 Tonnen Elfenbein, 1000 Tonnen Kautschuk, 300 Tonnen Kopal bringen; eine dann vorhandene Eisenbahn hätte somit Fracht, jede Woche einmal einen Zug nach der Küste abgehen zu lassen. Kopal, noch sicherer Kautschuk würde sich zwar mit der Zeit in größern Mengen beschaffen lassen, das besonders kostbare Elfenbein hingegen würde selbstverständlich an Menge abnehmen. Noch weniger glänzend erscheinen vorläufig die Aussichten für den Pflanzer. Was an Körnerfrüchten oder sonstigen Nutzgewächsen zur Zeit von den Eingeborenen dort gebaut wird, ist wenig und lohnt zum Theil wegen leichten Verderbens während der Verfrachtung die Ausfuhr nicht. In wie weit aber Boden und Klima sich eignen für die Pflanzung so gewinnbringender Gewächse wie der Baumwolle oder des Kaffeebaumes, muß doch erst fernere Zukunft lehren.

Die Beschaffung zuverlässiger Arbeitskräfte wird die meisten Schwierigkeiten verursachen und eine rege persönliche Anstrengung wie großes Geschick in der Behandlung der Leute erfordern. Es wäre jedoch ungerecht zu behaupten, die Eingeborenen wollten nicht arbeiten oder seien gar untauglich dazu. Sie müssen nur erst daran gewöhnt, dazu erzogen werden, Pflichten anzuerkennen und zu erfüllen, die auch uns erst mit der Cultur überkommen und aufgenöthigt worden sind. Eine stetige Arbeit, besonders für Fremdlinge, erscheint allen sogenannten Wilden wie eine Plage schlimmster Art, die schier unerträglich ist. Man kann sie allmählich zur geregelten Thätigkeit erziehen, indem man sie Bedürfnisse kennen lehrt, deren Befriedigung sie mit dem Mittel zum Zwecke auszusöhnen vermag, sicherer und ausgiebiger aber mit Anpassung an schon bestehende Verhältnisse (die man im übrigen unberührt läßt), durch ein System der Bevormundung, welches sich begnügt, von bestimmten Leuten gegen Entgelt eine entsprechende Arbeitsleistung zu beanspruchen, sei es unmittelbar unter der Ueberwachung durch europäische Beamte, sei es mittelbar (und dann am wirksamsten) unter der Verantwortlichkeit einheimischer Fürsten und Machthaber.

Wir schließen uns ganz und gar der offenbar einzig richtigen Ansicht über die Civilisirung des afrikanischen Negers in seinem Mutterlande an, wie sie unser Verfasser in den einfachen Sätzen ausdrückt: wir Europäer wollen Afrika colonisatorisch ausnutzen; dazu bedürfen wir der einheimischen Neger; folglich müssen wir sie zur Arbeit erziehen, und eben dies führt am allersichersten zu ihrer Civilisirung. Mit andern Worten: wir bekennen ehrlich unsern Egoismus, aber unser egoistisches Vorgehen gereicht den Eingeborenen zum Segen. Erhabener klingt freilich der Ausspruch der Missionare: wir gehen unter die Heiden kraft Christi Mahnwort und führen sie zum wahren Glück, zum Seelenheil um ihrer selbst willen, nicht schnöden Gewinnes halber. Indessen sonderlich erfolgreich ist dieses an sich edle Streben bisher nirgends gewesen. Und was wäre die Welt, wenn sie von lauter Tugendhelden mit der Bedürfnißlosigkeit und der Thatenlosigkeit des Tonnen-Diogenes bewohnt würde?

Alfred Kirchhoff.

Eine Geschichte des Alterthums.

Allgemeine Geschichte des Alterthums. Von H. Welzhofer. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 6 M.

Von Eduard Meyer erschien im Jahre 1886 eine von der Kritik höchst günstig aufgenommene „Geschichte des Alterthums", deren erster Band ungefähr denselben Inhalt umfaßt, wie der uns vorliegende des neuen Geschichtswerks — blos fehlen hier die Perser. Der Verfasser des neuen Buchs will uns, da es ihm nicht beliebt hat, dasselbe mit einem „Vorwort" zu versehen, Grund und Zweck seiner Publication zu errathen geben — man muß dies wenigstens annehmen; aber er irrt sich, wenn er bei seinen Lesern dieses Maß von Divination voraussetzt. Referent wenigstens befindet sich in Verlegenheit, wenn er seinen Spruch thun sollte. Bei Meyer zwar finden wir zwischen den Paragraphen die literarischen Nachweise und kritische Glossen, bei Welzhofer nicht. Soll hierin der Unterschied zwischen beiden Werken und die Berechtigung zu einer neuen Darstellung liegen? Doch kaum! denn der Leser, der sich um jenen Apparat nicht kümmert, läßt ihn einfach ungelesen, was ihm, durch die Anwendung der kleinen Drucklettern, sehr leicht gemacht wird. Oder sind etwa seit 1884 durch Ausgrabungen, durch Inschriften und ähnliche so viele neue Thatsachen ans Licht gekommen, daß die „Geschichte des Alterthums" dadurch ein ganz anderes Aussehen erhielte? Das wird niemand behaupten wollen. Also müssen die Standpunkte der beiden Geschichtschreiber sehr verschiedene sein; dann allerdings wird das neue Unternehmen sehr begreiflich; denn man weiß ja, daß die Figuren der Weltgeschichte dem Auge eines Heinrich Leo sich ganz anders präsentiren, als einem Schlosser oder Gervinus. Merkwürdigerweise aber kann der Leser auch darin nichts entdecken, oder die Verschiedenheit müßte sehr latent sein: denn beide Verfasser wandeln auf den Bahnen des Fortschritts, vertreten die Grundsätze der kritischen Schule. Das zeigt sich am klarsten in der Auffassung der israelitischen Geschichte, wo von dem „auserwählten" Volke gar nichts, von seinen „Helden" gar wenig mehr übrig bleibt. Wenn nun vollends auch

die Darstellung bei beiden ein ähnliches Gepräge aufweist, und zwar ein recht gediegenes, so wird uns die Antwort auf die oben aufgeworfene Frage schwer, ja, eigentlich unmöglich gemacht und wir müssen es dem Gewissen des Verfassers und Verlegers überlassen, sie zu beantworten.

Hiermit soll übrigens kein Vorwurf, sondern nur ein Bedauern über das Unterlassen einer dem Leser schuldigen Belehrung ausgesprochen sein; denn es fällt uns nicht ein, die Selbständigkeit der Welzhofer'schen Arbeit bezweifeln zu wollen; sie entstammt einer ausgeprägten Subjectivität, das heißt, ist nicht objectiv kühl und — langweilig, sondern frisch und in Einem Guß geschrieben. Einzelne Kapitel gehören dem Verfasser eigenthümlich, wofür wieder andere fehlen, die Meyer hat — so wäre ein Abschnitt über ägyptische Schrift (Hieroglyphen) und ein solcher über Keilschrift nicht unerwünscht —; auch die Behandlungsweise weicht in manchen Punkten von der Meyer'schen ab.

Der Verfasser ist, trotz dem scharfen Hauche jener Kritik, im Grunde Optimist; er glaubt an die ursprüngliche „Güte, Sanftmuth und Friedensliebe" der menschlichen Natur, glaubt, daß dem Menschen diese Natur nicht allmählich, d. h. durch Entwickelung aus niederm zu höherm Organismus angeeignet worden, sondern schon „bei seinem Eintritt in die Welt" (d. h. bei seiner „Schöpfung") eigen gewesen sei; er glaubt ferner, daß der Krieg kein unabänderliches Naturgesetz sei, das ewig herrschen müsse. Das Mittel, ihn dereinst zu bannen, liege in der Cultur, der Religion und — in der Einigung der Völker zu größern Ganzen. Er gibt zu, daß es mit den beiden erstgenannten Mächten bislang noch nicht glänzend bestellt sei, was der Erfolg in der Verbannung der Kriege betrifft — um so mehr hofft er von der dritten. Freilich leiden die beiden Sätze: wenn einmal die Völker eins geworden sind, so gibt es keinen Krieg mehr — also der Bedingungssatz und der Folgesatz — an einer bedenklichen Aehnlichkeit, ja sie können sogar identisch scheinen, wie jener berühmte Vers: „und wenn Europia Ruhe hat, so hat Europia Ruh"; denn eben diese Bedingung, respective ihre scheinbare Unerfüllbarkeit ist ja des Pudels Kern. Gerade unsere national- und stammeswüthige Gegenwart stellt der Sache wahrlich kein günstiges Prognostikon. Und doch kann der Verfasser recht haben, da die Geschichte in ihrer großartigen Rechnungsmethode, nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden, wenn nicht nach Aeonen, rechnet. Wenn denn aber die Menschennatur ursprünglich wirklich so mild und „sanftmüthig" ist, wie kommt es dann, daß „der Charakter der neuern durch einen Zug der Gefühllosigkeit und Grausamkeit gegen die Thiere verunstaltet ist"? Macht denn die Cultur, welche außerdem eine geläuterte Religion zur Begleiterin und Führerin hat, solche bleibende Rückschritte? Oder ist nicht vielmehr jene „Sanftmuth" ein pium desiderium?

In dem Kapitel über Aegypten (= Hukeptah „Tempel des Ptah"?), das trotz des spröden Stoffs, der in diesen end-, trost- und farblosen Dynastien sich versteinert hat, durch die geschickte Feder des Verfassers mit gar mancher grünen Oase versehen worden ist, hat dieser, in einigen kurzen Abschweifungen, z. B. über die Todesstrafe, sein Ich nicht ganz zurückdrängen wollen. Sei's drum — aber wenn er es als eine objective Thatsache anzusehen scheint, daß „bei den Orientalen die poetische Anlage im ganzen stärker sei als bei den Abendländern" und, an anderer Stelle, die Semiten den Ariern „im Schwung der Phantasie" nachstehen läßt — so reimt sich das offenbar nicht zusammen. Die eigene Phantasie des Verfassers entwickelt übrigens hier und da auch einen gewissen „Schwung", z. B. wenn er anläßlich der babylonischen Kosmologie, worin es bekanntlich von Ungethümen, unförmlichen Geschöpfen, Flügelmenschen und Thiermenschen strotzt, sich zu der kühnen Frage hinreißen läßt:

> Sollte sich vielleicht im Gedächtniß der Menschen eine verworrene Erinnerung an jene geologische Periode erhalten haben, in welcher die tief aufgeregte Natur noch die Kraft hatte, neue Thierarten zu erzeugen und die Formen derselben umzubilden?

Sonst sind auch die Abschnitte über Babylon und Assyrien sehr lesenswerth und mit allem Material der neuern Forschung — es ist bei aller Massenhaftigkeit unergiebig genug! — ausgerüstet. Die fabelhafte Geschichte der Semiramis, wie sie von Griechen und Römern erzählt wird, hätte füglich wegbleiben dürfen, ebenso die erstaunliche Stelle, wo Herakles-Melkart also interpretirt wird: „Ebenso holte der gewaltige Gott den bezwungenen Kerberos aus der Unterwelt herauf, das heißt, er treibt den Sirius aus dem Dunkel der Nacht an das Tageslicht und bändigt seine unheilbringende Kraft!" Sirius als Kerberos! Diese „Gleichung" sammt Umgebung übertrifft denn doch um vieles das Maß des in der mythologischen Auslegung Erlaubten.

Das bei weitem interessanteste Kapitel, und zwar für Leser jeder Gattung und Richtung, ist das über die „Israeliten". Es werden nicht alle eine Freude haben an dem Reinigungsfeuer, das da flammt und ein ganzes Schock liebgewonnener Vorurtheile — aber eben doch Vorurtheile! — zu Asche brennt! Es war nicht zu umgehen, ist auch schon von andern geschehen; es war und ist Pflicht gegenüber der Wissenschaft, gegenüber der Wahrheit. Der Nimbus des „Auserwähltsein" ist für die Israeliten dahin, dahin die Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichten, dahin der Ruhm von der Anbetung des einen Gottes (denn Jahwe ist ein Gewittergott und besteht neben den Göttern anderer Völker; erst die „Propheten" haben in den Tagen höchster Noth den Einen Gott gepredigt), dahin auch die Glorie so manches Helden und „Heldenkönigs". Vorab mit David geht die moderne Forschung unerbittlich ins Gericht. Aus dem gottergebenen Psalmisten, wie er aus der Jugendzeit her in unserer Erinnerung haftet — er war aber weder jemals ein Psalmist noch gottergeben —, wird ein Meister der treulosen Politik, ein Landesverräther, ein Banditenhauptmann und Straßenräuber, ein blutdürstiger Unmensch, auf dessen

Folie Saul groß, glänzend und wahrhaft königlich dasteht. Auch der Davidssohn Salomon, der „Verderber des Reichs", spielt eine traurige Rolle in der Geschichte; an ihm hat indeß schon die bibelfeste „Forschung", wenn es je eine solche gegeben hat, allerlei „Menschliches, allzu Menschliches" gefunden.

J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es liegen uns eine ganze Reihe von philosophischen Einzelabhandlungen vor, deren eingehendere Besprechung mehr in philosophische Flugblätter gehören würde. Immerhin hat uns die Prüfung derselben ergeben, daß wir es hier durchweg mit gediegenen, theilweise ausgezeichneten Arbeiten zu thun haben. Voran stellen wir die Studie des Universitätsprofessors Dr. S. Stricker in Wien: „Ueber die wahren Ursachen" (Wien, Hölder). Dann folgt ein sehr beachtenswerther Versuch von Johannes Werner über „Hegel's Offenbarungsbegriff" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Ein Arzt, Dr. Emil Jaesche, nimmt einen wohlgelungenen Anlauf, das „Werden, Sein und Erscheinungsweise des Bewußtseins" (Heidelberg, Weiß) in rein deutscher Sprache dem populären Verständniß nahe zu bringen. Im Dienste der christlichen Erziehungslehre hat Jos. Wolff „Die Lehre Herbart's von der menschlichen Seele" in tiefeindringender Weise dargestellt (Düsseldorf, L. Schwann), während Eugen von Schmidt über „Begriff und Sitz der Seele" in allseitig orientirender Weise seine gründlichen Studien niederlegt (Heidelberg, Weiß). Endlich läßt sich der unermüdliche Vorkämpfer Kant's, Dr. H. Romundt, wieder einmal vernehmen in „Die drei Fragen Kant's" (Berlin, Nicolai), worin er seinen großen Meister in einer Weise interpretirt, als ob kein Widerspruch dagegen denkbar wäre.

— In zweiter Auflage erschien das Werk von Professor Dr. Ludwig Büchner: „Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart" (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur). Obwol die Richtung des Verfassers nicht theilend, gestehen wir doch ganz offen, daß uns seine Darstellungsweise nach Form wie Inhalt sehr angesprochen hat. Jedenfalls haben wir es hier mit wahrhaft wissenschaftlichen Leistungen in geschmackvoller Sprache zu thun. Das Buch hat seinen Weg bereits gemacht, da es in zweiter Auflage erschienen ist; wir begnügen uns daher, die darin behandelten Themen hier zu verzeichnen und alle Freunde derselben im voraus einer genußreichen Lektüre zu versichern: „Anfänge der Menschheit"; „Die Erfindung des Feuers und das Alter des Menschengeschlechts"; „Der Tertiärmensch"; „Das Gehirn der Frau"; „Mensch und Thier"; „Die geistige Entwickelung im Thierreich"; „Schlaf und Träume"; „Magnetismus und Hypnotismus"; „Eine neue Schöpfungstheorie"; „Ein Sonnenstrahl"; „Ueber Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntniß".

— Aus der uns regelmäßig zugehenden periodischen Broschürenliteratur haben wir wieder zu verzeichnen: Heft 7 und 8 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (Neue Folge, Zweite Serie), welche die Abhandlungen enthalten: „Die höfische und romantische Poesie der Perser", von Hermann Ethé; „Die arabische Cultur im mittelalterlichen Spanien", von Gustav Diercks. Die in gleichem Verlag (Hamburg, J. F. Richter) erscheinenden „Deutschen Zeit- und Streitfragen" bieten in 5/6 der Neuen Folge (2. Jahrgang) das Thema: „Volkserziehung und Staatspädagogik", von H. Keferstein. Ferner enthält das erste Heft des dreizehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" die umfängliche Abhandlung „Buddhismus und Christenthum", von G. Voigt (Heilbronn, Gebr. Henninger). Endlich bringt das sechste und siebente Heft des siebenten Jahrgangs (1887) der „Deutschen Worte" von Engelbert Pernerstorfer wiederum eine Anzahl trefflicher Artikel volkswirthschaftlichen Inhalts, von Braun, Wirth, Barth u. a.

Bibliographie.

Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram. Bamberg, Hübscher. Gr. 8. 40 Pf.

Böttcher, E., Orographie und Hydrographie des Kongobeckens. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 3 M.

Goethe's Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausg.: Freih. v. Biedermann. Mit Bildnis und Handschriftnachbildung. Leipzig, v. Biedermann. 8. 8 M.

Deussen, P., Die Sûtra's des Vedânta oder die Çârîraka-Mîmâṅsâ des Bâdarâyana nebst dem vollständigen Commentare des Çaṅkara. Aus dem Sanskrit übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 M.

Günther, G., Zeugnisse und Proteste. Gesammelte Aufsätze über tragische Kunst. 1ste Reihe. Plauen, Neupert. Gr. 8. 2 M.

Hahn, G., Die Zillerthaler im Riesengebirge. Was ist aus den hier eingewanderten Zillerthalern und ihren Nachkommen geworden? Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum der Einwanderung der evangelischen Tyroler aus dem Zillerthale. Mit 1 Lithographie und 9 Abbildungen im Text. Schmiedeberg, Sommer. Gr. 8. 2 M.

Hauptmann, F., Bilder aus der Geschichte von Bonn und seiner Umgebung. Geschichte von Adelheidis-Pützchen. Bonn, Hauptmann. 8. 40 Pf.

Jaesche, E., Werden, Sein und Erscheinungsweise des Bewusstseins. Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Jensen, W., Das Asylrecht. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 8 M.

Karge, P., Die russisch-österreichische Allianz von 1746 und ihre Vorgeschichte. Nach russischen und österreichischen Quellen. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Keller, C., Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Mit 43 Holzschn. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 7 M.

Kellner, H. C., Sâvitrî. Praktisches Elementarbuch zur Einführung in die Sanskritsprache. Ein Buch zum Selbstunterrichte für Philologen und gebildete Laien. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M.

Kiauss, G. F., Das Christentum oder pädagogisch-, politisch- und religiös-philosophische Betrachtungen, geeignet zu grundlegendem Selbstunterrichte auf den Gebieten der Pädagogik, Politik und Religion. In 2 Tln. Löbau Westpr., Skrzeczek. 1888. Gr. 8. 4 M.

König, E. A., Mephisto. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Koschitzky, M. v., Deutsche Colonialgeschichte. Mit in den Text gedruckten Karten. 2 Thle. Leipzig, Frohberg. 1888. Gr. 8. 12 M.

Krieger, A., Die Götterdämmerung des Münchener Hoftheaters. Eine kritische Studie über die Lage und Aussichten der Münchener Hofbühne. München, Selbstverlag des Verfassers, Heßstr. 15, I. Gr. 8. 50 Pf.

Land und Leute in der französischen Provinz. Schilderungen nach eigener Anschauung von *** Dessau, Art'l. 8. 1 M. 20 Pf.

Lehmann, O, Das Problem der Willensfreiheit. Duderstadt. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Merhèln, Herr Professor Theodor Levin und das Städelsche Institut. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Der Naturwissenschaftler. Allgemein verständliche Wochenschrift für sämtliche Gebiete der Naturwissenschaften. Red.: C. Riemann. 1. Jahrgang. Oktober 1887—September 1888. 52 Nrn. Berlin, Riemann u. Möller. Gr. 4. Vierteljährlich 2 M.

Quenzer, P., Gedichte. Heidelberg, C. Winter. 12. 3 M.

Ring, V., Deutsche Kolonialgesellschaften. Betrachtungen und Vorschläge, nebst einem Anhang, enthaltend die Statuten der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika, der Neu-Guinea-Compagnie und der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 M.

Schmidt, E. v., Begriff und Sitz der Seele. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 2 M.

Steiner, E., Hogolie. Ein Sudetenschatz. Rübezahl-Lieder. Mit 1 Abbildung. Berlin, Zenker. 1888. 8. 3 M.

Treutler, M., Sang von der Bergstraße. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Waldau, O. C., Weiße Rosen. Gedichte. Hermannstadt, Schmiedicke. 8. 2 M.

Wendlandt, F., Hertha Stelzner. Eine Novelle. Anklam, Wolter. 8. 1 M.

Wichmann, P. V., Die eiserne Maske. Historischer Roman aus den Archiven der Herzöge von Condé und Rohan. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Zschweigert, F., Schee guten Tog Ein Gruß aus dem Elsaß an sein Vogtland. Plauen, Neupert. 8. 1 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1887. Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 44. —— 3. November 1887.

Beiträge zur Menschen- und Völkerkunde.

Zahlreich sind die Werke über den Menschen. Und man möge noch so viel über ihn sagen, der Gegenstand wird niemals erschöpft. Immer neue Seiten oder alte in neuer Beleuchtung oder Allbekanntes neu entdeckt: kurzum, der Mensch ist für sich selbst das interessanteste, das unerschöpflichste Thema.

Weil das Physische leichter mit Händen zu fassen ist als das Moralische; weil jenes der exacten Wissenschaft ohne weiteres zugänglich, dieses aber schwer zugänglich ist — darum wendet die größte Mehrzahl der Modernen und Exacten dem Physischen sich zu, erkennt dem Moralischen das Recht ab und hält nur das Materielle, Sinnliche, Augenfällige für das Wirkliche und Eigentliche. Daher kommt es auch, daß Gelehrte, welche mit den höhern Fragen der moralischen und socialen Anthropologie sich beschäftigen, von den sogenannten Exacten nicht blos scheel angesehen, sondern auch bemitleidet und, weil nicht für voll angesehen, mit Vorliebe ausgeschlossen werden.

So sehen wir denn die physische Anthropologie in beträchtlich steigendem Maße bearbeitet und gepflegt und die moralische im Hintertreffen, von den Materialisten verlacht und verspottet; wir bemerken, wie eine wahre Sturmflut von Arbeiten, die Lehre vom Leibe des Menschen betreffend, über die gebildeten Klassen des Volks sich ergießt.

Die geistigen Verdauungsorgane der Gebildeten vermögen es gar nicht, mit den meisten dieser literarischen Producte fertig zu werden, obgleich dieselben in der Regel nach moderner Schablone gearbeitet sind und dadurch sich charakterisiren, daß sie gar keinen Charakter haben. Die Zeit fordert nur Mittelmäßigkeit, gedämpfte Farbe, Süßlichkeit; was dieser Forderung entspricht, macht Glück, weil es verstanden wird. Das Große, Wahre, Charaktervolle, mit mächtigem Flügelschlag des Geistes zur Gottheit Emporstrebende macht kein Glück, weil es vom Troß der gebildeten Gesellschaft nicht verstanden wird.

Der sinnliche, handgreifliche Charakter der Epoche kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß die Massen der Gebildeten und des Volks kein belehrendes Buch zur Hand nehmen wollen, wenn dasselbe nicht auf jedem Druckbogen mindestens dreißig Bilder enthält; denn die Hast des Gelderwerbes ebenso wie diejenige des Vergnügens gewährt nur knapp Zeit zum Ansehen von Bildern, keine Zeit zum Lesen. Und thatsächlich im „Lande der Dichter und Denker" wird am allerwenigsten gelesen!

Wer also für das Volk schreiben und auf dasselbe Einfluß ausüben will, muß gegenwärtig dies in Büchern thun, welche möglichst viele und auffallend schöne Bilder enthalten.

Dies wußten die drei Gelehrten sehr wohl, von deren prachtvoll ausgestatteten Werken im Nachfolgenden gehandelt werden wird.

1. Völkerkunde. Von Friedrich Ratzel. Erster Band: Die Naturvölker Afrikas. Zweiter Band: Die Naturvölker Oceaniens, Amerikas und Asiens. Mit vielen Abbildungen, Tafeln und Karten. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886. Lex.-8. Jeder Band 14 M.

Der Verfasser dieses Prachtwerks, der sich auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde schon seit längerer Zeit einen weitreichenden Ruf verschafft hat, hebt die große Bedeutung der Völkerkunde für die Wissenschaft vom Menschen hervor und bemüht sich dabei, seinen Gegenstand vielseitig zu erfassen und in gutem Sinne gemeinverständlich zu bearbeiten. Friedrich Ratzel sagt:

> Die Völkerkunde soll uns nicht blos das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit dieses Werden in der innern Mannichfaltigkeit der letztern seine Spuren gelassen

hat. Nur so werden wir die Einheit des Begriffs Menschheit festhalten. ... Nicht Klüfte, sondern Gradunterschiede trennen die Theile der Menschheit, die Rassen, Völker u. s. w., voneinander. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede zwischen diesen Bestandtheilen der Menschheit, sondern der Nachweis der Uebergänge und des innigen Zusammenhangs; denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannichfacher Bildung.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und die Menschheit als Ganzes ließe gar mancherlei sich sagen, ist auch schon allzu viel pro und contra gesprochen worden; aber die Angelegenheit ist weder für sich, noch in Bezug auf Wissenschaft und Leben von Bedeutung; denn es ist ganz gleichgültig, ob man das Menschengeschlecht als Einheit auffaßt oder als Vielheit sich denkt, ob die Menschheit Ein Ganzes ausmacht oder mehrere Ganze. Es gehört zur augenblicklichen Mode, alles einheitlich aufzufassen; wenn man aber genauer hinsieht, so verbirgt sich hinter der Schablone nur die Phrase, die Selbsttäuschung.

Das Werden der Menschheit zu ermitteln, ist eine sehr große und schöne Aufgabe; aber die auf diesen Gegenstand gerichtete Forschung gelangte bisher über eine bestimmte enge Grenze nicht hinaus. Wir wissen gar nichts von den Anfängen des Menschengeschlechts und von dessen Entwickelung und Ausgestaltung noch sehr wenig; die Zeit der wissenschaftlichen Beobachtung ist noch zu kurz, das Vorurtheil nicht genugsam ausgerottet und von der Geschichte sind noch zu kleine Gebiete bekannt. Damit soll nur gesagt sein, daß die Schwierigkeiten, welche der Völkerkunde sich entgegenthürmen, sehr bedeutend sind, und daß deren Entfernung den höchsten Aufwand von Kraft voraussetzt.

Nach der Auffassung von Ratzel bedeutet das Wort Naturvölker eigentlich mehr schwankende Begriffe, als feste Vorstellungen; denn dieser Gelehrte behauptet:

Naturvölker sagt dagegen nichts anderes als Völker, die mehr unter dem Zwange der Natur oder in Abhängigkeit von derselben stehen, als die Culturvölker. Es ist mehr ein Unterschied der Lebensweise, der geistigen Anlage, der geschichtlichen Stellung als des Körperbaues, der in diesem Namen sich ausspricht. — Die Cultur ist Naturfreiheit, nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in demjenigen der vielfältigen, breitern und weitern Verbindung. — Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Culturbegriff ist. Naturvölker sind culturarme Völker, und es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung, entweder noch nicht zur Cultur fortgeschritten oder in der Cultur zurückgegangen sein. — In der That ist die Kluft des Culturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig von der Größe des Unterschiedes in ihrer Begabung. Man erwäge, daß in dem, welches die Höhe der Culturstufe ausmacht, in dem gesammten Culturbesitz eines Volks überhaupt eine Fülle von Zufälligkeiten wirksam ist, welche uns höchst behutsam machen sollte in allen Versuchen, hieraus einen Schluß auf die körperliche, geistige und gemüthliche Ausstattung des Volks zu ziehen. Hoch begabte Völker können culturlich arm ausgestattet sein und dadurch den Eindruck einer allgemein niedern Stellung innerhalb der Menschheit machen. — Diejenigen Gaben der Natur sind für den Menschen am werthvollsten, welche die ihm innewohnenden Quellen von Kraft zu dauernder Wirksamkeit erschließen. — Die geschichtlichen Erfahrungen, über welche bis heute die Menschheit verfügt, stempeln nun ganz entschieden die gemäßigte Zone zu der ältesten, eigentlichsten Culturzone. — Die Ethnographie kennt keine religionslosen Völker, sondern nur verschieden hohe Entwickelung religiöser Ideen. — Die Stabilität, welche jeder politischen Gestaltung von Entwickelungsfähigkeit zukommen muß, ist erst gegeben mit der Familie und auf der damit Hand in Hand gehenden Sicherung der wirthschaftlichen Verhältnisse ruht alle höhere Cultur. Die Grundlage der Familie ist das stillschweigende oder naturgemäß formulirte Uebereinkommen, zwischen Mann und Weib einen gemeinsamen Hausstand zu begründen und in demselben ihre Kinder aufzuziehen. Innerhalb dieser weiten Grenzen ist die Ehe bei allen Völkern zu finden. — Gehen wir zurück auf den Ursprung des Besitzes, daß die Grundlage von allem Besitz, nämlich das Grundeigenthum, ursprünglich offenbar auf das Recht des Stärkern oder des Ersten hin erworben wurde.

Weiter bemerkt der Verfasser:

Der wichtigste Schritt aus der Roheit zur Cultur ist die Loslösung der Einzelmenschen aus der gänzlichen oder zeitweiligen Vereinzelung oder Vereinsamung, welche mit den niedern Stufen des Naturmenschenthums unzertrennlich verbunden ist. — Cultur fördernd müssen aber des weitern überall gemeinsame Bedürfnisse wirken, welche die Menschen aus der unfruchtbaren Isolirung heraus reißen, die ihr natürlicher Zustand zu sein scheint. Sie befestigen vor allem auch das Staatswesen, das die Leistungen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse organisirt. Gemeinsame Beherrschung und gemeinsame Interessen schaffen Staaten. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit bricht sich als Staaten bildende Kraft erst später Bahn, wenn die geistigen Interessen der Völker mit ins Gewicht fallen. In fast allen Ländern der Erde, welche größere politische Einheiten darstellen, finden wir ja von jeher verschiedene Nationalitäten nebeneinander. Nur in kleinen Staaten findet man einen einzigen Volksstamm.

Dies sind Ratzel's wichtigste Gedanken, welche derselbe in der Einleitung ausspricht, woselbst die Stellung der sogenannten Naturvölker innerhalb der Menschheit, das Wesen, die Entwickelung und Ausbreitung der Cultur, die Sprache, die Religion, Erfinden und Entdecken, Ackerbau und Viehzucht, Kleidung und Schmuck, die Wohnstätten, Familie, Gesellschaft und Staat des genauern besprochen werden. Im übrigen enthält der erste Band eine ausführliche Schilderung der Bewohner Afrikas, soweit dieselben Naturvölker sind, und der zweite Band beschäftigt sich ausschließlich mit den Naturvölkern Asiens, Amerikas und Australiens. Der dritte Band wird wahrscheinlich die Culturvölker behandeln.

Es will mir durchaus vorkommen, als ob unter den sogenannten Naturvölkern einige sich befänden, die auch unter den günstigsten äußern Verhältnissen unfähig wären, zu wirklicher Gesittung sich zu erheben. In gewissem Sinne ist aber die Frage des Natur- und Menschenthums nicht nur eine culturelle, sondern auch eine anthropologische, in den Eigenthümlichkeiten der Organisation wurzelnde. Diese letztern lassen bei dem einen und dem andern Volke durchaus nicht über ein bestimmtes Maß hin-

aus sich entwickeln. Nehmen wir an, alle Nationen der Welt lebten tausend Jahre lang unter den günstigsten äußern Verhältnissen, so wäre nach Ablauf dieser Zeit bei einigen derselben die Gesittung sehr klein, bei den andern sehr groß, und man fände überall diese Thatsache anthropologisch begründet. Schon das Klima machte jenseit des wärmern Theils des gemäßigten Erdgürtels ganz so, wie jetzt auch, ein mächtiges Hinderniß entsprechend harmonischer Entwickelung der Organisation, somit auch der Cultur aus; die höchste geistige Begabung muß unter allen Umständen mit der besten Entwickelung des Nervensystems und diese mit dem geeignetsten Klima zusammenfallen.

Ich habe nachgewiesen, daß die Religion in den Tiefen der Menschennatur wurzelt; es kann demnach gar keine religionslosen Völker geben. Nun aber ist die Religion je nach Organisation und Gesittung verschieden, mehr äußerlich oder mehr innerlich, beschränkter oder umfassender, alle Beziehungen des Daseins begreifend. Harmonische Gestaltung des innern Menschen knüpft die Bande aller höhern Interessen enger zusammen und läßt niemals Trennung von Religion, Wissenschaft und Dasein möglich werden. Die harmonische Entwickelung aber ermöglicht solche Trennung zum größten Schaden für die menschliche Wohlfahrt. Ob nun ein Volk in der einen oder der andern Art sich entwickelt, dies hängt von der Gunst der äußern Einflüsse ab, unter denen die Geschichte und Pflege des Volks verläuft. Ueppigkeit und Elend beeinträchtigen das religiöse Gedeihen, indem sie einem zerstörenden Materialismus Thüren und Thore öffnen, die Grundfesten der Organisation vernichten und dadurch der Moral den Boden entziehen.

Alles gesellschaftliche Zusammenleben entwickelt die persönlichen Besonderheiten und bringt stärkere Berührung, Reibung hervor. Diese letztere müßte ohne Gegengewicht einen ewigen Krieg zur Folge haben. Das Gegengewicht ist die Religion, welche, wie sie einerseits die Seele an Gott und die Unendlichkeit knüpft, andererseits die Einzelwesen miteinander brüderlich verbindet und ihr Zusammenleben regelt und meistert. Eine Gesellschaft ohne Religion wäre eine Gemeinschaft von selbstsüchtigen Ungeheuern.

Möge das wirthschaftliche System das denkbar beste sein: ohne das Walten einer umfassenden, beglückenden, Wissenschaft und Glauben, Moral und Leben einigenden Religion erwächst daraus kein Vortheil für die Wohlfahrt und gedeihliche Entwickelung des Menschen.

Um den Erdensohn in seiner Art als gesellschaftlich-staatliches Thier zu begreifen, ist es nothwendig, denselben zunächst aus dem Gesichtspunkte der Naturlehre zu erfassen. Dies macht freilich den Gegenstand eines großen, ernsten, umfassenden Studiums aus und erfordert viele Jahre. Dem Fleiß der das Interesse der gebildeten Welt verstehenden Gelehrten jedoch ist es gelungen, die ganze Anatomie, Physiologie und Anthropologie gemeinfaßlich und vereinigt darzustellen und dadurch jedem Gebildeten die nothwendige Vorbereitung zu dem Studium und der Erkenntniß der großen Fragen zu geben, welche den Menschen als Staat und Gesellschaft betreffen.

Eins der besten Werke dieser Art ist:

2. Der Mensch. Von Johannes Ranke. Erster Band: Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Zweiter Band: Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit vielen Abbildungen, Tafeln und Karten. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886. Lex.-8. Jeder Band 14 M.

Dem vortrefflichen Aeußern des Werks entspricht auch das Innere, der Text. Zur Abfassung eines solchen Buchs gehört nicht blos die genaueste Kenntniß der Anatomie, Physiologie und Anthropologie, sondern auch umfassende allgemeine Bildung. Wir können dies alles glücklicherweise bei dem Autor des genannten Buchs voraussetzen. Das letztere ist allerdings nur einem Theil der Lehre vom Menschen gewidmet; aber die Gegenstände, welche es behandelt, werden in wissenschaftlicher, vielseitiger, allgemein verständlicher Art erläutert: Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Anthropometrie und Urgeschichte des Menschen sowie die gegenwärtigen Rassen der Menschheit kommen zur Sprache und werden durch Wort und Bild meisterhaft dargestellt.

Zu bedauern ist, daß Johannes Ranke die Würde der Wissenschaft verletzt glaubt, wenn die Anthropologie auf Politik, Religion und Philosophie angewendet wird. Wäre ihm die Literatur dieses Feldes der angewandten Menschenlehre bekannt, besonders dasjenige geläufig, was in Frankreich und England geschrieben wurde, so brächte das ihm keineswegs Nachtheil und würde ihn bestimmen, die in Wahrheit sehr mühevolle Arbeit der Anwendung von Anthropologie auf Staats-, Social- und Geisteswissenschaft nicht „populär-naturwissenschaftlich“, sondern wahrhaft wissenschaftlich und philosophisch zu nennen und aufrichtig anzuerkennen! Es kann gar nicht besser die Würde der Wissenschaft zur Geltung gebracht werden, als durch organische Verknüpfung der Anthropologie des leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Lebens; denn die Normen des socialen Organismus sind die gleichen wie die des individuellen; alle Psychologie muß von der Physiologie den Ausgang nehmen, und zuletzt muß alle Wissenschaft in der Philosophie ihren Höhe- und Endpunkt erreichen: wir begnügen uns keineswegs mit der bloßen wissenschaftlichen Kenntniß, sondern wir erstreben philosophische Erkenntniß.

Im ersten Bande folgen der Einleitung drei Hauptstücke: Entwickelungsgeschichte, die niedern Organe, die höhern Organe. In dem ersten derselben wird über das Ei, dessen Befruchtung, Entwickelung und Misbildung gesprochen; im zweiten machen die Eingeweide und deren Arbeit, das Blut und die Ernährung, Knochen, Muskeln und Bewegung die Gegenstände der Unterhaltung aus; im dritten werden Nerven, Rückenmark und Gehirn, Sinnesorgane und Werkzeuge der Sprache erörtert.

Im zweiten Bande betrachtet der Autor die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts und die

Urrassen in Europa. Das erste dieser beiden Hauptstücke erläutert die äußere Gestalt des Menschen und der menschenähnlichen Affen, die Proportionen, Größe und Gewicht des menschlichen Körpers, Farbe von Haut und Augen, die Beziehungen des Haares, die Schädellehre, die Gruppirung der heutigen Menschenrassen, anthropologische Rassenbilder, worunter auch der sogenannte wilde und der cretinhafte Mensch seine Besprechung findet. Das zweite Hauptstück zerfällt in folgende Unterkapitel: Diluvium und Urmensch, die ältesten menschlichen Wohnstätten in Europa, menschliche Knochenreste aus dem Diluvium, die Hauptculturperioden des vorgeschichtlichen Europa und die Pfahlbauten der Schweiz, die jüngere Steinzeit in Nord- und Mitteleuropa, die Bronce- und erste Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa. Ausführliche Namen- und Sachregister beschließen jeden Band.

Wenn ich sagen soll, was an dem in Wahrheit vortrefflichen Ranke'schen Werke fehlt, so muß ich aussprechen: außer den (sehr nothwendigen) Citaten, alles dasjenige, was man psychische und sociale Anthropologie, begründet durch die physische, nennen könnte. Es wird dem Leser ein zwar sehr gutes, aber kein vollständiges Bild des Menschen dargeboten. Ein Werk, dessen Titel „Der Mensch" ist, muß ein vollkommenes Gemälde der Erdenbewohner liefern; Vollständigkeit hätte die Würde der Wissenschaft unter keiner Bedingung beeinträchtigt.

Die gewöhnliche Auffassung des Menschen, seines Ursprungs, seiner Entwickelung und Vervollkommnung, wie sie der große Haufe der sogenannten Gebildeten in Verständniß, Nichtverständniß, Misverständniß den Naturforschern unphilosophischen Schlages nachbetend bekennt, kann nicht jeden denkenden Kopf befriedigen, weil sie durch Einseitigkeit sich bemerklich macht und der Form zu Liebe das Wesen außer Acht läßt, die Materie überall hinsetzt und den Geist verleugnet.

Gegen diesen Materialismus und gegen solche Einseitigkeit hat sich eine zum Theil sehr begründete und berechtigte Reaction erhoben. Eine derjenigen Arbeiten, welche hier in Betrachtung kommen, ist:

3. Der Mensch, sein Ursprung, seine Rassen und sein Alter. Von Bonifacius Platz. Mit 200 Illustrationen. Würzburg, Woerl. 1886—87. Lex.-8. 7 M.

Trotzdem der Autor ausübender Mönch in einem Kloster der lateinischen christlichen Kirche ist, hat er sich große Unparteilichkeit gewahrt und einen sehr löblichen Eifer zur Ergründung der Wahrheit. Wegen immerhin bemerkbaren Einflusses seines eigentlichen Berufes auf die von ihm vertretene Weltanschauung ihm einen Vorwurf zu machen, wäre ebenso wenig berechtigt wie statthaft; im Gegentheil hat dieser Einfluß bei Bonifacius Platz gerade eine größere Vielseitigkeit hervorgebracht, und es hat die Nothwendigkeit, heterogen erscheinende Thatsachen in Uebereinstimmung zu setzen, den Verfasser dazu bestimmt, höhere Gesichtspunkte der Betrachtung zu gewinnen. Wenn das eine und das andere Ergebniß seines Studiums auch unsere Zustimmung nicht gewinnt, so sind wir noch nicht gezwungen, dasselbe anzunehmen. Solange aber ein Forscher und Denker ehrlich ist, solange bleibt es sich ganz gleich, ob man denselben in der äußern Welt zu den Professoren der Naturkunde rechnet oder zu den katholischen Geistlichen.

In drei Theilen behandelt Platz seinen Gegenstand: „Der Ursprung des Menschen"; „Die Arteinheit des Menschengeschlechts in körperlicher Beziehung"; „Das Alter des Menschen". Es werden in diesen Hauptstücken zur Sprache gebracht die Meinungen von dem Ursprunge des Menschen, der Urmensch nach Leib umd Seele, der lebende Mensch, der Mensch und der Affe leiblich und seelisch und die Entwickelung des Menschen; Arteinheit und Artmehrheit, die Ursachen der körperlichen Unterschiede, das Aussterben der Naturvölker, die Seele, die Laster, die Sitten, Gebräuche und Religion der Naturvölker, die Sprache der Menschen, der letztern Wiege und Wanderungen; Meinungen von dem Alter des Menschen, die Zeitrechnung der alten Völker, das Alter des Menschen und die Geologie, die Werkzeuge des Urmenschen, die mit demselben zusammen lebenden Thiere, die Wohnplätze und Höhlen, die Küstenbewohner, die Pfahlbauten, die Funde in Uferanschwemmungen und Flußablagerungen und das Alter der Menschheit.

Einige wenige Thatsachen hätten von Platz schärfer gefaßt werden sollen. Zunächst ist es ein Irrthum auf seiner Seite, dem Affen vier, dem Menschen nur zwei Hände zuzuschreiben; denn Affen sowol wie Menschen haben zwei Hände und zwei Füße, nur daß die Füße der Affen mit entgegen stellbaren Daumen versehen sind. Andererseits ist der geistige Unterschied zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren keineswegs ein qualitativer, sondern unter allen Umständen blos quantitativ; denn alle Kräfte der Seele entwickeln sich aus kleinen Anfängen, die bei den Thieren der untersten Stufen erscheinen, allmählich anwachsen und in den meist begünstigten menschlichen Rassen und Individuen ihre höchste Vollendung erreichen. Weiter ist der Mensch durchaus nicht im Alleinbesitz der Sprache, sondern diese entwickelt sich allmählich im Thierreich gleich jeder andern Fähigkeit. Wer die Natur aufmerksam beobachtet, kann zu keiner andern Ueberzeugung gelangen.

Platz bekämpft den thierischen Ursprung des Menschen und kommt zu der Erkenntniß, daß wir über die Quelle, woraus der Mensch entsprang, eigentlich nichts wissen können. Das letztere ist unstreitig am richtigsten; doch dürfte es wahrscheinlich sein, daß der Mensch nicht aus dem Affen sich entwickelte, sondern aus einem Urthier, dem auch der Affe sein Dasein verdankt.

Wahr ist es, wenn Platz behauptet, daß die Bibel uns gar nicht hindere, das Alter der Menschheit hoch zu setzen. Inwieweit er aber berechtigt ist, die Zeit von der sogenannten Sündflut bis Jesus von Nazareth auf sechstausend Jahre zu veranschlagen, darüber möge vielleicht zukünftige Forschung entscheiden.

Es ist begründet, daß Platz die sogenannte Mikrokephalie oder Kleinköpfigkeit nicht als Affenartigkeit, sondern als Ergebniß von Krankheit auffaßt, als Erscheinung von Degeneration.

Die Schlußfolgerungen des Autors, wonach zwischen dem lebenden Menschen und dem Affen kein Verbindungsglied zu finden, zwischen dem Menschen und den diesem ähnlichen Affen der Unterschied weit größer als zwischen den sämmtlichen Affen untereinander, und von Affencharakteren des Negers nicht die Rede — möchte ich theils verfrüht nennen, theils an deren wahrer Begründung zweifeln.

Abgesehen hiervon zeugt die Arbeit von Platz durchaus von ehrlichem Eifer und sehr umfangreichem Studium, ist gut geschrieben, klar und deutlich, und verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Der parteilose Leser wird dadurch mannichfaltig angeregt werden und zur Erkenntniß der starken und schwachen Punkte der Wissenschaft gelangen. Der Forscher, durch die Lektüre veranlaßt, wird das eine und das andere Gebiet seiner Thätigkeit noch intensiver und kritischer in das Auge fassen. Ich kann das Platz'sche Buch bestens empfehlen, und zwar vorzüglich denen, die gebildet sind und Vorurtheile nicht kennen.

Eduard Reich.

Epische Novitäten und Anthologien.

1. Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi. Vom Verfasser von: „Von Mara nach Elim". Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 3 M.
2. Junker Occo Ten Brook und seine Schwestern. Eine Dichtung aus der friesischen Geschichte von Helene Lantzius-Beninga. Oldenburg, Schulze. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.
3. König Wilhelm's Kaiserfahrt. Epische Dichtung in sechs Gesängen. Von Adolf Schaube. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 1 M.
4. Werner und Pauline. Ein Waldgruß aus Paulinzelle von Richard Brückner. Jena, Pohle. 1887. 12. 1 M.
5. Aus der Kunstwelt des Alterthums. Dichtungen von A. Wettering. Mit 8 Abbildungen in Lichtdruck. Oldenburg, Schulze. 1887. 8. 2 M.
6. Georgische Dichter. Verdeutscht von Arthur Leist. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 2 M.
7. Lichtgedanken aus deutschen Dichtern, ausgewählt von R. Schramm. Leipzig, O. Wigand. 1887. 8. 3 M.

Je seltener heutzutage eine Behandlung biblischer Stoffe geworden ist, die sich von confessionellen Parteistandpunkten und ausgesprochen kirchlichen Tendenzen frei hält, um so freudiger muß ein Erzeugniß dieses Genres begrüßt werden, das eben nur Poesie und nichts als Poesie sein will. Als ein solches darf im vollen Umfange des Gesagten „Nach Golgatha" (Nr. 1) bezeichnet werden, eine Dichtung zur Leidensgeschichte Christi von dem Verfasser von „Von Mara nach Elim". Es ist die Passion, von der Verklärung des Heilandes an bis zu seinem Kreuzestode und darüber hinaus, welche uns der anonyme Dichter hier in einer Reihe von Gesängen schildert, die alle, in Rhythmen und Strophenbau wechselnd, eine Fülle erhebender Gedanken und Empfindungen und großen Wohllaut der Sprache miteinander gemein haben. Die Erhabenheit des Gegenstandes, der Reichthum des Stoffs und sein vielfach mystischer Inhalt: alles dies erschwert die dichterische Behandlung der Passionsgeschichte. Es ist ein grandioses Thema, dem nur eine bedeutende Dichterkraft sich gewachsen zeigen kann, wenn nicht fromme Gefühlsseligkeit an die Stelle geistiger Erfassung, leere Phrase an die des Gedankens treten soll. Der Verfasser hat vermöge seines schönen Talents diese Klippen vermieden. Er ergreift seinen Gegenstand mit Geist und Empfindung und bekundet in der Wahl der einzelnen Momente aus der Leidensgeschichte wie in der dichterischen Gestaltung derselben eine feine poetische Spürkraft und einen durchaus geläuterten Geschmack. Hervorragender als die lyrischen sind die epischen Momente der Dichtung, und nicht immer gelingt es dem Sänger, beide so glücklich zu verschmelzen, wie dies z. B. in dem Gesange „Das Begräbniß" geschehen ist, der hier eine Stelle finden möge:

Wo bist du, schöner Morgenstern,
Du Aufgang aus der Höhe?
Schon weilt die stille Nacht nicht fern —
Da kommt in Abschiedswehe
Zum Garten sacht
Durch Blütenpracht
Ein Leichenzug gegangen,
Verstört und ohne Prangen.

Sie bringen deinen Leib zur Ruh,
Umhüllt von feinen Linnen,
Und ihre Thränen immerzu
In sanfter Trauer rinnen.
Nicht Fackelglanz,
Nicht Sang und Kranz
Den Todten besser ehren,
Als warm empfundne Zähren.

Auf deinem Antlitz Friede ruht
Und um die bleichen Wangen,
Noch hier und da bespritzt von Blut,
Die schwarzen Locken hangen.
Die Fehd' ist aus
Nach hartem Strauß;
Die Hände ruhn gefaltet,
Die Füße starr, erkaltet.

So tragen sie die theure Last
Zur nahen Grottenkammer.
Da hält nun die ersehnte Rast
Nach lebenslangem Jammer
Der müde Leib,
Dem kein Verbleib
Hienieden war beschieden,
In sabbatlichem Frieden.

Gesegnet seist du, einzig Grab!
Stets will ich deiner denken,
Wohin sich auch am Pilgerstab
Die raschen Schritte lenken.
Mir ist nicht bang
Vor'm letzten Gang
Und daß ich schlummern werde
Im Mutterschos der Erde.

Ich weiß: gerichtet liegt der Feind,
Zerschmolzen sind die Siegel,
Sobald die Ostersonne scheint.
Was hindern Stein und Riegel —
Wenn Morgenluft
Umweht die Gruft —
Daß neu sich wird zum Leben
Der Leib verklärt erheben!

„Nach Golgatha" darf sich getrost neben ähnliche Dichtungen eines Spitta, Sturm, Gerok und anderer geistlicher Liederdichter stellen.

Vom Biblischen wende ich mich zum Chronikalen, von den Gesängen des ungenannten Golgathapoeten zu Helene Lantzius-Beninga's friesischer Dichtung: „Junker Occo Ten Brook und seine Schwestern" (Nr. 2). Die Dichterin schöpfte, wie die Einleitung berichtet, ihren Stoff aus Eggerick Beninga's (gestorben 1562 als Häuptling von Grimersen und Drost zu Leerort) in niederdeutscher Mundart geschriebenen Chronik von Ostfriesland. Es ist eine rührende und ergreifende Geschichte: Keno Thom Brooke, Häuptling zu Oldeborch im Brokmerlande, hatte zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassen, Imel und Occo, Elburch und Doda. Als Keno 1376 n. Chr. aus dem Leben schied, hatte er sich angeschickt, seinen Sohn Occo zu verfluchen, weil er im Dienste der Königin von Neapel seine friesische Heimat lieblos vergessen, andauernd in der Ferne weilte und seine Erde treulos im Stiche gelassen. Aber Doda, seine Tochter, hatte seinem Fluche gewehrt:

„Halt ein, mein Vater", flehte sie weich,
„An dieser heil'gen Stätte
Gelob' ich dir, wie Muth und Kraft
Die Heil'gen mir verliehen,
Will ich auf ferner Pilgerschaft
Ins ferne Welschland ziehen.
Laß deinen letzten Segen mich
Dem fernen Bruder bringen,
Und dir vor Gott gelobe ich:
Ich will sein Herz bezwingen.
Ich kehr' zur Heimat nicht zurück,
Bis mir das Werk gelungen,
Ich seinen Sinn dem falschen Glück
Der Fremde abgerungen."

Nach dem Tode des Vaters zieht Doda, ihrem Schwur gemäß, nach Neapel; ihre Schwester Elburch begleitet sie, und ihre friesischen Kleider, ihren friesischen Schmuck nehmen sie mit auf die Reise. Sie kommen glücklich nach Neapel, wo „die Königin ein sonderlich Verlangen nach denselbigen Personen und dem fremden Schmuck der Kleider gehabt". Aber es gelingt ihnen nicht, das Herz der fürstlichen Frau, die den schönen Occo liebt, zu rühren und den Bruder in Neapel von seinen dortigen Pflichten zu befreien. Erst als sie der Königin kundgeben, daß ihr Bruder in Friesland eine Braut habe, die seiner harre, wird die hohe Frau sehr traurig, verändert ihr Angesicht und fragt die beiden Jungfrauen, wie ein Bruder in friesischer Sprache genannt werde. „Boyung" war die Antwort. Da gestattet die Königin, dem Occo nach Friesland zurückzukehren. Zuvor jedoch läßt sie ihn zum Ritter schlagen, überhäuft ihn und die Schwestern mit großen Geschenken und läßt zu Occo's Gedächtniß silberne Münzen prägen, denen sie den Namen „Boyotten" gibt, woraus später der Name Bajocco wurde. Die Königin verkündet ihrem Volke, daß dies geschehe, damit nun und nimmermehr die mannhafte Tugend des Friesen in Neapel vergessen werden solle:

Und ringsum im Volke der Königin Wort
Vielstimmigen Beifall entzündet;
Erbrausend pflanzt sich der Jubel fort
Und weithin die Märe verkündet:

Von der schönen Königin Dankbarkeit,
Die das eigene Herz hat bezwungen,
Von der Schwesterliebe der friesischen Maid,
Die sich kühnlich den Bruder errungen.

Und dort an Neapels sonnigem Strand,
Da geht bis zur heutigen Stunde
Die Münze des Boyung von Hand zu Hand
Und gibt von Herrn Occo uns Kunde.

Und Lieder und Sagen der alten Zeit
In Volkesmunde uns melden
Von deutscher Treue und Tapferkeit
Und Frieslands herrlichem Helden.

Die anmuthige und bedeutsame Dichtung, die sich verschiedenartiger Liederstrophen bedient und sowol durch Freiheit der psychologischen Auffassung wie durch sprachgewandte Darstellung und echt dichterischen Vortrag excellirt, verdient, in den weitesten Kreisen Eingang zu finden und sich die Herzen vieler zu gewinnen.

Diesen Wunsch darf die Kritik auch „König Wilhelm's Kaiserfahrt" (Nr. 3) mit auf den Weg geben, einer epischen Dichtung in sechs Gesängen von Adolf Schaube, die von warmem patriotischen Gefühl erfüllt ist und in einzelnen Momenten eine wirklich plastische Kraft und dramatischen Schwung bekundet, wie z. B. in der Schilderung der Schlacht von Gravelotte. Die Nibelungenstrophe, die der Dichter gewandt zu handhaben versteht, ist hier ganz an ihrem Platze; denn Kraft und Weichheit, eine Vereinigung, wie das patriotische Gedicht vor allem sie erfordert, machen ja ihre hauptsächlichsten Eigenschaften aus. Außer dem vierten Gesang, der bereits erwähnten Schilderung der Schlacht von Gravelotte, gehören der zweite — „Im Mausoleum zu Charlottenburg" — und der fünfte — „Sedan" — zu den Glanzpunkten der Dichtung, und namentlich in dem letzterwähnten entfaltet sich Schaube's Talent am schönsten. Wer fühlt es ihm nicht nach, wenn er singt:

Wol war's rund um das Schlachtfeld von Sedan ein stolzer Ritt!
Wie geht dem König das Herz auf in seiner Truppen Mitt'!
Wie grüßt er mild die Seinen, dankt ihnen immer auf's neu —
Da schwellen Soldatenherzen von Lieb' und Stolz und Treu.

Von allen Seiten strömen sie zu, den König zu sehn;
Die Tambours schlagen; es blitzen die Degen, und Tücher wehn;
Sie drängen sich an das Streitroß; sie haschen seine Hand;
Sie rühren im frohen Getümmel am Saume sein Gewand.

So grüßen Franken und Sachsen den König auf seiner Fahrt,
So grüßt ihn vom deutschen Hochland treuherzige Baiernart,
So Thüringer und Schwaben — 's ist ihrer keiner bereit,
Zu weichen den preußischen Brüdern im eisernen Liebesstreit.

So trägt ihn durch all die Stämme der Deutschen des Rosses Lauf,
Und jeder Hufschlag wirbelt erneuten Jubel auf;
Das pflanzt von Truppe zu Truppe, von Ort sich fort zu Ort;
Das hallt, die Luft und die Herzen erschütternd, gewaltig fort.

Und wie er vorüberreitet, die edle Heldengestalt,
Da faßt es die Tausende alle mit innerer Gewalt:
„Der unserm Vaterlande nur allzu lang geraubt,
Da reitet der Herzog der Deutschen, da reitet Alldeutschlands Haupt.

Sichtbar hat ihn gesegnet der Herr; er hat dem Greis,
Der tapfern Treu zum Lohne, bestimmt den köstlichsten Preis:
Du deutschester der Fürsten, der je dem Volk gebot,
Du führst mit deinen Siegen herauf das Morgeroth.

Und wenn Sedan dem Franzmann noch nicht genug bewies:
Wohlan, Heerkönig der Deutschen, so führ' uns gen Paris!
Wir grüßen dich, Held und Sieger, in deines Lorbers Zier;
Wir grüßen den deutschen Kaiser — Heil, König Wilhelm dir!"

Adolf Schaube's „Königs Wilhelm's Kaiserfahrt" ist unter den vielen poetischen Verherrlichungen des großen Zollern und seiner großen Zeit nicht die schlechteste.

Führt uns Schaube's Kaiserdichtung ins große politische und nationale Leben, so behandelt „Werner und Pauline. Ein Waldgruß aus Paulinzelle" von Richard Brückner (Nr. 4) ein rein privates Liebesthema. Dieses Epos in sieben „Stücken" gehört unmittelbar zur Scheffel'schen Descendenz. Die Anlehnung an den „Trompeter von Säkkingen" ist augenfällig, und schon die äußere Form, vierfüßige Trochäen mit eingestreuten Liedern, weist auf diese Verwandtschaft hin. „Werner und Pauline" ist eine Touristenliebesgeschichte, welche erzählt, wie ein junger Gelehrter auf Reisen seine Zukünftige findet und sie sich nach allerlei lustigen Abenteuern glücklich erobert. Der Humor ist in dieser Dichtung mitunter etwas forcirt und nicht einmal immer originell. Das kleine Epos ist ein völlig dilettantenhaftes Product, das aber nirgends anmaßend auftritt, und die Selbsterkenntniß des Verfassers, der in der Einleitung so bescheiden sagt:

Nicht Großes durftet ihr erwarten
Von Einem der im sechsten Jahrzehnt
Noch wird der Druckeslust zur Beute
Zum ersten mal und gar in Versen —

stimmt die Kritik von vornherein milder. Wäre nur die Form, der Vers wie die Behandlung der Sprache überhaupt, nicht gar zu ungewandt, ja mitunter sogar incorrect und bis zur Unverständlichkeit zerhackt und zerrissen, so möchte das Ganze als ein leidlich lesbares Elaborat ungerupft durch die Prügelgasse der Kritik passiren.

Auch über A. Wettering's Dichtungen: „Aus der Kunstwelt des Alterthums" (Nr. 5), kann ich mich nicht viel lobender aussprechen. Die acht wirklich hübschen Abbildungen in Lichtdruck, bedeutende plastische Kunstwerke der antiken Welt darstellend, sind das Erfreulichste an dem kleinen Heft. Die Wettering'schen poetischen Texte dazu lassen dagegen Schwung des Vortrags und Höhe der Auffassung empfindlich vermissen, und man wird aus der Idee des Ganzen, aus der Absicht dieses poetischen Bilderbuchs nicht recht klug. Es sind die folgenden plastischen Werke, die uns vorgeführt werden: Die Kalliope des Vaticans, Der Gallier und sein Weib aus der Villa Ledovisi in Rom, Der Amor mit dem Bogen aus dem Capitolinischen Museum, Die Penelope des Vaticans, Orpheus und Euridike aus der Villa Albani in Rom, Die Ariadne des Vaticans, Der farnesische Stier aus dem Nationalmuseum in Neapel und endlich Der Eros des Vaticans. Ein innerer Zusammenhang zwischen diesen einzelnen Bildwerken existirt in der Idee des Dichters nicht; eine solche Idee ist überhaupt nirgends evident; dadurch erscheint das Ganze unorganisch, zufällig, willkürlich. Es kann weder erwärmen noch erheben — dies um so weniger, als die einzelnen Dichtungen, wo sie einen metaphysischen oder ethischen Gedanken auszusprechen beabsichtigen, in der Regel die Absicht zwar bekunden, das Ziel aber nicht erreichen. Wie schwächlich und wenig antik läuft das nachstehende Gedicht aus, obwol es im Beginn einen vielversprechenden Anlauf nimmt:

Eros.

(Der Genius des Vaticans.)

Sinnenden Blickes,
Von Träumen umwoben,
So schauest du, Eros,
Gar ernsthaft zu Boden,
Und sanft dich umschweben
Der Liebe Gedanken.

Viel anders geartet
Denn deine Genossen,
Nicht schelmisch und fröhlich,
Voll sprudelnder Laune,
Entstiegst du der Höhe.

Der Liebe geheime
Und dunkele Tiefen
Erkanntest du weise,
Und schütteltest ernsthaft
Die üppigen Locken.

Es führet die Liebe
Zu blumigen Auen,
Zu goldenen Sternen
Und süßesten Träumen;
Doch zeiget die Liebe
Oft herbesten Kummer,
Unsagbare Leiden
Und führet zum Tode
Die blutenden Herzen.

Drum stehest du grübelnd
Ob Menschengedanken
Und menschlichen Lebens;
Es rastet dein Bogen.
Doch nimmermehr wirst du
Das Schicksal ergründen,
Warum denn die Pfeile,
Die fröhlich entsandten,
Oft Schmerzen bereiten,
Zu Unheil uns führen.
O träumender Eros,
Du göttlicher Knabe,
Verscheuche die Sorgen!
Wie könnte auch schaden
Dein Nahen den Herzen,
Du Lieblicher, Holder!
Wer jemals erkannte
Der Liebe geheime
Und dunkelste Tiefen,
Der sendet nur Pfeile
Von edelm Metalle,
Von echtestem Golde!
Die schlagen nicht Wunden,
Die niemals mehr heilen,
Sie bringen den Seelen
Die seligsten Freuden! —

O, Heil dir, o Eros,
O, Heil auch den Menschen,
Daß Götter dich sandten!
O, bleibe hienieden
Der Genius aller!

Diese Probe genüge zur Charakteristik der Wettering'schen antiken Dichtungen!

Im Gegensatze zu diesen am Borne des Alterthums schöpfenden Poesien geleiten uns die „Georgischen Dichter", verdeutscht von Arthur Leist (Nr. 6), in das volle Leben der Gegenwart. Es sind Gregor Orbeliani, Alexander Tschawtschawadse, Nikolaus Barataschwili, Elias Tschawtschawadse, Akaki Zereteli, Georg Eristawi, Wachtang Orbeliani, Raphael Eristawi, Rasi-Raschwili (Batschana), M. Gurieli und Wl. Mikeladse, die uns hier in ihren hervorragendsten Dichtungen vorgestellt werden; eine Reihe von Volksliedern schließt sich an dieselben an. Kurze biographische Daten gehen den meisten Abtheilungen voran, und Anmerkungen am Fuße des poetischen Textes geben zum Verständniß desselben die erforderlichen Aufklärungen. Man erhält durch diese Dichtungen einen Einblick in Sitte und Leben des georgischen Volks und in die Natur des Landes, wo, wie Gregor Orbeliani singt,

— — Blumen gleich die Mädchen blühen,
Mit Augen dunkler als die Nacht,
Wo sonnenheiß die Herzen glühen,
Wo grenzenlos der Liebe Macht. . . .

Wo wild, der Wälder Reich verwüstend,
Der Wasserfall vom Berge braust,
Wo, auf uröden Felsen nistend,
Der ewig freie Adler haust.

Wo über Wolken hin gestiegen
Der Jäger kühn den Steinbock jagt,
Wo zwischen Felsen Schluchten liegen,
In deren Grund es nimmer tagt.

Wo in den herrlich grünen Thalen
Hell blitzt der Bäche Silberflut,
Wo üppig alle Fluren strahlen
In duft'ger Blumen Farbenglut.

Der Werth der Gedichte ist, wie es nicht anders sein kann, ein ungleicher, die Uebersetzung aber durchweg eine überaus sprachgewandte und saubere, meistens sogar eine melodiöse und volltönende.

Neben den Hinweis auf diese exotischen Dichter stelle ich zum Schluß eine kurze Besprechung der Anthologie deutscher Poeten, welche R. Schramm unter dem Titel „Lichtgedanken aus deutschen Dichtern" (Nr. 7) zusammengestellt hat. Daß es ein Theologe ist, der diese Sammlung uns bietet, würde dem aufmerksamen Leser auch dann nicht entgehen, wenn der Herausgeber sich nicht auf dem Titel ausdrücklich als solchen — Domprediger in Bremen — genannt hätte. Aber die Collection hat — zur Ehre des fleißigen Sammlers sei es gesagt! — nichts aufdringlich Theologisches, nichts einseitig Kirchliches an sich; denn wenn sie sich, was die bei der Auswahl und Anordnung leitenden Grundsätze betrifft, zwar auf durchaus positiv-christliche Voraussetzungen stellt, so kehrt sie doch nirgends eine Voreingenommenheit oder einen Parteistandpunkt heraus; sie bekundet vielmehr eine objective Haltung und bekennt sich in manchen Punkten, z. B. in Bezug auf die Auffassung der Person Jesu, sogar zu liberalen Anschauungen. Die Auswahl zeigt Geschick und Geschmack, und die Anordnung des Stoffs und seine Gliederung in die Rubriken: „Der ewige Gott", „Das Gottesleben in der Menschheit", „Heilige Zeiten", „Im Tempel der Schöpfung", „Lebensweisheit" und „Im Friedenshafen" ist — vom Standpunkte der positiv-christlichen Anschauung des Herausgebers aus betrachtet — eine ebenso klare und zwanglose, wie übersichtliche und einfache. Eins darf indessen an dieser Anthologie nicht ungerügt bleiben: die alte deutsche Unsitte, die Lebenden gegenüber den Todten zurückzusetzen. Schramm hätte die neue und neueste Lyrik mehr beachten und den ältern Dichtern nicht einen unverhältnißmäßig breiten Raum gewähren sollen. Er wird diesem Einwande zwar die Namen Rückert, Geibel und Gerok entgegenhalten. Freilich! diese Trias hat er mit ausgiebigster Vorliebe berücksichtigt und namentlich von Rückert eine Unzahl von Gedichten zweifelhaften Werths in seine Sammlung aufgenommen — aber um so stiefmütterlicher wurden die übrigen Poeten der Gegenwart behandelt, wie Hermann Lingg, Adolf Friedrich von Schack u. a., um hier nur einige wenige Beispiele zu nennen. Es wird uns Deutschen noch immer so schwer, den alten Schulzopf abzuschneiden, uns der ganz unberechtigten Geringschätzung dessen zu entschlagen, was in Literatur und Kunst mit uns lebt und athmet und immer zu meinen: nur die Todten sind die Großen.

Ernst Ziel.

Zur neuesten Shakspeare-Literatur in Deutschland.

Sollte Goethe am Ende doch Unrecht behalten und sein „Shakspeare und kein Ende" zur Unwahrheit werden? Ueberblickt man die Literatur über den englischen Dramatiker in dem seit unserm letzten Bericht verflossenen Zeitraum, so möchte man fast glauben, daß dem so sei. So gering ist die Ausbeute diesmal, welche sie für unsere Besprechung liefert, daß uns thatsächlich nur zwei Werke vorliegen und uns auch keine andern als seitdem erschienen bekannt sind. Nun, wir werden uns kein graues Haar darüber wachsen lassen und unsere Leser, denken wir, werden dasselbe von sich sagen. Ja von den zwei gedachten Werken ist das eine nicht einmal als solches zu bezeichnen, da es nur aus vereinzelten Beiträgen besteht, denn es ist kein anderes als das

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Zweiundzwanzigster Jahrgang. Weimar, Huschke. 1887. Gr. 8. 12 M.

Schwächer als dieser Jahrgang war wol noch keiner seiner Vorgänger, was schon aus der Zahl der eigentlichen selbständigen Beiträge, die darin enthalten sind, hervorgeht; denn es sind diesmal nur vier solche darin, wenn man von dem daselbst zum Abdruck gebrachten interessanten Vortrag: „Shakspeare auf der Bühne seit Garrick. Einleitender Vortrag zur Jahresversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft" von Gisbert Frhrn. Vincke, absieht. Es enthält derselbe interessante Personalien über die verschiedenen berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen, welche seit Garrick Shakspeare'sche Stücke und Rollen auf der englischen Bühne zur Darstellung gebracht haben, nebst Streiflichtern auf die englische Kritik der Schauspieler und der Bearbeitung der Shakspeare'schen Dramen. Die vier selbständigen Abhandlungen sind an sich mehr oder minder werthvoll. N. Delius vergleicht diesmal „All's Well that Ends Well" mit Paynter's „Giletta of Narbonne", um das Verhältniß des genannten Dramas zu dieser seiner bekanntlich nächsten oder unmittelbaren Quelle, einer Novelle aus dem „Palace of Pleasure", zu beleuchten, wobei er Shakspeare's Technik auch in diesem Drama erforscht, während es bisher, wie er sagt, eher ein psychologisches als ein eigentlich dramatisches Interesse angeregt habe. Er verweist dabei zugleich auf die, wie er sie bezeichnet, „gediegenste und erschöpfendste" Behandlung dieses Themas, des Charakters der Helena nämlich, seitens Karl Elze's (im siebenten Bande des „Jahrbuchs"), der übrigens auch für dieses Jahr wieder keinen Beitrag geliefert hat. Der zweite mit außerordentlichem Fleiße und Genialität ausgearbeitete Artikel: „Das parömiologische Sprachgut bei Shakspeare" von M. C. Wahl, ist ein Wiederabdruck aus den Jahresberichten der höhern Handels-Fachschule zu Erfurt: ein Umstand, der zwar dessen Verdienst nicht vermindert, doch immerhin ihn nicht als Originalartikel des „Jahrbuchs" betrachten läßt. Der hierauf folgende, „O arme Ophelia!" überschriebene, von Miß Grace Latham ist nichts als eine Uebersetzung eines in einer Sitzung der New Shakspeare Society in London gehaltenen und bereits in den Verhandlungen derselben veröffentlichten Vortrags. Er enthält eine feine, wohldurchdachte und manchen neuen Gesichtspunkt bietende Analyse des Charakters der reizenden Gestalt Shakspeare's, welcher er gewidmet ist, ist aber eben auch nicht Originalarbeit für das „Jahrbuch" und anderswo in der Ursprache zugänglich. Das Material zu diesem Bande ist daher mehr zusammengelesen und zusammengetragen als dazu ausdrücklich beigesteuert. Man merkt demselben die Erschöpfung an, in welcher die Shakspeare-Forschung sich befindet; es scheint, sie liege in den letzten Zügen, der Athem gehe ihr aus, ihr Ende sei gekommen. Man hat sich nun auch gerade lange genug damit beschäftigt, um nicht zu sagen, damit abgequält: sie hat sich überlebt, Shakspeare aber oder doch seine Schöpfungen bleiben uns und werden ewig leben.

Der zweite eigentliche Originalartikel handelt über „Das weibliche Schönheits-Ideal in der ältern englischen Dichtung, besonders bei Shakspeare" von Th. Vatke. Es ist dies eine kleine, werthvolle Studie in der Richtung des nachher zu besprechenden Werks desselben Forschers. Der dritte, ebenfalls praktischer Art, ist „Karl Immermann's Shakspeare-Einrichtungen", abermals von Gisbert Frhrn. Vincke; endlich der vierte, „Der Jude von Venetien" überschriebene, bespricht die älteste deutsche Bearbeitung des „Merchant of Venice" und ist aus der Feder Johannes Bolte's. Der nächste und letzte Artikel: „Eine schwedische Shakspeare-Monographie" von W. Bolin, ist nichts als eine Besprechung eines schwedischen Werks über Shakspeare von Henrik Schück, von welchem der Recensent nur das Rühmlichste zu sagen weiß. Hiermit ist der Hauptinhalt des „Jahrbuchs" erschöpft. Es folgen dann nur noch eine Kritik, Nekrologe, Miscellen, ein „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakspeare'scher Werke auf den deutschen und einigen ausländischen Theatern vom 1. Januar bis 31. December 1886" von Armin Wechsung und, „tho' last, not least", „Shakspeare-Bibliographie 1885 und 1886" von Albert Cohn, wie gewöhnlich mit der größten Umsicht, Ausführlichkeit und Genauigkeit zusammengestellt. Lobend hervorgehoben sei noch, daß diesem Bande nach Art englischer Werke ein „Namen- und Sachverzeichniß" beigegeben ist. Möchten doch alle deutschen Werke diesem guten Beispiel nachfolgen, worauf wir mit Burns sagen: „Let us pray, that come it may."

Ueber das uns vorliegende Werk:

2. Culturbilder aus Alt-England von Th. Vatke. Berlin, Kühn. 1887. Gr. 8. 5 M.

werden wir uns noch kürzer fassen als selbst über das

„Jahrbuch", da es sich ebenfalls nur zu einer Berichterstattung und zwar mehr als zu einer Besprechung eignet. Es sind mit außerordentlichem Fleiße und großer Belesenheit auf dem ganzen Gebiete der altenglischen Literatur gesammelte Realien, möchten wir sie nennen, die der Verfasser uns hier bietet und die einen sehr nützlichen sachlichen Commentar zu Shakspeare's Dramen liefern. Eine Inhaltsangabe wird genügen, das Interesse der Verehrer der letztern für diese neueste, deutscher minutiöser Forschung zur Ehre gereichende Studie wachzurufen. Es werden also behandelt: das Haus, die Zimmer und ihre Einrichtung, Gastmähler in Altengland, die Kost der Engländer, Laden und Werkstatt in Shakspeare's London, Wirthshaus und Wirthshausleben in Shakspeare's London, der Bürger (Citizen) ebendaselbst, woran sich „Ergänzungen" schließen, die sich auf 60 eng und klein gedruckte Seiten erstrecken. Dann folgt noch ein sehr ausführliches, 58 ebenso gedruckte Seiten umfassendes „Register und sacherklärendes Wörterbuch" und endlich noch ein 18 Seiten umfassender „Register-Nachtrag". Man wird hieraus ersehen, daß der Verfasser geglaubt hat, an Gründlichkeit und Genauigkeit in dieser Hinsicht gar nicht des Guten genug thun zu können. Und doch müssen wir eben in Betreff der Genauigkeit einen Tadel aussprechen. Denn — wer würde es glauben — gerade bei Anführung einer so bekannten Stelle, wie es Polonius' Rathschläge an Laertes bei seiner Abreise sind, stießen wir, und zwar beim ersten Einblick in das Buch, auf zwei unrichtige Citate. Es heißt nämlich dort unter der Ueberschrift „Die Mode (Fashion)": „«Rich be thy apparel» verlangt Polonius. Man soll und muß der Mode huldigen, doch mit Maßen. «The top of fashion» wird Hamlet bewundernd genannt." Beide englische Citate aber sind falsch, denn sie lauten bei Shakspeare, wie männiglich bekannt: „Costly thy habit (as thy purse can buy)" und „the glass of fashion" (and the mould of form) nennt ihn Ophelia. Dies sind denn doch Flüchtigkeitssünden, die man in einem solchen Werke nicht erwartet hätte. Ein Shakspeare-Kenner wie Vatke, sollte man glauben, müßte seinen Hamlet fast auswendig wissen und so etwas ihm nicht begegnen können. Ja, ich gestehe es offen, mich haben diese Verstöße mistrauisch gegen alle übrigen Citate gemacht, und das Werk besteht fast nur aus Citaten. Auch Orthographisches fand ich zu rügen, wie das „Ev. man out (of fehlt beim zweiten Citat des Stücks) h. h." (his Humour), wo mindestens man und humour große Anfangsbuchstaben haben müßten. Tanger hat im Shakspeare-Jahrbuche auch noch auf die zahlreichen Druckfehler hingewiesen und den Mangel an Uebersichtlichkeit und genießbarer Ordnung gerügt: Eigenschaften, die auch wir zu unserm Bedauern vermißt haben. Trotz alledem muß man dem Verfasser für die reiche Belehrung, die sein Werk bietet, dankbar sein, und wird man gern den versprochenen zweiten Band, der noch andere Seiten altenglischer Cultur behandeln wird, hinnehmen. Jedenfalls ist ein solches Werk nützlicher als funfzig ästhetisirende Commentare. Darum rufen wir dem verdienten Gelehrten ein Glück auf! zu seinen weitern Forschungen zu.

David Asher.

Zur deutschen Nationalliteratur.

1. Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Dritter Band. Stuttgart, Göschen. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 26. Johann Elias Schlegel's ästhetische und dramaturgische Schriften. Heilbronn, Henninger. 1887.

Auf den vorliegenden Band der neuen kritischen Lessing-Ausgabe, herausgegeben von Karl Lachmann (Nr. 1), die sich selbst auf dem Titel als eine „vermehrte" ankündigt, durfte man am meisten gespannt sein; denn er ist inhaltlich in zweierlei Hinsicht der wichtigste. Zunächst enthält er jenes Meisterwerk, auf welches unser Volk gegenüber allen Völkern der Erde stolz sein kann: „Nathan der Weise". Ließ sich nun auch voraussehen, daß der Text des Stückes selbst keine wesentliche Berichtigung, viel weniger Bereicherung erfahren würde, so durfte man doch auf eine neue Vergleichung des, glücklicherweise noch vorhandenen Entwurfes des Stückes rechnen, der allerdings auch schon für die Hempel'sche Ausgabe sorgfältig verglichen war, aber, weil schwer lesbar, noch immer eine Nachlese versprach. Doch hat die neue sorgfältige Vergleichung Muncker's, so viel ich aus dem Gedächtniß urtheilen kann, keine besonders reiche Ausbeute gewährt. Auch von den beiden Jugenddramen, die Lessing von der Sammlung seiner Schriften ausschloß, und die deshalb hier nach Lachmann's Vorgange im Anhange gegeben werden, war für den Text nichts zu erwarten. Denn es ist nicht richtig, was Muncker S. V sagt: „Die «alte Jungfer», die bisher stets nach einem unberechtigten und durch manche Fehler entstellten Nachdruck mitgetheilt wurde, erscheint jetzt zum ersten mal wieder genau im Wortlaut der überaus seltenen Originalausgabe", von der ihm nach S. XVII Landsgerichtsdirector Robert Lessing in Berlin das in seinem Besitz befindliche Exemplar geliehen hatte. Ich habe auch ein solches Exemplar besessen und es einem Büchersammler für den geringen Einkaufspreis von wenigen Gulden überlassen, da ich für Seltenheiten kein Interesse habe. Allerdings fand ich es hernach in dem Katalog dieses Sammlers als „größte Seltenheit" angezeigt. Aber ich hatte die Varianten dieses Textes vorher herausgeschrieben, und sonach

existiren schon zwei Ausgaben, die ich besorgt habe, mit dem ersten Text, die Grote'sche und die der „National-Literatur". Uebrigens sind auch diese Varianten von geringer Bedeutung. Ich erinnere mich nur, daß im Nachdruck und also in den meisten bisherigen Ausgaben steht (S. 224, Z. 7): „Die Laus hat schon zehn Füße" statt „Die Laus hat sechzehn Füße."

Zweitens durfte man auch von dem, gleichfalls in diesem Bande enthaltenen dramatischen Nachlaß Lessing's mancherlei Neues, vielleicht aus Privatbesitz erwarten. Denn was die breslauer Bibliothek davon besaß, war mir schon durch die Liberalität der Verwaltung für die Hempel'sche Ausgabe zur Verfügung gestellt worden. Auch Lachmann hatten schon diese Papiere zur Verfügung gestanden; aber gerade der dramatische Nachlaß Lessing's ist die Achillesferse der Lachmann'schen Ausgabe; er hat diese Papiere, ich weiß nicht aus welchem Grunde, meist verschmäht. Hier war also für einen neuen Herausgeber noch ein ziemliches Verdienst zu erwerben, und es ist mir eigentlich leid, daß ich Muncker dieses Verdienst vorweg gewonnen habe; ich habe mich dadurch um das Vergnügen gebracht, etwas Neues zu lesen. Doch hat Muncker meine Ausgabe sorgfältig nach den Originalen nachgeprüft, auch wol, was ich jetzt nicht im Einzelnen controliren kann, einiges richtiger gelesen und soweit seine Pflicht als neuer kritischer Herausgeber sorgsam erfüllt. Außer der Gestaltung des Textes war dann noch zweierlei zu leisten: die Feststellung der chronologischen Reihenfolge und die Vergleichung der Quellen. Was die letztere betrifft, so wird freilich der kritische Herausgeber behaupten, dies sei seine Aufgabe nicht, und dem Buchstaben nach hat er recht. Aber ehe man die Quelle kennt, wird man auch niemals weder des Textes noch der chronologischen Reihenfolge ganz sicher sein. Vorzüglich hatte ich mich gefreut, etwas über Lessing's spanische Quellen zu erfahren, weil hier doch noch so ziemlich alles dunkel ist. Diese Aufgabe bleibt also, wie es scheint, dem Professor B. A. Wagner in Berlin überlassen.

Was die chronologische Reihenfolge betrifft, so hatte ich in der Hempel'schen Ausgabe erklärt, kein Entwurf stehe ohne Grund an der Stelle, wo er steht, aber auch keiner dieser Gründe sei nach meiner Ansicht unumstößlich. Bis zu Muncker's Ausgabe erinnere ich mich dann nur Einer Leistung auf diesem Gebiete (von Professor Sauer, wenn ich nicht irre): der Feststellung, daß „Philotas" aus dem Plan des „Kleonnis" hervorgegangen ist; und danach habe ich die Stelle des „Kleonnis" in der „National-Literatur" geändert. Muncker nimmt auch einige Umstellungen vor, doch, wie mir scheint, auch nicht gerade aus unumstößlichen Gründen.

Demnach ist der Gesammteindruck, den dieser Band der kritischen Ausgabe auf mich macht: Muncker hat auch hier die Pflichten eines sorgsamen, eifrigen Herausgebers in vollem Maße erfüllt. Wenn diese Pflichterfüllung zu keinen erheblichen Resultaten führte und er also auch noch die schmerzliche Pflicht der Entsagung ausüben mußte, so ist dies jedenfalls für ihn betrübender als für seine Leser. Nur wegen einiger Kleinigkeiten möchte ich noch mit ihm rechten: erstens warum steht V. 706 des „Nathan": „mindsten", während doch der erste Druck das ganz richtige und im vorigen Jahrhundert noch sehr häufige „minsten" hat? Zweitens S. 408, Z. 20 fg.: „Er führt sie weg, ohne von ihrer Toilette an dem Haarputze etwas zu ändern" gibt keinen Sinn; es muß heißen: „um vor", statt „ohne von".

Elias Schlegel's ästhetische und dramaturgische Schriften (Nr. 2) liegen nun gleichfalls wie die ähnlichen seiner beiden berühmtern Neffen in einem Neudruck vor, und der Leiter dieses Unternehmens, Professor Bernhard Seuffert, kommt somit gewissenhaft dem Programm nach, welches die Pflege ebenso wol der poetischen Theorie als auch ihrer Praxis verspricht. Es ist ganz unverkennbar, daß durch die meisten der hier mit Sorgfalt zusammengetragenen Schriften in Vergleich mit den gleichzeitigen, besonders Gottsched'schen Werken schon ein freierer, auf Lessing hindeutender Geist herrscht, und daß sie einen Wiederabdruck um so mehr verdienen, als sie eben nicht alle in der Ausgabe von E. Schlegel's Bruder Heinrich enthalten sind. Ja von einer derselben weist der Herausgeber, Johann von Antoniewicz, erst jetzt, und wie mir scheint, glaubwürdig nach, daß sie von Elias Schlegel herrührt. Auch dieser Herausgeber hat es mit seiner Pflicht sehr ernst genommen: er hat alle ästhetischen Schriften, deren Kenntniß E. Schlegel verräth, indem er sie nennt, durchforscht, um Schlegel's größere oder geringere Abhängigkeit von ihnen festzustellen. Ja er geht darin in, wie mir scheint, jugendlichem Feuereifer zu weit; eine solche Thätigkeit kann man mit Erfolg nur Geistern ersten Ranges zuwenden, und zu diesen wird doch wol auch der Herausgeber Elias Schlegel nicht eben rechnen wollen. Worin er mir aber besonders zu weit zu gehen scheint, ist dieses. Er sagt:

> Gleich beim ersten Durchlesen dieser Arbeiten konnten wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß entweder an Schlegel ein phänomenales kritisches Genie verloren gegangen, oder daß diese Arbeiten nicht in dem Maße originell sind, wie sie allgemein dafür gehalten werden. Erstere Annahme erregte mancherlei Bedenken, denn man mußte sich fragen, haben Lessing oder Winkelmann, haben Herder oder Schiller in so frühem Alter ein Zeugniß solcher Geistesreife auf theoretischem Gebiete gegeben?

Gott sei dank, daß sie es nicht thaten; denn sonst wären sie sicherlich keine Schriftsteller ersten Ranges geworden. Was der Herausgeber die Geistesreife eines einundzwanzigjährigen Jünglings nennt, das nenne ich greisenhafte Altklugheit, der eben das fehlt, wodurch allein die Jugend etwas leistet und leisten kann: die Begeisterung. Besonders in der „Abhandlung von der Nachahmung" ist Schlegel nichts weiter als ein Product seiner Zeit, ein Zögling der Wolff'schen mathematischen Methode, die erst überwunden werden mußte, damit in Deutschland

eine wahrhafte Dichtung entstehen konnte; denn auch Schlegel ist noch weiter nichts als ein Versemacher, wenn auch einer von den bessern. Wer die Wolff'sche Methode kennt, kann sich Schlegel's ganze „Abhandlung von der Nachahmung" ungefähr construiren. Es war deshalb überflüssig, bei dieser Gelegenheit alle die Quellen herzunennen, die Schlegel hätte benutzten können (weil er sie in andern Schriften erwähnt), aber nicht benutzt hat. Und gerade dem Schriftsteller, den Schlegel nicht nennt, der aber nach des Herausgebers vermeintlicher Entdeckung Schlegel das Meiste verdankt, hat er, wie es scheint, weniger zu verdanken als einem andern; falls er ihn, was doch noch zu beweisen ist, überhaupt gekannt hat. Es soll dies Fraguier sein, von dem verschiedene Schriften in zwei Sammelwerken der französischen Akademie der Inschriften enthalten sind. Soviel ich sehe, soll er diesem besonders zwei Gedanken entlehnt haben: erstens daß das Material der poetischen Nachahmung Verse sind, und zweitens daß das Ergebniß der Nachahmung Vergnügen sei. Der erste Gedanke liegt so auf der Hand, daß wir die Ehre desselben füglich Schlegel überlassen können; der zweite scheint mir schon in den Worten des Horaz zu liegen: die Dichter wollen nicht nur nützen, sondern auch ergötzen. Freilich sagt der Herausgeber von diesem Gedanken:

> Halb aus innerer Empfindung, halb durch literarische Einflüsse, auf die wir soeben hingewiesen, angeregt, stellt er hier einen Grundsatz auf, nach dem wir vergeblich bei irgendeinem seiner Zeitgenossen suchen würden. Dadurch wird die Dichtkunst von der moralisirenden Tendenz befreit, sie wird mündig und selbständig. Der Pedant und der Schulmann, in dessen Händen seit zwei Jahrzehnten das Schicksal der deutschen Literatur lag, kann sich mit einem solchen Grundsatze nicht befreunden, er muß zurücktreten und einem Berufenern Platz machen.

Der Anfang dieser Auslassung zeigt uns den Herausgeber im Gedränge zwischen der jugendlichen Ueberschätzung seines Helden und dem Drange des Gelehrten, überall literarische Entlehnungen zu finden. Aber, wie gesagt, ich kann diesen Gedanken gar nicht so neu und eigenthümlich finden, und meinetwegen mag ihn immerhin ein Franzose zuerst ausgesprochen haben. Daß Schlegel bei längerm Leben sich auch als Kritiker noch ganz anders bewährt haben würde, will ich nicht leugnen, und immerhin dürfen wir dem Herausgeber für seine, nach Goethe's Ausdruck, „treufleißige Arbeit" dankbar sein.

Robert Boxberger.

Historische Werke.

1. Beiträge zur Geschichte Ludwig's des Baiers und seiner Zeit. Von Anton Chroust. I. Die Romfahrt. 1327—1329. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 5 M.
2. Wallenstein und Waldstein. Ein offener Brief an Dr. Gindely von Hermann Hallwich. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 1 M.
3. Historische Vorträge und Studien. Von Karl Theodor Heigel. Dritte Folge. München, Rieger. 1887. Gr. 8. 7 M.
4. Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im 19. Jahrhundert. Von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. (Der Sämmtlichen Werke 49. und 50. Band.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 12 M.
5. Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. I. Theil: 1820—1832. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 6 M.

Zwar ist Anton Chroust's Werk: „Beiträge zur Geschichte Ludwig's des Baiers und seiner Zeit" (Nr. 1), eine Erstlingsschrift; doch gibt es Zeugniß von kritischem Blicke, klarer Stoffbeherrschung und gewandter Darstellung; es bietet nicht nur eine Geschichte der Romfahrt Kaiser Ludwig's IV., sondern eine Geschichte seiner ganzen italienischen Politik seit 1313, deren Fortgang seit 1329 der zweite Theil bringen soll. Chroust führt uns in die verworrenen Zustände Italiens, in den Kampf der Guelfen und Ghibellinen, in die französischen Intriguen um die Kaiserkrone ein, belehrt uns des nähern über den Wettkampf der Gegenkönige Ludwig und Friedrich um den Preis in Italien wie über Ludwig's rastloses Streben, die Ghibellinen an sich zu fesseln, und über die dauernde Schwäche seiner Machtstellung auch nach der Kaiserkrönung. Er berichtet uns mancherlei Neues, z. B. von der kurzlebigen ghibellinischen Liga oberitalienischer Städte gegen den päpstlichen Legaten Bertrand de Pojet, und erklärt streitige Punkte in angehängten Excursen. Neben den Arbeiten von Tesdorpf und Altmann über den Römerzug Ludwig's wird sich die Chroust's ehrenvoll behaupten.

Die Frage über Schuld und Unschuld Wallenstein's scheidet die Historiker längst in zwei Lager. Nach der Ansicht des Bannerträgers der einen Partei, Hermann Hallwich (Nr. 2), muß der Unterschied dahin betont werden: Wallenstein und Waldstein. Wenn Ranke in seinem „Wallenstein" das heute noch trotz zahlloser Detailforschung gültige Meisterwerk historischer Wahrheit schuf, so hat niemand derart den Friedländer verzerrt wie der ganz im böhmischen Geiste arbeitende Gindely in seinem „Waldstein". Gindely zu widerlegen, aus allen Positionen zu schlagen, historisch zu vernichten, ist der eingestandene Zweck von Hallwich's offenem Briefe. Dieser betont und begründet auf sorgfältigsten Studien die hohen und reinen Ziele Walleinstein's, seine Sehnsucht nach dem Frieden, seine Ehrenhaftigkeit, und jedes seiner Worte ist ein Pfeil gegen Gindely's Darstellung; er enthüllt in voller Nacktheit den absoluten Mangel historischer Kritik bei Gindely, seine blinde Leichtgläubigkeit für zweifelhafte Quellen, sobald sie Wallenstein ungünstig sind, seine Nach-

betung der Ideen Hurter's und Klopp's, seine ebenso grundlosen wie gehässigen und frivolen Verleumdungen Wallenstein's; er hält ihm das Verdict aller namhaften Historiker über seine Leistungen schonungslos vor, beweist ihm, daß er nicht einmal etwas Neues geliefert und doch die Anmaßung gehabt habe, sich mit Lanfrey zu vergleichen und zu behaupten, sein Werk sei eine Verurtheilung Waldstein's wie das Lanfrey's eine Napoleon's; er behauptet, Gindely kenne die Literatur über Wallenstein nicht, ignorire, was ihm nicht passe, überschätze die Wallenstein feindseligen und oft sehr zweifelhaften Gesandtschaftsberichte und lasse die werthvollste Quelle, Wallenstein's eigene Correspondenz, ganz außer Augen. So vernichtend der offene Brief wirkt, wäre doch ein ruhigerer und weniger hämischer Ton weit würdiger gewesen als der eingehaltene; man möchte auch hier wie bei so vielen literarischen Fehden sagen: weniger wäre mehr!

In der ihm eigenen anmuthvollen und auf tiefem Studium beruhenden Manier gibt uns Karl Theodor Heigel unter dem Titel „Historische Vorträge und Studien" (Nr. 2) eine dritte Serie von Aufsätzen, meist in Bezug auf bairische Geschichte, da ihm die münchener Archive dazu die beste Ausbeute versprachen; auf manches Verhältniß und auf manchen Charakter fällt aus den alten Truhen und Schränken neues Licht. So construirt Heigel aus zahlreichen Briefen der Königin Maria Anna von Spanien an den Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, ihren Bruder, ein Bild ihrer Antipodin, der als herrschgieriger Intriguantin bekannten Herzogin Orsini, in dem sie uns als ein eminenter, wahrhaft nationaler Staatsmann entgegen tritt; so sucht er zu erklären, wie bei der Tulpenmanie in Holland Methode in dem Wahnsinne lag; so leitet er das Eindringen von Italianismen in der münchener Mundart aus den Tagen des mit einer Savoyerin verheiratheten Kurfürsten Ferdinand Maria her; so schildert er en detail die Wettkämpfe Gluck's und Piccini's in Paris, das Auftreten Mozart's daselbst, die Intriguen Marmontel's und seiner Clique gegen Gluck und den innigen Antheil der kunstsinnigen Marie Antoinette an letzterm; so zeigt er uns in dem bairischen Pfarrer und Professor Dietl, dem verfolgten Freidenker, einen Schöngeist vor hundert Jahren; so beleuchtet er Peter's des Großen germanisirende Reform Rußlands im Gegensatze zu den Vorwürfen der Slawophilen. Hauptsächlich behandelt er Stoffe aus der bairischen Haus- und Landesgeschichte, in der er Autorität genannt werden darf. Was er aus den ihm zugänglichen handschriftlichen Memoiren des Grafen Montgelas, des Schöpfers des modernen Baiern, mittheilt, macht den Wunsch rege, es möchte diese hervorragende Originalquelle in vollem Umfange herausgegeben werden; jede Zeile bekundet den modern denkenden Opportunisten, der ohne Bedenken undeutsch waltete, um zum Ziele zu gelangen. Auch über dieses Ziel, die Königskrone, belehrt uns Heigel; er nennt die Krone den Preis für Eugen's Ehe mit Auguste von Baiern und geiselt die lächerliche Spielerei der fränkischen Abstammung von den Boji, der Gemeinsamkeit mit den Gallo-Boji und den Agilofinger Königen. In Max II. Emanuel von Baiern wie in Franz Rakoczy, deren gegenseitige Beziehungen er darthut, führt er uns Drahtpuppen Ludwig's XIV. vor; denn bei allen Talenten besaß der charakterlose Kurfürst, der um Ungarns Krone buhlte, nur das Wollen, nicht aber das Können zu großer Politik; von Karl VII. gibt Heigel neu aufgefundene, ziemlich unwichtige Tagebücher, von seiner Tochter Josepha hingegen, der verkannten und gemüthlos behandelten Gemahlin Kaiser Joseph's II., an der Hand ihres Briefwechsels mit ihrer Schwester, der Markgräfin von Baden-Baden, ein verklärendes Bild. Er versetzt uns zurück in die üppige Zeit, da Straßburg vor der Revolution eine Stadt von ganz deutschem Gepräge war, in der es sich viele pfälzer Fürsten wohl sein ließen, tritt mit uns an die Wiege König Ludwig's I. von Baiern, der seinen heißen Herzenswunsch, Straßburg wieder als deutsche Stadt zu sehen, nicht mehr verwirklicht sehen durfte, begleitet uns durch Ludwig's Feldzüge 1807 und 1809, in denen er sich als ganzer Soldat und auch unter Napoleon's Fahnen als Deutscher bekundete, schildert uns seinen herzlichen Verkehr mit dem hochsinnigen Kunstkenner Haller von Hallerstein, der so viel Schätze für ihn erwarb, wobei er sich auf beider schriftlichen Nachlaß stützt, und hält Revue über seine vielfache Betheiligung am Studium der Geschichte. Verkehrte Ludwig mannichfach mit Johannes von Müller, Hormayr u. a., so sehen wir in Maximilian II., dem Heigel eine warme Skizze widmet, den erhabenen Förderer und Freund von Wissenschaft, Dichtung, Kunst, besonders der Geschichte. So strömt uns Genuß und Belehrung aus jedem Aufsatze entgegen.

Alfred Dove hat es unternommen, die von Leopold von Ranke (Nr. 4) selbst bis zum achtundvierzigsten Bande geführte Herausgabe seiner sämmtlichen Werke fortzusetzen, und in einem neunundvierzigsten und funfzigsten Bande eine Reihe Ranke'scher Arbeiten zusammengefaßt, die der Geschichte Deutschlands und Frankreichs in unserm Jahrhundert gewidmet sind. Ranke gab 1832—36 die „Historisch-politische Zeitschrift" heraus, über deren Geschichte uns Dove ausführlich unterrichtet, und in ihr erschienen neben andern bereits von Ranke in die „Sämmtlichen Werke" eingereihten die von Dove unter der Rubrik „Restauration und Revolution" vereinigten Aufsätze zur französischen und deutschen Geschichte von 1815 bis 1836. Schon in jenen Jahren, da Ranke sie schrieb, beherrschte er wie wenige das ganze Gebiet der Weltgeschichte; sein nie getrübter Blick durchschaut alles, läßt sich von keinem Schimmer blenden, von keinem Nebel zurückhalten; ihm ist es kein Geheimniß, wie verschieden Revolution und Restauration auf Deutschland und auf Frankreich wirken müssen; er warnt die Deutschen vor Nachbetung Frankreichs und ruft sie begeistert auf zur selbständigen nationalen Entwickelung; er verleugnet nicht seine glühende Sehnsucht nach einem Austrag der innern Entzweiung der deutschen Einzelstaaten,

und es ist ihm ja vergönnt gewesen, die Einheit des Reichs noch schauen zu dürfen; er erkennt die eifrige Mühe Preußens für ein deutsches Zollsystem an und setzt seine nationalen Hoffnungen völlig auf Preußen. Mustergültig sind seine Beurtheilung Ludwig's XVIII. in der Stellung zwischen Revolution und Restauration, die so voll innerer und äußerer Conflicte war, die Bemerkungen über Napoleon wie über die widerspruchsvolle Charte von 1815, die er mit der von 1830 vergleicht; er enthüllt die Schwächen der Kammer von 1815, bespricht Flugschriften des Tages, z. B. von Lamartine, Jouffroy, Châteaubriand, Briqueville, Cabet, Thiers, Potter, Raspail, Salvandy, wobei er ihre Irrthümer wie ihre Vorzüge gelten läßt, und ergeht sich in Reflexionen über die europäischen Staaten; in Lamennais' „Paroles d'un croyant" erkennt er die Theorie der Zerstörung, im Autor einen verschärften Thomas Münzer. An zweiter Stelle bringt Dove das bekannte Werk „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen", das Ranke der ungünstigen allgemeinen Strömung entgegen warf, an dritter bisher ungedruckte „Politische Denkschriften aus den Jahren 1848—1851. Bestimmt für König Friedrich Wilhelm IV., gerichtet an dessen Flügeladjutanten Edwin Freiherrn von Manteuffel", den spätern Feldmarschall. Sie entstanden auf ausdrücklichen Wunsch des Monarchen, gingen durch Manteuffel an denselben und suchten ihn zu festerer Haltung zu bestimmen, was aber bei all ihrer Energie und praktischen Richtung bei diesem Fürsten nicht gelingen wollte; Ranke ist in jeder Zeile ein Mann, ein Patriot und Deutscher, der auf bessere Tage hofft.

„Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer" von Gneomar Ernst von Natzmer (Nr. 5). Der 1861 verstorbene Generaladjutant und General der Infanterie Oldwig von Natzmer war ein genauer Freund Friedrich Wilhelm's III. und unsers Kaisers, als Praktiker wie als wissenschaftlich gebildeter Mann hervorragend. Bereits 1876 erschienen Mittheilungen aus seinem reichen Leben, die mit dem Jahre 1820 abschlossen, und hier setzt nun das vorliegende neue Werk an, welches ein Neffe Natzmer's, Gneomar Ernst von Natzmer, dessen Manen widmet. Geschichtlich und militärisch bedeutendes Material, persönliche und ganz familiäre Mittheilungen gewähren erwünschten Aufschluß; intime Correspondenzen, unter ihnen die des Prinzen Wilhelm, des Bruders Friedrich Wilhelm III., und des jetzigen Kaisers, sind mit aller Discretion verwerthet. Kaiser Wilhelm sagte einmal: „Was ich von militärischen Dingen verstehe, verdanke ich Natzmer"; welche Publication könnte darum mehr Interesse erwecken? Manches Belehrende enthalten die Abschnitte über den Krieg gegen Neapel, den Natzmer 1821 mitmachte; die politischen Betrachtungen über die europäische Lage u. s. w., sowie die Beilagen. Ein genaues Personenregister erleichtert die Benutzung des Buchs.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Paul Heyse's Schauspiel „Die Weisheit Salomo's" ist am leipziger Stadttheater mit schönem Erfolg in Scene gegangen und bereits an mehrern ersten Hoftheatern zur Aufführung angenommen worden. Es war ein glücklicher Griff des Dichters, die beiden Frauengestalten, die sich um den König von Israel gruppiren, in eine dramatische Handlung zu verweben. Der Gegensatz zwischen der Königin von Saba, die aus dem fernen Arabien kommt, um dem weisen Könige zu huldigen und von seiner Weisheit die Lösung der Räthsel des Lebens erwartet, und der Braut des Hohenliedes, Sulamith, ist, was die Charakterzeichnung betrifft, zwar wirksam ausgeprägt, aber nicht genugsam in dramatische Handlung umgesetzt. Die leidenschaftlichen Ergüsse der Königin, welche in Salomo einen Mann findet, der ihr Herz mit heißer Liebe erfüllt, verpuffen ohne Folge und die einzige That, zu der sie sich aufrafft, die Entführung Sulamith's, scheitert schon beim Beginn. Die Königin hat in den letzten Acten das Zusehen und das ist für eine Heldin, die einen solchen Kraftaufwand an leidenschaftliche Ergüsse verschwendet, ein sehr deprimirendes Ende. Man könnte an die Gräfin Orsini denken, die in den wenigen Scenen, in denen sie auftritt, auch einen Orkan von Leidenschaft und Eifersucht entfesselt; aber nicht vergeblich; denn der Dolch, den sie Odoardo in die Hand drückt, wird das Werkzeug der tragischen Katastrophe. In Sulamith, welche sich für den geliebten Hirten opfern will, der ein Attentat gegen des Königs Majestät begangen, indem sie Salomo ihre Hand reicht und so dessen Verzeihung erwirkt, ist mehr dramatisches Leben. Daß sie im königlichen Hochzeitschmuck dem Freigesprochenen nacheilt, um lieber mit ihm den Tod zu erleiden, ist eine echt dramatische Wendung.

Wenn auch ein schwächlicher novellistischer Zug, besonders in den mittlern Acten, die Energie der dramatischen Handlung in ihrem Fortgang gefährdet, so hat doch die Exposition und der Schlußact eine Bewegung, die über das bloße Seelengemälde hinausgeht, das an und für sich von unbestreitbarer Schönheit ist. Viele Scenen des Liebesidylls haben eine anmuthende Färbung; die Weisheit Salomo's erfreut durch manchen sinnigen Ausspruch in graziöser Form; der Adel der Verse hat im ganzen etwas Weihevolles. Und so schließt sich „Die Weisheit Salomo's" ihrem Gattungscharakter nach an Stücke wie „Tasso" und „Nathan" an, wenn sie auch die classische Höhe derselben nicht erreicht.

Paul Heyse's „Hochzeit auf dem Aventin", ein Drama von größerm Mark in der Situations- und Charakterzeichnung, ist inzwischen an dem dresdener Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Die unermüdlichen Bestrebungen Heyse's, die Bühne zu erobern, die sich gegen ihn wie gegen viele andere Dichter von Beruf spröde genug verhält, scheinen in neuer Zeit mehr von Erfolg gekrönt zu werden.

— Das königliche Schauspielhaus in Berlin brachte ein Lustspiel von Heinrich Heinemann „Auf glatter Bahn" zur ersten erfolgreichen Aufführung. Das Publikum amusirte sich in vielen Scenen, obschon der Aufbau des Stücks ein mangelhafter ist und die Handlung sehr ins Breite verläuft. Schon

die vielen Personen, welche der Theaterzettel aufweist, decken diesen Mangel auf; doch Heinemann hat viele spaßhafte Einfälle und er weiß meistens mit seinem zahlreichen Personal etwas für die komische Wirkung herauszuwirthschaften. Ueber das Verhältniß der Episoden zur Haupthandlung pflegt unser Theaterpublikum nicht weiter nachzudenken.

Der Kern des Stücks besteht darin, daß ein Graf Marberg am Hochzeitsabend, als er mit seiner jungen Frau nach Paris reisen will, für den nächsten Vormittag als Zeuge in einem Skandalproceß vor Gericht geladen wird. Es handelt sich jedenfalls dabei um pikante Antecedentien; das Nähere erfahren wir indeß nicht. Seiner Frau gegenüber sucht der Graf natürlich die Wahrheit zu vertuschen; doch „das Lügen“ hat, wie wir aus dem Benedix'schen Lustspiel, das diesen Titel führt, zur Genüge wissen, die verhängnißvolle Eigenthümlichkeit, daß die eine Lüge die andere hervorruft. Die Gräfin Hilda liest den Bericht über diesen Proceß: die Zeitungen haben auf den Wunsch des Grafen, den Zeugen M. nur mit diesem Anfangsbuchstaben bezeichnet: doch Hilda wünscht um so dringender, den Namen desselben zu erfahren, da seine Aussagen höchst pikant sind. Marberg bittet mit Erfolg einen ihm befreundeten Studenten, ein bemoostes Haupt, sich für diesen Zeugen M. auszugeben. Dieser liebt Susanne, eine Kantorstochter, die er auf der Eisbahn kennen gelernt hat; aber dem in mißliche Händel verstrickten Zeugen M. will der Vater die Hand seiner Tochter nicht geben: da bekennt Müller, daß er gelogen hat und gibt den Grafen preis. Die schalkhaft übermüthige Lucie bringt dann alles wieder ins rechte Gleis. Natürlich geht es ohne große Unwahrscheinlichkeiten in dem Stück nicht ab; der erste Act ist arm an Inhalt, der zweite und dritte enthalten einzelne komisch wirksame und anmuthende Scenen.

Der neue Director des Schauspiels, Arno, debutirte mit dieser première des Heinemann'schen Stücks; der gute Ruf, der ihm vom Residenztheater in Bezug auf die Inscenirung von Conversationsstücken vorausging, bewährte sich durchaus; denn das Spiel und das Tempo der Darstellung war frisch und flott und die scenischen Arrangements hatten ein stilvolles Gepräge.

Bibliographie.

Almogeu, D., Worte der Abwehr, Antwort auf die „Briefe eines Ariers au einen Semiten“. Lcipzig, Kufss. Gr. 8. 50 Pf.

Berczik, A. v., O Julius! Lustspiel. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von A. Kohut. Leipzig-Reudnitz, O. Schmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Beta, O., Vor der Meute. Lustspiel. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Blätter für Taubstummeubildung. Herausgegeben von E. Walther und F. Töpler. 1. Jahrg. 1887/1888. Nr. 1. Berlin, Staude. Gr. 8. Vierteljährlich 2 M.

Bloch's, E., Dilettanten-Bühne. Nr. 237: Sein Lieblingsgericht. Lustspiel von F. Helm. Berlin, Lassar. 8. 90 Pf.

Blum, M., Vom Felde der Liebe. Gedichte. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 1 M.

Bonn, F., und J. Grosse, Hans Turnhill. Drama. München, Braun u. Schneider. 8. 1 M. 50 Pf.

Brandis-Zelion, Emma v., Leonie. Familien-Roman mit besonderer Rücksicht auf jugendliche Leserinnen. Paderborn, Junfermann. 8. 2 M.

Braun, Klara, Ich soll dich grüßen! Lyrische Gedichte, ausgewählt von K. B. Mit 8 Illustrationen in Lichtdruck von R. E. Kepler. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1888. 16. 2 M. 20 Pf.

Bußler, W., Aus meinem Kriegsleben. Gotha, Schloeßmann. 8. 2 M.

Bütow, O., Die Lösung der socialen Frage. 1ster Thl. Der Racen-Ursprung der gesellschaftlichen Frage. Colberg. Gr. 8. 6 M.

Der Cirkus und die Cirkuswelt. Von Signor Domino. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Das neue Deutschland. Politische Studie von *,*. Oldenburg, Wiechmann. Gr. 8. 60 Pf.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Das Gemeindekind. Erzählung. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 7 M.

Franck, K., Friede auf Erden. Sociale Zeilpredigten. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1888. 8. 2 M. 25 Pf.

Frey, B., Die Zunahme des Deutschenhasses in Frankreich. Politische etrachtungen. Basel, Bernheim. 8. 80 Pf.

Glaser, G., Zurechnungsfähigkeit, Willeusfreiheit, Gewissen und Strafe. Theoretisches uud Praktisches. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Groll, T., Geerschtiaden. Humoresken aus dem Leben Gerst's, weiland Gefängnißpastor zu Düsseldorf, in niederrheinisch-plattdeutscher Sprache erzählt. Düsseldorf, Schmitz u. Olbertz. 1885. 8. 1 M. 25 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Ginevra Cantarini. Roman. Seltsam aber wahr. Erzählung. Augsburg, Schmidt. 8. 3 M. 50 Pf.

Günthert, J. E. v., Agnes. Eine Hexengeschichte aus dem 16. Jahrhundert. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Hebler, C., Elemente einer philosophischen Freiheitslehre. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 M.

Heigel, K. v., Ernste und heitere Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Heinke, F., Die Mühle von Poscherun. Historisches Lustspiel. Berlin, Liebel. 8. 1 M. 20 Pf.

Hoffmann, H., Neue Korfu-Geschichten. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Hoffmann, R. E., Seewasser-Aquarien im Zimmer. Für den Druck bearbeitet und herausgegeben von K. Ruß. Magdeburg, Creutz. 8. 3 M.

Hoenig, F., Oliver Cromwell. 1ster Bd. 2ter Thl.: 1642—1646. Mit 4 Plänen. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 6 M.

Huyssen, G., Der Militärdienst, als eine Schule für das Leben dargestellt. Berlin, Maurer-Greiner. 8. 1 M.

Jacobi, J., Zwölf Jahre auf den Galeeren. Die Schicksale des jungen Jean Marteilhe. Nach dem Französischen. Halle, Strien. 8. 2 M. 50 Pf.

Jäger, E., Die Agrarfrage der Gegenwart. Socialpolitische Studien. 3te Abth. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 8. 5 M.

Jenzen, C., Illa von der Recknitz. Charakterbilder aus dem letzten Decenium. Wahrhaftigen Erlebnissen nacherzählt. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 2 M.

Klinckowström, A. v., Die Leutringens. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 6 M.

Leipoldt, G., Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima uud die Mittel zu dereu Abwehr. Eiu Beitrag zur Förderung der deutscheu Kolonialbestrebungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Leixner, O. v., Gegen die Kunstausstellungen. Zwecklose Randglossen. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 50 Pf.

Lier, E., Die Haut als Vermittler der Erkältungskrankheiteu. Hamburg, Voss. Gr. 8. 80 Pf.

Linde, C. A., Faust. Eine Tragödie. III. Theil zu Goethe's Faust. Darmstadt. 12. 1 M.

Mantegazza, P., Die Kunst glücklich zu sein. Aus dem Italienischen. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 8. 2 M.

Meyer, Gertraut, Die Gesänge von dem ewigen Leben der Seele in Christo. Leipzig, Selbstverlag der Verfasserin, Nürnbergerstr. 56, I. 8. 2 M. 40 Pf.

Meyer, J. B., Zur Reform der deutschen Hochschule. Festrede. Bonn, Strauß. 8. 1 M.

Monthaye, E., Krupp und de Bange. Mit 4 Figur-Tafeln und 1 Photographie der Krupp'schen Fabrik. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von R. v. Bieberstein. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 4 M.

Morayta, M., Alt-Egypten. Essay. Deutsch von A. Schwarz. Berlin, K. Siegismund. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Morneweg, K., Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof (geb. 1455, Bischof von Worms 1482, † 1503. Mit Dalbergs Bildniß. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Motzkau, J., Aus meinem Tagebuch. Criminal-Novellen und Skizzen. Berlin, A. Boettcher. 8. 1 M. 50 Pf.

Oertzen, G. v., Aus Lyrikers Chronik. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.

Penck, A., Das deutsche Reich. Mit einer Einleitung: Europa im allgemeinen von A. Kirchhoff. Mit 13 Tafeln in Farbendruck, 90 Vollbildern und 123 Textabbildungen. Leipzig, Freytag. Lex.-8. 30 M.

Quental, A. de, Ausgewählte Sonette, aus dem Portugiesischen verdeutscht von W. Storck. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M. 60 Pf.

Radakowitzsch, N., Zur Erkeuutuiss der Idee des Menschen. Göttingeu, Dieterich. Gr. 8. 10 M.

Reuter, G., Glück und Geld. Ein Roman aus dem heutigen Egypten. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.

Rüdel, K., Ueber eine Gattung von Körpern höherer Dimensioneu, Fürth, Schmittner. 8. 40 Pf.

Sammlung von Kompendien für das Studium und die Praxis. 1ste Serie. 1ster Bd.: Gruudriss der Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von G. Körting. Münster, H. Schöningh. Gr. 8. 4 M.

Scherr, J., Bildersaal der deutschen Literatur. Stuttgart, Gebr. Kröner. Lex.-8. 8 M.

Schleiermacher's Briefe an die Grafen zu Dohna. Herausgegeben von J. L. Jacobi. Halle, Strien. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schumann, A., Aargauische Schriftsteller. Aus den Quellen dargestellt. 1ste Lfg. Aarau, Sauerländer. 1888. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Sohnrey, H., Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt. Bernburg, Bacmeister. 8. 2 M.

Sommer, H., Individualismus oder Evolutionismus? Zugleich eine Entgegnung auf die Streitschrift des Herrn Professor Wilhelm Wundt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 M.

Stall, B., Englische Kolonialpolitik im vorigen Jahrhundert. Der Abfall der amerikanischen Kolonien im Parlamente. Berlin, Bernstein. 8. 60 Pf.

Sterne, C., Die alte und die neue Weltanschauung. Studien über die Rätsel der Welt und des Lebens. Mit zahlreichen Textabbildungen, Porträts und Tafeln. 1ste Lfg. Stuttgart, Weisert. Gr. 8. 50 Pf.

Strei C., Die Griechen. Gedicht in 12 Gesängen. Berlin, Parrisius. Gr. 8. 4

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erklärung.

In den öffentlichen Blättern ist mehrfach über einen Process berichtet worden, welchen die Inhaber der unterzeichneten Firma gegen den Redacteur der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“, Herrn Wilhelm Lange in Berlin, angestrengt haben, weil derselbe einen Beleidigungen gegen sie enthaltenden offenen Brief des spanischen Dichters Antonio de Trueba aus dem Jahre 1882 (der ihnen bisher unbekannt geblieben war) abdruckte und daran eigene beleidigende Ausführungen knüpfte.

Gegenüber den in einigen dieser Berichte enthaltenen Verdächtigungen der Handlungsweise der unterzeichneten Firma wird das Publikum mit Recht eine Aufklärung über die Angelegenheit seitens derselben erwarten. Letztere wird eine solche geben, nachdem das von ihr angerufene Revisionsgericht gesprochen haben wird, da es ihr vor der endgültigen Entscheidung des Rechtsstreits unzulässig erscheint, denselben zum Gegenstand von Erörterungen zu machen.

Schon jetzt aber fühlt sich die unterzeichnete Firma genöthigt, einen in der letzten Nummer der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“ erfolgten neuen Angriff auf ihre geschäftliche Ehre: die „Bekanntmachung“ eines eben erst in Berlin gegründeten sogenannten „Schutzvereins Deutscher Schriftsteller“, als eine unberechtigte Anmassung und Ueberhebung zurückzuweisen und ausserdem zu erklären, dass sie sich vorbehält, die Unterzeichner wie etwaige Weiterverbreiter jener Bekanntmachung strafgerichtlich zu verfolgen.

Von dem Gerechtigkeitsgefühle derjenigen Blätter, welche Berichte über den gedachten Process gebracht haben, glaubt sie erwarten zu dürfen, dass dieselben ihren Lesern auch diese Erklärung mittheilen werden.

Leipzig, 28. October 1887.

F. A. Brockhaus.

Anzeigen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 10. November 1887.

Leopold Katscher über England.

1. Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen von Leopold Katscher. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.
2. Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bull's. Von Leopold Katscher. Stuttgart, Göschen. 1886. 8. 6 M.
3. Aus England. Bilder und Skizzen von Leopold Katscher. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1886. 16. 40 Pf.

Hervorragend in ihrer Art und Weise unter den zahlreichen Werken über England und dessen Zustände in den letzten Jahrzehnten sind Leopold Katscher's Schriften, verschiedene Licht- und Schattenbilder, theils wegen der liebevollen Vertiefung in die Gegenstände der Schilderung, theils wegen des uns in Deutschland so nahe angehenden Stoffs und der geschilderten Persönlichkeiten. Wie bei diesem geschätzten Autor alle neuern Kunstgriffe der Farbengebung ausgeschlossen sind, nur die Wahrhaftigkeit der eigenen Anschauung und des Erlebten zu Worte kommen, so ist auch der Stil Katscher's einfach, klar, bündig und sachgemäß. Weil der Stoff und die Sprache sich durchaus decken, bieten Katscher's Schriften ein vielseitiges Interesse; denn der Gelehrte kann nicht an ihnen vorübergehen und der die Unterhaltung suchende Leser wird interessirt, befriedigt und unterrichtet werden.

Woher aber diese große Kenntniß eines Landes, welche selbst Engländer anerkennen bei jemand, der wol die germanische Eigenart in sich trägt, aber weder eigentlich Engländer noch Deutscher ist? Woher diese oft Lessing'sche Schärfe des Ausdrucks in der Darstellung? Die außergewöhnliche schriftstellerische Kraft, der seltene Fleiß des Verfassers und vor allem das der ganzen Menschheit zugekehrte Herz desselben werden dies erklären.

Es ist vor allem der Vorzug von Katscher's verschiedenen Schriften über England, daß er nicht nur skizzirt, sondern das ganze nationale Leben aus der Gegenwart heraushebt und es mit allen Licht- und Schattenseiten darstellt. Wir haben seit den „Briefen eines Verstorbenen" eine Fülle von Schilderungen der englischen Zustände durch bedeutende deutsche Schriftsteller erhalten; jedoch oft genügten diese prägnanten Bilder nicht, um denselben völlig gerecht werden zu können. Die Verschönerer und Tadler geben niemals ein vollkommenes Abbild eines fremden Landes und Volks und des daselbst Gesehenen; wir erhalten meist nur Ideen über dies und jenes. Durch Katscher's scharfen und eindringenden Verstand, seinen gesunden Naturalismus, welcher das Kleinliche meidet, empfangen wir, was wir bedürfen: den äußern Stoff und die unendliche Mannichfaltigkeit des geistigen Lebens. Indem der Beobachter unausgesetzt nicht die eigene Idee, sondern die Ideen der Engländer ganz und rein auszuprägen sucht, gibt er die volle Anschauung der Art und Weise des einst weltbeherrschenden Inselvolks. Katscher's fleißiges und feinsinniges Beobachten wird erst dann klar, wenn wir das Gegebene mit unsern Zuständen zu vergleichen beginnen und das Brauchbare sowie Lehrreiche für uns auszusondern suchen. In diesem Ablauschen der Pulsschläge einer großen Nation verfährt unser Autor vollbewußt, liebenswürdig, künstlerisch; die Wirklichkeit läßt er in die Schranken treten, wo es sich um nackte Wahrheit und charakteristische Eigenheit dreht, und mit Naturwahrheit schildert er dort, wo es sich um die Ausgestaltungen des Menschengeistes, der britischen Menschenseele handelt. Aber selbst da, wo alltägliches Leben, wo „die rohen Kräfte sinnlos walten", versteht es Katscher noch, auf die geistigen Momente hinzulenken.

Wenn Geist und Natur, Inhalt und Form in einer wissenschaftlichen Arbeit derartig zu Tage treten, so fühlt

der Wißbegierige sich alsbald gefesselt und von Einseitigkeit befreit: man verlangt keine Parteinahme von uns, sondern unser inneres Wesen kann sich unbefangen der Sache hingeben.

Wie sich seine Schriften allmählich gestaltet haben, das möchte er uns in seiner bescheidenen Weise gern bezeugen. Wir erblicken in Katscher's Werken die tüchtige Kraft des reichen Gemüths und die künstlerische Reflexion des sichtenden Verstandes. Eine dichterische Ader und vielseitige Bildung, wie sie der berufene Schriftsteller haben muß, sind zudem unserm Verfasser eigen.

Wenden wir uns zu den „Bildern aus dem englischen Leben" (Nr. 1). Der Studien darin sind vier: „Die Universitäten"; „Das Post- und Telegraphenwesen"; „Das Clubwesen einst und jetzt"; „Die Sonntagsfeier".

In „Die Universitäten" ist Katscher, vielleicht unbewußt, ein wahrer Dichter. Das Jugendleben kann nicht frischer und farbenreicher ausgemalt werden. Auch nicht realistischer in seiner Sorglosigkeit. Das englische „Bummeln" ist ganz köstlich gezeichnet. „Das Post- und Telegraphenwesen" ist natürlich und für sich nüchtern genug. Den englischen Postdamen, den Verkäuferinnen der Werthzeichen, läßt Katscher volle Gerechtigkeit widerfahren. „Das Clubwesen einst und jetzt" ist schon oft geschildert worden, ohne daß wir ein deutliches Bild davon erhalten; die Phantasie mußte das Meiste hinzuthun. Unter Katscher's Führung aber befinden wir uns inmitten der Clubgesellschaft und können zum Schluß des Verfassers Worte mit unterschreiben:

Die Geschichte des altenglischen Clubwesens ist die Geschichte des englischen Nationalcharakters und seiner Entstehungsweise. Die Organisation des heutigen Clubwesens gibt ein Bild der bessern Gesellschaft Englands mit ihrer Vorliebe für den Luxus, die Ordnung und ein bequemes Leben. Diese Art der Vereinigung ist in England zum unabweisbaren Bedürfniß geworden; dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß das Clubwesen, welches sich noch vor einem Decennium auf die reichen und wohlhabenden Klassen beschränkte, sich im Mittelstande und in den untersten Schichten der Gesellschaft, natürlich auf bescheidenerm Fuße, immer mehr Bahn zu brechen beginnt.

„Die Sonntagsfeier" ist ein Abschnitt, den jeder prüfen sollte, der bei uns in dem mühevoll arbeitenden Deutschland für eine strengere Sonntagsfeier eifert und schwärmt. Mit den Schlußworten Katscher's namentlich, so herbe sie für den ersten Augenblick auch klingen mögen, wird jeder sich einverstanden erklären. Für der Menschen Bedürfen und Lust hat Katscher überhaupt das feinste Verständniß. Die Lebensverhältnisse, gleichviel, ob sie mit der Natur oder mit der Gesellschaft zusammenhängen, schätzt er klar nach ihrer Bedeutung, nach ihrem Werth.

Von „Londoner Skizzen" enthält der betreffende Band in fünf Haupttheilen zwölf Unterabtheilungen; der Gegenstand derselben wird mit kurzen und kräftigen Strichen klar und deutlich dem Leser vor Augen gestellt: es sei „Das Polizeiwesen" oder „London unter der Erde"; „Wie London verwaltet wird" oder „Das Eastend"; oder „Sechs Musteranstalten"; immer tritt uns darin der ernste Forscher entgegen, der nur spricht, was er aus langer Erfahrung kennt und allseitig besprechen kann. Daß vornehmlich dieser Theil des Buchs die Aufmerksamkeit von Engländern auf Katscher lenkte, das ist leicht durch die eigene Art und Liebe erklärt, womit der Autor die Dinge sieht und beschreibt. „Bei allen nicht in gleichem Grade", pflegt man sonst wol anzufügen; hier ist das wahrlich nicht nöthig. Katscher's schriftstellerischer Haushalt ist ökonomisch-sittlich, und Selbstsehen ist ihm die Grundlage des Sachlichen. Es kommt nur auf die Stoffe an, für die man sich interessirt, ob für ein Findlingshaus oder für eine unterirdische Eisenbahn. Denn „wo man's packt, da ist es interessant".

Der dritte und kleinste Abschnitt des Werks bringt „Bagatellen". Es sind fünf: „Ein Weib als Secten-Oberhaupt"; „Ein Zeitungsschwindler"; „Eine ideale Gesundheitsstadt"; „Die blauen Buben beim Abendessen"; „Eine moderne Industriestadt".

Nicht blos mit dem Verstande, auch mit dem Gemüth sieht Katscher die Dinge an. Von den „blauen Buben" erfahren wir, daß es 700 Waisenknaben sind, welche für einen höhern Lebensberuf vorbereitet werden, von denen die Auserwählten sogar von der Königin am Neujahrstage und dem Lordmayor zu Ostern persönlich überreichte Anerkennungen erhalten.

Man muß ein Volk lieben, wenn man so warm darüber schreiben kann. Trotzdem wird diese Schrift noch von Katscher's Hauptwerk über England: „Nebelland und Themsestrand" (Nr. 2) übertroffen. Das schöne Buch ist Oskar Justinus gewidmet. Nicht weniger als 45 völlig verschiedene Studien enthält der Band von 473 Seiten. Und welche Studien! Es sind tiefe und reiche Gedanken über Volkswohl und Volkswirthschaft mit darin niedergelegt, auf das schmuckloseste und einfachste geboten.

Obgleich der Verfasser auch diese Schrift in drei Abtheilungen gliedert, deren mittlere er „Bilder und Skizzen" und die letzte „Fliegende Blätter" nennt, möchten wir keine der Studien anders als beim rechten Namen taufen: „Im Traume habe ich den Herakles selbst gesehen und ihn dann gebildet!" Nur mit dem Unterschiede, daß Parrhasius den Herakles erst erschuf, unser Katscher ihn Tag und Nacht, und nicht im Traume, fix und fertig darstellt: nämlich das von vier Millionen Menschen bewohnte London.

Die ersten zweihundert Seiten des Buchs, welche von The Salvation Army (Heilsarmee), dieser wunderlichen und merkwürdigen Zeiterscheinung, von den Deutschen in London und dem modernen Zeitungswesen reden, gehören wol zu dem Besten, was in Volksbelehrung geleistet worden ist. In der einheitlichen Durchdringung eines darzustellenden Gegenstandes, welcher Art er auch immer sei, bekundet sich der Meister. Welch frische lebendige Charakterbilder sind General Booth, der Führer der Heilsarmee, und die Seinen. Von treffender Wahrheit sind

seine „Deutsche Bevölkerung“, „Deutsche Literatur in England“ und „Das moderne Zeitungswesen“. Eine ernste Mahnung verknüpft Katscher mit diesen Schilderungen:

Wir wollen alle Deutschen, sei es im Reich, sei es in der Schweiz oder in Oesterreich-Ungarn, dringend vor der unbedachten Auswanderung nach England warnen. Nur wer besonders heroischer Natur ist oder wer über eine anständige Summe Geldes verfügt, mache den Versuch aufs gerathewohl. Jeder andere bleibe im Lande und nähre sich redlich; selbst mit Empfehlungen und Sprachkenntnissen ist es nicht gethan. Manche verlassen sich, wenn sie sich zur Reise nach England entschließen, geradezu auf die eventuelle Hülfe der Wohlthätigkeitsvereine und der reichen Leute, die dort leben. Aber sie täuschen sich nicht selten; denn so großartig viel auch in dieser Richtung gethan wird — es hat seine Grenzen.

Wieder müssen wir darauf zurückkommen, wie erstaunlich bei Katscher's Schilderungen die praktisch-vernünftige Beschränkung des Beobachters ist. Dies wird nicht nur den praktischen Engländern, es wird jedem Leser auffallen. Katscher schreibt nur, was Werth für die Welt und allgemeine Bedeutung hat, und alles, was die Aufmerksamkeit davon ablenken würde, ist ausgeschlossen; er betont die besondere Eigenthümlichkeit von Land und Leuten, und bei dem Geringfügigern selbst, wie man allenfalls „die Lordmayorsschau“ und das in Romanen oft behandelte „Derbyrennen“ bezeichnen könnte, hat die Schilderung niemals den idealen Gehalt der englischen Nation aus den Augen gesetzt. Und Katscher erhöht dies alles, vornehmlich in seinem Hauptwerk, durch die entsprechende Form und treffende Ausdrucksweise. Es ist ein schönes Ganzes, das gelesen werden sollte, nicht nur von denjenigen, die sich über das England von heute unterrichten wollen, auch von denen, die lernen wollen, wie solche Schilderungen auszuführen sind.

„Aus England. Bilder und Skizzen“ (Nr. 3) betitelt unser Autor die zwei Bändchen einer andern Schrift. Auch ihr Inhalt ist überaus reichhaltig, und es paßt auf ihn vieles von dem Vorausgesagten ebenso gut wie auf die beiden großen Werke. Nur enthalten diese beiden Bände mehr Skizzenhaftes, und der Verfasser steht in ihnen nicht so gleichmäßig mit dem ganzen innern Gehalt seiner schriftstellerischen Bedeutung vor uns. Geradezu als Tadel möchten wir dies keineswegs aufgefaßt wissen, weil seine Bedeutung aus den Anregungen kommt, die der Gegenstand selbst gewährt, ähnlich wie dem Maler etwa die Motive zufließen. England und die Engländer wollt ihr kennen lernen, darf der Verfasser uns einwenden. Was er an Ort und Stelle sah, das hat er benutzt, um das englische Wesen zu kennzeichnen. Dessenungeachtet scheidet er vielleicht bei einer neuen Auflage „Die Katzen der Frau Shleman“ aus und nimmt anderes, für das englische Hauswesen Charakteristische dafür auf. Selbst als Satyrspiel nach dem voraufgegangenen Ernst möchten wir den Artikel missen.

Und „Meine diamantene Hochzeit?“ wird der Verfasser ärgerlich hier sagen. Nun, wir meinen überall angedeutet zu haben, wie viel geschichtliches und philosophisches Wissen der Darsteller oft unter ganz einfachem Titel niederzulegen weiß. Er spricht in der „Diamantenen Hochzeit“ von George Stephenson, dem Vater der Locomotive, und schließt den Artikel mit Recht:

Was sind Eroberer und große Kriegshelden gegen solche Heroen der Civilisation wie Stephenson und seine Helfer? Jene vernichten, diese schaffen Gutes, unterwerfen Zeit und Raum ihrem unbeugsamen Willen und drängen in kurze Zeiträume zusammen, was sich sonst vielleicht erst in vielen Generationen entwickeln würde. Fast jeder Erdenwinkel hat aus Stephenson's Genie und aus den Bemühungen der braven Quäker direct oder indirect reichlich Nutzen gezogen.

Der Inhalt dieser beiden kleinern Bände ist sehr unterhaltend und lehrreich für das große Publikum. Der erste Band bringt mehreres, jedoch in anderer Form, was auch „Nebelland und Themsestrand“ schon eingehender behandelt haben. Die Abtheilungen des ersten Bandes sind: „Bruder Studio“; „Die Presse“; „Die Seligmacher-Armee“; „Eine unterirdische Eisenbahn“; „Deutsches Leben an der Themse“; „Postalisch-Telegraphisches“; „John Bull's Eheversprechen“; „Sic transit“; „Kunstzustände“.

Die Aufsätze des zweiten Bandes sind: „Nebel und Sonnenschein“; „Zum Eisenbahnwesen“; „Parlamentarisches“; „Ein internationaler Club“; „Lloyd, der Vielgenannte“; „Der Mersey-Tunnel“; „Die Rinkomanie“; „Vom Essen und Trinken“; „Buntes aus der Mappe“ mit drei Unterabtheilungen; „Bagatellen“ mit fünf Unterabtheilungen, betitelt: „Eine zünftige Festtafel“, „Militärisches“, „Irische Todtenwachen“, „Der 1. Mai in Oxford“, „Chambers“. Ueber die englischen Studentinnen sagt Katscher:

In keinem Lande ist das Frauenleben so entwickelt, die Frauenbildung so verbreitet, die Frauenbewegung so fortgeschritten wie in dem Inselreiche im Nordwesten Europas. Namentlich auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und der Schriftstellerei leistet die Frauenwelt nirgends so viel wie in England. Dort widmen sich seit langer Zeit zahlreiche Mitglieder des schönen Geschlechts ernsten und gründlichen Studien aller Art; sei es, daß sie sich auf Naturwissenschaften oder Mathematik verlegen. ... In London gibt es eine medicinische Hochschule für Damen und ihre Hörerinnen können durch erfolgreiche Ablegung der vorgeschriebenen Rigorosen den Grad eines Doctors der Medicin erlangen. Zwischen dem Hochschulstudium der Damen in England und demjenigen auf dem Festlande bestehen Unterschiede. In Zürich, Moskau u. s. w. unterscheidet es sich in nichts von dem der Jünglinge; in Oxford und Cambridge aber steht die studirende weibliche Jugend zwar mit den dortigen Hochschulen in derselben Verbindung wie die männliche; allein sie thut sich ebenfalls wie diese zu eigenen Collegien (colleges) zusammen, deren jedes eine Art Universität für sich oder doch mindestens einen kleinen Staat im Staate bildet, und dabei ist alles derart veranstaltet, daß das eine Geschlecht mit dem andern nicht in Berührung kommt. ... Die oxforder Colleges haben noch lange nicht die Wichtigkeit der cambridger erreicht; darum wollen wir uns an die letztern halten. Girton College zeichnet sich vornehmlich durch seine Erfolge in der Mathematik und den alten Sprachen, Newnham College in Geschichte und Naturwissenschaften aus, während an beiden Collegien sämmtliche genannte Wissenszweige gelehrt werden. Die Leitung ist in der Hand einer Vorsteherin (lady prin-

cipal); in Newnham versieht dieses Amt jetzt eine Tochter Gladstone's. ... Die Studentinnen der ladies colleges können in keiner Beziehung Pedantinnen oder Bücherwürmer genannt werden. Sie nehmen keine blaustrumpfmäßigen Gewohnheiten an, sie werden weder in ihrer Kleidung, noch in ihren Mienen affectirt. Man darf im Gegentheil behaupten, daß sie heiterer, geselliger, mittheilsamer sind, als wenn sie nur den Einflüssen der abgeschlossenen Lebensweise ausgesetzt gewesen wären, durch die sich die englischen Mittelklassen häufig recht unvortheilhaft auszeichnen.

Wir möchten am liebsten diesen ganzen Aufsatz mittheilen: so fesselnd und unterrichtend ist er. „Die Presse“ wird alle Liebhaber der deutschen Journalistik und Literatur sehr anziehen. Darin sagt Katscher unter anderm:

Die „Times“ hat einen Reingewinn von ungefähr 300000, der „Manchester-Guardian“ von 130000 Pfund. Dabei ist die „Times“ in der Aufnahme von Annoncen sehr wählerisch; was den Beamten zweifelhaft dünkt, wird abgewiesen. „Graphic“ und „Illustrated London News“ lassen sich für eine Viertelzeile drei Gulden bezahlen und nehmen grundsätzlich in keiner Nummer mehr als vier bis sechs Seiten Inserate auf, obwol sie zwanzig haben könnten. Sie sind nicht auf Bestechungen, Betheiligungen, Subventionen, Reptiliengelder und derlei schöne Sächelchen angewiesen. Und daß sie sich von jedem solchen Schwindel fern halten, ist ein dritter Grund für die Achtung und das Vertrauen, dessen sich ihre Blätter erfreuen. Vor einigen Jahren wurde in einem Wochenblatt der Verdacht ausgesprochen, der damalige Redacteur der Börsen- und Finanzrubrik der „Times“ habe nicht ganz reine Hände; die Sache wurde untersucht und war zwar nicht sehr schlimm, aber immerhin erfolgte die sofortige Entlassung des Betreffenden.

Hinsichtlich der „Seligmacher-Armee“ verweisen wir auf den herrlichen Abschnitt in dem großen Hauptwerke über „The Salvation Army“. „Sic transit“ bietet den vollen Reiz gelungener Schilderung; es ist ein Muster der Darstellung. Wer Abhandlungen und Lehrbücher für die Jetztzeit schreibt, der möge bei unserm Verfasser in die Schule gehen. Seine kurze eigenthümliche Ausdrucksweise weiß die Dinge erschöpfend zu bezeichnen und darzustellen. „Sic transit“ behandelt das in den berühmtesten englischen Romanen eine wichtige Rolle spielende Gefängniß Newgate.

Den „Kunstzuständen“ ist nur eine flüchtige Betrachtung gewidmet. Oft wäre allerdings zu wünschen, daß alle Kunstbesprechungen bei aller Kürze so treffend gehalten sein möchten wie diese hier.

„Nebel und Sonnenschein in London“ ist eine geistvolle Skizze. „Ziffern sprechen“ ist ein mühevoll zusammengetragener Aufsatz. Die Anerkennung, die der Verfasser der londoner Polizei spendet, unterschreiben auch wir.

„Parlamentarisches“ bespricht die Parlamentseröffnung durch die Königin in sehr anschaulicher Weise, und schildert den von Charles Bradlaugh heraufbeschworenen „Verfassungskampf“. Katscher's Behandlung der „Northamptonfrage“ hat nicht nur in Deutschland Aufsehen erregt. Aber wir stehen hier auf einem ganz andern Standpunkte als der Verfasser. Es kann uns nicht einfallen, Grundsätze durch gründliche Widerlegung umstoßen zu wollen; das ist auch sehr schwer. Jedoch trägt der Autor seine Ansichten in so geistvoller Weise vor, daß nicht ohne Nutzen auch derjenige, der eine entgegengesetzte Ansicht vertritt, Katscher's Aufzeichnungen und Wahrnehmungen lesen wird. Fleiß in der Darstellung: diese Signatur tragen alle Aufsätze des zweiten Bandes, deren wir nicht näher Erwähnung thun. Die Schriften Katscher's über England haben nicht blos touristischen Werth: die eigenartige tüchtige Natur des Verfassers prägt sich in ihnen aus und erweckt unsere Sympathien.

W. von Seeburg und Glenz.

Neue Romane, Erzählungen und Novellen.

Besonders in der Romanliteratur der Deutschen dominirt seit einigen Decennien der Frauenroman in ganz bedenklicher Weise. Seit der verstorbene Ernst Keil, der gewiß nur von den edelsten Absichten geleitet wurde, der geistigen Frauenarbeit in der „Gartenlaube“ ein dauerndes Daheim errichtete, seit den großen Erfolgen der Marlitt und der Werner scheint die deutsche Frau, soweit sie sich geistigen Interessen zuwendet, in einer möglichst ausgebreiteten Pflege des Romans das Heil der Welt zu erblicken. Unsere illustrirten und nichtillustrirten Zeitschriften gestatten meistens der Frau das erste und das letzte Wort und man könnte füglich behaupten, daß in Deutschland wenigstens auf diesem Gebiete die Frauenemancipation zur vollendeten That geworden ist. Daß dieses unsere zeitgenössische Literatur kennzeichnende Merkmal seine guten wie schlechten Seiten hat, dürfte an der Hand der Thatsachen nicht unschwer nachzuweisen sein.

Wir wollen zunächst gern und bedingungslos einräumen, daß die Tiefe und Zartheit des Empfindens der deutschen Frau sich auch besonders in ihrer Schreibart äußert und daß es vielen unserer Schriftstellerinnen gelungen ist, eigenartige Wege zu gehen, wie uns dies namentlich in den Werken der reichbegabten Verfasserin der „Geier-Wally“, Wilhelmine von Hillern, in erfreulicher Weise entgegentritt. Aber Hand in Hand mit diesem stark ausgeprägten Empfinden der schriftstellernden Frauen geht ein befremdender Zug der Manier und Absichtlichkeit. An Stelle der dichterischen Inspiration, deren elementare Gewalt sich selbst dem Widerstrebenden offenbart, tritt bei ihnen ein Hang zur Künstelei. Das Weib ist nun einmal nicht im Stande, frei aus sich heraus zu schaffen; das Anempfundene ist sein Gebiet; die eigene Individualität geht in den schriftstellerischen Gebilden der Frau zu Grunde. Dazu kommt, daß die eigentliche Composition die schwache

Seite unserer Schriftstellerinnen ist, daß ihre Charakteristik leicht ermattet und sich derart erschöpft, daß sie bei spätern Bildungen nur noch auf die Schablone angewiesen ist; kurzum, alles kommt hier zusammen, um oft der Unnatur ein Denkmal zu setzen, dauerhafter als Erz.

Auch die uns heute zur Besprechung vorliegenden Werke kennzeichnen sich sämmtlich als Frauenarbeit, wenn auch nicht durchweg im Original, so doch sicher in der Uebersetzung.

1. Reiche Leute. Erzählung von Ludovica Hesekiel. Gotha, F. A. Perthes. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Die vorliegende Erzählung, die in gewisser Hinsicht den Eindruck eines socialen Romans macht, hebt sich weit empor über die Durchschnittsarbeiten unserer schriftstellernden Frauen; ja, man könnte fast versucht sein, diese Erzählung für das Werk eines gereiften Mannes zu halten, wenn nicht eine gewisse Unbeholfenheit in der Composition dieser sonst empfehlenswerthen Arbeit ab und zu den Stempel des Unfertigen aufdrückte. Die Verfasserin weiß mit vielem Geschick die These zu vertheidigen, daß Reichthum allein nicht glücklich macht und daß selbst der Reichthum des Herzens und des Geistes oft Gefahren in sich birgt, die in gewissen Lebenslagen sich in drückendster Weise bemerklich machen.

Der Gang der Erzählung ist in kurzem folgender. Vera, die Tochter des Geheimraths von Milnitz, hat Eberhard Comes, einem reichen Fabrikanten, die Hand gereicht. In dem kleinen Städtchen Oedhausen, wo die Neuvermählten leben, lernt Vera zuerst die Schattenseiten des Reichthums kennen. Von den mit ihr in Berührung tretenden Kleinstädtern wird ihre edle Natur, die sich rückhaltlos den Stimmungen ihres selbstlosen Herzens hingibt, völlig verkannt. Wo sie Beifall und Aufmunterung zu ernten hoffte, tritt ihr Hohn und Spott entgegen. Aber in der Liebe ihres Gatten findet sie Ersatz für die häßlichen Eindrücke der Außenwelt. Da bricht der Feldzug von 1866 aus und ihr Gatte muß den Fahnen seines Königs folgen. Am Tage des Sieges von Königgrätz wird sie Mutter eines Mädchens, das in der Taufe den Namen Victoria empfängt. Nach Beendigung des Kriegs kehrt ihr Gatte und mit ihm dessen Bruder Detlev zurück, der bei Königgrätz eine leichte Verwundung in der Schulter erhalten hat und sich nun im Hause des Bruders erholen will. Dieser Detlev Comes hatte bisher infolge einer unglücklichen Liebe die Heimat gemieden. Der Tod der Geliebten hatte, da ihm jede Hoffnung auf den Besitz derselben geraubt war, ihn milder gestimmt und er hofft, sich nun in der Heimat in der Nähe des Bruders anzukaufen. Beim Schlittschuhlaufen der Brüder, dem Vera vom Fenster aus zusah, verunglückt Eberhard und wird erst wenige Tage darauf als Todter aus dem Wasser gezogen. Das stille Familienglück Vera's hat hierdurch mit einem mal einen jähen Abschluß gefunden, der sich noch fürchterlicher für sie gestaltet, als sie durch einen Zufall Kenntniß von den Verleumdungen erhält, mit denen die ödhausener Pickwickier diesen Unglücksfall begleiten. Nach dem verleumderischen Urtheil dieser Kleinstädter soll sie schon bei Lebzeiten ihres Gatten ein Verhältniß mit ihrem Schwager Detlev, das sie auch jetzt noch fortsetze, unterhalten haben. Ja, man geht sogar soweit, Detlev des Mordes und sie der Beihülfe zu diesem zu verdächtigen. Ohne ihren Schwager über diese Verleumdungen aufzuklären, faßt sie den Entschluß, Oedhausen zu verlassen und sich so diesen lieblosen Nachreden zu entziehen.

Der zweite Theil der Erzählung führt uns nach Berlin, wo Vera im Hause ihres Vaters, des Geheimraths von Milnitz, liebevolle Aufnahme gefunden und in einem Strudel von Vergnügungen die herben Eindrücke der jüngsten Vergangenheit zu überwinden sucht. Für ihr Töchterchen Victoria hat sie sich nach einer Erzieherin umgesehen und ihre Wahl ist auf ein Fräulein Harfner gefallen. Dieses Fräulein Harfner, das sich erst als ein ziemlich verschlossenes Mädchenherz zeigt, weiß bald die innige Freundschaft ihrer Herrin zu gewinnen. Detlev Comes trifft zum Besuche in Berlin ein und nach langem Werben erringt er das Jawort Vera's.

Der dritte Theil, der auf dem Gute Detlev's, Brecklingen, spielt, zeigt uns Vera als junge Schloßfrau. Vera hat ihre eigene Mutter nie gekannt; sie soll kurz nach ihrer Geburt in einem schweizer See ertrunken sein. Trotz all ihrer Nachforschungen hat Vera nie darüber Näheres erfahren. In Brecklingen erfährt nun Vera, daß ihre todtgeglaubte Mutter noch am Leben, daß Fräulein Harfner, zu der sie schon längst ein unbestimmtes Gefühl des Herzens hingezogen, ihre Stiefschwester ist. Das ist in kurzem der Gang der Haupthandlung der Erzählung, die wir nur in den leichtesten Umrissen hier andeuteten.

Wir haben bereits oben hervorgehoben, daß die einzigen Fehler dieses Werks in der Composition desselben zu suchen sind. Eberhard Comes, der erste Gatte Vera's, verunglückt beim Eislauf und findet einen jähen Tod, ohne daß er sich von seinen Lieben auch nur irgend verabschieden kann. Trotzdem wird im spätern Verlauf der Erzählung wiederholt bemerkt, daß der sterbende Eberhard seine Gattin dem Schutze des Bruders anempfohlen habe. Das ist eine Unklarheit, welche die Verfasserin leicht hätte vermeiden können. Ein größerer Fehler tritt uns in der Charakterzeichnung der Heldin entgegen, die uns als schwankend und lenksam, sogar als charakterschwach vorgestellt wird und dabei doch in ihrem ganzen Thun und Denken als ein zielbewußtes Weib auftritt. Aber nach jeder andern Richtung hin erweist sich diese Erzählung als ein treffliches Werk. Die Charaktere der handelnden Personen, namentlich die Typen der Kleinstädter des ersten Theils, sind lebenswahr und überzeugend dargestellt; die Sprache ist von einer tadellosen Schlichtheit und manches gute, treffende Wort tischt die Verfasserin ihren Lesern auf. Als Beispiel führen wir hier ihr Urtheil über den historischen Roman an:

„Es ist recht wenig hinter diesem sogenannten neuerwachten historischen Sinn", erwiderte der Professor, „äußerer Kram, nichts weiter. Wenn ein Schriftsteller seine Personen mit Kleidern behängt, die er nach den neuesten Costümwerken beschreibt, so ist der Leser entzückt von der Richtigkeit und stößt sich nicht einen Augenblick an den modernen Anschauungen dieser Menschen. Unsere berühmten modernen historischen Romane kommen mir gerade vor wie das heutige Fest, sie sind Costümbälle, weiter nichts." — „Ich glaube wirklich, Herr Professor, Sie bleiben beim Walter Scott stehen." — „Freilich, obgleich ich ihm manche äußerliche Unrichtigkeit nachweisen könnte; aber er hat den Geist der Zeit studirt, die er schildert, aus diesem Geiste heraus handeln und reden die Personen, und das ist wahrlich historischer, als wenn er den wahren Namen von Richard Löwenherz' Küchenjungen entdeckt hätte."

Jedenfalls verdient die Erzählung „Reiche Leute" von Ludovica Hesekiel eine hervorragendere Beachtung als die meisten andern Frauenarbeiten.

2. Krone und Kerker. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von N. vom Hof. Gotha, F. A. Perthes. 1887. 8. 5 M.

Die Verfasserin, die in dem Vorwort zu dieser Erzählung für dieselbe als ein Erstlingswerk plaidirt, hat den Versuch gemacht, die Liebe Heinrich's VIII. von England zu dem schönen Hoffräulein Anna Boleyn im Gewande des Romans zu verklären. Dieser Versuch ist nicht als mislungen zu betrachten. Die Verfasserin hat sich möglichst treu an die überlieferten Quellen gehalten und dabei die Vorgänge am Hofe Heinrich's VIII., die schließlich zu der Hinrichtung seiner zweiten Gemahlin, Anna Boleyn, führten, in überaus anziehender Weise dargestellt. Aber es will uns nicht gefallen, daß der Dialog der handelnden Personen zu sehr im Jambenstile gehalten ist. Es macht fast den Anschein, als hätte N. vom Hof ihren Stoff zuvor als Drama in fünffüßigen Jamben behandelt und erst später die Umwandlung in einen Roman vorgenommen. Wir führen als Belegstelle nur die folgenden Worte der Königin Katharina an:

„Schon wieder, Gräfin, solche zügellosen Reden! Wer fragte Euch? Wie durftet Ihr es wagen, auf eine Schuld des Königs hinzudeuten? Und dieser unerhörte Schluß!"

Wir könnten ähnliche Parallelstellen genug anführen und auch wieder andere, wo der Verfasserin zwar die Umwandlung des Jambus in Prosa gelungen, aber dafür ein bombastischer Schwulst zurückgeblieben ist. Trotzdem gestattet die Erzählung günstige Schlüsse auf das Talent der Verfasserin. Die Gruppirung der Handlung ist äußerst geschickt getroffen und diese weist mitunter echt dramatische Momente auf; auch sind versprechende Anläufe zu treffender Charakteristik geboten. In den Mottos, welche die Verfasserin den einzelnen Kapiteln der Erzählung vorangesetzt hat, ist sie nicht immer glücklich gewesen; besonders eigenthümlich berührt es, daß sie für das Motto „Homo sum" Georg Ebers als Autor anführt, während dieser es doch selbst dem „Heautontimoroumenos" des Terenz entnommen hat. Auf eine Angabe des durch die geschichtlichen Ueberlieferungen feststehenden Inhalts verzichten wir.

3. Amerikanisch-englische Novellen. Ins Deutsche übersetzt von E. Rudolfi. Autorisirte Uebersetzung. Mannheim, Bensheimer. 1887. 8. 3 M.

Der Inhalt dieses nicht umfangreichen Bändchens besteht aus der Novelle „Doctor Zay" der Elizabeth Stuart Phelps, und „Iduna", Novelle von George A. Hibbard. Während die erstere ein ziemlich verbrauchtes Motiv in ganz anziehender Form behandelt, ist die letztere geradezu ungenießbar. Auch die Uebertragung beider ist mangelhaft. Es verlohnt sich nicht, näher auf den Inhalt derselben einzugehen.

4. Cyllene. Historische Erzählung von Henry Sneyd. Ins Deutsche übertragen von Ludmilla Reynolds. Zwei Bände. Breslau, Schottlaender. 1888. 8. 9 M.

Der Stoff dieses hochinteressanten Romans ist der römischen Kaiserzeit entnommen und zwar bildet die Schreckensregierung des Kaisers Maxentius seinen düstern Hintergrund. Es ist dies derselbe Hintergrund, der den Spanier Don José Zorilla zu seiner trefflichen Tragödie „Sophronia" begeisterte. Bei Sneyd wie bei Zorilla bildet die unter Maxentius stattgefundene Christenverfolgung den eigentlichen Angelpunkt der Handlung, nur mit dem Unterschiede, daß bei Zorilla die Christin Sophronia den Heiden Publius durch ihren antiken Heldenmuth zum Christenthum bekehrt, während bei Sneyd die Heldin Cyllene durch den vermeintlichen Opfertod des Christen Claudian bewogen wird, zum Christenthum überzutreten. Die Tragödie des berühmten spanischen Dichters ist, obwol sie nur aus einem einzigen Acte besteht, unstreitig bedeutender als der zweibändige Roman Henry Sneyd's. Abgesehen davon, daß bei Zorilla der Kaiser Maxentius selbst mehr in die Action tritt und uns dort in markigen Zügen geschildert wird, ist auch der Ausgang der Dichtung selbst in all seiner Herbheit psychologisch mehr gerechtfertigt als das versöhnende Ausklingen des Sneyd'schen Romans. Bei Zorilla opfert sich die Heldin Sophronia der Sieg verheißenden Idee des Christenthums und ihr Gatte Publius, durch ihren freudigen Opfertod hingerissen, legt selbst, obwol noch Heide, Hand an sich, indem er in die Worte ausbricht: „Ich bin Christ!" Bei Sneyd hingegen werden die beiden Liebenden, Cyllene und Claudian, fein bürgerlich zusammengegeben. Welche packende Macht der Darstellung dem spanischen Dichter zu Gebote steht, geht aus den Worten des Kaisers hervor, die wir einer neuern Uebertragung entnehmen:

Was hätte denn für Werth
Der Herrschaft stolze Pracht, die mir gehört,
Wenn immerdar ich selber wachen müßte,
Für meine Krone und mein Kaiserreich?
Wenn es so wäre, braucht' ich eure Aemter?
Sie wären unnütz mir und nichts bedeutend
Und anstatt Herr zu sein, wär' der ein Sklave,
Deß hehre Stirn der goldne Lorber ziert.
Nein, ich verstehe besser mich aufs Herrschen!
Es mögen die Cäsaren für mich kämpfen
Und die Prätoren meines Reiches Grenzen

Muthvoll vertheid'gen gegen jeden Feind.
Ich will den alten Bräuchen wieder huld'gen,
Das Fest der Flora und des Bacchus feiern,
Will, daß der Pöbel schwelget und genießt,
Und daß der Freude, des Vergnügens Baum
Uns allen, allen seinen Schatten spende.
Die kaiserlichen Magazine sollen
Von heute an dem Volke offen stehn,
Die Weine Griechenlands, Italiens Weine
Sie mögen fließen dem berauschten Volk.
Dreist mögen die Bacchantinnen sich tummeln,
Aus ihren Tempeln schöne Jungfrauen wallen,
Die Sklavin soll beim Lupercalienfest
Der Herrin gleich im Tanze wild sich drehen.
Es kennt mein Kaiserreich die Trauer nicht;
Ein Reich der Wonne ist's und des Vergnügens.
Karg ist die Zeit bemessen, kurz das Dasein;
Drum soll das Volk allein nach Freudenfesten
Die Stunden meiner frohen Herrschaft zählen.

Welche zündende Schilderung der entarteten Zeit liegt nicht in diesen wenigen Worten! Henry Sneyd dagegen macht es nicht anders wie Georg Ebers und alle die andern. Er entwirft uns eine möglichst historisch getreue Schilderung des römischen Trieliniums mit all seinen Tafelgenüssen und anderer archäologischer Leckerbissen; kurzum er schildert die Staffage der Zeit, nicht aber die Zeit selber. Trotzdem haben wir schon oben den Roman als hochinteressant bezeichnet und wahrhaftig nicht mit Unrecht. Es ist Henry Sneyd gelungen, aus der Zeit der neunten Christenverfolgung einige fesselnde Charaktere zu bilden, wie den Präfecten der Prätorianer Numerian, den Epicuräer Libella, der diejenigen beneidet, welche jede Nacht dreimal zu speisen vermochten, und den Parasiten Philictus. In Lucius Cornelius Cethegus, dem sittenstrengen Vater der Cyllene, hat er allerdings ein ziemlich wohlgetroffenes Porträt des Pätus aus der Zeit der Messalina geliefert. Henry Sneyd ist zugleich ein Meister des Stils, wie er dies namentlich in der überaus packenden Schilderung der Schlacht bei der myleischen Brücke beweist. Jedenfalls verdient sein Roman „Cyllene" die besondere Beachtung des lesenden Publikums.

5. Im Schloß zu Heidelberg. Historischer Roman aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege von E. Hartner. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 7 M.

Hinter dem Pseudonym E. Hartner verbirgt sich ein Fräulein Emma von Twardowska; also auch hier ein Frauenroman, der sich abermals in historischer Gewandung präsentirt. „Im Schloß zu Heidelberg" ist in dem landläufigen Stile der historischen Romane gehalten. Er spielt zur Zeit des Kurfürsten Karl Ludwig, des zweiten Sohns des unglücklichen Friedrich V., der als „Winterkönig" eine so traurige Berühmtheit erlangte, und behandelt das Minnewerben des Kurfürsten Karl Ludwig um das schöne Hoffräulein Luise von Degenfeld und des Welfenherzogs Ernst August um die Pfalzgräfin Sophie. Die Darstellungsweise der Verfasserin ist eine geübte, die feinsinniger Beobachtungen nicht entbehrt; aber das Ganze macht zu sehr den Eindruck der Schablonenarbeit, der nur durch die humoristisch gehaltenen Partien des Werks einigermaßen verwischt wird. In diesen zeigt sich allerdings die Verfasserin auf der Höhe ihrer Aufgabe; namentlich sind ihr die Charaktere des Hofnarren Heinz, des Pagen Blikker und des Stallbuben Hannes außerordentlich gelungen. Das Ganze wird in einer gebildeten Sprache erzählt, die indeß der charakteristischen Eigenart ermangelt. Immerhin ist dieser historische Roman, der Bekanntes in gefälliger Form behandelt, nicht ungeschickt componirt und weist einige Stellen, wie den Tod des jungen Ludwig von Rothenschild, auf, die von packender tragischer Gewalt sind. Das Hineinziehen der Studentenwirren halten wir für weniger gelungen.

Friedrich Kneffer.

Zur religiösen Literatur.

1. Die Wahrheit des Christenthums von August Heinrich Braasch. Jena, Dabis. 1887. Gr. 8. 3 M.
2. Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Von Oskar Schwebel. Minden, Bruns. 1887. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Von den beiden Schriften, die uns zur Berichterstattung vorliegen, trägt die eine, welche die christliche Religion gegen die mannichfachen Anfeindungen der Gegenwart vertheidigt, ein nicht zu verkennendes theologisches Gepräge, während die andere, die sich mit den Vorstellungen des deutschen Volksglaubens in Bezug auf Tod und ewiges Leben beschäftigt, dem umfassenderen Rahmen cultur- und religionsgeschichtlicher Schriften einzugliedern sein wird.

Die erste der genannten Schriften: „Die Wahrheit des Christenthums" von August Heinrich Braasch (Nr. 1), bietet uns kein orientirendes Vorwort, das uns einige Andeutungen über Inhalt und Eintheilung des Darzustellenden gewährte, oder uns, wenn auch nur in oberflächlicher Weise, mit der Person des Verfassers bekannt machte, dessen Name uns vielmehr hier zum ersten male entgegentritt. Somit sind wir bei der Beurtheilung des Werks lediglich auf dieses selbst angewiesen. Glücklicherweise gehört es zu jener Art von Büchern, die uns auch ohne jene dem Referenten immer erwünschten Fingerzeige das Verständniß leicht vermitteln; denn zu seinen Vorzügen gehört vor allem die lichtvolle Klarheit und übersichtliche Gruppirung: Eigenschaften, die einen theologisch durchgebildeten Verfasser verrathen, der, wie er selbst von der Wahrheit seiner Sache überzeugt und seines Stoffs völlig Herr ist, denselben uns auch mit sicherer Hand vorzuführen versteht. Sein Gegenstand ist, die im Bewußtsein der Zeit vielfach verdunkelte Wahrheit des Christenthums aufs neue in das Licht zu stellen. Wie, namentlich

im Protestantismus, die Dinge liegen, ist es immer von Wichtigkeit, zu wissen, von welchem Standpunkt aus ein theologischer Verfasser sein Votum abgibt. Hierüber heißt es auf einer der ersten Seiten des Buchs:

Wahrlich, der Posaunen eine, durch welche einst Jerichos Mauern einstürzten, möchte man sich wünschen, um das hinauszurufen in die der Religion so abgewandten Massen: euer Heil liegt im Christenthum allein! Daß aber zur Zeit der Beruf des Christenthums in der Welt vermittels der christlichen Kirche nur sehr ungenügend zur Erfüllung gebracht werde, das ist auf vielen Seiten eine lebhafte und schmerzliche Wahrnehmung.

Aus diesen beiden Sätzen ersehen wir zweierlei, nämlich einmal, daß unser Verfasser von der Wahrheit des Christenthums fest überzeugt, dann aber, daß er mit der Art, wie die Kirche ihren Angehörigen dieselbe zu vermitteln suche, nicht zufrieden ist. Man kann nicht sagen, daß er durchweg einer entschieden freisinnigen oder einer der sogenannten gläubigen Schulen folge; seine Aussprüche sind ihm dictirt durch die Selbständigkeit eigenen Nachdenkens, und eben sie ist es, die seinen Untersuchungen einen nicht geringen Werth verleiht. Einige Stellen seines Buchs mögen uns eine Probe seiner Auffassung geben; wir wenden uns dabei vornehmlich an den zweiten oder Haupttheil desselben, der sich mit der Person Jesu beschäftigt. Strauß hat einmal gesagt, der Gedanke eines Lebens Jesu werde für die Theologie die Schlinge sein, in der sie zu Fall komme; unser Verfasser meint, er werde vielmehr der Wegweiser sein für eine im Glauben irre gewordene Zeit. Indem er nun auf den Inhalt dieses Lebens näher eingeht, sucht er mit vorsichtiger Hand das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Geschichtliche von dem Sagenhaften zu unterscheiden. Gegen die Wundererzählungen verhält er sich nicht durchaus ablehnend; er meint, hier müsse man prüfen, nicht sogleich verneinen. Das eigentliche Geheimniß seines Lebens sei sein Selbstbewußtsein gewesen, das Bewußtsein um sein Verhältniß mit Gott. Daraus sei auch seine Sündlosigkeit abzuleiten, und die letztere wiederum erkläre seine überwältigende Einwirkung auf die Jünger. Den Glauben an die Auferstehung leitet er nicht aus einer Vision der Jünger her, sondern er nimmt sie für eine Thatsache; aber er fügt hinzu, man müsse auf eine natürliche Erklärung verzichten, weil hier die Grenzen der menschlichen Erkenntniß liegen; so wenig die Wissenschaft den Ursprung der Materie, des Lebens und des Geistes erklären könne, so wenig werde sie die hier gezogenen Schranken durchbrechen. Späterhin zur Frage nach der Dauer des Christenthums übergehend, huldigt er nicht der vielfach ausgesprochenen Ansicht, daß das Geschick der Religionen wie das der Menschen und Völker sei, die ihre Zeit leben und dann vergehen; das Christenthum werde erst mit der Religion selbst aufhören; eine Erhebung des religiösen Geistes darüber hinaus sei ein Unding; denn das Christenthum sei die vollkommne Religion.

Wenn er zuletzt den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus bespricht, so beklagt er allerdings die große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Richtungen innerhalb des letztern; aber er fügt hinzu, daß sie nur eine Folge der ihm eingeborenen Freiheit seien und daß die römische Kirche die letztere nicht einen Augenblick vertragen könnte, ohne aus den Fugen zu gehen. So sehen wir den Verfasser überall durch streitende Gegensätze sich seinen selbständigen Weg bahnen und zugleich eine Verständigung zwischen den Parteien suchen; die christliche Apologetik aber darf sich solche Werke wohl gefallen lassen.

Auf ein anderes und doch vielfach verwandtes Gebiet führt uns das Werk „Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben" von Oskar Schwebel (Nr. 2). Der Verfasser, dem wir schon manche schöne Publication aus deutscher Vorzeit, namentlich auch aus der brandenburgischen Geschichte verdanken, hat hier eine im Jahre 1875 erschienene kleine Schrift „Ueber den Tod in deutscher Sage und Dichtung" in der Art erweitert, daß er auch das Gegenstück des Todes, das ewige Leben, in den Kreis seiner Betrachtung zog und so ein dem Gegenstande nach abgeschlossenes und harmonisches Werk lieferte. Es ist eine ausgedehnte Wanderung, die er uns zumuthet, und er läßt es sich, gleich dem dienstbeflissenen Gebirgsführer, angelegen sein, seine Reisegesellschaft mit vielen Worten auf jede kleine, am Wege befindliche Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen. Gestehen wir es von vornherein, das Buch könnte nach unserm Dafürhalten kürzer sein: wenn die nahezu 400 Druckseiten auf ungefähr die Hälfte reducirt würden, so wäre die Masse des Dargebotenen verringert, aber der Kern der Sache würde nichts einbüßen. Es verlohnt sich kaum der Mühe, den Sumpf der Wildniß in seiner ganzen Breite zu durchstreifen, um hin und wieder eine poetische Blüte zu entdecken, und wir modernen Menschen, die wir wesentlich einer andern Zeit angehören, athmen zuweilen befreit auf bei dem Gefühl, diesen Wust des Aberglaubens los zu sein. Manches in dem Buche Beigebrachte ist unwesentlich; anderes, woran er seine eigene Auslegung übt, ist fraglich; auch theilen wir nicht durchweg die Ansicht des Verfassers, der diese oder jene Sage, die er uns vorführt, großartig schön findet. Daneben gibt es andere Partien, die hochinteressant sind; eine gründliche und umfassende Forschung, ein reicher Sammlerfleiß, treffende und selbst tiefsinnige Bemerkungen erhöhen den Werth des Buchs. Wir wollen aus dem reichen Inhalt Einiges zur Mittheilung herausheben. Die Metaphysik und Dogmatik der alten Deutschen spricht sich nicht in Lehrsätzen, sondern in Bildern und Sagen aus. Die poetisch schönsten Gestalten der germanischen Mythologie sind die Walkyrien oder Schwanenjungfrauen, die von den Nornen wohl zu unterscheiden sind; sie nehmen zu den Helden ungefähr dieselbe Stellung ein, wie Athene zu Achilles, und führen zuletzt auch die Seelen der Gefallenen zum Himmel. Was die andern Frauen der germanischen Göttersage betrifft, so hat schon Simrock die Bemerkung ausgesprochen, daß sie wahrscheinlich alle die Wandlungen und Erscheinungen der einen Göttin Hel,

der Erdmutter, seien, die alles aus ihrem Schos herausgibt, um es dann wieder zurückzunehmen. Wäre die Bemerkung richtig, so wäre uns damit ein großer Beweis für die Entwickelungs- und Gestaltungsfähigkeit des germanischen Geistes in die Hand gegeben; andererseits hätten wir vielleicht Veranlassung, dabei an das „Alles fließt“ des griechischen Philosophen zu denken, der damit auch das Geheimniß ausspricht, daß Leben und Tod, Liebe und Haß, Gedeihen und Verderben doch nur einen Grund haben. Mit Recht sagt Schwebel: „es ist merkwürdig, wie hier die feinfühlige, der Natur abgelauschte Symbolik mit der transscendentalen Philosophie Hand in Hand geht“. Bei der Sage vom Tanhäuser rechtet unser Verfasser ein wenig mit Richard Wagner, dem er überhaupt wenig Dank weiß für die Opern, die er aus deutschen Sagen geschaffen. In der genannten Sage nämlich handelt es sich nach Schwebel nicht um den Gegensatz von sinnlicher und platonischer Liebe, sondern von Christenthum und Heidenthum. Tanhäuser's alter und ureigener Heroldsruf ist kein anderer als der: „Ich will nichts wissen von den neuen Göttern! Die alte Mutter Erde gab mir mein Leben und verlieh mir jede Lust! Und ihr will ich getreu sein; Leib und Seele gebe ich ihr froh einst wieder, wenn meine letzte Stunde kommt.“ Wer sich über die Sage von der weißen Frau, die auch in den Schlössern der Hohenzollern das Amt der Todesverkündigerin übt, sowie über die geschichtlichen Umstände, die ihr zu Grunde liegen, näher unterrichten will, wird hier in eingehender Weise das Gesuchte finden.

Doch über dieß und anderes, wie lesenswerth es auch sei, gehen wir hinweg, um noch bei dem Schluß des Buchs etwas zu verweilen. Am großartigsten zeigt sich die Speculation und Phantasie der Germanen in ihrer Eschatologie, in der Vorstellung vom Weltende. Merkwürdig ist hierbei die Aehnlichkeit mit den entsprechenden christlichen Vorstellungen. Sie mögen sich in der Ausmalung des Beiwerks noch so sehr voneinander unterscheiden, in der Vorstellung vom letzten Ziel aller Weltentwickelung und den Entscheidungskämpfen, die ihm vorangehen, sind sie völlig gleich. Der Religionshistoriker mag sich mit Recht die Frage vorlegen: woher diese wundersame Uebereinstimmung? Dabei hat die germanische Mythologie ebenso wie das Christenthum den Dualismus überwunden. Wie der Apostel Paulus und die großen Lehrer der griechischen Kirche von einer Wiederbringung aller Dinge reden, wo die Hölle vernichtet und Gott alles in allem sein werde, so finden wir einen ähnlichen monistischen Zug in der Religion der alten Germanen auch. Unsere Vorfahren glaubten fest an ein Paradies, die Welterneuerung und den ewigen Frieden.

Ehe wir von dem Buche Abschied nehmen, müssen wir jedoch unser Auge noch auf eine andere Seite desselben richten, die sich in unliebsamer Weise bemerklich macht, auf die polemische. Die laudatores temporis acti werden leicht ungerecht gegen ihre eigene Zeit; so ist es hier auch. In der Voreingenommenheit für altdeutsche Poesie und Sage läßt es Schwebel nicht an bittern und ungerechten Ausfällen gegen die Dichter späterer Zeit fehlen, und hier ist es besonders Schiller, über den er sich in geringschätzender Weise ausläßt. In den „Göttern Griechenlands“, wo allerdings die hellenische Religion auf Kosten der christlichen stark verherrlicht wird, habe der Dichter, so meint Schwebel, mehr als schülerhafte Verse in die Welt geschickt, und wenn er, nachdem er eine Strophe des genannten Gedichts citirt, die wahrscheinlich ironisch sein sollenden Worte hinzufügt „brillante, deutsche Verse, das“, so nimmt er einen Standpunkt ein, wie ihn die Pietät gegen einen großen Dichter deutscher Nation nicht gestatten sollte. An einer andern Stelle fragt er, was die schattenhaften Frauengestalten Schiller's seien gegenüber der Jungfrau Maria, der deutschen Himmelskönigin? Abgesehen davon, daß der Vergleich hinkt, weil er ungleichartige Dinge zusammenbringt, sieht er den Mangel nur auf der einen Seite, aber nicht auf der andern. Sind Schiller's Frauengestalten wirklich schattenhaft, so ist die Gestalt der deutschen Himmelskönigin stereotyp: beiden fehlt dann das individuelle Leben. Noch befremdlicher sind seine Aeußerungen über den Protestantismus. Er erhebt die mittelalterliche katholische Kirche und klagt, daß wir durch den Protestantismus für lange Zeit ein hülfloses, unpoetisches und gemüthloses, ja selbst verachtetes Volk geworden seien. Unpoetisch soll der Protestantismus sein? Aber trägt nicht die zweite classische Periode unserer Dichtkunst ein wesentlich protestantisches Gepräge, und erklären sich nicht eben daher die Angriffe neukatholischer Literaturgeschichtschreiber, die weniger die Dichter und ihre Werke, als vielmehr jenen selbst treffen sollen? Mittelalter und Poesie sind auch nicht gleichbedeutend, ebenso wenig wie Protestantismus und Prosa. Wenn er die Kirche des Mittelalters die dichtende Kirche der Helden und Bauern nennt, während der unpoetische Protestantismus das Bekenntniß des nur auf „die freie Gnade Gottes“ vertrauenden Bürgerthums sei, so verwandelt sich der Tadel, den er aussprechen wollte, unter der Hand in ein Lob; er übersieht, daß seit dem Untergang des Mittelalters die Initiative zu allem Fortschritt aus dem Schos des Bürgerthums gekommen ist und daß seit langer Zeit der protestantische Geist die Führung der Weltangelegenheiten in die Hand genommen hat. Noch anderes der Art könnten wir anführen. Diese Angriffe lassen sich mit dem Bekenntniß des Verfassers, daß er Protestant von ganzer Seele sei, schwer vereinigen. Was sollen hier überhaupt diese Ausfälle gegen moderne Menschen und Zeiten, sie gehören nicht zu seinem Thema. Wir meinen, daß bei aller Anerkennung der guten Seiten des Buchs, die wir schon hervorgehoben haben, der Stoff der Sichtung und Beschränkung bedarf.

Staatswissenschaftliche Schriften.

1. Staat und Gesellschaft. Von P. Klöppel. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 8 M.

Das zweifache Verhältniß des Staats zur Gesellschaft, in dem Aufbau der Staatsgewalt auf dem Boden der gesellschaftlichen Machtverhältnisse und dann in der Rückwirkung der Staatsgewalt auf diese natürliche Gesellschaft, soll in dem vorliegenden Buche zu einheitlicher Betrachtung zusammengefaßt werden.

So ist die Aufgabe des Buchs in der Vorrede formulirt. Es soll das also heißen, der Verfasser will zeigen, wie die Staatsgewalt aus dem Volke herauswächst und dann ihrerseits als Regierungsgewalt einen gewissen selbständigen Einfluß auf das Volksleben gewinnt. Die Durchführung dieses Gedankens ist allerdings aus dem Werke nicht klar ersichtlich. Es ist eingetheilt in drei Abschnitte: „Wirthschaft und Gesellschaft“; „Recht und Staat“; „Die Ordnung der Gesellschaft“. Die letztere ist definirt als „der Inbegriff der Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse unter den Menschen“; und vom Staat ist gesagt: „Die vergeistigte Gesellschaft, in welcher die natürlichen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zu der Freiheit im Recht und der Gleichheit vor dem Recht ausgeglichen sind, ist nicht mehr die Gesellschaft, sondern der Staat.“ Die Sammlung von Betrachtungen aus der Wirthschafts-, Rechts- und Staatslehre, die unter jene drei Rubriken ziemlich willkürlich eingeschaltet sind, ist für den Leser sehr schwierig zu bewältigen, weil nirgends an Thatsächliches angeknüpft wird und bei dem fortdauernd hohen philosophischen Fluge von Stetigkeit der Richtung nicht die Rede ist. Wir geben gern zu, daß viele guten Gedanken sich in dem Buche finden, aber worauf der Verfasser eigentlich hinaus will, ist uns nicht klar geworden. Auch recht viel mangelhaft Durchdachtes ist uns aufgefallen. Wir führen nur ein Beispiel an; da wo er von der unrichtigen Auffassung, die der Einzelne über sein Verhältniß zum Staat hat, spricht, heißt es:

> Der Arbeitsherr weist es als einen unerhörten Eingriff in den freien Arbeitsvertrag zurück, daß eine Beschränkung der täglichen Arbeitszeit vorgeschrieben, die Frauen- und Kinderarbeit verboten werden soll; wenn aber der Arbeiter nicht länger zu dem ungenügenden Lohne arbeiten will, da er einen bessern in Aussicht hat, so verlangt er mit Entrüstung die Bestrafung des Contractbruchs.

Das ist doch eine so schiefe Darstellung der Sachlage, wie sie in einem wissenschaftlichen Werke nicht verzeihlich ist. Legt der Arbeiter ohne Einhaltung der bedungenen Kündigungsfrist die Arbeit nieder, so begeht er in der That einen Contractbruch, über den der Arbeitgeber entrüstet sein darf; legt er aber die Arbeit unter Einhaltung der rechtlichen Formen nieder, so ist kein Contractbruch vorhanden, und der Arbeitgeber kann nicht daran denken, die Bestrafung eines solchen zu verlangen. Der Verfasser stellt aber die Arbeitgeber als alberne Menschen dar, die jedes Ausscheiden eines Arbeiters für Contractbruch halten.

2. Die volksthümliche Regierung. Von Sir Henry Summer Maine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Springer. 1887. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Ein Werk von Henry Summer Maine wird man immer mit Achtung und in der Ueberzeugung, Gutes zu finden, in die Hand nehmen; denn der Verfasser von so hervorragenden Schriften, wie es die über „Ancient Law“ und über die indischen Dorfgenossenschaften sind, wird gewiß Gediegenes liefern. Aber wie wir in Deutschland an Mommsen das merkwürdige Beispiel haben, daß ein vorzüglicher Geschichtsforscher sich in der Gegenwart nicht zurecht zu finden weiß, so finden wir hier bei Maine etwas Aehnliches. Noch ehe wir beim Lesen des ersten Aufsatzes, betitelt „Die Aussichten der volksthümlichen Regierung“ (Popular Government) recht klar werden, worauf der Verfasser eigentlich hinaus will, werden wir stutzig, als etwas ganz Selbstverständliches erwähnt zu finden, daß in Deutschland das allgemeine Stimmrecht eingeführt worden sei, um „die persönliche Macht des Fürsten Bismarck zu befestigen“. Ist es möglich, ein ernsthafter Geschichtschreiber zu sein und eine kindische Anschauung über eine politische Maßregel zu haben, welche das wichtigste Mittel zur Einigung Deutschlands bildet? Man kommt nun erst dahinter, daß man hier auf den Geschichtschreiber Maine verzichten muß und es mit jemand zu thun hat, bei dem die Gelehrsamkeit mit dem Vorurtheil durchgeht. Er will beweisen, daß eine volksthümliche, auf weite Kreise der Bevölkerung sich stützende Regierung wenig Aussicht auf Bestand habe, vielmehr eine aristokratische Regierung die richtige sei. Im zweiten Aufsatz: „Die Natur der Demokratie“, d. i. nach ihm der Pöbelherrschaft, malt er diese sehr schwarz; im dritten Aufsatz, überschrieben „Das Zeitalter des Fortschritts“, sucht er mit viel Umständlichkeit und Gelehrsamkeit zu beweisen, daß wir nicht in einem Zeitalter des politischen Fortschritts leben. Im vierten und letzten Aufsatz, der über die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika handelt, wird zwischen dieser und der englischen ein Vergleich angestellt, bei dem die letztere ziemlich schlecht wegkommt. Diesem Aufsatz geben wir entschieden den Vorzug vor den drei andern.

3. Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie von H. Preuß. Berlin, Rosenbaum. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine scharfsinnige und unbefangene Studie über die Frage: was bestimmt die Verfassung für den Fall, daß ein Gesetz über die Friedenspräsenz nicht zu Stande kommt? Die Untersuchung führt zu dem Ergebniß, daß die Reichsverfassung in Artikel 60 für die definitive Regelung der Friedenspräsenz ein besonderes Gesetz fordert, die Feststellung derselben lediglich durch den Etat absolut ausschließt und unser gegenwärtiges „Septennat“ verfassungswidrig sei.

4. Gestaltung deutscher Reichsgrenzen im Westen und Süden nach nächstem Deutsch-französischen Kriege. Ein Hinweis auf unser tausendjähriges Recht von H. von Pfister. Berlin, Reinecke. 1887. Gr. 8. 1 M.

Ein wunderliches Buch in wunderlicher Sprache.

Wir haben in Vorstehendem ein Gemählde entrollet gesehen, wie eine starke mitteleuropäische Friedens-Macht in ihrem räumlichen und volkischem Bestande gedacht werden müsse, wenn anders solches Reich derartig begründet und abgerundet sein solle, um seines Gebotes hohem Schalle unbedingte Achtung so im Rathe fremder Herrscher als im Gemüthe ihrer Völker doch auch zu verbürgen.

Die Abschnitte dieses „Gemähldes" heißen: „Kelten und Germanen"; „Die Römer"; „Die Völkerwanderung"; „Weiterer abwendiger Verlauf"; „Unser Recht und unsere Pflicht in Zukunft".

5. Deutsch-National. Colonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. Berlin, Walther u. Apolant. 1887. Gr. 8. 4 M.

Eine Sammlung frisch geschriebener, aber zum Theil schon etwas altbackener Aufsätze und Reden, die der vielgenannte Vorkämpfer für deutsche Colonisation in den letzten Jahren geschrieben, beziehentlich geredet hat:

Mögen die nachfolgenden Aufsätze inzwischen ihr kleines Theil mit dazu beitragen, richtige Anschauungen über das Wesen und die eigentlichen Ziele unserer Bestrebungen im deutschen Volke zu verbreiten. Ich hoffe auf alle Fälle, daß sie darthun werden, aus welchen Ueberzeugungen und Ideen heraus wir in diese Bewegung vor drei Jahren mit hineingegriffen haben, und daß wir bemüht gewesen sind, bei diesem Eingreifen den vorgesteckten Zielen planbewußt und unbeirrt näher zu kommen. Wer sich hiervon überzeugt, der wird zwar noch über die Richtigkeit der Endziele mit uns streiten können, aber er wird uns auf alle Fälle den ernsten Willen zuerkennen müssen, an den nationalen Geschicken so mit zu arbeiten, wie wir dies für die Zukunft unsers Volksthums als ersprießlich erachten.

H. von Scheel.

Zur Geschichte der Römerfeldzüge in Deutschland.

Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland. Von Friedrich Knoke. Mit 5 Karten. Berlin, Gärtner. 1887. Gr. 8. 15 M.

Das Resultat dieser jüngsten durch und durch gründlichen Untersuchung über die vielbesprochene, aber noch nie zur vollen Befriedigung der unparteiischen Forscher gelösten Frage ist in Kürze folgendes. Die Varusschlacht im sogenannten Teutoburger Walde, 9 n. Chr., fand statt zwischen Leeden und Loose: sie begann in der Nähe des Passes von Iburg; sie setzte sich fort sowol auf offenem Felde als in sumpfiger Niederung (vor dem Loosnerberg); die letzte Katastrophe der Varus-Legionen erfolgte in dem Thalkessel nördlich von Leeden, in und neben dem Habichtswalde. Mommsen irrt, wenn er in einer Untersuchung über die Localität der Schlacht diese bei Barenau stattfinden läßt; hier, d. h. im Engpaß bei Barenau, ward die Schlacht zwischen Arminius und Germanicus geschlagen im Jahre 15 n. Chr., sechs Jahre nach der teutoburger Affaire. Das Schlachtfeld von Idistaviso (16 n. Chr.) ist auf der Ebene nördlich von Eisbergen (Idista = Eis) zu suchen. Hiermit stimmt auch durchaus der Name der Oertlichkeit, d. h. also, das etymologische Moment; denn die bisher angenommene Deutung J. Grimm's, welcher Idistaviso in Idisiaviso umändert und den ersten Theil des Wortes von idisi (= Frauen, Nymphen) ableitet, muß aufgegeben werden (Idisiaviso = nympharum pratum); vielmehr ist der erste Theil des Namens Eisbergen identisch mit eidista, welche Form in einer ganzen Anzahl heutiger Ortsnamen sich vorfindet. Daß übrigens die Wahlstatt von Idistaviso zwischen Minden und Hameln zu suchen sei, von einer solchen Annahme sind von jeher die meisten Forscher ausgegangen. Anders freilich in neuester Zeit Höfer: „Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16", welcher die Schlacht auf dem linken Weserufer an der Porta Westphalica geschlagen sein läßt; und noch abweichender Pflugk-Hartung, welcher gar die Behauptung aufstellt, der Bericht des Tacitus von dem Uebergange des Römerheeres über die Weser sei nicht wahr; statt der Weser sei einfach die Hunte zu setzen und das Schlachtfeld in die Nähe dieses Flusses zu verlegen. Das Resultat dieser Schlacht — meint unser Verfasser, gewiß mit vollem Recht — sei ein vollständiger Sieg des Germanicus gewesen. Und doch erhebt sich jetzt die weitere Frage: Ist der römische Feldherr nach geschlagener Schlacht weiter vorgerückt oder nicht? Alle Umstände weisen darauf hin, daß er nicht, wie manche glauben, über die Weser zurückgegangen, sondern in das Land der Feinde weiter vorgerückt ist. Es wird eine zweite Schlacht (noch in demselben Jahre) geliefert, und zwar an der Grenze des Landes der Angrivarier und der Cherusker („am Angrivarierwalle"), und da die Unmöglichkeit, westlich von der Weser eine Oertlichkeit aufzufinden, welche den von Tacitus geschilderten Vorgängen entspricht, vorliegt, so kann diese Affaire nur auf der andern, d. h. der rechten Seite der Weser vor sich gegangen sein, und zwar wie der Verfasser nach genauester Erwägung aller einschlägigen Momente (ganz besonders aber der Taciteischen Schilderung) behaupten zu dürfen glaubt, auf einem Gebiete, das von der Weser, den Rehburger Bergen und dem dort befindlichen Moore berührt wird — der Angrivarierwall befand sich an der Stelle des heutigen Dorfes Leese. Noch heute lassen sich die Spuren desselben recht wohl erkennen und zwar in einer stets dieselbe Richtung einhaltenden Reihe von Teich, Sumpflachen, Bach und Graben. Das Centrum der deutschen Aufstellung befand sich auf der Düsselburg (d. h. Burg des Dins-Waldes), und dieses einzu-

nehmen, gelang den Römern nicht; die gelieferte Schlacht bedeutet also für die Römer keinen vollständigen Sieg. In der dortigen Gegend gefundene Steine von auffallender, offenbar künstlich hergestellter Form (kugelförmig, an den zwei entgegengesetzten Seiten abgeplattet), welche kaum anders denn als Schleudersteine gedeutet werden können, treten bestätigend zu dem durch Combination gewonnenen Resultat, soweit es die Oertlichkeit betrifft, hinzu. Es mußte natürlich die Hauptaufgabe des Verfassers sein, die Oertlichkeit so genau als möglich zu fixiren, und dies konnte natürlich nur im Anschluß an die maßgebenden Quellen (vor allem an Tacitus) geschehen. So bildet denn auch in der Schilderung des Rückzugs und der Kämpfe, welche Cäcina an den Pontes longi (d. h. den Bohlwegen) zu bestehen hatte, die Untersuchung über die Localität den Schwerpunkt. Dieser Rückzug aber fand, wie der Verfasser nachzuweisen sucht, nach der Schlacht bei Barenau statt. Daß an diesem Orte ein blutiges Rencontre (und zwar zwischen Römern und Germanen) stattfand, steht außer Zweifel. Der vor kurzem gemachte Münzfund (lauter römische Münzen aus voraugusteischer und Augusteischer Zeit) macht es zur Gewißheit und bestimmt auch die ungefähre Zeitgrenze. Gestützt auf diesen Fund, dem übrigens schon seit längerer Zeit verschiedene kleinere an Ort und Stelle vorangegangen waren, hat Mommsen in jener Gegend geradezu das Teutoburger-Schlachtfeld geglaubt annehmen zu müssen, d. h. er hat die Hypothese aufgestellt, die bei Barenau gefundenen Münzen hätten zu dem Nachlaß der im Jahre 9 n. Chr. von Arminius vernichteten Varianischen Legionen gehört, Barenau sei als der eigentliche Ort der Katastrophe anzusehen, d. h. also: im großen Moor nördlich von Osnabrück habe die Armee des Varus ihren Untergang gefunden. Zu der Widerlegung dieser Ansicht bedient sich unser Verfasser unter andern auch der Etymologie, nämlich: Teuto habe in Wirklichkeit bei den Deutschen zur Zeit des Germanicus Thiuto geheißen. Dieser Name würde nach den Regeln der Lautverschiebung im niedern deutschen heutigen Sprachgebiet Düte lauten, und wirklich gebe es in der Gegend, wohin der Verfasser die Teutoburger-Schlacht verlegt, einen Fluß, für welchen sowol die Form Dute als auch Diute nachzuweisen sei, ein Nebenfluß der Hase. Teutoburg ist nun allerdings noch nicht Dutefluß, aber wenn wir Teutoburg als Teutoberg ansehen dürfen, so lassen sich eine Menge von Beispielen nachweisen, daß Flüsse und Berge, die sich nebeneinander befinden, denselben Namen führen (S. 157 werden solche aufgeführt). Wir werden uns also zu denken haben, daß das ganze Gebirge von den Quellen der Düte bis etwa Tecklenburg nebst den umliegenden Bergen den Namen Thiutoburg geführt hat, sodaß sich demnach die ganze Katastrophe von Anfang bis zu Ende wirklich im Teutoburgerwalde vollzogen haben würde. Noch jetzt heißt der Berg, auf welchem die Düte entspringt, der Dütebrink. Bei diesem Anlaß sei auch erwähnt, daß unser Verfasser auch für die vielbesprochene Feste Aliso, die er in die Nähe von Hamm verlegt, einen etymologischen Halt gefunden zu haben glaubt, nämlich in dem der Lippe zufließenden, genau bei Hamm mündenden Fluß Ahse (vgl. die lautliche Rechtfertigung, S. 317 fg.). Wir erlauben uns über diesen Punkt kein Urtheil, obschon nach des Verfassers richtiger Ansicht bei Untersuchungen wie die vorliegende „die Philologie das erste Wort zu sprechen hat". Er versteht darunter aber nicht die germanistische, sondern die philologische Thätigkeit überhaupt, insofern deren Schwerpunkt in der Kritik und Exegese liegt. Gerade von diesem Standpunkte aus läßt sich nun aber billig fragen, ob das hier Geleistete derart sei, daß es neben der massenhaften Literatur über diesen Gegenstand nicht blos mit Recht und Ehren zu bestehen vermöge, sondern dieselbe auch durch endgültige Ergebnisse abschließe, beziehungsweise überflügle und entbehrlich mache. In mehr als einem Punkte gewiß, in andern aber, und vielleicht gerade in Hauptpunkten, schwerlich; denn die ganze mit größter Akribie und ebenso großem Scharfsinn geführte Untersuchung leidet unserer Ansicht nach an dem Fehler, der schon viele irre geführt hat, einem Fehler in der Kritik der Quellen, vor allem des Tacitus. Die Unfehlbarkeit dieses Historikers wird nicht bewiesen, sondern vorausgesetzt, und diese petitio principii beeinträchtigt die Untersuchung überall, sogar da, wo die Ortsfragen durch die Sprache der Natur beantwortet und entschieden werden; wo also eine absolute und allseitige Concordanz mit dem Schriftsteller gar nicht hergestellt zu werden braucht, und auch (fügen wir hinzu) nicht hergestellt werden kann. Allen Respect vor Tacitus trotz seinen Gegnern und Neidern, welche in ihm einen Historiker gewöhnlichen Schlages erblicken, aber in geographischen Angaben ist er, so gut wie Sallust oder Livius, ein Römer, d. h. rhetorisch gefärbt und also nicht in dem Maße zuverlässig, wie diese Eigenschaft heutzutage von jedem, auch dem geringsten und geistlosesten Historiker verlangt, oder besser, bei jedem als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Man braucht nicht so weit zu gehen wie A. Stahr, und anzunehmen, daß die Schlachtenschilderungen des Tacius Meisterstücke der gelungensten Romandichtung seien; aber jedenfalls sind sie nichts weniger als Meisterstücke der Genauigkeit und historischen Treue und wollten es auch nicht sein. Die antike Historiographie folgte andern Gesetzen als die heutige (vgl. die eingewobenen Reden); sie hatte überhaupt ein mehr rhetorisches Gepräge, legte an die Darstellung den Maßstab eines Kunstwerks und verlangte insonderheit bei den nicht zeitgenössischen Ereignissen keineswegs peinliche Treue im Detail. Nun liegen zwischen jenen Begebenheiten und der Taciteischen Schilderung volle hundert Jahre! Man kann nun freilich sagen, Tacitus habe aus zeitgenössischen Quellen (Aufidius Bassus u. s. w.) geschöpft, und das hat er auch sicher gethan, aber jedenfalls mit viel größerer Freiheit, als wir heutzutage es für erlaubt halten. Das ergibt sich für jeden Unbefangenen aus dem unmittelbaren Ein=

druck der Lektüre. Selbst wenn — was unser Verfasser als sicher annimmt, obschon es durchaus unerwiesen und unerweislich ist — dem Tacitus für seine Schilderung der Germanicuszüge der Bericht eines Augenzeugen vorgelegen hätte, würde er sich nicht ängstlich an denselben gehalten haben. So gewissenhaft war allerdings Tacitus, daß er, wo es anging, mehr als eine Quelle benutzte (vgl. „ut quidam ... tradidere"), und wahr ist ferner, daß „wir uns verpflichtet fühlen, jede geringste Kleinigkeit zu beachten, durch welche die Oertlichkeit oder der Verlauf der Begebenheiten berührt wird" — aber doch nur insoweit die Schilderung nicht augenscheinlich und augenfällig rhetorische Lichter aufsteckt. Wenn sich z. B. in der Schilderung der Teutoburgerschlacht ein Autor (vgl. S. 125) also vernehmen läßt: „Bei dem Sturm, der sich erhoben hatte, wurden die Zweige der Bäume so erschüttert, daß alle Augenblicke dürre Aeste von den mächtigen Stämmen niederstürzten (!) und unter den Soldaten Schrecken und Verwirrung verbreiteten", so gehört doch ein gutes Maß von Glauben dazu, um diese Rhetorik für bare Wahrheit zu halten — und Tacitus ist von ähnlichen Stellen keineswegs frei. Auch ein zweiter Umstand scheint uns denn doch einer größern Beachtung werth zu sein, als ihn der Verfasser einer solchen gewürdigt hat, die Frage nämlich nach einer Veränderung der geographischen Verhältnisse. Ueber diese kommt man nicht weg mit der allgemeinen Bemerkung, daß, abgesehen von den politischen Veränderungen, welche vorgekommen sind, die geographischen Verhältnisse im allgemeinen so geblieben sind, wie sie zur Zeit der Römer waren. Jedenfalls ist mit Wäldern und Sümpfen seit zweitausend Jahren eine so radicale Aenderung vor sich gegangen, daß man mit ihnen zum Behufe einer Controle Taciteischer Schilderung nicht mehr operiren kann. Es ist daher sehr fraglich, ob die von dem Verfasser geführten Untersuchungen schließlich zu einem Ergebniß positiver Art führen müssen, wie er glaubt, oder ob nicht vielmehr das negative Ergebniß der Resignation sich als das einzig mögliche und richtige herausstellen wird. Das letzte Wort wird weder Tacitus noch ein anderer Schriftsteller, noch auch die äußere Configuration der Bodenoberfläche, sondern das, was aus dem Innern des Bodens zu Tage gelangt, zu sprechen haben. J. Mähly.

Bartsch's Ausgabe des Nibelungenliedes.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch. Sechste Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1886. 8. 3 M. 50 Pf. (Dritter Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters".)

Während die achte Auflage des Zarncke'schen „Nibelungenliedes" sich langsam vorbereitet und ankündigt, erscheint die sechste Auflage der commentirten Ausgabe von Karl Bartsch: ein erfreuliches Zeugniß für das lebhafte Interesse, das dieser herrlichsten Schöpfung unserer mittelalterlichen Dichtung in weitesten Kreisen entgegen gebracht wird, ein schönes Zeugniß zugleich für die Thatsache, daß die Annahme eines einheitlichen, seines Zieles vollbewußten Dichters, dank den lebenslangen Forschungen und überzeugungskräftigen Beweisen der beiden hochverdienten Gelehrten, in immer höherm Grade sich Bahn gebrochen hat und siegreich behauptet. Dies ist für uns eine ganz besondere Genugthuung, als wir gerade in d. Bl., gelegentlich unserer Ankündigung der Scherer'schen „Literaturgeschichte", dessen haltlose Ausführungen über eine vielköpfige Autorschaft und allerlei innere Dissonanzen des Liedes, Darlegungen, welche bedauerlich anachronistisch die letzte Summe der längst zu Fall gebrachten Lachmann'schen Liedertheorie zogen, zurückzuweisen uns veranlaßt fanden. Die Hoffnung, der wir damals zugleich Ausdruck gaben, daß Wilhelm Scherer verliehen sein möge, für so viele andere gleich subjectiv gefärbte Partien seines Buchs im Laufe der Zeit einen objectivern Maßstab zu gewinnen, ist inzwischen durch das Hinscheiden des Forschers vereitelt worden und damit zugleich die Voraussetzung, an welche wir die Zukunft seines Werks knüpften, zunichte geworden: so bleibt die klaffende Lücke auf den Repositorien unserer Literaturgeschichte bestehen, und die Grundrisse Koberstein's und Goedeke's harren nach wie vor jenes monumentalen Ausbaues, der, fürchten wir, die Kraft eines Menschenlebens schon heute übersteigt.

Karl Bartsch sendet seiner Ausgabe eine knapp geschriebene, aber hinlänglich orientirende Einleitung über die Entstehung des Liedes aus heidnischen Mythen und historischen Elementen voraus; es sind dies Erörterungen, die nichts Neues bieten, aber genügend sind, über die Vorgeschichte der unvergleichlichen Dichtung ein klares Licht zu verbreiten sowie ihre metrischen Eigenthümlichkeiten in anschaulicher Kürze dargelegt werden. Der Herausgeber durfte hier überall auf seine umfänglichen rein wissenschaftlichen Vorarbeiten und seine kritische Textausgabe verweisen, während die vorliegende sich an ein weiteres Publikum wendet, welches sich lediglich den unbefangenen ästhetischen Genuß des Liedes erschließen will ohne die Absicht, sich in die zahlreichen Probleme, welche sein Text, seine Verskunst und seine Geschichte dem Philologen stellt, wissenschaftlich-fachmännisch zu vertiefen. So bewegt sich denn auch der sublimere Commentar völlig voraussetzungslos neben dem Text und ertheilt unermüdlich immer neue Auskunft über die Elemente der alten Sprache, über Wortsinn, Formenlehre, stilistische und syntaktische Sonderheit, weniger leider über die Realien, die gerade im „Nibelungenliede" an den Erklärer manche räthselvollen Fragen richten. Möchte der seit langen Jahren sich vor-

bereitende Sachcommentar Friedrich Zarncke's endlich vom Stapel laufen! Was dessen durchdringender Scharfsinn und rastloser Eifer sonst im Laufe der Jahre für ein feineres Verständniß des Liedes gethan hat, ist von Karl Bartsch's zartfühlender Kritik meist zustimmend adoptirt worden, sodaß, abgesehen von der allgemeinen, freilich von beiden Forschern sehr verschieden beantworteten Handschriftenfrage, größere Abweichungen in Auffassung der Einzelheiten, einige wenige loci vexatissimi ausgeschlossen, nicht bestehen. Dagegen hätten wir den magern Inhaltsangaben, welche den besondern Aventüren vorausgeschickt werden, eine farbigere Fassung gewünscht; ihr Ton leidet an einer peinlichen Trockenheit, die innerhalb so großartiger Poesie doppelt befremdet. Dabei ist nicht einmal überall volle Correctheit und Anschaulichkeit erreicht. So ist in der Inhaltsangabe der 29. Aventüre die Stelle: „Er (Hagen) legt Siegfried's Schwert vor sich hin", für den Uneingeweihten sowol einem Misverständniß ausgesetzt wie an der Spitze der 31. Aventüre die Mittheilung: „Ihr Kind wird gebracht und macht an der Tafel die Runde." Auch landen Günther und seine Begleiter (VII. âventiure) nicht „in Isenstein", sondern doch wol höchstens „am Isenstein"; heißt es doch deutlich genug:

si liezen âne huote ir schiffel bî der fluot:
sus riten zuo der bürge die helde küene unde guot.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Den von Adolf Schaeffer als 47. und 48. Band der im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Coleccion de autores españoles" herausgegebenen „Ocho Comedias desconocidas", acht bisher unbekannten Lustspielen, widmet das „Athenaeum", Nr. 3124, eine eingehende Besprechung, der wir Folgendes entnehmen:

„Schaeffer hat zum Nutzen derer, die sich mit dem spanischen Drama beschäftigen, 8 Stücke aus den 12 abgedruckt, welche in einem in seinem Besitze sich befindenden Bande enthalten sind. In seinem etwas kurzen Vorworte sagt er nicht, wo er den Band erworben hat, sondern blos, daß er 390 Seiten umfaßt und kein Titelblatt, noch irgendetwas enthalte, was andeute, wo und wann es gedruckt ist. Er muthmaßt, es könne einer der ersten 25 Bände der Sammlung der «Comedias de diferentes Autores» und vor 1618 gedruckt worden sein. Diese Frage kann unerörtert gelassen werden, bis es bewiesen worden, daß diese 25 Bände wirklich je vorhanden gewesen sind; was das Datum anlangt, so möchten wir nicht so entschieden sein wie Schaeffer, besonders da wir sein Buch nicht gesehen haben; wir halten jedoch seine «Comedias» für echt, und er verdient zu seiner Erwerbung beglückwünscht zu werden, sowie Dank dafür, daß er diese Bände hat drucken lassen.

„Schaeffer's Schatz enthält, wie gesagt, zwölf Dramen; da aber vier davon den Gelehrten bereits zugänglich waren, so hat er seinen Abdruck auf die acht beschränkt, die bisher unbekannt geblieben sind. Sie gehören dem Zeitalter des Lope de Vega an. Salustio del Poyo's «La Vida y Muerte de Judas» («Das Leben und der Tod des Judas») ist ein gutes Beispiel eines auf biblische Geschichte gegründeten spanischen Dramas dritten Ranges. Judas ist eine Probe von dem Charaktertypus, den Goethe dämonisch nennt, und der stets eine Anziehungskraft für spanische Schauspieldichter gehabt hat, besonders für Calderon. Die Handlung ist eine regellose, da der Verfasser sich mit der biblischen Erzählung große Freiheiten nimmt und ein Melodrama voller Blutvergießen und plötzlicher Glückswechsel hervorbringt. Die Sprache ist einfach, wie es einem Jünger Lope's geziemt. Ein besseres Stück ist «El Tao de San Anton» («Das Abzeichen des Sanct Antonius»), welches, da es, wie aus den drei Versen auf S. 138—139:

En los venturosos dias
De un gran Felipe Tercero,
Y una sacra Margarita —

ersichtlich, zwischen 1598 und October 1611 verfaßt sein muß, von Andreas de Claramonte herrühren könnte. Doch wäre es voreilig, dies zu behaupten, da es eben keine deutlichen Merkmale hat, auf welche ein Urtheil sich gründen ließe, was auch Schaeffer abgehalten, es Guillem de Castro zuzuschreiben, den man gewöhnlich für dessen Autor hält. Das diesem letztern wirklich zugeschriebene «El Renegado apprepentido» («Der reuige Renegat») ist unglücklicherweise eine Probe der schlimmsten Weise dieses Dichters. Es ist zwar nicht ganz ohne lyrische Lieblichkeit; die Handlung aber ist derart, daß sie alles Böse, was man von spanischen Bühnendichtern gesagt hat, rechtfertigt. «Caballero de Olmedo», dessen Anfang Lope zugeschrieben wird, ist jedoch ganz verschieden von dessen gleichnamigem Drama und hat nichts gemein mit Monteser's Burleske. Es ist übrigens das beste Stück im Bande. Es liegt dramatische Energie im Hasse des englischen Grafen gegen den Caballero und in der Anhänglichkeit der Doña Elvira an ihren Geliebten. Wirkliches Talent zeigt sich in den Scenen zwischen ihr und dem Grafen. Es ist auch zu beachten, daß der Thürsteher, der sie ihm verräth, eine Abweichung von dem hergebrachten Dienertypus ist. Er hat wenig vom gracioso an sich. Seine Unempfindlichkeit und sein Wunsch, es mit der stärkern Partei zu halten, sind vortrefflich zur Darstellung gebracht. Die schönste Stelle im ganzen Stücke ist ein ihm in den Mund gelegter Ausruf, wenn Doña Elvira ihn zwingt, den Leichnam des Grafen fortzutragen: «Como pesa! Era robusto.» Dies ist ein Webster's würdiger Zug.

„Ueber die vier Dramen von Luis Velez de Guevara ist es nicht nöthig, viel zu sagen. «El Capitan prodigioso, Principe de Transilvania» («Der Prinz von Transylvanien») leidet an einer Uebertreibung, die wol einem spanischen Publikum, welches stets geneigt ist zu glauben, ein Christ sei zehn Türken gewachsen, annehmbar sein mag, das Stück aber sonst wirkungslos macht; auch läßt sich nicht viel für den «Hercules von Ocaña» sagen, welches einfach wie Middleton's «Roaring Girl», ein auf das allgemeine Bekanntsein einer zeitgenössischen Person gestütztes Stück ist. Zu Gunsten desselben spricht blos, daß es weniger Coulissenreißerei enthält, als man hätte erwarten können. Auch wird das «La Devocion de la Misa» («Die Andacht der Messe»), eine Art Tractat in Gestalt eines Dramas, das dazu bestimmt ist, die Vortheile des täglichen Messebesuchs einzuschärfen, heutige Leser nicht leicht anziehen. Hingegen kann «El Rey Don Sebastian» («Der König Don Sebastian») zu den besten Werken Guevara's zählen. Der Vorwurf ist natürlich so dramatisch, daß er zu wiederholten malen auf der Bühne benutzt worden ist. Das von Schaeffer hier zum Abdruck gebrachte Drama

würde dem großen Namen Lope's gewiß nicht zur Unehre gereichen. Besonders eine Scene im zweiten Aufzug zwischen dem König und einem Hirten ist außerordentlich gut angelegt und hat Aehnlichkeit mit Lope's Arbeit. Der Text des «Caballero el Olmedo» ist durch viele Fehler entstellt, und Schaeffer hat ihn sehr einsichtsvoll behandelt. Er hat eine Anzahl Berichtigungen angebracht, die seine gründliche Kenntniß des Spanischen und eine ungewöhnliche Vertrautheit mit den spanischen Dramatikern bezeugen. Ueberhaupt ist seine redactionelle Thätigkeit von Verständniß geleitet und muß ihm viel Mühe und Zeit gekostet haben. Selbstverständlich stimmen wir mit dem gelehrten Herausgeber nicht immer überein, und wir wollen einige Stellen anführen, bei welchen wir es wagen, von ihm abzuweichen. Um ganz gerecht zu sein, sollten wir freilich einige seiner vortrefflichen Emendationen citiren, allein Rücksicht auf die Geduld des Lesers nöthigt uns, uns auf Stellen zu beschränken, die es ihm nicht ganz gelungen zu sein scheint, wieder herzustellen." Es folgen hierauf einige wenige Textberbesserungen, die der Recensent vorschlägt.

— In der von Eric S. Robertson edirten neuen Sammlung „Great Writers" erschien vor kurzem „Life of Thomas Carlyle" von Richard Garnett (London, Walter Scott). In einem nur 178 Seiten umfassenden Bändchen hat der Verfasser es vermocht, ein vollständiges Bild von dem seit seinem Tode fast mehr noch als während seines Lebens viel besprochenen, allerdings bedeutenden Schriftsteller zu geben, welches uns nicht allein mit seinen Lebensumständen, seiner Entwickelung, seinem Charakter und seinen ehelichen Verhältnissen, sondern auch mit dem Kern seiner Werke und Lehren bekannt macht und dabei rühmlichster Unparteilichkeit sich befleißigt. Vergleiche sind zwar nach dem englischen Sprichworte gehässig; wie viel empfehlenswerther aber ist diese knappe Biographie gegenüber dem durch ihre allzu große Breite und Ausführlichkeit ermüdenden, um nicht zu sagen abstoßenden Werke, wie wir es in neuester Zeit von Conrad und Brandl über englische Dichter erhalten haben. Mögen künftige Biographen solcher und anderer ausländischer Autoren sich die Garnett'sche zum Muster nehmen. Wie ist hier alles so schön geordnet und zusammengefaßt! Natürlich ist der Eindruck dadurch weit lebhafter und folglich wirkungsvoller, als bei einem allzu breit angelegten Gemälde, das sich in allerlei Kleinigkeiten verliert, und wo man den Wald vor Bäumen nicht sieht. Besonders werthvoll sind auch noch die Beigaben. Da ist zuerst, wie natürlich in englischen Werken, ein vollständiges Register; dann folgt eine ebensolche „Bibliographie", von John P. Anderson zusammengestellt, in welcher Carlyle's gesammelte Werke, Anthologien aus denselben, die einzelnen Werke, seine Uebersetzungen, verschiedenen Schriften und Briefe verzeichnet sind, ferner ein Anhang, der die Biographien, Kritiken u. s. w. über ihn und seine Schriften, endlich auch seine sämmtlichen Beiträge in Zeitschriften mit größter Genauigkeit angibt, woran sich noch ein chronologisches Verzeichniß seiner Werke und der seit seinem Tode erschienenen nachgelassenen „Reminiscenzen", seines „Briefwechsels" mit Emerson, seiner eigenen Gattin als Braut und Goethe anschließt.

Theater und Musik.

Das Schauspiel „Die Philosophin" von Friedrich Spielhagen ist an den Hoftheatern zu Hannover und Weimar zur Aufführung gekommen. In Weimar wurde der anwesende Dichter mehrfach hervorgerufen. Die Heldin des Stücks ist eine Art von Donna Diana, welche zuletzt ihre Philosophie abschwört, um der Liebe zu huldigen. Doch ein echt dramatischer Zug durchweht das Stück nicht, wenn auch einzelne Scenen im dritten und vierten Act das Publikum fesseln. Daß ein Schauspiel von Spielhagen geistreich und in einem eleganten Dialog abgefaßt ist, bedarf kaum der Erwähnung.

— Otto Girndt's Lustspiel „Die Maus" ist am dresdener Hoftheater mit Erfolg gegeben worden. Das Stück ist munter und lustig, die Titelheldin ein Backfisch, welcher von einer zärtlichen Mutter, die, für das Wohl ihres Sohnes besorgt, allerlei Verwirrungen anrichtet, verfolgt wird.

— Das leipziger Theater brachte zur Vorfeier des hundertjährigen Don Juan-Jubiläums Tirso de Molina's „Verführer von Sevilla" nach der Uebersetzung von Braunfeld und einer Bearbeitung von Oberregisseur Gettke. Das Stück erwies sich indeß zu grell und craß für den modernen Geschmack; die brüske Exposition und auch mehrere andere Scenen ließen die Attentate des Verführers allzu unverhüllt hervortreten: einige dichterische Schönheiten boten dafür keinen Ersatz. Im ganzen ist die Auffassung des Titelhelden eine trivial geistlose: er vertritt die ordinärste Liederlichkeit. Auch weit zerfahrener ist das Drama als der Operntext; da Ponte hat vieles mit künstlerischem Instinct zusammengerafft, was sich bei Tirso de Molina durch matte Wiederholungen abschwächt. Das Publikum verhielt sich ablehnend gegen den alten Spanier.

Bibliographie.

Deutsche Adelschronik. Familien-Nachrichten der fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Häuser, sowie der adeligen Familien im Deutschen Reiche. 1. Jahrg. Oktober 1887—September 1888. 24 Nrn. Stuttgart, Stöckhardt. Hoch 4. Halbjährlich 3 M.

Bang, H., Verfehltes Leben. Aus dem Dänischen von E. Jonas. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Brecher, A., Bunter Kram. Humoristische Allotria in Versen. Gera, Griesbach. 1888. 8. 3 M.

Froude, J. A., Das Leben Thomas Carlyles. Aus dem Englischen übersetzt, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von T. A. Fischer. 3ter Bd. Erinnerungen an Jane Welsh-Carlyle. Eine Briefauswahl. Mit verbindendem Text versehen von T. A. Fischer. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Goetz, W., Aus dem Basler Jura. Volksgeschichten. Davos, Richter. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Goetz, W., Die Frage des Handfertigkeits-Unterrichts in der deutscheu Schweiz. Eigenes uud uueigenes Meinen. Davos, Richter. Gr. 8. 2 M.

Köhler, H., Lobe den Herrn meine Seele! Ein Beitrag zum Blütenstraus christlicher Dichtung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Der serbisch-bulgarische Krieg von 1885. Eine militärische Studie von einem deutschen Offizier. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Leckerbissen aus französischen Humoristen und Realisten Zola, Villemot, Maupassant und Anderen. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Linduer, T., Die Veme. Paderboru, F. Schöningh. Gr. 8. 12 M.

Litzmann, B., Schröder und Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Briefe Friedrich Ludwig Schröders an Friedrich Wilhelm Gotter. 1777 und 1778. Eingeleitet und herausgegeben. Hamburg, Voß. Gr. 8. 3 M.

Loewy, T., Die Vorstellung des Dinges auf Grund der Erfahrung. Ein Entwurf. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 7 M.

Nordau, M., Die Krankheit des Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig, Elischer. 1888. Gr. 8. 10 M.

O'Reilly, B., Leo XIII. Seine Zeit, sein Pontificat und seine Erfolge. Nach authentischeu Aufzeichnungeu mit Gutheissung seiner Heiligkeit. Autorisirte deutsche Ausgabe. Frei bearbeitet, ergänzt und weitergeführt. Köln, Bachem. Lex.-8. 12 M.

Pfülf, O., S. J., Erinnerungen an P. Adolf v. Doß, S. J., ein Freund der Jugend. Freiburg i. Br., Herder. 12. 3 M.

Pikanterien aus französischen Humoristen und Realisten Zola, Villemot, Maupassant und Anderen. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Schering, E., Carl Friedrich Gauss und die Erforschung des Erdmagnetismus. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 4 M.

Steineck, A., Penalia. Humoristische und satirische Schilderungen aus dem Gymnasialleben. Oldenburg, Wichmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Taylor, B., Lars. Norwegisches Idyll. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Verena, Sophie, Gedankenvoll. Aussprüche von Dichtern und Denkern. Mit Illustrationen. Berlin, H. W. Müller. 8. 3 M.

Wachenhusen, H., Moderne Goldgräber. Roman. Berlin, Janke. 1888. 8. 5 M.

Wortmanu, H., Dr. Justus Carl Lion. Seiu Wirken für die deutsche Turnkuust. Aus Aulass seines 25jährigen Jubiläums als Leiter des städtischeu Schulturnens zu Leipzig dargestellt. Mit J. C. Liou's Bildnis. Leipzig, Strauch. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

Zum dreihundertjährigen Geburtstage Joost van den Vondel's (17. November 1887).

In der **Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. **Mit Vondel's Bildniß.** 8. (XVI u. 379 S.) 4 M. 40 Pf.; geb. in Leinwand mit Deckenpressung 5 M. 60 Pf.

„Vondel (geb. 17. Nov. 1587), der als Kölner durch seine Geburt Deutschland angehört, aber seiner Erziehung und seinem Wesen nach ganz Holländer war, repräsentirt die Literatur dieser Nation im 16. und 17. Jahrhundert so eminent, daß die Kenntniß dieses Dichters uns die ganze Richtung jener Zeiten vollständig vor Augen führt, und das geschieht auch durch die Biographie dieses Lieblings der Holländer, auf deren Bühne er namentlich in seinen patriotischen Werken noch heimisch ist. Aber auch die geistlichen Dichtungen des vom Anabaptismus zum Katholicismus übergetretenen Dichters sind beim holländischen Volke unvergessen, und es lohnt sich wirklich, eingehend mit einem Dichter sich zu beschäftigen, der eine Nation so lebendig repräsentirt."

(Ueber Land und Meer. 1882. Nr. 34.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DAS NIBELUNGENLIED.

Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von **Karl Bartsch.**

3. Auflage. 8. Geh. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Neben seiner mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Nibelungenliedes (bereits in sechster Auflage erschienen) bietet hier Bartsch eine speciell zum Schulgebrauch bestimmte Textausgabe mit Wörterbuch, die sich auch durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

In ähnlicher Weise erschienen:

Kudrun. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 8. Geh. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Walther von der Vogelweide. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 2. Auflage. 8. Geh. 2 M. Cart. 2 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

O Polsce

napisał

Generalfełdmarszałek Hr. Mołtke.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Der in vieler Hinsicht höchst interessante Essay des Generalfeldmarschalls Graf Moltke über Polen, vor kurzem durch eine deutsche Zeitschrift veröffentlicht, liegt hier vollständig in polnischer Uebersetzung vor, die mit Zustimmung des Verfassers unternommen wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sâvitrî.

Praktisches Elementarbuch zur Einführung in die Sanskritsprache.

Ein Buch zum Selbstunterricht für Philologen und gebildete Laien.

Von **Hermann Camillo Kellner.**

8. Geh. 5 M.

Der Verfasser, ein praktischer Schulmann, der die Bedürfnisse der Anfänger kennt, liefert in diesem neuen Lehrbuch ein bequemes Hülfsmittel zur Einführung in das Studium des Sanskrit. Das Werk ist in erster Linie bestimmt für classische Philologen, Germanisten und Lehrer der neuern Sprachen, die nach Abschluß der akademischen Studien den Mangel der Kenntniß des Sanskrit als eine Lücke empfinden, deren Ausfüllung ihnen wünschenswerth erscheint.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Kellner, H. C. Kurze Elementargrammatik der Sanskrit-Sprache. Mit vergleichender Berücksichtigung des Griechischen und Lateinischen. Zum Selbstunterricht und zum Gebrauche bei akademischen Vorträgen. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 M.

——— Das Lied vom Könige Nala. Erstes Lesebuch für Anfänger im Sanskrit. Nach didaktischen Grundsätzen bearbeitet und in transscribiertem Texte mit Wörterbuch. 8. Geh. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Mönchsritter

Nikolaus Durand von Villegaignon.

Ein Beitrag zur Kenntniß französisch-brasilianischer Verhältnisse im XVI. Jahrhundert.

Von

M. T. Alves Nogueira.

Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 4 M.

Eine historische Studie, in welcher der Verfasser, ein Brasilianer, die Rückwirkungen der politischen Lage Europas in dem Reformationszeitalter auf die Entwickelung der Verhältnisse in Südamerika beleuchtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Dritter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Die alte und die neue Weltanschauung

von **Carus Sterne** erscheint in illustrirten Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. ö. W. und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an. **Stuttgart.** Verlag **Otto Weisert.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von **Arthur Schopenhauer.**

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

(Mit „Mittheilungen" von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1887. Nr. 2 und einer Beilage von **Ferdinand Hirt & Sohn** in Leipzig.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 46. 17. November 1887.

Historische Schriften.

1. Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unsers deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Karl Hallberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. Hoch-4. 2 M.
2. Briefe der Königin Luise von Preußen. Gesammelt von Adolf Martin. Mit einem Porträt der Königin. Berlin, F. Luckhardt. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Bismarck's parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum. Stuttgart, Enke. 1887. Gr. 8. 3 M.
4. Abhandlungen aus der neuern Geschichte von Max Duncker. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 8 M.
5. Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolf Schleiden. Mit einem Bildniß der Mutter des Verfassers in Heliogravüre. Wiesbaden, Bergmann. 1886. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Die Lebensgeschichte des Kaisers Wilhelm, welche schon so verschiedene Bearbeitungen gefunden hat, erscheint hier in der Oskar Meding'schen, bis zum Jahre 1887 fortgeführten Bearbeitung (Nr. 1). Das Werk ist mit viel Liebe und Hingebung, mit viel Verständniß und Genauigkeit abgefaßt und gibt uns ein treues Bild von dem wechselvollen Gang dieses reichen Lebens, von dem großartig angelegten Charakter des allverehrten Kaisers. Kaum irgendein hervorragendes Ereigniß hat in dem Buche keine Aufnahme gefunden; dagegen finden wir darin manche interessante Züge erwähnt, denen wir in andern Kaiserbiographien nicht begegnet sind. Der Verfasser schildert die Jugendzeit des Kaisers, in welcher bald so viele trübe Wolken auftauchten, die Katastrophe von 1806, das Zusammentreffen der fliehenden Königin Luise mit ihren Kindern in Schwedt, die Betheiligung des Prinzen an dem Feldzuge von 1814, den er als Kapitän mitmachte und in welchem er bei Bar-sur-Aube die Feuertaufe erhielt, infolge dessen ihm sein Vater das Eiserne Kreuz, der Kaiser Alexander von Rußland den Sanct-Georgs-Orden verlieh. Aus dem Glaubensbekenntniß, welches der Prinz 1815 an seinem Confirmationstage abgelegt hat, und das von ihm selbst verfaßt worden ist, erinnern wir nur an die beiden Aussprüche: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande" und „Ich will keinem Menschen Unrecht thun", und an die Art und Weise, wie er dieses Gelöbniß bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Kurz und treffend stellt der Verfasser die Thätigkeit des Prinzen in den Friedensjahren 1817—48 dar, in welchen dieser fast ausschließlich mit ernsten Studien und Arbeiten für die Armee beschäftigt war; bald darauf unternimmt er seinen ersten Feldzug als Oberbefehlshaber gegen die badische Revolution. Nachdem der Prinz 1857 die Stellvertretung und 1858 die Regentschaft übernommen hatte, begann er das große Werk seines Lebens, auf dessen Durchführung die Möglichkeit der nationalen Gestaltung Preußens und Deutschlands beruhte, die Reorganisation der preußischen Armee, ließ sich durch den kurzsichtigen und übelwollenden Widerstand des Abgeordnetenhauses nicht von seinem Plane abbringen, focht mit Hülfe seines neuen Ministerpräsidenten Bismarck den Conflict glücklich durch und zeigte in den Feldzügen 1864 und 1866, daß nicht das Abgeordnetenhaus, sondern der König von Preußen auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Nachdem aus dem Feldzuge von 1870—71 das Deutsche Reich und das deutsche Kaiserthum hervorgegangen war, widmete Kaiser Wilhelm seine ganze Regententhätigkeit der Befestigung des Reiches im Innern und nach Außen. Der Verfasser schildert die Theilnahme des Kaisers an den Arbeiten des Reichstages, an den Colonialbestrebungen, an der Herstellung des kirchlichen Friedens, an der Besserstellung der Lage der Arbeiterklasse, an der Aufrechthaltung der Stärke unserer Wehrkraft, an der Wahrung des europäischen

Friedens, welcher hauptsächlich von der Stellung des Deutschen Reiches zu Oesterreich und Rußland abhängt. Je mehr die Darstellung des Verfassers sich der Gegenwart nähert, desto mehr erweitert sich dieselbe zu einer Beschreibung der preußischen und deutschen Geschichte, in welcher die Kämpfe der Regierung gegen den Ultramontanismus und gegen die Demokratie, von denen die parlamentarische Herrschaft erstrebt wird, besondere Berücksichtigung gefunden haben. Die zahlreichen Illustrationen, welche nach den vom Kaiser zur Benutzung verstatteten Aquarellen hergestellt sind, bilden eine sehr dankenswerthe Zierde dieses verdienstlichen Werkes.

Die Herausgabe der „Briefe der Königin Luise von Preußen" von Adolf Martin (Nr. 2) hat die Bedeutung einer dem Kaiser zu seinem neunzigsten Geburtstag dargebrachten Gabe. Die große Königin, welche im Schiffbruch einer durch Unglück und Niederlage verwirrten Zeit den Glauben an eine bessere Zukunft sich gerettet hatte und durch den kraftvollen Widerstand ihres patriotischen Gemüths und durch ihre Opferbereitschaft den Grundstein zu den unsterblichen Thaten der Volksbegeisterung gelegt hat, zeigt die Eigenschaften einer hohen Frauenseele aufs glänzendste und liebenswürdigste in ihren Briefen. Hier erscheint sie uns als das hohe Muster einer mit allen königlichen und bürgerlichen Tugenden geschmückten deutschen Frau, welche in den Zeiten des Druckes und der Erniedrigung mächtig dazu beitrug, die edlern Stimmungen zu heben und zu kräftigen. All ihre Hoffnung und Verzweiflung, ihr Charakterstolz und ihr Opfersinn, ihre Voraussicht und ihre Ergebung finden einen ergreifenden Ausdruck in diesen 41 Briefen, welche der Verfasser ausgewählt hat. Die Perle derselben sind die beiden Briefe vom 24. Juni 1807 und vom Frühjahr 1808. Sie sind an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, gerichtet. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Eylau, in welcher die Franzosen große Verluste erlitten, faßte die Königin wieder Hoffnung; die belagerte Festung Danzig hielt sich aufs tapferste; Graudenz und Kolberg thaten gleichfalls ihre Pflicht; das freundschaftliche Einvernehmen, das zwischen dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm III. bestand, schien alle Stürme zu überdauern. Aber schon nach wenigen Tagen kam die Nachricht von der Capitulation Danzigs, welche nach dem Urtheil der Königin durch die Unthätigkeit des russischen Oberbefehlshabers Bennigsen verschuldet war. Nach der Niederlage von Friedland fürchtete sie, von Memel über die Grenze nach Riga flüchten zu müssen, und schrieb ihrem Vater, sie könne nichts mehr hoffen, lasse sich aber auch nicht beugen und werde auf dem Wege des Rechts leben, sterben, Brot und Salz essen. Die Zurückberufung Stein's, der die Dynastie und das Land retten sollte, verschaffte ihr wieder einige Beruhigung; aber sie fürchtete, daß Stein in seinen Formen zu herrisch sein möchte, was bei dem König, der an sanfter, ehrerbietiger Form sehr hänge, von Wichtigkeit sei, und beschwor den Freiherrn, der die Entlassung des Großkanzlers Beyme als Bedingung seines Eintritts ins Ministerium stellte, vorläufig nachzugeben, damit um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ihre Bereitwilligkeit zu jedem Opfer ging so weit, daß sie, als alles über dem französischen Vernichtungssystem verzweifelte, bat, man möchte sie nach Paris schicken und versuchen, ob sie nicht Napoleon, der sie doch in Tilsit so sehr getäuscht hatte, zu einem mildern Verfahren bewegen könne. Der preußische Bevollmächtigte General Knobelsdorf richtete in Paris nichts aus; er wurde dort wie ein Lakai behandelt; der französische General Savary gab geradezu den Rath, die königliche Familie solle, um die Contributionen zahlen zu können, ihre Juwelen und Kostbarkeiten veräußern. „Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt", schrieb die Königin ihrem Vater im Frühjahr 1808. „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf." Mitten in diesem Jammer sprach sie die Ueberzeugung aus, daß der Kaiser Napoleon nicht fest und sicher auf seinem, damals freilich glänzenden Throne sei. Noch im März 1809 schrieb sie: „Wem wird Preußen übers Jahr gehören? Wohin werden wir alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich!" Der letzte Brief, vom 19. Juni 1810 datirt, meldete ihrem Vater ihren baldigen Besuch in Neustrelitz. Sie kam am 25. Juni dort an, fühlte sich bald von einem heftigen Fieber ergriffen und starb am 19. Juli im Schlosse Hohen-Zieritz. Die „Fürstin der Fürstinnen", wie des Königs Vater sie genannt hatte, war das Opfer der herzlosen und brutalen Napoleonischen Politik.

Die nationalliberale Partei der siebziger Jahre hat in den „Parlamentarischen Kämpfen und Siegen Bismarck's" von Friedrich Thudichum (Nr. 3) eine scharfe Kritik gefunden. Nicht als ob der Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hätte, die parlamentarischen Fehler dieser Partei der Reihe nach bloßzulegen; das gibt sich vielmehr von selbst, wenn von den parlamentarischen Kämpfen Bismarck's die Rede ist. Der Verfasser beginnt mit der Uebernahme der Regentschaft seitens des jetzigen Kaisers, mit der Reorganisation der Armee, mit dem Verfassungsconflict und der Berufung des Herrn von Bismarck und fand schon hier Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, daß die Herstellung einer parlamentarischen Regierung, die Gewährung eines Einnahmebewilligungsrechts, die Schaffung eines Parlamentsheeres die Ziele derjenigen Männer waren, welche damals im preußischen Abgeordnetenhause, später im Reichstage das große Wort führten. Als Gründe für die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts führt der Verfasser theils die Anlehnung an das Reichswahlgesetz vom 12. April 1849, theils den Umstand an, daß, da die Wähler der Conflictshelden ganz vorzugsweise die Rentner und Spießbürger der ersten und zweiten Klasse gewesen waren, man sich der Hoffnung hingegeben habe, der

deutsche Bauer und kleine Mann werde nüchterner, nationaler und daher königlicher wählen als jene. In einem weitern Abschnitt bespricht der Verfasser die Stellung der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund 1866—70, die Militärconflicte in Baiern und Würtemberg und die Aufrichtung des Deutschen Kaiserreichs. Es kommen dabei die antipreußischen und antinationalen Bestrebungen der bairischen Ultramontanen und würtembergischen Demokraten und Großdeutschen, die Kolb'schen Militäranträge in der bairischen Abgeordnetenkammer und der famose Virchow'sche Antrag vom 21. October 1869 auf Einschränkung der Militärausgaben und Herbeiführung einer allgemeinen Abrüstung zur Sprache. Nach Beendigung des Deutsch-französischen Krieges waren es die kirchlichen Conflicte, welche in den Vordergrund der Bismarck'schen Politik traten, die staatlichen Defensivmaßregeln, vom Kanzelparagraphen und Jesuitengesetz bis zum Klostergesetz, hervorriefen und erst unter dem diplomatischen Papst Leo XIII. einer friedlichen Beilegung entgegensahen. Bei der Berathung des Reichsmilitärgesetzes von 1874 drohte ein neuer Conflict auszubrechen, da die Reichsregierung eine dauernde Feststellung der bisherigen Friedenspräsenzstärke bezweckte, während das Centrum und die Fortschrittspartei die jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch das Etatsgesetz beantragte, um Gelegenheit zu haben, die zweijährige Dienstzeit für den Infanteristen und die Herabminderung der Heeresstärke durchzusetzen; doch die Oppositionsparteien fanden für ihre Pläne keine Mehrheit, die Regierung aber mußte statt der dauernden Feststellung das Septennat annehmen, das bei jeder neuen Berathung des Militärgesetzes neuen Angriffen ausgesetzt war. Weder bei dieser Frage, noch bei der Vorlegung eines Gesetzentwurfes zur Abänderung und Ergänzung des Strafgesetzbuches, das verschärfte Strafbestimmungen gegen socialistische Bestrebungen enthielt, ging die nationalliberale Partei auf die Wünsche der Reichsregierung ein. Lasker vor allem, welcher so viele schlimme Eigenschaften eines Volkstribunen in sich vereinigte, zeigte auch hier die ganze Verderblichkeit seines beherrschenden Einflusses. Ihm war es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß es dem Reichskanzler nicht gelang, von Bennigsen zum Eintritt ins Ministerium zu bewegen, da jener die ihm von letztern und der ganzen Partei gestellten, eine Ausdehnung der Rechte des Reichstags bezweckenden Bedingungen nicht annehmen konnte. Es folgte die Ablehnung des ersten Socialistengesetzes, wobei die nationalliberale Partei dem Centrum und der Fortschrittspartei Heeresfolge leistete, die Genehmigung des zweiten durch die wesentliche Unterstützung jener Partei, die Spaltung derselben bei der Berathung des neuen Zolltarifentwurfes. Das Ziel der Bismarck'schen Finanzpolitik war, durch Erhöhung der Verbrauchssteuern nicht nur die eigenen Bedürfnisse des Reiches zu decken, sondern auch die Einzelstaaten durch Ueberweisung eines Theiles der Steuererträge in den Stand zu setzen, drückende Steuern zu beseitigen oder zu ermäßigen oder einzelne Landessteuern den Provinzen, Kreisen oder Gemeinden zu überlassen. Dem Reichstage ging daher eine Vorlage zu, welche einen neuen Zolltarif mit industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzöllen und eine Erhöhung der Tabackssteuer enthielt. Da der größte Theil des Centrums und der süddeutschen Reichstagsmitglieder in industriellen oder in vorherrschend landwirthschaftlichen, also den Schutzzöllen zugeneigten Wahlbezirken gewählt war und die Conservativen unter allen Umständen für die Vorlage der Regierung waren, so war an der Annahme derselben nicht zu zweifeln, sobald die Regierung den von ihr geforderten sogenannten constitutionellen Garantien zustimmte. Der Reichstag, welcher sich die finanzielle Abhängigkeit der Regierung nicht groß genug denken konnte, wollte, bevor er so große Summen bewilligte, wissen, zu welchem Zwecke etwaige große Ueberschüsse der Einnahmen über die Ausgaben von der Regierung verwendet würden. Die nationalliberale Partei ging noch einen Schritt weiter und wollte ihr Ideal, das Einnahmebewilligungsrecht, wenigstens für einzelne Zollgegenstände erobern. In ihrem Namen beantragte daher von Bennigsen, daß die Höhe des Zollsatzes vom Kaffee und die Höhe des Zollsatzes und der Abgaben vom Salz für jedes Jahr im Reichshaushaltsetat festgestellt und daß, falls letzterer einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben ergab, derselbe im Etat den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung überwiesen werden solle. Dieser Antrag machte die Feststellung des Kaffee- und Salzzolles von dem jährlichen Belieben des Reichstages abhängig, versetzte die Regierung in eine dauernde finanzielle Zwangslage und gestattete wegen der nicht voraus zu berechnenden jährlichen Zolldifferenzen keinen Großhandel in Kaffee mehr. Einen die Regierung einengendern und den Handel störendern Antrag konnte es kaum geben. Und doch beschloß die nationalliberale Partei, nur unter der Bedingung der Genehmigung dieses Antrags für das Tarifgesetz zu stimmen. Klüger verhielt sich das Centrum. In dessen Namen stellte von Franckenstein den Antrag, daß derjenige Betrag der Zölle und der Tabackssteuer, welcher die Summe von 130 Mill. Mark in einem Jahre übersteigt, den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, womit sie zu den Matricularbeiträgen herangezogen würden, überwiesen werden solle. Dieser Antrag hatte mit dem erstern gemeinsam, daß Ueberschüsse den Bundesstaaten zugewiesen wurden, unterschied sich aber von demselben darin, daß die Zollsätze ein für allemal fixirt blieben. Der Franckenstein'sche Antrag, welcher die Zustimmung des Reichskanzlers erhielt, wurde vom Reichstage angenommen und darauf das Zolltarifgesetz und das Tabackssteuergesetz genehmigt. Die nationalliberale Partei ging darüber beinahe zu Grunde. Eine Minderheit derselben, welche bisher den rechten Flügel gebildet hatte, erklärte vor der Endabstimmung, daß sie auch bei Ablehnung des Bennigsen'schen und Annahme des Franckenstein'schen Antrags für das Tarifgesetz stimmen werde,

um dem Reiche die nöthigen Schutz- und Finanzzölle zu retten, und schied aus der Partei. Im folgenden Jahre löste sich der linke Flügel, welcher den Austritt jener veranlaßt hatte, gleichfalls los von der Partei. Infolge dessen blieb nur der gemäßigte Theil, 42 Mann stark, übrig, und dieser verlor 1883 seinen Führer, von Bennigsen, welcher seine Mandate zum Reichstage und zum Abgeordnetenhaus niederlegte. Die Partei hatte geglaubt, durch ihren Bennigsen'schen Antrag den Reichskanzler an die Wand gedrückt und dem Parlamentarismus eine weite Bahn geöffnet zu haben; aber infolge der raschen Schwenkung des Centrums sah sie sich selbst an die Wand gedrückt und ihres Credits bei den Wählern in solchem Grade beraubt, daß sie sich vor den Wahlen von 1887 von diesem selbstverschuldeten Schlage nicht mehr recht erholen konnte.

Alle diese Ereignisse und Wandlungen sind von dem Verfasser mit großer Klarheit und Entschiedenheit dargelegt und in die rechte Beleuchtung gestellt. Daß dabei ein paar kleine Verstöße, namentlich hinsichtlich der Angabe der Daten, mit untergelaufen sind, thut der Vorzüglichkeit der Schrift keinen Abbruch. Bismarck wurde nicht am 24. September 1862 an die Spitze des Ministeriums und am 9. October an die Spitze des Ministeriums des Auswärtigen berufen; vielmehr wurde er am 23. September zum Staatsminister ernannt und ihm der interimistische Vorsitz des Staatsministeriums übertragen; am 8. October wurde er definitiv zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister des Auswärtigen ernannt. Auch erschien der französische Botschafter Benedetti am 6. August 1866 nicht im deutschen Hauptquartier, sondern im Auswärtigen Amt zu Berlin, wohin ihn Bismarck hatte bitten lassen, nachdem derselbe am 5. August dem Ministerpräsidenten eine Abschrift des französischen Vertragsentwurfes zugesandt hatte. Der Einmarsch der italienischen Truppen in Rom erfolgte nicht am 20. October, sondern am 20. September Der Satz: „sodaß in ganz Preußen nur die Stühle von Ermland, Kulm, Hildesheim und Osnabrück besetzt blieben", könnte so aufgefaßt werden, daß es bei dieser Vierzahl geblieben sei. Da aber 1878 Bischof Beckmann von Osnabrück starb, so waren von da an bis 1881 von den zwölf preußischen Bischofssitzen nur noch drei besetzt. Der „verbissene Preußenfeind Moriz Mohl" ist weder ein hoher Beamter, noch Mitglied des königlichen Geheimraths, noch Excellenz, sondern ganz einfach Obersteuerrath a. D. Wenn endlich der Verfasser sagt: „In diesen Septembertagen (als das Abgeordnetenhaus die Mehrausgabe für die Reorganisation der Armee strich) weilte in Berlin der preußische Gesandte in Paris, Otto von Bismarck", so glaubt wol jedermann, daß derselbe nur zufällig damals dort verweilt habe, und kommt nicht auf den Gedanken, daß Bismarck, der sich damals im südlichen Frankreich aufhielt, nur auf telegraphische Berufung in der Mitte September 1863 nach Berlin kam, nachdem schon im Frühjahr mit ihm über die Uebernahme der Ministerpräsidentschaft unterhandelt worden war.

Aus den hinterlassenen, da und dort zerstreuten Aufsätzen und Vorträgen Max Duncker's hat Treitschke einige ausgewählt, welche entweder neue wissenschaftliche Ergebnisse darbieten, oder auf den Charakter, den Bildungsgang, die Geschichtsauffassung des theuern Verstorbenen ein helles Licht werfen, und dieselben sämmtlich unverändert veröffentlicht (Nr. 4). Sie sind betitelt: „Feudalität und Aristokratie", „Die Bildung der Coalition des Jahres 1756 gegen Preußen", „Preußen und England im Siebenjährigen Kriege", „Die Landung in England", „Die Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", „Graf Haugwitz und Freiherr von Hardenberg", „Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1809", „Karl Mathy", „Zum Jubelfeste des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern", „Johann Gustav Droysen".

In dem über Haugwitz und Hardenberg geschriebenen Aufsatz, welcher zu den „Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg" einige Actenstücke mittheilt, sucht der Verfasser an der Hand der Thatsachen nachzuweisen, daß die Rechtfertigung, welche Hardenberg's Memoiren seiner Staatsleitung vom April 1804 bis April 1806 zu geben bestimmt sind, in den meisten Fällen vor der Kritik nicht Stand halten können, und macht ihm sein Verhalten im entscheidenden Moment nach dem Durchmarsch der Napoleonischen Truppen durch Ansbach zum ganz besondern Vorwurf. Hardenberg hielt an dem politischen System des Grafen Hertzberg fest, welchem die Tendenz zu Grunde lag, Preußen mehr durch geschickte Benutzung der Umstände, auf diplomatischem Wege, durch glückliche Speculationen zu vergrößern und abzurunden, als den Staat durch Anspannung seiner Kräfte, durch Einsetzung seiner Macht emporzubringen. Einem Gegner wie Napoleon gegenüber und in jenen eisernen Zeiten, wo alle europäischen Throne im Kanonendonner wankten, glaubte Hardenberg mit einem Programm auskommen zu können, welches die geschickte Benutzung der Gelegenheiten, wo Erwerbungen gemacht oder dem Staate besser abgerundete Grenzen gegeben werden könnten, als das Ziel der preußischen Politik bezeichnete. Da Hardenberg die Verbindung mit Frankreich unter allen Umständen wenigstens offen halten, der König die Anlehnung an Rußland in keinem Fall aufgeben wollte, so ergab sich daraus ein unglückliches System des Balancirens zwischen Frankreich und Rußland, der endlosen Ausgleichung und Vermittelung zwischen den Anerbietungen und Forderungen der beiden Staaten. Dieses Hardenberg'sche Balanciren lief, nachdem ein ernsthafter Versuch der Allianz mit Frankreich mislungen war, in einen Versuch bewaffneter Vermittelung zwischen Rußland-Oesterreich und Frankreich hinaus, auf dessen Scheitern dann wieder ein Allianzversuch mit Frankreich folgte. Diese beständigen Halbheiten und Schwankungen hatten keinen andern greifbaren Zweck, als den Gewinn Hannovers für Preußen. Um diesen Preis wollte Hardenberg sich sogar den Durchmarsch durch Ansbach gefallen lassen, und trotz der stärksten Verletzung der Neutralität Preußens durch Frankreich in der Neu-

tralität verharren, während der König den sofortigen Abbruch des diplomatischen Verkehrs und den Anschluß an die Verbündeten verlangte. Die Räumung Hannovers soll die Genugthuung für den Durchmarsch durch Ansbach sein. Aber Napoleon fiel es nicht ein, diese Genugthuung einem Staate zu geben, der immer nur rüstete, immer nur Vorschläge machte, den Grafen Haugwitz bald nach Wien, bald ins französische Hauptquartier schickte, versprach und drohte, und schließlich doch nicht losschlug. Diese unschlüssige und energielose Politik rettete Napoleon im November 1805 vor einer großen Gefahr und verschaffte ihm Gelegenheit, denjenigen Staat, welchem diese Politik Gewinn bringen sollte, im folgenden Jahr zu Boden zu schlagen.

In dem Lebens- und Charakterbild, das Duncker von dem trefflichen Karl Mathy entworfen hat, zeigt derselbe, daß er auch auf dem biographischen Feld ein Meister der Darstellung ist. Die ganze Entwickelungsgeschichte dieses reichen und wechselvollen Lebens ist von ihm mit ebenso viel Wärme wie Wahrheitsliebe gezeichnet worden. Mathy war einer jener eisernen Charaktere, die sich eher brechen als biegen lassen, die lieber in der Verbannung ein kümmerliches Dasein fristen, als daß sie unter einer reactionären Regierung als Beamte leben, die lieber einer ungewissen und sorgenvollen Zukunft entgegengehen, als daß sie länger Mitglieder eines Ministeriums sind, das nicht das nationale Princip auf seine Fahne geschrieben hat. Die Tage von Olmütz machten ihn nicht irre an Preußens Beruf und Zukunft; nur von dort erwartete er die Herstellung der nationalen Einheit Deutschlands und wirkte für dieselbe als badischer Ministerpräsident 1866—68, so viel er konnte. Schmerzlich war es ihm, daß der angebotene Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund von Preußen aus politischen Gründen nicht angenommen werden konnte; aber seine Haltung blieb die nämliche. „Und wir thun doch unsere Pflicht", sagte er zu seinem Großherzog, und ein andermal: „Wir müssen selbständig sein, wir müssen gut regieren, wir müssen zum Eintritt fertig sein." Er hat das Jahr 1870 nicht mehr miterlebt, aber seine Leitung Badens hat, wie der Verfasser richtig bemerkt, wesentlich dazu beigetragen, die Berechnungen Frankreichs zu kreuzen und die rasche Einigung der deutschen Kräfte, d. h. die Vorbedingung der deutschen Siege herbeizuführen.

Die „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" (Nr. 5), welche die Geschichte der angesehenen, wohlhabenden und sehr gebildeten Familie Schleiden behandeln, erstrecken sich in dem vorliegenden Bande auf die ersten vierzig Jahre unsers Jahrhunderts. Der Verfasser dieses Buchs, Rudolf Schleiden, schildert zuerst die Familienverhältnisse seiner Großältern und seiner Aeltern, welche letztern zuerst in Bremen sich niederließen und später das holsteinische Gut Ascheberg ankauften und dorthin übersiedelten. Auf diesem Gut wurde Rudolf Schleiden am 22. Juli 1815 geboren. Er hatte dort mit seinen Geschwistern eine sehr glückliche Knabenzeit. Seine Aeltern standen in Verkehr mit vielen hervorragenden Männern und Frauen jener Zeit. Im Bad Pyrmont lernte seine Mutter, eine geborene von Nuys, 1814 den berühmten preußischen General Gneisenau kennen und sprach mit ihm über den Kronprinzen von Schweden (Bernadotte). Hierüber schrieb sie: „Einer der glimpflichsten Namen, die er ihm gab, war: der erbärmlichste Komödiant." Die schlechten finanziellen und landwirthschaftlichen Verhältnisse, welche ein paar Jahrzehnte lang in Holstein herrschten, veranlaßten seinen Vater, 1824 sein Gut zu verkaufen und den von Elberfeld aus ihm gemachten Antrag, für den deutsch-amerikanischen Bergwerksverein nach Mexico zu gehen, anzunehmen. Die Mutter nahm ihren Aufenthalt zuerst in Bremen, dann in Elberfeld, wo später auch der Vater, nach seiner Rückkehr aus Mexico, als Director jenes Vereins ein paar Jahre lebte. Aber schon 1831 mußte er zum zweiten mal nach Mexico reisen, um an Ort und Stelle zu sehen, was für den Bergwerksverein dort noch zu retten war. Zwei Jahre nachher lief die Nachricht von dem Tode des Vaters ein. Der junge Rudolf, in Ascheberg von Hauslehrern unterrichtet, hatte inzwischen in Bremen seine Schulzeit begonnen, in Elberfeld das Gymnasium absolvirt, sich besonders gern mit Geschichtswerken und mittelhochdeutschen Dichtern beschäftigt und frühzeitig den Gedanken an eine diplomatische Laufbahn gehegt. Nach einer Reise durch Süddeutschland, wo ihm in Karlsruhe, Stuttgart und Darmstadt die Häuser der angesehensten Männer offen standen, begann er seine Universitätsstudien. Von 1834 bis 1838 besuchte er die Universitäten Kiel, Berlin, Jena, Göttingen und noch einmal Kiel. Seine Studien waren vorzugsweise juridische, staatsrechtliche und nationalökonomische; doch versäumte er nicht die allgemeinen Studien und besuchte mit Vorliebe historische Collegien. Als ein junger Mann von tadellosem Betragen, von feinen Sitten, von großer Gewandtheit in der Gesellschaft, von viel Geist und Wissen war Schleiden in den besten Häusern ein gerngesehener Gast. Sein Aufenthalt in Göttingen fiel gerade in die Zeit jenes Conflicts der sieben Professoren, welcher mit der Entfernung derselben und der unauslöschlichen Schmach des Königs Ernst August endigte. Der Verfasser gibt uns eine sehr genaue und lebhafte Schilderung der dortigen Vorgänge. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Kiel wurde er wegen eines Pistolenduells zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt. Er trat dieselbe im Juni 1839 in der Festung Nyborg, auf der Insel Fünen, an, erfreute sich einer guten Behandlung und studirte fleißig in seiner Einsamkeit. Im Juli 1840 wurde er vom König Christian VIII. begnadigt, kehrte nach Kiel zurück und bestand dort die juristische Staatsprüfung mit dem besten Erfolg, worauf er mit dem Beginn des Jahres 1841 in das öffentliche Leben eintrat. Damit schließen diese, mit großem Geschick und viel Feinheit geschriebenen Memoiren, welche als ein Culturbild jener Zeit angesehen werden können. Soviel

wir wissen, wird der Verfasser, welcher ein paar Jahrzehnte lang als Ministerresident der Hansestädte in Washington sich aufhielt und jetzt als Privatmann in Freiburg i. Br. lebt, einen zweiten Band veröffentlichen. Wir sehen demselben mit dem größten Interesse entgegen.

Wilhelm Müller.

Neue Dichtungen.

1. Strophen. Von Karl Henckell. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Lyrische Gedichte und Uebertragungen nach böhmischer Kunst- und Volkspoesie von O. Malybrok-Stieler. Prag, Otto. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Mein Lenz im Liede von Siegfried Martin Langen. Berlin, Zenker. 1887. 12. 2 M.
4. Ilse. Eine Harzmär von F. A. Ey. Leipzig, Reuger. 1887. 8. 2 M.
5. Aus Kaiser Wilhelm's Jugendtagen. Eine vaterländische Dichtung von Jakob Herzer. Kaiserslautern, Kayser. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Fragmente. Eine Sammlung Aphorismen, Gedichte u. s. w. von H. L. Jena, Mauke. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Die jugendlichen Poeten der neuesten sogenannten realistischen Richtung in unserm sangreichen Deutschland, welche man mehrfach als die jüngstdeutsche Schule bezeichnet hat, sind in mehr als einer Beziehung ganz erfreuliche Erscheinungen auf unserm Parnaß, namentlich soweit es sich um ihre lyrische Bethätigung handelt. Das Freiligrath'sche Motto zum „Glaubensbekenntniß":

Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!
In die Stickluft dieser Tage
Dieses Büchleins kecken Schuß! —

läßt sich mutatis mutandis auf unsere jungdeutschen Revolutionäre und ihr Verhältniß zur Zeit anwenden. Gegen „die Stickluft dieser Tage" haben sie sich alle verschworen: Karl Bleibtreu, Wilhelm Arent, Hermann Conradi, Wilhelm Walloth, die Gebrüder Hart und wie sie sonst noch heißen mögen. Es ist Selbstnatur und Initiative, Saft und Kraft in ihnen. In wohlthuendem Gegensatze zu dem abgeblaßten Singsang unserer Duodezlyriker in Goldschnitt, den namhaften wie den obscuren, hat ihre Lyrik zum Theil große Gegenstände, Leidenschaft und eine ausgesprochene Physiognomie. Vor allem aber macht sie sich zum Organ des modernen Gedankens: sie ist vom Bewußtsein der Zeit heiß erfüllt, und läßt keine der brennenden Fragen und Probleme, welche die heutige Menschheit beschäftigen und bewegen, unerörtert. Freilich, es kann nicht anders sein, ist in diesen jugendlichen Heißspornen, diesen „Jüngling-Männern" noch viel Unklares und Unausgereiftes, viel Brausendes und Kochendes in Gedanken und Gefühl. Der Most schäumt über; es siedet und brodelt.

All dies gilt auch von dem Poeten, mit dem ich meine heutige Revue eröffne, und der ausgesprochenermaßen der Schule Bleibtreu's und Genossen angehört — von Karl Henckell, dem Verfasser des „Poetischen Skizzenbuchs", des „Alleins" u. s. w., dessen Gedichtsammlung „Strophen" (Nr. 1) mir heute zur Besprechung vorliegt. Was ihn in der Lyrik von vielen Genossen seiner Schule unterscheidet, ist, daß jene sich auf diesem Gebiete zum Theil als vorwiegend speculative Geister erweisen, während er es liebt, mehr den concreten Boden des wirklichen Lebens aufzusuchen. Ich denke in Betreff dieses Gegensatzes besonders auch an den höchst talentvollen Hermann Conradi, der in seinen jüngsthin erschienenen „Liedern eines Sünders" an der Hand schwungvoller Hymnen und Oden namentlich für die geistige Befreiung unserer Zeit eintritt und sich dabei in erster Linie als einen feinsinnigen Dialektiker bekundet. Ist Conradi vorwiegend ein beredter Anwalt der innern Freiheit, ein überzeugungstreuer Dolmetscher der allgemeinen geistigen Ziele des Tages und zeigt er eine fast ausschließlich pathetische Haltung, so bewegt sich in Henckell's „Strophen" die poetische Interpretation und Verfechtung der Zeit mehr auf ganz bestimmt umgrenzten und concreten Gebieten und dreht sich um streng sachliche Forderungen und Bestrebungen des Jahrhunderts; dabei ist dem Humor und der Satire ein ziemlich breiter Spielraum gegönnt. Er ruft nicht nur, wie sein Sangesgenosse Conradi, ganz allgemein die Jugend zur That der Wahrheit, der Freiheit und der Schönheit auf; er feiert nicht blos in großen Zügen das Deutschland von heute und die große Zeit, nein, er geht auch zu Specialitäten über: er warnt uns in dem Gedichte „Sedanfeier" vor einem gedankenlosen und selbstgefälligen Einschlafen auf den erkämpften kriegerischen Lorbern; er läßt an Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck einen „Mahnruf" ergehen, in dem er „Reichsgunst und Schirm" für die deutsche Poesie fordert; er verkündet in dem Lied „Aus wirrem Schlummer fuhr ich jäh empor" das Schreckbild der Revolution; er persiflirt in „Einjährig-Freiwilliger Bopf" und „Pump von Pumpsack" unsere heutige militärische Eitelkeit und blinde Anbetung von „zweierlei Tuch" und macht sich in „Literarische Randglossen" und „Journalist Knallowsky" über eine Reihe journalistischer Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten lustig. Das geschieht zum Theil in recht derber, sarkastischer Weise, aber das Emphatische tritt doch in diesen „Strophen" in den Vordergrund. Wahrhaft kräftig ertönt unter andern das nachfolgende Gedicht, welches mit der Strophe beginnt:

O matt Geschlecht der Dintenwüchsigkeit,
Du Misgeburt der herzensärmsten Zeit!
Wie steife Reihn beschnittener Cacteen,
Wie todte Front gradliniger Armeen,

Wie eine Puppencompagnie am Seil
Seh' ich dich starr'n und baumeln ohne Heil.

Tritt Henckell in einer großen Reihe solcher Lieder für Vaterland und Menschheit und die Lösung der großen Zeitprobleme ein, so stellt er doch eine Lyrik des Herzens und des individuellen Liebeslebens daneben, die oft die tiefsten Töne anschlägt. So singt er:

Auf einem Stein bei der Sonne Scheiden
Uebersann ich mein Kämpfen und Leiden.

Klar erzitterte auf einmal
Glockengeläute von Thal zu Thal.

Mächtig wollten die Abendglocken
Von dem Grunde der Erde mich locken.

Selig winkte weltweite Höh,
Sacht zu Boden flockte mein Weh.

Lächelnd, leuchtend im Liliengewande,
Leidlos schwebt' ich zum Lebenslande.

Es wäre leicht, zur Beurkundung der Echtheit und des Werthes der Henckell'schen Lyrik hier Beispiel an Beispiel zu knüpfen, aber das Mitgetheilte genüge! Wenn „Jungdeutschland" seine Geister mustert, wird es Karl Henckell nicht zu den letzten zu zählen haben, und zwar trotz der Mängel, die diesem schönen Talente anhaften. Diese Mängel — um das zum Schluß nicht ungesagt zu lassen — sind unverkennbar: Henckell ist noch kein voll entwickelter Geist; dialektische Unklarheiten und Ueberschwänglichkeiten und eine gewisse undisciplinirte Leidenschaftlichkeit, daneben Willkürlichkeiten und Incorrectheiten in der Form leihen den Henckell'schen Gedichten etwas Jugendliches, etwas Stürmisches und Drängerisches, das noch geklärt und gereift werden will. Aber es soll mit diesen Einwendungen kein einschneidender Tadel ausgesprochen werden. Die Mängel seiner Jugend können den Eindruck nicht verwischen, daß uns in Karl Henckell ein Talent entgegenreift, das Bedeutendes leistet und noch Bedeutenderes zu leisten verspricht.

Neben den kraftsprudelnden Heißsporn Henckell stelle ich hier eine durchaus zarte lyrische Erscheinung: Frau O. Malybrok-Stieler mit ihren „Gedichten und Uebertragungen" (Nr. 2), eine Schwester des so früh hingegangenen oberbairischen Dichters Karl Stieler. Sinniges Versunkensein in die Natur und das Menschenherz, Wärme und Tiefe der Empfindung und eine ebenso schlichte und einfache wie gewandte und melodiöse Form charakterisiren vor allem das liebenswürdige Talent der Frau Stieler. Die Schwester widmet die Sammlung dem Andenken des verstorbenen Bruders, unsers theuern Dichters, mit den Worten:

Was ich dir wollte noch im Leben
In deine lieben Hände geben,
Auf einen Hügel leg' ich's jetzt:
Der ist von Thränen heiß benetzt.

„O singe!" pflegtest du zu sagen
In lieblichen vergang'nen Tagen,
Wenn durch der Bäume Blätterdach
Der Mond uns lugte ins Gemach.

Wol ins Gemach lugt Mondlicht wieder,
Doch nicht mehr hörst du meine Lieder:
Die leg' ich dir als stillen Kranz
Aufs stumme Grab im Mondenglanz.

Das Buch theilt sich in die Rubriken: „Liebe", „Natur und Leben", „Karl Stieler's Tod" und „Uebertragungen: I: nach böhmischen Dichtern, II: Volkspoesie der Böhmen und Mähren", Abschnitte, unter denen der „Karl Stieler's Tod" überschriebene bei weitem das Bedeutendste und Ergreifendste enthält. Es spricht aus diesen von tiefstem Weh und doch von einer großen Kraft der Fassung durchathmeten Liedern eine Innigkeit der Empfindung, wie ihrer eben nur ein weibliches Herz fähig ist. Niemand, am allerwenigsten der, welcher dem liebenswürdigen oberbairischen Sänger persönlich näher gestanden, kann diese warmblütigen Elegien lesen, ohne im Innersten davon erschüttert zu werden; sie sind, objectiv wie subjectiv betrachtet, als künstlerische Erzeugnisse, wie als Darbringungen eines liebenden Schwestergemüths eine gleich köstliche Spende auf Stieler's Grab — und sie ehren zugleich den Todten, dem sie gesungen werden, wie die Lebende, welche sie singt. Die Liebe, mit der sich in der Dichterin jeder Eindruck, der sie an den Bruder erinnert, zum Liede gestaltet, hat etwas unabweisbar Herzergreifendes. Jeder dieser poetischen Nachrufe an einen lautern Charakter und edeln Menschen bringt uns diesen persönlich näher, und die ernste, feierliche Stimmung, die über dem ganzen Cyklus ausgegossen liegt, hat einen eigenthümlichen elegischen Reiz. „Aufgebahrt" —

„Wie starr du liegst, wie stille,
Das Kreuz in deiner Hand!" —

„An deinem Grab" und „Seine Kinder" sind wol die schönsten unter diesen Liedern; sie mögen hier eine Stelle finden — zunächst:

An deinem Grab.

Wie ist so süß der Sonnenschein,
Wie wird es einst so finster sein
Da drunten in der Erden.
Karl Stieler.

Und endlich habe ich es doch gewagt!
Dich sucht' ich auf; ich steh' an deinem Grab! —
Hier ruhst du aus von deinem schönen Leben,
Vom Kranz der grünen Höhen rings umgeben;
Hier senkten sie dein edles Sein hinab! —

Wie still es ist ringsum! — Nur Vogelsang
Lenzfroh in blauer, frühlingsheller Luft!
Dir grünt der Ahorn: doch du kannst nicht sehen
Dies schöne maienhafte Blätterwehen,
Nicht hören kannst du's, wie die Drossel ruft.

Du liegst und schläfst den tiefen, ewigen Schlaf,
Traumlos — und ich, die Muse an der Hand,
An sie mich klammernd, klag' ich ihr's mit Schmerzen,
Daß dir verlöscht die Flamme ist im Herzen,
Die Tausenden zum Segen hat gebrannt!

Sank deines Geistes Stern in dieser Welt,
Die du geliebt, an der du schaffend hingst,
Sank er, um aufzugehn für eine andre?
Und, find' ich dich, wenn ich die Wege wandre
Dir nach, den schweren Gang, den du jetzt gingst?

O Tod! Du räthselhaft verriegelt Thor!
Zu jenem festen Schloß, das dran sich zeigt,
Kann irdische Hand uns keinen Schlüssel reichen:
Der Wächter dieses Thors: — ein Fragezeichen,
Vor dem der Seele Innerstes sich neigt.

Sodann:

Seine Kinder.

An einem sonnigen Dichtergrab,
Von Licht und Glanz umgeben,
Da stehn drei Rosenknöspein, frisch
Wie Maienthau ihr Leben.

Wie Mailuft mild, hold wie der Lenz,
O Lieblichkeit herzinnig!
Wie blühet eure Anmuth auf,
So süß, so zart, so innig!

Ihr armen Rosenknospen ihr,
Was mußte euch geschehen!
Am Grab, das euer Bestes birgt,
Und Liebstes, müßt ihr stehen!

Der Stamm gebrochen, der euch trug:
Wie werdet ihr entbehren
Ihn, eure Stütze, euren Halt,
Sein Wort und seine Lehren!

Sein golden Herz, sein Vaterherz,
Nun bleibt es euch entrissen!
Ihr Knöspchen! Euren Schutz und Hort
Wie werdet ihr ihn missen!

Und ach! der arme Schläfer, der
Da drinnen liegt begraben!
Seid ihr zu Rosen aufgeblüht,
Er kann sich nicht dran laben!

Aus den übrigen Rubriken der Sammlung sind die Gedichte „Der Obersee", „Unter der Linde", „Dein Bild" und ganz besonders „Mein Krankenzimmer" als die hervorragendsten rühmend zu nennen. Den Uebersetzungen aber, welche einen anmuthenden Kranz aus Dichtungen älterer und neuerer böhmischer und mährischer Poeten flechten und aus dem Munde des czechischen Volks viel Schönes und Eigenartiges sammeln, darf man feines Nachempfindungsvermögen und gewandte Sprache nachrühmen.

An die dritte Stelle der heute Revue passirenden Sammlungen möge „Mein Lenz im Liede" von Siegfried Martin Langen (Nr. 3) rücken. Es läßt sich nicht viel sagen über diese Gedichte, weil — sich auch nicht sonderlich viel dabei empfinden läßt. Lauter Lieder, zum Theil im Heine'schen Stil, blasse Physiognomielosigkeit bei leidlich gewandter Form und ziemlich sicherm Gefühl für das sprachlich Wirksame! Hier ein Beispiel Langen'scher Poesie:

Tag und Abend.

Wie war der Tag so labend,
So licht und sonnenschön!
Da fing es gegen Abend
Gewaltig an zu wehn.

Des Sturmes wucht'ge Weise
Ertönt in wildem Braus;
Denn wieder pfeift es leise,
Unheimlich durch das Haus.

Ich schau' nach der Blätter Getriebe —
Hoch flattern sie leicht im Wind —
Denk' meiner entblätterten Liebe
Und deiner, du falsches Kind.

Mein Liebeshimmel blickte
Einst heiter und blaulich mild;
Nicht lang'; denn ach! bald rückte
Gewölk an düster, wild —

Wie jagte die schwarze Heerde,
Wie hastig der Sturm sie trieb!
Ich war die dunkelnde Erde,
Der Sturm warst du, mein Lieb!

Dieser kurze Hinweis und das eine Lied zur Illustration des Gesagten mögen genügen!

Nach diesem Ueberblick über lyrische Novitäten zum Schluß noch ein Wort über zwei episch-lyrische und ein aphoristisches Werk.

Da ist zunächst „Ilse, eine Harzmär" von J. A. Ey (Nr. 4). Die oft behandelte Sage von der Prinzessin Ilse wird hier noch einmal versificirt, und zwar in recht gewandter Weise. Man kennt den Stoff. Auf dem Ilsenstein, der in sagenhafter Zeit mit der benachbarten Westerklippe einen gemeinsamen Berg gebildet haben soll, hatte König Ilsung ein Schloß, auf dem er mit seiner bestrickend schönen Tochter, der Prinzessin Ilse, wohnte. Im Thal aber, von Ilsenburg nicht weit entfernt, lebte Frau Hagga, eine böse Zauberin, mit ihrer teuflisch häßlichen Tochter Trude. Ein fahrender Ritter, blendend an jugendlicher Schönheit, Rolf mit Namen, zieht nun eines Tages zufällig des Weges und wird durch das zauberhafte Blendwerk der Frau Hagga in Liebe zur Trude entflammt. Aber nach Monden des Minnelebens, da er die häßliche Tochter der Hexe im Lichte des Frühlingssonnenscheins sieht, fällt der Zauber von ihm, und er erkennt, daß Trude riesenmäulig und unschön wie die Nacht ist. Er entsetzt sich. Er flieht. Vor Ilsung's Schloß, wohin die Flucht ihn treibt, sieht er Ilse. Er liebt sie; er findet Gegenliebe. Der König gibt ihm die Hand der Tochter und die Liebenden leben glückliche Tage. Aber Frau Hagga spinnt ihre Netze. Mit dem Teufel im Bunde, bewirkt sie, daß in der Walpurgisnacht eine furchtbare Sintflut den Felsen unterwühlt, auf dem das Schloß Ilsung's steht; der Felsen wird in zwei Theile zerklüftet und das Schloß mit allen, die darin sich des Daseins freuen, versinkt in den Fluten. Nur Ilse kommt mit dem Leben davon:

Auf hohem Stein sitzt Ilse allein
Und schaut ins Thal hinab:
„Wo finde ich meines Rolf Gebein,
Wo finde ich sein Grab?"
Sie streicht von der Stirn das goldne Haar,
Steigt nieder in den Grund
Und sucht am Waldstrom auf und ab
Jung Rolf bis diese Stund'.

Und manchmal taucht sie den weißen Leib,
Wie Freia unsterblich schön,
In die klare Flut; doch wehe dem,
Der sie im Bad gesehn!

Sie zaubert als Tanne ihn an den Fluß;
Da muß er halten Wacht,
Bis ein andrer Rolf vom Banne sie löst
In einer Walpurgisnacht.

Vom Ilsensteine winkt ein Kreuz
Weit über Berg und Land;
Dort war's, wo in der Schreckensnacht
Die holde Jungfrau stand,
Dort sah sie, wie der Götter Zorn
Die Menschen und Berge schied;
Dort sang ich einst im Monat Mai
Der schönen Ilse Lied.

Freunde romantischer Poesie werden an diesem sinnigen Romanzencyklus ihre Freude haben. Der Dichter verräth Phantasie und verfügt über einen farbigen Vers. Möchte er aber in Zukunft sein Talent doch lieber modernen Stoffen zuwenden, statt seinen Pegasus in das heute mit Recht etwas discreditirte Land der Romantik traben zu lassen! Wir haben heute — auch die Poeten! — denn doch andere Aufgaben zu lösen, als mit Ritter Rolf von der häßlichen Trude zur schönen Ilse zu fliehen und schließlich in Satans Wassern elend zu ertrinken.

Da lobe ich mir den Herrn Jakob Herzer, der in seiner vaterländischen Dichtung „Aus Kaiser Wilhelm's Jugendtagen" (Nr. 5) einen Griff mitten in unsere bewegte Zeit hinein thut. Wäre das, was uns hier geboten wird, nur nicht die reine Biedermannspoesie! Dort, bei Ey, die romantische Zaubernacht, mondbeglänzt und duftdurchathmet, hier, bei Herzer, der typische Philisterjargon, gevatterhaft und dorfschulmeisterlich: zwei Extreme, die beide gleich weit von dem entfernt bleiben, was der modernen Epik „aufs innigste zu wünschen" wäre: vom Ergreifen der Zeit und dem geist- und verständnißvollen Eingehen auf ihre Forderungen! Die Dichtung Herzer's umfaßt den Zeitraum von Kaiser Wilhelm's Geburt bis zum Jahre 1815 und führt den Kaiser als selbst erzählend ein. Herzer läßt den ruhmgekrönten Zollerngreis hier wie einen echten deutschen Pfahlbürger sprechen — immer gemüthlich und breit! Dies, zusammen mit dem klappernden Versmaß, das der Verfasser gewählt hat (zwei Zeilen fünffüßiger Jamben mit männlichem Reim zu einer Strophe zusammengefaßt), gibt dem Ganzen etwas Monotones und Plattes, das fast einschläfernd wirkt. Einiges in diesem Kaisersange fällt sogar ins Kapitel der unfreiwilligen Komik. Hier als Probe ein beliebig herausgegriffener Abschnitt der Herzer'schen Dichtung:

Dunkle Wolken.
(1805.)

Der Horizont umwölkte schwärzer sich;
Der letzte Schein der Hoffnung jäh verblich.

Die Wetterwolken waren nahe schon;
Vernehmlich ward des Donners dumpfer Ton.

In allen lebte Schreck und Furcht zumal,
Daß auch sie treffe bald der Wetterstrahl.

Napoleon hatt' erlanget eine Macht,
An die zuvor er selbst wol nie gedacht.

Gen wen der Corse Frankreichs Waffen trug,
Der ward besiegt, so kühn er sich auch schlug.

Drum galt den Franken er als größter Held.
Sie wurden furchtbar nur durch ihn der Welt.

So kam's, daß er die höchste Macht errang
Und sich empor zur Kaiserwürde schwang.

Die frühern Feinde jeder Monarchie
Gehorchten ihm — o Schicksals Ironie!

Und weiter folgt' er seiner blut'gen Bahn.
Gen Deutschland zog er mächtig nun heran.

Dem Vaterlande galt der nächste Streich;
Gefährdet war auch unser Königreich.

Der theure Vater ging betrübt umher;
Die traurig ernste Zeit bedrückt' ihn schwer.

Doch schaut' er in der Mutter Angesicht,
Bekam er wieder neue Zuversicht.

Sie wies ihn auf der Herren höchsten Herrn.
Wie lauscht' er ihren Worten doch so gern! —

Wenn oft des stärksten Mannes Muth zerschellt,
Ein edles Weib noch hoffend fest sich hält.

Was wollen wir noch mehr? Der reinste Fibel- und Kalenderstil!

Endlich registrire ich noch das beachtenswerthe Werkchen eines Anonymus: „Fragmente. Eine Sammlung Aphorismen, Gedichte ꝛc." von H. L. (Nr. 6). Es sind 578 Gedankenspäne, der überwiegenden Mehrzahl nach in Prosa, nur in Ausnahmefällen in Distichen und Reimzeilen, entschieden Producte eines selbstdenkenden, analytischen Kopfes, der die Welt und die Menschen kennt und der literarisch zu Hause ist. Worauf es bei allem Sentenzen- und Spruchartigen in erster Linie ankommt, das Knappe mit dem Prickelnden, das Bedeutende mit dem Schlaghaften zu verbinden, gerade das ist hier trefflich gelungen. Nicht immer Neues ist es, was uns in dem kleinen Buche geboten wird, wohl aber ist es fast immer neu Beleuchtetes, geistreich Gewandtes, ansprechend Geformtes. Natürlicher bewegt der Verfasser sich in Prosa als in Poesie. Man fühlt ihm an: er ist mehr Denker als Dichter. So wären die Verse vielleicht besser aus dieser in hohem Grade anregenden Sammlung fortgeblieben. Nun sie aber einmal da sind, wird man sie gern mit in den Kauf nehmen, wie man an einer reich mit würzigen und nahrhaften Speisen besetzten Tafel schließlich auch das Dessert nicht verschmäht.

Ernst Biel.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Geschichte der christlichen Malerei. Von Erich Frantz. Erster Theil. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 9 M.

Von diesem auf zwei Theile berechneten Werke liegen mir die Lieferungen 1—6 des ersten Theiles vor, wodurch dieser abgeschlossen ist. Sein Titel müßte eigentlich lauten: „Geschichte der Malerei vom katholischen Standpunkte aus.“ Wir wissen, daß für den strengen Katholiken die Begriffe christlich und katholisch zusammenfallen; auch erkennen wir die Berechtigung an, die Geschichte einer Kunst von einem specifisch confessionellen Standpunkte aus zu schreiben. Immerhin bedauern wir, daß dadurch die Nothwendigkeit herbeigeführt wird, alle Erscheinungen unter dem Gesichtswinkel des kirchlichen Dogmas zu sehen, anstatt die Sache selbst reden zu lassen. Beweis dafür mögen folgende Urtheile des Verfassers sein:

> Die Anschauung vom Wesen der Natur war in der mittelalterlichen Kunst eine richtigere als bei den Alten, denn sie erfaßte jene mit dem untrüglichen Auge des Glaubens, sie sah die Welt an mit den Augen der Heiligen Schrift, mit den Augen der Heiligen, welche die Welt flohen, aber sie deshalb um so besser verstanden und beherrschten. ... Wie die Heiligen um den Thron Gottes, so scharen sich die von einheitlichem Gefühl belebten Gebilde der Kunst in der christlichen Kirche des Mittelalters um den Tabernakel, in welchem das ewige Wort ruht, der Anfang und die Vollendung alles Seienden.

Der Schrift von Erich Frantz kann man das Zeugniß einer achtungswerthen Arbeit nicht versagen. Er kann sich die Kunstgeschichte ohne höhere Ideale nicht denken, hat vielfach unmittelbar aus den Quellen und aus langjährigem Umgange mit den Monumenten der Kunst geschöpft, verfügt über eine hervorragende Gelehrsamkeit, schreibt aber trotzdem einen möglichst einfachen und allgemein verständlichen Stil, und läßt überall, wo es angeht, persönliche Herzenswärme in seinen Schilderungen fühlbar werden. Er berücksichtigt das archäologische und ikonographische Moment ebenso wie die technische Seite der Kunst, letztere um so mehr, als er selbst längere Zeit die Malerei geübt hat. Auf fast allen Seiten laufen unter dem Text zahlreiche Belege einher, ohne sich als gelehrter Ballast hervorzudrängen. Die Urtheile des Verfassers sind sicher und bestimmt, seine Kritik besonnen und maßvoll, das Ganze eine Arbeit in großem Stil.

Erich Frantz nimmt seinen Ausgang von der römischen Kunst der Kaiserzeit und wirft dabei einen Rückblick auf die griechisch-römische Kunst überhaupt. Aus seinen Darlegungen heben wir als besonders gelungen hervor: die pompejanischen Malereien, die römischen Mosaiken, die altchristlichen Katakomben-Malereien, die Christusbilder u. s. w. Mit großer Vorliebe und Ausführlichkeit wird die byzantinische Kunst und die Epoche der Karolingerzeit geschildert. Sehr dankenswerthe Zugaben sind die ausführliche Besprechung der ikonographischen Anweisungen des Malerbuchs vom Berge Athos sowie des Einflusses der byzantinischen Kunst auf die Völker des Ostens. Im fünften Buche wird dann die deutsche Kunst der romanischen Epoche (ganz besonders die Miniaturen), die Malerei in den westeuropäischen Ländern, das Erwachen der nationalen Kunst in Italien geschildert. Wir können allen Geistesverwandten von Erich Frantz sein Werk nur warm empfehlen und sehen unsererseits dem zweiten Bande mit besonderer Spannung entgegen.

2. Geschichte des Barockstils in Italien von Cornelius Gurlitt. Mit 217 Illustrationen und zahlreichen Zierleisten, Vignetten und Initialen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1887.

Schon einmal habe ich nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen dieses Werks mich dahin geäußert, daß Cornelius Gurlitt zu denjenigen Architekten gehört, welche zum Kunstschriftsteller wirklichen Beruf haben, weil Künstler, Historiker und Stilist sich in ihm harmonisch durchdringen. Er schreibt mit ebenso wissenschaftlichem Vollgehalt wie schöner Form, ist ebenso Meister in culturhistorischen Schilderungen wie in kunstkritischen Urtheilen. Ich freue mich, nach Abschluß des ersten Bandes des großangelegten Werks diese meine anfängliche Kritik vollauf bestätigt zu finden: das auf langjährigen mühsamsten Originalforschungen beruhende Werk reiht sich durchaus würdig den Arbeiten seiner Vorgänger (Jakob Burckhardt, Wilhelm Lübke, „Geschichte der neuern Baukunst“) an und gereicht den deutschen Architekten zur Ehre. Der ganze Band zerfällt in zwei Bücher: „Die Spätrenaissance in Italien“, „Der italienische Barockstil“. Ich muß hier auf Anführung der Unterabtheilungen verzichten, möchte aber beweisen, daß Gurlitt die ausgereiftesten Urtheile, die auf gründlichster Durchbildung beruhenden Erwägungen und Schilderungen in maßvoll klarer, schöner und allgemeinverständlicher Form gibt. Ihn in den Einzelangaben zu controliren, maße ich mir nicht an; ich muß dem Quellenforscher und Pfadfinder die Vertretung derselben überlassen. Wohl aber darf ich dem Sachkundigen unter den Lesern d. Bl. einige Proben von der Schreibweise Gurlitt's vorführen, damit sie dieselbe Freude darüber empfinden wie ich:

> Der nordische Gothiker hatte beim Schaffen den Blick nur nach vorwärts gerichtet und schuf in Weiterausbildung seines eigensten Wesens. Er kannte keinen Conflict zwischen dem Planen seiner Phantasie und der Erkenntniß seines Urtheils. Anders bei den Meistern der spätern Renaissance. Ihr Werk wird an den Schöpfungen nicht nur der gegenwärtigen Zeit, sondern vielmehr an denjenigen einer längstvergangenen hoch über die eigene geschätzten Periode gemessen. Die Formensprache wird nicht mehr vom Meister zum Schüler in ruhiger Folge gelehrt, sondern jeder sucht über seine Vorgänger hinaus in den Resten der Antike einen Lehrer, von dem klare Auskünfte nur schwer zu erlangen sind. Dieser Zwiespalt mußte bei dem mächtig erregten geistigen Leben der Renaissance zu innern Conflicten führen. Es mußte zu Grenzstreitigkeiten kommen zwischen der freien Individualität des künstlerischen Genius und den sich immer strenger ausbildenden Gesetzen. Die einen suchten die

Antike zu übertreffen, die andern sie neu zu beleben und zu selbständigem Schaffen dadurch zu kommen, daß sie sich ganz mit dem Wesen der Classicität erfüllten. Diese beiden Parteien bekämpften sich mit wachsendem Erfolge und scharten sich um Michel Angelo und Palladio. Michel Angelo ist der Titane des individuellen Wollens, und so ist er der Vater des Stils geworden, den wir Barock nennen. Palladio hingegen ist der Meister innerer, auf dem Studium der Antike basirender Gesetzmäßigkeit; er strebt nicht nur nach der Form, sondern auch nach dem Geist der Alten. Suchte Michel Angelo im Centralbau ein originell christliches Gotteshaus zu schaffen, so strebte Palladio danach, die Kirche mit den Formen des Tempels künstlerisch zu versöhnen. Wo im Staats- oder Gesellschaftsleben der Zug nach logischer Klärung, nach festen Formen, nach gesetzlicher Regelung der Verhältnisse vorwaltet, da wird man überall die Geistesart Palladio's vorherrschend finden. Wo aber das Gemüthsleben, namentlich in religiöser Beziehung vorwaltet, wo zugleich das keck sich vordrängende Ich die gesellschaftliche Ordnung bezwang, die menschliche Regel und das Gesetz von den Unterströmungen mächtiger Leidenschaften durchbrochen und die Willkür herrschend wurde, da ist Michel Angelo's Geist mächtig.

Wir citiren noch Gurlitt's Urtheil über die an Bramante und Rafael sich anschließende Schule von Architekten:

Seit dem Bau des Palazzo Farnese verschwinden für Rom die Ordnungen schnell aus den Façaden. Die überzeugende Wucht des berühmten Michel Angelesken Hauptgesimses hatte die folgende Architektengeneration belehrt, daß es unmöglich sei, unter denselben Einzelformen zur Erscheinung zu bringen, welche nur zu den Stockwerken im Verhältniß, doch nicht in directer Beziehung zu dem bekrönenden dominirenden Baugliede stehen. Die Palastfaçade wurde zu einem gedrungenen Körper, den zwar Verticale gliedern, aber nicht theilen. Noch wagte man sich zwar an große, mehrere Stockwerke zusammenfassende Ordnungen nicht heran. Aber mehr und mehr wird durch die Behandlung der Gurtprofile, der Rustika an den Ecken angedeutet, daß das Erdgeschoß der Sockel, die obern Geschosse der tragende Theil und das Gesims der Gesammtabschluß eines Systems sei. Um diesen Gedanken scharf und schlagend auszudrücken, vermied man jedes störende Detail. Ein herber Ernst, eine bei minder fein empfindenden Künstlern oft beleidigend wirkende Größe der Gliederungen bemächtigt sich der Façaden, welche nicht mehr den Blick aus der Nähe vertragen, sondern allein für die Fernsicht, für das Zusammenfassen der ganzen Composition in einen Blick berechnet sind.

Ueberaus feinsinnig und gerecht ist das Urtheil des Verfassers über den berühmten Bernini'schen Hauptaltar in Sanct-Peter zu Rom:

Die dem Altar zu Grunde liegende Idee ist die des altchristlichen Tabernakels, d. h. des auf Stützen ruhenden, den heiligen Raum auszeichnenden Thronhimmels. Auf den Gebälkstücken liegt der mit Lambrequins geschmückte, leichte Rahmen des Thronhimmels auf. Vier frei aus den Ecken über dem Gebälk gegen die Mitte aufgeschwungene Consolen vereinen sich wie Rippen zu einem kuppelartigen Gebilde über der Mitte des Altars und halten ihrerseits wieder die Weltkugel und das Kreuz empor. Hier handelt es sich also nicht um eine statischen Gesetzen folgende Architektur, sondern um ein völlig freies, decoratives Gebilde. Nirgends erheben die Formen den Anspruch, als seien sie für das Tragen und Stützen von Lasten bestimmt; energisch lehnen sie die Zumuthung ab, als seien sie mehr als frei aufsteigende, rein ornamentale Gestaltungen, die nur bestimmt sind, die Grenzen des heiligen Gebiets festzustellen. Die alte Idee des Tabernakels ist mithin durch Bernini ebenso neu als geistvoll fortgebildet. Er mußte auf die frühere Art der völligen Ueberdeckung des Altars mit einer Kuppel verzichten, da an dem gewählten Standorte in Sanct-Peter durch den Tisch des Herrn alles Licht genommen worden wäre. Hierdurch gelangte er zu dem phantastischen, aber auch phantasievollen Aufbau, welcher nun das Grab des heiligen Petrus umgibt.

3. Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg. Zweiter Band. Neunte und zehnte Lieferung. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 2 M.

Schon mehrfach habe ich auf dieses Werk Adolf Rosenberg's hingewiesen, von welchem mir jetzt die neunte und zehnte Lieferung des zweiten Bandes, welcher die deutsche Kunst von 1795 bis 1848 umfaßt, vorliegen. Die genannten beiden Lieferungen verdienen eine besondere Anzeige, weil sie auf den Seiten 289—489 die bedeutungsvollste Periode der neuern deutschen Malerei behandeln. Wir empfangen hier einen mehr oder minder erschöpfenden Abriß von Leben und Werken folgender Künstler und Schulen: „Peter von Cornelius", „Wilhelm von Kaulbach", „Moriz von Schwind", „Ludwig Richter", „Die düsseldorfer Akademie", „Karl Friedrich Lessing", „Alfred Rethel", „Die Anfänge der Landschaftsmalerei in Düsseldorf", „Andreas Achenbach", „Die neuere Landschaftsmalerei in Düsseldorf", „Die Genremalerei in Düsseldorf", „Die Entwickelung der Malerei in Berlin". An diese Meister und Schulen reihen sich jedesmal deren Schüler und Geistesverwandte, sodaß wir ein vollständiges Bild der geschichtlichen Entwickelung empfangen. Ein sehr umfängliches Material ist übersichtlich geordnet; die Kritik wägt vorsichtig ab, der Strom der Darstellung fließt in gleichmäßig ruhiger Breite dahin. Unter steter Bezugnahme auf die Arbeiten seiner Vorgänger arbeitet Adolf Rosenberg doch völlig selbständig; nur bleibt es bedauerlich, daß er das Beste stets durch andere sagen läßt. Rosenberg ist eben mehr Sammler und Redacteur, nebenbei auch Kritiker, als Historiker im heutigen Vollsinn des Wortes. Leider gehört auch er zu denjenigen, welche sich grundsätzlich ablehnend verhalten zu einer ästhetischen Behandlung der Kunstwerke, sodaß er es über den Stil einer bessern Chronik nicht hinausbringt. Viele feinere Bemerkungen können schließlich doch nicht entschädigen für eine gewisse Trockenheit des Aufzählens und Aneinanderreihens, für die kühl verstandesmäßige Behandlung des Gegenstandes. Hiermit hängt zusammen, daß Rosenberg die Bedeutung des liberalen Protestantismus übertreibt; er ist unfähig, dem Christenthum selbst des abgeklärten ältern Cornelius gerecht zu werden, wie er denn überhaupt in der Geringschätzung unserer classischen Epoche dem heutigen Malergeschlecht wol zu weitgehende Zugeständnisse macht. Vielleicht sein Bestes gibt Rosenberg in der Würdigung unserer modernen Landschaftsmalerei; in der Darstellung der Geschichtsmalerei vermissen wir schmerzlich farbensatte Bilder. Hoffen wir, daß Rosenberg mit ungeschwächter Kraft sein umfängliches Unternehmen zu Ende führen könne.

Gustav Portig.

Ein archäologischer Roman.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von L. Wallace. Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Zwei Bände. Mit dem Porträt von General L. Wallace. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 5 M.

Es ist seit einiger Zeit Mode geworden, mit kritischer Berserkerwuth über den historischen, archaisirenden Roman herzufallen. Die Deutschen lieben, alles schlecht zu machen, was sie besitzen. Ich glaube, die Engländer freuen sich ihrer „Last Days of Pompeji“ von Bulwer, ihrer „Hypatia“ von Kingsley. Die Franzosen möchten die Gustave Flaubert'sche „Salammbo“ nicht missen, und wir selbst nahmen vor Jahren die „Aegyptische Königstochter“ von Georg Ebers gut auf und freuten uns über ihr immer neues Erscheinen.

Entspricht ein Werk den Anforderungen der Aesthetik und der Kunst, so soll man auf die Gattung, der es angehört, nicht ungehörig losschlagen. Das haben Engländer und Amerikaner gegenüber „Ben Hur“, dem Roman des Generals Lewis Wallace, anerkannt. Am 1. Juni 1887 waren 185000 Exemplare in der Sprache Albions und des Sternenbannerlandes verkauft. Das Buch ist ins Türkische, Schwedische, Französische und Italienische übersetzt worden. Eine deutsche Ausgabe liegt mir in prächtiger Ausstattung der Hallberger'schen Firma vor. Eine Auflage mit erhöhtem Druck — für Blinde — wird hergestellt. Es sei sofort bemerkt, daß auch dieser Roman, so „ebersirend“ er sein mag, von jeder höhern Tochter gelesen werden kann: ein Beweis, daß man nicht Zola's Cynismus dazu braucht, um Zola'sche Auflagen zu erleben.

Worin liegt nun der beispiellose Erfolg dieses Romans, der sich nicht wesentlich von ähnlichen deutschen, englischen, französischen Producten unterscheidet? In der Erfindung und Sprache? In den archäologischen Details? In der geschickten Lancirung? In der hohen Stellung des Verfassers?

Der Verfasser, ein Sohn des Gouverneurs des Staates Indiana, ist 1827 zu Brookville geboren. Er war Advocat und studirte alles mit Uebereifer! Mit zwanzig Jahren war er Mitkämpfer gegen Mexico; seine Erinnerungen an diesen Feldzug geben ihm sein erstes literarisches Werk ein: „The fair God of the last ot the 'Tgins, a tale of the conquest of Mexico.“ Er heirathete glücklich. Als der Krieg zwischen Nord und Süd ausbrach, trat Wallace in die Armee und erreichte hier — in der Staatslaufbahn — die höchsten Ehrenstellen. Im Palast der Pueblos zu Santa-Fe, der Gouverneurwohnung, schrieb er die Schlußkapitel zu „Ben Hur“. Unter Garfield war er Gesandter der Vereinigten Staaten am Goldenen Horn. An „The fair God“ schrieb Wallace zwanzig, an unserm Roman sieben Jahre. Die Schilderungen längstvergangener Zeiten sind nicht zu controliren; aber unser Autor schildert auch unmöglich Scheinendes glaubwürdig. Daß er exacte Geschichtsforschungen angestellt, ersieht der Kenner jener römisch-judäischen Epoche aus jeder Zeile. Wallace beschrieb den Schauplatz der dargestellten Ereignisse vor seinem Besuche in Palästina. Seine Vorstudien waren so genau, daß er später daselbst keine Zeile zu ändern fand. Als er durch das Thor Jerusalems einzog, überreichte ihm eine Deputation das Diplom des Ehrenbürgerrechts dieser Stadt.

Scheint uns nun, selbst wenn wir dem Gesetz der Wechselwirkung Rechnung tragen, eine unserer Fragen — hat die hohe Stellung des Verfassers mit Schuld am ungewöhnlichen Erfolge? — bejahend beantwortet, so wollen wir jetzt ein wenig nach dem Kern spähen.

Es ist ein kühner Griff, als Ouverture und Vorspiel die drei Könige des Morgenlandes darzustellen, wie sie von höherer Eingebung geleitet, und dem Stern folgend, auf außergewöhnlich großen, weißen Kamelen in der Wüste zueinander eilen. Es geschieht bei Dschebel es Zubleh im Steinigen Arabien im 747. Jahre Roms im Monat December. Kaspar, der Sohn des Cleanthes, kommt aus Athen. Melchior, der Inder, Balthasar, der Aegypter, glauben wie Kaspar an Einen Gott. Sie sind der festen Ueberzeugung, daß sie den Erlöser sehen werden!

Ob die Namen Suez, Lahor, Kabul schon zu jener Zeit gebräuchlich waren, weiß ich nicht. Es sei gleich bemerkt, daß die Sprache auf den wenigen ersten Seiten etwas zu wünschen übrigläßt. So kommt in einem Abschnitt S. 2—3 „war“, „waren“ sechs- bis achtmal hintereinander vor, und der Uebersetzer hat uns den primitiven Zeltbau wol nicht recht deutlich vorgeführt. Wenn man einen Stab in die Mitte des Bodens, andere Stäbe im Kreise darum steckt, so begreife ich wol, wie man das Zelttuch darauf legen kann. „Ein anderes über die Erde breiten“ ist schon schwieriger, weil der Mittelstab sich einer solchen Hantirung widersetzt. Das müßte anders gesagt werden. Ein sehr störender Fehler ist endlich die öftere Unterbrechung des Erzählungsstromes durch Brücken, Schleusen und Gefälle, wie: „Auf diesen möchten wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken“; „Da es nothwendig ist, daß der Leser den Inhalt des Briefes erfahre, lassen wir denselben folgen“. Solcher Stellen gibt es wenigstens dreißig, und wie störend reißen sie aus jeder Spannung. Für unaufmerksame Leser schreibt man doch nicht, und wenn der Brief nicht nöthig wäre, würde ihn ein Autor wie Wallace nicht hergesetzt haben. In einem Kunstwerk soll der Künstler nicht jeden Augenblick die Nase hinter dem Vorhange hervorstrecken und sehen, ob seine Zuschauer, Hörer oder Bewunderer ihre Pflicht erfüllen. Stellen wie: „Wir überlassen es der Einbildung des Lesers“; „benützen wir diese Gelegenheit, ihre äußere Erscheinung

zu betrachten"; „Wir sind dem Leser nun eine Erklärung schuldig"; „Arrius, der übrigens um diese Zeit unserer Erzählung schon todt war!" — hätte der Uebersetzer, gerade weil er sich Bearbeiter nennt, füglich uns ersparen können.

Die drei Könige ziehen gen Bethlehem. Wir befinden uns ganz unter dem Einfluß unserer Erinnerungen der Evangelien. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf uns, Joseph und Maria als Romanfiguren auftreten zu sehen. Wir sind aber ganz gebannt und fangen an, uns schon heimisch bei den geliebten Personen zu fühlen. Die Wächter, die Hirten sehen ungewöhnliche Zeichen, die Botschaft tönt, Christ, der Herr ist geboren. Die drei Weisen kommen, anzubeten; sie finden ein Kind von einer herrlichen Mutter dargereicht, in einer armseligen Krippe. Es unterscheidet sich in nichts von andern Kindern. Die drei Könige treten vor Herodes, fragend nach dem König der Juden, dem Messias, der ihnen verkündet ist. Herodes sinnt nach — und wir glauben nun schon mit gleicher Anschaulichkeit wie das Vorangegangene den Kindermord beschrieben zu sehen — da überspringt die Geschichte einen Zeitraum von einundzwanzig Jahren. In den Vordergrund tritt Ben Hur, der Abkömmling einer uralten judäischen Aristokratenfamilie. Er hat eine Mutter, die ihm Vorlesungen hält, wie ein Kunstprofessor eingestehend, daß sie nur wiederhole, was sie eines Tags vom weisen Hillel hörte; er hat eine süße kleine Schwester, die liebliche Tirza, und einen Freund, mit dem er aufgewachsen, der aber später, wie das so oft vorkommt, ganz verschiedene Wege, als die des Jugendgespielen, geht. Er heißt Messala. Er hat etwas vom Alkibiades der Griechen und etwas vom Cethegus Dahn's in „Kampf um Rom". Die Jünglinge sehen sich wieder nach langer Trennung. Die Gegensätze stoßen aufeinander. Sie scheiden fast wie Feinde.

Durch die engen Straßen Jerusalems zieht eine römische Legion oder Cohorte, Soldaten aus dem Prätorium. Alles drängt sich an die Fenster und auf die Dächer. Die Judäer verhalten sich feindselig gegen die Unterdrücker. Auch Ben Hur tritt auf die Brustwehr. Ein Ziegel löst sich los und trifft das nur mit einem Lorberkranz bedeckte Haupt des Führers, Gratus. Messala verräth den Freund. Schrecklich wird das unverschuldete Vergehen geahndet. Mitten aus Reichthum und Glück werden Mutter und Tochter in die Kerkerhaft gerissen. Das Haus wird versiegelt, unermeßlicher Reichthum zertheilt. Ben Hur rudert drei Jahre als Sträfling auf einer römischen Galeere. Er erregt im Seeräuberkriege die Aufmerksamkeit des Tribunen Arrius. Der läßt ihn ungefesselt und Ben Hur rettet dadurch in einer sehr anschaulich und archäologisch kunstgerecht beschriebenen Schlacht des zukünftigen Duumvirs Leben. Dieser adoptirt den Juden aus Dankbarkeit. Ben Hur vervollkommnet sich in allen gladiatorischen Uebungen. Er ist eingedenk der Messala'schen Worte: „Eros ist todt — Mars lebe." Er hofft, die Römer durch die Waffen zu besiegen. Denn er haßt Rom — das Unglück seiner Familie. Der Gott seiner Väter hat inzwischen für seinen Liebling Ben Hur gesorgt. Simonides, ein Leibeigener des Hauses, hat alle Besitzungen zu Geld gemacht, in Wechseln auf judäische Handelsherren angelegt und sich zweimal von den Creaturen des Kaisers und Messala's foltern und alle Glieder im Leibe zerbrechen lassen, aber von dem versteckten Gelde nichts verrathen. Er besitzt eine liebreizende Tochter Esther. Ben Hur, durch die Adoption seitens des nun verstorbenen Arrius schon selbst reich, sucht den treuen Diener Simonides in Antiochien auf. Zufällige Gespräche Reisender auf einem Schiffe lassen ihn alles ihn selbst Betreffende erfahren. Simonides, argwöhnisch, sendet dem in die Palmenhaine von Daphne wandernden Ben Hur, seinem Gebieter, den getreuen Malluch nach, der erkundschaftet, ob Ben Hur kein Pseudo-Smerdes und weß Geistes und Herzens er sei? Das Leben in den Grotten von Daphne ist mit großer Kunst, Kenntniß und Farbenpracht geschildert. Doch wird sorgsam alles vermieden, was darauf hindeuten könnte, daß hier im fernen Osten der Venus vulgivaga, der Astarte und ihren Incarnationen Opferfeste gefeiert wurden. Dort finden auch große olympische Spiele statt. Ben-Hur sieht da den Verräther Messala wieder, der sich von des Juden Schekeln und Talenten gemästet. Er lernt dort auch den guten Scheik Ilderim, einen Araber, kennen, und besiegt mit dessen „vier Söhnen der Mira", einem unvergleichlichen Rossegespann, im Wagenrennen den stolzen Messala. Die Trainirung der Pferde, die Gelage und Spielereien der Römer werden sehr eingehend beschrieben, und Vorbereitung, Verlauf und Folgen des Wettrennens nehmen einen guten Theil der Geschichte in Anspruch. Uebrigens sind diese Rennen auf der Quadriga mit ihren Hoffnungen, Listen, zerbrochenen Achsen und Gliedmaßen schon oft beschrieben worden, so unter andern von Oskar Linke, Eckstein und in der „Vestalin". Messala wird zermalmt und verliert als Wettender sein ganzes Vermögen.

Inzwischen wird Gratus durch Pontius Pilatus ersetzt. Es zeigt sich, daß Ben Hur's Mutter und Schwester seit fünf Jahren in einer halbvergessenen Zelle der Burg Antonia schmachten, in einer Zelle, die nur von Aussätzigen bewohnt war. Man befreit sie und stößt sie, die Unreinen, aus. Sie ruhen einen Moment auf der Schwelle ihres vom Kaiser versiegelten Hauses, und gerade in dem Augenblick, genau nach fünf Jahren, liegt auch Ben Hur, heimwehkrank, schlafend auf der Schwelle! Mit übermenschlicher Entsagung entfernen sich die Frauen von dem Geliebten, der nur sie sucht und seine Rache. Sie küssen erst die Sohle seiner Sandalen und begeben sich nach dem Berge des bösen Rathes, dem Orte Aussätziger. Die alte Dienerin Amrah ernährt sie heimlich. Ben Hur aber bildet Legionen nach Römerart aus, um sie gegen den Weltfeind, Rom, zu führen. Bei den Spielen und bei Ilderim erscheint auch der weise Magierabkömmling Baldassar wieder, er, der vor dreißig Jahren mit Kaspar und Melchior dem Stern folgte. Während Ben Hur aus all

den Weissagungen, die ihm der bibelkundige Simonides durch die süße Esther vorlegen läßt, in dem verheißenen König der Juden einen Herrscher dieser Welt erblickt und ein Heer für ihn ausbildet, ahnt der Morgenländer nur einen König der Geister, welcher, die Welt umgestaltend, die ganze Menschheit zu einer einzigen glücklichen Familie vereinigen soll. O daß doch Baldassar wenigstens heute Recht behalten könnte.

Der Ruf des Wunderthäters aus Nazareth erfüllt die Lande. Er thut die Wunder, die wir noch heute mit geheimem Grauen in den vier Schriften seiner Jünger lesen. Er heilt die arme Witwe, deren Glaube groß ist, und ihre Tochter Tirza, die Verwandten Ben Hur's, vom Aussatze, plötzlich, wie eben ein Wunder geschieht. Er hält seinen Einzug in Jerusalem, auf dem Füllen einer Eselin reitend, alle Ehren von sich weisend, was Ben Hur mit Zagniß erfüllt. Er sieht den Verrath des Judas Ischariot und die Gefangennehmung auf dem Oelberg mit an. Er bietet Jesum Rettung an, erhält aber keine Antwort. Die Schrift muß sich erfüllen.

Als einst Ben Hur in die Gefangenschaft geführt wurde, labte ihn ein Jüngling an einem Brunnen mit Wasser. Es war der, den sie jetzt an das Kreuz nageln. Männer, die zu ihm halten, stellen sich zu Ben Hur, daß er den Erlöser rette. Aber eine Verwirrung kommt über ihn, und die Schrift erfüllt sich. Ben Hur, Simonides und Balthasar hören die letzten Worte des am Kreuze Sterbenden — ihre Zweifel zerstreuen sich; sie wissen nun: sein Reich war nicht von dieser Welt.

Die menschliche Liebe der Geschlechter zueinander nimmt keinen so breiten Raum in diesem merkwürdigen Buche ein wie in andern dieser Gattung. Es ist, als ob der Verfasser sich gescheut hätte, unsere moderne Liebe seinen Gebilden einzuflößen. Iras, die ehrgeizige Tochter des Aegypters Balthasar, kennt die Liebe nicht, die sie gegen Ben Hur heuchelt, ihre Neigung zu Messala ist auf Ehrgier, Herrschsucht gegründet. So führt denn Ben Hur die süße Esther nach altjüdischem Brauch als sein treues und hingebendes Weib heim. Sie sind mit von den ersten Christen, und Ben Hur wendet sein Vermögen, das der sterbende Scheik Ilderim noch vergrößerte, an, jene Katakomben anzulegen, aus denen zur Zeit der Neronischen Verfolgungen die neue Religion erstieg, das heidnische Rom stürzend.

Nicht ohne Ergriffenheit und dankbar für läuternde Stunden wird der Leser dieses Buch zu Ende lesen. Es erregt Gefühle, die uralt und ewig neu sind, und geht jedem Unfeinen mit Andacht aus dem Wege. Es enthält Stellen von tragischer Wirkung und markiger Kraft. Die Sprache ist oft einfach und von kurzem Satzbau, oft biblisch bilderreich und religiös-poetisch. Religiöse Gespräche und die angedeuteten Schilderungen sind weise vertheilt. Wir erfreuen uns der edeln Gestalten und der Tendenz, die gegen die Unterdrücker, nicht gegen die Unterdrückten gerichtet. Wer „Homo sum", „Die Schwestern" u. a. verdammt, muß auch dieses Buch verdammen. Es wird aber Tausende von Lesern finden und verdienen!

Alfred Friedmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem Hauptwerke Arthur Schopenhauer's: „Die Welt als Wille und Vorstellung" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus), liegt die sechste Auflage vor. Habent sua fata libelli. Wer hätte diesem Werke einen solchen Erfolg damals prophezeit, als es zuerst auftauchte, um rasch wieder von der Masse gleichzeitiger philosophischer Schriften verschüttet zu werden, während nur Jean Paul's glänzende Kritik einen flüchtigen Lichtblick bezeichnete, dem damals niemand eine verheißungsvolle Bedeutung für die Zukunft zugeschrieben hätte.

— Von der großen „Philosophischen Bibliothek", welche J. H. von Kirchmann herausgegeben, liegt die dritte Abtheilung von René Descartes' „Philosophischen Werken" in zweiter Auflage vor: sie enthält die „Principien der Philosophie" (Heidelberg, Weiß). Der Herausgeber selbst hatte das Werk übersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Descartes versehen. Die Schrift des berühmten Vorgängers von Spinoza wird besonders wegen der Abschnitte, die wir heute als naturphilosophisch bezeichnen würden, allgemeines Interesse einflößen.

— Hermann Camillo Kellner hat als praktisches Elementarbuch für die Einführung in die Sanskritsprache eine Schrift: „Sâvitrî" herausgegeben (Leipzig, F. A. Brockhaus). Er hat als Lesestück die kleine, aber reizend naive und künstlerisch abgerundete Mahâbhâratâ-Episode gewählt, die in mehr als einem Betracht verdient, diejenigen zu empfangen, die an die Pforte der indischen Welt klopfen. Danach hat er seine Einführung in die schwere Sanskritsprache benannt.

— Ein Arzt, Dr. A. Schumann, hat bei Walther u. Apolant in Berlin „Das (!) Volksbuch" erscheinen lassen. Schon der Titel charakterisirt unsern Helden, welcher sich als ein Doctrinär vom reinsten Wasser, als einen Volksbeglücker in großem Stil entpuppt. Diese Herren spielen mit den schwierigsten Fragen Fangeball; finge die Weltgeschichte mit ihnen an, wie herrlich, weit würden wir es in kürzester Frist bringen! Lassen wir den Mann selbst reden. Das Programm seiner Partei — der deutschfreisinnigen — ist ihm zu lang; darum faßt er es zusammen in die Forderungen: „Gleiches Recht für alle! Leben und leben lassen! Eine gesunde und wohlfeile Volksernährung, in körperlicher wie in geistiger Beziehung! Na, was fehlt denn nun noch? Ich glaube, man kann noch was streichen und jeder halbwegs intelligente Arbeiter versteht's, in Berlin sicher jeder! Wenn dies mein Büchlein nichts enthielte als die drei Worte, so verdiente es gedruckt zu werden."

— Eine ausgelassene heitere Schilderung des Seebadlebens enthalten die Strandhumoresken „Kissemich im Seebad" (Borna, Noske). Die Abenteuer des Privatiers Kissemich werden in herrlichem Sächsisch von Bormann oder von Schumann erzählt. Sechstes Tausend! Und man zweifelt noch am Erfolge eines deutschen Autors! Der „vorliegende" hätte sich aber der Namens-

nennung nicht zu schämen brauchen. Die Illustrationen sind komisch genug.

— Vom „Schalkkalender“ (Berlin, Thiel) ist der achte Jahrgang pro 1888 erschienen. Es ist schwer, acht Jahre hintereinander immer neue Witze zu machen. Hier und da gelingt das Schwere dem Schalk.

— Eine neue Auflage der „Berliner geflügelten Worte“ von Paul Lindenberg (Berlin, Lazarus) ist vor kurzem erschienen. Büchmann umfaßt die Weltliteratur; Herr Lindenberg begnügt sich mit der Weltstadt: Berlin!

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 28. October starb in Göttingen Karl Goedeke, der sich als Literarhistoriker einen Namen gemacht. Er war den 15. April 1814 in Celle geboren, hatte in Göttingen Philologie und Literaturgeschichte studirt, lebte lange Jahre hindurch seinen Privatstudien und wurde 1872 zum außerordentlichen Professor der Literaturgeschichte in Göttingen ernannt. Goedeke war ein überaus sorgsamer Forscher und hat in seinem „Grundriß zur Geschichte deutscher Dichtung“ (3 Bde., 1862, 2. Aufl. 1884 fg.) ein Material zur Literaturgeschichte zusammengetragen, wie man es in keinem andern Werke findet. Im Verein mit J. Tittmann hat er im Brockhaus'schen Verlag die Sammlung „Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts“ (Bd. 1—18, 1868—85) herausgegeben, sowie die Sammlung: „Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts“ (Bd. 1—15, 1869—85). Außerdem leitete er die große historisch-kritische Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Werken“ (1867—76), die im Cotta'schen Verlag erschien. Als Biograph schrieb er das Leben Knigge's (1869), Emanuel Geibel's (1869), das Werk über „Goethe's Leben und Schriften“ (1874) und über „A. K. Bürger in Göttingen und Gelliehausen“ (1874) und andere. In seiner Jugend trat er auch als Dichter auf mit einem Drama „König Kodrus“ (1839) und „Novellen“ (1840): das erstere war eine Aristophanische Komödie, die unter dem Pseudonym Karl Stahl erschien. Doch kehrte er später nicht zur selbständigen Poesie zurück; als Literaturforscher und kritischer Erläuterer, wie auch als Biograph unterstützte er sein reiches Wissen durch ein scharfes, oft feinsinniges Urtheil, wenngleich er bei seiner ausgeprägten etwas schroffen Eigenart sich nicht freihielt von Ueberschätzung und Unterschätzung.

Bibliographie.

Arndt, P., Studien zur Vasenkunde. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 M.

Aus dem Tagebuche eines convertirten Priesters. Leipzig, Fr. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Bastian, A., Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Baumgarten, J., Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdteil. Eine Rundreise in abgerundeten Naturschilderungen, Sittenscenen und ethnographischen Charakterbildern. Nach den neuesten und besten Quellen, für Freunde der geographischen Wissenschaft und der Kolonialbestrebungen, sowie für den höheren Unterricht. Mit 1 Karte von Deutsch-Afrika. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 M.

Becker, Johann Melchior Goeze und Lessing. Eine Säkular-Erinnerung und Ehrenrettung zum 100jährigen Todesjahre des ersteren. Vortrag, geh. 1886 im Lutherhaus zu Kiel. Flensburg, Huwald. Gr. 8. 60 Pf.

Bender, H., Gymnasialrededen, nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanismus und der Pädagogik. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Beyer, C., Pribislaw. Historischer Roman aus der Zeit der letzten Freiheitskämpfe der mecklenburger Wenden. Leipzig, Böhme. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Biese, A., Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig, Veit u. Comp. 1888. Gr. 8. 8 M.

Dunger, H., Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Dresden, Teich. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Fehleisen, E., Perlen deutscher Dichtung. Ausgewählt von E. F. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 16. 2 M. 40 Pf.

Friedmann, A., Zwei Ehen. Roman. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1888. 8. 4 M.

Fritsch, F. v., Eine Heimstätte. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Harmuth, C. F. A., Der chronologische Rhythmus des Alten Testaments. Eine historisch-philosophische Studie. Breslau, Preuss u. Jünger. Gr. 8. 1 M.

Hergt, M., Trausnitzlieder. Landshut, Thomann. 12. 60 Pf.

Hohenlohe-Ingelfingen, Kraft Prinz zu, Strategische Briefe. II. Mit 1 Skizze und 1 Schlachtplan in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen, heeausgegeben von C. Rethwisch. 1. Jahrg. 1886. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 8 M.

Kleist, G. v., Die Offizier-Patrouille und die strategische Aufgabe der Kavallerie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Krumm, H., Rede zur Enthüllung des Hebbel-Denkmals in Wesselburen am 2. September 1887. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 50 Pf.

Langguth, A., Goethe als Pädagog. Halle, Niemeyer. 8. 4 M.

Lassalle's Leiden. Dargestellt auf Grund einer verloren geglaubten Handschriften-Sammlung, mit dem Porträt Helena v. Racowitzas von F. von Lenbach und 2 Briefen in Facsimile. Berlin, Hennig. 8. 3 M.

Leo XIII., Inschriften und Gedichte. Mit den neuesten Ergänzungen. Herausgegeben von Priestern der deutschen Kirche S. Maria dell' Anima in Rom zum 50jährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters. (Lateinisch, resp. italienisch.) Mit besonderer Genehmigung des Erhabenen Autors in die deutsche Sprache übertragen von E. Behringer. Regensburg, Pustet. 4. 10 M.

Lücke, H., Fritz von Uhde. Mit Abbildungen und 2 Kupferlichtdrucken. Leipzig, Seemann. Hoch. 4. 1 M. 50 Pf.

Luthardt, C. E., Die antike Ethik in ihrer geschichtlichen Entwicklung, als Einleitung in die Geschichte der christlichen Moral dargestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 M.

Mahrenholtz, R., u. A. Wünsche, Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage in Urtheilen zeitgenössischer und späterer deutscher Dichter. Leipzig, Brandstetter. 1888. Gr. 8. 6 M.

Mandl, M., Klassische Sentenzen. Eine Spruchsammlung aus Goethe und Schiller. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 M.

Mauerhof, E., Vom Wahren in der Kunst. Leipzig, Haessel. 8. 4 M.

Meinardus, L., Die deutsche Tonkunst. Eine kulturgeschichtliche Charakterskizze ihres Entwickelungsganges im 18. und 19. Jahrhundert. Für gebildete Leserkreise. Leipzig, Böhme. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Moser, H., Durch Central-Asien. Die Kirgisensteppe — Russisch-Turkestan — Bochara — Chiwa — das Turkmenenland und Persien. Reiseschilderungen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 160 Abbildungen, 16 Lichtdrucktafeln und 1 Karte von Central-Asien. Leipzig, Brockhaus. 1888. 4. 18 M.

Münchershof, E. v., Zweierlei Tuch. Heiteres und Ernstes aus dem Offiziersleben in Frieden. Rostock, Werther. 1888. 8. 3 M.

Najmájer, Marie v., Johannisfeuer. Eine Dichtung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 2 M.

Niemann, J., Die beiden Republiken. Roman. Leipzig, Peterson. 8. 5 M.

Nöldeke, T., Aufsätze zur persischen Geschichte. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 M.

Osborne, W., Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Beiles. Mit 19 Taf. Dresden, Warnatz u. Lehmann. Gr. 4. 10 M.

Perfall, K. v., Ein Verhältniß. Roman. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 4 M. 50 Pf.

Pröll, K., Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Dresden, Pierson. 8. 75 Pf.

Pyritus, E., Bunte Bilder aus Niederländisch Indien. Borna, Noske. 8. 1 M.

Rappold, J., Sagen aus Kärnten. Zusammengestellt und theilweise neu erzählt. Augsburg, Amthor. 8. 3 M.

Raspe, H., Zur Erinnerung an den Alten. Seinen Schülern und Freunden gewidmet. Güstrow, Opitz u. Comp. 8. 25 Pf.

Rätsel. Eine moderne Liebesgeschichte in Versen von Siddy. Wien, Konegen. 8. 1 M.

Reitzenstein, C. v., Erlebnisse eines Gefangenen von Jena. Aus dem Tagebuche des k. preußischen Stabscapitaines im Feldjäger-Regiment C. v. R. Herausgegeben von W. Freih. v. Waldenfels. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Rinhart, K. (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. Dresden, Pierson. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Römer, A., Einer aus der Masse. Roman. Stuttgart, Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Allerhand Leute. (Ausgewählte Schriften. 22ter Bd.) Wien, Hartleben. 1888. 8. 4 M.

Schack, A. F. Graf v., Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3 Bde. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. Gr. 8. 15 M.

Schneider, L., Geschichte der niederländischen Literatur. Mit Benutzung der hinterlassenen Arbeit von F. v. Hellwald verfasst und durch Proben veranschaulicht. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 12 M.

Stache, F. A. Ritter v., Schatzkästlein der Kunst zur Verherrlichung des veredelnden und gemeinnützigen Wesens der bildenden Kunst. Eine Anregung für alle Gebildeten. Wien, Künast. Gr. 8. 3 M.

Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. 4ter Bd. Kuriose Geschichten von F. R. Stockton. Ausgewählte Sammlung, übersetzt von M. Jacobi. Autorisiert. Stuttgart, Lutz. 8. 2 M. 50 Pf.

Zeller, H., Aus'n Leb'n. Gedichte in oberbayerischer Mundart. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

(Mit Beilagen von: Otto Weisert in Stuttgart und der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.)

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 24. November 1887.

Geographie und Ethnographie.

1. Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Mit 26 Illustrationen und einer Karte. Breslau, Kern. 1887. Gr. 8. 10 M.

Seit etwa dreißig Jahren hat sich in Rumänien ein großer Umschwung vollzogen, „das junge Königreich hat sich aus den trostlosesten Zuständen, aus Corruption und Rechtlosigkeit zu einem politisch selbständigen, wirthschaftlich beachtenswerthen Staate emporgehoben, dem allem Anschein nach eine glänzende Zukunft beschieden ist".

Durch dieses Urtheil gründet der Verfasser den Anspruch, daß man in Oesterreich und Deutschland mit Aufmerksamkeit auf dieses Land schaue, seine „Zuneigung" demselben schenke, und sich über rumänische Verhältnisse gründlich orientire. Hierzu will das Buch von Rudolf Bergner ein Hülfsmittel bieten. Der Verfasser will „zweien Sternen" bei seinen Schilderungen und Urtheilen folgen: der Wahrheit und Gerechtigkeit; er möchte aber auch alle die, welche dazu in der Lage sind, einladen, durch eigene Anschauung Rumänien kennen zu lernen, und möchte solchen Reisenden mit seinem Buche als „praktischer Reiseführer" dienen.

Das Buch besteht aus zwei Haupttheilen. Der erste Theil beschreibt in leichterer, unterhaltender Weise die Schönheit der Landschaft und die Eigenheit des gesellschaftlichen Lebens; der zweite Theil, mehr wissenschaftlich gehalten, gibt ernstere Erörterungen über die Geographie und Geschichte Rumäniens, seine Verfassung, Verwaltung, Gesetzgebung, Finanzen, Heeresorganisation, Justiz, Unterrichtswesen und confessionelle Verhältnisse, Sprache, Literatur, Industrie und Handel u. s. w. und theilt eine Menge sorgfältiger Tabellen und statistischer Angaben aller Art mit. All das dient zugleich zum Beweis, daß wir es nicht nur mit der Arbeit eines geistreichen Feuilletonisten — als solcher zeigt sich der Verfasser auch —, sondern mit einer wissenschaftlichen Darstellung, die auf gründlicher Forschung ruht, zu thun haben.

Die Einladung, Rumänien zu besuchen, wird freilich einem großen Bedenken begegnen: denn „unter den vielen haarsträubenden Schlechtigkeiten, mit denen man in Westeuropa die dunkeln Berichte über Rumänien auszuschmücken liebt, steht eine enorme Theuerung obenan", sodaß der Fremde Bukarest nur „mit Herzklopfen" betritt. Aber dieses Bedenken kann unser Buch beseitigen; denn „hat der Reisende einen offenen Blick und etwas Acclimatisationstalent, so ist sein Geldbeutel nicht mehr gefährdet als in einer andern europäischen Metropole. Man studire in rumänischen Restaurants die nationale Küche und man wird daselbst viel billiger leben als in Wien oder Berlin".

Und hinsichtlich der Lage wird der Besucher Bukarests angenehm überrascht werden. Es ist eine „Villenstadt", die „Freudenstadt, die Stadt des Luxus, der nobeln Passionen" allerdings auch, setzt der Verfasser bei, „der Langenweile".

Ueber das Klima Rumäniens wird gesagt:

> Nachdem die trostlose Ebene oft vier Monate hindurch in Eis und Schnee begraben gewesen, bricht der Frühling plötzlich hervor, und ohne jeden mildernden Uebergang entwickelt sich eine tropische Hitze. Ueber Nacht werden Bäume und Sträucher grün und bereits im Mai kann man 30° R. im Schatten beobachten. März und April sind mit Niederschlägen reichlich versehen. Der Sommer regiert fast regenlos, weshalb jedes Gewitter als luftreinigend flehentlich erbeten wird. Der September besitzt die meisten Ergüsse. Von entzückender Schönheit pflegt der Herbst zu sein, und es scheint, als ob die Natur durch seine lange Dauer Menschen und Thiere mit ihren übeln Launen versöhnen wollte.

Da Rumänien zu den wenig dicht bevölkerten Ländern gehört und leicht die doppelte Zahl von Menschen ernähren könnte, wünscht der Verfasser eine reichlichere Einwande-

rung aus Deutschland dorthin. Allerdings hält er einen massenhaften Zuzug aus Deutschland vorerst nicht für möglich und räthlich, wie denn auch die Regierung aus Furcht, das rumänische Element möchte überwuchert werden, dies vorerst nicht wünscht;

indessen kann auch heutigentags manchem tüchtigen Arbeiter, der sich in seinem Vaterland als Pechvogel erwiesen, Rumänien als ein Land mit goldenen Sesseln und gefüllten Fleischtöpfen empfohlen werden, wobei wir aber wohlgemerkt nur von fleißigen Professionisten reden, denn verwahrlosten Nichtsthuern fliegen nirgends die gebratenen Tauben in den Mund. Schmiede, Schlosser, Tischler, Schuhmacher, Schneider, Klempner u. s. w. werden in den kleinen Provinzstädten des Landes gewiß eher ihr Auskommen erlangen als daheim.

Ueber den Charakter der Rumänen urtheilt Bergner:

Der Rumäne ist im allgemeinen leicht beweglich, freundlich, wohlthätig, mäßig und fromm, obgleich er den Namen des Teufels fleißig im Munde führt und ebenso oft flucht, wie der benachbarte Magyar. Die Männer der niedern Stände sind ziemlich träge, ihre Frauen dagegen äußerst fleißig und nie ohne Beschäftigung. Die Ansicht von Franzos und Diefenbach, derzufolge die rumänischen Bäuerinnen als Sklavinnen behandelt werden und die Trunksucht der Männer theilen, ist entschieden unrichtig. Die rumänische Frau trägt oft die werthvollsten Münzen als Halsschmuck mit sich herum; man sieht sie reiten, während der Mann nebenhergeht, und die Anlage zur Pantoffelregentin und Herrscherin ist oft genug wahrnehmbar. Der Rumäne aber besitzt Sinn für Ordnung und Disciplin und gibt daher einen guten Soldaten und auch oft einen guten Ehemann ab.... Die Heiterkeit bildet eine der vielen von Henke *) dem Rumänen irrthümlich verliehenen Eigenschaften. Man vermißt sie, dank den unseligen Kriegsgefahren vergangener Jahrhunderte, nicht nur im täglichen Leben, sondern auch bei den rumänischen Nationaltänzen. Diese athmen meist einen bezwingenden Ernst. Da ist die „Hora", der Chorus der Alten. Männer und Frauen schließen einen Kreis, gehen langsam vor, zurück und seitwärts, neigen den Kopf und wiegen würdevoll den Körper hin und her. Sanfte Klagelieder begleiten häufig die Bewegungen, welche den Tanz eines unterdrückten Volkes darstellen.

Seltsamer Aberglaube aller Art findet sich begreiflicherweise beim Volk der Rumänen, denn natürlich ist es mit dem Schulunterricht doch dürftig bestellt. Bei Krankheiten vertraut man mehr den Sprüchlein einer alten Hexe als den Rathschlägen und Mitteln eines Arztes. Unter den sonderbaren Gebräuchen, die bei Familienfeierlichkeiten eine Rolle spielen, ist einer, der wol einzig in seiner Art ist, dessen Sinn unser Buch aber uns nicht aufklärt, nämlich:

Vor dem Traualtar hält der Pope dem Bräutigam mehrmals ein Stück Zucker hin; sobald er Miene macht, danach zu schnappen, zieht es jener weg, um es endlich der Braut zu gewähren. (!?)

Von Herzen müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er im Blick auf so manches, was ihm am Volkscharakter und an den Volkssitten nicht gefallen hat, einige Winke und Rathschläge zu geben sich erlaubt. Vor allem räth er:

Man trachte im ganzen Land und in allen Verhältnissen danach, das bisher als Vorbild verehrte französische Wesen endgültig durch das deutsche zu ersetzen. Derartige Worte dürften in Rumänien vielfach verächtliches Achselzucken und die Meinung hervorrufen, sie seien nur deshalb gefallen, weil Schreiber dieses ein Kind des neuerstandenen Deutschen Reichs ist. Allein wir urtheilen vom Standpunkte des Kosmopoliten und haben die Lehren der Geschichte ins Auge gefaßt. Französischer Luxus und französische Sittenverderbniß können nicht als empfehlenswerthe Lehrmeister bezeichnet werden, sie vermögen es nicht, ein sich entwickelndes Volk zu erziehen.... Der französischen Uebercivilisation und Sittenverderbniß müßte gänzlich der Einfluß entzogen werden, tüchtiges, gediegenes, ruhiges Wesen und gründliches, planmäßiges Schaffen an seine Stelle treten. Dabei wäre jedoch das eigene nationale Leben zu wahren, und treffliche Männer, wie der Bruder des gegenwärtigen Cultministers Georgius Alexander Stourdza, könnten als leuchtendes Beispiel dienen. Dieser geistig so hoch stehende Mann hat es bisher vermieden, sich dem Staatsdienst in der Hauptstadt zu widmen; er hat mit scharfem Blick erkannt, daß dem Staat vor allem Leute noth thun, die auf dem offenen Land freudig schaffen, daran arbeitend, durch ihr eigenes Beispiel Menschen und Verhältnisse zu veredeln. Was die Erziehung des schwachen Geschlechts anlangt, so kann selbstredend nicht von einer Umbildung der jetzigen Generation die Rede sein, allein die in unserer Generation herrschenden Schönen sollten sich mit den Erzeugnissen des deutschen Geistes bekannt machen ... sie sollten auf Grund der vorzüglichen Uebersetzung Negruzzi's von Schiller's Stücken den Gehalt derselben mit dem der leichten französischen Operetten oder Ehebruchsstücklein vergleichen und dann erst die Erziehungsmethode ihrer Töchter feststellen. Ihnen kann das Studium in französischen Pensionaten unmöglich vortheilhaft sein; weit räthlicher wäre es, die Kinder nach guten deutschen Anstalten zu schicken, und ihnen statt des Fächers — o wie prosaisch! — lieber den Kochlöffel in die Hand zu drücken. Dadurch würde das Land einen schätzenswerthen Mittelstand und eine geistig vornehme, tüchtige Aristokratie erhalten; in Verlust geriethe dabei nichts, höchstens dürfte die nächste Generation um einige Ehebruchsgeschichten und andere pikante Episoden ärmer sein. Das gesteigerte Heranziehen deutscher Gouvernanten müßte einen wesentlichen Factor der neuen Entwickelung bilden, wobei den blonden Töchtern Germaniens die Annahme einer Gouvernantenstelle in Rumänien nur empfohlen werden könnte. Sie vermöchten daselbst ihren Gesichtskreis zu erweitern und erhielten bei anständiger Behandlung ein vorzügliches Salair. ... Wer wirklich bisher tadellos gelebt, kann das auch in Rumänien ungestört fortsetzen; übrigens steht es ja ängstlichen Gemüthern frei, sich bei den deutschen Geistlichen Rumäniens über dieses oder jenes Bojarenhaus zu erkundigen.

Noch andere Rathschläge gibt unser Verfasser den Rumänen und spricht am Schluß dieses Abschnitts die Hoffnung aus, es werde

die Befolgung aller dieser Rathschläge auch eine Verringerung der jetzt enormen Zahl von Ehescheidungen zur Folge haben und es würden dann vielleicht sogar Heirathen aus Liebe möglich sein. Gegenwärtig staunt man derartige Verbindungen an; in der Regel vereinigt man sich aus Neigung zum Luxus, auf Wunsch der Aeltern, weil man nicht mehr jung ist und fürchten muß, sitzen zu bleiben, oder, weil man sich — langweilt. Wir empfehlen daher derartige Betrachtungen allen gebildeten Rumänen und hoffen von ihrem anerkannten Gerechtigkeitssinn, daß sie darin keine Beleidigung ihres Volks erblicken, sondern nur den Wunsch, ihnen zu dienen und zu nützen.

Unter den zahlreichen Illustrationen, welche das Buch schmücken, finden sich auch die Bilder des Königs Karl

*) In seinem Werk: „Rumänien, Land und Volk" (Leipzig 1877).

und der Königin Elisabeth. Alle, die von Carmen Sylva schon gelesen und gehört, werden sich freuen, hier das Bild dieser edeln Frau zu sehen und so manche Züge, die sie als treue Landesmutter zeigen, in diesem Buche zu finden.

Von den Verdiensten des Königs Karl sei hier nur eins angeführt, das, was er für das rumänische Heer gethan hat:

Die rumänische Armee ist das ureigene Werk des Königs Karl I.; sie ist das Werkzeug, auf welches der Monarch mit Stolz und freudiger Genugthuung hinblicken darf, überzeugt, daß es ihm in politisch düsterer Stunde den Thron, seinem Lande die heißersehnte, mühsam erkämpfte Unabhängigkeit erhalten wird. Als der Hohenzollernsohn ins Land kam, fand er einen matten Sinn und eine Armee vor, die dank den Bemühungen des Fürsten Cuza im Begriff stand, sich zu entwickeln. Die Bewaffnung war indessen noch mangelhaft, der gemeine Soldat ein undisciplinirter, träger Gesell, der Offizier weder im Salon noch im öffentlichen Verkehr gut angeschrieben; der Schatz seiner Kenntnisse war gering, sein Fleiß noch viel unbedeutender. Mit dem Einzug des ehemals preußischen schneidigen Gardeoffiziers hielt auch ein neuer Geist seinen Einzug in die Reihen der rumänischen Kriegerscharen. An allen Ecken und Enden kam man in Bewegung; Reformen fanden in allen Branchen und in jeder Hinsicht statt und das scharfe Auge des Königs überwachte den begonnenen Neuguß.

Wie Tüchtiges die rumänische Armee zu leisten vermochte, zeigte bekanntlich der Russisch-türkische Krieg; inzwischen ist dieselbe noch weiter vorgeschritten, sie kann auf 150000 Mann (mit den Reserven) veranschlagt werden, was Bergner für zu niedrig gegriffen hält. (Hübner's Tabellen von 1886 nennen 158280 Mann auf dem Kriegsfuß.) Nach Bewaffnung und Schulung der Truppen steht diese Armee „vollständig auf der Höhe aller Ansprüche unsers Jahrhunderts".

Zum Schluß noch ein paar Sätze über die politische Stimmung des Landes und die Stellung zu Rußland:

... Man weiß in Rumänien, daß Rußland bisher für dasselbe weit mehr ein Fluch als ein Segen war. ... Die Russen erwiesen sich jederzeit als Barbaren, und wer in Deutschland etwa noch einen geringen Rest von Sympathie für die Moskowiter bewahrt, dem wäre zu wünschen, daß er einige Zeit in den Ländern der untern Donau verweilen könnte, um dort von Augenzeugen über das Zarenvolk Berichte einzuziehen. Mit gerechtem Schaudern würde er hören, daß nach der Einnahme von Plewna viele Tausende von türkischen Gefangenen nicht am Typhus gestorben, sondern unter russischer Escorte thatsächlich verhungert sind. ... Dem intelligenten rumänischen Städtebewohner ward Gelegenheit, allnächtlich das Lallen und Schreien betrunkener russischer Offiziere zu vernehmen, und wer ein Tingeltangel besuchte, der fand sich plötzlich in vornehmer Gesellschaft. Er traf daselbst zechende und bezechte Großfürsten und Generäle an, Brüder und Adjutanten des jetzigen Beherrschers aller Reussen, die da jauchzten und schrien. Und mitten unter ihnen saß ein kleines Männlein mit durchgeistigten Zügen, auf dessen Schos leichtsinnige Dirnen schäkerten, das war Fürst Gortschakoff, der edle Berather des Zaren. ... All das gibt ein klares Bild davon, daß die Cultur diesem Staat (Rußland) noch unbekannt geblieben und daß in demselben nur Barbarei und Corruption von oben bis unten herrschen. ... In Rumänien kennt man das Volk der Barbaren zur Genüge ... und es findet sich im ganzen Lande heutzutage wol kein ernster Mann mehr, der für die Moskowiter zu schwärmen vermag. Culturell steht der Rumäne unendlich höher als der Russe; tief unter dem rumänischen Staat liegt in moralischer Hinsicht das größte Reich der Welt. ... Für den Donaustaat gibt es nur eine Losung, sie lautet: enger Anschluß an Oesterreich-Ungarn und an Deutschland.

Nun, wenn die Rumänen dieser Losung folgen, so kann uns das in Deutschland nur freuen; den größten Gewinn davon werden sie selbst haben.

2. Die Balkanhalbinsel (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder von A. E. Lux. Mit 90 Illustrationen, einem Panorama von Konstantinopel und einer Uebersichtskarte. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 6 M.

Dieses Werk ist der neueste Band der „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde", welche wir bisher schon mehrfach empfehlen konnten (vgl. die Anzeige von Kaulen, „Assyrien", in Nr. 14 d. Bl. f. 1886, und von Kayser, „Aegypten", in Nr. 45 f. 1885). Es behandelt in einem Theil ebendasselbe, womit sich das eben besprochene Werk (Nr. 1) beschäftigt. Aber es ist erfreulich und nicht überflüssig, wenn in neuerer Zeit allerlei Werke über die Länder der Balkanhalbinsel erscheinen. Denn der Verfasser hat recht, wenn er sagt, daß dieser Theil Europas bis in die jüngste Zeit in geographischer Hinsicht größtentheils eine terra incognita blieb, daß das Innere der Halbinsel viel zu wenig erforscht und gekannt sei. Er beklagt es dabei, „daß es in allen Ländern Europas leichter ist, eine materielle Förderung zu einer Reise nach einer winzigen Insel Polynesiens zu erlangen, um die dortige Flora oder Fauna kennen zu lernen, als zu einer Durchforschung der Balkanhalbinsel, welche doch ein ungleich wichtigeres Interesse in Anspruch nimmt". Eine Reise in den Balkanländern ist aber einmal sehr theuer, und zweitens mit mehr Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten verknüpft, als man erwarten sollte. Der Verfasser unsers Buchs hat sich indessen durch diese „Reisedornen" nicht abhalten lassen, sondern an die „Reiserosen" gedacht, die man dabei pflücken kann, und in seinem gründlichen Werk bietet er nun die „Reiserosen", die Früchte seines mühevollen Wanderns, auch andern zum Genuß an. Seine Eintheilung ist folgende: Erster Theil: Physikalisches. Zweiter Theil: Ethnographisches. Dritter Theil: Städtebilder und Routenbeschreibungen. Dann kommen noch anhangsweise synchronistische Uebersichten über die Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa, über die Geschichte von Bosnien und Serbien.

Unter den Städtebildern nimmt den breitesten Raum ein, was der Verfasser über Konstantinopel schreibt.

Wir greifen hier einiges heraus, was wir in andern ähnlichen Werken nicht beachtet und berichtet fanden. Der Verfasser kommt auf die ungesunden sanitären Verhältnisse Konstantinopels — das unter den europäischen Hauptstädten die größte Sterblichkeit hat — zu sprechen und sucht ihre Ursachen zu ergründen. Er findet sie nicht in der behaupteten Unreinlichkeit der Türken, er findet im Gegen-

theil: „daß die Reinlichkeit des Körpers und der Wohnungen bei den mohammedanischen Völkern eine größere als bei andern Nationen ist", sondern vor allem in der durch den Mangel einer ordentlichen Kanalisirung veranlaßten Unreinlichkeit in den Gassen. Bei diesem Mangel sind allerdings die vielen herrenlosen Hunde, die ja in jeder Reisebeschreibung als eine Eigenthümlichkeit Konstantinopels erwähnt werden, von nicht geringer Bedeutung:

Man vertilge sie, und die Krankheiten werden in kurzer Zeit eine erschreckende Zahl von Opfern hinwegraffen. Die Hunde sind nämlich die einzigen Straßenreiniger der Hauptstadt. Speisereste und Abfälle werden zumeist auf die Straßen geworfen, wo sie von den hungerigen Thieren rasch vertilgt werden.

Eine zweite Ursache ist aber das gedrängte Beisammenleben. Eine vergleichende Tabelle des Verfassers gibt das interessante Resultat, daß, während in London 86, in Berlin fast 53, in Paris 35 Quadratmeter auf die Person des Einwohners kommen, in Konstantinopel nur 33,7 auf einen Einwohner kommen. London umfaßt 330 Quadratkilometer, Paris 78, Berlin 59, Konstantinopel nur 25. London hat 488000 Häuser, Paris 76000, Berlin 26000 und Konstantinopel 70000! Also eine außerordentlich große Zahl von Häusern, aber diese alle klein (circa 10 Einwohner kommen auf ein Haus, in Paris etwa 30, in Berlin circa 43, in London circa 8 Einwohner) und ungeheuer eng zusammengedrängt, dabei meist schlecht gebaut, keine breiten Straßen, keine freien Plätze zwischen diesem Meer von Häusern und Häuschen: damit ist allerdings die ungünstige sanitäre Lage genügend erklärt!

Eine andere, wol ebenfalls nicht sehr bekannte charakteristische Eigenthümlichkeit von Konstantinopel beschreibt der Verfasser in folgenden Sätzen:

Bei dem gänzlichen Mangel an Lastwagen, sowie bei dem Umstand, daß dieselben auch sowol der engen Gassen als der Niveauverhältnisse wegen nur in den seltensten Fällen gebraucht werden könnten, geschieht der Transport von Waaren zumeist durch Menschenkraft, und der Hamal, der Lastträger, bildet eine wichtige Figur in Konstantinopel.... Die Hamals, deren Zahl auf 10000 angegeben wird, bilden eine eigene Zunft, deren Ehrenmitglied der Großvezier, als „Hamal des Reichs" ist. Sie sind durchweg wettergebräunte Männer von großer Körperkraft und befördern die Lasten ausschließlich auf dem Rücken, auf welchem sie als Unterlage ein gut gepolstertes Kissen tragen. Den Oberleib stark nach vorn geneigt, befördern sie auf diese Weise auch Kisten von bedeutender Größe und fast unglaublichem Gewicht (5—6 Centner!) Oft ragt die Last weit über den Kopf hinaus; dann ist es für den Hamal unmöglich, nach vorn zu sehen, geschweige denn auszuweichen. Er ruft alsdann unter seiner Last nur das warnende: varda! und jedermann, der nicht unsanft mit der Kisten- und Kastenecke in Berührung kommen will, beeilt sich, dem Rufe Folge zu leisten und beiseite zu springen. Und nicht allein Fußgänger, sondern auch Reiter und Wagen müssen dasselbe thun.... Konstantinopel ohne Hamals zu denken, ist absolut unmöglich; ... ja, kommt man bei schlechtem Wetter an eine von Koth und Schmuz starrende Stelle, so ist es wieder der rettende Hamal, welcher Mann oder Frau um ein geringes Entgelt über die gefährliche Stelle trägt. Der Hamal ist Lastträger und Commissionär zugleich, und was die Hauptsache ist, vollkommen verläßlich und ehrlich.

Ueber den Ramazan, die dreißigtägige Fastenzeit der Mohammedaner, den neunten Monat des mohammedanischen Jahres, sagt der Verfasser:

Durch die ganze Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß der Gläubige im wahrsten Sinne des Wortes fasten; er muß sich jeder Art des Genusses von Speisen enthalten, er darf nicht rauchen, und kein Tropfen Wasser darf über seine Lippen kommen. Nur Kranke sind von diesem Gebot ausgenommen, machen aber nur in seltenen Fällen von der Begünstigung Gebrauch. Die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang jedoch ist dafür der Freude und dem Genuß gewidmet.

Was ist nun die Folge dieses seltsamen religiösen Gebots?

Während des Ramazan wird für den besser situirten Türken der Tag zur Nacht; er schläft (bei Tag, da er nicht essen darf) und hält, wenn er nicht mehr schlafen kann, den „Kef", das höchste Maß des dolce far niente. Der Aermere jedoch oder der Geschäftsmann geht seiner gewöhnlichen Beschäftigung nach. Bei der bekannten Genauigkeit, mit welcher der Mohammedaner an den Satzungen seiner Religion, also auch an dem Fastengebot festhält, muß man sich wundern, wo solche, welche schwere Arbeiten zu verrichten haben (wie die obengenannten Hamals), trotz der gerade um diese Zeit herrschenden Hitze die Kraft hernehmen.

Alle, die es im Stande sind, machen sich die Sache leichter. Um die Zeit des Sonnenuntergangs treffen die Besitzer der Kaffeehäuser ihre Vorbereitungen für den Empfang der Gäste; denn der erste Gang der Gläubigen aus der Moschee ist um diese Zeit nach dem Kaffeehaus. Manche sind noch zu zeitig gekommen; sie werfen sehnsüchtige Blicke nach der scheidenden Sonne, sie rollen ihre Cigarette, richten das Nargileh, um, sobald das Zeichen erfolgt, das den Sonnenuntergang verkündigt, mit ihrem solange, einen ganzen Tag lang entbehrten Genuß des Rauchens beginnen zu können. Manche stopfen sogar die Pfeifen und zünden sie an, erhalten sie durch Blasen brennend — denn selbst einen Zug thun dürfen sie noch nicht, ehe die Sonne unterging! — um sofort, sobald der Kanonenschuß den Sonnenuntergang verkündigt, sich dem lang (!) entbehrten Genuß hinzugeben.

Ist der Kanonenschuß endlich gefallen, der das Ende des Fastens anzeigt, so gibt sich alles dem Vergnügen, der Freude und Lustbarkeit hin: man macht Besuche und ißt und trinkt nach Herzenslust, um den geschwächten Körper für den nächsten Tag, da das Fasten mit Sonnenaufgang wieder beginnt, neu zu stärken. „Aber", sagt unser Verfasser, „die Lustbarkeiten den Türken arten nie in Lärm und Toben aus; denn auch in der größten Freude bewahrt der Moslem seine Ruhe; nur durch ein stilles Lächeln und durch einen Lichtstrahl in seinem ernsten Auge drückt er seine Befriedigung aus."

Merkwürdig, diese seltsamen Fastengebräuche, und wie geschickt der Moslem bei aller Frömmigkeit um die Verleugnung, die dieses Gebot fordert, herumzukommen weiß!

Wir versagen uns im Interesse des Raumes weitere Mittheilungen aus diesem Buche. Es enthält vieles Interessante, das näher studirt zu werden verdient. Rühmen

möchten wir noch die zahlreichen Illustrationen, unter denen besonders ein sehr hübsches, großes Panorama von Konstantinopel zu nennen ist. Als Titelbild trägt das Buch bezeichnenderweise ein schönes, großes Bild von Alexander, Prinz von Battenberg, dem in den letzten Jahren jedenfalls am meisten genannten Mann der ganzen Balkanhalbinsel. Das Buch wird, hoffen wir, wie es verdient, gleich den übrigen Bänden der „Illustrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" in vielen Kreisen Anklang finden und mancherlei Belehrung spenden. Es steckt darin viel gründliches Wissen, beruhend auf fleißigem, umfassendem Forschen.

3. Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel. Nach Dr. van der Burg's „de geneesheer in Nederlandsch-Indië" mit Genehmigung des Autors bearbeitet. Von L. Diemer. Hamburg, Friedrichsen. 1887. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser des holländischen Werks, auf Grund dessen dieses Buch Diemer's bearbeitet ist, ist ein Dr. medic. van der Burg, welcher seit 25 Jahren als Arzt in Batavia ansässig ist. Es soll durch diese Veröffentlichungen zunächst den nach dem Indischen Archipel kommenden europäischen Aerzten Aufklärung geboten werden über die klimatischen Verhältnisse mit ihrem Einfluß auf die Lebensweise und Sitte der Bewohner, überhaupt aber über alles ihnen dort fremdartig Entgegentretende. Aber das Buch ist ebenso auch für andere interessant, sowol für den, der Gedanken und Gelüste der Auswanderung in jene Tropenzonen hat, als für den, der, still in seinen vier Wänden bleibend, das Leben und Treiben, die Sitten und Gewohnheiten anderer Länder und Völker gern beobachtet.

Das vorliegende Buch spricht von Land und Klima, von den Wohnungen und den Bewohnern, von ihrer Kleidung und Nahrung, ihren Sitten und Gewohnheiten in Beziehung auf Reinlichkeit, Schönheitspflege, Arbeit und Ruhe u. s. w., und in jedem Abschnitt finden wir vieles Interessante und manches Neue, das wir um so lieber hier lesen, als wir uns einem völlig competenten, vertrauenswürdigen und sachverständigen Berichterstatter gegenüber befinden. Und er redet durchaus nicht etwa blos als Arzt und sieht die Dinge nicht nur mit der Brille des Arztes; er sieht auch die Schönheit der Landschaft:

Erhellt ein klarer Sternenhimmel mit prächtigem Mondschein die Finsterniß und weht der Landwind einige Erfrischung zu, dann entfaltet sich vor dem Beschauer eine Natur, wie er sie nimmer sah, und die ihn bezaubern kann. Das glänzende Mondlicht so hell, daß dabei gelesen werden kann, läßt die den Mond umkreisenden Sterne erbleichen, während in weiterer Ferne davon die Gestirne in einem Glanze strahlen, wie er wol nur selten in einer klaren Winternacht in Europa wahrgenommen wird. ... Nicht selten gesellt sich zu dieser nächtlichen Pracht blendendes Wetterleuchten vom Süden her, wobei die über den Bergen lagernden Wolken in jedesmal wechselnder Beleuchtung und phantastischer Färbung erscheinen; dabei spielt der Wind in den glatten, tief eingezackten Blättern der Palmen, der Fürsten der Pflanzenwelt, und läßt sie unzähligen blitzenden Schwertern gleichen.

Aber allerdings und begreiflicherweise blickt immer wieder der Arzt aus diesen Schilderungen hervor. Eingehend redet er von den Genußmitteln. Unter diesen nimmt natürlich das Opium eine wichtige Stelle ein. Es ist bezeichnend für die große Menge des Opiums, die im Indischen Archipel verbraucht wird, daß unter den Eingeborenen eine fictive Münze, gelenga, besteht, welche einen Werth von etwa 6 Centimes darstellt, d. h. den Preis der kleinsten noch käuflichen Quantität Opium. Selbst Arme verbrauchen jährlich für circa 12 Gulden Opium; der gewöhnliche Javane opfert etwa den fünften Theil dessen, was er für sein Hauswesen an täglichem Unterhalt nöthig hat, dem Opiumgebrauch.

Das Gefühl, das der Opiumraucher hat, beschreibt unser Buch mit den Worten eines europäischen Arztes, der damit (unter Aufsicht eines andern europäischen Arztes) an sich selbst Experimente gemacht hat:

Hat man eine genügende Quantität Opium geraucht, so geräth man in einen ganz eigenartigen Zustand der tiefsten Ruhe; man hat ein Gefühl, daß man nach nichts, absolut gar nichts verlangt. Da man sich an gar nichts erinnert, an gar nichts denkt, nichts wünscht, so ist man in einem Zustande, wo man das Bewußtsein des eigenen Ich völlig verloren. Dies Gefühl der Ruhe und des Nichtsweiterverlangens ist so anziehend und wohlthuend, daß man es bedauern sollte, aus diesem Zustande wieder zu erwachen.

Unsern Leserinnen dürfte vielleicht nicht unlieb sein, wenn wir noch eine Speisekarte mittheilen, welche die Aufzählung der Gerichte eines Diners enthält, das in Canton von einigen Europäern am gastlichen Tisch eines Chinesen genossen wurde, das aber ähnlich bei den Chinesen in Indien vorkommen kann:

Bei jedem Couvert stand Pfeffer, Salz, Zucker und Soja (eine Bohnenart). Aufgesetzt waren und wurden nach Belieben genommen: in Stücken geschnittene Apfelsinen und Birnen, bittere Mandeln, getrocknete Nüsse, kleine Stückchen Enten- und Schweinefleisch, grün gefärbte hartgesottene Eier. Herumgereicht wurden und zwar in der aufgezählten Reihenfolge: Fleisch von Seeschildkröten, gekochte Ente, gehacktes Taubenfleisch mit Schinken, Suppe mit Vogelnestern, gedämpftes Schaffleisch mit jungem Bambu, Austern und Muscheln, gekochte Krabben, gedämpfter Fisch, Thee mit Kuchen, Huhn mit Schinken, Schildkrötensuppe mit Fettstückchen von Schildkröten, Haché von Hundefleisch, gedämpftes Fleisch einer schwarzen Katze, desgleichen Rattenfleisch (!!), Suppe mit Maccaroni, gesottener Fisch, desgleichen Eier, kleine Stückchen Schweinefleisch, Schinken mit grünem Gemüse, Reisstengel, gekochter Reis, Melonen, betrunkene Garnelen (N. B. man macht diese armen Thiere in Wein betrunken, fängt sie dann, wenn sie herumspringen, auf und verzehrt sie lebendig!!) und zum Schluß noch verschiedene Arten von Suppen.

Wir glauben kaum, daß die alten Römer zu den Zeiten eines Lucull und seiner edeln Nachfolger eine ebenso reichhaltige Speisekarte bei ihren Mahlzeiten aufweisen könnten! Aber das glauben wir gern, daß bei solchen Speisekarten bald die geschicktesten Aerzte nöthig sein werden und daß diese genug zu thun haben müssen!

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane und Erzählungen.

1. Der Heiny von Realp. Von J. von Doblhoff. München, Callwey. 1887.
2. Zwei Erzählungen aus der Schweiz von J. von Doblhoff. Beide Bändchen aus der zweiten Auflage der „Erzählungen aus der Schweiz". München, Callwey. 1887.
3. Unter Eichen und Palmen. Lebensbild aus der Heimat und den Tropen von Fanny Schmitz-Kemner. Berlin, Janke. 1887. 8. 5 M.
4. Die Aebtissin von Säckingen. Roman aus der Reformationszeit von Hans Blum. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 9 M.
5. Unter dem Kreuze. Historischer Roman von Karl Berkow. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888.
6. Um eine Herzogskrone. Baltischer Roman aus der Zeit des Herzogs Johann Ernst Büron von E. Dorn. Zwei Bände. Berlin, Deubner. 1887. 8. 6 M. 75 Pf.
7. Der rasende Roland. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 6 M.

Das sind drei Erzählungen und ein größeres Lebensbild culturgeschichtlicher Art, drei streng historische Romane aus neuerer Zeit und ein komischer in der Schalksnarrentracht.

Mit gemischten Gefühlen stellen wir uns dem Werk „Der Heiny von Realp" von J. von Doblhoff (Nr. 1) gegenüber. Die Naturzeichnungen aus dem grandiosen Gebirgsleben, welches sich um den Centralstock des Sanct-Gotthard herumlagert oder nach verschiedenen Richtungen von ihm ausstreckt, sind schön und wahr; das Ganze ein schweizerisches Culturbild aus den Tagen der Reformation; das Lebensgeschick des einfach aus dem Volke genommenen Helden ebenso beweglich wie wechselvoll, im echten Sinne des Wortes tragisch, der Mann ein seltsames Menschenbild. Aber mehr als eine Betrachtung trübt uns den rein poetischen Genuß: wer und was ist eigentlich dieser Heiny? Wie sollen wir schließlich über ihn und sein Treiben urtheilen? Diese Frage bleibt uns durchaus unklar, und das ist Schuld des Autors. Die im Helden der Geschichte und andern lebenden romantischen Vorstellungen, welche ihn mit dem ruhelosen Wanderer Ahasver zusammenstellen, weben um ihn allerdings eine Art von poetischem Schimmer, dienen aber keineswegs zur klaren Vorstellung seiner Person. Und gerade so ergeht es uns mit einer ganzen Anzahl von zerstreut, brockenweise, ohne Verbindung hingeworfenen Thatsachen: wir bringen die Dinge in unserm Kopfe nicht unter; sie wollen ihren rechten Platz und Zusammenhang nicht finden, und das stört. Noch weit unvermittelter und unbegründeter sind stellenweise eine Anzahl von Phrasen über die politisch-religiösen Zustände des Landes, die Haltung der kleinen Völkerschaften zueinander, Kriege und Bündnisse u. dgl. m., deren Werth gering und deren Verständniß für jeden, welcher nicht speciell mit der Landes- und Zeitgeschichte vertraut ist, was unter hundert Lesern kaum von Einem darf vorausgesetzt werden, absolut unmöglich bleiben muß.

Diese Mängel haben den schädlichen Erfolg, daß sie den Fluß der Erzählung stören, den Gang der Dinge nutzlos unterbrechen: es fehlt an der vollen und reinen Durchbildung des Organismus, und das beeinträchtigt den Eindruck des Schönen, das allerdings im einzelnen mehrfach da ist, und dem zu liebe man nicht bereut, das Buch gelesen zu haben. Eine zweifellos angestrebte philosophische Vertiefung des Stoffs könnte demselben natürlich erhöhten Werth geben, wäre nur die wünschenswerthe Klarheit mit ihr verbunden.

Die „Zwei Erzählungen aus der Schweiz" desselben Verfassers (Nr. 2), ein etwas größeres Bändchen ausmachend, sind freier von den am „Heiny" gerügten Fehlern, wenn auch nicht ganz frei. Die erste spielt sich in Lausanne ab an jenen herrlichen Geländen des Genfersees, für deren Reiz der Autor das volle Verständniß mitbringt. Es ist ein Abschnitt aus der Geschichte einer schönen jungen Frau, die sich mit dem Gatten überworfen, die unglücklich ist, dann aber durch einen Freund wieder mit dem reuig und gebessert zu ihr Zurückkehrenden ausgesöhnt wird. Der Conflict ist sehr gespannt durch den Umstand, daß der Freund selber in die anmuthige Frau, die für seine edle Männlichkeit keineswegs unempfänglich ist, sich verliebt; aber in pflichttreuer Hingabe die eigene Leidenschaft besiegt, an der er denn doch im stillen krankt; das ist ein ganzer Mann. Die unverheirathete Tante, als hochmüthig verrostetes Patricierfräulein mit ihrem traurig nichtigen Leben, zusammengesetzt aus Knauserei und Frömmelei, ist ein trefflich gezeichnetes Inventarstück. Die zweite Geschichte führt uns wieder in die wild imposanten Alpenregionen, diesmal auf den Boden Graubündens, deren Reize und Schauer ein zweites mal gerade wie im „Heiny" mit kräftiger Feder gezeichnet sind; dafür hat Doblhoff natürlichen Blick und intimes Verständniß. Auch da findet sich eine eigenthümliche Verwickelung: wie sich als Klostermönche Vater und Sohn treffen, die eben beide an verbotener Liebe genascht haben, woran sie innerlich schwer leiden; dieser erliegt jung; jener zieht sich, von aller Welt abgeschieden, in die Einsiedelei zurück, ein betender Büßer.

Von den drei Erzählungen der zwei Bände müßte ich entschieden der mit dem befremdenden Titel „Ma Renonce" den Vorzug geben; während „Madonna" wieder etwas mit den am „Heiny" angezeichneten Unebenheiten in der Personen- und Charakterdarstellung behaftet erscheint, bringt jene die reinsten und klarsten Gestalten; sie ist am meisten einheitlich durchgearbeitet und frei von störenden Bestandtheilen.

Der Widerstreit, auf dem die ganze Geschichte „Unter Eichen und Palmen" von Fanny Schmitz-Kemner (Nr. 3) ruht, ist weder neu noch ungewöhnlich. Wirklichkeit und Schrift legen solchen häufig in ein bewegtes Leben hinein. Der etwas langsam sich entwickelnde jüngere Sohn

einer heruntergekommenen deutschen Adelsfamilie ist von jung an ungeliebt zurückgesetzt, während der glänzender begabte Majoratserbe zumal von der adelsstolzen und eigensinnigen Mutter unsinnig verhätschelt und verdorben wird; auf der Cadettenschule wird dann jener eines gemeinen Diebstahls angeklagt — daß der verschwenderische bevorzugte Bruder ihn begangen, macht erst bei dessen frühen tragischem Tode sein eigenes Bekenntniß klar —, mit Verwünschung aus dem Vaterhause gestoßen, geht ohne Hülfsmittel nach Java, arbeitet sich da unter fremdem Namen durch Energie und Einsicht zum reichen Pflanzer empor, trifft mit der auch als Gouvernante herübergekommenen Predigerstochter seiner Heimat zusammen, der intimen Freundin seiner innig geliebten Schwester, die immer treu vertrauend zu ihm gehalten. Die beiden ihrer würdigen Herzen im fernen Lande finden sich in Liebe; der Sohn wird gerechtfertigt in die Heimat zurückgerufen, auch das geliebte Schwesterchen die glückliche Gattin des nahen Fabrikherrn; der verdorbene Majoratsherr hat in der Spielhölle Monaco seinem verfehlten Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Unser kräftig und tüchtig im schweren Leben geschulte junge Baron wird das verschuldete Haus Haimburg zu neuem Glanze bringen. Man sieht: an dieser Geschichte in globo war nicht viel zu erfinden; ähnliche Begebnisse und auch aus ganz ähnlichen Gründen und Fehlern in der Erziehung durch verblendete Aeltern haben schon manches adelichen und nichtadelichen Hauses Geschicke schwer berührt; die Charaktere, die sich da vor unsern Augen gestalten und entfalten, sind uns vertraute alte Bekannte, mit denen wir gar wenig zu markten haben. Eine große erfinderische Einbildungskraft hatte die Verfasserin entschieden nicht in Thätigkeit zu setzen; Thatsachen und Personen sind gegeben.

Zur kritischen Abschätzung des Buchs diene Folgendes. Das ist einer der höchst correct geschriebenen Romane, wahrscheinlich zu correct, denn es liegt zu wenig individuelle Besonderheit in ihm. Das anheimelnde Idyll des deutschen Dorfes mit den beiden so recht befreundeten herzensguten und pflichttreuen Seelsorgern, dem katholischen und evangelischen, dem anmuthenden Pfarrhause, dem etwas düstern Herrenhause und der glücklich aufstrebenden Fabrikanlage und alle die guten Menschen in nicht großartiger, aber friedlich und freundlich ansprechender Natur: das ist ganz gut hingezeichnet; die verschiedenartigen Charaktere sind gerade das, was sie nach gegebener Anlage, nach Erziehung und Verhältnissen sein oder werden sollen, und es möchte schwer sein, einen verzeichneten Zug an ihnen hervorzukehren; die Thatsachen schreiten in voller Folgerichtigkeit vor, und wir können Schritt um Schritt, ohne uns zu täuschen, berechnen, was da nach den gegebenen Prämissen kommen muß. Wir lesen das Buch mit seinem versöhnenden und doch gerecht vergeltenden Abschluß gern, ohne besonders erregt zu werden. Das ist alles so natürlich, so einfach geboten, aber das ist schließlich nur zu klar und glatt; von der persönlichen Gestaltungs- und Zeichnungskraft des Autors tritt zu wenig heraus; die Geschichte gewinnt zu sehr den Anschein, in spontaner Bewegung sich selbst zu machen, und das ohnehin etwas matte Colorit wird denn doch zu eintönig; es ist wenig Wechsel in Höhe und Tiefe des Tons, in dunkeln und heitern Färbungen, Schatten und Licht. Welch ein mächtiges Feld zu glühender Schilderung hätte die prachtvoll lichtgetränkte Tropennatur in ihrer Ueberfülle einer energisch farbenkräftigen Feder geboten — man denke an Sealsfield's berauschende Bilder! Hier ist nichts davon; das geht vorbei wie die Zeichnung des einfachen Dorfes in der wenig charakteristischen Heimat. Da liegt der Mangel des Autors; es ist zweifelhaft, ob ihm einmal gegeben sein möchte, ihn zu überwinden.

„Die Aebtissin von Säckingen" von Hans Blum (Nr. 4) ist der erste von drei in strengem Sinne historischen Romanen, deren zwei annähernd in die gleiche Zeit fallen. Zu Grunde liegt die großartige Bewegung des deutschen Geistesfrühlings, die Reformation in ihrem gewaltigen Sprossen und Treiben. Hat der Autor in der Aebtissin von Säckingen, Magdalena von Hausen, eine in kraftvoller Ergriffenheit mitstreitende und mitleidende Repräsentantin des gewaltigen Werks zur Heldin seines Buchs gemacht und die Scenerie auf die durch den Kampf schwer bewegten herrlichen Gegenden am Oberrhein beschränkt, also nach Ort und Personen eine Specialität aus dem weltbewegenden Völkerdrama herausgegriffen, so hielt er auch bei diesem individuellen Bilde möglichst streng am geschichtlich beglaubigten Gehalt und Charakter; beruft er sich ja hierfür einleitend ausdrücklich auf das Studium der Quellen aus jener Zeit, welche das Lebensschicksal seiner Aebtissin berühren. Nebenbei spielt auch der in jenen Landestheilen mit Macht ausgebrochene Bauernkrieg kräftig herein, und in den Priestern und Kämpen des neuen Glaubens haben wir die großen Männer der Geschichte vor uns bis herauf zu einem Zwingli und Ulrich von Hutten. Kurz, das ganze Gepräge des Werks — Ton und Farbe, Sprache und Gedanken, Körper und Geist sind mit unanfechtbarer geschichtlicher Treue von Anfang bis zu Ende festgehalten, und die Gesinnung von charakteristischer Festigkeit, gut deutsch und gut reformatorisch; das gibt dem Buche Fonds und Bedeutung, es ist Gehalt darin.

In diese geschichtlichen Thatsachen hinein, die mit kräftiger Energie bis herunter zum Opfertode des großen schweizerischen Reformators auf der Unglücksstätte von Kappel fortgeführt sind, spielt das nach innen und außen so wechselvolle leid- und freudvolle Geschick der jungen liebenswürdigen Fürst-Aebtissin Magdalena und das noch ereignißreichere ihres Geliebten, des ebenso edel ritterlichen und klaren wie that- und willenskräftigen Junkers Gerold von Harpolingen. Auch da ist es der schneidende Glaubenskampf, der die zwei merkwürdigen Lebensläufe gestaltet; erst schmerzliches Ringen im eigenen Herzen, dann nach schweren Conflicten sich der äußern Welt und ihren Streitern anschließend. Weniger bewegt läuft daneben die Geschichte der

andern Stiftsjungfrau Regilinde, die gleich ihrer Freundin unwiderstehlich vom Geiste der neuen Lehre erfaßt und die Gattin des trefflichen Predigers Eberlin von Günzburg wird, welchen sie freilich früh durch den Tod verliert. Das alles — die Denkphasen und Herzenswallungen, die Kämpfe mit Schwert und Feder und Zunge, die Ränke und Bosheiten der katholischen Häupter, unter denen der geschichtlich auch nur zu gut bekannte Generalvicar Faber als hinterlistiger Intrigant in der ersten Reihe steht — lesen wir mit gespanntem Interesse.

Es ist eine gediegene Arbeit. Die Handlung geht rasch und consequent von statten; die Charaktere sind klar und rein abgespiegelt. Dank verdient entschieden die sorgsam liebevolle Zeichnung Zwingli's, die ein ungemein anziehendes Seelenbild gibt; das specifische Verdienst liegt aber in etwas anderm — das ist die tüchtig mannhafte und treue Gesinnung, die aus jedem Satze spricht, wir möchten sagen mit einer gewissen Weihe.

Wie der Roman von Karl Berkow zu dem anfänglich wenig passend erscheinenden Titel gekommen: „Unter dem Kreuze" (Nr. 5), das verstehen wir erst an seinem Schlusse. Schwer liegt allerdings das Kreuz auf Volk und Zeit, die zu Grunde gelegt sind; das würde aber die Benennung nicht rechtfertigen; doch viel schwerer noch und erdrückend, innerlich und äußerlich aufreibend, legt es sich auf den Helden und seine Geliebte, die beide in einem fruchtlosen Kampf untergehen; nicht weniger schwer auf die Mutter des Helden, die ein ausnahmsweises Geschick dazu verurtheilt hat, dem eigenen Kinde auf immer fern zu bleiben, mag das Herz darüber noch so sehr bluten. Ja wohl, das Kreuz drückt.

Der Gegenstand ist kein geringerer als der Abfall der Niederlande, und zwar in seiner dem Schluß entgegengehenden Phase. Schon hat der furchtbare Krieg zwanzig Jahre hindurch das Land verwüstet; in eine Masse ordnungsloser Einzelparteien hat sich das Volk zersplittert; eine zügellose Soldateska streift in Banden umher; überall begegnen dem Auge Elend und Trümmer, und der Strahl der Hoffnung auf bessere Neuordnung belebt nur wenige weitsichtige Geister und hochschlagende Patriotenherzen. Es ist die große Wendung, da das misleitete Mutterland Spanien, nachdem es gegen die abtrünnige Provinz fruchtlos in allen tyrannischen Machtversuchen sich erschöpft, den Weg der Milde betritt, um eine friedliche Unterwerfung zu erreichen; ganz ohne Nutzen und viel zu spät, da niemand mehr dem perfiden Regiment traut und selbst die wenigen streng katholischen Adelichen, die das Familien- oder Glaubensinteresse bis dahin als Anhänger der Krone festhielt, angefangen haben schwankend zu werden. Unter dieser verzweifelten Sachlage leidet niemand mehr als der neu bestellte Generalstatthalter des Landes, der eben dahin abgesandte Don Juan d'Austria, Sieger von Lepanto, der berühmte Halbbruder des finstern spanischen Königs Philipp II. Um seines Ruhmes willen von diesem Fanatiker selbst beneidet und ohne ausreichende Hülfsmittel gelassen, in dem fremden Lande ohne Halt und Boden, in ganz unsympathischer Umgebung und von offenen wie geheimen Gefahren umsponnen, erkennt der unglückliche Regent bald, daß es sein trauriges Schicksal ist, das Opfer einer verfehlten Mission zu werden. Der Anfang zwar seiner niederländischen Carrière hat sich in recht liebenswürdiger Weise gestaltet, indem er gleich beim Eintritt ins Land mit der schönen Marquise d'Avré zusammengetroffen und diese durch sein chevalereskes Wesen und die großen innern und äußern Vorzüge, womit die Natur den schon bei solcher Jugend weltberühmt gewordenen Mann bedacht, rasch und unschwer zur Geliebten gewonnen. Aber für den geübten Sieger über Feindesheere und Frauenherzen wird auch diese Gunst bald zum Ueberdruß, dann zum Untergang; denn die Marquise ist eine herzlose Kokette und dazu ein leidenschaftlich rachsüchtiges, durch und durch egoistisches Geschöpf, das auf die Länge unmöglich fesseln kann. Und da ist es rührend, wenn der im Verkehr mit den Frauen bisher unüberlegt und wandelbar tändelnde Fürst von einer ganz neuen, reinen und fast von einem religiösen Hauch beseelten Liebe ergriffen wird zur liebenswürdigen Stieftochter der Marquise, einem ideal reinen, unschuldigen und hochherzig aufopferungsfähigen Kinde, das durch selbstsüchtige Familienbestimmung dazu verurtheilt worden, sein Leben hinter Klostermauern als Nonne zu vertrauern. Der Kampf im Herzen des bis dahin von allen Weltgedanken frei gebliebenen zarten Wesens, das nun auf einmal in seiner heiligen Lebensbestimmung sich erschüttert fühlt, ist gar beweglich geschildert. Unterdeß gehen die politischen Dinge für den auch von dem hämischen Bruder ohne Unterstützung gelassenen Statthalter nur unglücklich; mit richtiger Abschätzung der nicht zu beherrschenden Verhältnisse sehen wir ihn tiefer in Mismuth und Verzweiflung verfallen, dazu eine nach der andern aus den vornehmen altkatholischen Familien in ihrer Parteihaltung schwankend werden und unthätig sich abwenden. Da spielen sie alle mit, die altberühmten Geschlechter, welche ihren Namen förmlich in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen haben; und in ihrem unbestimmten Wechselgehalt, Aufwallungen, Ränken und Widersprüchen bekämpfen sich mit Wort und Schwert alle die politisch-religiös-socialen Fractionen. Es ist eine kunstvoll das Interesse steigernde Verflechtung, daß des unglücklichen Prinzen ebenso unglückliche Geliebte als Novize gerade in das Kloster versetzt wird, dessen wahrhaft fromme und christlich milde Aebtissin in ihrer Jugend nicht weniger gewaltig die Stürme verheerender Leidenschaft erfahren: die Frau, welche alle verehren, war nämlich einmal Kaiser Karl's Geliebte und wurde Don Juan's Mutter; einer vornehmen Familie angehörend, wurde sie dann, um den Misgriff geheim zu halten, ins Kloster gesteckt, und nach des Kaisers Tode kennt niemand mehr das wahre Verhältniß, am wenigsten der eigene Sohn, dem ein sehr gewöhnliches Weib als Mutter sich aufdrängen will. Was aber die unglückliche Frau in ihrer

schweren Lage den zwei heißblütigen jungen Geschöpfen gegenüber empfindet, die allein auf der Welt ihrem Herzen so nahe stehen, läßt sich leichter ahnen als sagen. Uebrigens enden die zwei rasch, der Herrscher durch schleichendes Gift, das ihm beigebracht wird, wobei die persönliche Rache ebenso viel thut als die politische Combination.

Eine erhebende Partie des Romans ist die heldenmüthige Rettung der Festung Sichenen durch die todesmuthige Aufopferung einer liebenden Jungfrau, ein diesmal glücklich ausgehender wahrhaft heroischer Act. So überragt denn im Schlußbande ganz entschieden das specifisch romanhafte Element, während in den zwei ersten die rein geschichtlichen Thatsachen dominiren.

Es ist eine gute und tüchtige Arbeit, ruhig gehalten, ohne alle Effecthascherei von dem Geiste der Geschichte und ihrem großartigen Gegenstande würdig getragen, ernsten Gehalt in einfacher Sprache und gemessener Färbung bietend. Je weiter wir lesen, desto mehr spricht sie uns an; sie hinterläßt im ganzen den Eindruck eines weihevollen Todtenopfers auf groß angelegte und doch zum Untergange bestimmte Menschen, über die ein gewaltiges Völkergeschick unerbittlich hinweg schreitet.

„Um eine Herzogskrone" von E. Dorn (Nr. 6) ist der dritte streng historische Roman; er führt mehr in die Neuzeit und in fernere Gegenden. Es handelt sich um die kurländische Herzogskrone zur Zeit des großen russischen Zaren Peter's I. und seiner Thronfolgerinnen. In dem kleinen Ostseeländchen aber nimmt die Hauptgeschichte folgenden Verlauf. Sie hebt an mit dem kunstliebenden Friedrich Kasimir, mit welchem das Kettler'sche Geschlecht, das jahrhundertelang auf dem Herzogthrone saß, allmählich dem Ende zugeht. Er selber stirbt jung, hinterläßt zwar einen hoffnungsvollen Sohn und Nachfolger Wilhelm, der aber unmittelbar nach der Vermählung mit der russischen Prinzessin Anna Iwanowna und dem Regierungsantritt stirbt, und damit ist sein Geschlecht verwaist; denn des Vaters Bruder Ferdinand, alt und unverheirathet, zählt eigentlich nicht; er greift zwar wiederholt als Vormund und Reichsverweser in die Regierung des Landes ein, ist aber eigentlich verhaßt und als Fremder betrachtet, weil er sein ganzes Leben über als polnischer General in Danzig residirte und für das Wesen seines Volks und Landes weder Herz noch Verständniß hat. Nun kommt es also: nach Wilhelm's Tode regiert seine Gemahlin das Ländchen; eine ganze Reihe von Prätendenten aber erheben sich und suchen ihre Hand, mit dieser den Herzogsthron zu gewinnen, darunter zwei, die in der Geschichte eine hochwichtige Rolle gespielt haben, der allmächtige russische Minister Menschikow und der gleich sehr als Kriegsheld berühmte wie als Verschwender und Weiberverführer berüchtigte Marschall Moritz von Sachsen. Schließlich aber kommt es doch ganz anders: die Fürstin wird auf den Thron ihres Mutterlandes Rußland berufen, nimmt ihren anerkannten Günstling und eigentlichen Leiter oder Regenten des kurischen Ländchens mit, das ist der Sohn Ernst des frühern Oberstallmeisters Büron, erhebt ihn in den Reichsgrafenstand, wobei er den umgestalteten Namen de Biron annimmt, und nun wählt ihn der stolze kurländische Adel, welcher früher die Familie nicht als ebenbürtig anerkennen und zurücksetzen wollte, zum Herzog; das consequent angestrebte höchste Ziel des ehrgeizigen Kopfes ist erreicht und die Geschichte abgeschlossen.

Dieser ganze Gang der Dinge, die Thatsachen wie die Charaktere sind rein geschichtlich und mit unantastbarer Wahrheit behandelt. Der mächtig aufstrebende junge Zar, wie er uns zuerst als jovialer und zugleich politisch combinirender Gesellschafter am Herzogshofe entgegentritt; der hochfahrend gewaltthätige Emporkömmling Menschikow; der ebenso tapfere wie unsäglich leichtfertige Marschall Moritz; endlich der stolze und etwas rachsüchtige Stallmeisterssohn, der so hoch hinauf greift; wir kennen sie alle genau aus der Geschichte jener Länder und kennen ihre hier niedergelegten Porträte durchaus als treu und richtig an. Und gerade so ist der Streit um die erledigte Herzogskrone abgelaufen; es fehlt kein wesentlich bestimmender Zug, auch die Einmischung der polnischen und russischen Politiker nicht. Dem Buche geben die mehrfach eingreifenden Frauengestalten einen zweifellosen Grad der Anziehung; und die Geschichte der innerlich wie äußerlich schwer geprüften treuen Dienerin Madlein des Büron'schen Hauses, ihres gewaltsam umkommenden Geliebten und seiner in Irrsinn verfallenden Mutter, dazu ihres häßlichen und schließlich als Verräther und Spion endenden Verfolgers legt ein romantisches Herzensinteresse hinein.

Ohne gerade eine ausgezeichnete Arbeit zu sein oder irgendwie geniale Züge zu entfalten — brauchte doch der Autor zu der geschichtlich gegebenen Grundlage nicht viel hinzuzudichten —, spricht das Buch doch ungezwungen und ungesucht an; sein Hauptverdienst sind Reinheit des Tons und Aechtheit der Farbe; wir überzeugen uns vom ersten bis zum letzten Blick darauf, daß wir die rechten wahren Gestalten vor uns haben, und so nimmt das Bild etwas Anheimelndes an.

Zum Schluß welch eine Spannung, von den Höhen der Geschichte in die behäbigen Alltäglichkeiten lächerlichen Anstrichs herunter! Wenn unser alte Bekannte, der unermüdliche Komiker A. von Winterfeld, in irgendetwas Meister ist, so ist es ohne allen Zweifel die bis ins minutiöseste heruntergehende Zeichnung des Kleinlichen und Nichtigen, des Verschimmelten und Verrosteten, des unsäglich Bornirten und fratzenhaft Verkommenen an Leib und Seele, der unüberwindlichen Duselei, geistigen Schlafsucht und körperlichen Unbeweglichkeit, kurz einer unabsehbar unendlichen Langeweile und eines Hindämmerns, das nur noch scheinbar oder fälschlich den Namen Leben trägt. Das natürliche Object hierfür ist ihm der deutsche Kleinstädter oder ländliche Dorfbewohner, gleichviel, ob er sein bürgerliches Kleid oder den bunten Rock des Königs trage. In diesem seinem angeborenen Zeichnungsfelde

fühlt sich Winterfeld so zu Hause, daß er immer wieder darauf zurückkommt. Sein komischer Roman „Der rasende Roland" (Nr. 7) legt eine Probe hierfür ab. Seine Erfindungskunst in unerschöpflicher Aufzählung und Anreihung der kleinen und kleinsten Grundstriche ist unbeschränkt, in ihrer Art geradezu bewundernswerth. Wenn wir meinen, jetzt habe er alles gesagt und sei nothwendig fertig, weil er sein bejammernswerthes Object nach allen 32 Seiten der Windrose besehen, mit dem Mikroskop bis aufs Mark untersucht und alle denkbaren Töne und Farben aus ihm herausgelockt habe, macht er ganz einfach eine ungenirte Wendung und fängt über denselben Gegenstand auf 50 neuen Seiten zu plaudern an. Wo unser Auge mit seiner gewöhnlichen Sehkraft überhaupt nichts mehr sieht, da findet das seinige immer neue Ecken und Winkelchen, Ritzen und Falten, Runzeln und Rinnen, gerade wie seine Gespräche, die uns auf 20 Seiten mit immer neuen Varianten gar nichts sagen, als daß seine denkarmen und wortfaulen Jammergesellen sich absolut nichts zu sagen haben.

Diesmal ist sein Held, der rasende Roland, ein überaus gutmüthiger, indolenter, rechtschaffen gelangweilter Rittmeister, der nur zeitweise etwas Leben verspürt, wenn er wüthend wird, dann sofort sich aber wieder beruhigt, nachdem er zur Herzenserleichterung die Kratzbürste ins Fenster oder den Stiefelzieher an die vielfach überkleisterte Wand geworfen oder dem herzlich dummen Burschen mit Begleitung eines wohlverdienten „Esels" eins in den Bauch versetzt hat, worauf dieser seelenvergnügt abzottelt, weil das Experiment dem guten lieben alten Herrn so wohl gethan hat. Ebenso indolent ist seine bockbeinige Rosinante, die „alte Tante", die sich nur einmal in ihrem unschuldigen Leben zu der Heldenthat erhoben, den steifnackigen Herrn vornüber abzuwerfen. Also schimmelig alles: Herr und Diener, Roß und Hund, Wohnung und Stall, Haus und Straße, schimmelig das ganze Nest mit den lebenden und todten Insassen. Schließlich aber bringt unser duseliger Rittmeister doch aus lauter gähnender Langeweile für seine ebenso duseligen Schwadronsoffiziere fünf glückliche Heirathen zu Stande, darunter — das ist die Pointe des Kunststücks — wider Wissen und Willen die eigene, und mit dem beglückenden Ereigniß, desgleichen das paradiesische Nest noch nie gesehen, endet die Geschichte.

Sehen wir die zwei Bände von A bis Z genau durch, so kommen wir zu folgendem Schluß. Eigentlich ist in ihnen rundweg gar nichts erzählt, nur gezeichnet ein allerordinärstes Alltagsleben, und zwar, wenn wir die absichtlichen Uebertreibungen in den schlechten Witzen und derben Späßen ausnehmen, mit einem bis auf die unauffindbarsten Kleinigkeiten hinein so haarscharf zugeschnittenen Realismus, daß wir die nicht überfeinen Stall- und Küchendünste riechen oder gar auf der Zunge schmecken und die Weinnebel vor den Augen tanzen sehen. Diese Art der handgreiflichen Miniaturmalerei ist auch eine Kunst; nur sind wir immer nicht recht darüber einig, auf welche Höhenstufe wir sie stellen sollen. Lachen aber muß man bei den unerschöpflich sprudelnden komischen Erfindungen und Beobachtungen, und damit scheint der Hauptzweck des Autors erreicht zu sein.

Da hebt die Geschichte an mit dem gewissenhaften Conterfei der interessanten Stadt Prötzel an der Prötz:

> Die Dämmerung ist da so vorherrschend. Wenn in andern Städten die Sonne scheint, so ist es hell; hier in unserer kleinen Garnison aber liegen immer Schatten über dem Bilde. Es gibt so viele abgelegene graue Winkel, in denen alte Geschichten schlafen, die man zum Leben erwecken muß. Ganz munter werden sie allerdings nie; sie recken sich nur und dehnen sich und sehen uns mit so trüben Blicken an, daß uns alles wie ein Traum vorkommt, was in dem trauten Dämmerlichte geschieht. Es dauert gar nicht lange, so träumen wir ebenfalls; und wenn die Geschichte aus ist, dann erstarren die grauen Figuren wieder, und wir, die wir zum Leben erwachen, schütteln im hellen Sonnenlichte den Kopf und verwundern uns, wie alle das närrische Zeug nur möglich war. Eine große Merkwürdigkeit von Prötzel ist, daß man keine Motte findet. So viel altes Gerümpel, dumpfige Keller und muffige Ecken, so viele Lappen weggesteckt, Lumpen aufbewahrt und sonstigen Plunder, und bei alledem keinen Mottenfraß. Das kann man z. B. in Berlin nicht haben.

Und in dem Stil geht's weiter, immer weiter.

J. J. Honegger.

Zur Statistik des Alterthums.

Man arbeitet gegenwärtig mit den Hülfsmitteln einer beziehungsweise vervollkommneten Statistik; trotzdem ist es schwierig, über mancherlei sehr naheliegende Verhältnisse genauere Aufklärung durch Ziffern zu gewinnen. Im Alterthum hatte man die Statistik weniger ausgebildet und der Fälschung der Zahlen war ein größeres Feld geöffnet, als heutzutage, obwol allerdings in unserer Zeit auch in den am meisten gesitteten Ländern mit Absicht und nicht selten falsch gezählt wird.

Viele statistische Urkunden des Alterthums sind leider verloren gegangen mit den Schriften, in denen sie enthalten, mit den Archiven, in denen sie verzeichnet waren. Was aufgefunden wurde, sind Bruchstücke, aus denen nur mühsam Zahlenbilder sich zusammenstellen lassen. Nichtsdestoweniger sind dadurch Verhältnisse klar geworden, die mit den gegenwärtigen verglichen werden können. Und die Ergebnisse eines solchen vergleichenden Studiums leiten und berechtigen zu den gewichtigsten Folgerungen auf die Natur des Menschen, zeigen uns des letztern immer gleiches Wesen, trotz aller Wandlungen der Schicksale und der Geschichte, und lassen erkennen, wie der Mensch in ähnlichen Lagen immer ähnlicher Hülfsmittel sich bedient.

Nichts Neues unter der Sonne, rufen wir aus, wenn wir die Einzelheiten der Bevölkerungslehre der Gegenwart mit denen des classischen Alterthums vergleichen. Zu solchen Studien gibt uns ein Werk Gelegenheit, welches nur wenige seinesgleichen hat und in seiner besondern Art so ziemlich einzig dasteht.

Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. Historische Beiträge zur Bevölkerungslehre. Von Julius Beloch. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886. Gr. 8. 11 M.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich das Verdienst erworben, die Bevölkerungslehre in ihrer Gesammtheit zu bearbeiten. Diesem Unternehmen mußten nothwendig zahlreiche Schwierigkeiten in den Weg sich werfen; denn es fehlen nicht allein noch sehr gewichtvolle Thatsachen, die als Bausteine zu dem großen Gebäude erforderlich sind, sondern es fehlt auch das Verständniß auf seiten zahlreicher Förderer der Wissenschaft, die wegen dieser Thatsache die allgemeine Anerkennung der Ergebnisse des Autors verschieben. Welche Schwierigkeiten das Studium statistischer Verhältnisse des Alterthums bereitet, habe ich bei Ausarbeitung meines Aufsatzes über die bevölkerungspolitischen und -hygieinischen Maßregeln bei den Griechen, Römern, Indern u. s. w., der 1869 in Virchow's „Archiv" erschien, sehr deutlich erfahren.

Julius Beloch spricht sich in der Vorrede unter anderm also aus: „Ohne Zweifel werden meine Resultate vielfachen Widerspruch finden: schlagen sie doch zum Theil alten und tiefgewurzelten Anschauungen in das Gesicht. Auch ich habe lange unter dem Banne dieser Vorurtheile gestanden und mich erst im Laufe der Arbeit vollständig davon befreit." Dies alles ist entschieden der Fall, und man muß dafür dem Autor auch besten Dank wissen; denn die Ergebnisse seiner Forschungen sind sehr geeignet, ein naturgemäßes Bild verschiedener Verhältnisse des Volkslebens und der Volksbewegung im Alterthum zu entwerfen.

Um einen kurzen Ueberblick über den Inhalt zu geben, erwähnen wir, daß Beloch seinen Gegenstand in zwölf Hauptstücken behandelt: „I. Quellen und Hülfsmittel" (die bevölkerungs-statistischen Aufnahmen im Alterthum; die statistische Ueberlieferung; die militärische Dienstpflicht; die Arealbestimmungen; Production und Verbrauch von Getreide; die neuere Forschung); „II. Die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Geschlecht und Alter"; „III. Attika" (Areal; die überlieferten Bevölkerungszahlen; die militärischen Leistungen; die Getreidespende des Jahres 445/444; die Kleruchen; die Sklavenzahl; die Bevölkerung und ihre Vertheilung); „IV. Der Peloponnes" (Arealbestimmung; Argolis; Arkadien; Achaia; Eleia; Lakonien und Messenien; Gesammtbevölkerung; Kreta); „V. Mittel- und Nordgriechenland" (Mittelgriechenland; Euboea und die Kykladen; die westlichen Landschaften; Thessalien; Macedonien; Thrake. Das Heer Alexander's); „VI. Der hellenische Osten" (Kleinasien; Syrien; das obere Asien; Aegypten); „VII. Sicilien und Großgriechenland" (Areal; wirthschaftliche Zustände; die Bevölkerung Siciliens; Großgriechenland); „VIII. Der römische Census" (der Census; die Bedeutung der Censuszahlen; das römische Bürgergebiet; die Ergebnisse des republikanischen Census; die formula togatorum; die Censuszahlen aus der ersten Kaiserzeit; die militärischen Leistungen Italiens); „IX. Italien" (der Flächeninhalt Italiens; die Bevölkerung Roms und der italienischen Halbinsel; das diesseitige Gallien; die Gesammtbevölkerung Italiens); „X. Der lateinische Westen" (Sardinien und Corsica; Spanien; Gallien; die Donauländer; Afrika); „XI. Die städtische Bevölkerung" (Quellen und Hülfsmittel; die Entwickelung des Städtewesens; die überlieferten Umfangszahlen; Flächenraum); „XII. Geschichte der Bevölkerung." Die Nachträge behandeln die griechische Flotte bei Salamis und die Colonie Herakleia Trachis. Ein ausführliches Namen- und Sachregister beschließt den Band.

Sehr klar und deutlich weist Beloch, um nur einen Punkt hervorzuheben, die Entwickelung der Bevölkerungsstatistik im Alterthum nach; so bemerkt er unter anderm: „Das Bedürfniß der Verwaltung hat im Alterthum schon früher zu den Anfängen einer officiellen Bevölkerungsstatistik geführt. Bei den großen Privilegien, die überall der Besitz des Bürgerrechts gewährte, mußte sich zunächst die Nothwendigkeit geltend machen, den Kreis der Berechtigten durch unzweifelhafte Urkunden festzustellen. Der Besitz des Bürgerrechts war an die bürgerliche Abkunft geknüpft; es mußte also dafür gesorgt werden, daß kein Streit darüber entstehen könne, ob ein Kind von bürgerlichen Aeltern geboren war. Das war zu erreichen durch amtlich geführte Geburtsregister, die wir demnach für alle größern griechischen und italienischen Staaten voraussetzen müssen, wenn auch Näheres über diese Einrichtung nur von Athen und Rom überliefert ist." „Dagegen hat das Bedürfniß nach amtlichen Sterbelisten sich erst viel später geltend gemacht." „Weiterhin war es erforderlich, die Zahl derer kennen zu lernen, die zur activen Ausübung des Bürgerrechts qualificirt waren." „Verzeichnisse anderer Art waren für die Militärverwaltung erforderlich."

Auch den genauesten Volkszählungen des Alterthums erkennt Beloch nicht den Werth und die Bedeutung der gegenwärtigen zu. Es ist nur sehr zu bedauern, daß so ungemein viele von den Schriften der alten Griechen und Römer verloren gingen; denn sonst hätten wir wol Ursache, besser von ihren statistischen Aufnahmen und ihrer standesamtlichen Thätigkeit zu denken.

Ueber die Verpflichtung der Bürger Griechenlands und des römischen Reichs zum Militärdienst hat Beloch sehr genaue Studien gemacht, deren Ergebnisse allen denjenigen, welche die allgemeine Wehrpflicht dem Werbesystem vorziehen und den Despotismus der Freiheit, ungemein großes Vergnügen bereiten dürften.

Die heutzutage bestehende Militärpflicht ist im großen und ganzen ein Abdruck der altgriechischen. Beloch sagt:

Der Grundsatz, daß jeder Bürger zur Vertheidigung der Heimat verpflichtet ist, gilt von den heroischen bis herab in die römischen Zeiten. Aber die Ableistung dieser Pflicht wird geregelt durch physische und rechtliche Bedingungen; im wesentlichen also durch Alter, Stand und Vermögen. Die physischen Voraussetzungen für die Wehrpflicht werden im allgemeinen zu allen Zeiten dieselben sein, so lange die menschliche Natur dieselbe bleibt; das Gesetz hat hier nur einen verhältnißmäßig beschränkten Spielraum. Wie die Staaten des modernen Europa den Jüngling mit dem vollendeten zwanzigsten Jahre zum Kriegsdienst heranziehen, so war es, wie wir sehen, in Griechenland.... Voraus ging eine Zeit der militärischen Vorbereitung, während der die junge Mannschaft nur zum Dienst innerhalb der Landesgrenzen verwendet wurde.... Unter das zwanzigste Jahr ist in Griechenland für den activen Kriegsdienst nur in Nothfällen herabgegangen worden.... Als obere Grenze des kriegspflichtigen Alters galt in der Regel das sechzigste Lebensjahr.

Während aber heutzutage allgemeine militärische Dienstpflicht besteht, war in Hellas blos die freie Bevölkerung eigentlich dienstpflichtig, während man Sklaven nur nothgedrungen, aber nicht zu den Hauptwaffen einstellte, dabei ihnen Freilassung versprach, schließlich jedoch wieder nur Freie zum Dienste heranzog. „Es war also nur", bemerkt Beloch, „ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil der Bevölkerung, der für den Kriegsdienst zu Lande in Betracht kam. Aber auch dieser konnte keineswegs vollständig unter Waffen gebracht werden. Abgesehen von dauernder oder vorübergehender körperlicher Untauglichkeit, die, wie es scheint, im Alterthum einen geringern Procentsatz der Wehrpflichtigen absorbirte, als in neuerer Zeit, kommen hier verschiedene theils rechtliche, theils thatsächliche Befreiungen in Frage."

Aus seinen Untersuchungen über Zahl und Bewegung der Bevölkerung schließt Beloch: „Wir werden also mit voller Sicherheit behaupten dürfen, daß im alten Griechenland und Italien die Kinder einen bedeutend geringern Bruchtheil der freien Gesammtbevölkerung gebildet haben, als in den meisten Ländern des modernen Europa." Es starben also die schwächsten Keime, und die starken blieben am Leben. Daher kommt es auch, daß im Alterthum beziehungsweise mehr Leute zum Kriegsdienst tauglich waren, als heutzutage.

Im höchsten Grade anerkennenswerth sind Parteilosigkeit und feine Kritik bei Beloch, trotzdem derselbe mit Alexander Moreau de Jonnès*) allzu scharf in das Gericht geht und Ph. E. Huschke**) gar nicht erwähnt. Auf dem Gebiet der Bevölkerungslehre ist sorgfältigste Prüfung aller Urkunden, welche da in Betracht kommen, nothwendig. Man muß dem Autor das Lob zuerkennen, dies im vollsten Maße gethan zu haben. Hierdurch macht er seine Arbeit zu einem neuen Ausgangspunkt für die Wissenschaft und bahnt eine Richtung an, welche sozusagen erst das wahre Knochengerüste jeder staatswissenschaftlich-geschichtlichen Forschung abgeben dürfte.

*) Moreau de Jonnès, A., Statistique des peuples de l'antiquité (2 Bde., Paris, 1881).

**) Huschke, Ph. E., Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Census (Breslau, 1840).

Die Geschichte der Bevölkerung Griechenlands und des römischen Reichs bietet sehr anziehende Seiten dar. Wir sehen in der Zeit vom 4. zum 2. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland eine ganz bestimmte Abnahme der Volkszahl, und zwar der freien Bevölkerung. Dies erklärt Beloch aus der Zunahme der Sklaverei. Doch hören wir seine eigenen Worte:

Da die Erscheinung eine allgemeine war, müssen ihr auch Ursachen von allgemeiner Wirkung zu Grunde liegen. Wir dürfen also nicht die römische Herrschaft mit ihrem politischen und wirthschaftlichen Drucke zur Erklärung heranziehen, ganz abgesehen davon, daß die Abnahme der Bevölkerung in Griechenland schon in einer Zeit beginnt, wo die ganze Halbinsel noch von Fremdherrschaft frei war. Ebenso wenig können Kriege die Ursache sein; denn die Alte Welt hat nie zuvor eine ruhigere Zeit gehabt, als die Periode von den Siegen der Römer über Antiochus und Aetolien bis zum marsischen und mithridatischen Kriege. Auch von verheerenden Krankheiten sind die Mittelmeerländer in dieser Zeit frei gewesen. Dem Verfall der Sitten... werden wir gleichfalls die Schuld nicht zuschieben dürfen; denn es ist doch sehr fraglich, ob die griechische Gesellschaft im 2. Jahrhundert (vor Christus) corrumpirter gewesen ist, als im 4., und was Italien angeht, so hat sich die römische Bürgerzahl im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit beträchtlich vermehrt, obgleich die Moralität damals gewiß nicht höher stand, als im letzten Jahrhundert der Republik. Auch bleiben die Folgen der Corruption im wesentlichen auf die obern Klassen beschränkt und lassen die breiten Schichten der Bevölkerung unberührt. Dieses Anwachsen der Bevölkerung in der ersten Kaiserzeit zeigt auch, daß die Verminderung in den letzten beiden Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung keineswegs von abnehmender Vitalität herrührt — Völker bleiben überhaupt ewig jung (?!), nur menschliche Einrichtungen altern.... Die wahren Gründe müssen tiefer gesucht werden. In erster Linie darunter steht offenbar das beständige Ueberhandnehmen der Sklavenwirthschaft.... Jeder Sklave, der nach Griechenland, nach Sicilien, nach Italien eingeführt wurde, mußte den Nahrungsspielraum der freien Bevölkerung einengen. Und eine Concurrenz mit der billigen Sklavenarbeit war für den freien Arbeiter unmöglich.... Und die beständig zunehmende Concentrirung des Besitzes in wenigen Händen sorgte dafür, daß immer mehr Bürger zu Proletariern herabsanken. Wir sehen denn auch, daß, sowie ein antiker Staat zur Sklavenwirthschaft übergeht, die Vermehrung der freien Bevölkerung zum Stillstand kommt.

Verwandelung der Besitzenden in Proletarier bedeutet Elend, Krankheit, Siechthum, Gebrechen, Herabsinken und Verschlechterung der Rasse, Zunahme der Sterblichkeit, Verminderung der Lebensdauer. Andererseits wirkt Zunahme dienender Klassen und Sklaven unvortheilhaft auf die sich vermindernde freie Bevölkerung, moralisch verderbend, mittelbar wie unmittelbar. Die Gewohnheiten der Proletarier und Sklaven drücken vielfach leibliches und sittliches Kranksein aus, und werden nicht selten zu einer Art moralischer Pest, die wieder Leiden und Gebrechen erzeugt.

Niemals erstreckt sich die Verderbniß der Sitten auf eine Klasse allein, sondern betrifft mehr oder weniger intensiv alle Klassen und wird durch ihre krankhaften Folgen die Ursache des seelischen und organischen Verfalls, damit auch des Rückgangs der gesammten Bevölkerung.

Eduard Reich.

Vermischte Schriften.

1. Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart in Zusammenhang mit Religion und Christenthum. Ein Beitrag zur Charakteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche. Von Georg Längin. Leipzig, O. Wigand. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das kleine Buch ist ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Reaction in der Mitte unsers Jahrhunderts und ihrer Nachwirkungen. Es verfolgt dieselbe auf religiösem Gebiet, und zwar besonders auf dem des Wunder-, Hexen- und Teufelsglaubens im Schose beider christlicher Confessionen. Es werden besprochen: auf katholischem Gebiet die Gebetsvereine, namentlich zum „Herzen Jesu", die Skapulire, die heiligen Gürtel, Medaillen und Wasser, namentlich die Quelle von Lourdes und die von diesen frommen Uebungen angeblich bewirkten Wunder, besonders die Wunderheilungen, die Marienerscheinungen von Schlettstadt, Marpingen, Dittrichswalde u. a., die Stigmatisationen, besonders der Louise Lateau, das sogenannte Wunder der Bilocation, d. h. des Erscheinens derselben Person an verschiedenen Orten zugleich, die neuesten Schilderungen des Fegfeuers und der Hölle, die neueste Rechtfertigung des Exorcismus (1884 durch Bischofsberger), die von Perrone, einem Günstling Pius IX. aufgewärmte Lehre vom Bunde mit Dämonen, die von Andreas Gaßner, einem würdigen Namensvetter des Teufelsbanners im vorigen Jahrhundert, 1869 verfaßte Schrift über die vom Teufel Besessenen, und viele andere Werke katholischer Theologen zu Gunsten des Hexenglaubens. Auf protestantischer Seite werden ins Feld geführt: die hierarchischen Bestrebungen der orthodoxen Kreise, besonders die Wirksamkeit eines Vilmar, Hengstenberg, Stahl u. a., ihr Eifern gegen die Toleranz, und für Herstellung oder Aufrechterhaltung der Teufelsentsagung bei der Taufe und des Hexenglaubens, welchen Bestrebungen der hannoversche Katechismus die Krone aufsetzte. Besonders eingehend werden sodann die Schriften beleuchtet, in welchen Professor H. Kurtz, der Pietist Blumhardt, namentlich aber die pommerschen Pastoren Splittgerber, Mühe und Röschen (letztere drei seit 1880 bis voriges Jahr!) sich angelegen sein ließen, den crassesten Wunder- und Teufelsglauben unter dem Volke zu verbreiten und der gesunden Vernunft und wissenschaftlichen Forschung auf die keckste Weise ins Gesicht zu schlagen. Der Verfasser blickt diesen Erscheinungen zufolge sehr düster in die nächste Zukunft, was ihm leider nicht verdacht werden kann.

2. Treu und frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum von M. Lazarus. Leipzig, Winter. 1887. Gr. 8. 6 M.

3. Gedanken eines Cavaliers über Antisemitismus. Von Alexander Freiherr Pawel-Rammingen. Berlin, Walther u. Apolant. 1887. Gr. 8. 60 Pf.

Das Treiben der Antisemiten hat zwar, abgelehnt von der großen und gesunden Mehrheit des deutschen Volkes, davon abgelassen, seine wilden Wogen zu werfen und sich in stillere Winkel zurückgezogen. Aber die durch dasselbe hervorgerufene Polemik ist noch nicht zum Schweigen gekommen. Wir haben hier zwei ungleiche, aber in der Tendenz verwandte Schriften anzuzeigen, eine größere von einem jüdischen Gelehrten, und eine kleinere von einem christlich-germanischen Edelmann. Das Buch „Treu und frei" des weitbekannten Philosophen und Völkerpsychologen M. Lazarus (Nr. 2) ist eine Sammlung zerstreut erschienener Reden und Aufsätze. Auf die Reden gehen wir hier nicht näher ein; sie sind ohne besondere Bedeutung für weitere Kreise und fernere Zeiten als die, für die sie bestimmt waren. Bemerkenswerther sind die Aufsätze: „Was heißt national?", „Unser Standpunkt" und „An die deutschen Juden". Sie können als Glaubensbekenntniß des fortgeschrittenen Judenthums, das aber doch Judenthum bleiben will, gelten. Der Verfasser hat vor andern Juden und Philosemiten zweierlei voraus: er ist nicht blind gegen die schwachen Seiten seiner Stammes- und Glaubensgenossen, und er bekennt sich offen und rückhaltlos zum Deutschthum. Mit Recht betont er, daß es keine unvermischte Nation mehr gibt und also die mit Slawen und Kelten gemischten Deutschen kein Recht haben, sich den „Semiten" gegenüber als Urgermanen geltend zu machen. Er begründet den Begriff einer Nation, der weder von der Abstammung, noch von der Sprache abhängig ist, durch den dieselbe erfüllenden Geist. Er zeigt, wie unrecht Christen thun, gegen Semiten zu eifern, zu denen doch die Stifter ihrer Religion gehörten, aus denen auch die Evangelien hervorgingen. Er weist den Vorwurf der Christenfeindlichkeit von den Juden (mit Ausnahme einiger „thörichter und geschmackloser" Schriftsteller) zurück und weist nach, daß Katholiken und Protestanten oft einander weit schärfer angriffen, als Juden das Christenthum. Die Schmähschrift Röhling's gegen den Talmud entlarvt er als eine grobe Fälschung. Ein statistischer Anhang zeigt, daß die Verhältnißzahl der Juden in Deutschland nicht zunimmt und ihrer mehr aus- als einwandern. Culturhistorisch interessant ist ein weiterer Aufsatz: „Aus einer jüdischen Gemeinde vor funfzig Jahren".

Das Schriftchen „Gedanken eines Cavaliers über Semitismus" des Freiherrn Alexander von Pawel-Rammingen (Nr. 3) will nicht philosemitisch sein, verwahrt sich aber mit kräftigen Worten gegen den Antisemitismus und der Verfasser spricht sich in der sogenannten Judenfrage derart aus, daß er die durchschnittliche Eigenart der Juden durch die Schicksale ihres Stammes erklärt, die Furcht vor der Verdrängung des germanischen durch das semitische Element als lächerlich, das „jüdische Geld" und die „jüdische Presse" als leere Schlagwörter bezeichnet und die Christen ermahnt, „die imaginäre Gefahr durch redliche Arbeit und energischen Wetteifer zu paralysiren".

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 3. September sagt in ihrer Besprechung des „Friedrich der Große als Kronprinz" von Reinhold Koser: „Die jüngst erschienene Uebersetzung der Memoiren der Markgräfin Wilhelmine seitens der Prinzessin Christian hat das Interesse englischer Leser an der stürmischen Jugend Friedrich's des Großen von neuem belebt und sollte einer so gründlichen und besonnenen Untersuchung des Gegenstandes, wie die Koser's, Beachtung verschaffen. Wir sind jedoch von seiner Unparteilichkeit nicht ganz so überzeugt wie von seinem Fleiße; er schreibt gänzlich vom Hohenzollernschen Gesichtspunkte aus, und das Bestreben, die Sachen für Friedrich und dessen Vater, besonders aber für den letztern, günstig darzustellen, läßt sich durchweg erkennen. Ein parteiischer Schriftsteller indessen kann leicht für die richtige Seite voreingenommen sein, und dies ist nach unserm Dafürhalten bei Koser der Fall. So tyrannisch und launenhaft auch Friedrich Wilhelm's Benehmen war, so ist ihm doch das Vertrauen zu schenken, daß er bei seinen Handlungen von hohen Beweggründen geleitet worden, und nichts weniger als ein Wunder hätte ihn dazu befähigen können, einen ihm selbst so unähnlichen Sohn zu verstehen. Ohne den großen Wandel, welchen Koser in Friedrich's Charakter um 1736 erkennt, hätte er die Besorgnisse seines Vaters rechtfertigen können; dieser hat sich jedoch schwer geirrt, indem er zu viel von einem jungen Prinzen erwartete, dessen Widerwillen er selbst mit seiner Ordnung und Zucht erregt hatte. Es ist bemerkenswerth, wie, von der Zeit des großen Kurfürsten an bis auf den heutigen Tag, wo der Zauber gebrochen zu sein scheint, Energie, Knickerei und militärische Steifheit auf dem Throne Preußens mit Schwäche, Prunksucht und Geschmack an den schönen Künsten abgewechselt haben. Die beiden Richtungen trafen in Friedrich näher zusammen, als in irgendeinem andern preußischen Herrscher, und sein Vater mochte nicht mit Unrecht fürchten, daß die Liebe zur Literatur es über die Liebe zu den Waffen davontragen dürfte. Koser's Buch ist übrigens in einem klaren, anspruchslosen Stil geschrieben und bekundet ausgedehnte Forschung."

Ueber „Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern" von Georg Weber heißt es daselbst: „Weber schreibt correct und gefällig; es fehlt ihm jedoch gänzlich an Originalität. Er erzählt uns von den englischen Bürgerkriegen, der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts, dem badenser Aufstand und andern historischen Ereignissen, was wir bereits gewußt, ohne mehr als eine lahme Vertheidigung der Theilung Polens und die voreilige Behauptung zu wagen, «Hudibras» sei in England vergessen. Er ist so lesbar, wie es ein schwacher Autor sein kann, und wenn die Thatsachen und Betrachtungen, die er mittheilt, wirklich der Wiederholung bedurften, so hat er sie sehr gut wiederholt."

Ueber „Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende" von Antonius von der Linde sagt das Blatt: „Da die Deutschen, wie wir erfahren, erst noch im Jahre 1883 über Kaspar Hauser sich miteinander stritten, so mag es für den Verfasser der Mühe werth gewesen sein, den Scharfsinn, den er in der Untersuchung solcher Gegenstände wie der Ursprung des Schachs und die Erfindung der Buchdruckerkunst bewiesen, der Erforschung dieses seltsamen Falles zu widmen. Es ist ohne Zweifel auch nützlich, daß die Leichtgläubigkeit der Menschen erschöpfend dargestellt und dem Betruge der Boden vollständig entzogen werde. Der Betrug muß ein zähes Leben haben, wenn 800 Seiten zu dessen Vernichtung nöthig sind, und sehr Wenige, denken wir, werden die Geduld dazu finden, das zu lesen, was von der Linde die wunderbare Geduld gehabt hat zu schreiben. In England jedenfalls, wo niemand mehr seit dreißig Jahren an Kaspar Hauser glaubt, würden wir uns mit weit weniger zahlreichen und zwingenden Beweisen begnügen; auch glauben wir nicht, daß ein englischer Schriftsteller von solchem Ruf wie von der Linde sich solcher Schmähungen und schrankenlosen Unterschiebung niedriger Motive gegen alle, die anderer Meinung sind als er, schuldig gemacht haben würde. Die Zahl dieser Unglücklichen wird hinfort glücklicherweise gering sein; denn mit wie viel überflüssigem Detail und unnöthiger Possenreißerei auch es geschehen, so beweist von der Linde seine Sache doch siegreich. Das Sonderbare dabei ist, daß man die Person, welche den Betrug verübt, noch nie zufriedenstellend festgestellt hat."

Ueber „Das Theater und Drama der Chinesen" von dem Herausgeber d. Bl. heißt es: „Rudolf von Gottschall's interessante kleine Skizze des chinesischen Dramas ist augenscheinlich der Hauptsache nach französischen Quellen entlehnt, denen, wie er sagt, es gelungen ist, die lyrischen Gedichte, welche den Kern des classischen chinesischen Schauspiels bilden, zu deuten und den für Sir John Davis, dessen Uebertragung der «Leiden Han's» das chinesische Drama zuerst weitern Kreisen in Europa bekannt machte, zu schwer waren." Es folgt hierauf ein gedrängter Auszug aus dem Werkchen.

Die „Saturday Review" widmet in Nr. 1667 d. J. Heinrich Heine's Werken, einschließlich einer eben erschienenen, von Kate Freiligrath Kroeker herausgegebenen Auswahl aus seinen „Gedichten" in englischer Uebertragung zum Theil von ihr selbst und eine ebensolche von Havelock Ellis herausgegebene seiner Prosaschriften, abermals eine längere Besprechung und gibt ihrer unbegrenzten Bewunderung des Dichters, von dem, wie sie meint, Uebersetzungen nicht ein Hundertstel seines Zaubers empfinden lassen können, welcher Zauber allein hinreichender Lohn für die Mühe sei, Deutsch zu lernen, wiederholt Ausdruck. Darauf hält sie Umschau unter den neuesten Erscheinungen, aus denen wir die Besprechung der folgenden wiedergeben.

Ueber „Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs" im 19. Jahrhundert" von Leopold von Ranke sagt die Wochenschrift: „«Goethe und kein Ende!» rief jüngst ein Philosoph aus, den die endlose Reihenfolge von Biographien, Essays und Correspondenz in Bezug auf den Sänger von Weimar in Schrecken setzte. «Ranke und kein Ende!» könnte man wol ihm nachrufen, wenn man den literarischen Nachlaß des ehrwürdigsten und unermüdlichsten der Historiker Band für Band hinzugefügt sieht. Es scheint jedoch, das Ende ist beinahe in Sicht und wird erreicht sein, sobald der funfzigste und letzte Band dem jetzt vorliegenden neunundvierzigsten gefolgt sein wird. Ranke's Beiträge zu Perthes' «Historische Revue» in diesem Bande sind zwar voll von politischem Scharfsinn, aber beklagenswerth mangelhaft, was die Darstellung betrifft. Der bemerkenswertheste ist eine ausführliche Geschichte der französischen Kammer im Jahre 1815. Sie betont mit Nachdruck die grausame Unduldsamkeit französischer politischer Parteien, eines der hauptsächlichsten Hindernisse für eine verfassungsmäßige Regierung in Frankreich. Die von Ranke für Friedrich Wilhelm IV. verfaßten Staatspapiere sind jetzt vorzüglich deshalb von Interesse, weil sie den Beweis liefern, wie sehr der Ausschluß Oesterreichs von Deutschland schon damals eine Lieblingsidee preußischer Staatsmänner war."

Ueber „Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit" von Julius Eckardt heißt es: „Garlieb Merkel ist eine unbeliebte Persönlichkeit in der deutschen Literatur wegen seiner

beharrlichen Verkleinerung ihrer zwei größten Namen. So widerspänstig solche Unzufriedene auch sein mögen, so haben sie doch ihren Nutzen, und Merkel hat den Gegenständen seiner Antipathie wenigstens den negativen Dienst erwiesen, daß er gezeigt hat, wie sehr wenig sich eigentlich gegen sie sagen läßt. Als scharfsinniger und ehrlicher Kritiker kann er ihnen seine Bewunderung nicht versagen, selbst während er sie bemängelt und verhöhnt; und der Grund seiner Feindseligkeit scheint seine innige Beziehung zu Herder gewesen zu sein, den er zwar mit Recht für übersehen und unterschätzt hielt, aber nicht durch eine ebenso ungerechte Verkleinerung anderer hätte zu rächen brauchen. Seine Feindschaft gegen Goethe war der Anlaß dazu, daß man ihn mit den zahlreichen kleinen Hunden vermengte, deren Gebell, wie Goethe sagte, lediglich bewies, daß er selber reite, und es war einem Livländer vorbehalten, Deutsche an ihre Verpflichtung gegen einen standhaften und muthigen Patrioten zu erinnern, dessen kräftiger Widerstand gegen Napoleon von der heitern Gleichgiltigkeit Goethe's sehr vortheilhaft absticht. Das Buch ist aus den interessantesten Theilen zweier autobiographischen Werke Merkel's zusammengesetzt, und Eckardt's einsichtsvolle Kritik bewährt sich vollständig durch das befriedigende Resultat seiner Arbeit. Sie ist durchweg sehr anziehend und unterhaltend, und außer seinem besondern Anspruch auf Beachtung enthält die Skizze der weimaraner Gesellschaft von einem Herder'schen Gesichtspunkte Porträts von Jean Paul, Fichte, Falk, Gleim und andern hervorragenden Persönlichkeiten."

Ueber „Goethe in der Epoche seiner Vollendung (1805—1832)" von Harnack sagt das Blatt: Der Verfasser habe zwar keine neuen Thatsachen ans Licht gebracht noch neue Theorien in Bezug auf das geistige und sittliche Ergebniß des langen Lebens Goethe's aufgestellt; auch sei es ein müßiges Unternehmen, die bemerkenswerthesten Zeugnisse für die gereiftesten Ansichten des Dichters in einen leicht zu bewältigenden Umfang zu bringen und sie mit einer sympathischen Erläuterung zu begleiten. „Harnack", fährt es fort, „hat sowol einen anziehenden als auch nützlichen Auszug geliefert. Die Hauptneuigkeit in seiner Darlegung ist die Behauptung, Goethe habe in seinen letztern Jahren einer Art Socialismus zugeneigt, welcher die strenge Beaufsichtigung des Individuums seitens des Staates, nicht als ein an und für sich wünschenswerthes Verfassungssystem, sondern als das geringste der Uebel in sich schließt.

Bibliographie.

Alberti, C., Plebs. Novellen aus dem Volke. Nebst einem offenen Briefe an die „Kölnische Zeitung" als Vorwort. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Albertus, J., Die socialpolitische Bedeutung und Wirksamkeit des heiligen Vaters Leo XIII. Paderborn, F. Schöningh. 1888. Gr. 8. 1 M.

Anrep-Elmpt, R. Graf, Reise um die Welt. Beschreibung von Land und Meer, nebst Sitten- und Kulturschilderungen mit besonderer Berücksichtigung der Tropennatur. 2 Bde. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. 12 M.

Antony, K. L., Der Harrichstein. Ein Märchen aus Schlesien. Freiwaldau, Blažek. 8. 80 Pf.

Bastian, A., Ethnologisches Bilderbuch mit erklärendem Text. 25 Tafeln, davon 6 in Farbendruck, 3 in Lichtdruck. Zugleich als Illustration beigegeben zu dem Werke: Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Berlin, Mittler u. Sohn. Qu. Fol. 12 M.

Bismarck und Rußland. Enthüllungen über die Beziehungen Deutschlands und Rußlands von 1859 bis heute. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Blätter der Erinnerung an das 50jährige Jubiläum der preußischen Kolonie Zillerthal im Jahre 1887. Herausgegeben vom Festausschuß. Schmiedeberg, Sommer. Gr. 8. 50 Pf.

Bulthaupt, H., Dramaturgie der Oper. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 M.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Der Prometheus Götterbildnis. Dramatisches Gedicht. Mit Einleitung, theilweiser Uebersetzung, Anmerkungen und einem metrischen Anhang von A. Pasch. Wien, Brockhausen u. Bräuer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Cordt, B., Philipp Crusius von Krusenstiern. Ein rehabilitirter baltischer Dichter. Mitau. 8. 75 Pf.

Die Deutschen im Nationalitätenstaate Oesterreich. Meran, Pötzelberger. Gr. 8. 60 Pf.

Dieckhoff, A. W., Luthers Lehre in ihrer ersten Gestalt. Rostock, Kahl. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Evoe Mikrokokkus. Vollständiger Steckbrief der bis dato in homine attrappierten pathogenen Wegelagerer, in sangbaren Burschenweisen affichiert von Dr. Risorius Santorini. Auch mit 21 fürtrefflichen Illustrationibus gar sauber verzieret von Dr. Corrugator Supercilii. Leipzig, Herbich u. Rapsilber. 1888. 8. 2 M.

Falckenheiner, W., Philipp der Grossmütige im Bauernkriege. Mit urkundlichen Beilagen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Franzem, Marie, Grüß Gott! Gedichte. Moers, Spaarmann. 1888. Gr. 16. 2 M.

Ganser, A., Das Ende der Bewegung. Fortsetzung der „Kosmogonie". Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 1 M.

Hammon, G., Einiges aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71. Kempten, Dannheimer. 12. 1 M. 80 Pf.

Hassaurek, F., Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Dresden, Baensch. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Helm, F., Auf Leben und Tod oder die Geheimnisse des Ahnensaals. Berliner Sittenroman. 1stes bis 10tes Hft. Berlin, Goldbach. Gr. 8. à 10 Pf.

Hünermann, J. B., Ein mechanisches Problem. Hechingen. 4. 1 M. 50 Pf.

Kern, J. C., Politische Erinnerungen 1833 bis 1883. Herausgegeben unter Mitwirkung von K. Dubois. Deutsche revidirte Ausgabe. Frauenfeld, Huber. 8. 4 M.

Krusens, D. Gottschalk, Klosterbruders zu St. Aegidien in Braunschweig, Unterrichtung, warum er aus dem Kloster gewichen. Nach dem Urdruck mit einer geschichtlichen Einleitung und einem Glossar herausgegeben von L. Hänselmann. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Lerchenfeld, M. Freih. v., Aus den Papieren des k. b. Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld, herausgegeben. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 9 M.

Lippold, A., Der rote Wolf. Humoresken. Leipzig, Kußß. 12. 50 Pf.

Matthias, A., Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie, eine religiös-sittliche Lösung im Geiste des Christentums. Zur Erinnerung an das erste Erscheinen von Goethes Iphigenie im Jahre 1787. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mayer, C., Ueber die Ortsnamen im Ries und seinen nächsten Angrenzungen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pröll, K., Sturmvögel. Deutschnationale Kämpfe. Dresden, Pierson. 1888. 8. 60 Pf.

Roskoschny, H., Die Wolga und ihre Zuflüsse. Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie, nebst Mittheilungen über das Klima des Wolgagebietes. Leipzig, Gressner u. Schramm. Gr. 8. 10 M.

Salinger, E., Vor Tagesanbruch. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Salis-Marschlins, M. v., Agnes von Poitou, Kaiserin von Deutschland. Eine historisch-kritisch-psychologische Abhandlung. Zürich, Rudolphi u. Klemm. Gr. 8. 1 M.

Schobert, H., Das Kind der Straße. Roman. Berlin, Schorer. 8. 3 M. 60 Pf.

Schrill, E., Ein Fahrenhöft. Erzählung. Leipzig, Böhme. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Schwarz, L., Görzer Lieder. „Oestreich's Nizza" in froh und ernsten Reimen, 20 Lieder. Dresden, Schwarz. 8. 30 Pf.

Seitzinger, A. E., Höhen und Tiefen des Lebens. Novellistische Skizzen. Rostock, Verlag der Album-Stiftung. 8. 2 M.

Snell, K., Vorlesungen über die Abstammung des Menschen. Aus dem handschriftlichen Nachlasse. Herausgegeben von R. Seydel. Leipzig, Arnold. 8. 2 M. 50 Pf.

Steiner, E., Atthis, das Rosenmädchen. Sapphische Oden und lesbische Lieder nach dem Griechischen. Mit 1 Abbildung. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 3 M.

Stroriedl, G., Grazer Bilder. Graz, Styria. 12. 80 Pf.

Thaeter, Anna, Julius Thaeter. Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers. Zusammengestellt aus schriftlichem Nachlaß. Mit Porträt in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Alt. Gr. 8. 5 M.

Thümmel, J., Shakespeare-Charaktere. 2ter Bd. Halle, Niemeyer. 8. 3 M.

Walloth, W., Am Starnberger See. Novelle. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Officiers". Wiesbaden, Bergmann. 1888. 8. 6 M.

Was sich die Kammerjungfern erzählen. Interessante Geschichten aus hohen Kreisen von X. 2ter Bd.: Allzeit getreu — dem Herrn. Ein enthülltes Incognito. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Weber, G., Jugendeindrücke und Erlebnisse. Ein historisches Zeitbild. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Wedel, H. F. P. v., Beiträge zur ältern Geschichte der neumärkischen Ritterschaft. II. Das Land Schivelbein unter der Herrschaft der Herren v. Wedel. 1319—1384. Abth. 1: Das Landgebiet und Wedego I. Leipzig, Hermann. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Wie Herr v. Bismarck Minister wurde. Erinnerungen eines Zeitgenossen. Berlin, Steinitz. 1888. 8. 1 M.

Wildenradt, J. v., Lavinia Colonna. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Wohlrabe, Ein Beitrag zur Charakteristik ultramontaner Geschichtsauffassung. Entgegnungsschrift an den Herausgeber der katholischen Zeitschrift für Erziehung und Unterricht Gansen zu Boppard a./Rh. Halle, Tausch u. Grosse. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Woenig, F., Vom Wegrande. Ein neuer Liederstrauß. Leipzig, Friedrich. 12. 1 M. 20 Pf.

Das Zeitalter der Natur-Erkenntniss. Ein Beitrag zum Verständniss der Gegenwart. Leipzig, Findel. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin.

Der Bubenrichter von Mittenwald.
Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge
von
Maximilian Schmidt.
Preis geheftet 4 M. 50 Pf.; fein gebunden 5 M. 50 Pf.

„Ich!“
Roman
von
Ida Boy-Ed.
Preis geheftet 4 M.; fein gebunden 5 M.

Das Nessusgewand.
Roman
von
Fedor von Zobeltitz.
2 Bände.
Preis geheftet 9 M.; fein gebunden 10 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.
Von
Arthur Schopenhauer.
Sechste Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Die sechste Auflage von Schopenhauer's Hauptwerk, in welcher dasselbe zum ersten mal zu ermäßigtem Preise dargeboten wird (12 M. statt bisher 18 M.), liegt vollständig vor, ist aber auch noch in 12 Lieferungen à 1 M. zu beziehen.

Weihnachts-Kataloge der
reichen Geschenk-Litteratur
ihres Verlages liefert gratis und franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

In Richard Mühlmann's Verlag in Halle a/S. ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Muff, Prof. Dr. Chr. Das Schöne.
Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise.
Broschirt 2 M. 80 Pf. Elegant gebunden 3 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Mönchsritter
Nikolaus Durand von Villegaignon.
Ein Beitrag zur Kenntniß französisch-brasilianischer Verhältnisse im XVI. Jahrhundert.
Von
M. T. Alves Nogueira.
Mit einem Titelbild und zwei Karten. 8. Geh. 4 M.

Eine historische Studie, in welcher der Verfasser, ein Brasilianer, die Rückwirkungen der politischen Lage Europas in dem Reformationszeitalter auf die Entwickelung der Verhältnisse in Südamerika beleuchtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.
Bearbeitet von
Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**
Dritter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von diesem Werke, dessen erste zwei Bände sich in der juristischen Welt rasch eingebürgert haben, ist jetzt der dritte Band erschienen. Das ihn begleitende Generalregister für die ersten drei Bände erhöht wesentlich den praktischen Gebrauchswerth des Werks.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

16 BÄNDE U. SUPPLEMENTBAND. MIT 434 TAFELN U. KARTEN.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Bestes Weihnachtsgeschenk.
Das neueste vollständig vorliegende Conversations-Lexikon.

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Kamerun.
Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.
Der reifern Jugend erzählt von
C. Falkenhorst.
Zweite Auflage.
Mit 43 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Die erste Jugendschrift, deren Schauplatz die deutsche Colonie Kamerun bildet: ein gewiß allgemein willkommenes Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bosniens
Gegenwart und nächste Zukunft.
8. Geh. 2 M.

Die alte und die neue Weltanschauung
von **Carus Sterne** erscheint in illustrierten Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. ö. W. und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an. **Stuttgart.** Verlag **Otto Weisert.**

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, 1887. Nr. 12.)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 1. December 1887.

Epische und lyrische Dichtungen.

1. Der „Weiße-Hirsch-See". Ballade nach einer amerikanischen Volkssage von Hermann Riotte. Nebst einer Vorbemerkung und einem Anhange. Leipzig, Vieweg. 1886. 16. 75 Pf.
2. Ein Cäsar. Rolf. Epische Dichtungen von Gottfried Steger. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Kahlweide. Gedicht von Helmer vom Elm. Wolfenbüttel, Zwißler. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Ventidia. Eine Dichtung von Ludwig Anders. Frankfurt a. O., Waldmann. 1887. 8. 2 M.
5. Episches Bilderbuch von G. H. Schneideck. Jena, Dabis. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Brockenteufel. Ein Harzlied von Wilhelm Röseler. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 2 M.
7. Heriman der Westfale. Eine epische Dichtung in zwölf Gesängen von Julius Thikötter. Bremen, Heinsius. 1887. 8. 4 M.
8. Aus großer Zeit. Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871. Zweite Auflage. Tübingen, Laupp. 1887. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
9. Lieder eines Bismärckers. Allen Freunden und Feinden des Reichskanzlers gewidmet. Von Ernst Graef. Hamburg, Döring. 1887. 8. 1 M.
10. Dichtungen von Karl Reuleaux. Opus 8: Cypressen. Mit einer Illustration von F. Steub. München, Kellerer. 1886. Gr. 8. 1 M.
11. Schwert und Rose. Lieder und Gedichte von Paul Freiherrn von Roell. Berlin, Voß. 1886. 8. 4 M.
12. Das Buch Kassandra. Ein Sonettenkranz von Karl Maria Heidt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1886. 12. 40 Pf.
13. Dichtungen von Heinrich Heine. Ausgewählt und erläutert von Karl Hessel. Mit einem bisher unbekannten Bildniß des Dichters aus dem Jahre 1828, einer Biographie desselben und einem Verzeichniß der Compositionen Heine'scher Lieder. Bonn, Weber. 1887. 8. 3 M.

Es ist Menschenpflicht, seinen Nächsten nach der Summe seiner guten Eigenschaften zu beurtheilen. Dieser moralische Grundsatz läßt sich, sowie er ist, auf das ästhetische Gebiet übertragen: es ist Pflicht eines Kritikers, einen Dichter nach der Summe seiner Vorzüge zu schätzen. So haben es die großen Kritiker der Vergangenheit, so hat es vor allem Goethe gehalten, der in der Beurtheilung der Werke anderer von auffallendem Wohlwollen war, ungerecht und irrend nur gegen einige bedeutende Erscheinungen, gegen Uhland und Kleist. Die moderne Kritik, besonders die wienerische, soweit sie literarisch ernst zu nehmen ist, huldigt zumeist dem entgegengesetzten Princip: sie späht nach der Summe der Fehler, auf die ihr Geist am besten gedrillt ist. Sie weiß nicht, daß es schwieriger ist, treffend im Lobe, als treffend im Tadel zu sein, aber sie weiß, daß es dankbarer ist, zu verwerfen, als anzuerkennen, weiß, daß die Menge der Leser das Prickelnde und Pikante am ehesten versteht und am meisten liebt. Darum ist sie nihilistisch, darum ist es ihr nicht um die zu beurtheilende Sache, sondern um die geistreichelnde und witzelnde Geltendmachung der eigenen Person zu thun; um ästhetische Gesetze kümmert sie sich viel weniger. Diese negative Kritik ist unfruchtbar, und ich bitte den Leser, der Versicherung Glauben zu schenken, daß ich, wie scharf der Tadel manchmal auch klingen mag, dem ersten, einzig berechtigten Grundsatze anhänge.

Das zuoberst genannte Buch, die Ballade „Der Weiße-Hirsch-See" von Hermann Riotte (Nr. 1), ist stofflich interessant. Ein junger Indianer aus dem Lackavaxenthale liebt die Tochter seines Häuptlings und findet Gegenliebe. Er fordert sie zum Weibe; der grausame Kazike aber verweigert die Einwilligung; denn er haßt den Werber, weil er um seiner Tapferkeit willen unter den Kriegern des Stammes eines größern Ansehens sich erfreut als der Häuptling selbst. Er haßt Kanakarossen und beschließt, ihn aus dem Wege zu räumen. Offene Ge-

walt will er nicht anwenden, darum greift er zur List. Er gibt seine Einwilligung zur Hochzeit, doch nur unter der Bedingung, daß der junge Krieger seiner Braut einen todten weißen Hirsch als Angebinde bringe. Darob ist dieser tief betrübt; denn unter den Indianern geht der Glaube, daß der selten vorkommende weiße Hirsch durch einen Zauber geschützt sei und sein Leben heilig gehalten werden müsse. Wer einen solchen weißen Hirsch tödtet, der hat schweres Unheil zu gewärtigen. Kummervoll kehrt Kanakarossen in seinen Wigwam zurück. Eines Tages wird er in des Häuptlings Zelt gerufen. Ein greiser Zauberer, dem die Geheimnisse der Natur offenbar sind, übergibt ihm einen Pfeil mit silberner Spitze und sagt ihm, wenn er herzhaft wäre und einen weißen Hirsch erlegen wollte, dann werde der Silberpfeil den Zauber brechen und das Thier todt zu seinen Füßen niederfallen. Der Jüngling ergreift den Pfeil und eilt von dannen in der Zuversicht, bald am Ziel seiner Wünsche zu stehen. Er kommt zu einem Bergsee, klar wie Krystall. In einem Kanon rudert er eine kleine Strecke vom Ufer fort und erwartet im Fahrzeug den Einbruch der Nacht, hoffend, daß sich unter den Hirschen, die allabendlich zur Tränke kommen, auch ein weißer befinden werde. Richtig, unter fünf Thieren war auch ein schneeweißes. Rasch legt er an; der Pfeil fliegt vom Bogen und durchbohrt das Herz des schönen Hirsches. Ein Todesschrei, der Schütze fühlt einen heftigen Schmerz durch alle Adern dringen; er bleibt starr und leblos, und als keine Hülfe kommt, bringt er sich durch einen Sprung ins Wasser ums Leben. An demselben Tage, an welchem Kanakarossen wider das alte heilige Gesetz gefrevelt, stirbt auch der Häuptling in seinem Wigwam. Einen Pfeil mit Silberspitze findet man in seinem Herzen. Länger will nun auch dessen Tochter nicht leben. Man entdeckt eines Tages den Leichnam des Geliebten im See, der zu ihrem freiwilligen Grabe wird. So fallen dem beleidigten Naturgeiste drei Opfer. Der Zauberer ward nicht mehr gesehen, der See hieß fortan Weißer-Hirsch-See. Diese hübsche amerikanische Volkssage hat Hermann Riotte zwar in sorgsame, aber etwas farblose Verse gebracht. Eine kräftigere Ausprägung sowol der Menschen als der Naturscenen, zu denen der Stoff reiche Veranlassung bietet, wäre wünschenswerth gewesen.

Gottfried Steger vereinigte in seinem Büchlein zwei epische Dichtungen: „Ein Cäsar" und „Rolf" (Nr. 2). Der Cäsar ist ein anonymer Cäsar und sein Reich ein anonymes Reich. Der Dichter zeigt uns keinen individuellen Menschen; er schildert den allgemeinen Typus einer Gattung, die so alt ist wie die Weltgeschichte. Cäsarenwahnsinn — ein verlockender, an- und aufregender Stoff, der uns tief hinunter führt in die geheimnißvollen Abgründe der Menschennatur. Ein Fürst, jung und schön, stark und kühn, leidenschaftlich und wollüstig, gewaltthätig und grausam, ein Despot in jedem Nerv, ein Dämon des Genusses und der Zerstörung; er winkt und eine Welt liegt ihm zu Füßen; ein Wort aus seinem Munde macht Millionen glücklich oder elend; es gibt keinen andern Willen als den seinigen; er ist ein Gott und alle übrigen Menschen sind seine Sklaven; er läßt sich opfern, läßt sein Bild auf die Altäre stellen und es anbeten. Im Kriege ist er schrecklich und gewaltig; er bezwingt jeden Feind, er erobert Städte und Länder; Mord und Brand bezeichnen seinen Weg. Zu Hause ist er üppig. Phantastische Orgien, bezahlt mit dem Schweiß und Blut seiner Unterthanen, sind seine nächtlichen Vergnügungen; während er in seinem Goldpalaste praßt, hungern draußen Hunderttausende. Nur zitternd bedienen ihn seine Sklaven; denn wenn er nicht bei Laune ist oder wenn der Witz ihn plagt, fallen ihre Köpfe wie Distelköpfe von der Hand eines Knaben. Die schönsten Weiber müssen ihm ausgeliefert werden; er nimmt die Güter der Reichen; seine Willkür ist das herrschende Recht. Seine Hofschranzen sind besorgt, seine Lüste zu befriedigen und sich in Gunst zu erhalten. Nur von Schmeichlern sieht er sich umgeben, von Lüge und Falschheit. Darum verachtet er die Menschen. Er leidet an Langeweile, und um diesen Kobold zu verscheuchen, greift er zu den tollsten Mitteln. Er weiß auch, daß man im stillen gegen ihn murrt; aber durch Angst und Schreck hält er die Völker im Joche. Die Raserei der Zerstörung erfaßt ihn immer mächtiger; er muß zerstören, um sich zu erhalten. Die Selbsterhaltung ist am Ende sein letzter und einziger Zweck; er beginnt sich zu fürchten; seine erhitzte Phantasie sieht überall Mörder; er macht den Henker zu seinem steten Begleiter, er dürstet nach Blut wie der Tiger. Der Schluß ist Wahnsinn oder Mord oder Selbstmord. Wer kennt nicht solche kakodämonische Ungeheuer, solche unbegreifliche Genies des Willens und der Kraft aus der römischen, orientalischen oder andern Geschichte, und welchen Geschichtschreiber, Philosophen, Dichter und Maler hätten sie nicht zur Lösung gereizt? An einem solchen Menschen versuchte sich auch Steger, aber ohne rechtes Gelingen. Seine Gestalt ist schattenhaft, kaum die Umrisse sind deutlich. Seine Schilderungen sind farbig, aber nicht plastisch; er bringt zu vieles, darum verwirrt er; er schafft Bilder, aber kein Bild, im besten Falle nur ein musivisches. Seine Landschaften haben bald das Colorit der Tropen, bald des kalten Nordens, und so weiß der Leser nicht, in welcher Weltgegend er sich eigentlich befindet; er erkennt nicht den Ort und erkennt nicht die Zeit; denn nicht allein der Held ist, wie schon gesagt, generell gehalten, auch alles Detail. Der Hauptreiz jeder Dichtung, das Intime, Besondere fehlt. Noch schattenhafter ist das kleine Epos „Rolf", ein Gemisch von Betrachtungen und verschiedenartigen Schildereien. Der Inhalt ist ganz belanglos, richtiger: der Inhalt ist inhaltlos. Die Sprache, vierfüßige, gereimte Jamben, ist häufig ungefüg und prosaisch; auch an Schnitzern fehlt es nicht. So sagt der Verfasser gleich am Anfange, um einen Reim auf „wüst" zu haben, „du büßt"; doch lautet bekanntlich die zweite Person des Ver-

bums büßen „du büßest“. Dort und da ein tieferer Gedanke, ein vollerer Ton, z. B. die schönen Verse:

Unsterblich bist du wie die Welt.
Ich auch die eine Form zerschellt,
In tausend Formen lebst du fort.
Du bist der brausende Accord,
Der in des Meeres Wogen grollt;
Du bist es, der im Donner rollt,
Der niederzuckt im Wetterstrahl
Und mit des Sturmes Fittig rauscht,
Der in Gebilden ohne Zahl
Gestaltung nur, nicht Wesen tauscht.

In seinem Gedicht „Kahlweide“ besingt Helmer von Elm (Nr. 3) den Verdruß eines Juristen, der aus den Freuden einer Großstadt in die Langweiligkeit einer Provinzstadt versetzt wurde; er singt in wechselnden Maßen, iambisch und trochäisch. Jener Jurist findet sich nach und nach in dem faden Nest Kahlweide zurecht und weiß sich mit sehr christlicher Demuth in sein Schicksal zu fügen, an welchem innigern Antheil in uns zu erregen Helmer von Elm nicht gelungen ist. Im ganzen ist „Kahlweide“ eine Bagatelle, auf die näher einzugehen die Mühe nicht lohnt.

Ernsthafter zu nehmen ist „Ventidia“, eine Dichtung von Ludwig Anders (Nr. 4). Der Verfasser behandelt eine Episode aus der Zeit des Kaisers Nero. Dem Ventidius wurde von einem vornehmen Römer schweres Unrecht an Leib und Gut zugefügt. Recht vermochte er in jener schauderhaften Zeit der Rechtlosigkeit nicht zu finden; darum griff er zur Selbstwehr. Er tödtete des Frevlers Weib und Sohn und warf auch um jenen selbst den Strick, um ihn zu erwürgen. Das Attentat mislang; er floh, sein Haus wurde in Brand gesteckt, er in Ketten gelegt. Unterdessen machte Nero Jagd auf die Christen. Sie wurden in den Katakomben während ihrer Andachtsübungen überfallen, gemartert, niedergehauen, fortgeschleppt. Auch ein junges, schönes Mädchen war dabei, Ventidia, jenes unglücklichen Ventidius Tochter. Nero, gelangweilt und geekelt, begehrte nach einer Jungfrau, die ihn in Treuen zu lieben vermöchte. Die feilen, für ihr Wohl und Leben zitternden Hofschranzen brachten Ventidia zu dem Herrn, dessen Lager sie theilen sollte. Sie weigerte sich; sie wollte den Tod erleiden im Namen Jesu Christi. Ihr Vater wurde vorgeführt. Wäre sie dem Nero zu Willen, sie könnte dessen verwirktes Leben retten. Vergebens. Ihr Bräutigam sollte der am Kreuz Verblichene sein; Nero wollte Gewalt gebrauchen. Schon waren die Sklaven bereit, Ventidia zu des Kaisers Lustbett zu schleppen, als ein junger Römer, der die Jungfrau liebte, heran stürzte und sie mit dem Dolche niederstieß. Der Vater ergriff aus dem Scheiterhaufen, der seiner und seines Kindes wartete, einen Brand und schleuderte ihn in den Saal. Entsetzt rannte der Hof von dannen, während die drei ein gemeinsames Ende in den Flammen fanden. Die Dichtung, mit manchem hübschen Detail ausgeschmückt, ist lebhaft und fesselnd erzählt. Die Sprache, bisweilen etwas gesucht, fließt in dem behaglichen Rhythmus des fünffüßigen Jambus, der für das Epos Mode geworden ist seit Hamerling's „Ahasver in Rom“, dem bedeutendsten Gemälde des Neronischen Alters.

Das „Epische Bilderbuch“ von G. H. Schneideck (Nr. 5) umfaßt mehrere Dichtungen verschiedenartigen Inhalts, düstere und freundliche. Es schildert die Sturmflut hoch oben im Norden, die Blutrache auf Corsica, die Heldenthat des Leonidas und seiner Spartaner bei Thermopylä, ein Weihnachtsidyll u. a. Die Gedichte sind stimmungsvoll und poetisch. Ein reizendes, lebensvolles Genrebild, warm und sinnig, ist besonders „Die Rast“. In stiller Abgeschiedenheit lebt eine Familie, dürftig zwar, aber behaglich. Zufriedenheit und Harmonie sind ihre Güter. Wie eng ihr Lebenskreis ist, er ist doch reich in seiner vollgesättigten Beschaulichkeit. Ahasver tritt in die Hütte, der Unglücklichste unter den Unglücklichen: denn er kann nicht sterben. Der freudlose Mann selbst ist ergriffen, wie versteinert sein altes Herz auch ist, von dem milden Frieden, und als er im Morgengrauen geht, hat er Segenswünsche auf den verrunzelten Lippen. Obwol die Sprache gefällig ist, sollte sie doch noch gefeilter sein. Der Verfasser wiederholt ganz unnöthiger Weise ein und dasselbe Wort innerhalb weniger Zeilen. Z. B.:

Was du gethan, ist fürchterlich für mich,
Was dich befriedigt, stürzt mich ins Verderben,
Was du vollbracht, geschah nach allem Recht,
Das fürchterlich des Menschen Herz versteint.

Diese zwei „fürchterlich“ sind — fürchterlich! Durch ein Uebermaß von Adjectiven und Adverben überladet Schneideck hier und da seine Verse und bringt sich um eine reine Wirkung. So wenn es heißt:

Wo voll zager Furcht sich scheu die Liebe
Zweifelnd bang in spröde Schale hüllt.

Das ist Schwulst, den zu vermeiden der Autor Begabung genug besitzt.

Zehn Gesänge enthält das Harzlied „Brockenteufel“ von Wilhelm Röseler (Nr. 6). Eine schöne Sage wird gefällig und talentvoll erzählt. Der Held ist aus dem Norden ein Königssohn, ein schöner, stolzer, trotziger, zornmüthiger Fant. Er ist nicht glücklich, denn er wurde nie geliebt, und auch ihm blieb das Glück zu lieben versagt. Mit seinem greisenhaften Vater lebt er in Hader, und als dieser ein blutjunges Weib von unfürstlicher Abkunft zum Traualtar führt, kommt es zwischen dem Alten und dem Jungen zu einem fürchterlichen Auftritt. Prinz Rolf wird verflucht und verläßt die väterliche Burg, nur mit einer Laute versehen, die er meisterlich spielt. Sein Gemüth ist verbittert und sein Herz hart und kalt wie Stein. Als Spielmann durchstreift er die Lande. Alles Volk lauscht ihm erstaunt, die Herzen der Weiber fliegen ihm zu, der nur zu gebieten, nicht zu gehorchen versteht. Sein Weg führt ihn in den Harz, nach Schierke und Elend. In einer Schenke vergafft sich die Wirthstochter in ihn, und als ihr Liebster, ein starker Bergmann, von seinem

finstern Handwerk kommt und den Unfug sieht, zerschlägt er das Instrument und jagt den königlichen Sänger zum Teufel. Seiner Seligkeit beraubt, gebrochen an Leib und Seele, steigt er den Brocken hinan bis zum unwirthlichen Gipfel. Es ist Walpurgis, der Hexensabbath ist los, von dessen Greuel die Lüfte widerhallen; träumend macht er ihn mit. Noch betäubt von der Tollheit, tritt Trude zu ihm hin, ein rothhaariges, sommersproßiges Mädchen mit schwanenweißem Körper. Sie verliebt sich in Rolf und gewinnt durch einen Zaubertrank dessen Gegenliebe. Sie steigen nieder in die Hütte zur alten Mutter und bereiten sich zur Hochzeit vor. Aber eines Tages geschieht es, daß Rolf die engelgleiche Ilse erschaut, die Tochter des Königs im Reiche des Harzes. Seitdem ist es um Trude geschehen, das Königskind ist seine Liebe, sein Leben. Er verläßt treulos die Hütte der Alten, die eine verrufene Hexe ist, eilt in des Königs Burg, enthüllt seine edle Herkunft und freit um Ilse. Die Verlobung wird begangen; aber kaum angelangt am Ziel seiner Wünsche, wird Rolf von seinem angeborenen Hochmuth und Trotz übermannt, er verdirbt es mit dem alten König und in Bitterniß leben alle dahin. Unterdessen brütet die Hexe Rache. Sie beschwört alle Dämonen des Harzes und braut aus allem Giftigen einen Trank. Ihre arme Trude ist irrsinnig geworden und Ilse, die eine Ahnung von dem Treubruch ihres Bräutigams hat, lebt in tiefer Schwermuth dahin. Der König stirbt, Rolf besteigt, ein harter Herrscher, den Thron. Auf Walpurgis ist die Hochzeit. Die Hexe vollführt ihr Werk. Wasser und Brand wüthen gegen die Felsburg. Sie versinkt und alles mit ihr. Eine Lichtgestalt, Ilse, erscheint bisweilen dem Harzwanderer. Das ist der Kern der Sage. Röseler's poetische Ausgestaltung ist warm und liebenswürdig. Er trifft den einfachen, schlichten Ton der Sage und verfügt über manches eigenartige, gelungene Bild. Gefällig ist auch die Sprache, obwol er mit der Prosodie nicht immer sorgfältig umgeht und sich mancher mislungene Vers findet. Das Gedicht ist in vierfüßigen Trochäen geschrieben. Aber wer kann einen vierfüßigen Trochäus z. B. aus der Zeile herausbringen: „Wohin auch ich ging, du bist." Strengere Selbstzucht ist dem Poeten noch zu wünschen.

Julius Thikötter's epische Dichtung „Heriman der Westfale" (Nr. 7) ist etwas lang und etwas breit, doch gewahrt man auch in ihr Spuren von Poesie. Sie führt uns tief ins Mittelalter hinein, als die drei Mächte, welche diesem das eigenthümliche Gepräge verliehen, Papstthum, Königthum und Ritterschaft, ihrer vollen Blüte entgegengingen, in die rauhe und doch gerechte Zeit Karl's. Den historischen Hintergrund bilden des Königs Kämpfe mit Widukind und dessen heidnischen Sachsen, den „Annalen" und der „Vita Caroli" Einhard's entnommen. Tassilo, zuerst freier, unabhängiger Herzog in Baiern, dann Karl's Vasall, spielt in der Handlung eine Rolle; der Held aber ist Heriman, ein edler Sachse, der um Christi Willen Wuotan's Opferstein verläßt und ein christliches bajuvarisches Edelfräulein heirathet. Die Umstände, Hindernisse und Wirrnisse, unter denen diese Liebe entsteht und die Ehe sich glücklich erfüllt, bilden den epischen Stoff. Das Ritterthum, damals noch voll Zucht und Hoheit, das Mönchsleben, damals noch unverdorben und wissenschaftlich beschaulich, werden geschildert, die Gegensätze zwischen Heidentreiben und Christenwesen dargestellt. Alles reinlich und säuberlich, aber zu blaß, zu contrastlos, zu wenig individualisirt in Menschen und Dingen, vor allem zu wenig lebhaft. In einem Epos wie in diesem müssen wir uns mit den Helden zu Tische setzen, mit ihnen essen und trinken, müssen mit den Frauen am Spinnrad sitzen, mit ihnen in Küche und Keller herumwirthschaften und in der Kemenate mit ihnen Minnelieder singen, müssen mit den Männern ins Hifthorn stoßen, den Zelter besteigen und zur frohen Jagd hinaus eilen, mit ihnen zum Schwert greifen und in die Männerschlacht ziehen, müssen mit den Mönchen beten und Choräle singen. Vater Homer hat es auf einem andern Stoffgebiete in der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit so gehalten. Lieber zu tumultuarisch und zu phantastisch als das Gegentheil. Aber des Erquickenden und Poesiestarken ist doch genug in dem Buche, um es mit Befriedigung aus der Hand zu legen.

Mitten in die volle Gegenwart versetzt uns die Dichtung ohne Verfassersnamen „Aus großer Zeit" (Nr. 8), denn sie behandelt den Krieg gegen Frankreich von 1870 und 1871. Ein Dichter, der ein historisches Ereigniß wie dieses, ohnegleichen in der Weltgeschichte, besingt, muß über eine außergewöhnliche Macht der Phantasie und Kraft der Gestaltung verfügen. In den zwölf langen Gesängen ist davon kaum eine Spur. Sie enthalten nicht viel mehr als versificirte Geschichte. Von Bad Ems, wo sich König Wilhelm, als die ersten Kriegswolken dräuend heranzogen, befand, werden wir nach Berlin geführt, dann in die Schlachten von Weißenburg und Wörth, auf den Spicherer Höhen, vor Metz und Sedan; wir vernehmen von der Belagerung von Straßburg, von der Einschließung von Metz, von dem Einmarsch in Paris, der Kaiserkrönung in Versailles und wie sie sonst noch heißen die großen Stationen des deutschen Siegeslaufes. Alles wird beschrieben, nicht gezeigt; das ist ein Unterschied: dichterisch ist nur das Plastische im Epos. Vor lauter Sporenklirren und Säbelrasseln hört man kaum einen menschlichen Laut und vor lauter Pulverdampf sieht man kaum einen Menschen. Die historischen Persönlichkeiten ziehen fleisch- und blutlos daher, nichts als Schatten und Schemen, frei erfundene Gestalten treten nicht auf, und so kommt der Leser um den Genuß, mit scharf charakterisirten Menschen zu verkehren. Die ewigen Schlachtbeschreibungen wirken monoton und ermüdend; der Maler wie der Dichter soll nur einzelne markante Episoden zeigen oder ein knappes Gemälde in großen Zügen entwerfen: das wirkt wie ein reich und schwunghaft componirter Carton; Grabbe's „Napoleon" ist ein geniales Beispiel der zweiten Art. Eine

in körniger Prosa geschriebene Darstellung des Kriegs wird viel tiefer wirken als dieses Epos, welches nicht Dichtung und nicht Geschichte ist und an welchem schließlich nichts zu rühmen ist als der warme patriotische Geist.

Frisch sind die „Lieder eines Bismärckers. Allen Freunden und Feinden des Reichskanzlers gewidmet" von Ernst Graaf (Nr. 9). Der Bedeutung seines Helden wird zwar auch dieser Dichter trotz aller Bewunderung nicht gerecht, aber er hat Wärme. Seine Sprache ist mitunter derb; allein nur durch Humor wird die Derbheit poetisch geadelt, und daran fehlt es. Ein männlicher, deutscher Freimuth ist hingegen in den Gedichten, und der thut immer wohl.

Einige kleine lyrisch-epische Dichtungen enthält das Bändchen „Cypressen" von Karl Reuleaux (Nr. 10). Er besingt Miramar, das schöne Meerschloß, welches die Poeten nimmer in Ruhe läßt, den unglücklichen Dogen Marino Falieri, das Mausoleum Theoderich's in Ravenna und manches andere. Der Ausdruck ist zu wenig schlicht, zu wortreich und überladen, um eine lyrische Stimmung aufkommen zu lassen; auch fehlt es an der Vertiefung, welche derartige Themen erheischen.

Werthvoller sind die Lieder und Gedichte „Schwert und Rose" von Paul Freiherrn von Roell (Nr. 11). Der Verfasser hatte es nicht nothwendig zu versichern, daß sie aus dem Herzen kommen, denn das fühlt man bald. Zart wie die Empfindung ist der Ausdruck, zumal in den Liebesliedern. Oft schreibt er nach dem Recept Goethe's, der dem Lyriker zurief: „Nur ein Hauch sei dein Gedicht." Auch an wackerer Gesinnung fehlt es nicht, wie die Strophen „Ritter-Regel" beweisen, „Deutsches Gesetz" u. s. w. Das letztere Gedicht, in welchem die Schande gebrandmarkt wird, erfreut besonders als der stolze Ausdruck einer starken Mannesnatur. Als Probe seien die sechs Zeilen „Trost" angeführt:

Wie ist's beim Schmerze doch so schön,
Daß man dabei zumeist kann seh'n,
Wie viele Lieb' wir haben!
Das gab wol eine güt'ge Fee
Der Menschheit einst zu ihrem Weh'
Als schönste aller Gaben!

Bemerkt sei, daß in formeller Hinsicht dieses Gedicht durchaus nicht eins der besten in der Sammlung ist.

In dem Heftchen „Kassandra" stehen funfzehn Sonette von Karl Maria Heidt (Nr. 12). Das Sonett ist eine schwierige, strenge, edle Form, die Sicherheit und Reinheit erfordert und eines Inhalts bedarf, der sich weit über das Gewöhnliche erhebt. Der Stümper und der Dichter, beide verrathen sich bald im Sonett; dem erstern ist die architektonische Gebundenheit eine lästige Fessel, dem letztern ein willkommenes Mittel, seine Gedanken und Gefühle im begrenzten, in sich abgeschlossenen Bilde zu zeigen. Die vorliegenden Sonette rühren von einem Dichter her, einem noch jungen Dichter, der die Form beherrscht und sie nicht zu Kleinem und Kleinlichem misbraucht. Sein Empfinden ist leidenschaftlich und der Flug seiner Phantasie ist kühn. Er schreibt in Flammenzügen ein Menetekel wider die Frevler an der Menschheit, die nichts kennen, als ihre Lust und ihre Macht gebrauchen, um jene egoistisch zu befriedigen. Einem Völkergericht werden sie verfallen, dessen Ende Zerstörung und das Hereinbrechen eines neuen Frühlings sein wird. Das Schlußsonett lautet:

Auf Erden zeigen Wunder sich und Zeichen,
Ihr aber schließt das Auge, schließt das Ohr;
Ein Heer von Wettern thürmt sich hoch empor:
O träumt nur fort! es wird auch euch erreichen.

Schon seh' ich euer Antlitz jach erbleichen,
Erdröhnend führt den eher'nen Hammer Thor,
„Die Welt zerfällt!" brüllt rings ein wüster Chor,
Und schaudernd schreit' ich über Menschenleichen.

Das ist der Tag, den ihr heraufbeschworen,
Die ihr euch heute noch des Taumels freut,
Die ihr der Menschheit ewig bleibt verloren.

O träumt nur fort! ich seh' die Säule sinken,
Die euch Verächtern letzten Halt noch beut —
Und aus dem Schutte neue Welten winken!

Eine köstliche Gabe bietet Karl Hessel mit den von ihm erläuterten, in einem Bande zusammengestellten, schönsten „Dichtungen von Heinrich Heine" (Nr. 13). In einer Einleitung wird alles zur Orientirung Nöthige gesagt und das geistige Porträt des großen Lyrikers und Prosaisten mit wenigen gelungenen Strichen gezeichnet. Die Auswahl ist gut. Sie enthält die holden, schelmischen Lieder und die pathetischen Rhythmen Heine's. Hingegen sind jene Gedichte, in welchen er zuerst eine Unschuldsmiene annimmt und plötzlich eine Clownsfratze schneidet, sind alle satirischen und die mit giftiger Selbstironie auf dem Krankenlager geschriebenen Gedichte, kurz alle, die das Diabolische in ihm hervorkehren, ausgeschieden. Was vorliegt, ist nur der halbe Heine, diejenige, welcher allein eine reine und sympathische Wirkung auszuüben vermag, wenngleich die andere Hälfte die interessantere und originellere ist, aber auch diejenige, um derentwillen er von hervorragenden Männern, z. B. von Goedeke, scharf getadelt wurde. Und mit Recht, denn sie weist auf seine verworrene Moral hin, auf seine Charakterschwäche, auf die Liederlichkeit, mit der er mit seinen Gaben gewirthschaftet, auf den Misbrauch, den er mit seinem Genie getrieben hat. Diese Eigenschaften, verbunden mit seiner geckenhaften Koketterie, der zufolge ihm, besonders in seiner Prosa, der äußere Effect immer mehr galt als der innere Gehalt — und darin hat er leider Schule gemacht —, sind auch die Ursache, daß Heine niemals das Vorbild einer sich entwickelnden Generation sein kann und darf. Die Jugend wäre bemitleidenswerth, die Heine anstatt Schiller zu ihrem Liebling erklärte.

Dem Anhange des Buchs ist ein Verzeichniß der in Musik gesetzten Heine'schen Gedichte beigegeben. Daraus erfahren wir, daß das eine oder andere hundertfunfzigmal componirt wurde. „Das ist ein Flöten und Geigen!"

Fritz Lemmermayer.

Geographie und Ethnographie.

(Beschluß aus Nr. 47.)

4. Aus China. Skizzen und Bilder von Leopold Katscher. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Nr. 2256 der „Universal-Bibliothek"). 1887. 16. 20 Pf.

Das kleine Büchlein enthält eine große Menge von Mittheilungen, die uns höchst seltsam berühren. Wir gestehen offen, daß wir die Chinesen nicht genug kennen, um über die uns hier gebotenen Schilderungen des chinesischen Lebens, über ihre Genauigkeit und Zuverlässigkeit ein eigenes Urtheil zu haben; wir kennen auch nicht die „neuesten Quellen", aus denen der Verfasser geschöpft hat, und müssen die Verantwortung dafür ganz demselben überlassen. Aber wir stehen nicht an, dem Leser zur Erheiterung und zur Belehrung einiges aus diesen Skizzen vorzulegen.

Es sind Mittheilungen aus dem Frauenleben, über Aeltern und Kinder, über Selbstmorde, über die Flußbevölkerung, über landwirthschaftliche Eigenthümlichkeit, über die chinesischen Theater und Spiele u. s. w. Aus letzterm Kapitel hören wir z. B.:

Gute Schauspieler werden während der Vorstellung nicht wie bei uns mit Blumensträußen, sondern mit Geldgeschenken und Speisen, namentlich mit Schweinebraten belohnt. Sie werden nicht etwa auf die Bühne geschleudert, sondern ohne Rücksicht auf die dadurch hervorgerufene Illusionsstörung von Dienern der Spender auf die Bühne getragen. Nachdem dies geschehen, erscheint einer der nicht im Stück beschäftigten Schauspieler als Gottheit verkleidet auf der Bühne, verneigt sich und entfaltet eine Papierrolle, auf der in großen Schriftzeichen der Dank der Gesellschaft für die empfangenen Gaben zu lesen ist.

Eine beliebte Unterhaltung der Chinesen ist das Lösen von Räthseln. Dasselbe ist aber in eigenthümlicher Weise mit Geldgewinn verbunden. Der Besitzer eines Spielhauses engagirt einen im Erfinden von Räthseln gewandten Mann, dem er ein hohes Gehalt bezahlt. Die von diesem erfundenen Räthsel werden gedruckt und in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Glaubt einer die Lösung gefunden zu haben, so übergibt er seine Antwort schriftlich und dazu den Betrag seines Einsatzes in Geld dem Schriftführer des Spielhauses. Wer nicht richtig gerathen hat, verliert seinen Einsatz, die richtig Rathenden erhalten Gewinnste. Natürlich ist es im Interesse der Spielhausbesitzer, möglichst wenige richtige Lösungen zu erhalten, deshalb müssen die Räthsel schwer und zweideutig sein. Auch andere Spiele, bei denen an die Gewinnsucht appellirt wird, floriren in allerlei Variationen; und die Chinesen wissen bei den Kämpfen zwischen Hahnen, Wachteln und sogar Grillen (diese „Grillenkämpfe" sind besonders bei den Südchinesen beliebt) gerade so leidenschaftlich zu wetten wie unsere europäischen Sportliebhaber bei den Pferderennen.

Bekannt ist die große Höflichkeit der Chinesen, die zu den drolligsten Auswüchsen führt. Handelt es sich um einen Heirathsantrag, den der Vater für seine Tochter entgegennimmt, so fordert die chinesische Etikette, daß er etwa antwortet:

Ich habe mit Ehrfurcht die Zeichen Ihrer Güte empfangen. Daß Sie geruhen, meine Tochter zum Weib Ihres Sohnes zu wählen, zeigt, daß Sie meine arme Familie mehr achten, als sie es verdient. Meine Tochter ist grob und dumm und ich habe nicht das Talent gehabt, sie gut zu erziehen. Ich will Ihnen trotzdem gern gehorchen.

Wenn dann aber trotzdem die Brautgeschenke kommen und die Heirath bevorsteht, so schreibt der glückliche Vater:

Sie wünschen, daß die Hochzeit an dem und dem stattfinde. Ich kann nur bedauern, daß meine Tochter so wenig Verdienst und nicht einmal die wünschenswerthe Erziehung genossen hat. Ich fürchte, sie ist zu nichts gut. Trotzdem wage ich nicht, Ihnen zu widersprechen, da das Horoskop günstig ist. Ich nehme Ihre Geschenke an, grüße Sie, willige in den bestimmten Hochzeitstag und werde für gehörige Vorbereitung Sorge tragen.

Ueber die künstliche Verkümmerung der Füße bei den Mädchen sagt der Verfasser:

Gewöhnlich beginnt man das Wachsthum dieser Extremitäten einzuschränken, wenn das Mädchen fünf oder sechs Jahre alt ist. Der Fuß wird so fest verbunden, daß der Blutumlauf darin aufhört ... er kommt dann in einen kurzen, engen, spitzauslaufenden Schuh, sodaß das Mädchen auf den Zehen zu stehen scheint. Ueber den Schuh werden abermals Bandagen gewunden. Der Fuß wird so allerdings kleiner, aber er sieht sehr plump aus. Selbstverständlich erdulden die armen Opfer heftige Schmerzen. Das Mädchen ist, wenn physisch noch so kräftig, mit solchen Füßen außer Stande, Lasten zu tragen und überhaupt Arbeiten zu verrichten, die eine Fortbewegung erfordern. Solche Dienste müssen von Großfüßigen gethan werden. Obzwar viele, die ihre eigenen Töchter so verunstalten, zugeben, das sei zu nichts gut, breche nur die Energie und bringe unnütze Leiden, halten sie sich doch für verpflichtet, die Mode zu befolgen, um für „nobel" zu gelten; und es läßt sich behaupten, daß diese Unsitte eher zu- als abnehme. Die Landesgesetze schweigen gänzlich über diesen wichtigen Gegenstand. Wir haben es da nur mit einer Gewohnheit zu thun, wie etwa bei uns mit dem Schnüren der Taille, worüber in unsern Gesetzbüchern auch nichts zu finden ist (mit dem Unterschiede, daß das Schnüren gesundheitsschädlicher, das Fußbinden schmerzlicher ist), oder mit dem nun seligen Krinolinenrock, den die Chinesen sich dahin erklärten, daß die Damen wahrscheinlich Hühnerkörbe unter ihren Kleidern versteckt halten.

Ein seltsames Kapitel ist in unserm Büchlein das über die Selbstmorde. Keine andere Nation hat so zahlreiche Selbstmörder aufzuweisen wie die Chinesen. In der Literatur wird zwar der Selbstmord verdammt; auch herrscht der Glaube, daß des Selbstmörders in der buddhistischen Unterwelt gräßliche Qualen harren; aber doch ist der Selbstmord sehr häufig, und zwar vielfach mit ganz besondern Umständen verknüpft. Da man glaubt, daß die Geister im Jenseits Kleider tragen, die den von den Verstorbenen im Augenblick des Todes getragenen

gleichen, so legen die Selbstmörder möglichst gute Gewänder an. Ein häufiges Motiv zum Selbstmord ist die hochentwickelte Empfindlichkeit für Beleidigungen, welche den Chinesen eigen ist. Ein Chinese wurde einmal von einem andern beschuldigt, dessen Kanarienvogel umgebracht zu haben. Der so Angeklagte erklärte, das Thierchen sei von einer Ratte getödtet worden. Als der Eigenthümer des Vogels dies nicht gelten lassen wollte und seinen Vorwurf wiederholte, entleibte sich der so tief Beleidigte, weil es ihn kränkte, daß sein Wort nicht Glauben fand.

Am eigenthümlichsten aber ist, daß der Selbstmord, besonders von jungen Witwen, ein öffentliches Schauspiel bilden kann, dem Tausende von Zuschauern beiwohnen. Katscher erzählt z. B. Folgendes:

Madame Tscheng in Futschau verlor ihren Gemahl. Einige Freunde riethen ihr, der Trauer bald ein Ende zu machen und ihr künftiges Geschick einem ihnen wohlbekannten Herrn anzuvertrauen. Die Frau wollte nichts davon wissen, sondern beschloß, „auf dem Rücken eines Storches gen Himmel aufzusteigen" — eine Operation, die wir prosaische Europäer „sich aufhängen" nennen. Als die Verwandten sahen, es sei ihr damit Ernst, trafen sie alle Anstalten, um dem Entschluß eine anständige und würdige Ausführung zu verleihen. Hinter einem kurz vorher erbauten Tempel wurde ein zierlicher, geschmackvoller Galgen errichtet, mit rother Schnur und Schleife versehen und ein Tisch darunter geschoben. Die Witwe, die lächelnd und rauchend an den Ort der Selbsthinrichtung gefahren war, erstieg heiter dieses Schaffot, rief noch aus: „Himmel und Erde und meine Freunde! Ich bin ganz zufrieden mit einem solchen Tode!" — und erdrosselte sich dann angesichts einer Menge von etwa 7000 Zuschauern!

Unser Büchlein sagt noch:

Die Behörden haben weder die Macht, noch die Mittel, noch auch den Willen, den „ehrenvollen Selbstmord" zu verhindern. Im Gegentheil, fast jede Person, die sich aus einem der für ehrenhaft angesehenen Beweggründe das Leben nimmt, wird nachträglich auf eine oder die andere Weise ausgezeichnet. Der ehrenvolle Selbstmord wird also förmlich ermuntert. Die einen erhalten posthume Ehrentitel; das Andenken anderer wird durch Täfelchen mit ihrem Namen, die man in den in jeder Stadt vorhandenen Tempeln der tugendhaften Männer, beziehungsweise Frauen, aufbewahrt, verewigt. Vielen werden mit kaiserlicher Erlaubniß und Unterstützung Monumentalbogen aus Granit oder Backsteinen errichtet, die oft reich verziert sind und nicht selten einen imposanten Eindruck machen.

Wir wünschen von Herzen, daß künftige Berichterstatter über China derartige Dinge nicht mehr zu erzählen brauchten!

5. Von der Spree bis zum Main. Eine Eisenbahnfahrt von der deutschen Reichshauptstadt zur deutschen Krönungsstadt. Von August Trinius. Dritte Auflage. Berlin, Laverrenz. 1887. 8. 1 M.
6. Am Dünenstrand der Ostsee. Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern von A. Kohut. 1. Die Seebäder Pommerns. 2. Rügen und seine Seebäder. Berlin, Laverrenz. 1887. 8. à 1 M.

Diese Schriften gehören einem neuen Sammelwerk an, das unter dem Titel „Europäische Wanderungen" in Berlin bei Laverrenz erschien. Die vorliegenden Hefte sind die Nummern 2, 4 und 5 dieses Unternehmens. Es ist ein Pendant zu den „Illustrirten Wanderbildern", die seit einer Reihe von Jahren in Zürich bei Orell, Füßli u. Comp. erscheinen. Indessen steht bei diesen „europäischen Wanderungen", wie es scheint, das historische und culturgeschichtliche Interesse im Vordergrunde. Am Faden der geographischen Wanderung wird eine Reihe von historischen Reminiscenzen, von localen Sagen, biographischen Denkwürdigkeiten, literarischen Notizen und Erinnerungen in freier ungezwungener Weise aneinander gefügt. Gehen wir z. B. mit nach Weimar:

Endlich liegt die einstige Stadt der Musen, Weimar, hellblitzend in der Sonne vor uns. Wie wenige blicken im Vorbeifahren auf diese classische, gefeierte Stadt! Das alte Gewand hat sie freilich längst abgestreift, und wer heute durch ihre Straßen und Gäßchen, über ihre Plätze sinnend schreitet, wird mit Bewunderung die herrlichen Schöpfungen betrachten, welche seit jenen unvergeßlichen Tagen, der Blütezeit des deutschen Athens, an Gebilden der Architektur und Plastik entstanden sind. Noch lauter und bewegter freilich reden jene stillen geweihten Stätten zu uns, auf denen einst die Heroen jener classischen Epoche wandelten und sangen. Es ist, als redeten hier die Steine, rauschte es uns aus den träumenden Wipfeln des Parks vernehmlich entgegen.

Und nun kommen ein paar Seiten, die dem Goethe- und Schiller-Cultus im guten Sinne gewidmet sind, und an einzelne Baulichkeiten knüpfen sich die Reminiscenzen und Anekdoten an. Da ist z. B. das

Römische Haus, einst des Dichter- und Landesfürsten erkorener Lieblingsaufenthalt. Hier spielte sich am 3. September 1825, bei dem funfzigjährigen Regierungsjubiläum dieses unvergleichlichen Fürsten, jene menschlich schöne Scene zwischen den beiden Freunden ab. Es war früh noch vor 6 Uhr, als Goethe als erster der Glückwünschenden in das schlichte Zimmer des Herzogs trat. Karl August erfaßte die Hände des Dichters, der vor innerster Bewegung nur die Worte hervorbringen konnte: „Bis zum letzten Hauche beisammen!" Der Fürst gedachte der fernen, rosigen Jugendzeit, und tief ergriffen rief er aus: „O achtzehn Jahre und Ilmenau!"

In den beiden Bändchen von Kohut, der uns an den Dünenstrand der Ostsee und in die berühmten wie die weniger bekannten Ostseebäder führt, sind die Schilderungen besonders reichlich durchwoben mit allerlei Sagen und poesievollen Legenden, die hier zu Hause sind. Daneben hat aber doch auch Platz eine sehr praktische und ernste Philippika gegen die Thorheit der modernen Hotelwirthe, welche „die Badegäste und Sommerfrischler als eine Schafheerde betrachten, die nur zur Schur für die Wirthe kommen", und durch solche Thorheit die Fremden geradezu verjagen, statt sie anzulocken.

7. Märkische Streifzüge. Von A. Trinius. Dritter Band. Minden, Bruns. 1887. 8. 5 M.

Dieser dritte Band der „Märkischen Streifzüge" behandelt hauptsächlich die Gebiete längs der Spree, besonders der „Wendei der Lausitz, die trotz der unaufhaltsam sich vollziehenden Germanisirung noch immer für Forscher, Maler und Wanderer eine reiche Quelle des Wissens-

werthen, Anziehenden und Herzerfreuenden in Geschichte, Landschaft, Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuchen bildet". Hier empfehlen wir dem Leser besonders das interessante Kapitel „Am Sterbebett eines großen Volks".

Im übrigen werden uns aber manche Orte geschildert, die wir mit höchstem patriotischen Interesse besuchen, z. B. Babelsberg, dieses reizende Tusculum unsers Kaisers, das derselbe immer so gern aufsucht, wenn auch nur für ein paar Stunden der Erholung, das aber auch den Tausenden von Besuchern in liberalster Weise geöffnet wird. Alle, die schon dort gewesen sind, werden gern sich einverstanden erklären mit den patriotischen Worten unsers Verfassers, wenn er sagt:

Babelsberg ist eine geweihte Stätte. Wie wir heute noch mit hehren Empfindungen und gehobenen Sinnes zu den verfallenen, von Sagen und Epheu umsponnenen alten Kaiserpfalzen pilgern, um, von dem Flügelschlag der Geschichte umweht, im Geiste noch einmal die Thaten jener leuchtenden Heldengestalten an uns vorüberziehen zu lassen, so wird man auch einmal noch nach Jahrhunderten nach Babelsberg wallfahrten, wo einst der geliebteste Herrscher, welcher jemals Preußens Thron zierte, der Wiederbegründer des langersehnten Deutschen Kaiserreichs, Kaiser Wilhelm I. seinen Sommersitz aufgeschlagen hatte."

Einen breiten Raum nimmt in unserm Buche die hochinteressante Skizze ein, die von der Persönlichkeit und dem Leben des originellen Fürsten Pückler-Muskau gegeben wird. Daß der Verfasser, indem er uns nach Muskau führt, seine Streifzüge über die Grenze der Mark hinaus ausdehnt, wird ihm kein Leser verübeln.

8. Länderkunde von Europa, bearbeitet von A. Kirchhoff, A. Penck, J. Egli, A. Heim, R. Billmiller, Supan, J. Rein, E. Petri, P. Lehmann und Th. Fischer. Erster Theil. Lieferung 26—30. Prag, Tempsky. 1887. Lex.-8. Jede Lieferung 90 Pf.

Von dem raschen Fortschreiten des großartigen Werks, von dem wir erst kürzlich (in Nr. 37 d. Bl. f. 1887) gesprochen haben, geben diese fünf neuesten uns vorliegenden Lieferungen Zeugniß. Mit der Lieferung 26 beginnt ein neuer Band, nämlich der zweite Halbband des ersten Theiles von Europa, was im Interesse der Handlichkeit des umfangreichen Buchs sehr zu loben ist.

Wir möchten heute nur kurz auf diese neuen Lieferungen, in welchen Oesterreich-Ungarn an die Reihe kommt, hinweisen, eine eingehendere Besprechung aber erst im Zusammenhange mit den weitern Lieferungen geben, welche Oesterreich-Ungarn behandeln werden.

Neue erzählende Schriften.

1. Die Dulderin. Von Eugen von Jagow. Berlin, Heine. 1887. 8. 4 M.

Der bekannte pariser Feuilletonist und Novellist hat mit seinem ersten Roman bewiesen, daß er auch auf diesem Gebiete dieser schwierigeren Kunstgattung Tüchtiges zu leisten versteht. Er liefert in „Die Dulderin" freilich kein Zeitungs- und Leihbibliothekenfutter mit Sensations- und Effecthascherei. Er erzählt in Tagebuchform und im Chronikstil den traurigen Lebenslauf eines weiblichen Wesens, welches seinen Beruf zwar voll und ganz ausfüllt, aber an der Seite eines Mannes leben muß, der es nicht versteht und dessen hartem Sinn und schwachem Charakter es sich nicht anzupassen weiß. Während der Gatte nur sich selbst, ferner seinen ältesten Sohn und vor allem das Geld liebt, besitzt die Frau ein hingebendes Herz sowie lebhaften Sinn für alles Schöne und Edle und liebt alle ihre Kinder abgöttisch. Als diese herangewachsen, beschließt sie, mit den drei jüngern von ihnen — unter zeitweiliger Trennung von dem Manne, der sich immer mehr von ihr abgewandt — nach einer Universitätsstadt zu ziehen. Dieser Schritt, von dem sie sich für die Zukunft viel Gutes versprach, erweist sich aber als verhängnißvoll; denn sie wird von ihrem Manne und ihrem bei diesem zurückgebliebenen ältesten Sohne wie eine Verstoßene behandelt. Sie, die es aus Rücksicht auf ihre Kinder nicht hatte zu einer gerichtlichen Scheidung kommen lassen, muß nun die bittersten Kränkungen und Entbehrungen erdulden. Die daheim gebliebenen von Gollensdorfs bemühen sich eifrig, ihr das Leben unerträglich zu machen; allein sie bleibt nach wie vor edel und opfermuthig. Bill, der älteste Sohn, dem sie zu seiner Frau verholfen — dieses Weib zeichnet Eugen von Jagow mit wenigen Strichen meisterhaft —, vergilt ihre Mutterliebe mit dem unglaublichsten Undank. Seine Gattin, die eigennützige, eitle, habgierige, von ihm leidenschaftlich geliebte Klarissa, bestimmt ihn zur Erfüllung aller ihrer selbstsüchtigen Wünsche, und er geht soweit, der Mutter selbst die kleinste Geldsendung abzuschlagen. Schließlich gelingt es dem saubern Ehepaar, Mutter und Brüder gänzlich aus dem Herzen des ohnehin gleichgültigen Familienvaters zu verdrängen und sich noch bei Lebzeiten des letztern in den Alleinbesitz des großen Erbritterguts zu setzen. Nur die Drohung der drei Brüder, den Schurkenstreich einem Familienrathe unterbreiten zu wollen, bewegt Bill, die Enterbten mit größern Summen abzufinden.

Der Verfasser versteht es, all das Peinliche, das sich im Verlaufe seiner Erzählung darbietet, mit größter Mäßigung und Discretion zu behandeln. Man erkennt bald, daß er wirklich Erlebtes schildert; so unwahrscheinlich manches an und für sich klingen mag, so zweifellos lebenswahr muß es uns im Rahmen des Ganzen dünken. Namentlich was Frau von Gollensdorf senior und Bill betrifft, so haben ihm gewiß leibhaftige Vorbilder Modell gestanden.

Bei aller Einfachheit in Handlung und Darstellung ist das Buch ungemein spannend und eigenartig. Das Tagebuch der Mutter ist recht poetisch geschrieben; dasjenige des zweitältesten Sohnes Egon erfreut durch gesunde Lebensanschauung, durch Sinn für Pflichttreue und durch den frischen Humor, der die sonst so traurige Geschichte stellenweise würzt. Die Kriegsberichte, welche Egon während der Belagerung von 1871 an die besorgte Mutter nach Deutschland schreibt, um sie in ihren einsamen Stunden aufzuheitern, sind sehr hübsch und bilden Lichtblicke im Leben der schwergeprüften Frau, deren einziger Fehler allzu große Herzensgüte gewesen. E. von Jagow's größeres Werk ist ein vielversprechendes Debut; kein Buch nach der Schablone, sondern eins für Kenner.

Nicht minder düster, aber viel „sensationeller", sogar recht blutrünstig, ist:

2. Gräfin Aranka. Roman von Balduin Groller. Leipzig, Wartig's Verlag. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Ebenfalls der erste Roman eines bisher nur als Feuilletonist und Novellist bekannt gewordenen Autors! Dieser Roman bleibt zwar an Umfang so ziemlich hinter dem üblichen Maß zurück; dafür aber übertrifft er an Stoffreichthum und Handlungsfülle manchen viel größern. Offen gesagt, scheint uns der Roman nicht das eigentliche Gebiet Groller's werden zu sollen; schon seine romanartige, fast ebenso umfangreiche Novelle „Prinz Klotz" (1886) flößte uns keine hochfliegenden Erwartungen ein, so reizend und vorzüglich seine kurzen Erzählungen und Skizzen („Junges Blut", „Weltliche Dinge") auch sein mögen.

Stofflich ist „Gräfin Aranka" höchst eigenartig und merkwürdig, stilistisch glanzvoll; die Schilderungen sind trefflich, der graziöse, formvollendete Dialog läßt nichts zu wünschen übrig. Die Charakterzeichnung ist lebenswahr, das Colorit wohlgelungen — der Verfasser stammt ja aus Ungarn! —, die Handlung ungemein spannend. Was haben wir also gegen ein Buch, das all diese werthvollen Eigenschaften besitzt? Daß es zu sehr mit grellen, blutigen Effecten arbeitet und so zu einem nicht allzu anziehenden Gemisch von Feinheit und Sensation wird.

Der überaus reiche ungarische Graf Zsigris, der alle Freuden des Lebens durchgekostet hat und sehr früh zum kränkelnden Greis geworden ist, heirathet, um seinen habsüchtigen Verwandten ein Schnippchen zu schlagen, ein junges Weib, das er irgendwo im Schlamme aufgelesen hat und von dessen berückender Schönheit seine halbstumpfen Sinne noch einigermaßen gereizt werden. Er erwartet von Aranka Dankbarkeit dafür, daß er sie zur Gräfin gemacht und ihr in Paris eine Ausbildung hat geben lassen. Aber er täuscht sich gewaltig. Sie will zwar eine reiche Magnatin sein, nicht aber die Gattin eines abgelebten Wüstlings. Er flößt ihr einen unüberwindlichen Ekel ein; ihre gesunde Natur ließ ihr andere Ideale vorschweben als ihren Andreas, den sie sich stets drei Schritt vom Leibe zu halten weiß. Er haßt sie, weil sie seiner Sinnlichkeit widersteht, und sie haßt ihn, weil sie wahrnimmt, er habe sie nur geheirathet, damit sie seine Sinnlichkeit befriedige und ihm zur Enterbung der auf seinen Tod lauernden Verwandten diene. Sie führt ein einsames, trauriges Leben. In den Augen der Welt seine Frau, bleibt sie ihm in Wirklichkeit fremd. Aeußerlich ist sie marmorkalt; sie scheint die Liebe nicht zu kennen; aber in ihrem Herzen tobt ein Sturm und es fehlt nur noch „der Rechte". Der Graf, anfangs eifersüchtig, erkennt bald, daß alle Huldigungen seiner Gäste und Freunde sein schönes Weib gleichgültig lassen; schließlich gewinnt er die Ueberzeugung, sie sei überhaupt herzlos und verachte die ganze Männerwelt. Allein eines Tags wird das Dornröschen aus dem Schlafe erweckt. Der Prinz erscheint in Gestalt eines Staatsanwalts auf der Bildfläche. Ein durch und durch charaktervoller Mann, sträubt er sich mächtig gegen die Liebe, die auch bei ihm Einzug zu halten beginnt; aber trotz seiner bessern Erkenntniß kann er sich bald nicht mehr der Einwirkung ihres Zaubers entziehen. Er verliebt sich leidenschaftlich in Aranka; doch weiß er sich zu meistern und schließlich siegt der Staatsanwalt gänzlich über den Liebenden. Die Gräfin, welche zum ersten male im Leben glücklich ist, will nichts anderes als Gregor sehen, sich an seinem Anblick weiden; er indeß, wissend, wie gefährlich für Beide das werden müsse, beschließt, sich loszureißen.

Diese langen, schweren Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht schildert Groller hinreißend; ebenso den Seelenzustand des aufflammenden, halbgebildeten Weibes, das nicht nach Pflicht und Sitte fragt, sondern nur die Regungen des eigenen Herzens beachtet.

Nachdem Gregor von Aranka Abschied genommen, wird diese von der bittersten Verzweiflung erfaßt. Doch übertrifft noch den Schmerz ihrer hoffnungslosen Liebe der glühende Haß gegen Andreas. Im Augenblick ihres größten Jammers erscheint ihr Diener Iwan, ein treuer Sklave, ein geistig wie körperlich unentwickelter Halbmensch, den Aranka als ein unterwürfiges Hausthier betrachtet. Dieser Taubstumme wird ihr zum bösen Verhängniß. Mit der Kugelflinte bewaffnet, will er die Herrin zur Vogeljagd abholen. Zuerst ihren wilden Schmerz und dann, da der Graf vorbeikommt, den Haß in ihrem Auge erblickend, frägt er durch Geberden, ob der Vorübergegangene ihr Unglück verschuldet habe. Unter erneuten Thränenströmen nickt sie bejahend und einen Augenblick später haucht der Graf, von Iwan erschossen, sein Leben aus.

Am nächsten Morgen sieht Aranka den Geliebten an der Bahre Zsigris' als Staatsanwalt wieder. Dieser nimmt den Thatbestand auf und stellt fest, daß kein Selbstmord vorliegt, sondern daß der tödtliche Schuß aus dem Fenster Aranka's gekommen ist. Das schöne Weib, welches unter der Anklage des Mordes verhaftet wird, gesteht dem Manne des Gesetzes, daß sie nur seinetwegen hat Iwan die gräßliche That begehen lassen. Sie beschwört ihn, mit ihr zu entfliehen. Er lehnt das ab und

verneint ihre Frage, ob er sie noch liebe. Iwan verhilft ihr zur Flucht; sie hofft, diesen Idioten bald abschütteln zu können, irrt sich aber; denn er wird bald von Liebeswuth erfaßt und ringt mit ihr; schließlich stößt sie ihm, um sich seiner zu erwehren, ihren Dolch bis ans Heft in den Hals. In diesem Augenblick taucht auf einer benachbarten Anhöhe die Gestalt eines Mannes auf. „Gregor!" schreit Aranka grell. Aber schon legen sich Iwan's Hände wie eiserne Klammern um ihre Kehle und in einer Minute sinkt sie erwürgt nieder, noch ehe Gregor herbeieilen kann. Der Unhold blickt den Staatsanwalt wie eine wüthende Bestie an, hebt die schöne Leiche vom Boden und will mit ihr fort, aber die Kräfte verlassen ihn; er taumelt und stürzt mit seiner Last entseelt in den Abgrund.

Nur in der gröbsten Wirklichkeit oder in der kühnsten Phantasie vermögen so gräßliche Situationen zu entstehen. Freilich können ungewöhnliche Menschen, wie Iwan und Aranka, leicht Ungewöhnliches thun; aber der Schluß ist allzu schrecklich und befriedigt nicht. Der ganze Iwan ist viel zu unerquicklich. Dagegen sind die Gestalten des Stuhlrichters Konopy und des Kammerdieners János wohlgelungen.

Köstlich und von himmelweit verschiedener Art ist das nächste Werk, das uns vorliegt:

3. Novellen von W. Hildebrandt. Mit einem einleitenden Briefe von Paul Lindau. Berlin, Rosenbaum. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Mit vollem Recht schreibt Lindau, der Entdecker des Hildebrandt'schen Talents: „Wenn er die Schriftstellerei zu seinem Lebensberuf gemacht hätte, würde er zu den bekanntesten und beliebtesten Schriftstellern gehören." Ueberhaupt ist Lindau für den Verfasser begeistert und er bedauert lebhaft, daß derselbe zu wenig Ehrgeiz besitzt, um häufiger aus seiner Juristerei herauszutreten und statt Acten Novellen zu schreiben. Das große Lob, das der hervorragende, sonst schwer zu befriedigende Kritiker dem fast unbekannten Autor auf drei gedruckten Seiten zollt, ist durchaus berechtigt.

Die fünf Erzählungen des Bandes zeugen von reicher Erfindungsgabe, seltenem Erzählertalent und scharfer Menschenbeobachtung. Sie sind theils tief ernst, theils sprudelnd heiter. Der Humor ist ein gesunder; die Handlungen, die Schilderungen, der Dialog, die Schreibweise: alles macht den erfreulichsten Eindruck. Selbst die kühnsten Gedankensprünge vollführt Hildebrandt mit elegantester Sicherheit. Wer an excentrischen Abenteuern Gefallen findet, dessen Zwerchfell wird durch „Der große Bummler" erschüttert werden. Ein wahres Cabinetsstück an Launigkeit ist „Der Kriegsminister des Königs Theodor". Wer mehr Sinn hat für die tragischen Seiten des Lebens, wird mit Paul Lindau der „Testamentscommission" die Palme reichen. Auch „Mein Doppelgänger" und „Der Skat-Onkel" werden jedem Leser aufs beste gefallen und ihn in die heiterste Stimmung versetzen.

Diese fünf Novellen, durchweg sehr frisch und flott geschrieben und sämmtlich etwas phantastisch angehaucht, werden namentlich als Reise- und Sommerfrischelektüre vielfach gewürdigt werden. Man begleitet den Verfasser willig bald nach den Prairien Südamerikas, bald an die Table d'hôte eines französischen Bades oder nach einer weltentlegenen Insel an der Küste von Mexico; denn stets und überall fühlt man sich durch ihn angenehm angeregt. Hildebrandt gehört entschieden zum Stamme der „Prinzen von Genieland" und hätte des Lindau'schen Geleitscheins wahrlich nicht bedurft, um sich Anerkennung zu verschaffen.

4. Aus dem Reiche des Herzens. Skizzen und Erzählungen von Ida Hofmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1887. 8. 2 M.

Keine bedeutende, aber angenehme Erscheinung, die von keinem großen, aber einem sehr freundlichen Talent zeugt. In einer recht hübschen Vorrede entschuldigt sie sich, daß sie lediglich Liebesgeschichten bietet und vertheidigt mit Erfolg die Berechtigung dieses Genres, immer und immer wieder gepflegt zu werden; denn schließlich bleibe die Liebe stets etwas Wichtigeres als „die Arbeiterfrage, die Frauenemancipation, die Colonialpolitik, der Naturalismus oder die Branntweinsteuer", und sie sei jederzeit „actueller" als alle Zeitfragen. Selbst Max Nordau, bekanntlich ein Gegner der literarischen Thätigkeit der Frauen im allgemeinen, findet (in einem — veröffentlichten — Briefe an die Verleger) aufmunternde Worte der Anerkennung für Frau Hofmann. Wir wissen nicht, in welchem Alter diese Dame steht; wenn sie noch jung ist, so darf man erwarten, daß sich ihre Begabung auch nach denjenigen Seiten hin, wo dieselbe noch etwas schwach ist, ausreifen werde. Dann kann sie es zu einem ehrenvollen Namen bringen. Der sich in diesen neuen Geschichten kundgebende gute Geschmack, die Glätte der Darstellung, die Freiheit von allen Trivialitäten und Uebertreibungen: all dies läßt das beste für die Zukunft hoffen.

Leopold Katscher.

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri, Die Hölle. (Göttliche Komödie I.) Metrisch übertragen von Karl Bertrand. Heidelberg, Köster. 1887. 8. 4 M.

„Schon wieder eine Dante-Uebersetzung? So wird mancher verwundert fragen. Und nicht unberechtigt wäre die Frage." Mit diesen Worten beginnt der Verfasser das Vorwort zu seiner Arbeit; doch erhebe diese, fügt er bei, nicht den Anspruch, eine Lücke auszufüllen, auch sei

dieselbe nicht für einen weitern Lesekreis bestimmt, sondern lediglich das Andringen der Freunde habe die Herausgabe veranlaßt. Erst am Spätabend des Lebens ist der Verfasser mit Dante vertraut geworden und er bittet den Leser zu bedenken, daß sein Lebensberuf als Arzt bisher nicht gewesen, Verse zu schmieden, sondern der, kranke Menschen gesund zu machen. Alle diese Umstände dürften den Beurtheiler nicht binden; zum Glück steht die Sache aber so, daß die Arbeit für sich selbst spricht und solcher Entschuldigungen nicht bedarf. Es ist wahr, der deutschen Dante-Uebersetzungen gibt es bereits eine große Menge, darunter treffliche Arbeiten, bei denen es schwer hält, besondere Vorzüge der einen vor der andern herauszufinden; solange indeß noch opferwillige Verleger dazu bereit sind, möge der Wettbewerb nach dem Ziel einer besten Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ ungehemmt fortdauern.

Prüfen wir nun, was in der vorliegenden Arbeit geboten wird. Das Bestreben des Verfassers ging, wie selbstverständlich, dahin, bei treuer Wiedergabe des Sinnes, ohne sich zu weit von der Ausdrucksweise des Dichters zu entfernen, eine fließend lesbare Uebersetzung zu liefern. Nach dem Vorgange der meisten Neuern hat der Verfasser die gereimte Terzinenform des Originals aufgegeben und sich mit dem reimlosen iambischen Fünffüßler begnügt. Auf die Frage, die sich der Verfasser stellt, ob der Reim wesentlich für eine metrische Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ sei, ist mit „Ja“ und mit „Nein“ zu antworten: handelt es sich lediglich um eine treue, dabei dem Leser genießbare Wiedergabe des schwer wiegenden Gedankengehalts der Dichtung bis in ihre feinsten Einzelheiten, so wird nur die Abstreifung der Fessel des dreifachen Reimes dem Uebersetzer die Möglichkeit bieten, der Forderung einer vollkommenen Treue gerecht zu werden; soll dagegen das Original, so harmonisch gestaltet, wie es ist, nachgebildet zur Erscheinung kommen, so wird jener Dreiklang zu etwas Wesentlichem, zum nothwendigen Kleide der Idee. Wie oft kommt es in der „Komödie“ vor, daß das Gewicht des Gedankens in den dreimal wiederholten Reim gelegt ist, daß nur durch diesen der angeschlagene Ton voll auszuklingen vermag! Das geht alles in einer reimlosen Jambenübersetzung verloren. Andererseits ist in unser deutschen Sprache, zum Unterschied von der italienischen, ein jederzeit bereiter Dreiklang des Reims, so selten, daß der Uebersetzer bei Anwendung desselben meistens allzu viel von dem Sinne des Originals zu opfern genöthigt ist, und da jedes Wort bei Dante sein Gewicht hat, so bleibt es wol das Gerathenste, auf den Reim zu verzichten; ja es dürfte sich einem vielleicht die Frage aufdrängen, ob hier nicht überhaupt die Versificirung fallen zu lassen und eine völlig ungehinderte markige Prosa vorzuziehen sei — aber freilich eine solche ist weit schwieriger als die Einförmigkeit der iambischen Fünffüßler.

Was nun die vorliegende Uebersetzung betrifft, so muß anerkannt werden, daß sie der obenerwähnten Forderung, die der Verfasser selbst an sie stellt, im allgemeinen entspricht: sie gibt den Wortlaut des Originals wie auch den Gedankenrhythmus desselben getreu wieder und liest sich bequem und fließend. Der Referent hat das letztere erprobt, indem er nicht blos den einen oder andern Gesang aufmerksam prüfte, sondern, von Kapitel zu Kapitel fortgezogen, mit erneuter Befriedigung die 34 Gesänge der „Hölle“ bis zu Ende durchlas. Die öfter vorkommenden Hiaten und das sprachwidrige Imperfectum „frug“ haben ihn in dem Genusse der Lektüre nicht empfindlich gestört, noch weniger der einmal sich einmischende Sechsfüßler (Gesang 13,98). Damit glaubt der Referent das Geschäft der Beurtheilung in der Hauptsache abgethan: die Uebersetzung gehört zu den bessern der bisjetzt vorhandenen und ist empfehlenswerth. Doch will er nicht unterlassen, bezüglich der „Erläuternden Vorbemerkungen“ sowie dann der Uebersetzung des ersten und der größern Hälfte des dreiunddreißigsten Gesanges, worin das tragische Lebensende des Ugolino besungen ist, zweifelnd und berichtigend auf Einzelnes einzugehen.

Jene erstere bereite trefflich das Verständniß der „Komödie“ im allgemeinen vor; die Mittheilungen darin stützten sich hauptsächlich auf die schöne Einleitung zu Julius Braun's frei gereimter Uebersetzung der „Hölle“ und auf dessen Auszüge aus K. Hillebrand's französischem Werk über Dino Compagni und das Zeitalter Dante's. Zweifelhaft aber und über das Beglaubigte hinausgehend ist doch wol, daß Brunetto Latini sich des verwaisten Knaben angenommen und seine Erziehung geleitet habe; dann, daß Dante vor Abfassung der „Komödie“ in eine sinnliche Reaction verfiel, sich dem wüsten Treiben der Guelfenpartei anschloß und den Genüssen und Ausschweifungen des Lebens überließ. Nur zum Theil richtig ist es weiter, daß das „Neue Leben“ von Dante seine Sonette, Balladen und Canzonen enthalte; denn der bedeutendere Theil davon befindet sich nicht in diesem; unrichtig ferner ist als das Todesjahr des Dichters 1320, statt 1321 angegeben, und ebenso verfehlt die Angabe, derselbe sei während seiner Verbannung von den Markgrafen Malespina in Lucca beherbergt worden, indem diese ihre Heimat und Herrschaft vielmehr in der Landschaft Lunigiana, außer Berührung mit Lucca, hatten.

An der Uebersetzung der beiden erwähnten Gesänge hat der Referent einige Ausstellungen zu machen; es sind dies alles Dinge, welche dem schlichten Leser, der nur der allgemeinen Auffassung nachgeht, keinen Anstoß geben würden, die aber doch bei genauerm Vergleichen mit dem Wortlaut des Originals sich der Beachtung aufdrängen. Voraus ist zu berücksichtigen, daß in einer gereimten Terzinenübersetzung auch diese zumeist ohne Belang wären, da hier die Reimnoth nur zu oft als Gebieterin herrscht, nicht aber in einer reimlosen Jambenübersetzung, wo die Wahl der Worte und Satzfügungen eine so zwanglose ist. Am häufigsten sind, wie meistens in versificirten Uebersetzungen, abschwächende Verallgemeine-

rungen des einfachen, bündigen und energischen Wortlautes im Original: so für paura (Furcht 1,14) ohne Noth „banges Weh", für rovinava (stürzte 1,61) „floh", für (Ilion) combusto (verbrannt 1,75) „gefallen", für a tanta noia (in solche Qual 1,76) „ins Trauerthal", für (questa bestia) per la qual tu gride (um deßwillen du schreiest 1,94), „das Klagen dir erpreßt". Schon den Sinn selbst entstellend ist die Wiedergabe von tuo volume in 1,84 durch „deine Werke"; denn es kann hier nichts anderes gemeint sein als das eine Werk Virgil's, „Die Äneide", wonach dann auch die Bedeutung von cercare etwas anders zu fassen wäre.

In einigen Stellen erscheint der Wortbegriff abgeändert: mi ritrovai (1,2) heißt nicht „ich fand mich wieder", sondern einfach „ich fand mich"; fuggira (1,25) nicht „ich strebte vorwärts", sondern im Gegentheil „ich floh"; passar (1,95) nicht „durchkreuzen", sondern blos „gehen"; forbire (33,2) nicht „reiben", sondern „abwischen"; di sotto bei l'uscio (33,46) bezeichnet hier nicht eine „untere" Pforte des Thurmes, als wenn dieser ein unteres und ein oberes Thor gehabt hätte, sondern den Eingang „unten am Thurme. Sind diese Abweichungen von dem originalen Wortsinne auch nur gering, so modeln sie doch leise die Anschauung des Lesers, und sie konnten unsers Erachtens in der reimlosen Uebertragung leicht vermieden werden. Auch gewisse lahme, ungeschickte Ausdrucksweisen mußte der Uebersetzer unterdrücken und Besseres an die Stelle setzen, wenn er z. B. sagt (1,13) „als zu Ende jenes Dickicht ging"; oder (33,14) „der Erzbischof Ruggier", wo das durch gesperrten Druck zur Betonung erzwungene „der" an Stelle von „dieser hier" nimmermehr die Bestimmtheit von „questi è l'arcivescovo Ruggieri" erreichen und leicht misverstanden werden kann; noch schlimmer als dies (33,45) „Und jedem bangte noch vom Traume her" für E per suo sogno ciascun dubitava, darum schlimmer, weil, abgesehen von der Ungeschicklichkeit des Ausdrucks, in den Worten der Uebersetzung gar nicht gesagt ist, daß jeder von den Söhnen mit dem Vater einen gleichen Traum hatte, was so leicht durch „ob seines Traumes", anstatt „vom Traume her" wiederzugeben war. Ungern vermißt man ferner in 1,17 die Wiedergabe des già („schon") sowie 1,28 die von un poco („ein wenig") und 33,3 die von diretro, was hier den Hinterschädel bezeichnet, obwol ja in allen drei Stellen dieselbe für das Verständniß nicht gerade nothwendig erscheint. Aber man erwäge, um viel strenger die Anforderungen an eine reimlose Uebersetzung sein dürfen und müssen, als an eine gereimte Terzinenübersetzung!

Deshalb sind in einer solchen auch andere, dem Leser vielleicht unmerkliche, ja den strengen Wortsinn des Originals vielleicht anmuthig umschreibende oder erklärende Entstellungen desselben nicht wohlgethan. Weshalb, darf man fragen, hat es der Verfasser vorgezogen, in 1,40 das lakonische quelle cose belle, anstatt wörtlich zu übersetzen „jene schönen Dinge", durch „die Welten" erklärend zu umschreiben? Weshalb vertauschte er in 1,60 das energisch Dante'sche dove il sol tace, d. i. „wo die Sonne schweigt", mit dem matt umschreibenden „wo nie die Sonne leuchtet"? Auch die wirksam malerische Vorstellung von dem „See des Herzens" (lago del cor 1,20) als Sammelstätte des Blutes, möchten wir uns nicht entkräften lassen durch des Verfassers an sich ganz treffende, aber den Urtext doch verwässernde Umschreibung („jene Furcht), die mir das Herzblut schier erstarren machte". Gewiß auch nicht zu billigen ist in 1,105 die Ortsangabe tra Feltro e Feltro, was ja nach der einen Deutung geheimnißvoll zwei gleichnamige verschiedene Orte bezeichnen soll, durch das einmalige „bei Feltro", trotzdem daß die Anmerkung dazu zwei Städte dieses Namens aufführt. Was die vorhergehende historische Notiz zur Deutung des „Windhundes" (veltro) betrifft, so muß die Erklärung des Verfassers, daß „nach Annahme der Meisten" der Fürst von Verona Can Grande darunter zu verstehen sei, dahin eingeschränkt werden, daß vielmehr alle ältern Ausleger bis zum 16. Jahrhundert nichts davon wissen und erst in diesem die Deutung auf den Fürsten auftaucht und von da sich in die Folgezeit weiter verbreitet.

Noch zwei Fälle von Verletzung der originalen Gedanken- und Satzverbindung mögen hier nicht unerwähnt bleiben. Der Text sagt in 1,8.9: „Doch um vom Heil zu handeln, das ich da fand, will ich von den andern Dingen reden, die ich daselbst gewahrte" (ma per trattar del ben — Dirò dell' altre cose etc.). Die Absichtspartikel per („um") erscheint hier wesentlich und bringt die beiden Sätze in solche Beziehung, daß nach der Meinung des Dichters das Erzählen der andern Dinge die nothwendige Vorbereitung ist für die Darstellung des Heils in allem Weitern; diesen Gedankenzusammenhang haben andere Uebersetzer, selbst solche, welche die Terzinenreimung festhielten, genau wiedergegeben; ja Philalethes geht, nicht ganz berechtigt, darüber hinaus, indem er ein Zeitverhältniß daraus macht („Doch eh' vom Heil — ich handle, Meld' ich erst And'res"). Dieser Uebersetzer dagegen, die Gedankenbeziehung auflösend, führt an Stelle derselben die farblose Nebeneinanderstellung ein:

> Doch auch des Guten hab' ich dort gefunden
> Und will erzählen, was ich sonst gesehen.

Endlich im dreiunddreißigsten Gesange 82,83 erhebt er die indirecte Aufforderung an die beiden Inseln Capraja und Gorgona, die Mündung des Arno zu versperren (Morasi la Caprara e la Gorgona), zu einer directen an dieselben; das wäre an sich ja statthaft; sprachlich unstatthaft aber ist es, diese directe Anrede in die andere, an die Stadt Pisa gerichtete, einzuschalten und so gewissermaßen die eigentliche Anrede durch die untergeordnete zu sprengen.

Fast alle diese Ausstellungen sind gegenüber der Vortrefflichkeit der Uebersetzung im ganzen so geringfügig, daß sie der oben ausgesprochenen Anerkennung ihres Werthes keinen Abbruch thun: sie leistet wirklich, was der Verfasser im Vorwort verspricht, sie ist treu und lesbar,

letzteres vielleicht in höherm Grade als die meisten ihrer Vorgänger. Vergessen wir dabei nicht, daß wir es mit einer reimlosen Uebersetzung zu thun haben und daß das eigentliche Problem auf dem Gebiete einer gereimten Terzinenübersetzung zu lösen bleibt, die doch allein dem Original in seiner ganzen Schönheit, in der harmonischen Verschmelzung von Inhalt und Form gerecht zu werden vermag. Solange indeß dieses Problem erst annähernd gelöst ist, müssen wir uns an dem leichter Ausführbaren, einer guten reimlosen Uebertragung des schwierigsten aller Dichterwerke, genügen lassen, und als eine solche kann die gegenwärtig vorliegende bezeichnet werden. Was der Verfasser in Anmerkungen zur Erklärung des Textes gethan, ist spärlich, aber für den Zweck, den er im Auge hatte, ausreichend. Es ist wol zu vermuthen, daß derselbe in gleicher Art die beiden andern Theile folgen zu lassen beabsichtigt, wozu wir ihm aufrichtig Kraft und Muße wünschen.

Theodor Paur.

Aus Deutschland für Frankreich.

Figures de l'Allemagne contemporaine par Jean Fastenrath. Paris, Savine. 3 fr. 50 c.

Die so oft beklagte Theilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher sich der Deutsche von seinen mitlebenden Schriftstellern nur allzu oft fernhält, mag schon manchem den Wunsch abgepreßt haben: „O, daß ich doch ein Franzose wäre.“ Mit Wehmuth betrachtet er den gelben Einband, auf dem unter einem ganz unbekannten Namen das reizende Wort „Onzième Edition“ steht. Da der Franzose den Weltmarkt für sich hat und man doch zu allen Ohren redend dringen möchte, hat Johannes Fastenrath, der uns schon oft zeigte, wie man spanisch kommt, den Versuch gewagt, einmal französisch zu kommen. Es sei gleich gesagt, daß er gar nicht übel gelungen ist. Wenn Kaiser Karl V. einen Mann, der fünf Sprachen konnte, für gleichwerthig mit fünf Männern hielt, so darf sich Johannes Fastenrath für drei Schriftsteller schätzen. Wir besitzen von ihm eigene und übertragene Dichtungen in der Muttersprache; die Spanier kennen ihn durch seine „Walhallas“, und nun will er auch die bekanntlich widerspenstigen Franzosen gewinnen, sich für unsere, leider meistens schon verschiedenen Zeitgenossen zu interessiren. Denn die Aufsätze, in denen er Lasker, Brehm, Notter, Raimund, die Gallmeyer, Geibel, Laube, die Haizinger, Makart, Hillebrand, Wagner, Fanny Elßler, von der Traun, Abt, Hiller, Stieler, Meißner, Nachtigal, den Herzog von Braunschweig, Ludwig Braunfels*), Canon, Scheffel, Scaria, Piloty, Steinle, Amerling und viele andere den geehrten Feinden d'outre-Rhin vorstellt, sie reden von unsern Todten, und so gemahnt das Buch an einen großen Nekrolog.

Johannes Fastenrath, der nicht nur auf deutschen Universitätsbänken, sondern auch auf denen der Sorbonne, des College de France und wahrscheinlich fern, fern auf jenen von Salamanka gesessen, verräth auf jeder Seite seine weltumfassende Bildung. Er hat seinen romanischen Vorbildern und Collegen auch etwas von jener Ueberschwenglichkeit in Stil und Ausdrucksweise abgelauscht, die sich so gut mit der traditionellen Grandezza des Spaniers vereinigen läßt. Wenn der Spanier alles „à la disposicion de Usted“ stellt, ohne zu hoffen, daß Haus, Weib, Pferd, Hund und Diamant auch sofort angenommen werden, so hat Fastenrath für alles Höchste Lobpreisung, und auch in seinem Hasse ist er hyperbolisch, obgleich die, welche ihn persönlich kennen, wissen, daß er das beste Herz hat, welches je in Köln am Rhein geschlagen. So kommt es denn, daß man seine Schilderungen von Menschen und Dingen mit größtem Interesse mit fortwährender Belehrung liest, nicht aber ohne Kopfschütteln und ohne vollkommenes Einverständniß. Das ist ja auch nicht nöthig, wenn unser Autor nur zum Nachdenken anregt, und das thut er reichlich. Stimmt man doch auch nicht mit jedem Zeitungsartikel überein, der einen soeben Dahingeschiedenen nekrologisirt, dessen Charakterbild noch ungefestet vor unsern Augen schwankt. Fastenrath's französische Aufsätze sind eben Feuilletons, Augenblicksbilder, und wenn der gestern geschiedene Friedrich Vischer gesagt hat, wenn er seine gedruckten „Aesthetica“ wieder lese, so möchte er alles umstoßen, so wird Fastenrath an seinem siebzigsten Geburtstage, den ich ihm in Freuden zu begehen wünsche, dann auch nicht mehr immer seiner eigenen, jetzigen Meinung sein. Wenn er z. B. unter anderm sagt: „Man wird Wagner nicht mehr einen Cagliostro der Kunst, sondern eher einen Savonarola derselben nennen“, so finde ich das eine nicht zutreffender als das andere. Wenn er sagt: „Mais ce que je ne comprendrai jamais, c'est qu'il se soit trouvé des journalistes allemands, comme M. Max Kalbeck et d'autres, qui, dans leurs soi-disant critiques, n'ont écrit sur Wagner et le Parsifal que des articles sans pudeur et des pamphlets insipides“, so mußte er doch bedenken, daß man es von jeher liebte, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn. Sein Urtheil über Kalbeck's Musikkritiken ist aber nicht gerecht und mehr auf „d'autres“ passend. Der gefühl- und herzvolle Lyriker Kalbeck schreibt wol manchmal sehr herzlos und absprechend, aber um insipidement zu schreiben, dafür hat er zu viel Wissen, Können und Witz. Der Witz ist freilich ein Geselle, der lieber einen guten Freund tödtet, ehe er sich es nehmen ließe zu glänzen.

*) Den sehr verdienstvollen Uebersetzer spanischer Dramen und des „Don Quixote“, einer Lebensarbeit.

Was sich aber bei so vielem Trefflichen gegen Fastenrath's kleine Extravaganzen sagen ließe: der Zweck heiligt die Mittel, und die Tendenz, Franzosen und Deutsche zu versöhnen, zu vereinen, indem man sie einander näher bekannt macht, muß jede Nörgelei verstummen lassen. Fastenrath meint, wie Lesseps, der große Franzose, die Wellen des Rothen Meeres den Wogen des Mittelländischen Meeres zu einen wußte, so sei auch ein Kanal guter Beziehungen zwischen Galliern und Germanen zu errichten. Wenn das Buch „Figures de l'Allemagne contemporaine" hierzu auch nur Ein Schaufelwurf ist, so darf man Fastenrath wegen seines Versuchs nicht tadeln. Heine und Börne haben Französisch geschrieben. Es ist kein Verbrechen, wenn ein deutscher Schriftsteller nicht abwartet, bis man ihn übersetzt. Den spanischen Versuchen Fastenrath's können wol wenige kritisch nachgehen; mögen recht viele Tausende von Lesern über sein Französisch zu Gericht sitzen.

Alfred Friedmann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wir haben über eine Zahl von Zeitschriften zu berichten, die in neuester Zeit aufgetaucht sind. Die von Ernst Wechsler in Berlin herausgegebene „Deutsche Feuilleton-Zeitung" (Greiner u. Caro) macht es sich zur ernsten Aufgabe, zum Stelldichein der vornehmsten und beliebtesten Autoren, zur Heimstätte des feinen Feuilletons in allen Schattirungen und Abtönungen zu dienen. Besonderes Gewicht legt sie auf die „Hauptstädtischen Briefe" aus Berlin, Paris, London, Wien, Rom und andern großen Städten. Die Reihe der Mitarbeiter ist eine stattliche und enthält viele der besten Namen. Die vorliegenden Nummern bringen mehrere fein abgerundete Feuilletons. Für Redactionen wird diese Zeitung als Manuscript gedruckt.

Der von Ferdinand Avenarius in Dresden herausgegebene „Kunstwart" schreitet tapfer vor: er bringt Essays über alles was auf den Kunstgebieten, dem dichterischen, musikalischen und bildnerischen, für den Gebildeten zu wissen von Interesse ist, eine vorzugsweise kritische Rundschau, Feuilletonistisches in der Gestalt loser Blätter, eine Zeitungsschau. Der Herausgeber erklärt, daß der „Kunstwart" die drei Vorbedingungen mitbringt, die ein Blatt vereinigen muß: er kommt in einem anständigen Rocke, er macht seine Sache kurz, denn wer hat heutzutage viel Zeit, und er läßt sich nicht theuer bezahlen; denn wer gibt heutzutage gern Geld aus.

Ein „Norddeutsches Journal, Zeitschrift für Dichtkunst und Kritik", herausgegeben von Rudolf Eckart (Northeim, Karl Spannaus), bringt lyrische, epische, dramatische Gedichte, Novellen, Essays, Recensionen. Wir finden in den vorliegenden Nummern unter anderm ein größeres Epos von Heinrich Hart: „Das Lied der Menschheit", dem sich zunächst ein großer Farbenreichthum nachrühmen läßt, und ein dramatisches Gedicht von Gustav Kastropp: „Der Weg zum Glück".

Von dem überaus fleißigen Werke von Karl Leimbach: „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart", liegt die dritte Lieferung des dritten Bandes vor (Kassel, Theodor Kay). Das Werk bringt bekanntlich Biographien und Charakteristiken der Dichter und eine Auswahl aus ihren Dichtungen. Der Verfasser, ein Gymnasialdirector, ist auch Theologe, aber er wahrt sich durchaus den unbefangenen Blick: die Dichter sind alphabetisch geordnet und die vorliegende Lieferung umfaßt die Poeten von Karl Henckell bis Friedrich Hofmann. Die Aufnahme Karl Henckell's in die Sammlung beweist, daß der Herausgeber auch der jüngsten Generation gerecht wird und ihr nicht die Thüren seiner Walhalla verschließt. Es finden sich natürlich neben den hervorragenden Dichtern auch minder bedeutende und minder bekannte: aber der Herausgeber hält sich frei von dem Fehler, die letztern mit derselben Ausführlichkeit zu behandeln, wie die erstern: ein Fehler, den manche Chrestomatieen aufweisen. So ist hier Paul Heyse, seiner Stellung in der Literatur der Gegenwart entsprechend, überaus eingehend behandelt, nächst ihm kommt wol Wilhelm Herz. Dem jüngst verstorbenen Dichter Hermann Hölty wird der Herausgeber durchaus gerecht. Wir vermissen übrigens Franz Hirsch, der neben Rudolf Hirsch doch wegen seines trefflichen Idylls „Aennchen von Tharau" und seiner frischen Vagabondenlieder eine Stelle verdient hätte.

— Die Lassalle-Literatur ist wieder durch eine Schrift bereichert worden: „Lassalle's Leiden, dargestellt auf Grund einer verloren geglaubten Handschriftensammlung, mit dem Porträt Helene von Racowitza's, von Franz von Lenbach und zwei Briefen in Facsimile" (Berlin, Paul Hennig). Es liegt von der Schrift schon die zweite unveränderte Auflage vor. In der Handschriftensammlung finden sich zahlreiche, bisher unbekannte Briefe und Telegramme Lassalle's selbst, seiner Geliebten Helene von Dönniges, der Gräfin Hatzfeld, kurz der bei dem Liebesdrama hauptsächlich mitwirkenden Personen. Ein in der Sammlung abgedruckter Brief des großen Philologen Böckh ist von besonderm Interesse; er zeugt dafür, daß sich Lassalle gerade in gelehrten Kreisen eines großen Ansehens zu erfreuen hatte: war er doch an Böckh von keinem Geringern als von Alexander von Humboldt empfohlen worden. Es wurde gewünscht, daß sich Böckh in einer Familienangelegenheit an den Vater Helenens, Herrn von Dönniges, wende; es wurde seine Vermittelung angerufen. Ohne direct einzugreifen, stellte er einen Brief an Lassalle's juristischen Vertreter diesem zur Verfügung, in welchem er Lassalle's eminenten Geist, dessen tiefe Einsichten in den verschiedensten Gebieten, die außerordentliche Schärfe und Penetration seines Urtheils und seine große Darstellungsgabe anerkennt. Auch stellte er ihm das Zeugniß aus, daß er bei seiner politischen Thätigkeit nach bestem Wissen und Gewissen handle. Er habe viele liebenswürdige Eigenschaften und ähnlich wie der Reichskanzler sagt auch Böckh von ihm, daß er sich durch die Lebhaftigkeit und das Geistvolle seiner Unterhaltung stets von ihm angezogen gefühlt habe.

Im übrigen verbreiten die Briefe gerade kein neues Licht über die letzten Vorgänge in Lassalle's Leben; aber sie vervollständigen das Charakterbild des Philosophen und Agitators, der die Sprache einer im höchsten Grade erregten, in den dichterischen Hyperbeln des Sturms und Drangs sich ergehenden Leidenschaft spricht, mag er nun das höchste Glück verherrlichen, das ihm seine Liebe zu gewähren verspricht, oder der sich ihm zuletzt aufdrängenden Ueberzeugung von der Unwürdigkeit der Geliebten einen vernichtenden Ausdruck geben. Nach dieser Seite hin ist das Buch sehr interessant.

— Von dem Schriftstellerlexikon, das Adolf Hinrichsen unter dem Titel „Das literarische Deutschland" herausgibt (Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung), liegen zwei Lieferungen vor. Professor C. Beyer hat eine literarhistorische Einleitung zu dem Werke geschrieben, das nur lebende Schriftsteller der

Gegenwart in sein Register aufnimmt. Im ganzen sind die Artikel kurzathmig; die Grenzen zwischen der Wissenschaft und der schönen Literatur sind nicht scharf gezogen, ein Gelehrtenlexikon würde allein den Umfang absorbiren, den der Autor seinem Werk zu geben gedenkt. Von den schönwissenschaftlichen Schriftstellern vermissen wir die jüngern wie Alberti, Conradi, Ahrend, während wir einer großen Zahl gänzlich unbekannter Namen begegnen. Als Nachschlagebuch wird sich das „Literarische Deutschland“ trotz einzelner Lücken jedenfalls bewähren und seine Schuldigkeit thun.

— Im Verlag von Otto Spamer in Leipzig sind wiederum mehrere werthvolle Erzählungen für Jugend und Volk erschienen: wir erwähnen in erster Linie „Theodor Körner und sein Vaterhaus“ von W. Weyerganz. Körner ist einer der Lieblinge deutscher Nation: er hat seine Begeisterung für das Vaterland mit seinem Heldentode besiegelt. In seinem Vaterhause war Schiller ein gefeierter Gast: an den großen Meister knüpfen sich die Erinnerungen seiner Jugend. Eine Biographie Körner's kann deshalb viel Anziehendes aus dieser seiner ersten Lebenszeit berichten: auf das Vaterhaus folgt die Hochschule mit dem frischen Burschenleben, auf die Hochschule das Theater in Wien, wo er seine ersten stürmischen Erfolge errang, dann der Kampf und Tod im Befreiungskriege. In gefälliger novellistischer Einkleidung erzählt uns der Autor die Schicksale seines Helden; aus dem Liederschatze des Dichters sind viele Perlen von dauerndem Werth in die Erzählung verwebt; vor allem aber geben 42 Textabbildungen und ein Titelbild von Richard Knötel der Phantasie, die jene Lebensbilder sich vorführen will, einen festen Halt. Das Titelbild stellt Theodor Körner's Tod dar: von den übrigen erwähnen wir Schiller bei Körner in Loschwitz, Vorlesung des Tell im Körner'schen Hause, Im Werbebureau der Lützower, Ueberfall bei Kitzen, Körner am Vorabend seines Todes zu Gottesgabe in Mecklenburg.

Eine culturgeschichtliche Erzählung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts ist Adolf Glaser's „Masaniello“. Der Held der gewaltigen Revolution in Neapel steht im Mittelpunkte der lebendigen Darstellung; doch auch Galileo Galilei, den wissenschaftlichen Kämpfer gegen das päpstliche Dogma, hat der Verfasser mit in die Handlung verwebt; auch der Maler Salvatore Rosa spielt als Masaniello's Lehrer eine Rolle. Von den Bildern erwähnen wir: das Titelbild Masaniello beim Feste Maria del Carmine, Einzug der Banditen in ihr Raubnest, Masaniello's meuchlerische Erschießung.

In zweiter Auflage liegen die Volkserzählungen und Schilderungen aus dem berliner Volksleben von Ferdinand Schmidt vor (3. Bändchen). Auf dem localen Hintergrunde sind allerlei volksthümliche Geschichten, gelegentlich auch zeitgeschichtliche Skizzen aufgetragen: der Ton ist im ganzen schlicht und warm und so ist der Beifall erklärlich, den diese Sammlung gefunden hat.

— Von dem Verfasser der Schrift „In Kamerun“, welche Belehrendes und Unterhaltendes für die Jugend vereinigt, C. Falkenhorst, ist eine neue ethnographische Jugendschrift: „Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen. Die Erzählung spielt in unsern ostafrikanischen Colonien: von Sansibar aus bewegt sich ein Reisezug ins Innere des Landes, an dessen Spitze ein junger deutscher Gelehrter, eben jener Zauberer, steht, der mit seinen chemischen Experimenten, Feuerwerken u. dgl. m. sich bei jenen Wilden den Ruf eines großen Magiers erwirbt und sie gelegentlich in die Flucht schlägt. Die glückliche Erfindung gibt den Faden zu farbenreicher Schilderung von Land und Leuten, Thieren und Pflanzen, allen Eigenthümlichkeiten unserer vielversprechenden ostafrikanischen Colonien her. Durch die Illustrationen des geschmackvoll ausgestatteten Werks werden dieselben der Jugend zu lebendiger Anschauung gebracht werden.

Bibliographie.

Arlt, F., Meine Erlebnisse. Mit Porträts, in Heliogravure und Lichtdrnck, und der Facsimile-Prodnction eines Briefes. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Asbóth, J. v., Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien. Mit 25 ganzseitigen und 187 Text-Illustrationen, sowie einer historischen und 3 statistischen Karten und Tabellen. 1ste Abth. Wien, Hölder. 4. 3 M.

Bie, O., Die Mnsen in der antiken Kunst. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Bolz, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 4ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bormann, E., und A. Oberländer, Ein jedes Thierchen hat sein Pläsirchen. Zoologischer Lieder-Garten. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Braun, Klara, Klassisches Vergißmeinnicht. Gedenkbuch für alle Tage des Jahres. Der Freundschaft, Liebe und Weisheit gewidmet. Mit Illustrationen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. 2 M.

Dostojewski, F. M., Die Besessenen. Roman. Deutsch von H. Putze. 3 Bde. Dresden, Minden. 1888. 8. 12 M.

Eckstein's humoristische Bibliothek. Nr. 17: Incognito! Lose Skizzen aus dem Offiziers-Leben von A. v. Degen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Erler, G., Dietrich von Nieheim. (Theodericns de Nyem.) Sein Leben und seine Schriften. Leipzig, A. Dürr. Gr. 8. 11 M.

Eschstruth, Nataly v., Die Erlkönigin. Zauberwasser. Berlin, Dominik. 1888. 8. 6 M.

Eva's Memoiren. Enthüllungen aus der 4. Dimension, übermittelt von Eva. Berlin, Ißleib. 8. 1 M.

Fränkel, A., Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. 1ster Bd. Hannover, Helwing. 1888. 8. 4 M.

Frantz, A., Kunst und Literatur. Gesammelte Vorträge. Mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von A. Roeper. Berlin, M. Hartmann. 1888. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gutmann, G., Hoch die Pfalz! Gedichte in Pfälzer und hochdeutscher Mundart. Heidelberg, Petters. 12. 2 M.

Haase, T., Antisemitismus. Kleine Studien. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 90 Pf.

Haberlandt, M., Der altindische Geist. In Anfsätzen nnd Skizzen. Leipzig, Liebeskind. 8. 4 M.

Kohl, D., Die Politik Kursachsens während des Interregnums nnd der Kaiserwahl 1612. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Kohn, G., Von Goluchowski bis Taaffe. Tausend Redefragmente, sammt einem Anhang geflügelter parlamentarischer Worte. Aus den Protokollen des Reichsraths gesichtet und nach Kategorien geordnet. Wien, Perles. 1888. Gr. 8. 5 M.

Kratz, H., Reflexionen über den Sternenhimmel. Ein Vortrag. Mit 1 Sternkarte. Neuwied, Heuser. 1888. Gr. 8. 80 Pf.

Lorm, H., Kleine Romane. 2ter Bd.: Auf dem einsamen Schlosse. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Mönch, H. H., Gedichte aus dem Schulleben. Für alle Freunde der christlichen Erziehung. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 60 Pf.

Naue, J., Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, geöffnet, nntersncht nnd beschrieben. Mit 1 Karte nnd 59 Tafeln Abbildungen, darnnter 22 farbigen Tafeln. Stuttgart, Enke. Hoch 4. 36 M.

Ohorn, A., Von deutscher Art. Gedichte zur Förderung deutscher Gesinnung. Leipzig, Renger. 8. 5 M.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. 21ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Radlkofer, M., Johann Eberlin von Günzburg und sein Vetter Hans Jakob Wehe von Leipheim. Zugleich mit einem Ueberblick über die Bauernbewegung in Oberschwaben im Februar und März 1525 bis zum Ausbruch des Krieges und eine Geschichte des Leipheimer Haufens. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 9 M.

Rudel, K., Ueber eine Gattung von Körpern höherer Dimension. Fürth, Schmittner. Gr. 8. 40 Pf.

Schlieper, E., Gedichte. Halle, Alban. 8. 3 M.

Schulpe, G. v., Perlen aus dem Meere des Lebens. Sprüche zeitgenössischer Dichter, gesammelt. Dresden, Pierson. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Segebarth, J., Snaken un Snurren. Gedichte heitern Inhalts in niederdeutscher Mundart. Rostock, Werther. 8. 1 M. 80 Pf.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. 6te Folge. 7ter Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 8 M.

Vacarescu, T. C., Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878. Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz. Mit einer Karte und zwei Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 7 M.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 50ster Bd.: Robur der Sieger. Wien, Hartleben. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vogel, B., Franz Liszt als Lyriker. Im Anschluß an die Gesammtausgabe seiner Gesänge für 1 Singstimme mit Pianofortebegleitung betrachtet. Leipzig, Kahnt Nachf. Gr. 8. 60 Pf.

Wandel, G., Studien und Charakteristiken aus Pommerns ältester und neuester Zeit. Anklam. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 8. December 1887.

Die Memoiren des Grafen von Schack.

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Drei Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. Gr. 8. 15 M.

Der Mensch bleibt für den Menschen stets der interessanteste Gegenstand der Betrachtung. Aus diesem Grunde sind Selbstbiographien für alle diejenigen, auf welche der Reiz des Individuellen eine ganz besondere Anziehungskraft ausübt, stets eine sehr willkommene Erscheinung. Es ist dazu gar nicht einmal unter allen Umständen nöthig, daß der sein Leben Beschreibende eine eigentlich bedeutende Persönlichkeit ist und etwas ganz Apartes erlebt hat, wenn er es nur versteht, die vielleicht blos genrebildlichen Scenen eines in engen Grenzen verlaufenden Daseins uns in ihrem intimen idyllischen Reize vorzuführen und unser Interesse dafür zu gewinnen. Falls nun aber jemand vollends ein äußerlich und innerlich so reiches Leben geführt hat wie Graf von Schack, so darf man sich wol auf etwas ganz Besonderes gefaßt machen und einem nicht gewöhnlichen literarischen Genusse entgegensehen. Es konnte deshalb nur mit hoher Freude vernommen werden, als, nachdem Schack die Gesammtausgabe seiner Werke erledigt hatte, die Kunde durch die Blätter ging: derselbe gehe jetzt daran, sein Leben zu beschreiben und gedenke das betreffende Memoirenwerk sofort nach der Vollendung auch noch selbst zu veröffentlichen. Dem Versprechen ist rasch die That gefolgt; die betreffende Publication liegt in drei stattlichen Bänden vor uns, und es darf dieselbe nicht blos als ein bedeutsamer Nachtrag zu Schack's übrigen Werken, sondern unbedingt als eins der anziehendsten Werke der Memoirenliteratur überhaupt bezeichnet werden, welches vermöge des bei Schack bekannten und auch hier nicht fehlenden Universalismus weit über das Interesse an Schack's Persönlichkeit und Leben hinausgeht und durch Weite und Tiefe des Blicks, der die wichtigsten Bildungssphären souverän überschaut und dem nichts Menschliches fremd ist, nicht blos für die Gegenwart von Bedeutung sein dürfte, sondern durchaus danach angethan ist, auch auf die Anschauungen und Meinungen der nächsten und fernern Zukunft einen bestimmenden heilsamen Einfluß auszuüben.

Das Werk zerfällt in zwei Hälften, die eigentliche Selbstbiographie und auf diese folgend eine Reihe von Tagebuchblättern, und beide Theile sind so außerordentlich fesselnd, daß der Leser schließlich zweifelhaft werden kann, welchem von beiden Theilen er den Preis zuerkennen soll.

Schack ist bekanntlich am 2. August 1815 und zwar in Schwerin, nicht — wie oft fälschlich angegeben wird — auf dem benachbarten Gute Brüsewitz geboren. Dagegen hat er in der That auf diesem Gute seine ersten Knabenjahre verlebt; mit der Schilderung dieses Lebens beginnt das Buch. Doch geht Schack über diese ersten Jahre rasch hinweg, und als besonders schönen Zug möchten wir in dem betreffenden Kapitel nur hervorheben, daß Schack darin der noch jetzt lebenden achtzigjährigen Hedwig Dragendorff, der Gouvernante seiner Schwestern, als einer Dame, die auf den Knaben einen sehr bestimmenden Einfluß geübt, ein dankbares und pietätvolles Denkmal setzt. Nicht uninteressant ist auch die Notiz, daß hier in Brüsewitz der damals noch völlig unbekannte Componist der „Lustigen Weiber von Windsor" Otto Nicolai Schack's erster Musiklehrer gewesen ist.

Von Brüsewitz begleiten wir Schack zunächst nach Frankfurt a. M., wohin sein Vater als mecklenburgischer Bundestagsgesandter versetzt worden war. Es ist ein wahrhaft rührender Zug, wie der Dreizehnjährige nach der Ankunft in Weimar, wo Station gemacht wurde, sofort Abends in der Dunkelheit Goethe's Haus aufsucht, verehrungsvoll

nach dem erleuchteten Mansardenfenster emporblickt und trotz winterlicher Kälte nicht weicht, bis das Licht erlischt.

In Frankfurt aber war seines Bleibens nicht, vielmehr brachte ihn sein Vater nach schon früher getroffener Bestimmung auf das Pädagogium in Halle. Schack bekennt aber, daß er sich in den engbeschränkten Pensionsverhältnissen außerordentlich unglücklich gefühlt habe, was bei seinem schon früh ins Weite schweifenden Geiste gewiß nicht zu verwundern ist, und das einzig Interessante an dem ganzen hallenser Aufenthalte fällt eigentlich gleich in den Beginn desselben, indem Schack die Bekanntschaft des Dichters Achim von Arnim macht. Schack sagt darüber selbst:

Mein Vater hing mit persönlicher Freundschaft an ihm, hatte mir viel von ihm erzählt, pflegte jedoch, wenn ich nun begierig mehr von dem Dichter Arnim und seinen Werken zu hören wünschte, zu sagen: derselbe sei ein vortrefflicher Mensch, aber ein recht schlechter Poet. Diese Bezeichnung machte jedoch keinen Eindruck auf mich; ich stellte mir jeden Autor als eine Art von höherm Wesen vor, und der Moment, wo ich Achim von Arnim zum ersten male erblickte, erschien mir als einer der größten meines Lebens. Begierig lauschte ich auf jedes seiner Worte, indem ich dachte, alle seine Worte müßten außergewöhnlich und von denen der gemeinen Sterblichen verschieden sein. Aber bald fand ich mich sehr enttäuscht, da alles, was er sagte, so plan und schlicht wie möglich war. Zu meinem lebhaften Bedauern sprach er meistens von Landwirthschaft, auch hier und da von Politik. Ueber Literatur hingegen floß auch nicht die kleinste Aeußerung von seinen Lippen.

Schack's Aufenthalt in Halle wird indeß zum Glück durch die über die Stadt hereinbrechende Cholera rasch beendet; es beginnt nun für ihn eine neue glückliche Zeit in Frankfurt, wo er das Gymnasium absolvirt. Interessant ist, daß sich Schack bereits in dieser Zeit lebhafter eigener Production hinzugeben, wie nicht minder, daß bereits jetzt Universalismus der Bildung sein bewußtes Ideal gewesen und daß er bereits als Gymnasiast fähig war, Dante, Ariost und Calderon in der Ursprache zu lesen. Als ein schöner Zug von ihm verdient es angeführt zu werden, daß er gesteht, an eine Reihe großer Männer, die er verehrte, und ganz besonders an Platen wiederholt anonym begeisterte Briefe geschrieben zu haben. Er sagt:

Platen war unter allen lebenden Dichtern derjenige, welcher den größten Eindruck auf mich gemacht. Seine „Verhängnißvolle Gabel" wußte ich schon als Knabe fast auswendig. Später rissen mich besonders seine Polenlieder und viele der Oden hin. Was mich bei seinen Dichtungen so fesselte und bis heute noch fesselt, war und ist nicht die Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, sondern der edle und hohe Geist, der Schwung der Gedanken, der in allen seinen Werken waltet. Wenn er von vielen kalt genannt wird, so vermag ich dies durchaus nicht zu finden. Seine Gedichte haben mich vielmehr mein ganzes Leben hindurch mit inniger, nachhaltiger Wärme erfüllt.

Wir setzen dieses Bekenntniß, das wir vollständig unterschreiben, um so lieber hierher, als es gerade auch heutzutage wieder nicht wenige gibt, die Platen als literarisch vollständig todten Mann ansehen zu können glauben. Aus Schack's frankfurter Zeit möchten wir im besondern nur noch anführen, daß er als Primaner, während seine Aeltern in die Ferien reisten, oft monatelang mit Arthur Schopenhauer im Englischen Hof zu Mittag gegessen, ohne ihm jedoch persönlich näher zu treten:

Denn derselbe hatte damals zwar sein Hauptwerk längst herausgegeben, war jedoch, da dieses trotz seiner hohen Bedeutung fast ganz unbemerkt vorübergangen, literarisch so gut wie völlig unbekannt. Im großen Publikum wußte man kaum, daß er Schriftsteller sei, und so erging es auch mir. Die Werke dieses großen Schriftstellers habe ich erst nach seinem Tode kennen gelernt und bewundere sie als eine nicht auszuschöpfende Fundgrube der bedeutendsten und genialsten Gedanken.

Auch mit Clemens Brentano fand eine Berührung statt; derselbe erschien Schack ebenso „seltsam", wie den meisten andern Zeitgenossen, die mit ihm in Berührung gekommen.

In politischer Beziehung sei als originell hervorgehoben, daß Schack, wie alle idealen Naturen, in dieser Zeit für die Republik schwärmte: eine Gesinnung, die er vor seinem Vater selbstverständlich auf das sorgfältigste verborgen halten mußte.

Nach absolvirtem Gymnasialcursus machte Schack seine erste italienische Reise, die ihn über Genua nach Florenz und Venedig führte; und wenn seine literarischen Neigungen auch schon vorher mit gleicher Liebe den Alten wie den romanischen und orientalischen Völkern zugewandt gewesen waren, so bekennt er in Betreff der Kunst, daß dieselbe ihm erst jetzt in ihrer ganzen Herrlichkeit aufgegangen sei.

Bisher war mir für Gemälde und Bildhauerwerke das Auge wie geschlossen gewesen; jetzt schien plötzlich die Binde von ihm hinweggenommen zu sein und ich konnte mich von der immer wiederholten Betrachtung der reichen Schätze kaum losreißen.

Doch die Trennung, wie schwer sie wurde, war nicht zu umgehen. Denn es galt, in Bonn — das Studium der Jurisprudenz zu beginnen. Wie wenig dieses Studium Schack's innersten Neigungen entsprach, ist überflüssig auseinanderzusetzen. Doch die Familientradition machte gebieterisch ihr Recht geltend, und ihr gehorchend hat Schack gewissenhaft auch der Themis gehuldigt und es auf der Staffel der von dieser zu verleihenden Ehren schließlich bekanntlich bis zum Geheimen Legationsrath gebracht. Doch interessirt ihn wie uns diese Seite seiner Existenz am wenigsten, und er hat sich schon in Bonn in den Vorlesungen des großen Romanisten Diez und des Sanskritforschers Lassen heimischer gefühlt als in denen der juristischen Professoren. Daß er auch A. W. von Schlegel's Bekanntschaft gemacht, ist natürlich ebenso selbstverständlich, und das Bild, welches Schack von ihm entwirft, ist demjenigen sehr ähnlich, welches wir Heine verdanken. Schack sagt:

Ich war begierig, mich über das Drama mit demjenigen zu unterhalten, der in seinen Vorlesungen dies Thema so herrlich behandelt hatte. Indessen Schlegel ging hierauf kaum ein; es machte beinahe den Eindruck, als schäme er sich seines Schriftstellerthums. Er wollte durchaus ein Staatsmann, ein Diplomat, ein Politiker von Einfluß gewesen sein.

Nach Schluß des zweiten Semesters begab sich Schack in den Ferien nach Paris und suchte hier — als guter

Republikaner, der er damals innerlich war — vor allem Ludwig Börne auf. Ueber diesen Besuch sagt er selbst:

Ich bereute es nie Börne aufgesucht zu haben, und bewahre ihm als Menschen ein liebevolles Andenken, wie ich ihn als Schriftsteller hochachtete. Sein glänzender Witz war nicht blos ein blendendes Feuerwerk zur Unterhaltung, sondern ruhte auf der Grundlage tiefen Ernstes und ethischer Ueberzeugung. Er darf daher nicht in die Reihe der Autoren gestellt werden, die mit dem Tage vergehen, sondern verdient einen bleibenden Platz in unserer Literatur zu behaupten, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geist nicht nachsteht, während er ihn an Wärme des Gefühls übertrifft.

Auch dieses Urtheil ist gewiß ein sehr wichtiges und verdient angesichts mancher abweichenden Anschauungen in der Gegenwart ebenso registrirt zu werden wie noch manche andere Ehrenrettung, die wir in dem Werke finden.

Der pariser Aufenthalt wurde leider durch Krankheit abgekürzt und Schack durch seinen Vater heimgeholt. Sodann wurde die Fortsetzung der Studien in Heidelberg beschlossen. Auf der Reise dorthin unterließ Schack nicht, bei Justinus Kerner vorzusprechen, desgleichen den Hohenstaufen zu besuchen und schließlich in Tübingen den Versuch zu machen, den wahnsinnigen Hölderlin zu sehen:

Zwar wußte ich, daß ich nur noch eine Ruine erblicken würde; denn der Dichter war damals schon seit etwa dreißig Jahren rettungslos dem Irrsinn verfallen. Aber selbst vor dieser Ruine würde ich in wehmüthiger Andacht gestanden haben wie vor der eines griechischen Tempels. Ich begab mich in das Haus des Tischlers, das er bewohnte; allein mir wurde dort sogleich gesagt, es sei an jenem Tage unmöglich, mir Einlaß zu dem Unglücklichen zu gewähren, da seit kurzem ein großer Schwächezustand bei ihm eingetreten.

Schack sagt dann weiterhin von den Gedichten Hölderlin's, daß sie „zu den schönsten in deutscher Sprache gehören", nennt ihn einen „herrlichen Schwaben" wie Schiller und ist der Ansicht, daß dessen Gedichte noch fortleben werden, wenn der Name derjenigen längst verschollen ist, „die sich für erste Lyriker halten, weil in ihren Liedern keine Reflexion, d. h. keine Spur eines Gedankens ist". Man sieht: Schack hat überall den Muth seiner eigenen Meinung, und diese Meinung dürfte auch in diesem Falle das Richtige getroffen haben.

Von Schack's heidelberger Studien erfahren wir nichts weiter, als daß er bei Thibaut Pandekten gehört, aber auch bei Thibaut scheint ihn weniger der Pandektist als der Musiker interessirt zu haben; denn Thibaut war der innern Neigung nach mehr das letztere als das erstere; sein Werk „Ueber die Reinheit der Tonkunst" ist noch heute geachtet und bekannt ist sein Ausspruch, daß er, wenn er nochmals zu leben hätte, lieber Musiker würde als Pandektist.

Bereits im Frühling 1835 besuchte Schack wieder die Schweiz, Südfrankreich, die Pyrenäen und Italien, speciell Rom und Neapel. Doch unterlassen wir es hier und weiterhin, bei der eigentlichen Biographie auf seine Reisen näher einzugehen, da sich bei den Tagebuchblättern hierzu eine geeignetere Gelegenheit finden dürfte.

Aus Italien erfolgte dann in Eilfahrten die Rückreise nach Berlin, wo die Studien vollendet werden sollten. Ehe wir Schack nach Berlin folgen, läßt er uns Bekanntschaft machen mit Immermann und Grabbe, die er selbst um diese Zeit in Frankfurt kennen lernte. Was den erstern betrifft, so gesteht Schack, daß er bei seiner Begeisterung für Platen und zufolge der Lektüre des „Romantischen Oedipus" für denselben vor dem Zusammentreffen nicht sehr eingenommen gewesen sei. Doch wurde er angenehm enttäuscht. Immermann trat ein als

eine wohlbeleibte Gestalt von noch ziemlich jugendlichem Aussehen, mit geistvollem Gesicht; sein Benehmen war zwanglos und das eines Weltmannes. Er sprach fließend und entwickelte bald eine seltene Beredsamkeit, als das Gespräch auf das Theater kam und er von der Bühne zu Weimar erzählte, vor welcher er noch zu Goethe's Zeit manchen interessanten Aufführungen beigewohnt hatte. — Immermann sprach so schön, daß ich ihm erstaunt zuhörte und mir im stillen sagte: er könne unmöglich der schlechte Dichter sein, für den ihn Platen ausgegeben. Er beherrschte die ganze Conversation und alle hörten ihm bewundernd zu. Als er zuletzt auf Shakspeare und Calderon, den er dem Briten fast gleichstellte, überging, ward seine Eloquenz wahrhaft begeisternd. Kaum habe ich je einen Menschen so hinreißend sprechen hören und fast wagte ich nicht den Mund aufzuthun, da ich beschämt fühlte, wie sehr ich einen ausgezeichneten Mann verkannt hatte.

Grabbe dagegen erscheint als „eine höchst seltsame Persönlichkeit", als „ein Mann von ungelenkem Wesen und eckigen Bewegungen, mit hoher Stirn, doch nicht eben schönen Gesichtszügen, und in einem Anzuge, zu welchem der Schneider keineswegs das Maß genommen hatte, da ihm die Kleider am Körper umherschlotterten". Grabbe sprach, wie Schack berichtet, „nur abgebrochen und in kurzen Sätzen, die er hastig herausstieß". Sehr wohlthuend aber berührt es auch hier wieder, wenn Schack für die Werke Grabbe's voller Anerkennung ist:

Sein „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." sind wahre deutsche Nationaldramen, auf die wir stolz sein können. Hier sind die ehernen Gestalten der Hohenstaufen und Heinrich's des Löwen in ihrer ganzen Größe lebendig geworden. Auch Grabbe's „Napoleon" ist eine gewaltige Dichtung. Welcher Unverstand, dieses geniale Werk, das nur vor der Phantasie des Lesers aufgeführt sein will, als ein Theaterstück zu beurtheilen.

Aus der Unterhaltung mit Grabbe theilt Schack mit:

Von Heine, mit dem er als Student in Berlin näher bekannt gewesen war, sprach er nur in geringschätzigem Tone, selbst seiner Lyrik schien er höchstens untergeordneten Werth zuzugestehen. Ueber Platen aber äußerte er sich in so cynischer Weise, daß es mich erbitterte und daß ich mich deshalb bald entfernte.

In Berlin hatte Schack vor Ablegung des juristischen Examens zunächst noch zwei Jahre zuzubringen, und er bekennt, daß er, abgesehen von der allerletzten Zeit — sich auch jetzt mehr mit seinen Lieblingsstudien als mit Jurisprudenz beschäftigt habe. Auch mit der Philosophie und speciell mit Hegel suchte er sich vertraut zu machen. Die vorgefaßte Verehrung für den letztern aber endete mit einer schlimmen Enttäuschung, und Schack's Endurtheil über die Hegel'sche Philosophie fällt vollkommen mit dem

Urtheil Schopenhauer's zusammen, indem er in derselben wie dieser nur „hohlen Wortkram" sieht. Unter den berliner Dichterbekanntschaften muß namentlich die mit Chamisso vorgeführt werden, dessen Gedichte Schack mit Recht zu den vorzüglichsten der neuern Zeit rechnet und dem er bei der Redacktion des „Musen-Almanachs" behülflich war.

Im Frühjahr 1838 bestand Schack das juristische Examen, und nun kommt die, wie er selbst sagt, „trostloseste" Zeit seines Lebens, nämlich das Jahr, wo er am berliner Criminalgericht und am Stadtgericht zu arbeiten hatte.

Acht bis neun Stunden des Tags mußte ich Protokoll führen, nicht selten bei glühender Sonnenhitze Leichenobductionen beiwohnen, und wenn ich nachmittags schon erschöpft nach Hause kam, fand ich auf meinem Zimmer hohe Stöße von Acten vor, aus denen ich dann Relationen anfertigen sollte. Auch Defensionen von Angeklagten lagen mir ob.

In dieser „Tretmühle der Geschäfte" hielt Schack nur dreiviertel Jahr aus und nahm dann ein Jahr Urlaub, um wieder auf Reisen zu gehen. Sein Weg führte ihn über Sicilien nach Athen, wo er mit Geibel und Curtius zusammentraf, weiterhin nach Kleinasien, Aegypten, Arabien, Palästina, dem Libanon, über Malta rückwärts nach Spanien und Portugal. Ueber Southampton heimgekehrt wurde er von der Thätigkeit am Actentisch der berliner Gerichte befreit und als Legationssecretär zum Frankfurter Bundestage versetzt. Doch bereits im Jahre 1841 finden wir ihn wieder in London; interessant ist hier seine Begegnung mit Mazzini, den er durch einen gemeinsamen Freund kennen lernt:

Ohne Zweifel hielt Mazzini schon damals die Fäden der Conspirationen, die sich über ganz Italien erstreckten, in seiner Hand, allein er machte hieraus das größte Geheimniß. Wohl sprach er in meiner Gegenwart oft mit der höchsten Indignation von den trostlosen Zuständen in Italien und von seiner Hoffnung, vor seinem Ende dieses Land noch geeinigt zu sehen. Aber hierauf beschränkte er sich, und das Hauptthema der Unterhaltung bildete die Literatur. Er hatte eine umfassende Belesenheit und versah die geachtetsten englischen Reviews mit Essays, unter denen ich mich eines meisterhaften über Carlyle's „Französische Revolution" sowie eines andern vortrefflichen über Goethe's „Faust" erinnere. Seine Persönlichkeit war überaus anziehend. Er hatte etwas Weiches und Melancholisches, und sicher hätte nicht leicht jemand vermuthet: er sei der Schrecken aller italienischen Regierungen und werde später in vorderster Reihe zu deren Sturz beitragen.

Im Jahre 1842 ging Schack in diplomatischer Mission nach Paris; seine Mittheilungen vom Hofe Louis Philipp's werden besonders die Politiker interessiren. Für uns interessanter ist namentlich das, was er uns über seinen Verkehr mit Victor Hugo berichtet. Schack ist für diesen französischen Dichter sehr begeistert, nimmt ihn überall besonders gegen den Vorwurf, daß er ein bloßer Rhetoriker sei, in Schutz, und es ist somit nur natürlich, daß er ihn auch persönlich aufsuchte:

Seine Wohnung war auf der Place Royale, jenem abgelegenen, noch so vollkommen das Gepräge der Renaissancezeit tragenden Platz, wohin kaum ein Ton von dem Lärm der gewaltigen Hauptstadt dringt. Die innere Einrichtung von Hugo's Gemächern stimmte ganz mit dem Charakter der umliegenden Gebäude überein. Ich fühlte mich von der Persönlichkeit des Dichters, welchem ich von seinem Freunde, dem Maler Delacroix, vorgestellt wurde, sehr angezogen. Aus seinen dunkeln, feurigen Augen sprachen Gemüth und Einbildungskraft. Was andere von seiner ungemessenen Eitelkeit erzählt haben, ist mir nicht aufgefallen; er sprach zu mir ohne Selbstüberhebung und ergoß sich in ein beredtes Lob Schiller's, indem er jedoch beklagte, dessen Werke nur in einer Uebersetzung in Prosa gelesen zu haben, da er Deutsch nicht verstehe. Seitdem habe ich Hugo nicht wiedergesehen; wenn ich den Versicherungen solcher, die noch später mit ihm verkehrt, glauben darf, so ist allerdings mit den Jahren in ihm die Eitelkeit mehr und mehr hervorgetreten. Es konnte dies kaum ausbleiben; denn er war beständig von einer Schar von Jüngern umgeben, die ihm eine Art von Anbetung widmeten und jedes seiner Worte als einen Orakelspruch aufnahmen.

Interessante Begegnungen hatte Schack in Paris auch mit dem ältern Dumas, Charles Nodier, Chateaubriand und Hector Berlioz, welchen letztern er besonders hochstellt.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde Schack in seinen Studien einigermaßen durch die immer mehr hervortretende politische Aufregung der Geister gestört. Er bekennt selbst, alsbald die Ueberzeugung gewonnen zu haben: die Zustände bei uns seien unhaltbar und es stehe eine Katastrophe bevor, welche den Bundestag stürzen und, wenn auch nicht sogleich die Einheit, so doch eine bessere Gesammtverfassung Deutschlands herbeiführen werde.

Ehe jedoch im Jahre 1848 der Versuch zu etwas derartigem gemacht wurde, war es Schack beschieden, abermals eine Reise größten Stils zu unternehmen und den Großherzog von Mecklenburg auf einer Italien, Kleinasien, die Türkei und wieder Italien umfassenden Wandertour zu begleiten. Uns interessiren dabei vor allem die Persönlichkeiten, mit denen Schack in Berührung gekommen ist. In Berlin macht er zunächst die „äußerst werthvolle" Bekanntschaft von Alexander von Humboldt:

Es war eines Abends im intimsten Kreise der königlichen Familie, zu dem mir die obwaltenden Umstände natürlich den Zutritt verschafften. König Friedrich Wilhelm IV. saß mit seiner Gemahlin und seinem Neffen, dem Großherzog, an einem kleinen Tisch und beschäftigte sich, wie das seine Sitte war, während des Gesprächs mit architektonischen Zeichnungen. Die sehr wenigen sonst Anwesenden hatten in einiger Entfernung ihren Platz, und der meinige war neben dem großen Reisenden und Naturforscher, der, obgleich fast funfzig Jahre älter als ich und in einer der höchsten Stellungen, sogleich auf die freundlichste Art das Wort an mich richtete. Die Rede nahm zufällig die Wendung auf den Orient, und da ich nun einige Kenntniß der arabischen und persischen Sprache zeigte, mit deren Studien sich übrigens Humboldt nie befaßt, so hatte ich sofort seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Er lud mich ein, ihn am folgenden Tage zu besuchen, und so trat ich in ein näheres Verhältniß zu dem großen Mann, das bis zu dessen Tode gewährt hat.

In Dresden lernt Schack den König Friedrich August, den Dante-Uebersetzer und spätern König Johann und schließlich die liebenswürdige Lustspieldichterin Prinzessin Amalie kennen und spendet allen dreien reichliches Lob,

weil sie „durch ihre wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen der Auszeichnung, einer der ältesten Regentenfamilien anzugehören, eine noch höhere hinzuzufügen trachteten und dadurch einen großen Theil des deutschen Adels beschämten, welcher Jagd und Pferdezucht als die einzigen seiner würdigen Beschäftigungen ansieht". Ein längerer Aufenthalt wurde in Wien gemacht:

Derselbe fiel in den Januar 1844 und Soiréen, Bälle und Diners drängten einander. Wahrhaft peinlich waren mir die kleinen Cirkel beim Fürsten Metternich, die doch häufig besucht werden mußten. Was mir die Theilnahme an denselben besonders verleidete, war der Umstand, daß ich den Fürsten, dem hier alle als dem größten Staatsmanne huldigten, für den bösen Dämon Deutschlands und Europas ansah und meine Privatansicht doch natürlich in den geheimsten Winkel meines Herzens zurückdrängen mußte. Ich hatte in Frankfurt in nächster Nähe den Machinationen zugesehen, durch welche der österreichische Staatskanzler die deutschen Regierungen in die Netze der engherzigen habsburgischen Politik zu verstricken wußte, wie er es verstand, selbst Preußen in sein Schlepptau zu nehmen und durch Druck auf die übrigen Höfe oder Ministerien jede nationale und freiheitliche Regung zu ersticken. Die Folgezeit hat bald die Armseligkeit seiner Staatsweisheit, die Verderblichkeit seines Wirkens auch dem Verblendetsten dargelegt; denn sein Regierungssystem ist es hauptsächlich gewesen, welches die Stürme des Jahres 1848 über ganz Deutschland heraufbeschworen und den Kaiserstaat an den Rand des Unterganges gebracht hat, wie denn auch die unter seiner Verwaltung ins Werk gesetzten empörenden Maßnahmen gegen die Bewohner der Lombardei und des Venetianischen die Italiener mit so unversöhnlichem Haß erfüllten, daß die nachherige Losreißung der italienischen Provinzen die unvermeidliche Consequenz davon war.

Von Wien geht es weiter nach München, der Stadt, wo Schack, ohne es damals ahnen zu können, sich später so lange aufhalten sollte. Hier gelangt er „in die nächste Nähe" des Königs Ludwig I. und, obgleich selbst gut liberal gesinnt, hält er es doch für seine Pflicht, denselben gegen die Vorwürfe der Liberalen zu vertheidigen. Er meint:

Denn die Gerechtigkeit hätte verlangt, nie außer Acht zu lassen, wie Außerordentliches er schon als Kronprinz mit Begeisterung und Aufopferung für die Kunst gethan und wie er auch noch später in dieser Hinsicht mehr als je ein deutscher Fürst gewirkt.

Die Gedichte Ludwig's findet allerdings auch Schack nicht tadellos; doch ist er der Ansicht, daß es denselben vor allem nur an der nöthigen Feile fehle und daß sie vor „manchen stümperhaften Productionen, die später das Entzücken der Lesewelt wurden", den Vorzug verdienten.

Von München geht es nach Venedig, von dort nach Rom und Neapel, weiter nach Sicilien, dann nach Smyrna, über das Schlachtfeld von Troja nach Konstantinopel. Hier wird Schack als dem Begleiter des Großherzogs von Mecklenburg eine Vergünstigung zutheil, deren sich nicht gerade viele Europäer rühmen können, nämlich die eines Diners beim Sultan:

Durch das Gewimmel von Höfen, Gängen, Hallen und Gebäuden, welches Serail heißt, gelangten wir in das Allerheiligste, in die Säle, die dem Herrscher der Osmanen zur Wohnung dienen. Dort waren schon in fast endlosen Reihen die hohen Beamten des Staats und Hofes versammelt. Ich beklagte, daß nur wenige von ihnen das echte malerische Costüm des Orients trugen, die meisten dagegen in jener häßlichen Tracht erschienen, die als eine Caricatur der europäischen gelten muß und sich wesentlich nur durch die Kopfbedeckung, den Fez, der auch im bedeckten Raume nicht abgenommen wird, von ihr unterscheidet. Die Decoration der Räume war von denen in unsern Schlössern nicht sehr verschieden, nur daß nach morgenländischer Sitte Divans sich längs der Wände hindehnten. Das Diner, das an einer langen Tafel stattfand, war mit weiser Rücksicht darauf, daß theils Türken, theils Europäer dabei zugegen waren, zur Hälfte auf orientalische, zur andern auf französische Art angerichtet. Die meisten der osmanischen Tischgäste waren schon so weit civilisirt, daß sie mit Messer und Gabel umzugehen wußten. Mein Tischnachbar indeß, ein echter alter Türke, stand noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe und er wollte seine Verachtung für christliche Gebräuche kundgeben, indem er die Speisen beständig mit den Händen zum Munde führte. Uebrigens benahm er sich für einen orthodoxen Moslem menschenfreundlich genug gegen mich Giauren. Da er sich sprachlich nicht mit mir unterhalten konnte, lächelte er mir oft gutmüthig zu, klopfte mir mehrmals auf die Schulter und gab mir Zeichen, daß ich keinen Gang der in endloser Reihe folgenden Speisen vorübergehen lassen sollte. Die Weine perhorrescirte er nach dem Gebote des Koran bis auf den Champagner, den die Mohammedaner allgemein für erlaubt halten, indem sie ihn nicht zu den Weinen rechnen.

Nach Frankfurt zurückgekehrt gab Schack im Sommer 1845 die beiden ersten Bände seines großen Werks: „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", heraus und fand damit namentlich in Spanien selbst großen Beifall. Weiterhin lernte er den Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Friedrich von Raumer, den er zu den „großen" Männern Deutschlands rechnet, den sein Aeußeres unglaublich vernachlässigenden großen Geologen Leopold von Buch und Felix Mendelssohn kennen, dem er beinahe einen Operntext geliefert hätte, welchen er aber musikalisch keineswegs überschätzt.

Inzwischen begann Schack nun auch seine berühmte Uebertragung oder richtiger Nachdichtung des „Firdusi". Er sagt:

Ich betrachte es als ein Glück, daß ich inmitten der politischen Stürme, die nun bald Deutschland und Europa durchtoben sollten, in der Periode geistloser Reaction, die darauf folgte, mich bei der Nachdichtung des großen Persers in die frühe Vorzeit und das ferne Hochasien flüchten konnte, indessen wüstes Geschrei der politischen Parteien vor meinem Ohre hallte. Während ich selbst bisweilen in das verworrene Getriebe des Tages hineingerissen ward, lebte ich des Abends am Oxus und unter den vom ersten Morgenroth der Geschichte bestrahlten Gipfeln des indischen Kaukasus mit den Helden Irans.

Nachdem der Winter von 1847 auf 1848 mit indischen Studien ausgefüllt worden war, brach dann endlich im März 1848 die längst gefürchtete Revolution herein, und Schack wurde persönlich ein Zeuge all der frankfurter Ereignisse, die aus den verschiedensten Darstellungen zur Genüge bekannt sind. Doch gesteht er selbst, daß er der langathmigen Reden in der Paulskirche bald überdrüssig geworden sei und sich seinen Studien wieder zugewandt

habe. Doch sollten diese alsbald unterbrochen werden, indem er dem Fürsten von Hohenlohe, welcher von dem Reichsverweser als Gesandter Gesammtdeutschlands an den Papst und nach Griechenland gesandt wurde, sich als Legationsrath beizugesellen hatte. Doch mit einer Gesandtschaft an den Papst hatte es vorläufig seine Schwierigkeiten:

Im November 1848 wurde die Reise angetreten, welche zum größten Theil mit Extrapost zurückgelegt werden mußte. Wir nahmen den Weg über Lyon nach Marseille, um uns nach Civita-Vecchia einzuschiffen. Bei der Ankunft in Marseille überraschte uns plötzlich die Nachricht von der in Rom ausgebrochenen Revolution und von der Flucht des Papstes aus dem Vatican. Wohin der Heilige Vater sich gewendet, darüber wurden zuerst kaum Muthmaßungen laut; dann flog auf einmal von Mund zu Mund die Kunde, er habe sich Frankreich zum Asyl erkoren und werde demnächst in Marseille eintreffen. Doch stellte sich dies bald als Irrthum heraus, und da tagelang nicht das mindeste in dieser Beziehung zu erfahren war, fragte der Fürst in Frankfurt an, wie er sich zu verhalten habe, und ob er zunächst sich nach Griechenland begeben solle.

Als hierauf eine bejahende Antwort erfolgte, ging es zunächst nach Athen, wo die „Reichsgesandtschaft" eine enthusiastische Aufnahme fand, wenigstens von seiten der deutschen Landsleute, welche die deutschen Zustände bereits für viel consolidirter hielten, als sie es in der That waren. Nach einem Abstecher nach Palästina und Aegypten erhält die Gesandtschaft dann weiterhin Anweisung, auch den Papst aufzusuchen. Von diesem war inzwischen bekannt geworden, daß er verkleidet auf neapolitanisches Gebiet geflohen sei und seinen Aufenthalt in Gaëta genommen habe. Und so ging es denn nach Gaëta zu Pius IX.:

Die Festung Gaëta war damals zugleich der Zufluchtsort des Königs Ferdinand von Neapel, der sich in seiner Hauptstadt nicht sicher fühlte, und der Pontifex wie der König wohnten beide in dem nämlichen kleinen Schlosse, das nur sehr beschränkte Räume für sie darbot.

Es war Schack mehrmals vergönnt, seine Lippen auf die Hand oder vielmehr auf den Ring Pius' IX. zu drücken, den er als einen wohlwollenden und herzensguten Mann schildert. Auch dem Könige Ferdinand von Neapel wurde er vorgestellt. Dieser aber stellte sich schon im Aeußern und im ganzen Wesen als die echte Tyrannennatur dar. Schließlich hielt sich in der Nähe von Gaëta (in Mola) auch der vertriebene Großherzog von Toscana auf. Dem letztern wie dem Papste (beide wurden ja übrigens vorläufig wieder eingesetzt) zollt Schack sein Mitgefühl, meint aber mit Recht: die Einheit Italiens sei etwas so Herrliches, daß jeder Herrscher der Halbinsel den Verlust seiner Souveränetät, insofern sie durch denselben erkauft worden sei, verschmerzen könne. Dem Heiligen Vater sowie den flüchtigen Fürsten von Neapel und Toscana war übrigens das gesammte bei ihnen accreditirte diplomatische Corps gefolgt, und Mola di Gaëta wimmelte daher von den Gesandten fast aller europäischen Höfe wie von deren Legationsräthen, Attachés und Kanzlisten. Nachdem es mit den politischen Dingen und deren freiheitlicher Gestaltung in Deutschland ebenso wie in Italien immer mehr bergab gegangen war, kehrte Schack nach Deutschland zurück; die wissenschaftliche Muße aber, auf die er gerechnet hatte, wurde ihm in den nächsten zwei Jahren nicht zutheil; denn Preußen hatte mit Sachsen und Hannover inzwischen das Drei-Königs-Bündniß geschlossen; die kleinern Staaten stimmten diesem Bündniß sofort zu und Schack wurde als Bundesbevollmächtigter der mecklenburgischen Regierung nach Berlin geschickt. Seine Zeit und Kraft wurde hier fast ganz von seinen amtlichen Geschäften absorbirt. Er sagt:

Es stimmt mich zur Melancholie, wenn ich denke, welche ungeheuern Massen von Papier ich damals vollgeschrieben habe, ohne daß die Resultate irgend meinen Anstrengungen entsprochen hätten. Nach meinem Dafürhalten ist eine einzige Seite meines „Firdusi" mehr werth als alle die zahllosen Berichte, Vorträge und Gutachten, mit denen ich zu jener Zeit so viele Bogen anfüllen mußte.

Allerdings war es eine in jedem Sinne vergebliche Thätigkeit; denn aus dem Drei-Königs-Bündniß gestaltete sich nichts Dauerndes, und der trübselige Bundestag wurde reactivirt. Schack's Trost in dieser Zeit in Berlin war sein erneuter Verkehr mit Alexander von Humboldt, den er trotz seiner hohen Jahre immer noch geistesfrisch fand. Dagegen erschien ihm Schelling, mit dem er gleichfalls bekannt wurde, als eine geistige Ruine und als ein Mann, der sich seines Sturzes vollkommen bewußt war. Ehe noch die Idee des Drei-Königs-Bündnisses ganz hinfällig geworden war, begab sich Schack als mecklenburgischer Bevollmächtigter zu den Sitzungen des Erfurter Parlaments; doch glaubte er selbst nicht mehr an das Gelingen des Einigungswerks. In Gotha fügte es in dieser Zeit der Zufall, daß er an der herzoglichen Tafel seinen Sitz neben Bismarck erhielt, den er schon in Erfurt flüchtig kennen gelernt hatte. Schack sagt:

Da er ein entschiedener Gegner des Unionswerks war und dies in mehrern Parlamentsreden lebhaft an den Tag gelegt hatte, brachte ich ihm nicht eben viele Sympathie entgegen. Nachdem er sich jedoch später als der größte Staatsmann enthüllt hatte, den Deutschland je gesehen, nachdem er das zu jener Zeit von Preußen geplante Werk in viel weiterm Umfange zu Stande gebracht, habe ich ihm oft von Herzen für meine damalige Verkennung Abbitte gethan.

Nach dem Scheitern des Unionswerks und nach der Demüthigung, die Preußen in Olmütz erfuhr, wäre Schack am liebsten aus dem Staatsdienst sofort ausgetreten. Doch mußte er aus Familienrücksichten noch bis zum Herbst des Jahres 1851 aushalten, und nachdem er im Sommer zuvor den ersten Band seines „Firdusi" herausgegeben, nahm er nunmehr in der That seinen Abschied und konnte fortan das Leben eines unabhängigen Dichters und Gelehrten führen. Vorläufig aber benutzte Schack die wiedergewonnene Freiheit, um sofort wieder seinem geliebten Spanien zuzueilen, von wo er diesmal auch eine Excursion nach Marokko machte.

Albert Möser.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Erzählungsliteratur.

1. Sonnenbrut. Copien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik. Von Woldemar Kaden. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Schlichte Geschichten von Armin Stein (H. Nietschmann). III. Freudvoll und leidvoll. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt von Heinrich Sohnrey. Erster Band: Friedesinchen's Lebenslauf. Zweiter Band: Hütte und Schloß. Zweite Auflage. Bernburg, Bacmeister. 1887. 8. Jeder Band 2 M.
4. Papas Pelz. Erzählung von A. Kielborg. Dresden, Pierson. 1887. 8. 75 Pf.
5. Schloß Favorite. Roman von L. Haidheim. Drei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 10 M.

„Sonnenbrut" von Woldemar Kaden (Nr. 1) sind Copien aus der Hand eines Meisters, der mit künstlerischem Instinct auf die Intentionen seiner Originale eingeht und deren intimste Eigenart wiedergibt. Kaden, einer der besten Kenner italienischen Geisteslebens, eröffnet uns in seinen Uebertragungen eine Perspective in die italienische Literatur, die alle jene von Herzen erfreuen muß, welche nicht eben von Frankreich her das Heil und die Zukunft der Dichtkunst erwarten. Glänzende Talente weist die „Sonnenbrut" auf; von Gabriele d'Annunzio an, dem trefflichen Kenner sicilianischen Volkslebens, bis zu Domenico Ciàmpoli, dem Romantiker, der das Buch beschließt, dessen Novelle „Sünde" Gedanken und Gestalten von Michel Angelesker Großheit enthält. Daß die Italiener auch schlichter inniger Gefühlstöne mächtig sind, zeigt Emilio de Marchi in seiner von Jean Paul'schem Geiste durchwebten Novelle „Seraphin Büchslein". Das ist eine Geschichte, wie sie der Deutsche ersinnt, wenn er ein Dichter ist. Sie rührt zu Thränen, vielleicht weniger durch das, was sie erzählt, als durch das, was sie ahnen läßt. Emilio de Marchi besitzt das Geheimniß, durch welches der Poet die verborgensten Pforten unsers Gemüths erschließt. Eine merkwürdige Erscheinung, selbst in diesem Buche, das doch des Originellen so viel bietet, ist der Schriftsteller Renato Fucini. Seine Skizze „Frühling" erinnert an ein Martial'sches Epigramm. Sie ist in antikem Geiste gedacht, voll behaglicher Sinnlichkeit, voll von jener reflexionslosen Lebensweisheit, die das Hier bis zum letzten Tropfen ausgenießt, ohne Furcht, ohne Reue, ohne Pathos, mit naiver Freude am gegenwärtigen Momente. In diesem Frühlingsbildchen ist es, als ob ein Funke jenes Geistes wieder lebendig würde, welcher vor zwei Jahrtausenden der Welt heitere Philosophen und menschlich fühlende Götter geschenkt. Und nun zu dem Bedeutendsten dieser Novellensammlung: Giovanni Verga. Giovanni Verga ist der Zola der italienischen Novellistik. Er ist der Wirklichkeit auf den Wegen, welche sie einzuschlagen pflegt, bis in die geheimsten Schlupfwinkel nachgegangen. Und doch entzaubert er nicht. Woher kommt dies? Es hat wol seinen Grund in der Wirkung, welche ein echtes Kunstwerk ausübt: man vergißt, von seiner Schönheit ergriffen, alle Absichten seines Schaffens. Und Kunstwerke sind Verga's Erzählungen. Ich nenne nur eine Novelle aus dem kleinen Cyklus: „Rothfuchs". Die Idee, womit ein anderer drei Bände (durch das gewöhnliche beziehungslose Beiwerk verdünnt) gefüllt hätte, findet hier ihre Ausgestaltung auf siebzehn Blättern. Es werden keine geistsprühenden Dialoge geführt, um den Leser elegant über einige Seiten hinweg zu leiten; es kommen keine Damen von Hautgoût vor, nicht einmal eine Stadt, deren Name allein schon in dem Leser erwartungsvolle Vorstellungen erregt. Eine Sandgrube, zwei gottfremde Kinder, ein halbkrepirter Esel ist das Rüstzeug, mit dem Verga arbeitet. Und doch steht „Rothfuchs" nicht hinter „L'Oeuvre" zurück. Im Gegentheil. Derjenige, der aus nichts etwas und zwar ein herrliches Etwas erschafft, steht als Künstler höher als jener, dessen packender Stoff allein schon hinreicht, ihm den Erfolg zu sichern.

Wenn man nach dem ebenbesprochenen Novellenband Armin Stein's „Freudvoll und leidvoll" (Nr. 2) zur Hand nimmt, ist es, als ob man aus einem glanzüberstrahlten Sommergarten in einen langen Gang träte, dessen Wände gelangweilt aussehende Familienporträts bedecken. Die „Schlichten Geschichten" besitzen große Aehnlichkeit untereinander. Die ganze Abwechselung besteht darin, ob „Sie" „Ihn" früher oder später bekommt. Sie bekommt ihn fast immer. Um seinen Erzählungen einen wirkungsvollern Hintergrund zu geben, bringt Stein hier und da kleine Kriegsepisoden in dieselben. An sittlichem Gehalt herrscht in den „Schlichten Geschichten" kein Mangel. Wenn sich nur das fehlende Talent des Poeten durch moralische Tendenzen ersetzen ließe! Uebrigens erzählt Stein ganz flüssig und „Feindinnen" des Realismus in der Dichtung mögen seine naiven Geschichten fesseln. Jedenfalls ist das nicht am wenigsten Schöne an dem Novellenband: dessen Titel.

Eine erfreulichere Erscheinung auf dem Büchermarkt sind „Die Leute aus der Lindenhütte" von Heinrich Sohnrey (Nr. 3). Der Verfasser erzählt darin das Leben einer armen Tagelöhnerfamilie. Es ist bewundernswerth, wie viel herzerlabende Poesie er in seine Gestalten zu legen weiß. Seine Heldin Friedesinchen ist unstreitig eine der lieblichsten Verkörperungen des deutschen Mädchenideals. Eine Gestalt voll Anmuth, Frömmigkeit, Mutterwitz, deren Schicksal fesselt, wenngleich es sich nur wenig von dem anderer armer Mädchen unterscheidet. Unter den vielen aus dem Volksleben gegriffenen, an köstlichem Humor reichen Scenen packt besonders eine aus dem Kapitel „Man muß den Mai nehmen wie er ist". Da zeigt sich Sohnrey als ein Poet, der neben der Komik, die das Leben vielfach in sich birgt, auch dessen tragische Ge-

walten vollkommen erfaßt und zum erschütternden Ausdruck zu bringen versteht. Die Fortsetzung der „Leute aus der Lindenhütte": „Hütte und Schloß", gibt dem erstern Buche an Ideengehalt und glücklicher Erfindung nichts nach. Vielleicht enthält es weniger poetische Momente als das erstere. Dagegen führt der Verfasser, um Abwechselung in Friedesinchens weiter ausgeführten Lebenslauf zu bringen, uns einige charakteristische Bilder aus dem socialdemokratischen Treiben unserer Tage vor, das auch an diesem Waldvolk nicht spurlos vorüberging. Indeß besitzt Sohnrey zu viel Geschmack, um in seiner schlichten Erzählung sich weiter in dies Thema zu vertiefen. Seine eigentliche Absicht ist, ein schönes reines Menschendasein uns vor die Augen zu bringen, und diese Absicht gelingt ihm auch. Die Erzählung „Die Leute aus der Lindenhütte" mit der Forsetzung „Hütte und Schloß" ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

Wer besäße das Herz, über „Papas Pelz" ein strenges Urtheil auszusprechen? „Papas Pelz" von A. Kielborg (Nr. 4) ist die harmloseste Erzählung, die eigentlich durch nichts anderes, als dadurch, daß sie gedruckt ist, schüchtern an ihr Dasein gemahnt. „Papas Pelz" ist 84 Seiten lang, also wenigstens von discreter Länge. In seinen weichen Falten spielt sich eine Liebesgeschichte ab zwischen dem „hohen schlanken" Dr. Ströbel und der holden Medicinalrathstochter Gertrude. Schluß der Liebesgeschichte: „Glück", klang der Toast des Medicinalraths, mit dem er sein Glas an das Glas Gertrud's und Ewald's anstieß. „Glück dem jungen Brautpaar, schäumendes, sprudelndes Glück und Liebe ohne Ende." „Papas Pelz" ist übrigens recht matt erzählt und genießt des Vorzuges, daß er „ohne Bedenken" allen Töchtern in die Hand gegeben werden darf.

Von Romanen liegt diesmal nur einer vor, und zwar aus der Feder einer Frau. „Schloß Favorite" von L. Haidheim (Nr. 5) bietet ein treffliches Culturbild aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Verfasserin verfügt über tüchtige Geschichtskenntnisse sowie über das Talent, dieselben geschickt und ohne Aufdringlichkeit zu verwerthen. Wo Haidheim mit Thatsachen zu thun hat, ist ihre Schilderung denn auch vorzüglich. Wo sie sich auf das Gebiet psychologischen Lebens begibt, läßt sie sich von ihrer Phantasie zu sehr fortreißen und wird der Natur untreu. So eine „erdichtete" und unwahre Erscheinung ist die der Heldin des Buchs, der Markgräfin Sibylla von Baden-Baden. Diese Gestalt gehört in einen römischen Kaiserroman, der vor zweitausend Jahren spielt, aber mit ihren Eigenschaften in ein christliches Jahrhundert versetzt, wirkt sie einfach komisch. Man nennt die Krankheit, an der Sibylla leidet, Cäsarenwahnsinn. Geschichtschreiber und Dichter eignen sie gewöhnlich nur den Imperatoren zu; indeß vielleicht litten auch Semiramis, Kleopatra, Zenobia daran (die Historie überliefert zwar nichts davon); aber der Markgräfin von Baden-Baden, welche die Verfasserin doch als das Musterbild einer deutschen Frau hinstellt, solche Gefühle in die Brust zu legen, ist ein arger Misgriff. Der Roman umfaßt drei Bände und durch alle drei sehen wir die hochmuthstolle Frau unverrückt auf demselben Piedestal stehen, hören dieselben Tiraden von ihrer „hohen Bestimmung" von der überaus gewaltigen Macht, welche Gott in ihre Hand legte, von den „Pflichten", denen sie alles, nur nicht ihren aberwitzigen Stolz zu opfern gewillt ist. Wenn Sibylla ohne jede innere Entwickelung auf demselben Standpunkte verharrt, so gewähren dagegen Abwechselung die Opfer, die sie von ihrem Throne sich auswählt. Freunde, Verwandte, die eigenen Kinder, selbst den Mann ihrer Liebe übergibt sie dem Verderben, um ihre Würde als Markgräfin von Baden-Baden nicht zu schmälern. Von den Widersprüchen nicht zu reden, in die sich die Verfasserin verwickelt, indem sie Sibylla bald als zärtliche Mutter, bald als gefühllose Weltdame hinstellt, die zu ihren Kindern in gar keinem Verhältniß steht — muß doch noch auf Eins aufmerksam gemacht werden. Es gibt ein Gesetz in der Dichtung, dem so sich unterzuordnen selbst die größten Schriftsteller sich nicht gescheut haben. Man nennt es: der poetischen Gerechtigkeit Genüge thun. Hat die Verfasserin auf dieses Gebot vergessen, oder findet sie es gerechtfertigt, am Schlusse des Romans diese Frau, welche doch die Ursache so vielen Elends ist, mit der Aureole einer politischen Märtyrerin zu umgeben?

Marius Stein.

Zur deutschen Nationalliteratur.

1. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 385—394. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Mit den beiden ersten Lieferungen dieser neuen Sendung schließt der erste Band von Wieland's Werken und damit, wie ich glaube, die ganze, nur auf eine Auswahl berechnete Wieland-Ausgabe der „National-Literatur" ab. Das Urtheil, welches ich bei Gelegenheit der vorigen Lieferung über H. Pröhle als Herausgeber aussprechen mußte, wird auch durch diese beiden letzten Lieferungen nicht wesentlich eingeschränkt. Zwar bedeutendere Versehen in den Erklärungen findet man hier wenig — vielleicht wäre zu erwähnen zu S. 295, daß die Alten ebenso wol männliche als weibliche Sphinxe annahmen — eine Erklärung ist mir sogar überraschend neu und sehr annehmbar erschienen: er sagt von einem Fräulein Sunnemann, von dem man hier zuerst aus Briefen Bertuch's an Gleim erfährt, und die für „Vater Gleim" schwärmte, sie scheine „von Wieland, wenn auch nur ihrem Namen

nach, in der Dichtung «Gandalin» zum Scherz unter dem Namen Sonnemon verherrlicht zu sein". Dagegen macht das Fragmentarische, Zusammengestoppelte in dem Leben Wieland's einen wenig erquicklichen Eindruck. Ueberall erkennt man noch die Nähte, wo die verschiedenen und früher an verschiedenen Stellen veröffentlichten Aufsätze in diese Biographie hineingeflickt sind. Auch die Ruhmredigkeit macht sich hier wie früher breit. Das schließt natürlich nicht aus, es wird im Gegentheil dankbar anerkannt, daß vieles, was Pröhle hier an erster oder zweiter Stelle aus dem Gleim'schen Archiv mittheilt, dessen fleißigsten Ausbeuter er sich mit Recht nennt, den Fachgenossen höchst willkommen sein wird.

Einen ungleich erfreulichern Eindruck macht der neue (34.) Band der Goethe-Ausgabe, der zweite Band seiner naturgeschichtlichen Schriften, von R. Steiner besorgt, der sich schon durch den ersten Band vielseitige Anerkennung erworben hat. Sollten wir ihm einen Vorwurf machen, so könnte es nur der sein, daß Steiner öfter über sein Ziel hinausschießt. Er selbst äußert sich so über seine Aufgabe:

> Wer sich die Aufgabe stellt, die Geistesentwickelung eines Denkers darzustellen, hat uns die besondere Richtung desselben auf psychologischem Wege aus den in seiner Biographie gegebenen Thatsachen zu erklären. Bei einer Darstellung von Goethe, dem Denker, ist die Aufgabe damit noch nicht erschöpft. Hier wird nicht nur nach einer Rechtfertigung und Erklärung seiner speciellen wissenschaftlichen Richtung, sondern und vorzüglich auch danach gefragt, wie dieser Genius überhaupt dazu kam, auf wissenschaftlichem Gebiete thätig zu sein. Goethe hatte durch die falsche Ansicht seiner Zeitgenossen viel zu leiden, die sich nicht denken konnten, daß dichterisches Schaffen und wissenschaftliche Forschung sich in einem Geiste vereinigen lasse. Es handelt sich vor allem um Beantwortung der Frage: welches sind die Motive, die den großen Dichter zur Wissenschaft getrieben? Liegt der Uebergang von Kunst zur Wissenschaft rein in seiner subjectiven Neigung, in persönlicher Willkür? Oder war Goethe's künstlerische Richtung eine solche, daß sie ihn mit Nothwendigkeit zur Wissenschaft treiben mußte? Wäre das erstere der Fall, dann hätte die gleichzeitige Hingabe an Kunst und Wissenschaft blos die Bedeutung einer zufälligen persönlichen Begeisterung für beide Richtungen des menschlichen Strebens; wir hätten es mit einem Dichter zu thun, der zufällig auch ein Denker ist, und es hätte wol sein können, daß bei einem etwas andern Lebensgange Goethe dieselben Wege in der Dichtung eingeschlagen, ohne daß er sich um die Wissenschaft auch nur bekümmert hätte. Ist aber das zweite der Fall, dann war Goethe's künstlerische Richtung eine solche, daß sie von innen heraus nothwendig dazu drängte, durch wissenschaftliches Denken ergänzt zu werden. Dann ist es schlechterdings undenkbar, daß die beiden Richtungen auf zwei Persönlichkeiten vertheilt gewesen wären. Dann interessirt uns jede der beiden Richtungen nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch wegen ihrer Beziehung auf die andere. Dann gibt es einen objectiven Uebergang von Kunst zur Wissenschaft, einen Punkt, wo sich die beiden so berühren, daß Vollendung in dem einen Gebiete Vollendung in dem andern fordert. Goethe folgte dann nicht einer persönlichen Neigung, sondern seine Kunstrichtung, der er sich ergab, weckte in ihm Bedürfnisse, denen nur in wissenschaftlicher Bethätigung Befriedigung werden konnte.

Indem er sich dann weiter darüber ergeht, daß man Wissenschaft und Kunst gewöhnlich als zwei ganz getrennte Geistesthätigkeiten auffasse, von der Wissenschaft nur reine Objectivität, von der Kunst nur geniale Subjectivität fordere und erwarte, findet er „die welthistorische Bedeutung Goethe's gerade darin, daß seine Kunst unmittelbar aus dem Urquell des Seins fließt, daß sie nichts Illusorisches, nichts Subjectives an sich trägt, sondern als die Künderin jener Gesetzlichkeit erscheint, die der Dichter in den Tiefen des Naturwirkens dem Weltgeiste abgelauscht hat. Auf dieser Stufe wird die Kunst die Interpretin der Weltgeheimnisse, wie es die Wissenschaft in anderm Sinne ist. So hat Goethe auch stets die Kunst aufgefaßt. Sie war ihm die Eine Offenbarung des Urgesetzes der Welt, die Wissenschaft war ihm die andere. Für ihn entsprangen Kunst und Wissenschaft aus Einer Quelle. Während der Forscher untertaucht in die Tiefen der Wirklichkeit, um die treibenden Kräfte derselben in Form von Gedanken auszusprechen, sucht der Künstler dieselben treibenden Gewalten seinem Stoffe einzubilden.

Wer seinen Goethe kennt, wer sich in der Verwerthung seiner alchimistischen Studien, der herrlichen Naturscenen, des Monologs in Wald und Höhle aus dem ersten Theil des „Faust" erinnert, wird gewiß Steiner Recht geben in Betreff dieser Einheitlichkeit von Natur- und Kunststudien in Goethe's Wesen. Ja, das Wort der Hexe könnte man geradezu zum Schibbolet der Goethe'schen Weltanschauung machen:

Wer sie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.

Aber warum erschwert nun Steiner sich und uns diese Aufgabe noch dadurch, daß er Goethe's, wie er doch selbst bekennt, so recht eigenartiges wissenschaftliches Denken durchaus in die Kette der philosophischen Weltanschauungen des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts einreihen will? Zwar sich vielleicht hat er die Aufgabe nicht wesentlich erschwert; er scheint Philosoph von Fach zu sein. Aber was geht es unsereinen an, der seinen Goethe genießen will, wie man heutzutage über die Kant'sche Erkenntnißtheorie denkt, inwiefern Volkelt in seiner „ausgezeichneten" Schrift gleichwol auf dem Holzwege ist, ja wie sich Goethe zu E. von Hartmann's selbstbewußter „Philosophie des Unbewußten" stellt. Volkelt und Hartmann werden gewiß selbst verwundert sein, sich zur Erklärung Goethe's herangezogen zu finden. Jene Einheitlichkeit in Goethe's dichterischem und wissenschaftlichem Denken muß doch einen Namen bekommen, und wie Schelling die neu entdeckte Einheit von Natur und Geist noch als Natur, Hegel sie aber, da sie doch gewußt werden muß, als Geist definirte, so würde ich jene Einheit der beiden Denkarten, die sich doch, natürlich mit Modificationen, auch bei Lessing und bei Schiller finden, immer nur als dichterisches Denken nach wissenschaftlicher Methode definiren; denn die Krone

der Menschheit setzt nur der Dichter sich auf das Haupt, und Goethe's „Faust“ spricht das Welträthsel besser aus und erklärt es besser, soweit es zu erklären ist, als Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“. Und somit ist die höchste Aufgabe für die Erklärung der wissenschaftlichen Werke eines Dichters, daß sie einen tiefern Einblick in das Walten seines dichterischen Genius gewähren. Das hat Steiner geleistet und damit hätte er sich sollen genügen lassen. Ich kann deshalb schon mit dem Anfange seiner Vorrede nicht einverstanden sein. Er führt einen Brief Goethe's an Fichte an, in dem dieser schreibt:

> Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte —

und fügt hinzu:

> Was der Dichter hier bei Fichte, das hatte er früher bei Spinoza gesucht, später suchte er es bei Schelling und Hegel: eine philosophische Weltansicht, die seiner Denkweise gemäß wäre. Völlige Befriedigung aber brachte dem Dichter keine der philosophischen Richtungen, die er kennen lernte. Das erschwert unsere Aufgabe. (Nein! sage ich: das erleichtert sie, denn wäre dies anders, so müßten allerdings seine wissenschaftlichen Werke aus dem System, dem er anhinge, erklärt, die Punkte, in denen er von ihm abwiche, da doch kein denkender Geist vollständig Sklave eines Systems ist, aufgeführt u. s. w. werden, was alles hier wegfällt.) Wir wollen Goethe von der philosophischen Seite näher kommen. Hätte er selbst einen wissenschaftlichen Standpunkt als den seinigen bezeichnet, so könnten wir uns auf diesen berufen. Das ist aber nicht der Fall. Und so obliegt uns denn die Aufgabe, aus alledem, was uns von dem Dichter vorliegt, den philosophischen Kern zu erkennen, der in ihm lag, und davon ein Bild zu entwerfen. Wir halten für den richtigen Weg, diese Aufgabe zu lösen, eine auf Grundlage der deutschen idealistischen Philosophie gewonnene Ideenrichtung.

Dies letzte verstehe ich schon nicht ganz, und auch in dem Folgendem ist mir manches unklar geblieben; aber diese opera supererogata abgerechnet, bleibt noch viel des Vortrefflichen übrig. Steiner's Arbeit wird sobald nicht überholt werden.

Die letzten vier Lieferungen geben Jean Paul's Meisterwerk (insofern nämlich bei einem so barocken Schriftsteller wie Jean Paul von einem Meisterwerk die Rede sein kann), die „Flegeljahre“, in der bewährten trefflichen Ausgabe von Nerrlich.

2. Leben und Lieder der Gräfin Erdmuth Dorothea von Zinzendorf, geborene Gräfin von Reuß. Von Karl Friedrich Ledderhose. Mit dem Porträt und dem Facsimile der Gräfin. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 8. 2 M.

Das vorliegende Büchlein ist zunächst eine willkommene Ergänzung der meisterhaften Biographie, die uns Varnhagen von Ense von dem Grafen von Zinzendorf gegeben hat. Freilich in einem bescheidenen Rahmen und sich immer an das Leben des gefeierten Gatten anlehnend, für den die Gräfin die willkommenste Ergänzung seines Wirkens ist. Liebende und sorgsame Mutter einer zahlreichen Kinderschar, die sie zum größten Theil schon früh wieder verlor, sorgfältige und sparsame Führerin eines wunderbar großen Haushalts, ermöglichte sie erst durch ihre Tugenden das in der bekannten Weise geführte Leben ihres Gatten. Aber sie tritt uns auch als religiöse Dichterin in einer bescheidenen Auswahl ihrer Dichtungen entgegen. Nur möchten wir auch gern wissen, woher der Herausgeber diese Dichtungen genommen hat. Sie athmen alle ein echt religiöses Gemüth und daß in mehrern eigenthümlich herrnhutische Anschauungen zu Tage treten, möchten wir nicht einmal mit dem Herausgeber entschuldigt wissen, sondern sogar als einen Vorzug anerkennen. Die Verehrung der Wundermale des Herrn fehlt auch hier nicht:

Blutig's Lamm, dein Kreuzesstamm,
Die Nägelmal, der Seitenschrein,
Deine Noth, Angst, Schmerz und Tod
Bleibt die Lehr' der Kreuzgemein.
Deines Angesichtes Schweiß
Mache unsre Herzen heiß;
Deiner blut'gen Wunden Saft
Bleibe unsre Gotteskraft.

Folgendes schöne Missionslied sei noch angeführt:

Die Heerde freut sich, treuer Hirt,
Und das von ganzem Herzen,
Wenn ihre Zahl vermehret wird
Zum Lohn für deine Schmerzen,
Und nun mit Einem Mund und Muth
Dich preiset und erhöhet
Und zeuget von dem Bund im Blut,
Darauf die Kirche stehet.

Drum eilet alles, was du sendst,
Ins Nahe oder Ferne,
Weil du so viel an Seelen wendst
Und hättest sie so gerne;
Und sparest keine Mühe nicht,
Die Welt zu überzeugen,
Bis sich vor deiner Wunden Licht
Die Nationen beugen.

Robert Boxberger.

Zur Philosophie des Staats.

Ueber Gesellschaft und Staat ist seit den ältesten Zeiten unendlich viel gedacht, gesprochen und geschrieben worden, und noch nicht ist der Gegenstand erschöpft. Dies wird auch niemals der Fall sein können, weil der sociale Organismus ein in Entwickelung begriffenes Gesammtwesen ist und immer neue Seiten der Betrachtung und dem Studium darbietet. Freilich werden neben der Wissenschaft und Philosophie hierbei die bodenlose Speculation sich geltend machen und nicht wenig von den guten Früchten jener verderben; allein das Nämliche ist auf andern Ge-

bieten auch der Fall. Wie ungemein großer Misbrauch wird nicht mit der exacten Forschung getrieben. Wie wird der nicht gebrandmarkt, welcher es unter seiner Würde achtet, alle möglichen und nicht möglichen Forschungsresultate als eine Art göttlicher Offenbarung inbrünstig zu verehren! Ja überall suchen Afterweisheit und Beschränktheit, Mode und Phrase sich breit zu machen und die echte Wissenschaft, die wahre Philosophie zu verdrängen. Und darum wird auch immer auf dem Gebiete der socialen Wissenschaften sehr viel Ballast aufgehäuft werden, und man wird jederzeit die Mühe sich geben müssen, Gold und edles Gestein daraus hervorzusuchen.

Die Angelegenheiten von Staat und Gesellschaft liegen sehr nahe. Trotz dessen werden sie von jedem Volke anders erfaßt: das eine geht hierbei mehr speculativ zu Werke, das andere mehr praktisch. Solche Verschiedenheit der Auffassung kommt von der dem betreffenden Volke gewährten Gelegenheit und gewordenen Erziehung, ist also mit seinen gesammten geschichtlichen und politisch-moralischen Verhältnissen auf das innigste verbunden.

Ich bin weit davon entfernt, speculative Auffassung rein praktischer unterzuordnen; im Gegentheil nimmt die philosophische Betrachtung, unter den entsprechenden positiven Voraussetzungen, nicht nur eine sehr hervorragende Stellung ein, sondern ist auch geradezu der Gipfel aller Studien der Natur sowol, wie auch des Menschen als Individuum und Gesellschaft, des Staats und der Kirche. Und die philosophische Betrachtung wird zum Ausgangspunkt der Maßnahmen zu Förderung der allgemeinen Wohlfahrt; denn ohne allgemeine Erkenntniß, ohne Erfassung des Zusammenhangs der Erscheinungen ist es auch nicht möglich, die rechten Gesichtspunkte und die wahren Hülfsmittel für die normale Erhaltung des socialen Körpers, für dessen Wohlfahrt und Gedeihen zu finden und zu verwerthen.

Staat und Gesellschaft. Von P. Klöppel. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 8 M.

Der Autor bemerkt im Vorwort seines sehr beachtenswerthen Buchs unter anderm:

Erst die gedankenlose Spielerei mit naturwissenschaftlichen Vorstellungen, welche auch die Sprachlehre zu einem Theile der Naturwissenschaft hat machen wollen, war im Stande, zu verkennen, daß alles menschliche Thun ein Ringen des Geistes mit seinen natürlichen Lebensbedingungen, eine Erhebung des Geistes über die bloße Natur ist, und gerade darum erst recht, weil er dazu immer wieder Kräfte der Natur als Mittel in seinen Dienst nehmen muß. Dieses Ringen, diese Erhebung des Geistes ist eben die Geschichte; Sprach- und Staatslehre sind also recht eigentlich die beiden großen Zweige der Geschichtswissenschaft. Von den ersten Stufen dieses Ringens und dieser Erhebung in der menschlichen Wirthschaft hat also die geschichtliche Staats- und Rechtslehre auszugehen und den Fortgang beider bis zur vollständigen Darstellung derselben zu verfolgen. Bei diesem Theile seiner Arbeit wäre es dem Verfasser die erwünschteste Unterstützung gewesen, wenn er an eine anerkannte und wissenschaftlich durchgebildete Darstellung der Wirthschaftslehre sich hätte anlehnen können. Aber das ist eben die traurige Folge der Zerreißung des natürlich zusammen Gehörigen, daß, während die herrschende Rechtslehre Begriffe ohne Inhalt ausspinnt, die Wirthschaftslehre nur Inhalt zusammenträgt, ohne zum Begriffe zu kommen. Wird doch gar aus der Noth der Begriffslosigkeit eine Tugend gemacht, weil „Sicherheit und Bestimmtheit" in den Grundbegriffen der Wirthschaftslehre nur „das Erlöschen der Lebenskraft" dieser Wissenschaft erweisen würden.

Und weiter:

Die Verbindung der ethischen mit der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Auffassung vollzieht sich erst in der Rechtsordnung des Staats; aber um das Wesen dieser Verbindung zu verstehen, ist es unerläßlich, die gesellschaftlichen Beziehungen des Wirthschaftslebens vorab so zu entwickeln, wie sie ohne alle Einwirkung der Ethik und des Rechts gedacht werden können.

Es steht außer allem Zweifel, daß die unreifen Vorstellungen, welche auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Exactheitsmanie erwuchsen, nicht wenig dazu beitrugen, die Entwickelung der Geistes- und socialen Wissenschaften zu beeinträchtigen, anstatt sie zu fördern. Und dies kam so: man verwarf, wie es die Fanatiker der Exactheit thun, bedingungslos alles, was nicht zu wägen und zu messen war. Demgemäß werden neun Zehntheile verworfen und das übriggebliebene Zehntel mit dem Maßstabe exacter Forschung gemessen. Da man jedoch nicht mehr mit dem Ganzen es zu thun hatte, sondern nur mit Bruchstücken, die aus dem organischen Zusammenhang gerissen waren, so führte die Messung nicht zu dem gewünschten Ergebniß und befriedigte auf keiner Seite.

Um die Geistes- und Gesellschaftswissenschaft mit der naturkundigen Forschung in Einklang zu bringen, ist es zunächst nothwendig, zu einem höhern Standpunkt philosophischer Betrachtung sich emporzuschwingen, nichts von vornherein zu verwerfen und den rothen Faden zu verfolgen, welcher die historische Entwickelung des Menschen als Individuum und Gesellschaft durchzieht. Unbedingt müssen wir an dem Bestehen einer centralen Seele festhalten; denn theils werden wir durch das Studium des geistigen und gesellschaftlichen Lebens (in Vergangenheit und Gegenwart) und des leiblichen Lebens dazu gezwungen; theils ist es ohne jene Annahme ganz unmöglich, auch nur eine Scene der Geschichte zu erklären, geschweige denn die Gesammtheit historischer Processe zu erfassen, die Beweggründe zu errathen.

In dem Werke Klöppel's, dessen aufmerksames Studium sehr zu empfehlen, sind „Wirthschaft und Gesellschaft", „Recht und Staat" und „Die Ordnung der Gesellschaft" die Hauptkapitel. Man wird in denselben manche Anregung zur Besserung einerseits der Erkenntniß der socialen Verhältnisse, andererseits des Daseins selbst finden; aber man wird auch verschiedene Gegenden durchwandern, auf denen der Anker der Hoffnung gerade nicht auszuwerfen sein dürfte. Der Autor ist ein guter, Vorurtheile nicht liebender Denker, geht gewissenhaft und kritisch zu Werke, zieht aber nicht die äußersten Folgerungen, sondern überläßt dies denen, die später kommen. Immerhin muß sein Wollen und Vollbringen auf das beste anerkannt werden. Es sei gestattet, einige seiner Entwickelungen in das Auge zu fassen. Er sagt:

Von Natur sind die Menschen ungleich an leiblichen und geistigen Anlagen, Kräften und Fähigkeiten und demgemäß an Leistungen und Erfolgen. Und eben darum sind auch von Natur alle Menschen unfrei, der Schwache vom Stärkern, dieser vom Stärksten abhängig. Aber auch die Macht des Stärksten schlägt in ihr Gegentheil um: der unumschränkteste Selbstherrscher ist... zuletzt das unfreieste Geschöpf seines Herrschaftsgebiets. Gleichheit und Freiheit sind nicht Geschenke der Natur, fertig von ihr verliehen, — wie hätten sie auch sonst je wieder verloren gehen können? Sie sind der Schritt für Schritt erkämpfte Gewinn, den der menschliche Geist in unendlichem Ringen mit seinen natürlichen Daseinsbedingungen davonträgt. Die Menschen werden gleich und frei in unendlicher Annäherung an ein Ziel, welches völlig nie erreicht werden kann, so lange jene Daseinsbedingungen fortbestehen; sie werden gleich und frei in der geschichtlichen Staats- und Rechtsbildung.

Auf diese und andere Entwickelungen des Autors muß großes Gewicht gelegt werden. Was Klöppel in Bezug auf Wirthschaft und Recht auseinandersetzt, wird den Staatsmännern und Juristen viel zu denken geben und manche der bisherigen Auffassungen verbessern und umstalten.

Wahr ist, wenn Klöppel bemerkt:

Für den Menschen aber, der einmal zur Arbeit genöthigt ist, um seinen Unterhalt zu finden, kann der bessere Unterhalt, den ihm der Herr vermöge der wirthschaftlichen Verwendung seiner Arbeitskraft zu gewähren im Stande ist, eine den Verlust der Freiheit aufwiegende Gegenleistung werden. ... Der Lohn des freien Arbeiters nun, sollte man glauben, müsse mindestens dem wirthschaftlichen Aufwande für die tauglichste Erhaltung und Fortpflanzung der Arbeitskraft gleichkommen und noch einen gewissen, wenn auch noch so geringen Aufschlag für die aufgegebene Freiheit bieten. Aber dieses Verhältniß ist von vornherein dadurch vergiftet worden, daß dem Arbeitsherrn gerade durch den „freien" Arbeitsvertrag jede wirthschaftliche Sorge für das Los des Arbeiters abgenommen ist. So lange das Angebot von Arbeit die Nachfrage übersteigt, ... bestimmt der Arbeitsherr den Preis der Arbeitswaare; je wohlfeiler er sie kauft, desto weiter reicht sein Kapital; je stärker er sie ausnutzt, desto größer wird der Ueberschuß des anzueignenden Arbeitsertrags. Ist der Arbeiter infolge ungenügender Ernährung und Pflege und übermäßiger Anstrengung vor der Zeit erschöpft, nun, so ist eben der entkräftete Arbeiter eine entwerthete Waare für die nur ein geringerer und am Ende gar kein Preis mehr bezahlt werden kann. ... Alle durchgreifende Besserung in der Lage der Arbeiter setzt durchgehende Besserung in der Lage der Unternehmer voraus.

Doch hiermit möge es sein Bewenden haben; denn es kann meine Sache nicht sein, alle guten Stellen des Werks hierher zu setzen. Das Buch muß studirt werden. Und jeder, der diese Arbeit thut, wird unbedingt zuvor seiner von der Schule und dem Schlendrian ihm eingetrichterten und eingeflößten Vorurtheile sich entledigen müssen; denn sonst versteht er den Autor nicht, obgleich dieser sehr verständlich schreibt.

Eduard Reich.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Weltschöpfung und Weltuntergang. Die Entwickelung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus dargestellt von Oswald Köhler. Stuttgart, Dietz. 1887. 8. In Heften zu 50 Pf.

Die religiösen Mythen und Sagen der frühesten Zeiten enthalten bereits Ideen über den Anfang der Welt, ja das Buch der Bücher bringt uns eine ganze Schöpfungsgeschichte. Im griechischen Alterthum beschäftigen kosmogonische Gedanken die Philosophen und ihre Schulen, und wir erinnern nach dieser Richtung besonders an Plato und Aristoteles. Selbst bei römischen Dichtern (Lukrez, Virgil und Ovid) findet man Vorstellungen über den Ursprung des Weltalls. Im 17. Jahrhundert verdrängen die neuen Ansichten über Kosmogonie von Descartes, Leibniz und Newton die kosmogonischen Ideen aus der alten Zeit. Im folgenden Jahrhundert lassen Swedenborg (1734) und Wright (1750) die Welt aus Nebel, Dunst oder Gas entstehen, welche Vorstellungen den Keim zu den kosmogonischen Gashypothesen von Kant (1755) und Laplace (1796) enthalten. Seit jedoch diese Denker ihre Darstellung der Weltenbildung gegeben, sind die Mechanik, Astronomie und Geologie so ausgiebig fortgeschritten und haben Physik und Chemie so mächtige Bereicherungen — namentlich durch die dynamische Wärmelehre, Spectralanalyse und Photographie — erworben, daß der ideale Aufbau der Weltentwickelung in viel sicherer, wenn auch minder phantasiereicher Weise geschehen kann als noch vor wenigen Jahrzehnten. Dabei läßt sich noch immer die Nebel- oder Gashypothese als Ausgangspunkt annehmen, was auch thatsächlich in heutigen Schriften über die Weltentstehung der Fall ist.

Auch das vorliegende Buch über die Weltschöpfung hat die Gas- oder Nebularhypothese zur Grundlage, und zwar hauptsächlich in der Art, wie Laplace sich die Entstehung der Planeten aus abgeschiedenen Gasringen des zu unserm Sonnensystem gehörigen, glühenden und rotirenden Urnebels vorstellte. Da jedoch sowol der Fortschritt der Naturlehre als auch die Kritik mannichfache Abänderungen an der Laplace'schen Entwickelung unsers Sonnensystems fordern, so mußte hierauf in vielen Punkten der ins einzelne gehenden Darstellung der Weltenbildung Rücksicht genommen werden. Ferner war es in diesem für die populäre Belehrung geschaffenen Werke nothwendig, auch die wichtigern kosmogonischen Theorien anderer Denker zur Kenntniß zu bringen. Dies ist in der That so kurz als möglich geschehen, und erfreulicherweise so, daß die widersprechenden Ansichten auseinandergehalten erscheinen, wodurch einer leicht sich ergebenden Verwirrung vorgebeugt worden ist, ohne daß die Einheitlichkeit des Vortrags Schaden litt.

Der Verfasser ist nicht der jetzt vorherrschend geltenden Ansicht, daß die Wärme der Weltkörper von einer Verdichtung der letztern herrühre, welche schon mit ihrem gasigen Zustande beginne und dann auch während ihres tropfbaren und theilweise festen Zustandes fortdaure, sondern er schließt sich jener Meinung an, welche die Ursache der Weltwärme in den Zusammenstößen von Himmelskörpern sucht, d. i. in der Umwandlung ihrer sichtbaren fortschreitenden Bewegung in jene unsichtbare Molecularbewegung, welche Wärme heißt. Hierbei kann die auftretende Hitze so hochgradig sein, daß die aneinandergerathenen festen Weltmassen wieder vergasen. Demnach wäre es also möglich, daß ein unendlicher Kreislauf in der Weltentwickelung stattfände. Die Welt würde dann nicht, wie Clausius und William Thomsson aus dem zweiten Hauptsatz der modernen Thermodynamik folgern, einem Ende zustreben, bei welchem, nach vielen Jahrmillionen, im ganzen Kosmos ohne Aufhören einerlei Temperatur und ewige Ruhe herrschen möchte, sondern es ließe sich annehmen, daß die Welt in einem Kreislauf sich entwickele ohne allgemeinen Anfang sowie ohne allgemeines Ende. Zu jeder Zeit würden hiernach im Universum beginnende Weltkörper im Gaszustande vorkommen sowie andere in allen möglichen Stufen der Entwickelung, einschließlich jener der Zurückkehr zur Gasform durch das Aufeinanderprallen von starren kosmischen Massen.

Obwol Köhler seine Kosmogonie auf naturwissenschaftlicher Grundlage baut, zeigt sich doch durchweg, daß er ein Freund philosophischer Erörterungen ist, was seinem Buche in mannichfacher Weise zugute kommt, besonders da, wo er den endlosen Kreislauf der Welt bespricht und nach deren Zweck forscht. Weiter läßt sich zu Gunsten des Buchs noch anführen, daß in einem Anhange Erklärungen von Begriffen aus den Hülfswissenschaften der Kosmogonie gegeben sind, welche den Text derart erläutern und ergänzen, daß dieser auch minder gelehrten Lesern verständlich wird.

2. Die Meteorologie der Sonne und die Wetterprognose des Jahres 1886. Von K. W. Zenger. Mit einer Tafel mit fünf Heliographien. Prag, Řivnáč. 1887. 8. 1 M. 44 Pf.

Der Verfasser beschäftigt sich seit Ende des Jahres 1873 mit dem Photographiren der Sonne. Bald bemerkte er an dem Umfange der von ihm aufgenommenen Sonnenbilder kreisförmige bis elliptische Gürtel und spiralige Streifen von grauweißem bis zu rein weißem Aussehen, welche trotz jeder Vorsicht beim Manipuliren und mittels der besten Apparate in nahezu dreizehntägigen Perioden auftraten, und zwar nur vor oder während der Wetterstürze, Stürme, Fluten, Erdbeben, vulkanischen Ausbrüche, Nordlichter und magnetischen Strömungen. Weil die Zwischenzeit, in welcher jene weißen Ränder an den Sonnenbildern und auch die großen meteorologischen Strömungen erscheinen, im Mittel der halben Rotationsdauer der Sonne entspricht, so versuchte der Verfasser in einem eigenen Werke: „Die Meteorologie der Sonne und ihres Systems“, 1885 darzuthun, daß die Wetterprocesse unsers Planetensystems sowie der Erde zur Sonnenrotation in Beziehung stehen. Die so vom Verfasser gelehrte Abhängigkeit des Wetters von den halben Sonnenrotationen blieb nicht ohne Widerspruch von seiten einiger Meteorologen. Es ist nun der Zweck des vorliegenden Schriftchens, die Entwürfe der letztern zu entkräften und überdies nachzuweisen, daß die heute allgemein übliche, auf der Gradiententheorie beruhende Wetterprognose von der Wirklichkeit, besonders zur Zeit der vollendeten halben Sonnenrotation, im Stiche gelassen werde. Zu diesem Behufe vergleicht das hier angezeigte Heft für das Jahr 1886 neunundzwanzig Periodentage der halben Sonnenrotationen in Bezug auf die gewöhnliche Wetterprognose sowie auf die dazu gehörige wirklich stattgehabte Witterung und die entsprechenden Sonnenphotographien. Der Verfasser findet aus dieser Parallelisirung, daß um die genannten Zeiten die jetzt übliche Wetterprognose stets fehl geht, weil sie einen Hauptfactor, d. i. den Einfluß außerirdischer, kosmischer Elektricitätsquellen übersieht. Die letztern erzeugen die Cyklonen auf der Erde, welche mithin eine Wirkung der mit den Luftwirbeln verbundenen Elektricitätserscheinungen und nicht ihre Ursache darstellen. Hierbei verrathen im voraus die weißen Ringe und Streifen der Sonnenphotographien kosmische bis in unsere Atmosphäre dringende Zustände, welche mit jenen Cyklonen und Wetterstürzen zusammenhängen.

Die Erklärung der weißen Höfe, Streifen und ellipsodischen Flecke an der Peripherie der Sonnenphotographien ist sehr schwierig. Dem Einwurfe der Gegner, daß jene weißen, mannichfaltig gestalteten Begrenzungen der Sonnenphotographien bei den vieljährigen heliographischen Aufnahmen zu Kew nie vorkommen, und daß sie durch Irradiation, Ueberposition sowie überhaupt durch vielleicht noch unbekannte Verhältnisse bei der Manipulation entstehen mögen, hält Professor Zenger die Periodicität jener weißen Ränder an den Sonnenbildern und den Umstand entgegen, daß sie stets nur vor oder während auffallender Störungen des Wetters, der innern Erdkräfte, des Erdmagnetismus u. dgl. m. auftreten. Und dies blos bei seinem eigenthümlichen photographischen Verfahren. Der Verfasser ist der Ansicht, daß in den durch kosmische Elektricität sich bildenden Cyklonen Condensationen des Wasserdampfs sich bilden, wobei die vorherrschend chemisch wirkenden Lichtstrahlen absorbirt werden und mithin die weißen Gürtel und Streifen an den Grenzen der Sonnenphotographien zum Vorschein kommen. Er bezeichnet daher auch jene hofartigen Begrenzungen der Sonnenbilder als „Absorptionszonen“. Ob diese wirklich geeignet sind, der Wetterprognose mehr Sicherheit zu verleihen, wie der Verfasser im vorliegenden Heftchen nachzuweisen bemüht ist, oder ob seine Gegner recht haben, welche die Methode in seiner „Meteorologie der Sonne und ihres Systems“ als verfehlt bezeichnen, darüber werden wol noch weitere Acten abzuwarten sein.

3. Betrachtungen über das tropische Westafrika, speciell über das Unter-Kongogebiet. Von W. Mönkemeyer. (Sechstes Heft der „Sammlung naturwissenschaftlicher Vorträge" herausgegeben von Huth.) Berlin, Friedländer u. Sohn. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Der Zweck dieser Vorlesung über das tropische Westafrika betrifft hauptsächlich die Erörterung, ob die Länder des heißen westlichen Afrikas für die Masseneinwanderung der Weißen tauglich seien und ob daselbst Plantagenbau möglich wäre? Der Verfasser beantwortet diese Fragen nach den eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen in den Gebieten der tropischen westlichen Küste Afrikas verneinend, wobei er besonders die Länder des untern Kongo im Auge hat. Er führt als Gründe für seine mit Pechuel-Loesche in Jena übereinstimmende Ansicht an: den im allgemeinen für Plantagenbau zu armen Boden im Unter-Kongogebiete, das dem Europäer nicht zusagende Klima dieser Länder, die daselbst schwierig zu erhaltenden Arbeiter, die eng begrenzte Auswahl der hier gedeihenden Culturpflanzen sowie endlich die derzeit noch sehr beschränkten Transportmittel. Er äußert sich daher nachdrücklichst gegen eine Massenauswanderung der Weißen nach dem Kongo.

Wenn auch dieses Heft in erster Linie die Plantagenfrage am Kongo behandelt, so wird es doch eingeleitet mit einer Skizze über das Nigergebiet und Kamerunland, über die Insel Fernando Po sowie über die französische Kolonie Gabun. Hierauf folgt nach der eigenen Anschauung eine kurze Schilderung des untern Kongogebiets in Bezug auf dessen Flora, auf die Beschaffenheit seines Bodens, auf dessen Ackerbau und auf die Cultur der Nährpflanzen, ferner hinsichtlich des Viehstandes daselbst und endlich betreffs des Handels, der sich vorherrschend auf Palmöl, Palmkerne, Kaffee, Kakao, Erdnüsse, Kautschuk, Elfenbein, Thierhäute u. dgl. m. erstreckt. Dem Handel im Gebiete vom Niger bis zum Kongo prognosticirt der Verfasser eine bedeutende Zukunft, wogegen er aus obigen Gründen die Europäer warnt vor der dauernden Ansiedelung behufs Plantagenbaues in den Ländern am Kongo. Die eigentliche, bereits obenerwähnte Behandlung der Plantagenfrage erfolgt selbstverständlich erst nach der Skizzirung von Land und Leuten. Und mit der Abmahnung von der Massenauswanderung nach dem Kongo schließt das inhaltsreiche Heft.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Verhältniß von Goethe und Frau von Stein beleuchtet E. Adler in einer Abhandlung (Leipzig, Toeplitz u. Deuticke), welche sich auf die von der Goethe-Gesellschaft herausgegebenen „Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien" stützt. Dieses höchst interessante Schriftchen bringt endlich volles Licht in diesen vielversprochenen Abschnitt aus Goethe's Leben. Unter fortwährenden Belegen beweist Adler, daß Goethe in seiner Liebe hoch über Frau von Stein gestanden; ein fast tragisches Mitleid empfindet man mit Goethe, wenn man erfährt, wie er an einer wahren Liebe gescheitert und dennoch der große Dichter geblieben ist.

— E. Hermann hat die literarische Welt mit einem Essay beglückt, welchen er nennt: „Ueberschrift und Urquell von Shakspeare's Dichtungen" (Erlangen, Deuhert). Wenn eine schwerwiegende Frage durch absprechende Bemerkungen und allerlei Schimpfreden erledigt werden kann, dann ist das hier geschehen. Der Verfasser hat 1881 ein Buch über Shakspeare geschrieben, welches nach seiner Ansicht die verdiente Beachtung nicht gefunden hat. Nun erinnert er an seine vergessene Größe durch dieses Pamphlet, durch welches er höchstens Leute seines Schlages überzeugt, nicht aber ernste Forscher. Um den Lesern eine Probe zu geben von der Leistungsfähigkeit Hermann's, führen wir hier nur zwei große Entdeckungen desselben an. Er hat herausgeklügelt, daß „Shakspeare's eigene Seele den Qualenzustand des Prinzen Hamlet durchlebt hat, weil des Dichters Frau die Ehe mit dem Friedensrichter Lucy gebrochen, der ihn später zur Landesflucht zwang". Das geht denn doch noch über die Findigkeit des Professors K. Elze hinaus. Doch es geht noch weiter. Höre, Welt, und staune: „Die Schicksalsschwestern lassen im «Macbeth» die unabsehbare Reihe der Doppelkönige von England und Schottland aus dem Hause Banquo-Stuart sehen. Diese Erfindung veranschaulicht mit prophetischem Blick, daß das legitime Königthum, hier in der Form seines höchsten Adels dargestellt, auf wirklich göttlicher Ordnung beruht und deshalb unvertilgbar ist."

Aus der Schriftstellerwelt.

Ein Dichter, der nicht allzu weit hinaus über die engern Kreise landsmannschaftlicher Stammesgenossenschaft genannt wurde, ist gestorben: Franz Trautmann, ein echtes münchener Kind. Der Tod ereilte ihn am 2. November in seiner Vaterstadt. Hier wurde er am 28. März 1813 geboren, studirte dann Jurisprudenz und war sieben Jahre lang beim Stadtgericht thätig. Doch wirkte diese Thätigkeit so herabstimmend auf ihn, daß er infolge derselben fast einer geistigen Umnachtung verfiel. Er wähnte eine schwere Schuld auf sich geladen, ein Verbrechen begangen zu haben und es dauerte geraume Zeit, ehe er von diesem Verfolgungswahn genesen war. Er wandte sich nun ganz der Poesie zu, welcher er schon während seiner juristischen Laufbahn gehuldigt: er hatte in jener Zeit sogar ein antikes Trauerspiel: „Jugurtha" (1837), gesündigt. Er gab der Poesie den Vorzug vor der Malerei, obschon er auch zu dieser ein ausgesprochenes Talent besaß und eine Reihe stimmungsvoller Bilder, besonders phantastischer Landschaften geschaffen hatte. Maler wie Spitzweg gehörten zu seinen Freunden und in der That erinnerten seine Erzählungen vielfach an Bilder der Spitzwegmappe: das alterthümlich Anheimelnde, der in verschollenen Winkeln hausende oft barocke Humor war seine Tonweise und er hat ja auch seine Hauptwerke in alterthümelndem Chronikenstil gedichtet. Doch ungleich vertheilt sind des Glückes Gaben: während Victor von Scheffel mit ähnlichen Werken, mit seinem „Ekkehard" und „Trompeter von Säkkingen" die Staffel von hundert Auflagen erklomm, mußte sich Trautmann mit der bescheidenen Anerkennung einer kleinen Gemeinde begnügen; auch sein Hauptwerk: „Eppelein von Gailingen" (1852), das ihm einen Namen verschaffte, ist trotzdem nicht in weitere Kreise gedrungen, ebenso

wenig die „Abenteuer des Herzogs Christoph von Baiern" (1853). „Die Glocken von St. Alban" (1875) enthalten die Geschichte eines kölner Volkstribunen. Von seinen alterthümelnden, meistens in München spielenden Erzählungen und Skizzen, die theils romantischer, theils humoristischer Art sind, erwähnen wir: „Chronika des Herrn Petrus Nöckerlein" (1853), „Das Plauderstübchen" (1855), „Münchener Geister" (1856), „Das münchener Stadtbüchlein" (1857), „Münchener Wahrzeichen" (1864), „Meister Niklas Prügger" (1878) und das barock humoristische „Leben, Abenteuer und Tod des Dr. Theodosius Thaddäus Donner im Jenseits", das, wie Julius Grosse in seinem Nekrolog in der „Augsburger Zeitung" erwähnt, direct an Grimmelshausen und Moscherosch anknüpft. Trautmann's Lustspiele sind unbekannt geblieben; auch seine Kriegslyrik: „Astern und Rosen, Disteln und Mimosen" (1870) hat kein Echo in weitern Kreisen wachgerufen. In frühern Jahren war er eifriger Mitarbeiter von den „Fliegenden Blättern" und gab 1849—50 in Nürnberg den „Nürnberger Trichter" heraus, ein humoristisches Blatt, das den Geist jener Bewegungsjahre spiegelte.

— In hohem Alter starb in Leipzig am 18. November Professor Gustav Theodor Fechner, der sich als Philosoph, Naturforscher und humoristischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Geboren am 19. April 1801 zu Groß-Sährchen bei Muskau studirte er seit 1817 in Leipzig Medicin, wandte sich dann der Naturwissenschaft zu und wurde 1834 ordentlicher Professor der Physik. Als er Privatdocent in Leipzig war, veröffentlichte er unter dem Namen Dr. Mises „Stapelia mixta" (1824), humoristische Aufsätze jeanpaulisirender Art, welche auch die Aufmerksamkeit des baireuther Humoristen auf sich zogen, ferner den „Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte" (1822), „Vergleichende Anatomie der Engel" (1825), „Schutzmittel für die Cholera" (1832) und ähnliche satirische Schriften. In seinem wissenschaftlichen Fach war er ebenfalls schriftstellerisch sehr thätig: er gab Lehrbücher der Chemie, der Physik, chemische Repertorien u. a. heraus. Später wandte er sich mehr der Naturphilosophie zu: sein Hauptwerk: „Elemente der Psychophysik" (2 Bde., 1860) hat beide Richtungen in maßgebender Weise verschmolzen. Hierher gehört auch seine Schrift: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (1879). Am meisten Aufsehen in weitern Kreisen erweckten seine Schriften: „Nanna oder das Seelenleben der Pflanzen" (1848) und „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und der Erde" (1851), in denen er als begeisterter Apostel der Naturbeseelung in tiefsinniger, oft barocker Ausführung auftritt. Ein „Lehrbuch der Aesthetik" (2 Bde.) gab er 1876 heraus.

Fechner war einer der vielseitigsten und originellsten Köpfe unter der deutschen Gelehrtenwelt, jeder Schablone fremd, dabei von einer überaus regen Phantasie, welche manches Visionäre seinen wissenschaftlichen Darstellungen beimischte, aber auch humoristische und satirische Ergüsse von selbständigem Werthe schuf.

Bibliographie.

Brink, J. ten, Emile Zola und seine Werke. Autorisirte Uebersetzung von H. G. Rahstede. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 3 M.

Bruck, J., Ignaz Philipp Semmelweis. Eine geschichtlich-medicinische Studie. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Finger, F. A., Ausgewählte pädagogische Schriften. 2 Bde. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 7 M.

Fischer, L., Reform der evangelischen Kirche. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Flügel, O., Ostermann über Herbart's Psychologie. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 75 Pf.

Freisauff, R. v., Mozarts' Don Juan 1787—1887. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Oper. Herausgegeben der 100jährigen Jubelfeier der Oper „Don Juan" von der „Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg". Mit 9 Kunstbeilagen. Salzburg, Kerber. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Frey, E., Ein Stück deutscher Geschichte und Italien im Jahre 1848. Eine Studie. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Graetz, H., Volktümliche Geschichte der Juden. 1ste Lfg. Leipzig, Leiner. 1888. Gr. 8. 70 Pf.

Halm, F., Lesebuch für Junggesellen. Zwölf Lesestücke, gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Steffens. 12. 1 M. 50 Pf.

Higham, Mary R., Wie wir uns fanden. Eine Erzählung aus dem Amerikanischen. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, J. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Jensen, W., Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichten-Cyklus. Leipzig, Elischer. 1888. 8. 6 M.

Ihr, F., Die allgemeine Altersversorgung. Eine Studie. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Kapff-Essenther, F. v., Ziel und Ende. Wiener Roman. 3 Bde. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 6 M. 40 Pf.

Körner's Vortragsbibliothek. 1stes Hft.: Der Doppelgeburtstag oder ein Mißverständniß. Schwank in 1 Akt (Vortrag für 2 Damen) von O. Blume. Erfurt, Körner. 8. 20 Pf.

Kraus, O., Paul Heyses Novellen und Romane. Frankfurt a. M., Alt. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Krüger, W., Phantasie oder Geist? Ein Beitrag zur Charakteristik der Ritschl'schen Theologie. Bremen, Müller. 8. 1 M. 80 Pf.

Lasch, B., Das Erwachen und die Entwickelung der historischen Kritik im Mittelalter (vom VI.—XII. Jahrh.). Breslau, Koebner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Professor Lazarus als religiöser Reformator. Leipzig, Friese. Gr. 8. 30 Pf.

Leneer, R. G., Rußland in physikalischer, ethnographischer und politischer Beziehung. Hannover, Helwing. 8. 60 Pf.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Blumen der Haide. Drei Erzählungen. Leipzig, Braun. 8. 1 M. 60 Pf.

Lohde, Clarissa, Weltfremd. Roman. 2 Tle. in 1 Bd. Stuttgart, Metzler. 8. 4 M.

Mickiewicz, A., Poetische Werke. Uebersetzt von S. Lipiner. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Todtenfeier (Dziady). Uebersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von S. L. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Müller, A., Doctor Faust's Ende. Tragödie. Ilfeld, Fulda. Gr. 8. 2 M.

Musset, A. de, Dichtungen. Deutsch von M. Hahn. Mit Vorwort von P. Lindau. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M.

Niemeyer, V., Alfred Krupp. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Mit dem Porträts Alfred Krupp's und 2 Illustrationen. Essen, Silbermann. Gr. 8. 1 M.

Nöldechen, W., Diesseits und jenseits der Alpen. Drei Novellen. Leipzig, G. Wigand. 8. 3 M.

Amerikanisch-englische Novellen. Ins Deutsche übersetzt von E. Rudolfi. Autorisirte Uebersetzung. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M.

Orzeszko, Elise, Herr Graba. Roman. Autorisirte Uebersetzung von Malwina Blumenberg. 3 Bde. Berlin, Dominik. 1888. 8. 12 M.

Die intellektuelle Persönlichkeit des deutschen Reichskanzlers von Freimund. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 50 Pf.

Probst, J., Klima und Gestaltung der Erdoberfläche, in ihren Wechselwirkungen dargestellt. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 5 M.

Rangabé, A. R., Der Notar von Argostoli. Leïla. Zwei Novellen. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Rischbieter, W., Die Gesetzmäßigkeit in der Harmonik. Regensburg, Coppenrath. 1888. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von B. Schulz, J. Gansen, A. Keller. 1ste Lfg. Paderborn, F. Schöningh. 8. 24 Pf.

Sankt Petrus. Ein geistliches Spiel mit Chören von F. W. H. Paderborn, Kleine. 12. 50 Pf.

Schatzkästlein des guten Rats, herausgegeben von W. Spemann. Stuttgart, Spemann. 8. 5 M.

Schmeling, R. v., Kriegspoesieen. Klänge der Zeit und Zukunft. Lieder und Gedichte. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 2 M.

Schmidt, H., Die letzten Menschen. Ein Sommernachtstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen. Mitau. 8. 1 M.

Senff, O., Kleine Blumen, kleine Blätter. Ernste und heitere Gedichte zum declamatorischen Vortrage. Dresden, Weiske. 12. 80 Pf.

Sievers, O., Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel. Mit Benutzung des Schillerschen Bruchstückes bis zur Verwandlung im 2. Aufzug. Braunschweig, Goeritz. 1888. 8. 2 M.

Stiefvater, L., Beitrag zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Steiermark. Wien, Verlag der Oesterreichischen Buchhändler-Correspondenz. 8. 80 Pf.

Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens. 1ster Bd. Oktober 1887 —September 1888. 12 Hfte. Weimar, Weißbach. 8. Halbjährlich 1 M. 20 Pf.

Tennyson, A. Lord, Locksley Hall. Aus dem Englischen übersetzt von F. Freiligrath. — Locksley Hall nach sechszig Jahren. Aus dem Englischen von J. Feis. Hamburg, Grüning. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.

Vacano, E. M., Leichte Waare. Theaterplaudereien. Leipzig, Steffens. 12. 1 M. 50 Pf.

Valentiner, W., Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie. Mit 69 Abbildungen im Text und 2 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 6 M.

Waldow, E. v., Ein Dämon. Kriminal-Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Widdern, M., Die Herrin von Rudrichshall. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Wothe, Anny, Blüten und Ranken. In der Stille gepflückt und zum Strauße gewunden für die Frauenwelt. Leipzig, Legel. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Ziel, E., Litterarische Reliefs. Dichterportraits. 2te Reihe. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 3 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 15. December 1887.

Lyrische Novitäten.

1. Sonne und Schatten in einem Frauenherzen. Gedichte von Therese Siemerling. Wiesbaden, Wickel. 1887. 12. 5 M.
2. Im Reich der Ideale. Poesien von Rudolf Wilhelmi. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.
3. Biblische Poesien von Christoph Hoffmann. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
4. Bunte Blätter. Gedichte von Karl Freiherrn von Beust. Vevey, Benda. 1887. 8. 5 M.
5. Gedichte von C. Nordryck. Stuttgart, Metzler.
6. Hogolie. Ein Sudetenschatz. Rübezahl-Lieder. Von Emil Steiner. Berlin, Zenker. 1888. 8. 3 M.
7. Aus junger Kraft. Poesie und Prosa der bedeutendsten seit 1850 geborenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands, herausgegeben von Richard Siegemund. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1887. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Der Dame den Vortritt!

Die Glückliche, welche von dieser Galanterie der Kritik heute profitirt, ist Therese Siemerling. „Sonne und Schatten in einem Frauenherzen" (Nr. 1) betiteln sich die Poesien der nicht talentlosen Verfasserin. Der Titel bezeichnet richtig und erschöpfend den Inhalt der uns hier gebotenen Liedergabe: Glück und Unglück, Liebe und Enttäuschung im Leben einer Frau — das ist das alte, oft gesungene und doch niemals ausgesungene Thema, das uns aus den schlichten Strophen der sehr mannichfaltigen Sammlung entgegenjubelt und -klagt. An sich bieten diese Lieder nichts Hervorragendes; denn das Talent, das sie bekunden, überragt nirgends das Mittelmaß einer lyrischen Begabung; aber sie sind durchaus echt und wahr empfunden; sie kommen aus dem Herzen — man fühlt es ihnen an — und darum werden sie auch zu Herzen gehen. Frauen namentlich werden das hier Empfundene sympathisch nachempfinden. Wenn die Dichterin, um nur einen Ton aus der reichen Scala des Buchs herauszugreifen, singt:

Dunkelrothe Rosen!
Kann euch nimmer schau'n —
Bittre Thränen müssen
In den Kelch euch thau'n.

Dunkelrothe Rosen,
Saht mein Glück erstehn,
Dunkelrothe Rosen,
Saht es auch vergehn.

Einst zur zarten Spende
Brach die Rosen er —
Heut' sind seine Hände
Für mich kalt und leer.

Weinend muß ich neigen
Mein bekümmert Haupt,
Daß der Zeiten Reigen
Mir mein Glück geraubt.

Dunkelrothe Rose,
Dufte mir nicht zu!
Find' bald unter'm Moose
Die ersehnte Ruh'.

Dunkelrothe Rosen
In das kühle Grab
Kommt als Liebeszeichen
Dann mit mir hinab!

Dunkelrothe Rosen,
Deckt den schwarzen Schrein!
Dunkelrothe Rosen,
Schmückt den Hügel mein! —

welches Frauenherz wird solchen Tönen gegenüber ungerührt bleiben? Aber dieses Lied von „dunkelrothen Rosen" wird verwehen, wie die Rosen auch verwehen — all diese Siemerling'schen Gedichte werden vergessen werden; denn es fehlt ihnen bei aller Wärme und Tiefe der Empfindung die Eigenart des Standpunktes wie des Geistes. Gewiß, es ist viel Ansprechendes darunter. Ich will, um das zu erhärten, noch das folgende Lied citiren:

Das ist die rechte Liebe nicht,
Die zweifelt oder klagt;
Das ist die echte Liebe nicht,
Die zaudert oder fragt.

Die rechte Liebe zweifelt nicht —
Sie glaubet unentwegt;
Die echte Liebe klaget nicht —
Sie schweiget und erträgt.

Die rechte Lieb' vertrauet noch,
Wo alles todt und leer;
Die wahre Lieb' trägt Schmerzensjoch
Und liebt doch täglich mehr.

Das ist recht hübsch und wahr, aber es ist eben nicht neu und darum auch nicht lebenskräftig. Dauer kann in der Poesie immer nur das Originale haben.

Eine solche Dauer darf man auch den Poesien nicht prognosticiren, die Rudolf Wilhelmi unter dem Titel „Im Reich der Ideale" (Nr. 2) zusammenstellt. Wurzeln die Gedichte Therese Siemerling's vorwiegend im Gefühl, so erwachsen diejenigen Wilhelmi's mehr aus dem Gedanken. In dem kurzen Vorwort spricht der Dichter sich darüber aus, was er mit dieser Poesie bezweckt: erstens sollen sie, so sagt er wörtlich, „der Declamation ein willkommenes neues Material bieten; zweitens aber sollte zugleich eine Anzahl derselben durch ihren Inhalt in Verbindung stehen mit einer fortgeschrittenen sittlichen Weltanschauung, wie sie der Autor vor einigen Jahren bereits in einer besondern philosophischen Sittenlehre dargestellt hat, die wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse noch immer des Pochens harrt, um hervorzutreten. In den hiermit zusammenhängenden Gedichten handelt es sich darum, das in jener Theorie mit logischer Schärfe durchgeführte Moralprincip in seiner Bedeutung als gestaltendes Kunstprincip lebendig werden zu lassen". Soweit Wilhelmi! Worin dieses „Kunstprincip" nun eigentlich besteht, ist mir beim besten Willen nicht möglich gewesen zu ergründen, weder durch eifriges Studiren des Vorwortes, noch durch die Lektüre der Gedichte selbst. Jedenfalls ist es eine unausgegorene socialistische Idee, die den Autor beseelt und die in der Kunst ihre Formulirung etwa in dem Satze finden würde: der Einzelmensch ist nur in beschränktem Maße für seine Schuld verantwortlich zu machen. Die Kunst soll daher „der Gesammtheit entdecken, wie sie selbst die Widersacher erzeugt, die ihr schaden". Das ist sehr vage und unklar. Praktisch betrachtet, streifen die Gedichte oft nahe ans Revolutionäre.

Die Absicht des Verfassers ist gewiß eine ehrliche. Aber man weiß ja: beste Wolle und schlechteste Wäsche!

Neben dem unklaren Reformdrange dieser Gedichte nehmen sich die „Biblischen Poesien" von Christian Hoffmann (Nr. 3) durchaus extrem aus. Die Orthodoxie hat es gut: sie ist sich immer klar. Der vor zwei Jahren heimgegangene Dichter ist der Bruder des verstorbenen berliner Generalsuperintendenten und als Gründer der deutschen Colonien in Palästina weithin bekannt. Der Standpunkt dieser christlichen Apologien ist natürlich ein durchaus positiver. Die in erster Linie für die Jugend bestimmten hier zusammengefaßten zweiundzwanzig Gedichte behandeln alttestamentliche Geschichten und umfassen den Abschnitt von der Schöpfung der Welt bis zu der Hochzeit Isaak's. Mit Poesien haben diese versificirten biblischen Mythen nicht viel zu schaffen; sie sind ihrer Mehrzahl nach nüchtern, breit, predigerhaft, schwung- und temperamentlos. Auch haben wir heute, weiß Gott, anderes zu thun, als das Alte Testament in Reime zu bringen: eine Arbeit, die überdies nur auf Abschwächung urwüchsiger Kraft und Eigenart hinauslaufen kann.

Ein frisches Talent bekunden dagegen die „Bunten Blätter" von Karl Freiherrn von Beust (Nr. 4), welche zwei längere Dichtungen, „Ella" und „Herrmann und Thusnelda", sowie eine Reihe kleinerer Gedichte, Lieder, Balladen u. s. w. — enthalten. Der Cyklus „Ella", in welchem eine Thierbändigerin die Rolle der Heldin spielt, verräth entschieden die französische Schule: wir haben hier Novelle in Versen, pikant, farbig, keck, in einzelnen Momenten glutvoll sinnlich. Als einen solchen glutvollen Moment möchte ich unter anderm die nachfolgenden graziösen und stimmungsvollen Verse bezeichnen:

Kennst du das wilde Corsica,
Die Lieblingstochter der Cythere?
In dunkler Schönheit liegt sie da,
Umbuhlt vom blauen Mittelmeere,
Und weit hinüber in die See
Grüßt waldbekränzte Bergeshöh'.

Roth starrt Cap Corso aus der Flut;
Wie Feuerglanz ist's anzuschauen.
— So glüht der Corsin heißes Blut;
So glüht der Blick der Corsenfrauen:
Wen keine Corsin je geküßt,
Der weiß es nicht, was küssen ist.

Und Blumen duften ringsumher;
Schwer ist's, dem Zauber zu entfliehen;
Denn meilenweit hinaus ins Meer
Die liebestollen Düfte ziehen
Und hauchen ahnungsvolle Lust
Um fernen Schiffers Haupt und Brust.

Die Composition der „Ella" ist lose und locker; Episode reiht sich an Episode und das epische Band zwischen den einzelnen Abschnitten ist ein allzu elastisches und schlaffes, um völlig befriedigen zu können. Auch ist das Motiv der Eifersucht zwischen Tiger und Mensch, das die Katastrophe herbeiführt, gar zu bizarr. Aber die anmuthige Form der kleinen poetischen Erzählung läßt über diese Fehler einigermaßen hinwegsehen. Die zweite längere Dichtung, „Herrmann und Thusnelda", versetzt uns, wie schon der Titel andeutet, in das alte Germanien und die Zeit der römischen Invasion unter Varus. Ganz im Gegensatze zu dem leichten Stil der „Ella" hat dieses kleine Epos Größe und Pathos. In einzelnen Partien klingt es in Stimmung und Rhythmus stark an Tegner's „Frithjof" an, und namentlich der vierzehnte Gesang erinnert im Strophenbau wie im Sprachgepräge lebhaft an „Frithjof's Brautwerbung" (Uebersetzung von Mohnike).

Die liederartigen Gedichte endlich, die Balladen, Romanzen und Strophen verschiedensten Inhalts, welche die zweite Hälfte des Buchs füllen, zeichnen sich durchweg durch eine geschmackvolle und fein gefeilte Form aus; sie haben fast sämmtlich Grazie und vornehmen Schliff. Freilich mischen sich falsche Reime nicht selten ein, wie „Haide“ und „Weite“, „verklingt“ und „sinkt“, „reichen“ und „neigen“. Auch nimmt der Dichter es mit der einheitlichen Aufrechterhaltung des Rhythmus nicht genau, wie beispielsweise in dem übrigens nicht werthlosen Gedicht „Der sterbende Skalde“ Trochäen mit Jamben ganz systemlos und willkürlich miteinander wechseln. Beust ist ein Eklektiker durch und durch: wie er in den beiden größern episch-lyrischen Cyklen „Ella“ und „Herrmann und Thusnelda“ sich dort an französische Muster, hier an Tegner's „Frithjof“ anlehnt, so sind in den kleinern Gedichten Heine und Strachwitz unverkennbar seine Vorbilder. Von ersterm haben diese Lieder und Reime einen gewissen salopen Ton, von letzterm Feuer und Leidenschaft des Colorits und die bewußt ritterliche Haltung, die es liebt mit Kraft und Heldenhaftigkeit zu kokettiren; nach der letztern Seite hin gemahnen sie mitunter einigermaßen manierirt und geschraubt. Man vergleiche nur das Gedicht „Sehnsucht“! Im ganzen darf die Kritik den Beust'schen Gedichten übrigens eine lobende Censur ausstellen. Das gilt besonders von den hübschen charaktervollen Liederaperçus, die der Poet überall einzustreuen versteht. Wer hörte z. B. nicht gern die nachfolgenden Strophen:

Abschied.

(October 1886.)

Ihr botet Würden mir und Stand,
Ihr botet Gunst aus reichem Born,
Ihr botet Gold, ihr botet Land,
Ich aber wandte mich im Zorn.

Mag doch hinwelken dieser Leib
Fern allem, was auf Erden glänzt,
Wenn nur ein zärtlich weinend Weib
Die Bahre mir mit Rosen kränzt!

Wenn ihre Hand nur weich und warm
Zudrückt das todte Auge mir!
Sterb' ich vergessen gleich und arm,
Ein Größrer war ich doch als ihr!

Was ich geliebt, das blieb mir treu,
Blieb treu mir bis in Grabesnacht.
Mein Tag war heiß — er ist vorbei;
Was ich gemeint, ich hab's vollbracht.

Es ist ein Hauch vom Geiste des Grafen Strachwitz in diesen zugleich weichen und kraftvollen Klängen.

Ist Beust ein Eklektiker, ohne dabei in geistlose Nachahmerei zu verfallen, so bewegen sich dagegen die „Gedichte“ von C. Nordryck (Nr. 5) völlig in den ausgetretenen Gleisen der conventionellen Lyrik. Nicht einmal der Form nach erheben sie sich über das Niveau des Mittelmäßigen. Nur ganz Vereinzeltes, wie die in der dritten Abtheilung gebotenen Distichen und das Gedicht „Edelweiß“, verdient als nicht gerade untergeordnet hervorgehoben zu werden. Auch das Lied „Rügen“, welches hier als Probe des Nordryck'schen Stils eine Stelle finden möge, gehört zu diesem Bessern:

Aus des Meeres Wellenspiegel
Sanft mit deinen Höhenzügen
Steigst du auf in weißem Schimmer,
Schönes, sagendunkles Rügen.

Längst sind Burgen und Altäre
Deiner Götter schon zerfallen,
Doch wie stilles Geisterleben
Zieht's noch durch des Eichwalds Hallen.

Deiner Söhne Gräberhügel,
Jener reckenhaften Riesen,
Deckst du liebend jeden Frühling
Mit dem Teppich bunter Wiesen.

Leis am Waldsee durch die Wipfel
Weht dir jetzt noch Hertha's Milde;
In der Brandung deiner Riffe
Rauscht noch Swantewit der Wilde.

Noch wie einst ziehn weiße Schwäne
Nach Arconas Felsensitze;
Immer noch aus dunkler Wolke
Flammt dir Donar vor im Blitze.

Nachts aus ihren Gräberhügeln
Heben sich die todten Hünen,
Und als Wache ernst und schweigend
Wandeln sie auf deinen Dünen.

Und so ragst du, weiße Insel,
Still in sagendunkler Hehre,
Selbst ein Hochaltar des Himmels,
Aus des Nordens kaltem Meere.

Die „Schwäne“ an „Arconas Felsensitze“ dürften indessen eher eine dichterische Fiction als eine naturgeschichtliche Beobachtung sein.

Ins Gebiet der Fiction — und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung — gehören auch die „Rübezahl-Lieder“, welche Emil Steiner unter dem Titel „Hogolie. Ein Sudetenschatz“ (Nr. 6) veröffentlicht. Das Buch ist durch und durch wunderlich — schon in seiner äußern Ausstattung; denn es ist mit — grünen Lettern gedruckt. Ich gestehe übrigens, daß diese Lieder für mich nicht nur mit grünen Lettern, sondern mit Hieroglyphen gedruckt sind: nicht ein einziges habe ich entziffern können; nicht von einem einzigen habe ich begriffen, was es eigentlich sagen will. Ich enthalte mich daher jedes Urtheils über das sonderbare Buch und setze statt eines solchen ein beliebiges dieser Gedichte hierher. Vielleicht sind die Leser glücklicher in der Entzifferung der „Hogolie“-Lieder als der Kritiker. Hier also ist eins:

Die Nixe.

(Fischbach.)

Fischbach-Fischlein, zarte Forelle!
Warum so schnelle?
Feuchtes, leuchtest duftig und helle,
Wasser und Welle,
Bächlein und Fischlein lustig umwerbend,
Liebevoll sterbend.

Aus den Wellen stieg sie, die Reine,
Liebe erwerbend.
Wassernixe! wer da doch wüßte,
Wie man behext wird — —
Fischbach-Fischlein, zarte Forelle!
Was da gesagt wird,
Dichter, Sänger, was gar geklext wird,
Allerlei Fälle. — —

Hin zum Meere, hin zu dem großen,
Wo die Fregatten
Mächt'ger Seemacht Reiche erwerben,
Nehmen die Wellen
Heimatklänge, Heimatgesänge
Rübezahl's Sagen.
Wo die Fürstensöhne geschlagen,
Dort an den Riffen,
Auf den Bergen mit dem zu dreisten
Muth unsrer Heimat, Geist von den Meisten.

„Erkläre mir, Graf Oerindur — — —!"

Zum Schluß einen Blick auf eine neue Anthologie! Eine solche gibt Richard Siegemund unter dem Titel „Aus junger Kraft" (Nr. 7) heraus. Es ist „Poesie und Prosa der bedeutendsten seit dem Jahre 1850 geborenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands", was uns hier mit einer Widmung an den Prinzen Friedrich August, Herzog zu Sachsen, geboten wird. Im Vorwort verbittet sich der Herausgeber, das Buch mit „Salondecorationswerken" zu verwechseln; er will in ihm „den wirklich vorhandenen neuen Frühling deutscher Literatur" verkünden und das lesende Publikum auf ein aufblühendes Geschlecht von deutschen Dichtern hinweisen. Das klingt sehr verheißungsvoll, und wenn das Gebotene auch nicht ganz dieser Botschaft entspricht, so bedeutet es doch immerhin ein Stelldichein von zum Theil wirklich beachtenswerthen jungen Talenten. Ein großer Procentsatz der in der Siegemund'schen Anthologie vereinigten Dichter gehört dem in der zeitgenössischen Kritik so oft erwähnten „Jüngsten Deutschland" an, einem Kreise also von sehr verschiedenwerthigen dichterischen Capacitäten, die einen etwas vagen „Realismus" auf ihre Fahne schreiben, im übrigen aber in ihrem Ringen und Streben manchen richtigen Anlauf nehmen und manches zeitgemäße Panier aufpflanzen. Karl Bleibtreu, Paul Fritsche, Wilhelm Wallroth, Oskar Linke, Wilhelm Arent u. a. bezeichnen diese Richtung, und sie und ihre Genossen sind denn auch in diesem „Aus junger Kraft" vor allem vertreten. Wenn ich unter den dieser Strömung Fernerstehenden noch die Namen: Konrad Telmann, Max Kalbeck, Heinrich und Julius Hart, Alexis Aar, Ferdinand Avenarius, Wolfgang Kirchbach, Paul Schönthan, Heinrich Vierorth, Julius August Sturm, Cäsar Stuart, Fritz Lemmermayer nenne, so habe ich die Bekanntern unter den hier versammelten Poeten ziemlich lückenlos aufgezählt. Neben dem Herausgeber selbst und den oben genannten „Jüngst-Deutschen" sind es vor allem diese Fernerstehenden, die nach Gehalt und Gestalt das Bedeutendste zu der Anthologie beigesteuert haben. Es ist neben einigem Werthlosen und vielem Unausgereiften manches Hübsche und der Beobachtung Würdige in dieser Sammlung, welche die Poesie der Prosa gegenüber bevorzugt. Bei der Menge des Gebotenen und der Fülle der angeschlagenen Töne unterlasse ich es indessen, hier Einzelnes hervorzuheben; es könnte, wie die Anthologie nun einmal beschaffen, zur Charakterisirung derselben nichts beitragen, im Gegentheil das Urtheil eher verwirren. In der Fülle der angeschlagenen Töne liegt meines Ermessens nur die eigentliche Achillesferse der Sammlung. Der Herausgeber, meine ich, hätte wohlgethan, sich sein Gebiet enger zu umgrenzen, sei es nun der poetischen und principiellen Richtung, sei es den Dichtgattungen und -Formen oder sei es sonst einer leitenden Idee nach. Mit einer bloßen Absteckung der Zeit (hier also vom Jahre 1850 ab) ist zur Gewinnung eines bestimmten einheitlichen Charakters innerhalb der gebotenen Dichtungen nichts gethan, und so unterscheidet sich denn auch die Siegemund'sche Anthologie ihrer Art nach wenig von ihren zahlreichen Vorgängerinnen auf dem deutschen Büchermarkte, die meistens in denselben Fehler der Principlosigkeit verfallen, den ich an „Aus junger Kraft" soeben gerügt. Hätte der Herausgeber lediglich aus einer scharf umgrenzten Dichtergruppe oder -Schule heraus sein Material gegriffen, so würde das Buch viel charakteristischer ausgefallen sein. Nun haben wir freilich in der heutigen deutschen Lyrik außer dem „Jüngsten Deutschland" kaum eine solche scharf umgrenzte Gruppe oder Schule, und das „Jüngste Deutschland" hat seine Anthologie bereits vor einigen Jahren aufgestellt. Das hätte der Herausgeber überlegen sollen. Wie die Anthologie vorliegt, ist sie in erster Linie zwar ein Rendezvous der „Jüngstdeutschen" (und nicht einmal aller Jüngstdeutschen — wo bleibt z. B. Hermann Conradi, wo bleibt Karl Henckell? —); in den Kreis dieser Bevorzugten aber mischt sich ziemlich principlos eine Reihe fern- und fernststehender Elemente, sodaß als gemeinsames Band aller nur das zufällige Moment des Zeitabschnitts, die Parole: „geboren nach dem Jahre 1850" übrigbleibt. Daraus ergibt sich denn natürlich ein vielstimmiges lyrisches Concert, das, innerlich betrachtet, wenig harmonisch wirkt. Abgesehen von diesem principiellen Misgriff, läßt sich der Siegemund'schen Sammlung nachrühmen, daß sie in der kritischen Auswahl im allgemeinen Takt und Geschmack bekundet und, wenn auch nicht ohne einige Abirrungen, mit feinem Spürsinn die Quellpunkte aufzufinden verstanden hat, wo unsere wirklich von modernem Geiste erfüllte junge Lyrik sprudelt.

Ernst Biel.

Die Memoiren des Grafen von Schack.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Drei Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. Gr. 8. 15 M.

Nach seiner Rückkehr aus Spanien hatte sich Schack vor allem darüber zu entscheiden, wo er als nunmehr freier Mann seinen dauernden Wohnsitz nehmen wollte. Noch war er in dieser Frage zu keinem ganz festen Beschlusse gelangt, als er unerwartet von seiten des Königs Max II. von Baiern die Einladung empfing, sich in München niederzulassen. Bei einem längern Aufenthalt in Berchtesgaden im Herbst 1854 trat Schack dem edeln und für alles Große und Schöne begeisterten Könige näher, und die Annahme der königlichen Einladung von seiten Schack's unterlag bald keinem Zweifel mehr.

Des Königs innerste Herzensneigung war der Poesie zugewandt, in welcher er eine ungemeine Belesenheit verrieth. Das Thema zu Gesprächen mit mir konnte daher nicht leicht ausgehen. Was ihn zuerst auf mich aufmerksam gemacht hatte, war meine Nachbildung des Firdusi, die er, ein Phönix in der deutschen Lesewelt, auf das genaueste kannte. Meine Arbeiten über spanische Literatur waren ihm bis dahin fremder geblieben. Doch mußte ich ihm versprechen, ihn in die Kenntniß der castilianischen Dichtkunst sowie auch in die der indischen und arabischen einzuführen. Zu diesem Zwecke sollte ich, wenigstens während einiger Wintermonate, nach München kommen. Wie hätte ich einer solchen Einladung von einem Monarchen, der alsbald meine ganze Sympathie gewonnen hatte, widerstehen können?

Während dieses berchtesgadener Aufenthalts wurde Schack auch mit Ranke bekannt, den er gleichfalls in der Umgebung des Königs vorfand. Auch Ranke war nach Schack's Bericht auf dem Gebiete der Dichtkunst ungemein bewandert, und ein Schriftsteller, auf welchen derselbe Schack ganz besonders empfehlend hinwies, war der römische Tragiker Seneca, auf den, wie Ranke erklärte, alle Philologen schimpften, weil ihn kein einziger gelesen. Schack hat denn in der That dieser Empfehlung durch baldige Lektüre des Seneca entsprochen, und da auch er erklärt, daß der römische Tragiker weit besser ist als sein Ruf, so gibt dieses Urtheil zweier bedeutender Geister vielleicht Veranlassung zur Revision der Acten und zu einer Rehabilitirung des nicht eben besonders beleumundeten lateinischen Schriftstellers.

Uebrigens ging die Uebersiedelung nach München nicht so schnell von statten, wie der König Max gewünscht und gehofft hatte. Vielmehr verstrichen aus geschäftlichen und gesundheitlichen Rücksichten noch mehrere Semester, ehe es dazu kam. Ja, die Rücksichten auf seine Gesundheit führten Schack inzwischen noch wieder tief nach Süden, bis Algier und Neapel. Doch die Luftveränderung half nichts, und schließlich befand sich Schack in Rom in einem bedauernswerthen Zustande und glaubte schon sein Ende erwarten zu müssen. Ein Trost in dieser bösen Zeit war für ihn unter anderm die Bekanntschaft mit Ferdinand Gregorovius, dem er ein schönes Freundschaftsdenkmal setzt und dessen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" er ein monumentum aere perennius nennt, dessen Vollendung erlebt zu haben er selbst sich glücklich schätzt.

Nachdem endlich in der bekannten Curanstalt auf der Waid bei St.-Gallen Schack's Gesundheit wiedergestellt war, stand dem Umzug nach München ferner nichts entgegen. Derselbe vollzog sich bald darauf, und seit dieser Zeit hat sich Schack's äußeres Leben mit einer gewissen Regelmäßigkeit in der Weise abgewickelt, daß er einen Theil des Jahres (meist Herbst und Winter etwa bis Weihnachten) in München, den Rest des Winters in Italien und einen Theil des Sommers in seiner mecklenburgischen Heimat verlebte. Anderweite große Reisen — von jetzt an übrigens meist nur noch nach Orten, die Schack schon durch frühern Aufenthalt lieb geworden waren — blieben dabei nicht ausgeschlossen.

Daß Schack in München eins der hervorragendsten Mitglieder jenes Dichter- und Gelehrtenkreises war, den König Max um sich versammelte, darf als bekannt vorausgesetzt werden, und Schack spendet dem edeln König in jeder Beziehung das wärmste Lob und preist dessen „Elasticität, mit der er sich bald über naturwissenschaftliche Gegenstände, bald über Geschichte und bildende Kunst in Erörterungen einließ und schließlich noch poetischen Vorträgen den empfänglichsten Sinn entgegenbrachte".

Bald nach seiner Ankunft in München begann Schack auch den Grund zu seiner berühmten Gemäldesammung zu legen, durch die er sich das größte Verdienst um die moderne Kunst erworben hat und die jetzt eine Zierde und Sehenswürdigkeit Münchens ist. Schack faßt sich aber in seinen Denkwürdigkeiten über die Begründung dieser Galerie möglichst kurz, indem er auf sein besonderes darüber erschienenes Buch verweist, und deshalb wollen auch wir uns nicht länger dabei aufhalten und nur bemerken, daß auch dieses edle Werk für Schack mancherlei Unannehmlichkeiten im Gefolge hatte; denn er konnte sich vor Bilderangeboten bald nicht mehr retten, und da bei dieser Gelegenheit zugleich in weitern Kreisen bekannt wurde, daß er ein reicher Mann sei, so liefen alsbald so viel Bittgesuche auch anderer Art bei ihm ein, daß Schack, wenn er auch nur dem zehnten Theil derselben hätte entsprechen wollen, nach seiner eigenen Aeußerung sein Vermögen aufs heilloseste zerrüttet haben würde.

Von äußern Vorkommnissen in Schack's Leben wäre zunächst noch zu erwähnen sein Eintritt in das Kapitel des neu gegründeten Maximiliansordens und seine Thätigkeit als Preisrichter bei der münchener Dramenconcurrenz. In Betreff des erstern sagt Schack, daß er dem Könige

seine Bedenken in Betreff der Ordensstiftung nicht verhehlt habe. Diese Bedenken basirten auf dem ganz richtigen Gedanken, daß die unmittelbare Gegenwart nie absolut zuverlässiges Urtheil über die in ihr erzeugten künstlerischen und literarischen Werke habe und daß selbst der Einsichtigste auch beim besten Willen als Kind seiner Zeit Gefahr laufe, Großes zu verkennen und Minderwerthiges zu schätzen. Schack sagt:

Trotzdem nahm ich den Ruf an, weil ich glaubte, mich dadurch nützlich machen zu können, und ich bereue es nicht; denn es ist mir gelungen, die Wahl auf einige Männer zu lenken, die, bis dahin noch nicht gehörig anerkannt, nach meiner Ansicht unter den zu Erwählenden in vorderster Reihe standen.

Auch dem Preisgericht trat Schack nur mit innerm Widerstreben bei, und er findet dieses Widerstreben auch nachträglich gerechtfertigt, insofern er sich selbst sagen muß und zur Genüge allgemein bekannt ist, daß von den gekrönten, resp. belobten Stücken (es handelte sich in erster Linie um Heyse's „Sabinerinnen", in zweiter um Jordan's „Witwe des Agis" und Grosse's „Ynglinger") auch nicht eins auf der Bühne festen Fuß gefaßt hat: ein Resultat, wie es sich auch im Gefolge anderer Preisconcurrenzen eingestellt hat, welche Schack deshalb mit Recht sammt und sonders verwirft.

Daß Schack die italienische Einheitsbewegung und den Krieg des Jahres 1859 mit Jubel begrüßte, läßt sich von ihm nichts anderes erwarten, und sein Erstes war, nach Beendigung des Kriegs abermals nach Italien zu eilen und namentlich in Neapel den Sturz der Tyrannenwirthschaft des Königs Bomba freudig zu begrüßen.

Ein im höchsten Grade schmerzlicher Schlag für ihn dagegen war der frühe Tod des Königs Max. Schack bekennt, die Erschütterung über diesen Trauerfall sei eine so mächtige in ihm gewesen, daß er längere Zeit zu jeder geistigen Beschäftigung unfähig blieb und anfangs mit der zum Glück für München nicht ausgeführten Idee umging, diese Stadt ganz zu verlassen.

Ueber den jungen König Ludwig II., mit dem Schack im Anfange noch verhältnißmäßig viel zusammentraf, und dessen künstlerische Neigungen äußert sich Schack in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Anschauungen. Als neu möchten wir nur herausheben, wenn Schack erwähnt, daß es „bei dem zurückgezogenen Leben des Königs, welches ihm selten Gelegenheit zur Conversation gab, überraschen mußte, ihn, sobald er sich einmal entschlossen hatte, unter Menschen zu gehen, lebhaft und fließend reden zu hören".

Ein originelles Erlebniß für Schack war eine Unterredung mit Napoleon III., als er den Großherzog von Mecklenburg auf einer Reise nach Spanien begleitete und in Biarritz mit dem Kaiser der Franzosen zusammentraf. Schack erzählt:

Bei der Tafel ward mir der Platz neben dem noch im Knabenalter stehenden Prinzen Lulu angewiesen. Mit dem etwa Zehnjährigen konnte natürlich keine eigentliche Conversation geführt werden; doch richtete er von Zeit zu Zeit huldvolle Worte an mich, welche zeigten, wie zeitig er auf ein für einen Imperator geziemendes würdevolles und doch zugleich verbindliches Wesen dressirt worden war. Die Kaiserin Eugenie, welche neben dem Großherzog saß, wandte sich über Tafel mehrmals an mich, da sie gehört hatte, daß ich viel in Spanien gewesen wäre und auch ihre Mutter, die Gräfin Motijo, kenne. Sie sprach mit Entzücken von Granada, wo sie einen Theil ihrer Jugend verlebt, und schien sich zu freuen, als ich sagte: ich hielte Granada mit seiner Umgebung für den schönsten Punkt in Europa. Die Kaiserin, obschon nicht mehr in der ersten Blüte der Jahre stehend, zeigte doch noch Spuren von Reizen. Da ich letztere aber in überschwenglicher Weise hatte preisen hören, war ich dennoch gelinde enttäuscht. Wo wirklich hohe Schönheit vorhanden gewesen, da zeigt sich diese auch noch, wenn die Jugend vorüber, und ich meine, unter den Spanierinnen manche Frauen von schon vorgerücktem Alter gesehen zu haben, die schöner waren als die gefeierte Eugenie. Napoleon III. selbst, der nur durch seinen Sohn von mir getrennt saß, war auffallend schweigsam und in sich versunken. Man hätte glauben können: er brüte über einen neuen Staatsstreich. Nach Tische, als man sich in den Garten begab, schien er aufzuthauen. Zuerst sah ich ihn, lange, lebhafte Gespräche führend, mit dem Großherzog umherwandern; später trat er plötzlich an mich heran und gab das Zeichen, daß ich ihn auf einem Gange begleiten sollte.

Und der Kern der Unterhaltung ist, daß der Kaiser, anknüpfend an die augenblicklich von ihm betriebene Lektüre der „Geschichte Attila's" von Thierry, die Befürchtung ausspricht: auch unsere ganze europäische Cultur könne durch einen neuen Einfall von Barbaren zu Grunde gehen. Als Schack hiergegen die militärische Macht als genügenden Damm anführte, erwiderte der Kaiser:

Da haben Sie freilich recht; zunächst haben wir keine Katastrophe zu befürchten; aber wird es möglich sein, auf die Dauer so bis an die Zähne bewaffnet dazustehen? Werden die Völker die zu diesem Zwecke ihnen aufzubürdenden Lasten tragen können? Ach, es ist traurig, zu denken, daß die Civilisation so durch Zerstörungswerkzeuge geschützt werden muß, daß wir Millionen, die weit besser verwendet werden könnten, für Mordinstrumente ausgeben müssen. Und doch ist dies nöthig, nicht nur zur Abwehr der neuen Hunnen, sondern auch wegen des Zwiespaltes, der Eifersucht und der nationalen Antipathien, die zwischen den verschiedenen Staaten und Völkern walten. Wenn Ein Herrscher entwaffnen wollte, so würde sicher bald einer der andern über ihn herfallen. Ich verabscheue den Krieg von ganzem Herzen und muß mir leider doch sagen, daß wir noch sehr fern von einer Periode des ewigen Friedens sind.

In der That: seltsame und unerwartete Worte im Munde des Mannes, der bald nachher den Krieg von 1870 anfing.

Daß Schack den Krieg von 1870 mit dem ganzen Interesse eines edeln deutschen Patrioten begleitete, braucht nicht ausdrücklich versichert zu werden, und wie früher dem geeinten Italien, so stattete er nach Beendigung des Kriegs auch den wiedergewonnenen Reichslanden einen Besuch ab, um die neuen Zustände dort aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Daß Schack aber über derartigen wichtigen Weltbegebenheiten nicht seine umfassenden geistigen Interessen, über den Helden der That nicht die Helden des Geistes vergaß, dafür bieten auch die spätern Kapitel der Biographie hinreichende Beweise. Es wird wenige bedeutende

Männer auf den Schack interessirenden geistigen Gebieten geben, zu denen er nicht in Beziehung getreten wäre, und denen er nicht in dem Buche seine Anerkennung zollte.

Wie objectiv Schack urtheilt, das wird z. B. dadurch bewiesen, daß er auch einem Dichter wie Möricke glänzende Anerkennung spendet, obgleich Schack's eigene dichterische Manier eine ganz anderartige ist.

Auch Uhland hält er sehr hoch und bestätigt in Betreff des Menschen aus eigener persönlicher Erfahrung die bekannten Berichte über dessen märchenhafte Schweigsamkeit.

Richard Wagner wohnte in München eine Zeit lang in Schack's unmittelbarer Nähe, studirte fleißig dessen Galerie und interessirte sich namentlich für die Bilder von Genelli. Auch gab er seine Absicht kund, eine der Erzählungen in Schack's „Stimmen vom Ganges" als Operntext zu benutzen, und der Titel seiner letzten beabsichtigten Oper „Der Büßer" dürfte hierauf zurückzuführen sein.

Auch mit Dichtern wie Rückert und Hebbel war Schack persönlich bekannt und seine durchaus maßvollen Urtheile über dieselben fallen mit der Ansicht aller literarisch competenten Richter zusammen.

Der eigenen dichterischen Production widmet Schack nur ein kurzes Kapitel, und da auch Referent bei den verschiedensten Gelegenheiten sich über dieselbe eingehend ausgesprochen hat, so glaubt er es gleichfalls hierbei bewenden lassen zu sollen.

Mit dem Jahre 1872 aber brechen Schack's biographische Mittheilungen überhaupt ab, und damit wäre der erste Theil des Werks für uns erledigt.

Der zweite Theil, betitelt „Aufzeichnungen — Tagebuchblätter", ist keineswegs blos ein Anhang zu der eigentlichen Biographie, vielmehr nimmt er äußerlich denselben Raum ein wie der erste und ist innerlich mindestens in gleichem, wenn nicht in noch höherm Grade geisterfüllt und inhaltsreich. Doch werden wir uns bezüglich dieses zweiten Theiles immerhin kürzer fassen können, da es nicht nöthig ist, den einheitlichen Faden des gesammten Lebenslaufes festzuhalten und zu verfolgen.

Die „Tagebuchblätter" schließen sich an die von Schack gemachten Reisen an und sind datirt von den verschiedenen Punkten des In- und Auslandes, wo Schack längere Zeit geweilt und bedeutsame Eindrücke empfangen hat. Wir haben es also zunächst zu thun mit Reiseskizzen. Es versteht sich aber bei einem Manne wie Schack von selbst, daß er sich jeder blos äußern Beschreibung und Schilderung, durch die in der Seele nie ein anschauliches Bild erzeugt wird, wohlweislich enthält. Was er uns gibt, sind vielmehr Stimmungsbilder, wie sie nur eine wahrhafte Poetennatur entwerfen kann, und die Naturschönheiten Italiens, Griechenlands, Spaniens und des Orients sind wol selten in so leuchtenden Farben dargestellt worden, als wie es in den bewußten Skizzen von Schack geschieht. Hören wir — da Schilderungen aus Italien, Spanien und Griechenland weniger selten sind — beispielsweise, wie Schack den Anbruch des Tages auf dem Pic von Teneriffa schildert:

Unten sah ich einen matten Dämmerungsschein um die Ränder der Erde spielen, die Finsterniß zerbrach nach und nach in sich selbst, blasse Strahlen zuckten durch sie hin. Noch vermochte mein Auge in der Tiefe Insel und Meer nicht zu unterscheiden; plötzlich jedoch gewahrte ich im Zwielicht neben mir einen Riesenberg, dessen Gipfel gleich hoch war wie die Spitze, auf der ich stand. Lange starrte ich nach dieser gigantischen Felsmasse und fragte sodann den Führer, welcher Berg dieses sei, da Teneriffa doch nur Einen Pic habe; der Führer aber wußte keine Antwort zu geben und blickte sprachlos nach derselben Seite wie ich hin. Allmählich dann schienen die Umrisse des Berges minder scharf zu werden, seine Wände und Zacken stürzten ein, und erst jetzt ward mir klar: der Pic habe auf eine leichte Schicht von Dünsten sein Spiegelbild geworfen, es sei eine Erscheinung gewesen wie die Fata-Morgana oder das Brockengespenst. Nun brachen die Flammengeister mächtig über den Erdball heraus, der Mond ward bleicher, die letzten Sterne sanken wie blinkende Tropfen in die Wogen des steigenden Lichts. Unten ringsum wurde der Ocean in seiner grenzenlosen Ausbreitung sichtbar, der Pic schien wie eine Klippe unmittelbar aus ihm aufzuragen; denn die Insel zu meinen Füßen verschwand beinahe. Wie ich den Blick in die Tiefe sandte, glaubte ich die Rundung der Erdkugel gewahren zu können; denn das Meer erhob sich zu allen Seiten gleich der Wölbung einer Kuppel nach der Insel zu. Erst jetzt, wie es heller und heller wurde, erkannte ich die Eilande Palma, Gran-Canaria, Lanzarota und viele andere kleine Inseln; sie wurden von der Flut des wachsenden Lichts wie umhergewirbelt. Alles schien um mich zu kreisen und zu wogen, und als nun die Weltenleuchte in ihrer Glorie emporstieg, glaubte ich: ein Schöpfungssturm gehe durch das Universum hin, alles zitterte und wankte, und der Pic selbst müsse in dieses Meer der Herrlichkeit hinabsinken. Erst da die Sonne völlig über dem Horizont stand, legte sich der Sturm des Werdens, aus welchem ein neuer Welttag geboren ward. Erst nun auch konnte ich ruhiger das ungeheuere Bild in mich aufnehmen. Ueber dem Abgrund lagen einzelne Wolkenschichten, die, vom Frühglanz vergoldet, durch ihre Spalten einen Blick in das Meer hinab gewährten. Ein bleicher Streifen in fernster Ferne, aber durch das Sehrohr wohl erkennbar, ließ die Küste von Afrika ahnen; nach allen andern Richtungen bis in endlose Weiten hin war Meer und Himmel; und meine Seele, das Zagen der Nacht besiegend, dehnte sich aus in der hehren Fülle des Lichts. Ja, ich wußte: wer diesen Anblick, vielleicht den größten, den die Erde bietet, genossen, wer ihn in seiner ganzen Erhabenheit zu empfinden vermocht, der sei kein Wesen, das mit dem Augenblick vergehe — er sei unsterblich und ewig. Nun konnte ich getrost in das enge Leben der Menschen zurückkehren; durch diesen Morgen fühlte ich mich für immer über alles Gemeine und Niedrige erhoben.

Gewiß eine grandiose Darstellung, und es ließen sich ihr noch viele ähnliche zur Seite stellen. Und doch: dieser zweite Theil des Buchs würde nicht diejenige Bedeutung haben, die wir ihm zuschreiben, wenn er blos Landschaftsbilder böte. Das ist aber keineswegs der Fall. Schack sagt selbst, daß eine Landschaft, die ihm weiter nichts zu bieten habe als die Schönheit ihres äußern Anblicks, ihn bald ermüde und auf die Dauer nicht fesseln könne. Er hat nicht blos den Blick des Landschafters, sondern vor allem auch den Blick des Historikers, und deshalb reist er und führt uns selbst mit besonderer Vorliebe in Länder,

die eine bedeutsame Vergangenheit aufzuweisen haben. Und diese Vergangenheit steigt, sobald Schack den Boden des Landes betritt, sofort vor seinem Geiste herauf; die Fluren und Stätten, auf denen er wandelt, beleben sich ihm mit den Geschlechtern entschwundener Jahrhunderte, in grandiosen Frescobildern führt er die Schicksale der sich folgenden und einander ablösenden Völker an uns vorüber, wir thun Einblicke in die graueste Vorzeit und sehen uns Perspectiven. eröffnet auf die fernste Zukunft, und indem sich so dem Reiz des Landschaftlichen die Bedeutsamkeit des historischen Geschehens gesellt, ergeben sich Bilder von außerordentlich fesselnder Art. Daß ihr Grundcharakter oft ein tragischer ist, das ist nicht Schack's Schuld, sondern diejenige des Weltlaufes. Hören wir beispielsweise die Schilderung des Colosseums in Rom:

Das Colosseum steht noch da als Monument der Entartung, Unmenschlichkeit und Bestialität des römischen Volks und seiner Lenker. Jeder Stein dieses schrecklichen Gebäudes ist Zeuge von Grausamkeiten gewesen, neben welchen die der Karaiben oder der Mexicaner bei ihren Menschenopferfesten fast wie Acte der Humanität erscheinen. Ich konnte nie an diesem Flavischen Amphitheater vorübergehen, ohne von einem Schauer des Entsetzens erfaßt zu werden. Hier sind Jahrhunderte hindurch Schauspiele aufgeführt worden von einer Gräßlichkeit, daß heute sich auch dem Rohesten das Haar emporsträubt, wenn er von ihnen hört, die aber damals zum Ergötzen des Volks dienten und von ihm mit unersättlicher Begierde angeschaut wurden. Aus den entferntesten Erdgegenden, aus den Wüsten Afrikas, von den Grenzen Indiens und aus den Urwäldern der Germanen wurden in langen Zügen bezwungene Feinde in die Hauptstadt der Welt geschleppt und mußten einander hier in der Arena würgen. Der Bruder ward gezwungen, mit dem Bruder, der Freund mit dem Freunde, der Sohn mit dem Vater zu kämpfen. Zauderte einer bei dem Angriff oder mochte er den Todesstoß nicht führen, so geiselte man ihn mit Eisenketten, die in Feuer roth geglüht waren, und nicht nur die Männer, auch die edeln Frauen jubelten bei solchem Mordfest. In dem Amphitheater wurden grause Dramen aufgeführt, in denen die Dichtung zur schrecklichen Wahrheit ward. Ein Gefangener mußte den Herkules auf dem Oeta darstellen und sich lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen; eine schöne Jungfrau ward nackt als Dirke an die Hörner eines wüthenden Stieres gebunden und so unter jubelndem Gelächter der Zuschauer durch die Arena geschleift, bis sie ihr Leben verhauchte. Wilde Thiere zu Hunderttausenden, Tiger, Löwen, Hyänen, Bären, führte man nach Rom, um mehr Abwechselung in die Metzelei zu bringen, und es diente den Römern als hohe Lustbarkeit, wenn die Fürstensöhne oder tapfern Krieger unterjochter fremder Nationen sich den grimmen Bestien, mit einer einfachen Gerte bewaffnet, entgegenstellen und von ihnen zerfleischen lassen mußten. Solche Greuel, wie sich nur wenige ihresgleichen begeben haben, genügen wol, um die große Menge der alten Römer als einen Auswurf der Menschheit zu brandmarken, und selbst diejenigen unter ihnen, die bedeutende Werke des Geistes hervorgebracht haben, müssen uns als mit Blutflecken bespritzt erscheinen, wenn wir bedenken, daß auch sie solchen Schauspielen beigewohnt, und daß nicht Einer von ihnen seine Stimme gegen derartige Mordspektakel erhoben hat.

Derartige, von tragischem Pathos erfüllte Betrachtungen, die bei Schack aus der edelsten Humanität und aus tiefstem Mitleid mit der sich selbst zerfleischenden Menschheit hervorgehen, finden sich — der Wirklichkeit des historischen Geschehens leider nur allzu entsprechend — an den verschiedensten Stellen des Werks, und es kann demnach kaum in Verwunderung setzen, wenn Schack Stimmungen hat, in denen er es geradezu bedauert, sich mit der Geschichte allzu tief eingelassen zu haben:

Denn im Grunde ist die Geschichte doch nichts weiter als ein Tagebuch, in dem die Menschheit hauptsächlich ihre Sünden und Thorheiten verzeichnet hat. Beim Durchblättern ihrer blutbefleckten Annalen starren uns auf jeder Seite die Verbrechen an, welche Herrschsucht, Eroberungsgier, Religionswuth, Habsucht begangen haben, und neben diesen großen Freveln stoßen wir überall auf andere, die nicht einmal das Imponirende des Schrecklichen besitzen und aus kleinlichen Motiven der Engherzigkeit, des Neides, der Eitelkeit, zum Theil auch aus bloßer Narrheit hervorgegangen sind, aber kaum minderes Elend in der Welt zur Folge gehabt haben als jene. Die erstern scheinen wie die Riesenungethüme der Urwelt, die nur noch in wenigen nach und nach aussterbenden Thiergeschlechtern fortexistiren, im Abnehmen zu sein. Doch die Erbärmlichkeit, die Cabale, alle niedern Triebe der Menschennatur spielen fort und fort ihre Rolle in der politischen Geschichte, und nur vereinzelt stehen in ihr die Züge von Hochherzigkeit und Edelsinn. Man darf daher wohl fragen, ob es sich der Mühe lohne, vielen Fleiß auf eine Wissenschaft zu verwenden, die uns doch vorzugsweise Unerfreuliches zu berichten hat und im Grunde ein unermeßliches, bodenloses, nie auszuschöpfendes Meer ist. Denn was lehrt sie uns eigentlich anderes, als daß meistens das Unrecht siegt, das Verdienst verkannt wird, die gleißende Hohlheit die Augen auf sich zieht, während das Echte zurücktreten muß? Einzig durch künstliche Verdrehung gelingt es unsern Philosophen, scheinbar nachzuweisen, daß Gerechtigkeit in der Geschichte walte und schließlich den Triumph feiere. Jedem Factum, durch welches sie darthun wollen, daß dies der Fall gewesen, lassen sich zehn andere gegenüberstellen, die für das Gegentheil zeugen. So habe ich bei der Lesung historischer Werke stets weit mehr Niedergeschlagenheit, ja Empörung empfunden, als freudige Erhebung. Wie ganz anders verhält es sich mit der Dichtung, der Kunst! Der überschwengliche Werth beider gerade der Geschichte gegenüber wird noch lange nicht genug anerkannt. Wenn jene den Geist in den Staub der Materie hinabzieht, heben sie ihn in den Himmel empor, adeln und verklären ihn; und wie es schon ein Maßstab der Bildung für jeden einzelnen Menschen ist, ob er Liebe und Verständniß für Poesie und Kunst hat, so wird es ein Gradmesser für die Fortbildung der Menschheit sein, ob sich beide in ihr höher entwickeln, ob die Liebe zu ihnen sich in ihr allgemeiner verbreitet. Nichts stimmt mich trauriger als der Stumpfsinn, dem man gegenwärtig so oft in dieser Hinsicht, besonders in Deutschland, begegnet. Wie häufig hört man nicht von Kunst und Dichtung als von bloßen Luxusgegenständen sprechen, deren man füglich ganz entbehren könnte, da unsere Zeit wichtigere Dinge zu thun habe. Ebenso gut könnte man sagen, wir brauchten keinen Frühling, keinen blauen Himmel. Die dumpfe Luft in einer Maschinenfabrik genüge ja für den Menschen zum Athmen, Vogelsang und Blumenduft seien etwas ganz Ueberflüssiges. Wenn jemals dergleichen Ansichten allgemein werden sollten, so würde ich glauben, die letzte Stunde sei für die Menschheit gekommen, und mich bei zeiten von der Erde auf bessere Sterne zu retten suchen.

Und diesen ebenso wahren wie schön und schwunghaft ausgedrückten Ansichten entsprechend stehen in Schack's Achtung und Liebe diejenigen Länder und Völker am

höchsten, welche auf dem Gebiete der Culturgeschichte eine entscheidende Rolle gespielt und speciell der Kunst und Dichtung eine liebevolle und erfolgreiche Pflege haben angedeihen lassen; und diesen Völkern, ihren großen Geistern und den von ihnen erzeugten Kunstwerken Hymnen zu singen wird Schack nicht müde; und wie es — sei es nun in Italien, oder Spanien, oder dem Orient, oder auch in Deutschland — seine größte Freude ist, die äußerlich oft so unscheinbaren Geburts- und Wirkungsstätten der von ihm Verehrten aufzusuchen und hier den letzten Spuren ihres Erdenlebens nachzugehen, so läßt er es sich noch mehr angelegen sein, den Leser in den Geist ihrer Werke einzuführen und ihn mit derselben Begeisterung für dieselben zu erfüllen, die Schack selbst durchglüht und von der seine Worte beredtes Zeugniß geben. In der That ist über die Kunst der Araber in Spanien, über das Drama der Spanier, über italienische Malerei und Plastik und alle sonstigen erdenkbaren, in das Gebiet der Kunst einschlagenden Gegenstände und Probleme wol noch nie mit so schöner Wärme und echtem Verständniß gesprochen worden wie von Schack in diesem seinen letzten Werke, und die Partien desselben, die eine derartige erfreuliche Lektüre bieten, bilden im Vergleich mit den theilweise düstern Geschichtsbetrachtungen glücklicherweise die Mehrzahl. Daß auch deutscher Größe auf dem Gebiete des Geistes der schuldige Tribut der Anerkennung nicht versagt wird, ist schon oben angedeutet worden, und mit besonderm Eifer und mit noch wärmerer Beredsamkeit als sonst läßt es sich Schack speciell angelegen sein, nach seiner Anschauung Verkannten zu ihrem Recht zu verhelfen und ihre Verdienste nach Gebühr hervorzuheben. In dieser Beziehung möchten wir hier besonders das hervorheben, was Schack über Klinger sagt, den er gerade zu den „großen Männern Deutschlands" rechnet. „Als Dichter", gesteht Schack zu, „steht er freilich auf einer viel niedrigern Stufe als Goethe"; nichtsdestoweniger meint er, daß, wenn Klinger auch keinen Vers geschrieben habe, doch in seinen Werken „eine starke poetische Ader" pulsire:

> Seine „Medea" gehört zu den Meisterwerken unserer Literatur und ist auch durch diejenige von Grillparzer nicht übertroffen worden. Als fast noch bedeutender erscheint mir seine „Medea auf dem Kaukasus", eine wahrhaft geniale Production, voll von hinreißendem Pathos. Es ist ein Brandmal für unsere Literaturhistoriker, deren einer meist den andern ausschreibt, ohne selbst zu lesen, daß sie diese beiden Tragödien todtschweigen. Klinger's Romane ersetzen das, was denselben an künstlerischer Vollendung abgeht, durch die glühende Begeisterung für alles Hohe und Edle, die ihnen einen wahrhaft erhabenen Stempel aufdrückt, durch den Haß gegen politische und religiöse Tyrannei, der in ihnen mit flammender Beredsamkeit zum Ausdruck kommt. Sowol als Mensch wie wegen des Vollgehalts seiner Schriften sollte Klinger vom deutschen Volke immer hoch in Ehren gehalten werden und namentlich der deutschen Jugend als ein leuchtendes Vorbild dienen.

Hoffentlich schlägt mancher Leser (der Schreiber dieser Zeilen nicht ausgenommen) bei der Lektüre dieser Worte reuig an seine Brust, bekennt, daß auch er zu denen gehört, die Klinger herzlich wenig kennen, und gelobt sich, das bisher Versäumte baldigst nachzuholen und gut zu machen.

Man würde indeß irren, wenn man annehmen wollte, daß die geistigen Interessen unsers Autors über die Gebiete von Kunst und Dichtung nicht hinausgingen. Kunst und Dichtung spielen viel zu sehr um das große Geheimniß der Dinge, als daß jemand, der die erstern liebt, sich nicht auch in dieses vertiefen und sich mit denjenigen Disciplinen beschäftigen sollte, welche ex professo dem Weltgeheimniß auf die Spur zu kommen suchen, also mit exacter Naturwissenschaft und Philosophie. Schack hat sich, was das rein Physische angeht, bereits in seinen Dichtungen, namentlich den erhabenen „Nächten des Orients", als ein Anhänger der Kant-Laplace'schen Schöpfungslehre, resp. der Darwin'schen Entwickelungslehre gezeigt, und es muß auch in unserm vorliegenden Prosawerke als eine der glänzendsten Partien bezeichnet werden, wie Schack angesichts der schweizer Alpen nicht in abstract wissenschaftlicher Darstellung, sondern in concret malerischer Ausführung an der gewaltigen rings ihn umgebenden Natur sich und uns jene Lehre klar macht und zum Bewußtsein bringt: eine Lehre, die zugleich geeignet ist, der theilweise düstern Geschichtsauffassung als Correctiv zu dienen, indem sie uns die tröstliche Gewißheit gibt, daß die Menschheit sich aus niedrigen Anfängen zu immer höhern Stufen emporgeschwungen hat, und daß der relativ vollkommene Weltzustand, den wir jetzt allerdings noch schmerzlich vermissen, wenigstens in der Zukunft Aussicht hat, sich zu verwirklichen. Daß auch diese Weltanschauung keine absolut tröstliche ist, verhehlt sich Schack nicht; denn die Gerechtigkeit eines vollkommen vernünftigen Weltlaufes verlangt, daß das Glück zu allen Zeiten für alle da ist, während nach der Darwin'schen Lehre alle diejenigen, die vor dem Höhepunkt der Entwickelung in mangelhaften Zuständen gelebt, ein Recht haben zu fragen: warum haben wir uns Jahrtausende hindurch plagen müssen, damit lange nach uns relativ wenige die Früchte der Mühen aller vorausgegangenen Geschlechter genießen? Indeß kann man zugeben, daß es immer noch besser ist, wenn ein glückverheißender Weltzustand überhaupt einmal, ob auch erst in ferner Zukunft, in die Erscheinung tritt, als daß er nie und nirgends Wirklichkeit wird.

Indeß bleibt Schack mit seiner Weltauffassung nicht im blos Physischen stecken; vielmehr glaubt er auch an ein Metaphysisches. Daß er freilich von der Hegel'schen Philosophie nicht viel hält, ist schon oben gesagt worden, und darin befindet er sich wol mit den meisten Zeitgenossen in Uebereinstimmung. Dagegen hat Schopenhauer unbedingt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und in dessen Werken mußte ihn nicht nur die außerordentliche Hochschätzung von Kunst und Dichtung anziehen, sondern nach Schack's eigenem Geständniß hat ihn auch dessen pessimistische Weltbetrachtung zu zeiten fast bekehrt, d. h. Schack huldigt einer nichts weniger als rosigen Weltanschauung,

soweit es sich um die Menschengeschichte der Vergangenheit handelt; in der Zukunft dagegen hält er die Verwirklichung eines Glückseligkeitsideals für möglich, und seine Anschauung würde somit nach dieser Richtung hin optimistisch zu nennen sein. Daß übrigens Schack nicht der Mann ist, um in verba magistri zu schwören und daß er sich deshalb auch mit dem eigentlich dogmatischen Theil von Schopenhauer's Philosophie, der Lehre von „Willen und Vorstellung", nirgends intimer einläßt, sei nur nebenbei bemerkt. Dagegen kommt Schack dem genannten Philosophen in Betreff der Unsterblichkeitslehre wieder sehr nahe. Schack glaubt an dieselbe und sagt darüber in einer Weise, mit der Schopenhauer ganz einverstanden sein würde, Folgendes:

Mögen die Materialisten auch mit Gründen, die nicht zu widerlegen sind, beweisen, daß unsere Persönlichkeit, unser Bewußtsein aufhören müssen, sobald die Organe, an die sie gebunden sind, vergehen: hierum handelt es sich bei der Unsterblichkeit, wie ich sie verstehe, gar nicht. Wenn die Persönlichkeit, an welcher der Egoismus und alle niedern Triebe des Menschen haften, uns genommen wird, so können wir uns darum glücklich preisen, und wenn uns das Bewußtsein erhalten bliebe, so wäre keine Seligkeit für uns möglich, da sie durch die Erinnerung an alles Elend des Erdenlebens getrübt sein müßte. Nein! Befreit von diesen beiden Attributen, durch die wir eben endlich und unvollkommen waren, aber etwas unendlich Höheres dafür eintauschend, werden wir dem Kern unsers Wesens nach unsterblich sein und ein weit vollkommeneres Leben führen, als es in dieser engen Körperschranke und mit den Functionen des Gehirns, die uns nur Qual und Trauer bereiteten, möglich war. Wohl wird es uns in unserm gegenwärtigen Zustande, in dem wir uns nicht von der Sinnenwelt losreißen können, schwer, uns von einer solchen Unsterblichkeit ohne Bewußtsein und Persönlichkeit eine Vorstellung zu machen; aber glücklich ist, wer sie wenigstens zu ahnen vermag.

Und wenn schon die vorstehenden Worte beweisen, daß Schack keineswegs im gewöhnlichen Sinne ein „Freigeist", wie man ihn wol genannt hat, ist, so erhellt dies noch klarer und deutlicher aus seinem Verhältniß zu Christus und dem Christenthum, über welches sich Schack an verschiedenen Stellen unsers Werks ausspricht. Daß Schack freilich ein gläubiger Christ im Sinne des orthodoxen Kirchenglaubens ist, wird kaum jemand erwarten dürfen. Vielmehr verehrt Schack in Christus nur einen der erhabensten Lehrer der Menschheit und den eigentlichen Kern seiner Lehre sieht er in der Bergpredigt. Dagegen das eigentliche Dogmengebäude — namentlich die Lehre vom Opfertode Christi und der Rechtfertigung durch den Glauben — hält er für eine spätere Entstellung und Fälschung, die nur Unheil in die Welt gebracht habe. Der Aufenthalt in Jerusalem gibt Schack Veranlassung, seine diesbezüglichen Anschauungen eingehender darzulegen. Er sagt:

Ich besuche an jedem Morgen den Oelberg, und der Gedanke, auf der Stätte zu weilen, wo Jesus gewandelt und gelehrt, macht mir diese Stunden zu seligen. Es ist kein Wahn, wenn ich hier noch das Wehen seines göttlichen Athems zu spüren glaube. Scheint doch seine Gegenwart von dieser seiner Lieblingsstätte den Fluch der Verödung hinweggescheucht zu haben, der auf ganz Jerusalem und seiner übrigen Umgebung ruht. Hier schmückt sich der Boden selbst im Winter mit lieblichem Grün und duftende Kräuter strömen süße Wohlgerüche in die Luft. Von früh an, als ich gelesen, wie Jesus den Mühseligen und Beladenen Trost gespendet, als ich die Worte vernommen, die er in der Bergpredigt gesprochen — Worte, wie sie weder vor ihm noch nach ihm von eines Menschen Munde geflossen —, hat er mir als das Urbild aller Reinheit und Heiligkeit gegolten. Wäre seine Lehre auf Erden verbreitet worden, es hätten alle andern Religionen vor ihr wie trübe Nebel vor dem Sonnenglanz verschwinden, es hätte jenes von Jesaias verkündete wahrhafte Messiasreich des Friedens, wo das Lamm mit dem Löwen ruht, auf Erden zur Herrschaft gelangen müssen. Aber seine Lehre ward früh entstellt, und derjenige, der die echten Reden Jesu in ihrer Göttlichkeit im tiefsten Herzen empfunden hat, kann unmöglich annehmen, daß andere Lehren, die später für christliche ausgegeben wurden — wie z. B. die der Rechtfertigung durch den Glauben —, von eben diesem Christus ausgegangen seien. Er muß ängstlich bemüht sein, die alte jüdische Vorstellung von einem rachedürstenden Jehova, der seinen eigenen Sohn wie ein Opferthier auf die Schlachtbank gesendet, gänzlich von der Religion des neuen Bundes, der Religion der Liebe und Milde, fern zu halten; jeder, der Christus liebt, der ihn als den höchsten je dagewesenen Lehrer verehrt, muß beflissen sein, den Verdacht von ihm abzuweisen, er hätte solche wüsten und unheilvollen Vorstellungen unter das Volk gebracht; denn aus diesen sind die schon früh sich kundgebende Streitsucht um Hirngespinste, der Sektengeist, die Verfolgungswuth der Christen gegeneinander und gegen die Anhänger der übrigen Religionen hervorgegangen.

Und in einer ganz eigenthümlichen Anschauung macht Schack den Apostel Paulus für die beregten Ausartungen verantwortlich:

Wo in den christlichen Jahrhunderten — es war leider selten und in kurzen Momenten — Menschenliebe und Humanität die Oberhand gewonnen haben, da war es Jesu Geist, der dies bewirkte. Wo Hader um sinnlose Worte stattfand, wo Acte der Unduldsamkeit verübt wurden, da müssen wir Paulus als den Urheber anklagen. Ihm erst, den ich den bösen Dämon des Christenthums nennen möchte, war es vorbehalten, jene verderblichen Lehren zu fixiren und zur Herrschaft zu bringen. Jesu Geist ist es, der die Sklaverei abgeschafft und die blutigen Spiele des Circus unterdrückt hat. Der Geist des Paulus präsidirte schon auf den ersten Concilen, wo die Sektenführer sich gegenseitig verfluchten und in die Hölle verdammten, und er schürte das Feuer bei den Ketzerverfolgungen, die bereits in der Zeit der römischen Kaiser begannen. . . . Auch die Reformation hat dadurch, daß sie vor allem die Lehren des Paulus zu ihrer Richtschnur nahm, die Welt um die herrlichen Früchte betrogen, die sie ihr hätte bringen können. So kann ich denn derselben neben der Abschaffung mancher Misbräuche in der katholischen Kirche nur das eine große Verdienst zuerkennen, daß sie die Bibel allen offen gelegt hat.

Mit diesen so höchst bedeutsamen Auslassungen über die wichtigsten Fragen, die das menschliche Gemüth überhaupt beschäftigen können, schließen wir unsern Bericht. Mit demselben eine wirklich zureichende Anschauung von dem innern Reichthum des Buchs gegeben zu haben, dürfen wir trotz der Ausführlichkeit, deren wir uns befleißigt haben, nicht hoffen. Der Inhalt des Buchs ist eben ein so reichhaltiger und mannichfaltiger, daß nur derjenige, welcher das Buch selbst liest, einen klaren Begriff davon

bekommen kann. Es ist ein Buch, wie es eben nur Schack zu schreiben vermochte, weil nur in ihm die subjectiven und objectiven Bedingungen zusammentrafen, die erfüllt sein mußten, damit es geschrieben werden konnte. Nur ein Mann von so enormem Bildungsdrange, dessen Geist stets nur dem Höchsten und Schönsten zugewandt war und dem zugleich vom Schicksal die Möglichkeit geboten wurde, diesem Drange überall gleichsam an der Quelle selbst die reinste und edelste Nahrung zuzuführen, nur ein solcher Mann war fähig, uns ein solches Buch zu bescheren. In der That kann es an Universalismus der Bildung unter den Jetztlebenden mit Schack kaum jemand aufnehmen, und wenn ich früher die Ansicht ausgesprochen habe, daß überhaupt seit Goethe kein so universell gebildeter Mann gelebt habe wie Schack, so werde ich in dieser Ansicht durch das vorliegende Buch nur bestärkt. Es möchte sich kaum eine, in die höhern Gebiete des Geistes einschlagende Frage finden, die in dem Buche nicht berührt würde, und Politiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Kunsthistoriker, Philosophen und für religiöse Dinge sich Interessirende werden dasselbe mit gleichem Genuß und Nutzen lesen. Es ist aber nicht nur das Buch eines universell gebildeten Mannes, sondern es ist auch das Buch eines dem Charakter nach großen und guten Mannes, der reiche und volle Erguß einer hohen und edeln Seele, und so wird denn auch dieses Buch in allen Lesern nur die Ueberzeugung befestigen, daß Schack zu denjenigen Männern gehört, auf die Deutschland Ursache hat, in jedem Sinne jetzt und später stolz zu sein.

Albert Möser.

Neue Werke von Max Nordau.

1. Die Krankheit des Jahrhunderts. Von Max Nordau. Zwei Bände. Leipzig, Elischer. 1888. 8. 10 M.

Offen gestanden, sind wir nicht ohne Zagen an die Lektüre dieses Romans gegangen. Wir haben den Verfasser als Culturhistoriker und Philosophen gekannt: war zu erwarten, daß er als solcher auch ein guter Belletrist sein könne? Wir bekennen, es nicht erwartet zu haben, und wir freuen uns nun doppelt, daß wir uns getäuscht. Freilich, Culturforscher und Denker bleibt Nordau auch als Romancier; der Roman dient ihm offenbar nur als Fassung für sein philosophisches Geschmeide, aber was für eine Fassung ist es! Sie ist stellenweise schöner, besser, werthvoller als das Geschmeide. Der Sprung vom, sagen wir, Katheder an den Schreibtisch des Erzählers ist dem Autor der „Conventionellen Lügen" glücklich gelungen.

Der Titel ließe eher auf ein Werk von der Art des letztgenannten schließen, als auf einen Roman, um so eher, als das Wort „Roman" auf dem Titelblatt fehlt, warum? Die „Krankheit des Jahrhunderts" ist natürlich der Pessimismus. Dieser aber hat mit der wohlbekannten Welt- und Menschenverachtung Nordau's, und selbst mit seiner ausgeprägten Uebertreibungssucht nicht verhindern können, daß die in dem Buche vorkommenden Menschen überaus lebenswahr gezeichnet sind, und dieser Punkt, eine naturgetreue Charakteristik, ist es eben, was wir dem Verfasser nicht zugetraut hätten. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt sind Wilhelm Eynhart, Paul Haber und Dr. Schrötter ausgearbeitet: drei Typen, wegen deren meisterhafter Vorführung allein Nordau schon Bewunderung verdient, selbst wenn die eine oder die andere Gestalt den Leser persönlich nicht sympathisch berühren sollte.

Die Entwickelungsgeschichte dieser drei höchst verschiedenartigen Männer ist mit größter seelischer Feinheit durchgeführt. Die höchste Achtung und zugleich das tiefste Mitleid flößt uns der wissensdurstige Grübler Eynhart ein, der sich bewußt ist, nur ein Atom, ein von allen möglichen Umständen abhängiges Nichts zu sein. Ein Mensch mit seinem warmfühlenden Herzen, seiner Anspruchslosigkeit, seiner hohen Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe — diese geht so weit, daß er gegebenenfalls sich selbst ebenso wenig schont wie andere — ein so beschaffener Mensch muß nothgedrungen mit dieser unvollkommenen Welt unzufrieden sein. Viele Züge in Wilhelm's Wesen, namentlich die Zerfallenheit mit sich selbst und das Grübeln über alles, sind für den Kenner der frühern Nordau'schen Werke entschieden, wenngleich vielleicht unbeabsichtigt, autobiographischer Natur.

Der strebsame Haber, dieser praktische, mit festen Tritten auf die selbstgesteckten Ziele losgehende Mensch, ist ein echtes Kind unserer Zeit. Wie große Fehler solche Leute auch haben mögen: man kann sie nicht verdammen; denn sie sind Ergebnisse ihres Jahrhunderts. Es ist ihnen nicht, wie dem modernen Diogenes Eynhart, gegeben, immer nur zu entsagen. Sie sehen nicht, wie Dörfling, „der Philosoph der Befreiung", im Tode ihr Heil. Sie wollen im Leben nicht nur kämpfen, sondern auch genießen. Können sie dafür, daß die Erfüllung ihrer Wünsche sie verflacht, sie anmaßend macht, oft ihre Menschenwürde gänzlich untergräbt? Warum verleiht ihnen die Natur Triebe ohne die Kraft der Auflehnung gegen dieselben? Solche Menschen können wir weder verachten, noch bedauern, sondern nur gutmüthig belächeln.

Ein edler, liebenswerther Mann ist Dr. Schrötter, der „Philosoph des Mitgefühls". Er ist von unerreichbaren Idealen erfüllt, wie Wilhelm; aber er sagt sich, daß sie eben unerreichbar sind in diesem Jammerthal, und darum legt er nicht, wie Wilhelm, die Hände in den Schos, sondern erfüllt trotz alles Zweifelns und Grübelns seine Menschenpflicht. Obgleich er genau weiß, daß alles, was ihn umgibt, nur Schein ist, findet er innere Befriedigung

in unablässiger Arbeit zum Wohle seiner Nächsten. Der reiche Dörfling und der Nihilist B. sind theils verkommene, theils krankhafte Naturen, wie sie uns täglich begegnen, ohne uns sonderlich aufzufallen; aber Nordau versteht es, sie mit scharfem Messer zu zergliedern und zu Studienköpfen zu gestalten, für die jeder Leser sich lebhaft interessiren muß.

Was die Frauentypen betrifft, so hat unser Autor sich nicht gerade die besten ausgesucht, und keine ruft unsere Befriedigung hervor. Loulou, das einzige Töchterchen eines Krösus aus dem berliner Thiergartenviertel, ist ein würdiges Seitenstück des letztern. Ebenfalls trefflich beanlagt, hätte sie z. B. als Tochter Schrötter's das denkbar herrlichste Mädchen werden können; so aber machen Erziehung und Umgang aus der hübschen Verlobten Wilhelm's eine oberflächliche Modedame, die schließlich einen leichtfertigen Lieutenant heirathet und nachher mit einem andern durchbrennt. Obgleich wir uns auch für Malwine Haber, Loulou's Vertraute, nicht erwärmen können, weil sie ein zwar gutmüthiges, aber herzlich gewöhnliches Geschöpf ist, müssen wir zugeben, daß sie, ihre Mutter und ihre Großmutter von Nordau zu einem prächtigen Genrebild verarbeitet sind. Ueberhaupt ist die Schilderung dieser stettiner Rhederfamilie ein Cabinetsstück plastischer, aus dem Leben gegriffener Menschendarstellung. Mit welch feinem Sarkasmus wird in dem Kapitel „Idyll" das kleinliche Leben und Treiben dieser Geldprotzen gegeiselt!

Pilar, die üppige Blume des Südens, ist trotz ihrer Sünden und Fehler die anmuthendste weibliche Erscheinung in „Die Krankheit des Jahrhunderts". Sie ist leidenschaftlich, glutvoll, keine sentimentale Närrin. Sie hat den Muth, ihre Abwege und Mängel nicht zu beschönigen, und sie geht für ihre wirkliche, wahre Liebe in den Tod. Dieses hochbegabte, eigenartige, schöne Weib wäre unter glücklichern Umständen ein entzückendes Geschöpf. Leider spielt ihr das Schicksal schlimm mit; durch drei Fehltritte, die sie begeht, ist ihr ursprünglich edles Herz und ihr scharfer Geist bereits halb versumpft, ehe sie mit Wilhelm, dieser Ergänzung ihres Ichs, zusammentrifft. Die Schilderung der Beziehungen zwischen diesen beiden merkwürdigen Personen ist reich an den besten Vorzügen der Nordau'schen Muse.

Starke Tendenzströme ziehen sich durch den ganzen Roman; daß diese Tendenzen bei den bekannten Anschauungen des Verfassers sehr radicale sind, ist selbstverständlich, sei's in socialer, sei's in politischer Hinsicht, Misstände irgendeiner Art kann Nordau nun einmal nicht leiden. In tendenziöser wie in literarischer Beziehung bedeutsam ist die Gerichtsscene, in welcher Einhart sich gegen die Anklage wegen Majestätsbeleidigung vertheidigt.

Der Dialog in „Die Krankheit des Jahrhunderts" ist durchweg tadellos, oft geistvoll und gedankenreich, stellenweise hochpoetisch. Die Liebesscenen, stets feurig und voll Temperament, bleiben bei aller Bedenklichkeit mancher Vorgänge immer decent. Die Natur- und Ortsschilderungen lassen an Plastik nichts zu wünschen übrig. Was die ganze Schreibweise betrifft, so halten wir sie für glänzend und für noch viel besser, als die irgendeines bisherigen Werkes Nordau's; wir glauben überhaupt nicht, daß die Glätte, Knappheit, Kraft und Klarheit des Stils in diesem Romane sich noch erheblich übertreffen läßt.

Und die Handlung? hören wir die Leser verwundert und ungeduldig fragen; wo bleibt diese? Nun denn, sie ist Nebensache, nur der Rahmen, und ihre Wiedergabe würde für die Beurtheilung des Werthes des Buchs nicht wesentlich maßgebend sein; wir unterlassen es daher, hier näher auf sie einzugehen, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß sie anziehend ist und vom Anfang bis zum Ende spannend bleibt; von dem „Reichthum an Handlung" der Zeitungsromane ist freilich keine Rede, aber der denkende Leser wird von dem Werke dennoch unaufhörlich in Athem gehalten werden.

2. Ausgewählte Pariser Briefe. Culturbilder von Max Nordau. Leipzig, Wartig. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.

Hat sich der Verfasser in den letzten Jahren auch hauptsächlich durch seine social- und culturphilosophischen Werke hervorgethan, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß er sich seinen Namen als geistreicher Seelenforscher und feiner Beobachter ursprünglich durch seine Reiseschilderungen erworben hat. Die Berichte, die er während einer siebenjährigen Tour durch Europa in großen Blättern veröffentlichte, wiesen eine ungewöhnliche Vertiefung auf, ein durchaus nicht alltägliches Eindringen ins innere Wesen der Dinge, und auch die überaus lebhafte, etwas paradoxe Schreibweise war keine alltägliche. In beiden Punkten gemahnte Nordau schon damals an Taine. Als er später Bücher veröffentlichte, wie z. B. „Das wahre Milliardenland", „Vom Kreml zur Alhambra", „Paris unter der dritten Republik", wurde er bald ein beliebter Autor, noch vor dem Erscheinen der vielgepriesenen und vielgeschmähten Bücher, die ihn berühmt machten.

Zu seinen stofflich wie stilistisch interessantesten Schöpfungen gehören ohne Zweifel die „Ausgewählten pariser Briefe". Dieses elegant ausgestattete Werk enthält in zwei Abtheilungen, „Pariser Leben" und „Pariser Bücher", fast zwei Dutzend anziehend geschriebener Bilder aus dem gesellschaftlichen und literarischen Thun und Treiben der Seinemetropole. Dieselben sind theils unterhaltend, theils belehrend, theils ernst-entrüstet, theils humoristisch-satirisch geschrieben, immer aber ungemein anregend und originell. Wehe denjenigen, denen der Verfasser die Maske vom Gesicht reißt oder über die er die Schale seines Culturzornes ergießt!

Sehr aufgebracht ist er über die in der That lächerlich große Rolle, die „das Komödiantenthum" — so nennt er, vielleicht etwas zu wegwerfend, die Bühnenkreise — in der „Pariser Gesellschaft" spielt. Scharf geiselt er den Götzendienst, den alle Schichten der Bevölkerung und

alle Richtungen der Presse mit der Schauspielerwelt treiben. Am schlimmsten kommen bei ihm die aristokratischen Müßiggänger weg, die zum Zeitvertreib Theater spielen, ja sich zur clownmäßigen Circusspielerei herbeilassen. Aus diesen Zuständen schließt er mittelbar auf den nahen Verfall der Nation:

Nicht wahr, ein erquickendes Culturbild, die hochwohlgeborenen Damen und Herren in Tricots und Zindelröckchen, welche sich vor ihren begeistert klatschenden Freunden produciren und denen diese beim Abreiten in die Manège mit strahlenden Mienen entzückte Complimente zuflüstern! Das hängt aber alles organisch zusammen: die Wichtigkeit des Schauspielers im pariser Leben, der Platz, den die Presse ihnen einräumt, der Schminkund Tricotkitzel der vornehmen Gesellschaft. Ist freilich auch schon dagewesen, wie der weise Salomo ja von allen Dingen behauptet. Im Rom der Kaiserzeit, im Byzanz des tiefsten Verfalls war der Mime auch die größte Persönlichkeit der Welthauptstadt; auch damals sah man Kaiser auf der Bühne um Applaus werben und Senatoren und Ritter in die Arena hinabsteigen, um als Rosselenker und selbst als Gladiatoren Lorbern zu erkämpfen; auch damals erregte der Wettstreit der Fahrkünstler die größte Leidenschaft der Menge; ein Circusspiel war die wichtigste Staatsangelegenheit; die Bevölkerung theilte sich nach der Farbe der Rosselenker in die Parteien der Grünen und Blauen und die Partei der Besiegten lieferte der des Siegers Straßenkämpfe. Wem diese Aehnlichkeiten nicht auffallen, der hat keinen Sinn für culturgeschichtliche Analogien.

Daß Nordau den französischen Zuständen auch sonst nicht sonderlich grün ist, weiß man ja, und die Kapitel „Vor dem Krach“, „Nach dem Krach“, „Ein pariser Salon“ u. a. m. beweisen es von neuem. Mit ätzendem Spott übergießt er die Pariser wegen ihres Verhaltens gegen Richard Wagner's Person zu dessen Lebzeiten, und den Schriftsteller Barbey d'Aurevilly wegen seines „Attentats auf Goethe“, worunter das vor einigen Jahren erschienene, in der That an unfreiwilliger Komik Wunderbares leistende Buch „Goethe et Diderot“ gemeint ist. Am allerübelsten aber spielt unser Gewährsmann dem 1886 verstorbenen Liszt (in dem Kapitel „Franz Liszt und die Frauen“) mit, anknüpfend an den letzten Besuch, den der berühmte Ungar kurz vor seinem Tode der schönen Lutetia abstattete, um der Aufführung seiner „Graner Messe“ in der St.-Eustache-Kirche beizuwohnen. Nordau entschuldigt sich förmlich ob seiner Anwesenheit bei jener Aufführung und fügt dann hinzu:

... Ich bin nicht hingegangen, um die „Masse“ zu hören — dazu liebe ich die Musik zu sehr —, ebenso wenig um das mit greulichen Warzen dicht bestandene Gesicht des alten Klavierspielers zu sehen — eine Caricatur des edeln Menschenantlitzes ist mir peinlich —, sondern um ein Culturbild zu betrachten, welches unsere Generation nur aus der Sittengeschichte kennt und für immer verschwunden glaubte.

Und nun zieht er in äußerst heftiger, aber geistvoller Weise, immer vom Standpunkte der Culturgeschichte, gegen Liszt als Mensch und Künstler, sowie gegen die Menschen und die Zeit los, die ihn so maßlos vergötterten.

Keine Gestalt ist für diese ... Epoche (Vormärz) bezeichnender als Liszt. Er scheint keine leibhaftige Menschenerscheinung, sondern ein tolles, unzusammenhängendes Traumbild der in krankhaften Schlaf versunkenen Menschheit zu sein. ... Wenn er in einer Stadt erschien, wurden ihm Triumphbogen errichtet und selbstverständlich die Pferde ausgespannt. ... Damen der höchsten Aristokratie führten gegeneinander Feldzüge, ja: sie lieferten sich homerische Schlachten, um das Recht zu erobern, in seinem Concert die Notenblätter umzuwenden. Sie fielen wie Tiger über die Handschuhe her ... und zerrissen sie in kleine Stückchen, um sie als Reliquien aufzubewahren. Nach seinem Abgang stürzten sie sich auf den noch warmen Stuhl und küßten den Platz, auf dem er gesessen. ... Es ist buchstäblich wahr, daß sie sich's zur höchsten Ehre anrechneten, die Favoritinnen des Klaviersultans zu sein; daß sie einen Theil der Schwärmerei, mit der sie ihn anbeteten, sogar auf die Auserwählte übertrugen, die der Lichtgott mit seiner durchaus unkanonischen Liebe zu beglücken sich herabließ; und daß ein Gipsabguß seiner wunderwirkenden Hand jahrelang in einem pariser Boulevardschaufenster zu ehrerbietiger Betrachtung ausgestellt war wie ein Heiligenbild auf einem Hochaltar. ... Mächtige Herrscher baten ihn, ihre Orden gnädigst anzunehmen ... gehirnerweichter Virtuosencultus.

Nordau, der seinen „Helden“ in jeder Beziehung unbedeutend nennt und ihn vielfach lächerlich macht, freut sich, daß das heutige Publikum von dem Schauspiel, das er und die „meist überreifen, doch prächtig und gediegen geschminkten Damen, denen er seine Hände mit gnädigem Lächeln zum Kusse überließ“, in der St.-Eustache-Kirche boten, kalt gelassen wurde. Er macht sich über diese „Weiber“ und ihren Götzen in grausamster Weise lustig. Dabei, wie bei den historischen und ethischen Studien, die er über diese ihm schreckliche Erscheinung unsers Jahrhunderts anstellt, läuft ihm manche seiner charakteristischen Uebertreibungen mit unter; aber bei aller Maßlosigkeit bleibt dieser Essay ein werth- und gehaltvoller, unstreitig der bedeutendste in dem Buche und ein Ergebniß tüchtiger Denkarbeit.

Von Uebertreibungen sprechend, müssen wir übrigens gestehen, daß dieses Werk von solchen viel freier ist als irgend ein früheres desselben Verfassers. Ein fernerer Vorzug ist dessen fast vollständige Freiheit von Fremdwörtern, was bei der bisherigen bedenklichen Vorliebe Nordau's für letztere viel sagen will. Vom Inhalt wollen wir nichts weiter verrathen, man lese gefälligst selber! Trotz einiger kleiner Härten, und trotz des allzu anspruchslosen Titels werden die „Ausgewählten pariser Briefe“ (Briefe! Es sind tüchtige Studien und Essays!) ihrem Schreiber manchen neuen Verehrer sichern.

Ludwig Koelle.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Bei Bruno Lemme in Leipzig erscheint eine „Universalbibliothek der bildenden Künste", in welcher jedes Heftchen (Octav) 20 Pfennige kostet. Für diesen Preis wird ein ziemlich umfänglicher, oft flüchtig gearbeiteter, aber aus der Feder eines Fachmannes stammender Text und eine Fülle der schauderhaftesten „Illustrationen" geliefert. In den uns vorliegenden Heften werden folgende Künstler abgehandelt: Lukas Cranach, Hans Holbein der Jüngere, Teniers Vater und Sohn, Tintoretto, Paolo Veronese. Wir bedauern aufrichtig, daß dieser relativ tüchtige Text an derartige Abbildungen verschwendet ist; im übrigen protestiren wir dagegen, daß unser Volk durch Billigkeit herangelockt werden soll zur Betrachtung solchen Zeuges!

— „Ueber den Schlaf und die Verhütung der Schlaflosigkeit" spricht der praktische Arzt Dr. A. Kühner in Frankfurt a. M. in einer Broschüre (Selbstverlag des Verfassers) so wissenschaftlich gediegen und doch populär, so klar und eindringlich, daß wir allen Gesunden wie Leidenden seine Auseinandersetzungen als besonders gelungen und aufklärend empfehlen können.

— „Die Sprachreinigung und ihre Gegner" (Dresden, Albanus) nennt Hermann Dunger eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück, welche das Bestreben des Allgemeinen deutschen Sprachvereins erfahren hat. Durchaus den Standpunkt des Verfassers theilend, können wir nur wünschen, daß seine Schrift die allerweiteste Verbreitung finden möge. Dunger schlägt seine Gegner siegreich aus dem Felde durch scharfes Denken, gründliches Wissen und edeln, von jeder Engherzigkeit freien Patriotismus. Möchte doch die politische Presse Deutschlands die Haupttheile seiner Abhandlung nachdrucken, damit einer nationalen Pflicht immer mehr Genüge geleistet würde.

— Hermann Hallwich hat in einer kritischen Studie „Gindely's Waldstein" (Prag, Dominicus) unter sein Secirmesser genommen, und zwar mit durchschlagendem Erfolg. Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Gelehrter seines Faches und hat hier einen überaus lesenswerthen Beitrag zur Wallenstein-Literatur geliefert.

— Als besonderer Abdruck aus den „Beiträgen zur Erläuterung des Deutschen Rechts" (1886, 30. Jahrgang) im Verlag von Franz Vahlen in Berlin liegt uns vor der Aufsatz: „Das neue belgische Gesetz über das Urheberrecht" von Rechtsanwalt Dr. Ludwig Fuld in Mainz. Insofern dieses Gesetz ein ganz vorzüglicher Baustein zu einem internationalen Gesetz über das Autorrecht ist, machen wir ganz besonders darauf aufmerksam.

— Ueber „Das Verkehrswesen am Mittelrhein im Alterthum" hat der Postsecretär Franz H. Quetsch eine Studie veröffentlicht (Mainz, Falk III.), über welche sein großer Meister Stephan eine helle Freude haben wird. Auf 45 Seiten sind 21 Kapitel mit staunenswerther Vollständigkeit abgehandelt und in der That das in die Ueberschrift zusammengedrängte Thema erschöpft. Wenn die deutsche Reichspost auch auf wissenschaftlichem Gebiete ihre bekannte Findigkeit und Zuverlässigkeit entwickelt, dann können wir doppelt zufrieden weiter singen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

— Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, liegen uns vor Heft 9—13 (Neue Folge, Zweite Serie) (Hamburg, J. F. Richter), worin folgende Themen bearbeitet sind: „Zur Erinnerung an Georg Waitz", von August Kluckhohn; „Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner", von Heinrich von Wlislocki; „Zählen und Zahl", von Hermann Schubert. Das achte Heft der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" desselben Verlags handelt über: „Die Stellung des gegenwärtigen Glaubensbewußtseins zu den biblischen Wundern", von Wilhelm Brückner, Stadtpfarrer in Karlsruhe. Hieran reihen wir noch die bemerkenswerthe Abhandlung von G. Schlosser über „Fortschritt, Fortentwickelung, Fortbildung", welche im neunzigsten Heft der von ihm und Freiherrn von Ungern-Sternberg herausgegebenen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" sich findet.

— In der funfzehnten verbesserten und vermehrten Auflage liegt uns das Werk „Geflügelte Worte" von Georg Büchmann (Berlin, Haude u. Spener) in brillanter Ausstattung vor. Nach des Verfassers Tode hat Walter Robert-tornow die neuen Ausgaben besorgt. Das Buch ist mit einem Citatenregister sowie einem Namenregister der Urheber von Citaten versehen, wodurch seine Brauchbarkeit bedeutend erhöht wird. Der Reihe nach werden vorgeführt die Citate aus der Bibel, aus deutschen, dänischen, französischen, englischen, italienischen, spanischen, russischen, griechischen, lateinischen Schriftstellern, woran sich historische Citate und Citate aus Mythen und Volksmärchen schließen. Wir können dem eingebürgerten Buche keine größere Empfehlung mitgeben als die, daß sein Weltruf uns jedes Lobes überhebt.

— Eine auf außerordentlich zahlreichen Quellenstudien beruhende Schrift hat Rudolf von Freisauff über „Mozart's Don Juan, 1787—1887" veröffentlicht (Salzburg, Kerber). Dieselbe ist herausgegeben anläßlich der hundertjährigen Jubelfeier der Oper „Don Juan" von der Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg. Die beigegebene Bühnenstatistik des Don Juan mag Theaterleuten interessant sein; uns ist am werthvollsten, was über Partitur und Textbuch, die ersten Aufführungen der Oper, besonders aber über die Entstehung des Meisterwerks gesagt ist. Das Ganze will nichts weiter sein als ein Sammelwerk, ist aber als solches allen Mozart-Verehrern auf das wärmste zu empfehlen.

— Als einen Beitrag zur pädagogischen Kritik gibt E. von Sallwürk einen Essay über „Gesinnungsunterricht und Culturgeschichte" (Langensalza, Beyer u. Söhne). Er handelt von dem Gesinnungsunterricht vor Herbart, Ziller, dem Gesinnungsunterricht in der Ziller'schen Schule, die wissenschaftlichen Grundlagen der Culturstufentheorie. Er schreibt als ein geschulter Pädagog und scharfer Denker; seine Studie hebt sich vortheilhaft ab von dem gewöhnlichen, pädagogischen Jargon und verdient in den interessirten Kreisen weite Verbreitung.

— Aus dem Verlag von Hugo Klein in Barmen haben wir zwei kleinere Schriften anzuführen, welchen wir einen großen Leserkreis im evangelischen Volke wünschen. Es sind dies: „Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen in ihrem Antheil an der Reformation", von Pastor Lic. Martin Rade, und: „Aus der Geschichte des Mariendienstes" (Der Jetzer'sche Handel). Zur Orientirung auf dem durch die Titel angezeigten Gebiet sind sie trefflich geeignet und bilden eine ebenso erquickende wie belehrende Lektüre.

— „Aus den Papieren der Großmutter" nennt sich eine Erzählung von Eugenie Tafel (Zürich, Schröter u. Meyer). „Therese's Geheimmittel" hat A. Steen frei nach dem Englischen bearbeitet (Hamburg, J. G. Oncken Nachf.). Wir sind gern bereit, beide Versuche als recht gelungen in ihrer Art zu empfehlen.

— Unter dem Titel „Schlaf und Traum" hat Friedrich Scholz, Director der Kranken- und Irrenanstalt in Bremen, eine populär-wissenschaftliche Behandlung dieses Themas veröffentlicht, welche als wahrhaft vorzüglich bezeichnet werden muß. Es ist ebenso genuß- wie lehrreich, diesen klaren und sichern

Darlegungen zu folgen, und wünschen wir dem verdienstlichen Buche weiteste Verbreitung.

— Als einen Führer durch das Repertoire der Meininger hat Robert Prölß eine Schrift: „Das herzoglich meiningensche Hoftheater, seine Entwickelung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele“ veröffentlicht (Leipzig, Friedrich Conrad). Ein wohlgetroffenes Bild des Herzogs Georg von Meiningen, der das meininger Theater mit Recht als seine Schöpfung betrachten darf, schmückt die Schrift. Robert Prölß setzt zunächst die Principien der durch die Meininger bewirkten Bühnenreform auseinander und gibt dann eine genaue Chronik der Gastspiele der Meininger, ihres Gastspielrepertoires und der oft wechselnden darstellenden Kräfte, womit sie ihre Erfolge errangen. Interessant sind die bühnenstatistischen Notizen über die Zahl der Aufführungen der einzelnen Stücke. Da steht in erster Linie „Julius Cäsar“ mit 263 Aufführungen; dann folgt merkwürdigerweise eins der schwächsten Shakspeare'schen Stücke: „Das Wintermärchen“ mit 197 Aufführungen, „Tell“ erlebte 184, „Fiesko“ 137, „Wallenstein's Lager“ 130, „Die Piccolomini“ 115, „Was ihr wollt“ 103, „Wallenstein's Tod“ 104, „Die Räuber“ 90, „Die Hermannsschlacht“ und „Käthchen von Heilbronn“ 83, „Die Ahnfrau“ 72, „Die Bluthochzeit“ 67, „Die Hexe“ 49, „Maria Stuart“ 48, „Preciosa“ 45, „Prinz von Homburg“ 38 und so weiter in absteigender Linie.

Bibliographie.

Eckart, R., Licht und Schatten. Gedichte. Norden, Fischer Nachf. 8. 2 M.

Fest, E., Im Fluge der Zeit. Dichtungen. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 3 M.

Frey, A., Die helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis-Seewis im Jahre 1799. Zürich, Schultheß. 1888. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Förster, E., Aus der Jugendzeit. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Führer, T., Born der Lebensweisheit. Goldene Worte, Lehren und Sentenzen der Geistesheroen und Denker aller Zeiten und Völker. Für alle Tage und jede Lage. Ein Hausschatz für das geistige und körperliche Leben. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 4 M.

Girndt, O., Das ehrliche Gesicht. Historische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Goltermann, H., Bremen's Volk und seine Heimath. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen, Kühtmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Gugl, A., 's Dorf-Engerl. Eine Hochland-Geschichte aus Kärntens Paradies. Großenhain, Baumert u. Ronge. Gr. 16. 1 M.

Hardy, E. J., und Berta Katscher, Die Kunst, Mensch zu sein. Herzensworte und Lebensweisheit. Durchgesehen und herausgegeben von L. Katscher. Leipzig, Wartig's Verl. 8. 2 M. 50 Pf.

Russische und türkische Heerführer im Kriege 1877/78. Eine kritische Beleuchtung der „Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von T. v. T.“ Berlin, Wilhelmi. 1888. Gr. 8. 1 M.

Heimburg, W., Herzenskrisen. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 6 M.

Helmer, K., Die Schuld der Mutter. Nach dem Französischen. Der schwarze Diamant. Von E. Herny. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Hoffmeister, H., Von Capri nach Jerusalem. Tagebuchsblätter. Berlin, Wilhelmi. 8. 2 M.

Hohenau, A., Kampf und Sieg. Frei nach dem Englischen. Anklam. 1888. Gr. 8. 4 M.

Deutscher Humor. 1ster bis 3ter Bd. Berlin, Laverrenz. 8. à 1 M.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. 26. Jahrg. 1887. 4 Nrn. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 80 Pf.

Knapp, G. F., Die Bauern-Befreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens. 2 Thle. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M.

Kögel, R., Ethisches und Aesthetisches. Vorträge und Betrachtungen. Bremen, Müller. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Kohut, A., Ragende Gipfel. Beiträge zur Litteraturgeschichte der letzten 2 Jahrhunderte. Essays und Skizzen. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Kuropatkin, Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877/78. Nach Aufsätzen von K. bearbeitet von Krahmer. Neue Folge. 3tes Hft.: Die Blockade Plewnas. Mit 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Lagarde, P., Am Strande. Gedichte. Göttingen, Dieterich. 8. 1 M. 50 Pf.

Lang, A., Mittel und Wege phylogenetischer Erkenntniss. Rede. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Levin, T., Zur Frage der Bilderfälschung. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Linke, O., Die Fürstin dieser Welt. Berliner Novellen. Minden, Bruns. 8. 2 M.

Lomon, E., Ein starkes Herz. Roman. Autorisirte Uebersetzung von H. Falkner. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Löwy, D., Tausend Jahre aus dem Leben des jüdischen Volkes im Zeitalter des Talmuds. Geschichtlich dargestellt. 1ste bis 3te Lfg. Wien, Lippe. 8. à 60 Pf.

Ludorff, F., Elgeva, Königin von England. Trauerspiel. Münster i/W., Selbstverlag. 1888. 8. 1 M.

Maksimow, F. O., Unheimliche Geschichten aus Rußland. Dem Russischen nacherzählt. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Meiche, L., Erinnerungen an Josephine Wessely. Leipzig, Peterson. 8. 75 Pf.

Molotka, Charlotte, Vielliebchen. Bilder aus deutschem Familienleben. Mit Illustrationen von F. Bergen. Stuttgart, Krabbe. 8. 5 M. 50 Pf.

Menoch, Egon, Die Gepidentochter. Germanisches Schauspiel. Leipzig, Peterson. 8. 50 Pf.

Meyer, S., Mysteriös oder der krumme Moses. Humoristische Erzählung aus dem Leben einer jüdischen Landgemeinde. Regensburg, Bauhof. 8. 1 M. 50 Pf.

Monin, E., Die Reinlichkeit Jedermanns und der Wohnung. Französische Preisschrift, übersetzt mit der Autorisation des Verfassers von A. Hemmann. Aarau, Sauerländer. 1888. 8. 60 Pf.

Mor, E. Ritter v., Anleitung zum Sammeln von Autographen. Wien, Verlag der Oesterreichischen Buchhändler-Correspondenz. 8. 2 M.

Muff, C., Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise. Halle, Mühlmann. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.

Muncker, F., Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Mit dem Bildnis Klopstocks in Lichtdruck. 1ster Halbbd. Stuttgart, Göschen. 1888. Gr. 8. 5 M.

Neumann, C., Griechische Geschichtschreiber und Geschichtsquellen im 12. Jahrhundert. Studien zu Anna Comnena, Theod. Prodomus, Joh. Cinnamus. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Neumann, F. J., Die Steuer. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Steuer und das öffentliche Interesse. Eine Untersuchung über das Wesen der Steuer und die Gliederung der Staats- und Gemeinde-Einnahmen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 10 M.

Nicoladoui, A., Christian Thomasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Mit dem Bildnisse des Thomasius. Berlin, Stuhr. 1888. Gr. 8. 4 M.

Nolte, H., Unser Vaterland. Ein Stück für die Schule. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 50 Pf.

Panow, J. S., Der Mord auf dem Balle. Aus dem Leben einer Kreisstadt. Aus dem Russischen übersetzt von H. Roskoschny. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio. Neueste italienische Lyrik. Uebersetzt von J. Litten. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Pfleiderer, C., Das Urchristenthum, seine Schriften und Lehren in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 14 M.

Preyer, W., Naturforschung und Schule. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rainer, J., Jubel-Klänge aus Amerika. Ein Gedenkblatt zum Papstjubiläum. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M.

Raven, Mathilde, Die quade Foelke. Historischer Roman. Emden, Haynel. Gr. 8. 2 M.

Rebes, G., Penn und Schenn. Eine ägyptische Dorf-, Soldaten- und Einsiedler-Geschichte aus dem 1. Jahrhundert nach Christus. Nach einer aufgefundenen Papyrusrollen-Handschrift. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 75 Pf.

Redwitz, O. v., Hymen. Ein Roman. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Renz, B., Nach dem Sturme. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Riehl, B., Zur bayrischen Kunstgeschichte. I. Die ältesten Denkmale der Malerei. Stuttgart, Spemann. 1885. 8. 1 M. 50 Pf.

Ritter, K., Die Politik Zürichs in der 2. Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Zürich, Höhr. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Roman der schönsten Frau, Bianca Capello. Berlin, Steinitz. 1888. 8. 2 M.

Sammlung naturwissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von E. Huth. 1ster Bd. 1stes Hft.: Ueber die Einwirkung der Organismen auf die Bildung der Mineralien. Von E. Huth. Berlin, Friedländer u. Sohn. 1888. Gr. 8. 60 Pf.

St. Benedicti Leben. Ein christlich Heldenlied von K. v. W. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Schack, A. F. Graf v., Walpurga. Der Johanniter. Zwei Trauerspiele. Stuttgart, Cotta. 8. 2 M. 25 Pf.

— — Aus zwei Welten. Erzählungen und Bilder. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Schafheitlin, A., Peregrin. Ein Berliner Gedicht. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.

Schwartzkopff, A., Shakespeare's Dramen auf ewigem Grunde. Bremen, Müller. 1888. 8. 4 M. 80 Pf.

Staack, S., Das Dichten und seine Folgen. Humoreske. Werdau, Anz. Gr. 8. 50 Pf.

— — Und so, Frau Königin, ward ich vermählt! Humoreske. Werdau, Anz. Gr. 8. 50 Pf.

Velten, E., Aus vergangener Zeit. Eine Familiengeschichte. Leipzig, Peterson. 1888. 8. 3 M.

Villinger, H., Sommerfrischen. Stuttgart, Spemann. 8. 5 M.

Werner, E., Heimatklang. Roman. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M.

Winter, C., Auf festem Grunde. Eine Erzählung aus vergangenen Tagen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 3 M. 50 Pf.

Wolzogen, E. v., Basilla. Ein thüringischer Roman. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Zola, E., Renée. Drama mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von L. Schwann in Düsseldorf und Nr. 3 der Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 22. December 1887.

Schriften zur Zeitgeschichte.

1. Beiträge zur Geschichte Rußlands. Nach bisher unbenutzten russischen Originalquellen. Von A. C. Wiesner. Leipzig, Werther. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.
2. Die Russificirung der Ostseeprovinzen. Von J. von Dorneth. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Rußlands Verhältniß zu Deutschland und Rußlands wirthschaftliche und militärische Zustände. Beleuchtet von Arthur Fränkel. Hannover, Helwing. 1887. Gr. 8. 1 M.

A. C. Wiesner, Verfasser der Schrift „Beiträge zur Geschichte Rußlands" (Nr. 1), geht davon aus, daß Rußland nur scheinbar ein slawischer Staat sei, daß die ganze Regierungsweise, die Einrichtungen des Reichs und die russische Gesellschaft ein völlig asiatisch-mongolisches Gepräge haben, das stets als ein gewaltthätiger Gegner der frühern Charaktereigenthümlichkeiten des Volks sich erwiesen habe. Der Hauptschlag gegen die slawische Charaktereigenthümlichkeit des russischen Volks sei schon zur Zeit des moskowitischen Großfürstenthums unter Iwan dem Grausamen (1533—84) geführt worden, in dessen Leben viele mongolische Züge vorkommen; unter ihm habe das alte russische Bojarenthum sein Ende, das mongolische Rußland seinen Anfang gefunden. Diese Idee eines mongolischen Regierungssystems, das den nationalen Volkselementen vernichtend gegenübertrete, führt der Verfasser bei der Darstellung der Regierungen Peter's I., Katharina's II. und Paul's I. durch, das gewaltsame Ende des letztern genauer schildernd, wobei er in den wesentlichsten Punkten mit Bernhardi übereinstimmt.

Die nationalen Leiden der russischen Ostseeprovinzen werden von J. von Dorneth (Nr. 2) in durchaus objectiver Weise geschildert. Die Verfasserin hebt besonders hervor, daß die Unterwerfung Livlands und Estlands 1710 und die Kurlands 1795 unter die russische Herrschaft nur erfolgt sei gegen die eidliche Zusage Peter's des Großen und Katharina's II., daß diesen baltischen Landen ihre eigene Verfassung und Regierung, ihre eigene Rechtspflege, ihre deutsche Sprache und evangelische Religion nebst allen sonstigen Privilegien und Rechten erhalten bleiben sollten, und daß alle folgenden Zaren dieses Gelöbniß neu beschworen hätten, mit Ausnahme Alexander's III., welcher deshalb den Ostseeprovinzen gegenüber jeder Verpflichtung entledigt zu sein glaubt. Diese deutschen Balten waren loyale Leute, welche treu zu ihrem Landesherrn hielten und sich, obgleich sie deutsch bleiben wollten, als Russen fühlten: stamme ja auch der Kaiser von Deutschen ab und sei doch Russe. Unter Nikolaus I., welchem die revolutionären Bewegungen der vierziger Jahre in Deutschland heftiges Mistrauen gegen die deutsche Bildung einflößten, ergingen die ersten Erlasse zur Erlernung der russischen Sprache auch in den baltischen Schulen und zum Gebrauch derselben bei allen amtlichen Correspondenzen, und das im übrigen Reiche geltende Gesetz, welches den Bekennern der griechisch-orthodoxen Religion den Uebertritt zu einer andern Kirche verbot und die Kinder aus Mischehen zwischen Griechisch-Orthodoxen und Andersgläubigen der russischen Kirche anzugehören zwang, wurde auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt. Doch wurde der Spracherlaß nicht sonderlich streng befolgt. Alexander II. hob das zu Gunsten der griechisch-orthodoxen Kirche erlassene Gesetz für die Ostseeprovinzen auf, drang aber um so mehr auf Einführung der russischen Sprache in den Schulen und bei den Behörden, ohne an eine Ausrottung der deutschen Sprache und überhaupt des Deutschthums zu denken. Anders gestaltete sich das Verhältniß unter Alexander III. Mit diesem Kaiser, welcher niemals deutsche Sympathien gehegt hatte, kam die Partei der Panslawisten zur Herrschaft, und seine Regierung nahm deren politisches Programm an, wonach alle Slawenstämme unter dem russischen Scepter vereint und alle Nationali-

täten innerhalb des Reiches russificirt werden sollten. Diese Politik richtete ihre Spitze nach dem Balkan und nach den Ostseeprovinzen. Die Mißerfolge im Balkan veranlaßten den Panslawismus zu einem energischen Auftreten in den Ostseeprovinzen. Eine Sprache, Ein Glaube, Ein Recht sollte herrschen. Der zum Revisor ernannte Staatsrath Manassein leistete das möglichste in Aufdeckung von Misständen und in Aufhetzung der Letten und Esten gegen die Deutschen, und bald nach seinem Abgang erschien der berüchtigte Spracherlaß vom 14. September 1885, woran die Maßregeln zur Verdrängung des lutherischen Bekenntnisses sich knüpften. Die russische Sprache wurde für die Unterrichtssprache in allen Schulen und für die Geschäftssprache in allem amtlichen Verkehr erklärt, 1887 auch der Gebrauch der lettischen und estnischen Sprache verboten, die Aufhebung der Gültigkeit des Gesetzes, welches allen Kindern gemischter Ehen die griechische Confession aufdrängte, zurückgenommen, der Bau oder Umbau lutherischer Kirchen erschwert, für den Bau russischer Kirchen und Schulen große Summen ausgesetzt, die Convertirungen unter dem Landvolk durch das Versprechen der Vertheilung der deutschen Güter begünstigt, die lutherischen Geistlichen, welche ihre Gemeinden zum treuen Festhalten an ihrem Bekenntniß ermahnten oder die Abtrünnigen auf ihren Wunsch in die lutherische Kirchengemeinschaft wieder aufnahmen, mit harten Strafen belegt. Alle Eingaben und Proteste der baltischen Ritterschaft waren nutzlos; der Kaiser befahl sogar, nichts dergleichen zu ihm gelangen zu lassen. Das Deutschthum und Lutherthum in den Ostseeprovinzen ist dem Untergang geweiht. Damit ist der Panslawismus noch nicht zufrieden; er will seinen Haß und seine Vernichtungswuth auch über die deutschen Reichsgrenzen hinübertragen.

Die nämlichen politischen Anschauungen, wie in der eben besprochenen Schrift, finden wir in der Broschüre von Arthur Fränkel (Nr. 3), welche Rußlands Verhältniß zu Deutschland bespricht. Der Verfasser geht von der Thatsache aus, daß etwa 2000 Millionen Mark deutschen Kapitals in russischen Werthen angelegt sind und daß die officielle Warnung vor russischen Papieren und die Aufforderung, dieselben zu verkaufen, den Besitzern derselben sehr überraschend gekommen sei, da ja 1884 die preußische Regierung selbst durch die ihr gehörende Seehandlung einen namhaften Betrag einer russischen Eisenbahnanleihe übernommen, in Deutschland vertrieben und damit einen Beweis großen Vertrauens zu Rußland geliefert habe. Es fragt sich somit, worin denn der Grund liege, daß das frühere Vertrauen der deutschen Regierung zu Rußland in tiefes Mistrauen umgeschlagen sei. Der Grund könne nur entweder ein politischer oder ein wirthschaftlicher sein, d. h. entweder glaube die deutsche Regierung, daß es bald zu einem Kriege zwischen Deutschland und dem Zarenreiche kommen werde und daß dann die Russen den Deutschen, ihren Feinden, keine Zinsen mehr bezahlen, und überhaupt sich aller Verpflichtungen entledigen würden, oder die deutsche Regierung hoffe zwar, daß der Friede mit Rußland gewahrt werden könne, halte aber die wirthschaftliche Lage Rußlands für so ungünstig, daß sie glaube, Rußland werde auch ohne Krieg in kurzer Zeit bankrott werden und nicht im Stande sein, die Zinsen für seine Papiere zu bezahlen. Da Rußland ungeheuere natürliche Reichthümer besitzt, so kann seine Staatsschuld von 8400 Millionen Mark durchaus nicht als zu hoch und an sich als gefahrdrohend bezeichnet werden. Es sind also nicht wirthschaftliche Gründe, welche die Regierung zu ihrer Warnung vor russischen Papieren bewogen haben, sondern politische. Nach den Erfahrungen, welche Deutschland seit dem Berliner Friedenscongreß von 1878 mit Rußland gemacht hat (Versuch des Abschlusses einer Allianz mit Frankreich, Unterdrückung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen, Verstärkung der Truppen an der westlichen Grenze, Beraubung und Vertreibung deutscher Reichsangehöriger), kam, nach der Darstellung des Verfassers, Fürst Bismarck zu der Einsicht, daß die russische Regierung nicht mehr im Stande sei, dem Ansturm des Panslawismus Widerstand zu leisten, daß sie jede Rücksicht auf Deutschland hintansetze, wenn es gelte, den nationalen russischen Forderungen Genüge zu leisten, daß also ein freundschaftliches Verhältniß zu Rußland nicht mehr möglich und ein Zusammenstoß zwischen Deutschland-Oesterreich und Rußland nahe bevorstehend sei. In der Voraussicht dieses Zusammenstoßes und weil er Rußland gegenüber nicht durch Rücksichten auf deutsche Sparer gebunden sein wolle, habe er durch den Mund officiöser Blätter das deutsche sparende Publikum aufgefordert, sich seiner russischen Papiere durch Verkauf zu entledigen. Eine Vergleichung der militärischen Stärke Deutschlands, Rußlands und Frankreichs gibt dem Verfasser den zuversichtlichen Glauben, daß Deutschland, auch wenn es nach zwei Seiten Front machen müsse, seinen Gegnern gewachsen sei, zumal da es ja in diesem Falle nicht allein stehe, sondern im Kampf mit Rußland hauptsächlich Oesterreich, im Kampf mit Frankreich hauptsächlich Italien zum Alliirten habe, das durch den Besuch seines Ministerpräsidenten Crispi bei Bismarck in Friedrichsruh offen vor aller Welt seine Theilnahme an der mitteleuropäischen Defensivallianz constatirt hat.

4. Darstellung der Culturkampfgesetze in ihrer Gültigkeit nach dem Friedensschluß von G. Wendt. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1887. 8. 75 Pf.
5. Preußen und die katholische Kirche von Jul. Bachem. Fünfte vermehrte Auflage. Köln, Bachem. 1887.
6. Die Zerstreuung des Volks Israel. Von Wilh. Pressel. Erstes Heft: Der Charakter dieser Zerstreuung. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. Gr. 8. 80 Pf.

Die Zusammenstellung der Culturkampfgesetze von G. Wendt (Nr. 4), welche in chronologischer Ordnung aufgezählt sind, ist in der Weise geordnet, daß bei jedem einzelnen Paragraphen derselben die dazu in spätern Gesetzen erfolgten Abänderungen und Ergänzungen unter

Hinzufügung kurzer erläuternder Anmerkungen angegeben sind und daß durch Anwendung kleinerer Schrift ersichtlich ist, welche Bestimmungen dieser Gesetze gegenwärtig theils ausdrücklich aufgehoben, theils als veraltet anzusehen sind. In einem Anhang sind einige weitere Gesetze, beziehungsweise Verordnungen, welche im Zusammenhang mit der Maigesetzgebung stehen, abgedruckt. Wir finden diese Anordnung der Schrift sehr zweckmäßig für die Orientirung über die Entwickelung der kirchlichen Gesetzgebung von 1873 bis 1887 und für die Erleichterung des Nachschlagens.

Von der Bachem'schen Schrift über „Preußen und die katholische Kirche" (Nr. 5), von welcher die erste Auflage im Juli 1884 erschien, ist im Juli 1887 bereits die fünfte Auflage ausgegeben worden, was dem Verfasser Gelegenheit gegeben hat, einen neuen Abschnitt über die erfolgte Herstellung eines modus vivendi hinzuzufügen und so die Schrift zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Die Aufgabe derselben ist, die staatskirchlichen Traditionen der preußischen Kirchenpolitik zur Darstellung zu bringen, zu welchem Zweck der Verfasser bis zum Uebertritt des Kurfürsten Joachim II. zum Protestantismus zurückgreift. In den folgenden Abschnitten behandelt er die Einverleibung Schlesiens, die kölner Wirren, den Culturkampf, die Wendung im Culturkampf, den Rückschlag im Culturkampf, die Herstellung eines modus vivendi und skizzirt schließlich den gegenwärtigen staatskirchenrechtlichen Zustand. Für uns sind die beiden letzten Abschnitte die interessantesten. Der Verfasser erwähnt die Polenvorlagen von 1886 im preußischen Abgeordnetenhaus und begründet die Bekämpfung und Ablehnung derselben seitens des Centrums damit, daß er es als unfraglich bezeichnet, bei Ausführung dieser Vorlagen würde nicht nur das polnische, sondern auch das katholische Element, namentlich durch Ansiedelung protestantischer deutscher Bauern auf den aufzukaufenden polnischen Gütern nothwendig zurückgedrängt werden. Daß aber, was für eine deutsche Regierung die Hauptsache ist, das deutschnationale Element an unserer östlichen Grenze dadurch gestärkt werden sollte, davon spricht der Verfasser nicht. Darauf geht derselbe über zur (vierten) Kirchennovelle vom 21. Mai 1886, welche er als Gegenconcession der Regierung bezeichnet dafür, daß in der kölner und posener Bischofsfrage der Verzicht der beiden Oberhirten angenommen worden war, erwähnt die Verhandlungen mit Rom, die Thätigkeit des Bischofs Kopp von Fulda, die Rede des Fürsten Bismarck im Herrenhause und im Abgeordnetenhause und stellt den Inhalt des genehmigten Gesetzes fest. Da der Papst die Annahme derselben als einen „Schritt zum Frieden" dem Centrum empfohlen hatte, gab dieses seine Zustimmung, obgleich die Zugeständnisse der Regierung ihm durchaus nicht genügten. Als weitere Forderung erhob die Generalversammlung der deutschen Katholiken in Breslau die der Rückkehr aller Orden, einschließlich der Jesuiten. Das Wort des Centrumführers Windthorst: „Unsere Organisation muß fortdauern", fand daher den vollen Beifall der Partei. Bei der Erwähnung der fünften Kirchennovelle, welche die für die Gestattung der Anzeige versprochenen Zugeständnisse enthalten sollte, bedauert der Verfasser, daß der Reichskanzler die Vorlage nachträglich in eine „unnatürliche" Wechselbeziehung mit der Zustimmung der Centrumsfraction zu der Septennatsvorlage gebracht und den dringenden Wunsch des Papstes nach Beilegung des Kirchenstreites benutzt habe, um von demselben eine Einwirkung auf das Centrum in diesem Sinne zu erlangen. Nach Mittheilung dieser Verhandlungen und des Resultats der Wahlbewegung bespricht der Verfasser den Inhalt der Novelle vom 29. April 1887 und die parlamentarischen Debatten über dieselbe und erkennt an, daß dadurch endlich ein modus vivendi zwischen Preußen und der katholischen Kirche geschaffen worden sei. Doch findet er darin keinen Abschluß der 1880 begonnenen Revision der Maigesetze, keine allseitige und grundsätzliche Regelung der kirchenpolitischen Verhältnisse Preußens und spricht die Befürchtung aus, daß die in den staatskirchlichen Traditionen befangene Bureaukratie auf den Versuch nicht verzichten werde, die durch die Revisionsgesetze der kirchlichen Selbständigkeit gemachten Zugeständnisse auf dem Wege der Interpretation und Handhabung immer mehr und mehr zu verflüchtigen und allmählich und unvermerkt die staatliche Einwirkung auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens wieder zur Geltung zu bringen. Um so nothwendiger für die Wahrung der katholisch-kirchlichen Interessen in Preußen sei der Fortbestand der Centrumsfraction.

Die „Zerstreuung des Volkes Israel", welche ein Unicum in der Weltgeschichte ist, wird von Wilhelm Pressel (Nr. 6) als eine wunderbare Gottesführung bezeichnet, worin sowol des Volkes Schuld als Gottes Huld zu erkennen ist. Die letztere zeige sich schon in der fortwährenden Existenz dieses Volkes, in der ihm verbliebenen reichen Begabung und in den eigenthümlichen Lichtseiten seines Charakters. Die Diaspora sei aber auch göttliche Huld für diejenigen Völker, unter welchen Israel zerstreut lebt; denn der Anblick dieses Volkes gewähre uns einen Gewinn für die Bestätigung der Heiligen Schrift und für die Erkenntniß unserer nationalen Bestimmung überhaupt sowie für die Lösung unserer großen Zeitfragen. Daß letztere, weniger durch den Anblick als durch die Thätigkeit dieses Volkes und einzelner Mitglieder desselben, vielfach nicht eine Förderung, sondern eine Hemmung erfährt, übergeht der Verfasser.

7. Bismarck's politisches Testament oder der geheime preußisch-russische Vertrag. Höchst interessante Enthüllungen aus den hinterlassenen Papieren eines Verstorbenen. Von E. Faldre. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 8. 50 Pf.

8. Der Kampf gegen die bestehende Ordnung. Von Otto Spielberg. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

9. Die sociale Gefahr in Sachsen von Guido Wächter. Glauchau, Peschke. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

10. Die Anarchisten. Eine historisch-kritische Studie von J. Garin. Autorisirte Uebertragung. Leipzig, O. Wigand. 1887. Gr. 8. 3 M.

Wie man von dem Testament Peter's des Großen spricht, ohne es je gesehen und gelesen zu haben, so soll auch ein politisches Testament Bismarck's existiren, das den Inhalt eines „geheimen preußisch-russischen Vertrags" widergibt. E. Faldre, der Verfasser dieser Schrift (Nr. 7), erhielt das interessante Actenstück auf höchst ungewöhnlichem Wege. Als er im Herbst 1886 in Paris war, wurde er zu einem sterbenden Fremden gerufen. Dieser übergab ihm ein versiegeltes Packet und bat ihn, die in demselben enthaltenen Papiere in geeigneter Weise zu veröffentlichen, da deren Kenntniß im Interesse der ganzen civilisirten Menschheit liegen dürfte. Der Fremde selbst hatte seinerzeit von einem Versteck aus die Unterredung Bismarck's mit einem vornehmen Russen mit angehört, das diplomatische Geheimniß sofort zu Papier gebracht und zur Warnung der bedrohten Menschheit seine Bemerkungen dazu gemacht. Die zwischen Bismarck und dem Russen getroffenen Abmachungen sollten die unverletzliche Basis eines preußisch-russischen Allianzvertrages bilden, welcher die Wiederherstellung der absoluten Monarchie in Europa, die Umgestaltung der europäischen Karte und die Hegemonie Preußens und Rußlands zum Zweck hat. Eine reactionäre Reichstagsmehrheit sollte hergestellt, die preußische Verfassung über Bord geworfen werden. Die österreichische Beute sollte zwischen Preußen und Rußland getheilt werden. Preußen sollte Frankreich, diesen unverbesserlichen Brutherd aller Revolutionen, die Niederlande und die nördliche Schweiz annectiren, England und Schottland besetzen, Irland zum selbständigen Staat mit dem Papst als Staatsoberhaupt erklären, während Rußland die Balkanländer in Besitz nimmt und die Kosackenpferde ihren Durst in dem Wasser des Ganges stillen. Gegen dieses Despotenbündniß, durch welches Europa geradezu asiatischen Zuständen entgegengeführt werden solle, will der Verfasser eine europäische Coalition zu Stande bringen, welche aus Oesterreich, England, Frankreich und der Türkei besteht und an welche sich auch Italien, Dänemark, Schweden und Griechenland anzuschließen haben. Das Ziel dieser Coalition ist die völlige Niederschmetterung Rußlands. Ist diese bewerkstelligt, so wird das „asiatische Khanat", d. h. das russische Kaiserthum aufgehoben, die Mitglieder der Zarenfamilie für vogelfrei erklärt und ein vergrößertes Polen als Republik mit der Hauptstadt Warschau als europäische Ostmark errichtet. Ein europäischer Congreß würde zur Befestigung des Friedens die zwischen Frankreich und Deutschland herrschenden Differenzen auszugleichen suchen, wofür der Verfasser vorschlägt, Frankreich solle Elsaß-Lothringen zurückerhalten und Belgien annectiren, während Deutschland in den Besitz von Holland gesetzt werde. Die allgemeine Abrüstung würde der Schlußstein und die Krönung dieses europäischen Friedenswerks sein. Die Composition dieser politischen Phantasien mag für den Verfasser ein unterhaltendes Geschäft gewesen sein. Die Situation von 1887 sieht nicht danach aus, als ob ein preußisch-russischer Annectirungsvertrag bestehe. Dem Reichskanzler die Absicht zuzuschreiben, ganz Frankreich annectiren zu wollen, setzt viel voraus. Der Verfasser möge uns daher erlauben, seinen „interessanten Enthüllungen" gegenüber die prosaische Rolle des Apostels Thomas zu spielen.

„Der Kampf gegen die bestehende Ordnung" betitelt sich eine Schrift von Otto Spielberg (Nr. 8). Den Kampf aufzunehmen gegen die bestehende Ordnung ist unter Umständen ein sehr kühnes Wagniß. Der Kampf wird an Kühnheit verlieren, wenn etwa der Verfasser nichts weiter dabei zu thun hat, als eine Broschüre zu schreiben und den Erfolg abzuwarten. Er geht davon aus, daß jede gesellschaftliche Form nur so lange bindende Kraft für den Menschen hat, als sie vortheilhaft für ihn ist, und daß derselbe, falls sie aufhöre, das zu sein, das Recht habe, sie wie ein Kleidungsstück von sich zu werfen und seinen eigenen Willen dem entarteten Gesammtwillen entgegenzusetzen. Solche Anschauungen kommen freilich um einige Jahrtausende zu spät und hätten sich weit eher unmittelbar hinter dem verlorenen Paradies, wo es noch keine Könige und Geheimräthe gab, geltend machen können als in dem Europa des Jahres 1887. Wenn der Verfasser sagt, er stelle sein Ich der bestehenden Ordnung gegenüber, da er in ihr seinen schlimmsten Feind erkenne, den Feind eines freien, idealen Menschenthums; die staatliche Pflicht wolle jeden zwingen, ihr zu gehorchen, aber gehorchen wolle er nur sich selbst; außer dem Schöpfungswillen erkenne er nur seinen eigenen Willen an, den er der Gesellschaft unterordne, wenn er in ihr seinen Willen wiederfinde; den Staat erkenne er gar nicht an; denn der Staat sei Zwang, ausgeübt von oben zum Vortheil von Ständen und Standespersonen; das Land gehöre nicht einigen Wenigen, sondern der Gesammtheit der Bewohner, und die Könige seien nichts weiter als die Bevollmächtigten derselben; unser Unglück seien die großen Staaten, durch die wir unsere Macht hätten aus den Händen geben müssen, sammt ihrem Handel und ihrer Industrie, ihren vielen Schulen und sonstigen Bildungsanstalten, was alles nur den Mächtigsten zugute komme; wenn er solche Bekenntnisse ablegt, so ist es begreiflich, daß sein letztes Ziel ist: Aufbau gesellschaftlicher Verbindungen auf communistischer Grundlage! Am Schlusse spricht der Verfasser noch von dem „nächsten Kriege" und erklärt, daß Frankreich wieder die Rolle des Befreiers zufallen und Deutschland wieder als der Landsknecht dastehen werde, der schlechtweg seinem Herrn diene; daß Frankreich alle Welt zum Freunde habe, weil es ein offenes Haus für alle, auch für den Verfolgten und Unglücklichen sei, während Deutschland wenig aufrichtige Freunde habe, weil von ihm die Verherrlichung der Staatsmacht, die blinde Unterwerfung unter dieselbe, das Zelotenthum ausgehe. Der Verfasser zeigt sich so sehr von nationalen Vorur-

theilen besessen, daß er nicht mehr weiß, daß seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kein verständiger Mensch die Franzosen als „Befreier“ ansieht; daß ihre Gastlichkeit gegenwärtig einen so schlechten Ruf hat, daß fast kein europäischer Staat ihre Weltausstellung von 1889 beschicken will; daß die deutschen Truppen 1870 keine Landsknechtsdienste für ihre Herren versahen, sondern sehr wohl wußten, für was sie ins Feld zogen, und mit Freuden für ihre nationalen Ziele kämpften; daß in ganz Deutschland nichts von einem „Zelotenthum“ zu bemerken ist, wohl aber in dem republikanischen Frankreich, wo die Landeskinder dem mörderischen Klima von Anam und Tongking preisgegeben werden.

„Die sociale Gefahr in Sachsen“ von Guido Wächter (Nr. 9) drückt sich in folgenden Zahlen aus: die sächsischen Socialdemokraten erhielten bei den Reichstagswahlen von 1881 87756 Stimmen, bei den Wahlen von 1884 128142, bei denen von 1887 149271 Stimmen. Auch hat Sachsen den Vorrang vor den meisten andern deutschen Ländern hinsichtlich der Zahl der Selbstmorde und der unehelichen Kinder. Ueberhaupt werden die sittlichen Zustände des Landes von dem Verfasser als höchst beklagenswerthe bezeichnet und die Schuld hiervon hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben, daß es in Sachsen eine Menge von Vereinen aller Art gibt, die nicht müde werden, Feste mit Kinderbelustigungen zu feiern und dem Leichtsinn und der Genußsucht zu fröhnen, infolge dessen die Vermögensverhältnisse der arbeitenden Klassen schlecht bestellt sind und die Lockungen der Socialdemokratie auf einen fruchtbaren Boden fallen. Von einem christlichen Familienleben und einer christlichen Erziehung sei keine Rede mehr; die Kinder verweilten mit ihren Aeltern in den Biergärten und Ballsälen bis in die tiefe Nacht hinein; die vielerlei Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigten sich viel zu sehr mit öffentlichen Schaustellungen und Bescherungen; die Schule nehme zu viele Gegenstände in den Rahmen ihrer Aufgabe auf; die Kirche habe einen geringen Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Sitte; der Staat sorge zwar für die Arbeiter durch die Socialgesetzgebung, habe aber auf die Feststellung der Höhe der Löhne keinen Einfluß; die höhern Kreise gäben durch ihre kirchliche Gleichgültigkeit und Verschwendung ein schlechtes Beispiel; das evangelische Vereinswesen stehe dem katholischen hinsichtlich der Ausdehnung, der Organisation und der energischen Leitung nach. Wenn aber der Verfasser die häufige Anwendung von Repressivmaßregeln (Auflösung der Volksversammlungen, Unterdrückung der Vereine, Haussuchungen) tadelt und die Regierungen auffordert, vor allem den Ursachen nachzuforschen, welche die Massen des Volks immer wieder der Socialdemokratie in die Arme treiben, so verkennt er die unleugbare Thatsache, daß diese Ursachen den Staatsmännern längst bekannt, daß aber letztern vielfach die Hände gebunden sind, und daß die Behörden hinsichtlich der Anwendung von Repressivmaßregeln einfach ihre Pflicht zu erfüllen haben.

„Die Partei der Anarchisten“ von J. Garin (Nr. 10) trat erst 1881 offen als Partei auf und zog die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden auf sich. Ihren ersten Feldzug eröffneten sie in Frankreich, wo 1882 die Unruhen in Montceau-les-Mines und in Lyon die öffentliche Meinung tief erregten. Bald folgten die Explosionen in Deutschland und Oesterreich, in Belgien, England und Nordamerika. Sie selbst nannten sich die Partei der Revolte, während sie von der Presse wegen ihrer beständigen Aufrufe zur Gewalt die Partei der Meuchelmörder genannt wird. Vermöge der Verwandtschaft ihrer Lehrmeinungen und vermöge der zur Partei gehörenden Personen hängt dieselbe mit der 1864 in London gegründeten Internationalen Association der Arbeiter eng zusammen. Die ersten Anfänge der letztern reichen bis 1847 zurück, wo Karl Marx und Friedrich Engels einen Congreß deutscher Communisten beriefen und ein Programm aufstellten. Die londoner Weltausstellung von 1862 bot eine günstige Gelegenheit, um zwischen den Arbeitern der verschiedenen Länder regelmäßige Verbindungen anzuknüpfen. Zwei Jahre nachher war die berüchtigte Internationale geschaffen. Sie hielt ihren ersten allgemeinen Congreß 1866 in Genf, den zweiten 1867 in Lausanne. Das erste Programm war sehr allgemein gehalten; das zu Lausanne entworfene zeigte deutlichere Umrisse und man ahnte „die großartigen Perspectiven der allgemeinen socialen Revolution“. Die Organisation rührte von Marx her, welcher an der Spitze des Generalrathes der Internationale stand und seinen Sitz in London hatte. Er war ein bewunderungswürdiger Organisator, aber ein herrschsüchtiger Charakter, neben dem nicht gut aufzukommen war. Um diese Zeit kam der flüchtige Russe Bakunin in die Schweiz. Dieser huldigte dem Collectivismus, wonach das Eigenthum weder in den Händen des Staates, noch in denen der Gemeinde ruhen, sondern allen ungetheilt, allen ohne Rücksicht auf Staats- oder Nationalitätsgrenzen gehören solle, während Marx denjenigen Communismus vertrat, welcher alles Eigenthum in den Besitz des Staats und der Gemeinden gebracht sehen wollte. Diese Verschiedenheit der Theorien, von Bakunin und Marx persönlich vertreten, offenbarte sich zuerst 1869 auf dem vierten, in Basel tagenden Congreß der Internationale, wo der Collectivismus die Oberhand gewann. Der Zwiespalt brach bald offen aus. In Genf bildete sich aus den romanischen Sectionen der Internationale die Romanische Föderation, aus welcher, da sie sich bald in zwei Föderationen theilte, 1871 die Juraconföderation hervorging, die sich zu dem Collectivismus Bakunin's bekannte. Die Mitglieder derselben griffen auf dem Generalcongreß von La-Haye 1872 offen Marx als denjenigen an, welcher in Bezug auf sociale und politische Dinge Unfehlbarkeit beanspruche und mit der Würde eines Oberhauptes, das über Ketzereien zu richten befugt sei, bekleidet sein wolle, und verlangte die Auflösung des Generalrathes. Die Mehrheit des Congresses lehnte diesen Antrag ab, beschloß aber die Verlegung des Generalrathes

von London nach Neuyork. Darauf beriefen die Anhänger Bakunin's einen besondern Congreß, und von diesem wurde gegen die Beschlüsse der Mehrheit protestirt. Der Generalrath von Neuyork verdammte und verwarf 1873 die Beschlüsse der Juraconföderation, hatte aber in Europa fast keine Anhänger mehr. Gegen das Verdammungsurtheil erhob sich die Juraconföderation, erklärte auf dem Genfer Congreß von 1873 den Generalrath für aufgehoben und beschloß, die Statuten der Internationale zu revidiren. Damals sprach ein französischer Collectivist das bisher nicht gehörte Wort aus: „Die Anarchie ist euer Programm." Alle revolutionären Elemente schlossen sich von da an der Juraconföderation an. Auf dem Brüsseler Congreß von 1876 wurde die Internationale von Neuyork für todt und die Juraconföderation für die alleinige Vertreterin der Internationale erklärt. Dieselbe hatte zu ihrem Preßorgan zuerst „L'Avant-garde", später „Le Révolté". Letzterer verkündigte offen die anarchistische Lehre und erklärte es für das Ziel der Revolution, das gesammte, ungetheilte und unveräußerliche Eigenthum in die Gewalt der Gesammtheit zu bringen. Frankreich wurde der Hauptsitz der anarchistischen Partei, der es nicht an Energie und Entschlossenheit, aber an Autorität und Disciplin fehlte. Unter den vielen Sectionen war kein rechter Zusammenhalt und die geringsten Meinungsverschiedenheiten führten zu Protesten und Verdammungen. Zur Wiederherstellung der internationalen Verbindung der Arbeiter wurde daher 1881 ein Congreß in London gehalten, der aber nicht den erwarteten Erfolg hatte. Erst der Genfer Congreß von 1882, an welchem Delegirte von ganz Europa theilnahmen, schuf ein entschiedenes anarchistisches Programm, das die Vernichtung des Staats und aller gesetzmäßigen Einrichtungen, die Wegnahme alles Grund und Bodens und aller Fabriken als das Ziel der Partei verkündigte.

Nach diesem geschichtlichen Ueberblick geht der Verfasser auf die einzelnen Lehren der Anarchisten ein, soweit sie sich auf Religion, Familie, Eigenthum und Staat beziehen, und macht darauf aufmerksam, daß dieselben die Ehe und Familie nicht für aufgehoben zu erklären wagen, weil sie damit unter den Arbeitern wenig Anklang fanden. Zum Schluß bespricht der Verfasser noch die geringe Bedeutung der anarchistischen Lehren und die Frage der Gefährlichkeit dieser Partei. Er glaubt, daß eine Partei, welche ihre Lehren nur durch Mord, Raub und Brandstiftung durchzuführen vermöge und offen zur Anwendung dieser Mittel auffordere, eben damit an Gefährlichkeit sehr verliere; denn sie könne nur einzelne Verbrechen, aber keine Revolution hervorbringen.

11. Student und Offizier. Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn R. Wild-Queisner von M..x. Bonn, Paul. 1887.
12. Friedrist List und die erste große Eisenbahn Deutschlands. Ein Beitrag zur Eisenbahngeschichte. Von Robert Krause. Mit zwei Zinkographien. Leipzig, Strauch. 1887. Gr. 8. 50 Pf.
13. Die europäischen Heere der Gegenwart. Von Hermann Vogt. Illustrationen von Richard Knötel. Heft I bis XXI. Rathenow, Babenzien. 1887. Gr. 8. Jedes Heft 50 Pf.

In einer Flugschrift über „die Stellung der Offiziere zu den Studenten in den Universitätsstädten" hat ein Herr Wild-Queisner die Ansicht geäußert, daß ein Offizier nur mit solchen Studenten Umgang haben könne, welche commentmäßiges Aeußere, d. h. Schliff haben und Satisfaction geben; er hat sich dabei geringschätzig über die andern Studenten ausgesprochen und besonders hervorgehoben, daß die Studenten, welche als Einjährige dienen, schon von Anfang den Vorsatz gefaßt hätten, die Subordination soweit als möglich zu umgehen und die größte Renitenz zu zeigen, um die Vorgesetzten zu ärgern, und daß sie, wenn sie schroffe, nicht im feinsten Ton ertheilte Verweise erhalten, blutige Vergeltung schwören. Diese Ansichten und Aussprüche sucht der Studiosus M . . x (Nr. 11) zu widerlegen, die Bedeutung und Vorzüge des Schliffs auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, die Qualitäten der Studenten zweiter Klasse in ein besseres Licht zu stellen und den Vorwurf der planmäßigen Renitenz zurückzuweisen.

„Friedrich List und die erste große Eisenbahn Deutschlands" von Robert Krause (Nr. 12). In einer Schrift, welche 1864 herausgegeben wurde, ist bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Eröffnung der Leipzig-Dresdener Bahn des großen Nationalökonomen Friedrich List nicht in der Weise gedacht worden, wie er, der nicht blos der Anreger, sondern die Seele der ganzen Unternehmung war, es verdient hätte. Um zu verhüten, daß bei der Feier des funfzigjährigen Jubiläums 1889 dieses Versehen sich wiederhole, hat der Verfasser in seiner Broschüre, welcher ein von demselben gehaltener Vortrag zu Grunde liegt, die großen Verdienste List's hervorgehoben und eine sachgemäße Darstellung veröffentlicht. Er erwähnt die unermüdliche Thätigkeit List's in Abfassung von Programmen und Eingaben, in Unterredungen mit hochgestellten, einflußreichen Männern, die Hintansetzungen, die er, sobald er nicht mehr unentbehrlich war, erlitt, und den hohen vaterländischen Sinn, von dem er beseelt war. Mitten in den Wildnissen der Blauen Berge Nordamerikas, wo er den Bau einer Eisenbahn übernommen hatte, dachte List an ein deutsches Eisenbahnsystem, von dessen Ausführung er politische, militärische, commerzielle und culturelle Vortheile für Deutschland sich versprach. Nach seiner Rückkehr nach Europa siedelte er sich in Leipzig an und suchte durch den Bau der ersten großen Verkehrsbahn Deutschlands die deutsche Eisenbahnpolitik mit einer glänzenden Ouverture, der Leipzig-Dresdener Bahn, zu eröffnen.

„Die europäischen Heere der Gegenwart" von Hermann Vogt (Nr. 13). In den 21 Heften, welche eine Schilderung der europäischen Heere der Gegenwart geben, finden sich genaue Angaben über die Kriegsmacht sämmtlicher Staaten Europas, mit Ausnahme Deutschlands. Im ersten Heft gibt der Verfasser eine gedrängte Dar-

stellung von dem französischen Heere, von der Zahl der Soldaten, von seiner Gliederung, Bewaffnung und Uniformirung, von dem innern Zusammenhange und dem das Ganze beherrschenden Geiste. Er spricht zuerst von der Umgestaltung der Organisation, von der Nachahmung der deutschen Einrichtungen, von der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, von dem Einjährigendienst, von der Stellung des Kriegsministers als des Chefs der Armee. Die Friedenspräsenzstärke berechnet er an Mannschaften und Offizieren auf 523824 Mann (die neuesten Vermehrungen nicht mitgerechnet) und wägt die Fehler und Vorzüge des französischen Soldaten genau ab. Den Geist im Offiziercorps findet er nicht durchaus lobenswerth, die Disciplin nicht streng genug. Am Schluß erwähnt er auch die nach einem großartigen System durchgeführte Absperrung der Ostgrenzen mit einem dreifachen Gürtel von Befestigungen und den Ausbau der Hauptstadt zu einer Riesenfestung, welche den Mittelpunkt des ganzen Vertheidigungssystems bildet. Die Kriegsflotte besteht nach französischen Berichten aus 384 Schiffen. Angesichts der militärischen Kraftanstrengungen der Franzosen brauchen wir, glaubt der Verfasser, im Vertrauen auf unsere bewährten Heereseinrichtungen nicht zu verzagen, müssen aber den Mahnruf des Großen Friedrich stets vor Augen haben: „Toujours en vedette!“

Das fünfte bis siebente Heft beschäftigt sich mit der russischen Kriegsmacht. Der Verfasser berechnet das Jahrescontingent auf etwa 225000 Mann, die Feldarmee im Frieden auf 535788 Mann (die Offiziere nicht eingerechnet), im Kriege auf 990445, die Reservetruppen im Frieden auf 63876, im Kriege auf 565578, die Ersatztruppen im Frieden auf 11864, im Kriege auf 79088. Dazu kommen noch die Localtruppen, welche meist für den Dienst im Innern des Reichs bestimmt sind. Die Gesammtfriedensstärke der regulären Truppen beziffert sich auf 25330 Offiziere, 672285 Mannschaften, 85553 Pferde, 1538 bespannte Geschütze. Diese Zahlen steigen im Kriege auf eine Gesammtstärke von 38288 Offzieren, 1,734473 Mannschaften, 207540 Pferden, 3460 Feldgeschützen. Außerdem sind anzuführen die Kosacken und die irregulären Truppen der Fremdvölker. Jene werden im Frieden auf 49962, im Kriege auf 141969, diese im Frieden auf 5673, im Kriege auf 6188 Mann veranschlagt. Für die Leitung einer so großen Armee bildet die Masse selbst das erste Hinderniß; denn mit den Zifferstärken eines Heeres steigen die mit seiner Bewegung und Ernährung verbundenen rein technischen Schwierigkeiten, ja auch die bloße Befehlsführung in ungeahnter Weise. Zur Zusammenziehung dieser Massen an der Westgrenze wird die Heeresleitung trotz der vermehrten und verbesserten Bahnlinien ziemlich lange Zeit brauchen. Wie Frankreich an seiner Ostgrenze, so hat Rußland in seinen westlichen und südwestlichen Provinzen eine starke, mit Reiterei und Artillerie reich versehene Truppenmacht fortwährend in Bereitschaft zu einer Ueberrumpelung der benachbarten Gebiete von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Bei den eigenthümlichen klimatischen und topographischen Verhältnissen des Landes hat Rußland selbst von einer Invasion wenig zu fürchten, daher auch die russischen Festungen verhältnißmäßig nicht zahlreich sind. Die Kriegsflotte berechnet der Verfasser auf 391 Schiffe; sie sind vertheilt in der Ostsee, dem Schwarzen Meer, dem Kaspischen Meer, dem Aralsee und den sibirischen Gewässern. Dem russischen Soldaten ertheilt er das Lob des willigen Gehorsams, der treuen Anhänglichkeit an den Zaren und an die vorgesetzten Offiziere, der Tapferkeit und der Ausdauer bei Strapazen und Entbehrungen der schwersten Art. Die weitern Hefte behandeln die Heeresverhältnisse der übrigen Staaten, die in ähnlicher Weise wie die obenbesprochenen von dem Verfasser dargelegt sind. Wilhelm Müller.

Unterhaltungsliteratur.

1. Kirchenraub. — Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1887. 16. 20 Pf.

Der Stoff beider Novellen ist aus dem Arbeiterleben, und zwar Wiens genommen, jedoch spielt nicht, wie vielleicht mancher voraussetzen würde, die sogenannte sociale Frage die entscheidende Rolle, sondern es handelt sich um rein menschliche Probleme, die ebenso gut auch an Gestalten aus andern Kreisen dargelegt werden könnten. In der ersten Novelle wird der Grundgedanke ausgeführt, daß das Gewissen zur Selbstsühne oder Selbstbestrafung zwingen kann; ein Arbeiter hat einen Meßkelch geraubt und wird infolge einer Wahnvorstellung zum Selbstmörder. Die zweite Novelle hat einen noch einfachern Vorwurf: die Eifersucht, welche den Freund zu einem Mordversuch an dem bevorzugten Freunde treibt. Der Werth dieser Novellen liegt weniger in den Problemen, sondern in der Ausgestaltung der Charaktere und der im besten Sinne des Wortes realistischen Schilderung. Es ist überhaupt selten, daß Arbeiterkreise und Arbeiterleben wirklich natürlich und wahrheitsgetreu dargestellt werden. Hier ist es der Fall; und dieser Umstand dürfte auch für manche Leser den Reiz erhöhen, da gewissermaßen eine wenig gekannte Welt erschlossen wird. Beifügen darf man auch noch, daß der besondere wiener Ton sehr gut getroffen ist.

2. Neue humoristische Soldatengeschichten von A. von Winterfeld. Dreizehnter und vierzehnter Band. Jena, Costenoble. 1887. 8. 2 M.

Der Verfasser genoß einst eines guten Rufes, und es wäre Unrecht zu leugnen, daß ihm die Lesewelt so manche fröhliche Stunde zu verdanken hatte. Er war zwar kein

Humorist im höhern Sinne, aber er schrieb humoristische, d. h. lustige oder den Lachreiz weckende Geschichten, die man mit Vergnügen las, wenn man sich auch schon damals sagen mußte, daß sie auf dauernden literarischen Werth — einzelne wenige ausgenommen — keinen Anspruch erheben dürfen. Es war aber ein nur beschränkter Kreis, aus welchem der Verfasser Stoff und Gestalten holte. Das Feld wurde erschöpft, und da Winterfeld nicht wie z. B. Rosegger Charaktere tiefer zu ergründen und auszugestalten versteht, sondern vielfach Figuren ziemlich grob und oberflächlich zeichnet, den Humor aber durch die Handlung zu erzielen sucht, so darf es nicht wundernehmen, daß das Misverhältniß zwischen Production und Erfindungskraft, welches sich allmählich herausstellt, um so peinlicher fühlbar wurde, als die Schleuderhaftigkeit und Nachlässigkeit des Stils auch zunahm. Wir müssen es leider gestehen, daß, je neuer die humoristischen Geschichten waren, desto weniger Humor, auch nur in dem Sinne von Lustigkeit, sich in ihnen zeigte: es wurden da Späße geboten, die nicht einmal zum Lachen reizen konnten, und das Caricirte in den Figuren, die zudem sehr oft wiederkehrten, wirkte oft abstoßend. Das hier Gesagte gilt auch von den zehn Geschichten der beiden Bände 13 und 14, von denen höchstens noch „Teufelsheinz" als etwas genießbar bezeichnet werden kann; die übrigen sind unsäglich schal.

3. Das Karpathenschloß. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1887. 8. 1 M.
4. Die Töchter der Spione. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1887. 8. 2 M.
5. Aus dem grünen Winkel. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1887. 8. 2 M.
6. Nichts Trauriges. Humoresken von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1887. 8. 1 M.

Der Roman „Das Karpathenschloß" von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 3) hat eine ziemlich abgebrauchte Fabel zur Grundlage. Ein Maler geräth zufällig in eine aristokratische Familie; die Tochter des Hauses verliebt sich in ihn, das übliche Misverständniß befördert jedoch die Heirath derselben mit einem aristokratischen Wüstling, die unglückliche Ehe endet natürlich mit einem möglichst grellen Effect — hier ist er bodenlos gemein, indem der Graf beim Kartenspiel „plein pouvoir in der Gunst der Gräfin", also seine ehelichen Rechte setzt —, der Maler tritt im entscheidenden Augenblick als rettender Engel dazwischen. Nach diesem Recept sind schon etliche Romane zubereitet worden; der abgenagte Knochen wird aber nicht genießbarer dadurch, daß er uns hier in ungarischer Tunke vorgesetzt wird, die zudem nicht einmal richtig zubereitet ist. Wir kennen zufällig Ungarn, die Tatra und die Zigeuner ziemlich genau, und dürfen daher dem Verfasser versichern, daß er den Localton gar nicht getroffen hat. Schon die Namen zeugen von gründlicher Unkenntniß; jeder Ungar wird z. B. über ein Nazy-Tessi hellauf lachen (wenn es wenigstens Nagy hieße, das gäbe doch einen Sinn!); und der Zigeuner Sulein scheint irgendeiner wiener Localposse entsprungen zu sein. Wenn man vielleicht einmal auf einer Vergnügungsfahrt Schmeks besucht hat, so darf man deshalb noch nicht sich auf den Kenner von Verhältnissen hinausspielen, die eines eingehendern Studiums bedürfen. Wir rathen dem Verfasser, künftighin, wenn er wieder einmal eines ungarischen Schauplatzes bedarf, die Werke Mariam Tenger's zu benutzen.

Das vorstehend Gesagte gilt mutatis mutandis auch von dem zweiten Roman: „Die Töchter der Spione" (Nr. 4), in welchem auch eine schon von mehrern Vorgängern erfundene Fabel auf dalmatinischen Boden verpflanzt wird: mit dem gleichen Geschick, wie es oben geschah. Wer beispielsweise den bosnischen Feldzug seligen Angedenkens mitgemacht hat, wird nicht wenig erstaunt sein über die Unverfrorenheit, mit welcher hier die Wirklichkeit verunstaltet wird, und auf S. 25 gibt der Verfasser Mundartsproben, für die er wahrlich keine Schmeicheleien erhalten würde von jenen, denen er sie in den Mund legt. Wir möchten uns den ehrlichen Rath gestatten, künftighin nicht über Dinge zu schreiben, die man nicht kennt.

Mit einiger Befriedigung begrüßten wir es, als aus der Einleitung des nächsten Buchs: „Aus dem grünen Winkel" (Nr. 5), zu ersehen war, daß die Handlung auf dem Boden eines deutschen Großherzogthums, somit auch in der jedem Romanleser hinlänglich bekannten Gesellschaft spiele. In der That hatten wir die Ehre, verschiedenen Gestalten zu begegnen, die uns schon mehrfach vorgestellt worden waren (wenn auch unter andern Namen), und von deren Erlebnissen man uns auch bereits erzählt hatte. Der Herr Graf X (diesmal heißt er Freudenstein), ein Don Juan ersten Ranges vor und ein Philister nach der Hochzeit, dem die etwas amazonenhafte Frau um eines Hochstaplers willen untreu wird, dieser Hochstapler, natürlich Kunstreiter und Italiener, dabei fabelhaft schöner Mann und Dieb; die Comtesse J., sensationelle Erscheinung, die selbst einen Erbprinzen bezaubert, dabei aber doch so naiv ist zu glauben, daß der sie heirathen wird, was selbstverständlich nicht stattfindet; dazu die Gegenstücke, der brave Bürgerliche, welcher den Aristokraten furchtbar imponirt, und das liebe Gretchen — bei Gott, lauter liebe gute alte Freunde! Dazu der elegante originelle Stil — als eine köstliche Blüte sei notirt: „wenn Fingal's Appetit sich nicht auf Fliederblüten capricionirte" —; wer wird da noch zweifeln, daß man es mit einer Perle der deutschen Literatur zu thun hat?

Der Mangel an Erfindungsgabe zeigt sich auch bei den „Humoresken" (Nr. 6), obwol dieselben unter den vier Bänden noch das Beste sind. Der „Marschtag" beispielsweise ist eine ganz hübsche Skizze, auch die Schilderung des Cadettenlebens ist von echtem Humor durchdrungen, und in dem „Bruchstück aus des Thalers Lebenslauf" sind Anläufe zu einer wirklichen Charakterzeich-

nung vorhanden, welche die Annahme gestatten, daß, wenn der Verfasser etwas weniger schriebe, er vielleicht mehr leisten würde.

7. Allerlei Schicksale. Erzählungen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 5 M.

Sieben Stücke — ein Pedant würde in Verlegenheit gerathen, ob er sie Novellen, Novelletten, Skizzen oder anders nennen sollte — enthält dieses Buch, und sie verdienen sämmtlich mehr oder minder Anerkennung. Diese Erzählungen gehören zu jener modernen Gattung, welche etwas weniger als Novelle und ein wenig mehr als bloße Skizze ist; der Schwerpunkt liegt in der Darlegung und Zerlegung eines Charakters. Die volle Meisterschaft in der Behandlung dieser Gattung hat zwar der Verfasser noch nicht erreicht; es sind aber immerhin sehr lobenswerthe Proben, und als ganz vorzüglich darf man das Stück „Der Herr Candidat" bezeichnen, das mit voller Naturtreue ein Lebensbild widergibt. Auch „Unvergeßlich" reicht nahezu daran hinan, und „Ein Herz und eine Seele" hätte weit mehr Recht auf die Bezeichnung Humoreske im besten Sinne des Wortes, als so viele andere Schmuggelwaare, die unter jener Flagge in die Welt gesandt wird.

8. Was sich die Kammerjungfern erzählen. Interessante Geschichten aus hohen Kreisen von X. Erster und zweiter Band. Berlin, Eckstein's Nachfolger. 1887. 8. Jeder Band 2 M.

Dem Umschlag des Buchs ist folgender Zettel aufgeklebt:

Achtung! Der Verfasser des vorliegenden Werks, das in fünf Bänden vollständig wird, steht und stand als österreichischer Offizier und Beamter in vielfachen persönlichen Beziehungen zu den Gesellschaftskreisen in Oesterreich, aus denen er seine interessanten Geschichten geschöpft hat. Das Werk hat viele Berührungspunkte mit historischen Reminiscenzen und thatsächlichen Begebenheiten aus der österreichischen hohen Gesellschaft und wird daher in Oesterreich ganz besonderes Aufsehen erregen.

Diese Reclame zeigt wol zur Genüge, daß man es mit einem Machwerk jener Skandalliteratur zu thun hat, welche auf die niedrigen Instincte speculirt. Diese angeblich „interessanten" Geschichten sind übrigens ihrem Kerne nach nicht einmal neu; der Verfasser brauchte dazu wahrlich keine persönlichen Beziehungen zu hohen Kreisen, von denen der Verleger spricht, sondern er hatte nur gewisse wiener Wochenschriften zu plündern, welche seinerzeit alle die pikanten Anekdoten von Baron Henikstein, der Geistinger u.s.w. mit Behagen ausspannen. In Oesterreich wird das Buch wahrlich kein Aufsehen erregen; jene, welche pikante Lektüre lieben, werden es wegwerfen, weil es abgedroschenes Zeug enthält, und die andern lesen derartige Schmuzliteratur nicht.

9. Dein Pilgrim und dein Bürger. Ein Familienbild. Von Erna Maria. Berlin, Heinicke. 1887. 2 M.

Schon der gesuchte Titel verräth, daß man es mit einem frömmelnden Werke zu thun hat, das als „erbauliche Lektüre" vom Pastor empfohlen zu werden hofft. Man mag zugeben, daß auch die Frömmigkeit — oder der positive Glaube, wie man es auch zu nennen beliebt — in einem Roman eine entscheidende Rolle spielen könne, indem sie auf die Charaktere der Hauptpersonen oder einzelner derselben bestimmenden Einfluß übt. Hier aber steht die frömmelnde Tendenz ganz außer allem Zusammenhang mit der organischen Entwickelung; man begreift eigentlich gar nicht, warum die handelnden Personen ab und zu plötzlich fromme Anwandlungen haben, und wir können uns keinen andern Grund hierfür denken, als daß damit die Langeweile, die über dem Ganzen schwebt, einigermaßen entschuldigt werden soll. Ein erbauliches Buch braucht ja nicht interessant zu sein.

10. Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 4 M.

„Bötjer Basch" ist eine ungemein anmuthende, herzerfreuende Geschichte, die zwar nur einfache schlichte Verhältnisse zum Vorwurf hat, aber diese mit meisterhafter Kleinmalerei, sowol hinsichtlich des Aeußerlichen wie der Gemüthszustände wiedergibt. Ein Hauch von Humor durchweht das Ganze, der den Eindruck noch steigert. Die zweite Novelle ist etwas tragischer angelegt und behandelt ein seelisches Problem oder besser gesagt einen problematischen Charakter mit jener Kunst, welche ebenso wol das Interesse wie die Bewunderung des Lesers weckt. Die Persönlichkeit des John Hansen von Glückstadt, der heldenhaft kämpft, um sich auf der Bahn der Ehrlichkeit zu erhalten, dessen tiefes Gefühl in der Liebe zu seinem Kinde ausströmt und der doch unglücklich enden muß, dabei ein Verschulden sühnend, erregt die vollste Theilnahme.

11. Auf Umwegen. Roman von L. Bernhardt. Halle, Fricke. 1886. 8. 3 M.

Eine etwas verwickelte Handlung — die davon ausgeht, daß ein leichtsinniger Graf ein ihm von einem Sterbenden anvertrautes Gut unterschlägt und sich damit rangirt — mit einigen geschickt gemachten Scenen ist das Beste an diesem Roman, der sonst, was Charakterschilderung und Darstellung überhaupt anlangt, als ziemlich schwach bezeichnet werden muß. Dem Verfasser fehlte die Kraft, den Stoff völlig zu beherrschen, vor allem die Menschen lebendig zu gestalten; schwunglos und nüchtern ist auch die Darstellung, und so kann nicht recht das Interesse des Lesers aufkommen.

12. Gräfin Urne. Roman von Hermann Bang. Berlin, Janke. 1887. 8. 4 M.

Die Geschichte einer Frau, die als Tochter eines Trunkenbolds ihre Kindheit in häßlichen Verhältnissen verträumt, als Jungfrau die kalte, gemüthlose und innerliche faule Hofwelt studirt, einen alten Mann ohne Liebe heirathet und erst zum Bewußtsein ihres Selbst gelangt, als es zu spät ist, um das Glück ohne Verbrechen zu genießen, die dann den Rausch der Leidenschaft durch den Rausch

des Morphiums bekämpfen will und ihr elendes Leben zu Ende schleppt wie ihr Vater in der Narcose. Das ist der Vorwurf, den der Verfasser behandelt mit unleugbarem Geschick in der folgerichtigen Durchführung des Charakters und in der Schilderung der Umgebung, in welcher sich die Tragödie dieses Frauenlebens abspielt. Die Art verdient volle Anerkennung, wie die Katastrophe eingeleitet wird; und nicht minder auch die feine Empfindung des Verfassers für die Grenze, bis zu welcher eine Natur wie Ellens in ihrem leidenschaftlichen Fühlen gehen kann. Auch das darf man dem Verfasser hoch anrechnen, daß er aus den Nebenfiguren der Hofleute keine Caricaturen machte, sondern diese Gestalten einerseits jede eigenartig, andererseits auch naturwahr zeichnet. Im ganzen also ein Roman, der des Lesens werth ist.

13. Otto und Editha. Erzählung aus dem 10. Jahrhundert von Caritas. Halle, Fricke. 1887. 8. 3 M.

Der Beifall, den einige Dichter mit Geschichten aus der grauen Vorzeit fanden, verleitete verschiedene kleine Geister zu dem Glauben, der Erfolg jener sei der Wahl des Stoffes zu danken, und nun wird irgendein alter Kaiser grausam verarbeitet, daß es zum Mitleid herausfordert. Daß Scheffel, Freytag u. a. zu ihren historischen Romanen und Erzählungen gründliche Studien machten, davon haben die Nachtreter keine Ahnung; sie lesen im Conversations-Lexikon höchstens einige Daten nach und schreiben dann flugs eine Erzählung aus irgendeinem Jahrhundert, von dessen Zuständen sie keinen Begriff haben. Eine ebenso langweilige wie von Unkenntniß zeugende Geschichte ist auch die vorliegende, und Kaiser Otto hätte wahrlich allen Grund, wegen Majestätsbeleidigung klagbar zu werden und zu verlangen, daß man dies Zeug auf dem Scheiterhaufen verbrenne.

14. Das Fräulein von Bressier. Roman von Albert Delpit. Autorisirte Bearbeitung von M. von Weißenthurn. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Es ist eine gerade nicht erfreuliche Erscheinung, daß man in Deutschland der fremden Literatur mehr Aufmerksamkeit widmet, als der heimischen, und daher den Büchermarkt mit einer Flut von Uebersetzungen überschwemmt, die nebst manchen andern Nachtheilen auch den hat, daß sie zur Geschmacksverderbniß beiträgt. Wenn man das Beste der fremden Literaturen uns zugänglich macht, so wird sicher niemand etwas dagegen haben; daß man aber alle mittelmäßigen französischen Romane und die abgeschmacktesten englischen Blaustrumpffabrikate uns aufdrängt, dagegen sollte man sich doch endlich wehren. Romane wie der Albert Delpit's haben absolut keinen Anspruch, als übersetzungswürdig zu gelten; sie zählen zu der Gattung jener mittelmäßigen Bücher, welche man des Zeitvertreibes halber liest, deren aber die deutsche Literatur genug und vielleicht noch bessere besitzt. Wenn man etwa von einer gewissen Glätte und Lebhaftigkeit des Stils absieht — was aber in der Uebersetzung meist verloren geht —, so zeigt sich bei den französischen Machwerken genau dasselbe, was wir bei den heimischen Schriftwerken oft zu tadeln gezwungen sind, wie Mangel an Originalität, schablonenhafte Charaktere, abgebrauchte Stoffe u. s. w. Wir mußten z. B. vorhin über die Romane von Wald-Zedtwitz ein nicht günstiges Urtheil fällen; lieber sind sie uns aber doch als „Das Fräulein von Bressier", das freilich solche als ein Meisterwerk anstaunen mögen, welche von der leidigen Sucht angekränkelt sind, alles Fremde herrlich zu finden und den Reclamemachern zuzustimmen.

15. Das Märchen von Iwan dem Narren. Erzählt von Leo N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern, Jenni. 1887. 8. 40 Pf.

„Die ganze große sociale Frage im Märchengewande", könnte man von dem kleinen Hefte sagen, welches der russische Schriftsteller uns bietet. Die Weltanschauung des Verfassers verträgt es, in Märchenform wiedergegeben zu werden, sie ist naiv-ideal; der Märchenton selbst ist gut getroffen. Wenn wir auch die Ueberschwenglichkeit eines Beurtheilers, der ein früheres Märchen Tolstoi's mit „Faust" auf gleiche Linie stellte, etwas lächerlich finden, so gestehen wir doch gern zu, daß die Schrift des Lesens werth ist und einen eigenen Reiz ausübt.

16. Krotkaja. Eine phantastische Erzählung von Theodor Dostojewski. Deutsch von M. von Bröndsted. Zweite Auflage. Dresden, Minden. 1887. 8. 1 M.

Der Verfasser nennt selbst seine Erzählung phantastisch: dies bezieht sich jedoch mehr auf die Form, in welcher das psychologische Problem, welches den Gegenstand bildet, auseinandergesetzt wird. Die Novelle ist interessant und eigenartig, und hier darf man von einer Berechtigung zur Uebersetzung sprechen.

17. Weitmoser. Tragödie in fünf Aufzügen von G. Alexander Victor Kottowitz Edler von Kortschak. Leipzig, Vieweg. 1887. 12. 50 Pf.

Weitmoser, der bekannte gasteiner Gewerke, muß seinen guten Namen für dieses Trauerspiel herleihen, welches in der That traurig stimmt, nicht deshalb, weil etliche geköpft und erschlagen werden und auch Weitmoser stirbt, man weiß nicht warum, sondern weil die gesunde Vernunft, die Poesie und — die deutsche Sprache greulich mishandelt werden. Man denke sich, die Frau Weitmoser's spricht anno 1524: „Wehe, euch zerreißt der grelle Strahl der Wahrheit das Wuchergewebe einer krankenden Vernunft; bethören kann die morsche Logik des Stolzes eine Seele, retten wird sie sie nicht." Und eine andere Persönlichkeit leistet folgenden Kraftsatz: „Mein Gott, nur jetzt nicht die Logik des Dünkels, diese Rauschgoldphrasen der Ignoranz!" Ja „Rauschgoldphrasen der Ignoranz", das gilt von den ganzen Monologen und Dialogen dieser traurigen Tragödie. Zu allem Ueberfluß ist noch eine „Causerie dramatique" angehängt, eine Phrasensammlung in einem greulichen Kauderwelsch geschrieben.

18. Cerevis und Bürgerkappe. Erzählungen von Otto Bruhnsen. Hamburg, Grädener. 1886. 8. 1 M.

Von den fünf Erzählungen ist die erste: „Sehnsucht nach dem Rhein", unstreitig die beste; ein guter, wenn auch nicht neuer Gedanke wird mit gemüthlichem Humor durchgeführt, Form und Stoff stehen im Einklange, und das Ganze macht den Eindruck des Frisch-Natürlichen. Die übrigen bekunden noch eine gewisse Unreife des Verfassers, der zwar ein schönes Talent verräth, aber noch nicht die volle Sicherheit in der Behandlung der sonst geschickt erfundenen Themata besitzt, sodaß ab und zu Mistöne stören. „In dulci jubilo" zeigt noch am wenigsten die angedeuteten Mängel; „Um das Opfer betrogen" ist eine Variation eines zu abgebrauchten Themas und wäre besser weggeblieben.

19. Eine Pfingstfahrt. Novelle von K. R. W. Uschner. Zweite Auflage. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 12. 1 M. 20 Pf.

Zweite Auflage einer Novelle in Versen — das ist ein Umstand, welcher begreiflicherweise die Neugierde erregen muß, denn allzu gewöhnlich ist dies nicht. Wir vermögen jedoch mit bestem Willen nicht, einen hinreichenden Erklärungsgrund für die Thatsache anzugeben. Denn unsers Erachtens ist weder die Handlung irgendwie spannend — man könnte sie eigentlich nichtssagend nennen — noch sind die Charaktere originell (vielmehr rechte Durchschnittsromanfiguren), noch ist in dem Ganzen besondere Poesie zu finden. Doch täuschen wenigstens die fließenden Verse über den Mangel an poetischem Gehalt.

Johannes Emmer.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Herder's Briefwechsel mit Nicolai. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. Mit einem Facsimile. Berlin, Nicolai. 1887. Gr. 8. 3 M.

Die Correspondenz zwischen Herder und Nicolai ist theilweise bereits früher veröffentlicht worden: zuerst von Herder's Sohn, dem bairischen Oberforst- und Regierungsrath Emil Gottfried von Herder in dem umfangreichen Lebensbild, das er von seinem Vater entworfen (Erlangen 1846—47), später von Heinrich Düntzer. Jedoch eine vollständige, wortgetreue Herausgabe der Correspondenz ist hier zum ersten mal erfolgt. Der Briefwechsel selbst ist im höchsten Grade interessant und für beide Theile durchaus charakteristisch. Er wird eingeleitet durch eine Einladung Nicolai's an den Verfasser der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" zur Mitarbeiterschaft an der von jenem herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek", dem ersten Versuch einer umfassenden wissenschaftlich-literarischen Revue. Herder leistete dieser in der ehrendsten Weise an ihn ergangenen Einladung gern Folge, und nun entspann sich eine anfangs ziemlich lebhafte Correspondenz über die diesem eingesandten Beiträge, über die Bücher, welche er zu besprechen hatte, und bald über alle möglichen Gegenstände und literarischen Streitfragen, die damals die Gemüther der Dichter und Gelehrten bewegten. Doch schon sehr früh geht ein leiser Ton innerer Disharmonie durch die Correspondenz, der auf einen baldigen Bruch hindeutete. Und wie konnte es auch anders sein! Kann man sich verschiedenere Naturen denken als diese beiden? Herder, dieser geistsprühende, genialisch angelegte, mit der Fähigkeit ausgerüstete Mann, sich in jede Zeit und jede große Dichternatur hinein zu versetzen, einer Fähigkeit der Anempfindung, wie sie vor ihm kein zweiter, und nach ihm nur, wenn auch nicht in gleich umfassender Weise, der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes gehabt — und Nicolai, der trockene, nüchterne, doctrinäre Schriftsteller! Schon sehr bald merkt man dem Ton der Herder'schen Briefe eine Verstimmung an, die man nicht zu deuten wüßte, wenn sie nicht sich von selbst durch die Verschiedenheit der literarischen Anlage beider Briefsteller erklärte. Herder fühlte eben einfach, daß Nicolai nicht der Mann sei, von dem sich etwas für die deutsche Literatur erwarten ließe, daß er früher oder später doch mit ihm brechen müsse, und daß jede Höflichkeitsphrase, wie sie durch die Correspondenz geboten war, eine conventionelle Lüge sei. Nichtsdestoweniger ist es in diesem Briefwechsel Nicolai, der als der würdigere Theil erscheint. Aus den letzten von Herder geschriebenen Briefen spricht sich eine geradezu krankhafte Reizbarkeit aus. Er fühlte sich über einige Bemerkungen Nicolai's über seine Schrift: „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" verletzt, wiewol späterhin der letztere seinen Tadel und seine Meinungsverschiedenheit mit dem größten Freimuth aussprach. Freilich hatte er sein Urtheil mit den Worten angekündigt: „Ob ich gelesen habe, ist keine Frage; daß ich verstehen soll, verlangen Sie vielleicht selbst nicht." (Im Brief vom 13. Juni 1774). Darauf erfolgte ein pikirter, ja kleinlich pikirter Absagebrief von Herder, und mit einem würdigen Brief von Nicolai schließt die Correspondenz, welche die Zeit vom 19. November 1766 bis zum 9. August 1774 umfaßt. Es folgen nur noch einige wenige Briefe, die nach Herder's Tode zwischen dessen Gattin Carolina und Nicolai gewechselt wurden betreffs der Herausgabe, beziehungsweise Verwerthung der Herder'schen Briefe für eine geplante Herder-Biographie und Gesammtausgabe von Herder's Werken.

Mit Ausnahme der einen Briefstelle, von der ich oben einen Satz citirt habe, begegnet Nicolai dem jungen Herder stets mit der größten Hochachtung und spricht nicht anders als mit Worten der Bewunderung von dessen ersten Schriften. Als Herder, der zu Beginn der Correspondenz

noch in Riga lebte, ohne sich da recht heimisch zu fühlen, seinen Wunsch nach Berlin zu kommen ausspricht, schreibt ihm Nicolai: „Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, Sie bei uns zu sehen! Der Umgang mit Leuten von Verdiensten macht das größte Glück des Lebens aus, das, wenn wir unsern Geist nicht üben könnten, wenig werth wäre." So spricht sich namentlich in den ersten Briefen das wärmste gegenseitige Interesse aus, das sich nicht nur auf literarische Gegenstände erstreckt. In dem nächsten Briefe wiederum bittet Herder Nicolai um sein Urtheil über seine Biographie des im vergangenen Jahre (1766) verstorbenen philosophischen Schriftstellers Thomas Abbt. „Besonders streng und unparteiisch" bitte er es aus; denn: „nichts kann einem Schriftsteller lehrreicher sein, als das Urtheil eines denkenden Kopfes über seine Schriften." Wenn in einer Sache, so kommen sie in ihrem Urtheil über Klotz überein, der beiden gleichmäßig verhaßt ist. Nicolai schreibt über ihn:

> Gott weiß es, ich habe mir von solcher Art zu kritisiren niemals einen Begriff machen können. ... Es ist ein wirklicher Schade für die Gelehrsamkeit, wenn solche Art zu denken aufkommt. Inzwischen will ich meinen Weg gerade fortgehen. Ich habe niemals geurtheilt, um gewisse Absichten zu erfüllen, sondern um meine Empfindungen zu sagen. Diese Denkungsart soll hoffentlich bey der „Deutschen Bibliothek" hervorstechen, und ich werde mich vor allen Zänkereien so viel als möglich hüten; ich hoffe, daß es Leute gibt, die ungeschminkte Wahrheit von geflissentlicher Parteilichkeit unterscheiden können.

Dieser letzte Stoßseufzer hat auch heute noch seine Berechtigung. Und schon vorher äußert er sich am 26. November 1768: „Wenn ich diese Cabalen der Gelehrten sehe, wovon ich wirklich sonst noch keinen Begriff gehabt habe, so möchte mir fast vor der Gelehrsamkeit ekeln." Und Herder tröstet er: „Wir wollen uns liebster Freund, durch solche elende*) Leute nicht eine einzige misvergnügte Stunde machen lassen. Ein einziges Blatt, das Sie schreiben, erwirbt Ihnen beim Publikum mehr Hochachtung, als Ihnen zehn Bogen Klotz'sche Verleumdungen nehmen können." Im ganzen ist es Nicolai, der durch die Herausgabe dieses Briefwechsels gewinnt. Die liebenswürdigen Züge, die von Herder's Geist und Charakter in ihr hervorstechen, können kaum seinem Gesammtbilde zugute kommen, denn sie sind hinlänglich bekannt. Dagegen ist Nicolai's Name übel beleumdet in deutscher Literatur und seine guten Eigenschaften weniger gekannt als seine Schwächen. Er war eine grundehrliche Natur und ein gewissenhafter Kritiker, der durchaus nicht nur von den Brocken seines großen Freundes lebte. Die Schwächen der Klopstock'schen Bardenpoesie erkennt er ganz richtig und beurtheilt sie zum Theil ganz treffend. Dazu kommt, daß er in jener Zeit über die Grenzen seines Erkenntnißvermögens sich durchaus im Klaren ist. Auf die Bemerkungen Herder's, daß er mit seinen Recensionen kaum die Meinung des Herausgebers der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zu treffen glaube, antwortet Nicolai, daß er gegen jedes ernste und begründete Urtheil Achtung hege, und einmal sogar, unterm 6. September 1773:

> Wenn ich sehe, daß Männer, die ich schätze, Schriften mit den größten Lobeserhebungen herausstreichen, die in mir ganz widrige Empfindungen erregen, so komme ich oft in ganzem Ernste auf die Gedanken, daß ich von der ganzen Sache nichts verstehe, sondern feinere und höhere Kenntnisse dazu gehören als ich habe.

Gewisse Dinge verstand einfach Nicolai nicht, nur daß er späterhin bekanntlich Schiller und Goethe gegenüber weniger Toleranz zu üben pflegte.

Interessant dürfte es auch sein, daß bereits Nicolai die Ansicht, die Goethe in seinem „Wahrheit und Dichtung" später über die Stellung Friedrich's des Großen zur deutschen Literatur ausspricht, in seinen Briefen gegen Herder verficht. Er lehnt eine von Hamann verfaßte Schrift an den König für seinen Verlag ab, weil er sich nichts von derselben verspricht. „Ueberhaupt", meint er, „ist es vielleicht recht gut, daß sich unsere großen Herren nicht zu früh um die deutsche Literatur bekümmert haben; sie steht mehr mole sua, und es ärgert mich immer, wenn unsere Gelehrten von den Großen ohne Noth Unterstützung suchen" (18. März 1773). Und bereits am 2. März 1773 schreibt er über den König an Herder: „Wenn man 60 Jahre alt ist, ändert man niemals eine Meinung, die man Zeitlebens gehabt hat, noch viel weniger, wenn man 60 Jahre alt und noch dazu König ist."

Herder's Briefe sind weniger verständig geschrieben, aber freudiger, geistsprühend, aphoristisch, launenhaft. Einer der schönsten Aussprüche in den Briefen ist die Stelle, an der er seinen Ansichten über Kritik Nicolai gegenüber Ausdruck gibt. Herder's Ueberzeugung war es bekanntlich, daß jede gute Kritik über ein Kunstwerk selbst wieder ein Kunstwerk sein müsse. In diesem Sinne schreibt er am 13. März 1768:

> Recensionen muß man, so warm, als man die Bücher lieset, auch wegarbeiten: alsdenn bekommen sie Form und Geist. Nun aber muß ein Gedanke, ein Buch, ein Brief sich müde fliegen, ehe er mich erreicht — ehe er Sie wieder erreicht; und man wird nicht müde, über einen Wald fort zu reden?

Die wenigen Beispiele mögen zeigen, wie reich der Briefwechsel an geistreichen oder charakteristischen Aussprüchen ist; er ist aber auch reich an Bemerkungen über zeitgenössische Verhältnisse der schönen Wissenschaften und Künste. So finden sich in ihm zum ersten mal die Buchstaben, mit denen die Recensionen in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" gezeichnet zu sein pflegten, gedeutet. Die vollständige Herausgabe des Briefwechsels ist jedenfalls eine verdienstliche Arbeit. Die sorgfältigen Anmerkungen und Erläuterungen verdienen gleichfalls Anerkennung.

Leo Berg.

*) Dieser Sprachschnitzer findet sich in der That in dem Briefe Nicolai's vom 11. April 1769.

Ein neuer Beitrag zur Biographie Carlyle's.

Bald wird man sagen müssen: „Carlyle und kein Ende"; denn schon wieder liegt ein Buch vor, das zwar von seiner Gattin, nicht von ihm herrührt, doch immerhin zum größten Theil ihn selbst betrifft. Es ist betitelt:

Das Leben Thomas Carlyle's. Von J. A. Froude. Dritter Band: Erinnerungen an Jane Welsh-Carlyle. Eine Briefauswahl. Mit verbindendem Text versehen von T. A. Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 6 M.

Es ist dies, wie man freilich nicht aus diesem Titel, sondern nur aus der Vorrede (sie umfaßt 20 Zeilen) und aus dem angehängten Druckfehlerverzeichniß ersieht, schon der dritte Band des „Lebens Carlyle's" (wie Fischer es citirt), soll aber doch zu gleicher Zeit ein abgeschlossenes, selbständiges Ganze bilden. Dem mag wol so sein; allein ob die hier mitgetheilten Briefe, wie Fischer meint, „zu den interessantesten und schönsten gehören, welche die neuere englische Literatur aufzuweisen hat", mag dahingestellt bleiben. Wenn man aber auch zugeben kann, daß viele darunter recht interessant sind und jedenfalls bekunden, daß Jane Carlyle eine geistreiche, liebenswürdige Frau und außerordentlich liebevolle Gattin war, so müssen wir doch bezweifeln, ob eine Uebersetzung dieser Briefe für das deutsche Publikum nöthig war oder sich empfehlen konnte. Denn immer wieder müssen wir betonen, was man für selbstverständlich halten sollte, daß, wer sich für solche intime Verhältnisse und Mittheilungen ausländischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen interessirt, wol der Sprache mächtig sein werde, in welcher sie sich ausgedrückt haben, namentlich wenn diese Sprache die englische oder französische ist, welche beide ja in Deutschland vorzugsweise gepflegt werden. Ganz besonders aber halten wir das für nöthig, wo es sich um Briefe handelt, in welchen der Schreiber seine oder die Schreiberin ihre innersten Gefühle und geheimsten Gedanken ausspricht. Die Sprache und Ausdrucksweise ist da so unzertrennlich mit beiden verbunden, so wesentlich, daß eine Uebersetzung nie einen genügenden Ersatz für das Original bieten kann, so lobenswerth die Fischer's und des Fräuleins A. Koch, welche letztere, wie wir aus dem Vorworte erfahren, die Hälfte desselben übertragen hat, auch ist. Außerdem werden in diesen und allen ähnlichen Briefen so viele Dinge berührt, und ist die Rede darin von so vielen Persönlichkeiten, daß dem nicht Eingeweihten, und so wird man wol den bezeichnen, welcher der Ursprache nicht mächtig ist und dem gewiß auch die Kenntniß dieser Dinge und Persönlichkeit abgeht, das eigentliche Interesse an den Briefen, oder doch ein großer Theil davon, verloren gehen muß.

Was nun den Ursprung dieser Briefsammlung betrifft, so mag noch hinzugefügt werden, daß Carlyle selbst dieselbe kurz nach dem Tode seiner Gattin zusammengestellt, mit Anmerkungen versehen und zum Druck vorbereitet hat. Er betrachtete die Veröffentlichung dieser Briefe als eine Art Sühne, die er seiner vielgeprüften Jane schuldig sei, ihr, die „vierzig Jahre lang ihren Gatten durch Wort und That gefördert, wie niemand anders es vermocht hätte", wie es in der von Carlyle verfaßten Grabschrift seiner Frau lautet. In seinem überschwenglichen Enthusiasmus für Carlyle erblickt nun Fischer hierin einen Act der Selbstverleugnung, wie er größer nicht gedacht werden könne. Er sieht nämlich ein, daß „durch die Veröffentlichung dieser Briefe der Charakter des großen Schriftstellers jetzt gleichsam der Erde näher gerückt sei und mit den Schwächen und Mängeln irrender Menschen mehr als gewöhnlich behaftet" erscheine. Freilich, fügt er hinzu: „Nicht als ob sich Carlyle gröbere Uebertretungen sittlicher Gesetze hätte zu Schulden kommen lassen." Aber in kleinen Dingen, räumt Fischer ein, sei er nachlässig und unnachgiebig gewesen. Seine überaus reizbare Organisation und die Art und Weise, wie er völlig in seinen Arbeiten aufging, hätten ihn oft die Pflichten vergessen lassen, die er seiner Frau schuldig gewesen sei und ihn heftig und blind gegen die Interessen anderer gemacht. Seine Fehler, so gering und alltäglich sie auch in Froude's, seines Biographen, Augen erscheinen mögen, haben nach Fischer's eigenem Zugeständniß das Leben seiner Frau, die noch dazu stets leidend gewesen, verbittert und zeitweise unerträglich gemacht. Er fährt fort:

Sie ihrerseits, die ihrem Gatten zu Liebe ein Leben des Behagens und des Wohlstandes mit einem Leben sorgender Armuth vertauscht hatte, glaubte, daß derselbe ihr nun auch ganz und gar angehören müsse und daß keine andere Frau einen Einfluß oder eine Anziehungskraft auf ihn auszuüben berufen sei. Da gab es denn oft, besonders zur Zeit, wo Lady Ashburton Carlyle und die übrigen Geistesaristokraten jener Tage in ihre Kreise zu bannen wußte, stürmische Scenen in dem sonst so stillen Hause in Cheyne Row, Chelsea. Alles dies mußte natürlich durch die Veröffentlichung der Briefe ans Licht gebracht werden.

Doch Carlyle sei bei seinem Entschluß geblieben, daß er dem Andenken der Verewigten ein Sühnopfer schuldig sei. Er überließ denn auch die Sammlung der Briefe seinem Freunde und Biographen Froude, der sie im Jahre 1883 herausgab. Daß ein Mann, der einer solchen Gattin durch seine Grillen und Vernachlässigungen das Leben verbittert, eine solche Sühne für nothwendig erachtet hat, wenn so intime Verhältnisse, wie es in unserer Zeit nun einmal leider üblich ist, durchaus ans Licht gezogen werden mußten, was entschieden nicht der Fall sein sollte, können wir ganz erklärlich finden, da das Gewissen ihn drückte und er sich durch die einstige Veröffentlichung nach seinem Tode die ihm damals noch zugemessenen Jahre seines Lebens wol erträglicher zu machen wünschte, indem er sich von der Seelenpein der Reue über nicht mehr zu sühnende Fehler — einer Last, wie es eine größere nicht gibt oder wie sie größer nicht gedacht werden kann — so möchten wir es im Widerspruch mit Fischer fassen — zu befreien suchte.

Es zeugt von mangelhafter Menschenkenntniß, wenn Fischer darin einen so großen Act der Selbstverleugnung erblickt.

Nach allem, was wir über die Briefe gesagt, wird man kaum erwarten, daß wir nun noch Proben davon oder gar Auszüge daraus hier mittheilen. Es wäre dies ganz unnütze Raumverschwendung; denn wer sich in Wirklichkeit für Carlyle und dessen Gattin interessirt, der wird doch dann, falls er des Englischen nicht kundig, wenigstens zur vorliegenden Uebersetzung greifen und die Briefe in ihrer Gesammtheit lesen, nicht aber mit bloßen Bruchstücken sich begnügen. Die Uebertragung selbst, das sei nochmals wiederholt, liest sich sehr gut. David Asher.

Literarische Essays.

Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Zweite Reihe. Leipzig, Wartig's Verlag. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Vor einiger Zeit hatte ich das Vergnügen, in d. Bl. den ersten Band des vorliegenden Unternehmens anzeigen zu dürfen. In diesen Wochen ist der zweite erschienen, und ich kann alles Lob, welches ich jenem spendete, einfach auch auf den zweiten herübernehmen, da derselbe alle Vorzüge des ersten in gleichem Grade aufweist. Es war in der That ein sehr glücklicher Gedanke, in einer Reihe ausführlicher Aufsätze eine Anzahl der bedeutendsten Vertreter der nach-Goethe'schen Periode dem Publikum vorzuführen.

Ernst Ziel weiß die charakteristischen Linien jedes Dichterkopfes mit geschicktem Meißel herauszuarbeiten, und auch das Milieu läßt er zu seinem Rechte gelangen — die Umstände und Einflüsse der Nationalität, des Landes, der Zeitverhältnisse, der Abstammung, ohne doch in den Fehler der modernen Schule zu verfallen: durch die Construction des Milieu das individuelle Charakterbild des Dichters zu verschleiern, anstatt es zu heben. Die persönliche Eigenart des Dichters ist ihm alle Zeit die Hauptsache. Die äußern Umstände gruppirt er geschickt um dieselbe. Dabei ist er kein einseitiger Bewunderer seiner Helden, sondern hebt mit strenger Sachlichkeit auch die Schwächen und Fehler derselben hervor. Die erste der Abhandlungen ist Ferdinand Freiligrath gewidmet. Es ist ein wahres Verdienst, auf die Bedeutung dieses Mannes nachdrücklich hinzuweisen, heute, wo die junge lyrische Schule denselben gern beiseite schieben und ihn nur noch als einen Coloristen und Tendenzdichter gelten lassen will. Ziel stellt ihn sehr richtig gegenüber der Empfindungslyrik der Heine'schen und der Gedankenlyrik der orientalischen Schule Goethe's und Rückert's als den Lyriker der Anschauung dar. Und in der That, Anschauung und Anschaulichkeit sind das eigentliche Wesen der Poesie Freiligrath's. Nicht nur im Colorit beruht seine Stärke, sondern auch in der Plastik des Herausarbeitens des poetischen Gedankens, in der Kunst der Zeichnung und Linienführung. Jedes seiner Gedichte ist ein kleines abgeschlossenes Kunstwerk, und neben den Tönen wuchtigster Begeisterung, kräftigster Leidenschaft gelingen ihm auch solche von zartester Innigkeit. Aber ebenso gerecht urtheilt Ziel über die Mängel seines Versbaues und die Einseitigkeit seiner Begabung. Die exotische Poesie, die man Freiligrath oft zum Vorwurf gemacht hat, ist übrigens nur die erste Phase seines Wirkens, das erste Aufflammen seiner jugendlichen Phantasie; das sollte man nie vergessen! Nach seiner Rückkehr aus Holland in die Heimat schlug er nur nationale Weisen an, behandelte er fast nur nationale Stoffe, und das mit einer Verve und Vertiefung, an welche ein Victor Hugo und andere Dichter, die man mit ihm verglichen, nicht heranreichen. Ein Musterwerk klarer Darstellung ist der Aufsatz über Scheffel. Er beschränkt die Bedeutung des letztern auf den „Ekkehard" und den „Trompeter". Er lehnt vornehm jene bierwüchsige Begeisterung ab, mit der man Scheffel zu einem Classiker hat stempeln wollen. Und so scharf seine Kritik des „Gaudeamus" ist, so gerecht ist sie. Bei voller Würdigung des großen ursprünglichen Talents wendet sie sich gegen die elenden Nachahmer seiner Manier, gegen die Modefabrikanten seichter historischer Romane, und weist nach, daß Scheffel's poetische Ideale nicht mehr die unsern sind. Er sagt:

> Die Dichtung des Jahrhunderts soll das Jahrhundert wiederspiegeln, wiederspiegeln in seinen Idealen und Irrthümern, in seinem Ringen und Kämpfen, in seiner Arbeit und Andacht mit seinen Göttern und Götzen; sie soll das Princip des Modernen auf ihre Fahne schreiben, des Modernen zugleich mit dem des Nationalen: eine Doppelforderung, von der ich im Eingange dieser Studien bei Erwähnung des historischen Romans bereits gesprochen.

Das ist beinahe wörtlich dasselbe, was ich in der Vorrede zu meinem jüngsten Novellenbuche „Plebs" als das Ziel der modernen deutschen Literatur hingestellt habe, und ich freue mich aufrichtig, in dem Verfasser der „Literarischen Reliefs" einen Bundesgenossen und Mitvorkämpfer des Realismus begrüßen zu können. Von diesem Standpunkte aus beurtheilt Ziel auch Gustav Freytag. In demselben Sinne wie ich in meiner ausführlichen Biographie faßt er ihn als Vorkämpfer der modernen und nationalen Richtung in der deutschen Literatur auf und sieht darin einen Fortschritt gegen den Gedankenkreis der Classiker. Darum stellt er auch sehr geschickt „Soll und Haben" in den Mittelpunkt seiner Darstellung. Nicht ganz einverstanden sind wir mit dem Loblied, das er mit vollem Orchester auf den Grafen Schack anstimmt. Es scheint, daß er ihn über alle deutschen Dichter der Gegenwart stellt. Nach meiner Meinung ruht Schack's Bedeutung vorzugsweise in seiner Persönlichkeit. Er hat

einem oft noch in seltsamen Anschauungen befangenen Theile unserer Aristokratie gezeigt, daß es für einen norddeutschen Junker keinesfalls eine Schmach ist, sich statt mit Rennpferden, Rassehunden, Karten, Sect und Dirnen auch einmal mit den höchsten Dingen zu beschäftigen — mit Kunst, Poesie und Culturgeschichte; er hat bewiesen, daß jene Liebhabereien durchaus nicht unumgänglich nothwendig sind für jeden, der als echter Cavalier gelten will. Er hat sich als Kunstfreund die größten Verdienste um die Entwickelung zeitgenössischer Maler wie Böcklein und Lenbach erworben. Aber bei aller Hochachtung vor dem ernsten maßvollen und idealen Streben Schack's und so Vorzügliches er in seinen culturgeschichtlichen Werken schuf: die Erkenntniß der Offenbarungen des Wirkens der höchsten Naturgewalten im Alltagsleben und die Darstellung des letztern als einer solchen Offenbarung der höchsten Naturgewalten liegt ihm fern. Rückhaltsloser stimmen wir Ziel bei in seiner Charakteristik Karl Stieler's, dieses herrlichen Naturmenschen, in dessen Wesen sich die unverfälschte Natur in ihrer großartigen Herbheit zur Kunst verdichtet. Das ist Wahrheit, Liebe, Gesundheit, rein wie Firnschnee und glühend wie frische Alpenrosen. So begrüßen wir denn auch diesmal wieder Ernst Ziel's kritische Gabe auf dem literarischen Weihnachtstische mit freudigem Willkommen und bitten, uns recht bald den angekündigten dritten Band zu schenken. Konrad Alberti.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die Bände 266 und 267 der Asher'schen „Collection of English Authors" bringen ein neues Werk unter dem Titel „Self-Condemned. A Novel" von Mrß. Alfred W. Hunt (Hamburg, Richter). Dieser neue Roman der Verfasserin gehört zwar nicht zu denen ersten Ranges, doch auch nicht zu den trivialen so mancher ihrer schriftstellernden Schwestern drüben, denen man oft nur zu gern eine andere Beschäftigung wünschte. Sie nimmt es ernst mit der Kunst und verbindet Erzählungstalent mit nicht geringem Grade von Humor. Wir können ihren Roman daher als lesenswerth empfehlen.

— A. R. Chwatal hat unter dem sonderbaren Titel „Italienische Proverbi e Sentenze Sprüche raccolti e tradotti gesammelt und übersetzt" (Magdeburg, Faber) eine Sammlung ebengenannter veröffentlicht, die er den einzelnen Lectionen der Sauer'schen italienischen Grammatik angepaßt hat und denen er „fast die Eigenschaften des «Nürnberger Trichters» nachrühmen" möchte, da man durch „Auswendiglernen der geistreichen Sprüchlein im Studium der italienischen Sprache große Fortschritte ohne Schwierigkeiten und ohne Langeweile machen" werde. Wol möglich, denn beim Studium einer Sprache kommt es, was den bloßen Vocabelschatz anlangt, eben nur auf Ansammlung und Einprägung solcher an, geschehe dies nun in welcher Weise es wolle. Ob es aber auch zum wirklichen idiomatischen Sprechen und Schreiben der betreffenden Sprache führt, das fragt sich noch immer sehr.

— Von dem bekannten, höchst verdienstvollen Werke „Englisch-deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bisjetzt erschienenen Englisch-deutschen Wörterbüchern, durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von A. Hoppe" ist die erste Abtheilung: A—Close der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage erschienen (Berlin, Langenscheidt). Eine Riesenarbeit, die sowol der Verlagshandlung wie dem Verfasser zur Ehre gereicht und von deutschem Fleiße glänzendes Zeugniß ablegt. Es ist uns hier unmöglich, eine Vorstellung davon zu geben, was für ein Schatz für die des Englisch Beflissenen in dem Werke aufgespeichert liegt. Wir wollen nur so viel sagen, daß das Supplement-Lexikon auch noch als solches zu dem großen neuen englischen Wörterbuche von Murray, einem Nationalwerke unserm Grimm'schen gleich, dienen kann.

Bibliographie.

Benecke, O., Hamburgische Geschichten. 1ste u. 2te Sammlung. Berlin, Hertz. 1888. Gr. 8. 12 M.

Bölsche, W., Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung. 1., selbständ. Abtlg. Leipzig, Dürselen. 1888. Gr. 8. 6 M.

Chillonius, Zorahayda. Aus dem Sagenkreise der Alhambra. In Versen erzählt. München, Callwey. 8. 2 M.

Falkenhorst, C., Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. Mit 54 Abbildungen. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

— — In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Mit 43 Abbildungen. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Rußlands nächster Krieg. Eine strategische Studie. Hannover, Helwing. 1888. Gr. 8. 2 M.

Lehmann, M., Scharnhorst. 2ter Thl. Seit dem Tilsiter Frieden. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 12 M.

Freeden, W. von, Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt. Mit 88 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M.

Gregorovius, F., Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. 2ter Bd. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M. 50 Pf.

Linke, O., Die Bienen. Ein neuer Xenienalmanach. Minden, Bruns. 8. 2 M.

Longard, S., Lieder und Balladen. Aachen, Barth. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.

Müller, G. H., Das Stadt-Theater zu Leipzig vom 1. Januar 1862 bis 1. September 1887. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Pasqué, E., Musikanten-Geschichten. Dresden, Pierson. 1888. 8. 3 M.

Phelps, Miß Stuart, der stille Theilhaber. Frei dem Englischen nacherzählt von A. v. Schaeffer. Hameln, Fuendeling. 8. 3 M. 50 Pf.

Porta, W. de, Weltlicher Humor in Geschichte, Recht und Gesetzgebung. Paderborn, F. Schöningh. 8. 3 M.

Prel, C. du, Das weltliche Kloster. Eine Vision. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 1 M.

Raabe, W., Im alten Eisen. Eine Erzählung. Berlin, Grote. 8. 3 M.

Recueil manuel et pratique de traités et conventions sur lesquels son établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Ch. de Martens et le baron F. de Cussy. Deuxième série par F. H. Geffcken. Tome III. 1879—1885. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 13 M.

Die Regeneration Ungarns. Lichtstrahlen aus Graf Stefan Széchenyi's Werken. Von Peregrinus. Budapest, Tietz. Gr. 8. 80 Pf.

Reichensperger, P., Die Gemeinschädlichkeit der in Aussicht gestellten Erhöhung der Kornzölle. Berlin, Springer. Gr. 8. 80 Pf.

Friedrich Wilhelm Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford A. Brooke und Fr. Arnold, nebst einem Anhang religiösen Reden. Mit einem Vorwort von E. Frommel. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 6 M.

Schlosser, A., Styrias Huldigung. Ein allegorisches Festspiel. Graz, Styria. Fol. 1 M. 20 Pf.

Schwartzkoppen, C. v., Gesammelte Novellen. Minden, Bruns. 8. 1 M.

Schwebel, O., Geschichte der Stadt Berlin. 1ste Lfg. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. Gr. 8. 1 M.

Seidl, A., Vom Musikalisch-Erhabenen. Prolegomena zur Aesthetik der Tonkunst. Leizig, Kahnt Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Volz, B., Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet. 4te Aufl. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Anzeiger,** 1888. Nr. 1.)

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 52. 29. December 1887.

Biographisches.

1. Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und seine Dichtungen. Zum funfzigjährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters. Von F. J. Schwerdt. Augsburg, Schmidt. 1887. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säcularfeier von Hermann Fischer. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 3 M.

Es liegen uns heute zwei Werke vor, deren Autoren es vermieden haben, den Kindern ihres Fleißes und ihrer Schaffenskraft einen bestimmten Namen zu geben: „Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und seine Dichtungen" von F. J. Schwerdt (Nr. 1) und „Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säcularfeier" von Hermann Fischer (Nr 2). Wir können aber nicht umhin zu meinen, daß bei aller Anerkennung der Bescheidenheit, die sich hierin ausspricht, wir doch zu ebenso bestimmten Ansprüchen berechtigt bleiben, als wenn auf jenen beiden Titelblättern stände: „Beiträge zur Biographie." Für den „Blick" sowol als auch für die „Studie" sind dieselben Gesichtspunkte gültig wie für jede biographische Arbeit: strenge Objectivität und möglichst vollkommene Beherrschung des vorhandenen Materials. Beide Bezeichnungen sind einzig maßgebend für den Umfang und die Ausführlichkeit der Arbeit; unsere Ansprüche an deren Vorbedingungen werden durchaus nicht dadurch verändert. Berichtet uns jemand auch nur von einem Blick, den er auf ein Kunstwerk gethan, so verlangen wir, daß er a priori in der Lage gewesen, schon mit diesem Blick uns den richtigen Eindruck zu entwerfen, der dem künstlerischen Werth des Kunstwerks entspricht. Viel mehr ist das gewiß noch der Fall, wenn uns mit einem Blick über die Jugendgeschichte und über geistige Schöpfungen einer Persönlichkeit berichtet wird, die hoch über die Menge der Menschen ragt. Ein Blick dort hinauf darf nicht nur von dem Guten das Beste, sondern muß auch von dem Wahren das Wahrste erschauen.

Es sollen diese Vorbemerkungen besonders dazu dienen, die eingehende Beachtung zu rechtfertigen, die wir den beiden genannten Büchern trotz ihres geringen Umfanges schenken; alles, was über bedeutende Persönlichkeiten und deren Wirken in einer Weise verkündet wird, daß viele es hören und sich danach richten sollen, darf verlangen, genau auf seinen Werth hin geprüft zu werden.

In der Arbeit von F. J. Schwerdt tritt uns zunächst und durchgängig die liebevolle Hingabe für sein Thema entgegen. So liebevoll behandelt der Autor seinen Stoff, daß uns manchmal scheinen will, als ob Zärtlichkeit ihn hindere, mit der ganzen Hand anzufassen; die Berührung mit dem kleinen Finger genügt ihm schon! Es ist ersichtlich, daß er in einer ganz besondern Stimmung der Aufgabe, die er sich gestellt, gerecht zu werden versucht; seine Darstellungen sind in dichterischem Schwunge gehalten; des trockenen Tones, der vielleicht klarer und einleuchtender wäre, ist er von vornherein schon satt; wie ein Gedicht in Prosa klingt häufig sein Bericht, und wenn ein Blick doch eigentlich dazu dienen soll, zu erkennen, so erhebt ihn Schwerdt wol nur, um zu bewundern! Freilich ist die Persönlichkeit des Papstes Leo XIII. eine sehr hervorragende, und ihr allseitig gerecht zu werden, ist nicht nur eine umfassende, sondern auch eine sehr schwere Aufgabe. Immerhin hat F. J. Schwerdt, wie deutlich erkennbar, seinen Blick durch so fleißiges Forschen geschärft, daß wir des Positiven mehr erwartet hätten. Als Positives aber können wir doch unmöglich bezeichnen, wenn der Autor z. B. aus dem ja gewiß scharf geschnittenen charaktervollen Kopfe des Papstes herausliest:

Wer das den Gedichten des Papstes vorausgeschickte, wohlgelungene Bildniß des hohen Verfassers aufmerksam betrachtet, fühlt unschwer heraus, daß in diesen mächtigen Zügen trotz aller Milde, aller Freundlichkeit, die wie Sonnenschein von der hohen

Stirn herableuchten und das ganze Antlitz bis in die charakteristisch breiten Mundwinkel hinein lieblich verklären, daß in diesen scharf geschnittenen Zügen, sage ich, etwas Strenges und Großes, etwas Universales, ja, ich möchte hinzufügen, etwas Traditionelles, etwas Altrömisches liegt, wodurch die erhabene Aufgabe, die Leo XIII. geworden, in den schwierigsten Zeitläuften das Steuerruderamt des Schiffes Petri zu übernehmen, gleichsam providentiell angedeutet zu sein scheint. Und nicht nur die Aufgabe allein, nein, auch die begründete Hoffnung auf glückliche Erfüllung derselben ist ausgeprägt in diesem strenggebildeten, willensstarken Angesicht, aus dem zwei leuchtende Augen hervor scheinen, die wie rettende Sterne die dunkelste Fahrt zu erhellen versprechen.

Wir bekennen, daß wir das Bildniß aufmerksam betrachtet, aber beim besten Willen so viel nicht heraus fühlen konnten.

Was Schwerdt dann von den Gedichten Leo's XIII. behauptet, daß sie „nicht die volle Geschichte seines Lebens enthalten, noch weniger aus ihnen die ganze Größe seines gewaltigen Geistes erkennbar ist", unterschreiben wir unbedingt, sind aber trotzdem der Ansicht, daß diese Gedichte zwar sehr subjective, aber dennoch höchst bedeutungsvolle Kundgebungen der geistigen Eigenart Leo's XIII. sind, und in diesem Sinne verdient Schwerdt für ihre ausnahmslos vortreffliche Verdeutschung unsern Dank und volle Anerkennung. „Ein ungewöhnlicher, seine nächsten Zeitgenossen weit überragender Geist, eine providentielle Persönlichkeit spricht aus ihnen": das ist gewiß wahr, und diese Gedichte haben deswegen unschätzbaren Werth für den historischen Forscher und Biographen, weil sie eben geistige, wenn auch nicht abschließende Zeugnisse für die Persönlichkeit des Dichters sind. Es mögen die „Perusinischen Hirtenbriefe" des Papstes an Gedankentiefe seine „Caserina" überragen: immerhin sind diese auch als Höhepunkte seines geistigen Könnens zu betrachten, und wir bewundern rückhaltslos sowol die poetische Weihe, mit der sie geschaffen worden, als die oft echt antike Schönheit der Form, in der sie uns geboten werden. „Es ist unnöthig zu sagen, daß Leo XIII. die lateinische Sprache in einer Weise beherrscht, die völlig geeignet ist, selbst den zünftigen Philologen, der an der Hand großer Muster die Eleganz, Kraft und Tiefe der Römersprache zu würdigen gelernt hat, in ein gerechtes Erstaunen zu setzen" — so bemerkt F. J. Schwerdt gewiß mit vollem Recht. Wir beugen uns hierin seiner Autorität ohne weiteres; uns interessirt besonders der deutliche Einfluß, den Virgil auf den päpstlichen Dichter ausgeübt haben muß und der sich in nicht seltenen Reminiscenzen aus dessen didaktischen Gedichten äußert. Mit bestem Verständniß hat Schwerdt seine Auswahl aus den verschiedenen Gedichtsammlungen des Heiligen Vaters, deren letzte übrigens erst im Jahre 1886 erschienen ist, getroffen. Er hält sich in der Wiedergabe an die chronologische Ordnung, die der Dichter selbst in allen seinen Sammlungen sorgsam beobachtet, hierbei den Zweck im Auge haltend, die Hauptmomente aus der Lebensgeschichte Leo's XIII. gewissermaßen poetisch illustrirt dem Leser vor das Auge zu führen. Diese Lebensgeschichte selbst entwirft er uns aber nur bis zum Beginn der priesterlichen Thätigkeit Gioacchino Pecci's, des jetzigen Papstes Leo XIII., der am 2. März 1810 zu Carpineto Romano in Mittelitalien geboren wurde.

Anziehend ist die Art und Weise, wie uns hier über die Jugendzeit des hochbegabten, edeln Jünglings, der im Jahre 1832 seine theologischen Studien in der kirchlichen Akademie junger Edelleute (Accademia ecclesiastica dei nobili) zu Anagni begann, berichtet wird. Klingt es nicht fast odenhaft, wenn wir lesen:

> Und auch du armes, verlassenes, auf zerklüftetem Gestein erbautes, von Felsen umthürmtes Carpineto, auch du bist nicht die geringste mehr unter den Städten Italiens: von den Tagen Gioacchino Pecci's datiren die Annalen deines Ruhmes. Die Taufregister der Pfarrei von St.-Nikolaus sind dein libro d'oro!

Und weiter:

> Und auch du, stolzes Anagni, mit deinen zwölf Sternen (le dodici stelle di Anagni), deinem Kranze vornehmer Geschlechter, auch du hast wohl gethan, deine alten, streng verwahrten Familienregister bereitwillig dem jungen Gioachino Pecci zu erschließen. Schön ist der Blick, hat man einmal den mit Feigen-, Granat- und Oelbäumen umstandenen Hohlweg durchschritten, schön ist der Blick von deiner heitern Höhe herab über fast ganz Latium, an den zackigen Volskerbergen vorbei, über die pränestinische Ebene hinweg bis weit in die am dämmernden Horizont im letzten Silberlichte verschwimmende grasreiche römische Campagna hinein. Aber mit gleichem Entzücken ruht das Auge auf den vergriffenen Seiten deines goldenen Buchs: „Gioacchino Pecci, Patrizio di Anagni." Dieser leuchtende Name verlieh deinem erblassenden Sterne neuen Glanz!

Was wir aber erfahren, geht eigentlich über das Allerbekannteste nicht hinaus; der Verlauf der geistigen Lernzeit des jungen Gioacchino trägt sich, rein äußerlich betrachtet, in einer Art gebotener Reihenfolge zu, und Schwerdt würzt seine biographischen Aufzeichnungen nur immer wieder durch den hymnenhaften Aufschwung, in dem er sie berichtet und durch die Gedichte, die den einzelnen Ereignissen ihre Entstehung verdanken. Im Jahre 1836 war Ludovico Pecci, der vielgeliebte Vater des jungen Klerikers, gestorben (Schwerdt berichtet das traurige Ereigniß mit der Bemerkung: „Man sieht, den Leidensweg nach Golgatha zu wandeln, erspart Gott auch seinen Lieblingen nicht"). Jener Zeit gelten die Strophen:

Schweigend in das Abendroth
Schaut mein Auge sinnend oft;
Was ich einst geliebt, ist todt,
Unerfüllt, was ich gehofft.

Goldner Schein, der mich umfließt,
Ach, wie bald stirbt deine Pracht!
Scheidend sei von mir gegrüßt,
Licht und Leben zwingt die Nacht.

Ein Jahr später empfing der junge Pecci aus den Händen des Cardinals Odescalchi (23. December 1837) die Priesterweihe und las am folgenden Tage seine erste heilige Messe.

Mich nicht locken die Reize des rasch hinfließenden Lebens;
Auf die Ewigkeit aus, sorg' ich um Irdisches nicht.

Steu'rt er dem Himmelreich zu, glückselig der Kömmling, glückselig,
Wenn zum Hafen das Schiff lenken der Fährmann nur kann! —

so hat schon als zwanzigjähriger Jüngling Gioacchino Pecci gesungen, der jetzt als Leo XIII. der „überaus und überall geliebte Heilige Vater" geworden ist.

Zu einem völlig abgeschlossenen Ganzen führt Hermann Fischer seine „Studie" über Ludwig Uhland. Dem äußern Leben des Dichters widmet er allerdings nur kurze Notizen, die einzig der Hauptmomente des Lebenslaufes gedenken; aber er versucht ein möglichst treffendes Bild Ludwig Uhland's als Dichter, Patriot und Gelehrter zu entwerfen, und von vornherein bemerken wir, daß alles in allem ihm seine Absicht bestens gelungen. Gar zu schwierig war seine Aufgabe nicht; die Eigenart Ludwig Uhland's besteht im wesentlichen in der Treue und Lauterkeit, in der Kraft und Entschiedenheit als Mensch und als Dichter: „seine Gesänge haben wie seine Gesinnung Wahrheit, die Gestalten seiner Dichtung Wirklichkeit"; sein ganzes Schaffen und Wirken war dem Leben und der Gegenwart zugewandt, und weil wir an den Früchten seine Kraft erkennen konnten, ist diese in ihrer ganzen Vielseitigkeit uns deutlich offenbar. Hermann Fischer hat uns aber, seines Stoffes überaus kundig, die Ursachen mit den Wirkungen einleuchtend zusammengestellt, und so verstehen wir, geleitet von seiner Hand, in dem Entwickelungsgange Ludwig Uhland's so manches besser als bisher und sind schon deswegen dem Autor für seine Studie aufrichtig dankbar. Die Eintheilung, die Fischer gewählt, beweist von vornherein die Gründlichkeit seiner Arbeit. „Jugend"; „Gedichte und Dramen"; „Politiker und akademischer Lehrer"; „Gelehrte Thätigkeit"; „Alter und Tod" — so betiteln sich die einzelnen Abschnitte der „Studie", in denen auch immer wieder dem Menschen Ludwig Uhland in psychologischer Vertiefung Rechnung getragen wird.

Von den Aeltern Uhland's berichtet uns Fischer, daß der Vater (1756 geboren) die Rechte studirt habe und der Amtsnachfolger und Schwiegersohn des Universitätssecretärs Hofer geworden ist.

Die Mutter selbst zeigt sich als eine ausgezeichnete Frau in einigen Briefen an den Sohn, aus denen ungemein viel Verstand und weiblicher, auf das Praktische gerichtete Sinn, ohne Verzicht auf feinere Regungen und höhere Strebungen des Geistes, in einer herzerquicklichen Weise redet. Der Vater muß ein durch und durch ehrenwerther, gerader und gerechter Biedermann gewesen sein, der dem Sohne die festen Bestandtheile seines Wesens vererbt haben mag; die feinern kamen jedenfalls von der Mutter.

In der durch solche Aeltern bedingten Lebensatmosphäre, entfernt von jeder drückenden Sorge, entwickelte sich Uhland zum Jüngling. „Er war ein frischer, derber Knabe, in körperlichen Uebungen gewandt und außer den üblichen Kinderkrankheiten immer gesund; er hat auch später während der zweiundvierzigjährigen Dauer seiner Ehe keinen Arzt gebraucht bis zu seiner letzten Krankheit." Mit seinem funfzehnten Lebensjahre, wie es eigenartige Verhältnisse mit sich brachten, wurde er schon in Tübingen zum Studium der Rechte inscribirt:

Es war nicht selten, daß tübinger Bürgersöhne in so frühen Jahren akademische Bürger wurden. An der anatolischen Schule fehlten die Oberklassen. Dieselben wurden dann durch Privatunterricht ersetzt, der die formell schon zum Studium zugelassenen auf dasselbe vorbereitete.

Im Jahre 1805 begann er dann sein Fachstudium fast gleichzeitig mit Justinus Kerner und Karl Mayer, die 1803 und 1804 die tübinger Universität bezogen; zu diesen gesellt sich später noch Gustav Schwab, und so haben wir einen Freundschaftsbund, der für alle auf Lebenszeit geschlossen war, dessen geistiges Haupt aber, wie aus den Briefen der Freunde klar hervorgeht, Uhland von Anfang an war und geblieben ist. Wir wollen an dieser Stelle eines Urtheils Fischer's über diesen gedenken, das uns für die ganze Lebenszeit Uhland's, den Varnhagen einst (1808) „den entschlossensten, hartnäckigsten Schweiger" nennt, „der ihm bis dahin vorgekommen", maßgebend erscheint:

Er hatte die Art entschlossener und zielbewußter Charaktere an sich, welche nicht unnütz reden, welche zwar unbeugsam entschlossen sind, von ihren Meinungen kein Jota nachzulassen, es aber für ganz überflüssig halten, dieselben überall aufzutischen. Er ist im literarischen und im politischen Leben seiner Ueberzeugung treu nachgegangen, ohne andern die ihrige zu verargen. Eine gründliche und redliche Forschernatur, baute er seine Specialforschungen auf das sauberste und gewissenhafteste aus, ohne den Kitzel zu encyklopädischem Wissen oder gar zur eitlen Auskramung eines solchen zu haben. Von echtem Stolz beseelt, war er sich zu gut, sich aufzuspielen. Huldigungen, die man ihm in spätern Jahren so oft darbrachte, waren ihm stets peinlich, vielleicht nicht blos aus Bescheidenheit oder weil er sich da genöthigt sehen konnte, öffentlich zu reden, was er, wo's die Sache wollte, ganz vortrefflich verstanden hat, sondern auch, wie es Oehlenschläger an ihm bemerkt haben wollte, aus einem Stolz, der wahrhaft großen Menschen kaum jemals fehlen kann. ... Er war kein Freund der Einsamkeit, aber er liebte kleine, durchaus zusammengehörige Kreise. Die Männergesellschaft war es, die er nach süddeutscher Weise vorzog, in der ein gerades Wort kein Verstoß gegen die Gesellschaftsregel ist. ... Die gemischte Gesellschaft, in der oberflächliches Geistreichthun so gern die Oberhand gewinnt, konnte ihm nicht zusagen; das Weib stand dem Manne voll tiefgründiger Empfindung zu hoch, als daß er mit ihm hätte kokettiren mögen. Am häuslichen Tisch oder in Gesellschaft weniger Freunde, da thaute er auf; da konnte er beredt werden, ja von Lustigkeit sprühen. Ein liebenswürdiger Humor, der gern die Spitze auch gegen sich selbst wendet, spricht aus manchem seiner Gedichte, und ein solcher war ihm auch im geselligen Verkehr eigen. Klatsch und Gemeinheiten durften da keine Rolle spielen, und die auch bei ernster Gegnerschaft mit dem schlimmsten Wort zurückhaltende Milde in der Form, die er in seiner politischen Polemik, in seinen wenigen kritischen Aeußerungen über literarische Dinge an den Tag legt, ist ihm gewiß auch im geselligen Verkehr eigen gewesen.

Mit der Dissertation „De juris romani servitutum natura dividua vel individua" errang Uhland 1810 die juristische Doctorwürde und trat bald darauf seine erste pariser Reise an, die nachhaltigsten Einfluß auf ihn übte.

Im Jahre 1812 veröffentlichte er seine erste schriftstellerische Arbeit: „Denkmal Friedrich von Harppecht's", ohne aber seinen Namen zu nennen, und 1815 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, der dann bis zum Tode des Dichters mehr als vierzig andere folgten. Hierbei sei, gleichfalls nach den Angaben Fischer's, etwas Ueberraschendes constatirt:

Uhland's Poesie fließt reichlich etwa bis zu seinem dreißigsten Jahre; mit der Mitte des Jahres 1817 hört sie fast ganz auf. Bis dahin über zweihundert Gedichte in dreizehn, vierzehn Jahren; von da an in elf Jahren nicht mehr als funfzehn. Zwei weitere Epochen verhältnißmäßig reicher Production zeigen sich noch in den Jahren 1829 und 1834; aber aus den folgenden drei Jahrzehnten — zehn Gedichte! Es war wol in der That richtig, wenn man vielfach hörte, Uhland's Dichtung habe einen Frühling, aber keinen Herbst gehabt; aber es ist freilich unrichtig, wenn man diese Worte auf den Gehalt seiner Dichtungen bezieht.

Dieses frühzeitige Aufhören der eigentlich dichterischen Production (nach dem Jahre 1849 finden wir nur noch fünf kleine Gedichte von epigrammatischer Haltung; das waren die letzten Klänge seiner Dichterharfe) mußte zu jener beliebten Unterscheidung führen, nach der Uhland wol ein poetisches Talent, aber keine poetische Natur gewesen! Wir meinen aber, daß Uhland's dichterische Bedeutung hierdurch keine Einbuße erleidet, und finden Fischer's Bemerkung zu dieser Frage vollkommen gerechtfertigt:

Schließlich hat doch jeder seine aussetzenden Pulse, und wer die Rückkehr einer poetischen Stimmung nicht abwarten mag wie Uhland, sondern im Vertrauen auf die technische Fertigkeit, die Uhland doch wahrlich auch hatte, darauf losdichtet, der muß nur zu leicht das Lob einer allezeit frischen und sangbereiten Dichternatur mit dem Tadel erkaufen, sehr oft nicht auf seiner eigenen Höhe zu stehen. Es ist wol keine Blasphemie, wenn ich in diesem Zusammenhange auch Goethe nenne, der sich mit der wahllosen Veröffentlichung aller geringfügigen Kleinigkeiten „an Personen und zu festlichen Gelegenheiten" u. a., wenigstens bei denen keinen Dank verdient hat, die noch eine Kritik an ihm für erlaubt halten.

Auch auf den Excurs, den Fischer in das Lager der Romantiker unternimmt, die verschiedenen Feldzeichen, unter denen diese kühnen Streiter in die Arena der Literatur gezogen, erläuternd, wollen wir besonders aufmerksam machen. Der Zusammenhang Uhland's mit der Romantischen Schule ist ja wol bekannt; in deren Blütezeit fällt sein erstes Auftreten als Dichter, das sich deutlich durch sie beeinflußt zeigt. Bald aber entwickelt Uhland seine eigenthümliche Auffassung des Romantischen; das Versenken in das Ahnungsvolle und Mystische war seiner Individualität gar zu fremd, als daß er sich ihm auf die Dauer hätte hingeben können, und er ist es, der dem Romantischen einen neuen lebenskräftigen Charakter verlieh und dennoch gleichzeitig seinen Zauber vernichtete. Fischer nennt die Zeit, in der Uhland der Romantischen Schule sich angeschlossen, dessen tieckisirende Periode, und bespricht überzeugend den Einfluß, den „Des Knaben Wunderhorn" und der Romantiker Pflege der romanischen Poesieformen auf Uhland ausübt.

Wir halten dieses Kapitel überhaupt für das bedeutendste der Fischer'schen „Studie"; manche seiner Erörterungen führen sicherlich zur Bereicherung der Uhland-Kunde, und nur der Ton der Apotheose, in den er öfter verfällt, will uns nicht ganz behagen.

Den andern Abschnitten der „Studie" ebenso eingehend zu folgen, würde uns zu weit führen; Fischer steht überall auf der Höhe seiner Aufgabe; er zeigt in klaren Zügen, wie Uhland auch als Patriot und Politiker sich selbst ohne jedes Schwanken treu geblieben, und weist dann geistvoll nach, daß Uhland's Dichtung und Forschung als verwandt zu bezeichnen sind. Fischer wird dem Forscher Uhland ebenso kritisch gerecht wie dem Dichter, hier wie dort sind es „schließlich doch die Gründzüge seines menschlichen Charakters, welche da zum Vorschein kommen, welche bei seiner, keiner Verstellung und Schminke fähigen Natur überall klar zu Tage liegen: ein treuer, hingebender Sinn und ein der stillen Schönheit gegenständlicher Poesie zugewandtes Gemüth".

Wenn sich die Arbeit Fischer's nach unserm Dafürhalten dem Besten anreiht, was über Ludwig Uhland geschrieben worden ist, so können wir bei aller Anerkennung auch ein tadelndes Wort nicht unterdrücken. So hoch Uhland stehen mag: auch Heinrich Heine ist jedenfalls ein echter und großer Dichter gewesen, und Fischer hätte sich zu folgendem Satze: „Der freche Spötter, der einst über Uhland's Ritterromantik in seiner geistreich-liederlichen Weise gewitzelt hatte, lag zu Paris in einer jahrelang währenden Auflösung, selbst geschmäht und verlassen, fast mehr, als er's verdient hatte", nicht hinreißen lassen dürfen. Wir müssen hierin einen Mangel an Objectivität erkennen, der uns wie ein Miston in dem sonst so harmonisch durchgeführten Werke berührt.

Albert Weigert.

Zwei neue poetische Uebersetzungswerke.

1. Anthero de Quental. Ausgewählte Sonette aus dem Portugiesischen verdeutscht von Wilhelm Storck. Paderborn, F. Schöningh. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Lutz. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Wer ist Anthero de Quental?

Wenige in Deutschland werden eine Antwort darauf haben; denn obwol die zeitgenössische romanische Literatur, zumal die Lyrik, in den letzten Jahrzehnten des Schönen und des Tiefen so manches gezeitigt hat — wer weiß bei

uns in Deutschland etwas von diesem blühenden Liederfrühling jenseit des Rheins und der Pyrenäen? Zu den im Lande der Bismarcks und Moltkes viel zu wenig gewürdigten Lyrikern des europäischen Südens gehört auch Anthero de Quental, ein in seinem portugiesischen Vaterlande gefeierter Poet, dessen „Ausgewählte Sonette" (Nr. 1) uns Wilhelm Storck soeben in einer dankenswerthen Verdeutschung darbietet. Er erwirbt sich damit ein wirkliches Verdienst um die fremdländische Dichtung in Deutschland.

Anthero de Quental erweist sich in den hier zusammengestellten Sonetten als ein bedeutendes reflectirendes Talent mit Dante'schem Zuge: Philosophie und Symbolik reichen sich in ihnen die Hand; das Visionäre, Mystische, Räthselhafte wiegt in diesen eigenartigen Dichtungen entschieden vor; die Form aber, in die sie sich kleiden, hat ein gewisses lapidares Gepräge; er liebt den großen Stil, oft auch die Hyperbel. Es ist keine Frage, gerade für diese Art Dichtung, für die pathetische Sentenzenpoesie (gewiß! auch die Sentenz kann pathetisch sein), gibt es kaum ein angemesseneres Gefäß als das zugleich graziöse und charakteristische, ebenso wol elastische wie bestimmt ausgeprägte Klanggedicht Petrarca's; denn es zwingt zum scharf concentrirten und darum um so reizvollern Ausdrucke. Anthero de Quental's Sonette sind ein neuer Beleg hierfür.

Es ist eine durchweg tief pessimistische Welt- und Lebensanschauung, ja oft geradezu eine Poesie der Verzweiflung, die aus den Vierzehnzeilern des portugiesischen Dichters zu uns spricht, und diese Momente der Verzweiflung, in denen de Quental nicht selten an den grandiosen Weltschmerz und titanischen Skepticismus eines Leopardi erinnert, sind zugleich die Glanzmomente der de Quental'schen Dichtung. Der Poet ist hier — man fühlt es — am wahrsten, am unmittelbarsten, am überzeugtesten, kurz: am meisten er selbst. Um so befremdender wirkt der katholisirende Positivismus, in den die Sonette — wir werden das später sehen — in dieser Zusammenstellung schließlich ausklingen: ein Ausklang, der uns, vom Entwickelungsstandpunkte des Dichters aus betrachtet, innerlich nicht überzeugen kann.

Anthero de Quental (geboren 1842 auf der Insel San Miguel), veröffentlichte außer den „Sonetten" bisher zahlreiche politische Flugschriften und zwei poetische Werke: „Moderne Oden" (1865) und „Romantische Frühlinge" (1872). In den Oden tritt, wie der Dichter selbst sagt, eine sonderbare Verbindung des Hegel'schen Naturalismus (?) und des radicalen französischen „Humanitarismus" zu Tage, während de Quental die „Romantischen Frühlinge" am besten zu kennzeichnen meint, wenn er sie „du Heine de deuxième qualité" nennt. Ueber seine uns hier einzig angehenden Sonette äußert er sich endlich folgendermaßen:

Ich schätze dieses Büchlein der Sonette, weil es wie die Aufzeichnung eines intimen Tagebuchs und ohne weitere Ueberlegung, als die Genauigkeit der Vermerke eines Tagebuchs sie erheischt, die einander folgenden Phasen meines Geistes- und Gemüthslebens begleitet. Es bildet eine Art Autobiographie eines Gedankens und gleichsam die Gedenkblätter eines Gewissens. — — Die deutschen Kritiker werden es vielleicht interessant finden, die Einwirkungen wahrzunehmen, welche durch die Einimpfung des Germanismus in den nicht dafür vorbereiteten Geist eines Südländers, eines Nachkommen der katholischen Seefahrer des 16. Jahrhunderts, hervorgerufen wurden. Möglicherweise wird diese Erscheinung eine weitere, wenngleich geringfügige Seite in der Geschichte des Germanismus in Europa abgeben und vielleicht die Aufmerksamkeit derjenigen anregen, welche sich mit der vergleichenden Völkerpsychologie befassen.

Diese Mittheilungen befinden sich in dem trefflichen Vorworte des Uebersetzers, welches dem Hauptinhalte nach aus einer autobiographischen Skizze des Dichters besteht. Als besonders interessant geht aus dieser letztern, wie ja auch schon aus dem oben Mitgetheilten, hervor, daß die deutschen Einflüsse auf Anthero de Quental von vornherein sehr groß waren. Den Hegelianismus betrachtet er als den Ausgangspunkt seiner philosophischen Speculationen und behauptet, daß innerhalb jener Philosophie seine intellectuelle Entwickelung vor sich ging. Neben seinen philosophischen Studien war er eine Zeit lang socialistisch thätig: als ein Anhänger und Schüler von Marx und Engels führte er als der Erste in Portugal die internationale Association der Arbeiter ein und nennt sich in Bezug hierauf „eine Art von kleinem Lassalle". So trug er dazu bei, daß der Germanismus zwischen Tajo und Duero festen Fuß faßte und sich damit ein neues Zeitalter für die portugiesische Gedankenwelt eröffnete. In einer spätern Periode seines Lebens las Anthero de Quental mit Vorliebe Eduard von Hartmann, Lange und du Bois-Reymond und stieg zu den „Quellen des deutschen Gedankens" hinunter: zu Leibniz und Kant.

Die deutschen Einflüsse sind denn auch in den Sonetten unsers Portugiesen unverkennbar, und namentlich Schopenhauer und sein Adept Hartmann haben ihm ihren Stempel augenfällig aufgeprägt, ohne sein unabhängiges Denken dadurch zu beschränken.

Es ist, wie gesagt, ein tiefer Pessimismus, der diese Sonette charakterisirt. Um das zu belegen, hier nur ein Beispiel in dem folgenden Vierzehnzeiler:

Entscheidung.

Ich rief herbei zu meinem frost'gen Pfühl
Die Rückerinnerungen bessrer Tage,
Nachtschemen, die, geneigt mit leiser Klage
Auf meine Brust, belauschen mein Gefühl,

Und sprach: „Im weiten, engen Weltgewühl,
Lohnt sich's der Mühe, daß man bang' und zage,
Geboren ward? Antwortet auf die Frage,
Ihr Rückerinnerungen, arm und kühl!"

Drauf wurden unruhvoll sie allzumal
Und standen ganz betrübt und bleich und fahl,
Sogar die heiterste der Jugendfrühe;

Dann sprach gelassen jegliche Gestalt,
Um ihren Mund ein Lächeln krank und kalt,
Und sagte: „Nein! es lohnt sich nicht der Mühe."

Im Anfang seiner Entwickelung glaubt Anthero de Quental nicht an ein göttliches Princip und beantwortet die Frage: „Sind Götter?“ schroff und verneinend.

Tritt uns in einer großen Reihe von Sonetten die Individualität des Dichters voll und ganz als eine durchaus fertige und in sich geschlossene Gestalt in den bestimmten Zügen des Pessimismus und Skepticismus entgegen, so können die uns von dem Uebersetzer gebotenen Sonette, als Ganzes betrachtet, doch den oben wiedergegebenen Ausspruch des Dichters nicht rechtfertigen, daß das „Büchlein“ die „einanderfolgenden Phasen“ seines „Geistes- und Gemüthslebens“ begleite und „gleichsam die Gedankenblätter eines Gewissens“ bilde. Um diese Aufgabe zu erfüllen, müßten die Sonette uns in größerer Vollständigkeit geboten werden, als dies geschehen. So befremdet denn als einigermaßen unvermittelt das aus den Schlußsonetten sprechende drastische Bekenntniß des Dichters, dies um so mehr, als es, wie schon angedeutet, eine entschieden katholisirende Färbung gewinnt: ein Ausgang, auf den die frühern Sonette nirgends vorbereiten. In dem allerletzten Vierzehnzeiler stellt sich der Dichter, vollständig zum Deismus bekehrt, „in Gottes Hand“, indem er singt:

In Gottes Hand, in seiner rechten Hand
Gewann zuletzt mein Herz ersehnte Rast,
Seit ich des Trugs verzaubertem Palast
Auf schmalem Weg mich Schritt für Schritt entwand;

Wie welke Blumen, die sich Mädchentand
Zum Schmuck erlas, hinwarf ich all den Glast
Der Schwärmerei und Leidenschaft im Hast,
Irrwahngebilde voller Unbestand;

Dem Kinde gleich, am düstern Wandertag —
Die Mutter hält's an ihre Brust gedrückt
Und wallt, beseligt lächend, immerzu

Durch Sumpf und Wüstenei, Gefild und Hag —
So schlaf', befreites Herz, hinfort beglückt,
In Gottes Hand auf ewig schlaf' in Ruh'!

Wir besitzen in der deutschen Sonettendichtung nur wenige Beispiele der Gattung, die, was den eigenthümlichen Ernst des Stimmungscolorits und die melancholische Tiefe der Weltanschauung betrifft, sich diesen Vierzehnzeilern an die Seite stellen könnten. Einheitlich und in einer größern Reihe von Sonetten kommt dieses Stimmungscolorit und diese Weltanschauung meines Wissens bei uns nur in den formschönen und gedankenreichen Dichtungen gleichen Genres von Albert Möser zum Austrag. Zu um so größerm Danke müssen wir uns Wilhelm Storck für seine im ganzen geschmackvolle und fleißige Uebertragung des geistvollen Portugiesen verpflichtet fühlen: Leistungen, die durch die beigegebene Einleitung und die mit erschöpfendem Aufwande von Gelehrsamkeit abgefaßten Anmerkungen nicht unerheblich an Werth gewinnen.

An den bisher in Deutschland wenig bekannten Portugiesen möge sich hier ein Amerikaner reihen, dessen Name bei uns längst einen guten Klang hat: Bayard Taylor's norwegisches Idyll „Lars“ (Nr. 2) liegt in einer Uebersetzung von Margarethe Jacobi vor; vorangeschickt ist ein kurzes Lebensbild des Dichters aus der Feder der Uebersetzerin nebst dessen Porträt in Lichtdruck.

Taylor steht in dem gebildeten Deutschland in hohen Ehren, wäre es auch nur um der Verdienste willen, die er sich als Diplomat und als Vermittler zwischen seiner heimatlichen und der deutschen Literatur erworben: wir ehren Taylor, den Staatsmann, der, wenn leider auch nur durch ein blos kurzes Wirken, als nordamerikanischer Gesandter in Berlin sich allgemeine Achtung und Liebe erworben; wir ehren Taylor, den Uebersetzer, der unter andern Werken Goethe's „Faust“ und Hebel's „Idyllen“ in mustergültigen Nachdichtungen der englisch lesenden Welt zugänglich gemacht. Denjenigen aber unter uns Deutschen, die Taylor nicht nur als Staatsmann und Uebersetzer ehren, die ihn auch aus seinen Originaldichtungen lieben gelernt haben, wird in der feinsinnigen Jacobi'schen Uebersetzung des „Lars“ ein Werk geboten, das ihnen den Menschen wie den Dichter Taylor nur noch theurer machen wird.

Es ist wahr, „Lars“ ist keine Schöpfung von hervorragender originaler Kraft und Eigenart; denn sie klingt vielfach an bekannte Vorbilder, zumal an Tennyson's „Enoch Arden“, an. Es ist ferner wahr, „Lars“ ist kein Erzeugniß von besonderm Glanze des dichterischen Vortrags; denn die Dichtung kennzeichnet sich im Gegentheil durch eine äußerst einfache Darstellungsform. Aber „Lars“ ist ein Werk, das den gewaltigen Conflict der Eifersucht in packender Weise und auf einem eigenthümlichen localen Hintergrunde zum Ausdruck bringt; es ist zugleich — und das macht seinen eigentlichen Werth aus — ein Idyll, welches durch die künstlerische Formulirung und Proclamirung einer alles versöhnenden Menschenliebe einen Gipfel ethischer Höhe und humaner Größe erklimmt, der ihm einen dauernden Platz in der Literatur des Jahrhunderts sichert. Dieses Versöhnende und die milde Farbe der Empfindung, die über dem Ganzen liegt, macht den eigentlichen Charakter des „Lars“ aus und rechtfertigt auch seine Rubricirung als Idyll, die bei der Leidenschaftlichkeit des hier zum Austrag gebrachten Conflicts sonst anfechtbar erscheinen dürfte.

Die Taylor'sche Dichtung versetzt uns nach Norwegen. Lars, der Held derselben, ein junger Landmann, tödtet im Ringkampfe, jenem eigenthümlichen norwegischen Volksduelle, den von ihm eifersüchtig gehaßten Per, muß aber hinterdrein die Entdeckung machen, daß die schöne Brita, um deren Besitz der Kampf der beiden Bursche entbrannte, nicht ihn, sondern den Todten liebt. Tief gebeugt und von Reue erfüllt, verläßt er Norwegen und schifft sich nach Amerika ein, wo er in einer Quäkercolonie Aufnahme findet. Die erziehliche Macht, welche die milden Sitten und Satzungen dieser Religionsgemeinschaft an dem wilden Sinne des ungezähmten Norwegers üben, ist vom Dichter mit feinfühligem Instinct erfaßt und mit großer Kunst

psychologischer Nachempfindung zu einem Haupthebel des Idylls gemacht worden. Lars heirathet eine Quäkerin und kehrt mit ihr, in jedem Sinne veredelt und von Heimweh getrieben, nach Norwegen zurück. Hier stellt er sich aus eigenem Entschlusse dem Bruder des von ihm getödteten Per zum Sühnekampfe, wobei er sich gelobt, seine Schuld zu büßen, indem er sich ohne jede Gegenwehr dem Messer seines Gegners preisgibt. Nun aber — und darin liegt das reinigende und erhebende Schlußmoment des Poems — fühlt der zum Rächer berufene Bruder des getödteten Per sich durch solche Seelengröße innerlichst bewegt und bezwungen. Die Sühne ist durch diesen bloßen Entschluß der Demüthigung, den Lars faßt, vollzogen, und die Dichtung schließt mit der Versöhnung der feindlichen Parteien harmonisch ab.

So ergibt sich als ethischer Kern dieses „Lars" die Idee: die elementare Leidenschaft im Menschen wird besiegt durch eine wahrhafte und rückhaltlose Unterordnung unter die Gesetze der Sittlichkeit und der Religion. Die einfache und anspruchslose Art aber, mit welcher Taylor diese Idee in seiner schlichten Erzählung zum Ausdruck bringt, gerade sie verhilft der Dichtung zu ihrer schönsten Wirkung.

Was die Uebersetzung betrifft, so darf die Kritik ihr nachrühmen, daß sie dem Ideal der Uebertragungskunst, ein Werk zu liefern, das sich wie ein Original liest, sehr nahe kommt. Die durchweg reimlos und stumpf ausklingenden Blankverse dieses deutschen „Lars" haben ein gewisses episches Gepräge, das — ganz dem Geiste der Dichtung angemessen — Kraft mit Milde vereint und in jeder Zeile das phonisch feingebildete Ohr und den vornehmen Geschmack der Nachdichterin documentirt. Hier zur Charakteristik des Taylor-Jacobi'schen Stils nur eine Probe, die dem Höhepunkte der Dichtung, nämlich der Schilderung des verhängnißvollen Ringkampfes zwischen Lars und Per entnommen werden möge:

Im Ledergürtel standen Beide jetzt,
Der zwischen Brust und Hüfte sie umschloß,
Den schlanken Oberkörper unbedeckt.
Sich seitwärts wendend schnallten fester sie
Den Gürtel, und der Abendsonne Schein
Bestrahlt noch einmal warm und lebensvoll
Die jugendlichen Formen, voller Kraft
Und Schönheit, die der grimme Tod bedräut.

Entschlossen standen sie, gerüstet da. —
Zwei würd'ge Greise traten auf sie zu
Mit ernstem Blick und faßten schweigend nun
Im Gurt die blanken Haken, zogen dicht
Die Gegner aneinander, Brust an Brust,
Daß Eines Gurt des Andern Haken hielt.
Es herrschte tiefe Stille athemlos.
Im Kreise rings, und düster, feierlich
War jeder Blick. Brita, von Grau'n bewegt,
Stöhnt': „Per, o Per!" — Dann stand sie festgebannt.

Die Beiden treten rückwärts — es begann
Das Ringen: Jeder faßt des andern Hand,
In der das Messer blitzt, und wehrt dem Stoß
Mit hoch erhob'nem Arm. Schwer athmend keucht
Die Brust der Kämpfer — sonst ist's todtenstill.
Doch sieh — jetzt färbt sich plötzlich blutigroth
Der Arm, die weiße Schulter; eisern fest
Verschlingen sich die Glieder, angestrengt
Wird jede Muskel mit gewalt'ger Kraft.
Sie taumeln, schwanken — es entwindet sich
Der Arm des Gegners Griff, der ihn umfaßt.
Zum Todesstoß rafft Per sich wild empor,
Doch Lars umstrickt ihn fest; die Schulter ihm
Umklammernd, stößt von hinten aufwärts er
Sein Messer, während Per's gezückter Stahl
Die Rippen streifend ihm den Arm durchbohrt.
— Ein mattes Röcheln tönt — der Kampf ist aus.
Es lösen die erschlafften Glieder sich;
Zusammen noch gegürtet, stürzen schwer
Die Ringer hin auf blutgetränkten Grund.

Man sprang herzu, man löst' die Gürtel, hob
Die Beiden auf — doch Per's Haupt sank zurück —
Der Mund war stumm, des Auges Blick erstarrt,
Und aller Schmerz und alle wilde Glut
Der Leidenschaft vorbei auf immerdar.
„Todt!" schallt es dumpf. Brita vernahm das Wort,
Wie wer im Dunkel stand und tageshell
Die Gegend plötzlich sieht, vom Blitz durchzuckt;
Die Nacht entschwand, und die Erstarrung wich,
Die sie gefesselt. Laut entrang ein Schrei
Der Lieb' sich und Verzweiflung ihrer Brust.

Den Zoll des Dankes, den wir Deutsche dem zu früh hingegangenen wackern Dichter — er starb am 19. December 1878 zu Berlin — für seine englischen Nachdichtungen aus unserer Literatur noch schulden, diesen Dankeszoll hat Margarethe Jacobi durch ihre treffliche Uebertragung des „Lars" zum Theil entrichtet. Möchte nun diese Ausgleichung auch insofern sich vollziehen, als wir, das gesammte deutsche Lesepublikum, der soeben uns gebotenen Uebersetzung des „Lars" eine gleich eifrige Aufmerksamkeit schenken, wie sie den deutschen Literaturwerken in den Taylor'schen Uebertragungen jenseit des Oceans wie des Kanals zutheil geworden ist! Gleiches mit Gleichem!

Ernst Ziel.

Vermischte Schriften.

1. Culturbilder aus dem Osten von Ferdinand Schifkorn. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 6 M.
2. Das Geheimniß von Wagram und andere Studien von Karl Bleibtreu. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M.
3. Ohne Schminke! Wahrheiten über das moderne Theater von Konrad Alberti. Dresden, Pierson. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.
4. Carlos von Gagern, Schwert und Kelle. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von M. G. Conrad. Mit dem Bilde und der Lebensgeschichte Carlos von Gagern's. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.
5. Gustav Seyffarth, eine biographische Skizze von Karl Knortz. Newyork, Steiger u. Comp. 1886. Gr. 8. 3 M.
6. Lieder aus der Fremde von Karl Knortz. Glarus, Vogel. 1887. 1 M.
7. Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz von Karl Pröll. Dresden, Pierson. 1887. 8. 1 M.

Die Berechtigung und der Werth der „Culturbilder aus dem Osten" von Ferdinand Schifkorn (Nr. 1) liegen nicht allein in der lichtvollen und anziehenden Darstellung der darin behandelten Gegenstände und Verhältnisse, sondern namentlich in der ungeschminkten Wahrheit ihres Inhalts, im Gegensatze zu tendenziöser Schönfärberei und chauvinistischer Verlogenheit. Der Stoff des Buchs ist weder im Touristenfluge erhascht, noch am Tische vornehmer Wirthe erlauscht oder, wie dies oft der Fall, aus andern Büchern mühsam zusammengestellt, sondern im Verlaufe vieljähriger Wanderungen vom Verfasser mit Verständniß und Sorgfalt aufgezeichnet worden. Zu Wagen und zu Pferde, meistens aber zu Fuß das Land der Magyaren, Bojaren, Rumänen, der alten Dacier durchziehend, verbrachte der Autor die Ruhepausen während seiner Wanderungen als Militärgeograph ebenso oft an den Wachtfeuern der Hirten und Jäger, an dem Herde des armen Landmannes, wie unter dem gastlichen Dache des Wohlhabenden, sah und hörte mit eigenen Augen und Ohren und fixirte das Geschaute und Gehörte, unbekümmert um Lohn, Erfolg oder Gunst, kein anderes Interesse verfolgend als jenes der Wahrheit. Daß diese Wahrheit nicht nach jedermanns Geschmack ist, liegt ebenso in der Natur der Sache, wie daß sich der wahrheitsgetreuen Feder des Lebens Schattenseiten häufiger darbieten, als dessen Lichtseiten; als mildernd in letzterer Beziehung darf indeß der Umstand gelten, daß, während ein Theil der Schilderungen bis an die lichtfreundliche Gegenwart heranreicht, ein anderer Theil einer mehr oder minder düstern Vergangenheit gewidmet ist, und zwar mit Vorbedacht und sicherlich nicht zum Nachtheil des Buchs. Ist es doch die Vergangenheit, welche auf dem Gebiete des Völkerlebens den Schlüssel zum Verständnisse der Gegenwart liefert; beispielsweise bringt die Skizze „Mene thekel" die Gründe für das heutige politische Verhältniß zwischen Rumänen und Magyaren ebenso bündig zur Anschauung, wie die noch immer nicht überwundene Räuberromantik den besten Commentar zur verlotterten Justiz- und Comitatswirthschaft in Ungarn, wie die Darstellung des Bojarenunwesens den allein richtigen Maßstab zur Würdigung der Herculesaufgaben bildet, welche Rumäniens deutscher Fürst bereits theils bewältigte, theils noch zu bewältigen hat. Die novellistische Form einiger Schilderungen darf den Leser nicht zu der Schlußfolgerung veranlassen, daß die schöpferische Phantasie hier nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt gestaltete; der Verfasser verwahrt sich dagegen mit den Worten:

> Die Bedingungen novellistischer Behandlung: Gegenüberstellung contrastirender Charaktere, wirksame Verflechtung der Handlung, harmonische Lösung und Abrundung mußten allerdings öfter angestrebt werden; die Träger dieser Charaktere aber, sie sind aus dem Leben gegriffen; die Ereignisse, sie haben dort und da stattgefunden, und wie alle diese Menschen mit ihren Schicksalen, ihrer Sprache, ihren Handlungen der Wirklichkeit angehören, so ist auch kein Zoll des Schauplatzes geschildert, welchen der Fuß des Verfassers nicht betreten, welchen dessen Auge nicht geschaut hätte.

Als besonders gelungen, insofern das ungarische Leben darin treffend geschildert ist, möchten wir folgende Skizzen oder Bilder bezeichnen: „Poet und Nabob", „Kraftmenschen", „Der Dorfnotar", „Dorfrichter und Pope", „Edelwild" und „Bärengeschichten". In der erstgenannten Erzählung spielt der Dichter Oermeny eine Hauptrolle. Der Einfluß der Frauenwelt ist wie überall, so namentlich in Ungarn, von hoher Bedeutung, wenn auch nicht immer nach der guten Seite hin. „Die Haupttugend wie der Hauptfehler des ungarischen Volks", sagt deshalb Schifkorn einmal, „ist der Nationalstolz; und die Schönheit, noch mehr aber die eigenthümliche Charaktermischung der Frauen trägt zur Erhaltung und Uebertreibung dieses Gefühls nicht wenig bei."

Ein in vieler Hinsicht höchst interessantes Buch ist „Das Geheimniß von Wagram" (Nr. 2), dem der Verfasser, Karl Bleibtreu, noch verschiedene andere Studien angereiht hat. Leider standen uns nicht Quellen genug zu Gebote, um gründlich zu prüfen, wie weit die historischen Studien des Autors und dessen Schlußfolgerungen wirklich begründet sind oder nicht. In der blutigen Schlacht bei Wagram fiel bekanntlich der talentvolle und tapfere Oberst Oudet. Bleibtreu sagt über den Fall dieses Helden unter anderm:

> Der Eindruck der Todesnachricht war überwältigend. Ein Wehgeschrei ging durch die Armee, Verwundete rissen ihre Verbände ab, auf seinem (Oudet's) Grabe gaben sich mehrere selbst den Tod. Was für ein außerordentlicher Mann muß das gewesen sein! Sofort und allgemein bezeichnete das Gerücht den Kaiser Napoleon als Mörder Oudet's. Ob man ihm Unrecht that? Alle Anzeichen, alle Wahrscheinlichkeitsberechnungen sprechen für die Wahrheit dieser schweren Beschuldigung. Aber freilich — wer wollte es dem Cäsar vorwerfen, wenn er den Cassius aus dem Wege geräumt hätte, ehe dieser ihn aus dem Wege räumte?! Napoleon selbst hat kurz und bündig gesagt: „Cäsar

wäre der größte Mann, wenn er nicht einen unverzeihlichen Fehler gemacht hätte: er kannte die Leute, die ihn fortschaffen wollten, genau und so hätte er sie zuerst fortschaffen sollen." Was bedürfen wir weiter Zeugniß! Ich habe mich, wie den Lesern meiner Schriften bekannt sein wird, über Napoleon's Charakter in einer Weise geäußert, die dieser Kolossalerscheinung wirklich gerecht wird, welche von sich selbst urtheilen durfte: „Ich bin anders wie die andern, und ihre Moralbegriffe sind daher für mich nicht maßgebend." Dabei aber habe ich, den rührenden Optimismus seiner Mythologen und Bewunderer sans phrase abweisend und die schurkischen, ja kleinlichen Seiten seines Wesens wohlerkennend, auf die menschlich schönen, ja edeln Züge nicht hinzuweisen vergessen, welche nur ein Unwissender und Oberflächlicher oder ein so absichtlicher Lästerer wie Lanfrey bei diesem wunderbaren Menschen vermissen wird. Napoleon war von Natur gutartig, auch weder hart noch grausam, und seine vielbeschwatzte Selbstsucht ist das Erbtheil aller sogenannten großen Männer, wobei natürlich nicht gesagt werden soll, daß nicht die ungeheure Mehrheit der Menschen in einer kleinen und niedrigen Weise ebenso und noch egoistischer ihr winziges Ich als A und O der Schöpfung betrachtet.

Dieser Passus charakterisirt die etwas derbe und ungewöhnliche Schreibweise Bleibtreu's. Was übrigens den Obersten Oudet anlangt, so darf nicht vergessen werden, daß derselbe dem Geheimbunde der Philadelphen angehört haben soll, die Napoleon's Sturz beabsichtigten. Wenn letzterer daher Oudet in den Tod sandte, so räumte er sich damit nur einen Feind aus dem Wege.

Dem Aufsatze über „Das Geheimniß von Wagram" folgen drei andere Artikel: „Die Ursachen der Entscheidung von Waterloo", „Napoleon und seine Marschälle" und „Von Roßbach bis Sedan". In dem ersten dieser drei Artikel kommt der Autor zu folgendem Schlusse:

> Nicht Napoleon's Genie und Thatkraft, sondern nur sein altes Glück mangelte ihm 1815, er ging, all seinen Berechnungen und seiner unermüdlichen Thätigkeit zum Trotz, an einer Kette unvorhergesehener unberechenbarer Widerwärtigkeiten zu Grunde. Und nicht die Heldenthaten der preußischen, nicht die Standhaftigkeit der britischen Armee haben das ruhmreiche Heer Napoleon's der Vernichtung geweiht, sondern einzig und allein jene unsichtbare unwiderstehliche Macht, die über den Völkern wie über den Einzelnen thront, und die der mechanischen Nothwendigkeit (necessitas) der naturwissenschaftlichen Weltanschauung spottet.

Uns will es scheinen, daß in dieser immerhin interessanten Beurtheilung Bleibtreu mehr dichterischen Impulsen folgt, als streng historischen Forschungen. Wellington kommt sehr schlecht bei dem Autor weg, weniger der alte Blücher; von ersterm sagt er unter anderm, daß er „das Glück hatte, überall Glück zu haben, wo die größten Männer Unglück hatten".

Lesenswerth ist der Artikel „Napoleon und seine Marschälle"; letztere werden einmal als „seltsame Heldencanaillen" bezeichnet und als „heroische Dummköpfe, Wichte und Bösewichte". Anerkennung erhalten unter andern: Bessières, Victor, Desaix, Kleber, Joubert, Marmont, Ney und Lannes. Das Kapitel „Von Roßbach bis Sedan" beschäftigt sich vorzüglich mit kühnen Reiterangriffen und schildert deren Wirksamkeit durch Anführung von Beispielen aus dem Siebenjährigen Kriege, dem Freiheitskriege und dem letzten Kriege mit Frankreich. Die letzte Studie behandelt die Schrift des Oesterreichers F. X. Wöber, welche „Die reichersberger Fehde und das Nibelungenlied" überschrieben ist; Bleibtreu ist auf Grund dieser Schrift der festen Ansicht, daß als Verfasser des Nibelungenliedes Heinrich von Traunstein angesehen werden müsse; er nimmt hier Wahrscheinlichkeit als Gewißheit an. Gewidmet ist die Arbeit „dem tapfern Soldaten und Sänger Theobald Nöthig".

Als eine anregende und manche Wahrheiten enthaltende Arbeit muß die Schrift von Konrad Alberti, welche „Ohne Schminke" (Nr. 3) betitelt ist, bezeichnet werden; dieselbe ist eine Zusammenfassung der Gedanken, Anschauungen und Urtheile, welche sich der Verfasser in einem jahrelangen Studium der deutschen Bühne und der neuern dramatischen Literatur Deutschlands, Frankreichs und Skandinaviens zu bilden bestrebt war. Ob die genannten drei Länder wirklich „die drei einzigen Länder sind, in denen noch eine dramatische Kunst besteht", ist eine Behauptung, welche von mancher Seite Widerspruch erfahren dürfte, wenn sie auch im großen und ganzen als richtig angesehen werden muß. Alberti nimmt in seinem 119 Seiten zählenden Buche den Standpunkt eines „praktisch geschulten Mannes" ein, der bestrebt ist, sich von dem einseitigen literarischen Idealismus und dem Mangel an Kenntniß der Bühne und der realen Theaterverhältnisse freizuhalten; er sagt unter anderm in dem Vorworte:

> Allenthalben habe ich auch die geschäftliche Seite des Theaters in Betracht gezogen, welche bei dieser die meisten Opfer heischenden Kunst gewiß vollauf berechtigt ist. Ein praktischer Idealismus ist es, den ich verlange, und wenn es mir gelingt, nachzuweisen, daß man sehr wohl gleichzeitig außerordentlich auf seine und auf die Förderung der Kunst bedacht sein kann, so habe ich meinen Zweck erreicht. Ich kenne die Bühne nicht blos vom Sitze im Zuschauerraum her, ich kenne sie aus engen Beziehungen meiner Thätigkeit zu derselben. Und so wiege ich mich in der Hoffnung, daß die Vorschläge, die ich der öffentlichen Würdigung unterbreite, nicht nur durchführbar sind, sondern auch dereinst zur Durchführung gelangen werden.

Wir wünschen aufrichtig, daß diese Hoffnung nicht in allen Punkten getäuscht werden möge. Jede Einseitigkeit, gehe sie nach der realen oder idealen Seite hin, ist vom Uebel. Die Ausdrucksweise Alberti's ist etwas derb, aber seine Schrift enthält nach unserer Ansicht manches Wahre. Der Mehrzahl unserer Theaterdirectoren macht er wiederholt scharfe Vorwürfe, wobei auch einzelne Dichter empfindliche Seitenhiebe erhalten; so heißt es:

> Außer den alten Classikern, die keine Tantième kosten, heißen die Götter der Mehrzahl unserer Theaterdirectoren: Moser, Lindau, Lubliner, L'Arronge u. s. w. Ein nettes Collegium! Ich bestreite nicht, daß diese Herren manches Verdienstliche für unsere Bühne geleistet haben. Moser's „Hypochonder", Lindau's „Maria und Magdalena", L'Arronge's „Mein Leopold", Schönthan's „Raub der Sabinerinnen" sind gute, wirksame, lebenswahre Stücke. In neuerer Zeit ist noch Oskar Blumenthal mit dem hübschen und bühnenwirksamen „Probepfeil" dazu getreten, den er mit seiner spätern Production freilich nicht mehr erreicht hat. Aber jene Herren haben das bischen Talent,

das ihnen die Natur in einer mitleidigen Stunde verlieh, schon längst verbraucht und abgenutzt, sie haben mit dem ihnen verliehenen Pfunde in einer Weise gewuchert, daß dagegen beinahe ein literarisches Wuchergesetz nothgethan hätte, eine Bestimmung, welche verbietet, einen durch viel Glück und mäßiges Talent erlangten Namen in der unverantwortlichsten Weise zum Schaden der Kunst, zur Langeweile des Publikums auszubeuten. Was die Herren in den letzten Jahren producirt haben, waren literarische Fehlgeburten abschreckender Art. Ich erinnere nur an den „Salontiroler", „Frau Susanne", „Die armen Reichen", „Die Loreley", „Der Weg zum Herzen", „Sammt und Seide", „Frau Director Striese", „Gräfin Lambach" u. s. w., eine beinahe endlose Reihe sträflicher Erzeugnisse.

Konrad Alberti verlangt, daß eine gute Theaterdirection neben den Classikern auch Stücke von Lindner, Wildenbruch, Nissel, Ibsen, Björnson und andern jüngern deutschen Dramatikern zur Aufführung bringe. Das Hoftheater zu Dresden bezeichnet er als eine der besten Bühnen Deutschlands. Er findet es ganz in der Ordnung, daß man die Meisterwerke des modernen französischen Dramas, die Stücke von Augier, Sardou, Feuillet u. a., in Deutschland aufführt, aber er will auch, daß man darüber die Dichtungen begabter deutscher Autoren, die nordischen Dichter Björnson und Ibsen miteingeschlossen, nicht vergesse. Die in Rede stehende Schrift trägt ihren Titel „Ohne Schminke" mit Recht; denn sie sagt den Leitern des modernen deutschen Theaters oft in äußerst scharfer Weise bittere Wahrheiten; allein nicht jede Medicin hat einen angenehmen Geschmack; auch lassen wir dahingestellt sein, ob Alberti mit den von ihm angewandten Mitteln das erstrebte hohe Ziel, Hebung und Besserung unsers Theaterwesens, erreicht.

Die Schrift „Schwert und Kelle" von M. G. Konrad (Nr. 4) enthält verschiedene Aufsätze von Carlos Freiherrn von Gagern aus dessen literarischem Nachlasse. Diese Aufsätze beziehen sich vorzugsweise auf den Orden der Freimaurerei, deren begeisterter Anhänger Gagern war, obschon er mit großer Energie neue Organisationen innerhalb des genannten Ordens anstrebte; so heißt es z. B. in einem der bezeichneten Artikel:

> Statt Ceremonienmeister zu bleiben und Wohlthätigkeitsvereinler, laßt uns Apostel werden aller neuen welterleuchtenden und weltbeglückenden Ideen! — — Der Mensch ist auf diese Erde gesetzt nicht um zu dulden, sondern um zu genießen. Fort mit jener düstern Entsagungstheorie, die im Widerspruch steht mit des Menschen eigenster Natur! Alle Menschen sind berufen einen Platz einzunehmen an dem Banket des Lebens. Wenn viele leider davon noch ausgeschlossen sind; wenn viele noch darben und hungern und kaum die Brosamen erhaschen können, die von dem Tische der Reichen fallen: so ist es an uns, Brüder Maurer, diese Ungerechtigkeit zu bekämpfen und ihr ein Ende zu machen.

Den achtzehn Aufsätzen aus der Feder von Carlos von Gagern sind ein Geleits- und Schlußwort des Herausgebers M. G. Conrad und eine interessante Lebensgeschichte Gagern's von Ludwig Kunwald beigegeben.

Von dem in Neuyork lebenden, äußerst fleißigen Schriftsteller Karl Knortz liegen uns zwei Arbeiten vor, von welchen die erste (Nr. 5) eine biographische Skizze von dem Aegyptologen Gustav Seyffarth, geboren am 13. Juli 1796 in Uebigau bei Torgau, enthält, während die zweite uns eine ganze Anzahl von Liedern (Nr. 6), theils eigene, theils aus fremden Sprachen übersetzte, darbietet. Seyffarth wirkte von 1823 bis 1854 als Professor der Archäologie an der Universität zu Leipzig und wanderte 1856 nach Amerika aus, das nun sein zweites Vaterland wurde und in dem auch seine sterblichen Ueberreste ruhen. Kaum in der Neuen Welt, wo er längst als ernster Forscher und treuer Glaubensstreiter vortheilhaft bekannt war und wohin ihm bereits mehrere seiner Schüler vorangegangen waren, angekommen, wurde er auch schon von der Universität zu Columbus und Ohio und von dem Concordia-Collegium, dem lutherischen Predigerseminar in St.-Louis im Staate Missouri, mit dem Antrage beehrt, ein Lehramt zu übernehmen. Seyffarth nahm das letztgenannte Amt an, das er bis zum October 1859 verwaltete, worauf er sich ins Privatleben zurückzog und seinen Wohnsitz nach Neuyork verlegte; hier starb er, von vielen geachtet und geliebt, am 17. November 1885. Ein näheres Eingehen auf die literarische Thätigkeit Seyffarth's ist hier nicht am Orte; wir verweisen deshalb auf die Schrift von Knortz.

Aus der oben erwähnten Gedichtsammlung lassen wir hier nur zwei kleine Epigramme von Knortz folgen:

> Tief zur Erde hin neigt der fruchtbeladene Baum sich,
> Nur das leere Gezweig raget zum Himmel empor.
> Still und niedergebückt der Weise bescheiden dahingeht,
> Aber erhobenen Haupt's schreitet der Dummkopf einher.

Das andere Epigramm lautet:

> Besser zischende Schlangen als zankende Frau'n zur Gesellschaft;
> Erstere haben im Zahn, letztere überall Gift.

Das Büchlein „Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz" von Karl Pröll (Nr. 7), dessen Reingewinn dem Deutschen Schulverein in Dresden überwiesen ist, stellt in schlichter Art und in den Hauptzügen dar, wie jene deutschen Stämme, die nach Osten vorgeschoben sind und heute in der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnen, ihrer Culturmission nachgekommen, welche Schicksale sie erlebt und wie sie gegenwärtig in einen schweren Kampf um ihre nationale Forterxistenz hineingedrängt worden sind. Die Broschüre ist zeitgemäß und zeugt von einem warmen nationalen Sinn.

Rudolf Doehn.

Ein Roman von Leo Tolstoi.

Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung von Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern, Jenni. 1887. 8. 40 Pf.

Auf die „Macht der Finsterniß" ließ Graf Leo Tolstoi ein sinniges, helles Lichtbild, die Wahrheit und Dichtung verwebende Erzählung „Wovon die Leute leben" folgen. Sie hätte füglich die „Macht des Lichts" genannt werden können, denn sie ist ein Preis der Allgewalt der Liebe; die Macht des Lichts kommt in ihr in anmuthiger Form zur Darstellung. Nicht Haß entstellt und verzerrt in ihr die Züge der Menschen; vielmehr verklärt die Liebe dieselben und webt um sie den Glorienschein des Göttlichen.

Wovon die Leute leben? Nicht von den Sorgen und Bemühungen, welche an die Ausfechtung des Kampfes ums Dasein gewendet werden, sondern von der Liebe, die da Gott ist und die Menschen mit ihm verknüpft und eint. Sie schöpfen die Kraft zum Dasein nicht aus den Sorgen um sich selber, aus der ausdauernden und standhaften Ueberwindung der ihnen den Weg verrammelnden Schwierigkeiten, sondern aus der Liebe. Die Leute leben nicht, weil sie für sich selber eintreten, sondern weil ihre Mitmenschen Liebe im Herzen haben. Die Gemeinschaft der Menschen, ihre Nächstenliebe, ihre Theilnahme und ihr Mitleid ist der breite Quell des Lebens. Diese Offenbarung wurde einem Engel, welcher anfangs entgegen dem Befehl seines Herrn und Meisters, dem Befehl Gottes einer armen Wöchnerin, welcher kürzlich der Mann durch einen Baum zerschmettert worden und welche eben erst von einem Zwillinge entbunden ward, aus Mitleid die Seele nicht aus dem Leibe nehmen mochte. Er wurde zur Sühne seines Ungehorsams auf die Erde verstoßen, auf welcher er so lange wandeln sollte, bis er sich Klarheit darüber verschafft hätte, was in den Leuten lebt und wovon sie leben. Die erste der Offenbarungen ließ nicht lange auf sich warten. Bald nachdem er auf die Erde gestürzt war und nackt und frierend sich zu dem Rande einer Kapelle bewegt hatte, kam ein armer Schuhmacher des Weges, welcher sich nach einigem durch die Furcht einerseits und die Noth andererseits veranlaßten Zögern dem schier Erfrorenen näherte, sich seiner annahm, ihn bekleidete und in das Haus geleitete. In dem Hause des mit seiner Familie kümmerlich von der Hand in den Mund lebenden Gastfreundes erwartete beide ein nichts weniger als zärtlicher Empfang. Frau Matriona öffnete die Schleusen ihrer Zunge und ein Schimpfwort drängte das andere. Sie hielt indeß inne und that gleichsam wie umgewandelt, als Semon, der Gatte, sie an ihre letzte Stunde und an Gott gemahnte. Da ward der Engel gewahr, daß in den Leuten trotz der rauhen Schale der Gott der Liebe wohnt. Ganz zu Ende war sein Marthyrium erst im sechsten Jahre seines Erdenwallens, da bei seinem treuen Gastfreunde und Lehrmeister eine Frau mit zwei Mädchen, in denen er sofort das Zwillingspaar der ihm ominös gewordenen Wöchnerin erkannte, erschien und die Geschichte der beiden Mädchen zum besten gab. Die wackere Frau hatte die verwaisten Würmchen unter ihre Fittige genommen, sie hatte sie gesäugt und aufs liebevollste gehegt und gepflegt, zumal ihr Knäblein ihr im zweiten Lebensjahre entrissen worden war. An dieser Erzählung entzündete sich ihm der erhabene Gedanke, daß es im Grunde nicht Vater und Mutter sind, welche den Kindern den Lebensweg ebnen, sondern die Allgüte Gottes, die in der Vereinigung der Menschen wohnt. Eine durchgreifende Wandlung ging darauf mit ihm vor; er fühlte sich wieder ein leichtbeschwingter Engel und ein blendender, übersinnlicher Schein, welchen die Augen nicht ertragen konnten, strahlte von ihm durch die ärmliche Hütte. Und, indem er gen Himmel schwebte, entbot er der Erde mit lauter, gewaltiger Stimme folgenden Abschiedsgruß:

> Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe. . . . Ich blieb am Leben, als ich Mensch war, nicht weil ich für mich gesorgt hatte, sondern weil die Liebe im Herzen eines vorübergehenden Menschen und in dem seiner Frau lebte, und sie Mitleid mit mir hatten und mich lieb gewannen. Und die Waisen blieben am Leben, nicht weil man für sie gesorgt hatte, sondern weil die Liebe im Herzen einer Frau lebte und sie Mitleid mit ihnen hatte und sie lieb gewann. Und so leben die Leute nicht, weil sie für sich selber sorgen, sondern weil ihre Mitmenschen Liebe im Herzen haben. Ich wußte schon früher, daß Gott den Leuten das Leben geschenkt hatte, und daß er wünscht, sie sollen leben: jetzt aber habe ich noch mehr erfahren. Ich begriff, daß Gott nicht will, daß die Leute vereinzelt leben, und darum offenbarte er ihnen nicht, was ein jeder für sich selber bedarf. Er will, daß die Leute beisammen leben, und darum hat er ihnen geoffenbart, was jeder Einzelne und was alle bedürfen. Jetzt habe ich begriffen, daß es den Leuten nur scheint, sie leben, weil sie für sich sorgen, in Wirklichkeit leben sie aber nur von der Liebe. Wer liebt, der ist in Gott und Gott ist in ihm, denn Gott ist die Liebe.

Es ist von hervorragendem psychologischem Interesse, zu sehen, wie der Optimist, der eben erst durch ein düsteres Gemälde, das auf die Einkehr der bösen Gemüther berechnet ist, die Anwartschaft auf den Pessimismus vernichten, den Jammer der Erde und des Lebens gewissermaßen homöopathisch durch sich selbst besitzen wollte, nun den Angelpunkt des menschlichen Getriebes in der Liebe erblickt.

Bernhard Münz.

Aus Indien.

Aus sehr vielen Gründen, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, gehört Indien zu den anziehendsten Theilen der Welt. Es ist darum auch eine große Literatur über dieses Land zusammen geschrieben worden, von Berufenen ebenso wie von Nichtberufenen und von den Angehörigen der verschiedensten Nationen. Aber nur wenige dieser Beschreiber haben Indien und seine zahlreichen Völkerschaften richtig verstanden; es gehören hierzu auch gar mancherlei Voraussetzungen, die nur selten in einem Kopfe sich vereinigt finden. Schon die Vielheit der Sprachen macht Schwierigkeiten; das Studium des indischen Alterthums, ohne welches die Beziehungen der Gegenwart nicht klar werden, verursacht selbst dem Beanlagten Mühe; der anthropologischen Forschung setzen ungeahnte, große Hindernisse sich in den Weg. Demnach kann nur von wenigen etwas Rechtes und Befriedigendes erwartet werden.

Wenn ein Gelehrter, der Anthropolog von Fach, vielseitig gebildet, sprachkundig und zugleich bei Kenntniß der ganzen Erdoberfläche weltmännisch gewandt, ferner frei ist von Schulmeinung und Vorurtheil, und weite Gesichtspunkte sein Eigen nennt — wenn ein solcher Indien bereist und darüber sich ausspricht, so haben Gelehrte und Gebildete die Verpflichtung, dergleichen zu hören.

Indien von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von H. Meister. Autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. Gr. 8. 8 M.

Dieses neue Werk entspricht allen Anforderungen, welche man an ein Buch seiner Art nur stellen kann; es ist wissenschaftlich, allgemein verständlich, eine schöne, farbenreiche, von Poesie durchhauchte Schilderung Ostindiens, seiner Bewohner und Verhältnisse, Reise-Tagebuch und gelehrte Abhandlung, Skizze und Erzählung zugleich, bekundet sehr genaue Kenntniß von Land und Volk, Verständniß des Alterthums und Meisterschaft in der Darstellung. Damit sei keineswegs gesagt, daß man alles unterschreiben solle, was der Verfasser ausspricht; ein Mensch mit warmem Gefühl wird gegen manches in dem Buche stark reagiren; aber dasselbe verdient die vollste Beachtung aller, die für Ostindien nur einigermaßen Interesse nehmen. Mantegazza sagt im einleitenden Hauptstück unter anderm:

> Nur, um ein Buch über Indien zu schreiben, möchte ich Musiker sein, damit ich eine Symphonie componiren könnte, die meinem Buche als Vorrede diente. Das Zuviel ist der hervorragendste Punkt in Indien: zu viel Menschen und zu viel Thiere, zu viel Wärme, zu hohe Berge, zu viel Reichthum und zu viel Armuth, zu viel Alter und zu viel Kindheit, zu viele Farben und zu viele Gerüche, zu viel Fieber und zu viel Liebe, zu viel Todte und zu viel Leben. Wir armen, lauen Menschen der gemäßigten Zone fühlen uns immer erdrückt, überschwemmt von zu vielen Empfindungen; man wird betäubt, geblendet, ermüdet. Man transpirirt immer innen und außen.

Nun schildert er alle Einzelheiten seiner Reise nach Indien, webt zahlreiche Bemerkungen ein, die zuweilen von großem Belang sind, und beschäftigt sich vom dreizehnten Hauptstück ab mit den Bewohnern von Ostindien und allen ihren Verhältnissen aus dem Gesichtspunkte der Anthropologie und Medicin, des gesellschaftlichen Zusammenlebens und der Religion, des Hauswesens, der Ehe und der Feste.

Alle Darlegungen des Autors sind classisch und zeugen von hoher literarischer Virtuosität. Man fühlt sich nach Indien versetzt, saugt mit dem innern Auge alle die glänzenden Bilder ein, welche Mantegazza's Phantasie streng nach der Natur auf die weiße Wand der Erinnerung zaubert, und versteht den Geist Ostindiens, indem man seine tausend Offenbarungen begreift. Mantegazza unterscheidet bei den Bewohnern Ostindiens folgende ethnische Typen:

> Hindu mit arischem Typus, Hindu mit malayen-ähnlichem Typus, Hindu mit semitischem Typus, Mongolen, Juder, Perser, Mohammedaner und eine große Zahl wilder Rassen, die man entweder als Ueberreste der alten autochthonen Völker ansehen kann oder die seit undenklichen Zeiten in Indien angesessen sind und sich rein erhalten, oder zum Theil Bastarde geworden sind, weil sie sich mit den erobernden Rassen vermischt haben.

Daß diese Eintheilung nicht ganz wissenschaftlich ist, erhellt auf den ersten Blick; aber wie ist an wissenschaftliche Unterscheidung und Abgrenzung der Rassen Ostindiens zu denken, da dort so unendlich viele Kreuzungen vorkamen und Völkerströmungen stattfanden! Sehr richtig sagt darum Mantegazza:

> Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen, allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelheiten hinab zu steigen, würde riskiren, daß er genöthigt wäre, morgen schon seine eigenen Behauptungen widerrufen zu müssen. Bei der Classification der indischen Rassen muß man der Sprache, dem Grade der Civilisation und der Religion großes Mistrauen entgegenbringen.

Es protestirt Mantegazza mit Recht gegen die Bezeichnung Indo-Germanen, an deren Stelle er das Wort indo-mittelländische oder indo-lateinische Rasse setzen möchte. Am richtigsten spräche man wol von Indo-Europäern. Die Brahmanen zeigen wol mehr Aehnlichkeit mit den Südeuropäern, als mit den Germanen.

„Der Hindu von heute", sagt Mantegazza, „ist ein schwarzer Mensch oder braun wie gerösteter Kaffee, oder wie Kaffee mit Milch, immer mit schwarzen, aber nicht lockigen Haaren, mittlerer Statur, kleinen Händen und Füßen, mit einem schönen, ovalen Gesicht, einer geraden, fast adlerartigen Nase. Bart und Haar sind weniger üppig als bei den modernen Europäern. Bald sind die Hindu muskulös, bald schlank und zart und im allgemeinen mit vorwiegender Entwickelung der höhern Glieder über die niedern".

Hiermit wollen wir uns bescheiden. Indem ich das

vortreffliche Buch Mantegazza's bestens empfehle, weise ich darauf hin, daß dasselbe nicht allein den Wunsch erregt, Indien zu bereisen, sondern dasselbe auch genau zu studiren. Zu diesem Ende werden die Arbeiten von W. Werner: „Das Kaiserreich Ostindien" (Jena, 1884), Max Müller: „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung" (Leipzig, 1884) und der achte Band von Elisée Reclus: „Nouvelle Géographie universelle" (Paris, 1883), ganz besonders zu empfehlen sein.

Eduard Reich.

Platen's Gedichte.

Gedichte von August von Platen. In neuer volksthümlicher Auswahl. Stuttgart, Göschen. 1887. 8.

Vor uns liegt ein höchst sauber ausgestattetes Bändchen, kaum 10 Bogen Kleinoctav stark, mit Lichtdruckbildniß des Platen-Denkmals in Ansbach, sowie mit dem in den Einband gepreßten Profil des Dichters. Ein Jugendfreund August von Platen's, welcher ungenannt zu bleiben wünscht, gedachte des Dichters funfzigjährigen Todestag (5. December 1835—85) „durch Herausgabe seiner ihm am meisten volksthümlich erscheinenden Gedichte zu feiern". Dieser Absicht gemäß hat denn der Herausgeber auch soeben diese Blumenlese erscheinen lassen, welche, mit Ausschließung sämmtlicher Platen'scher Dramen, Epen, epischen Bruchstücke und sonstigen Schriften, nur aus Platen's meisterlicher Lyrik die nach der Ansicht des betagten Herausgebers zur Verbreitung, Beachtung und Beliebtheit in den Volkskreisen vorzugsweise geeignet erscheinenden Erzeugnisse darbietet. Inwieweit der Herausgeber seinem Plane gerecht zu werden vermochte, geben wir der Entscheidung des der Dichtkunst günstig gestimmten Publikums anheim, die mit der Zeit ja nicht ausbleiben wird. Nur soviel wagen wir zu behaupten, daß die vorliegende als eine der edelsten Gedichtsammlungen bezeichnet zu werden verdient. Nicht allein, daß Platen's Werke ja ohnehin jetzt endlich nach jahrzehntelangen, langwierigen Kämpfen anerkannt sind als Schöpfungen, welche die Weihe der Classicität auf der Stirn tragen, als geistig und formvollendete Poesien, sondern die Auswahl sucht auch von dem Guten das Beste, oder doch das am leichtesten auf den Volkston, den Volksgeist, das Gemüth Einwirkende, das am leichtesten Faßliche und Verständliche zu bringen. Deshalb sind auch von Platen's so geistvollen und gedankenreichen, die rhythmische Musik der Sprache athmenden, etwa vierzig Oden nur acht, von den elf Festgesängen nur die einleitende Elegie in Distichen „Im Theater von Taormina" aufgenommen. Sind doch die Oden und Festgesänge diejenigen Dichtungen, welche selbst von namhaften Kritikern und Zeitgenossen des frühverstorbenen Dichters als allzu schwerverständlich und in marmorgleiche Formen gemeißelt betrachtet worden sind, während doch gerade sie als unvergleichliche Beispiele gelten können, bis zu welcher Vollendung unsere edle deutsche Sprache durch ausdauernde Arbeit einer Meisterhand emporgehoben zu werden vermag.

Von besonderm Werthe für das Büchlein sind jedoch eine Anzahl bisher so gut wie unbekannter Dichtungen aus Platen's Jünglingszeitalter. Diese Dichtungen „Aus frühester Zeit" sind, freilich in sehr beschränkter Anzahl von Exemplaren, nur für des Dichters Freunde bestimmt, etwa 1850 schon einmal von Nathanael Schlichtegroll herausgegeben worden, sind aber in keiner Gesammtausgabe der Platen'schen Werke enthalten. Sie betiteln sich „Morgen- und Abendbetrachtungen" und sind, psalmengleich, eines Andachtsbuchs, eines Breviers in höchstem Grade würdig. Wir führen hier in aller Kürze an:

Wohl dem, der kein Gericht zu scheuen hat,
Der nichts zu scheuen hat, was kommen könnte,
Der heiter rückwärts blickt auf das Vergangne
Und heiter vorwärts in die Zukunft schaut,
Der fest steht in sich selbst, der sich bewahrte
Den stillen sel'gen Frieden seiner Brust.
O, laß mich ewig ihn bewahren, Vater,
Laß nie den bösen Dämon Widerspruch
In die harmonischen Saiten meiner Seele
Zerstörend greifen mit der Frevlerhand!
Bin ich nur nicht im Kampfe mit mir selbst,
Dann mag die Welt in tausend Kämpfen stürmen.
Ich gehe festen Schrittes mitten durch,
Und meines Glückes leicht gefügtes Schiff
Mag dann der Sturm in tausend Trümmer splittern —
Ein Bret der Rettung bleibt mir stets gewiß.

Welch ein schöner Monolog, welch eine kindlich-reine Seele voll männlicher Festigkeit spricht sich hierin aus! Diese „Morgen- und Abendbetrachtungen" nebst dem Gedicht „An die Nacht" (wir fügen drei der trefflichen sieben Strophen ein,

Heiliges Labsal für den müden Waller
Lethe's Ufern führt dein Wink ihn zu;
Sei gesegnet, große Mutter aller,
Sei gesegnet aller Wesen Ruh'.

Wenn uns deine sel'gen Lüfte fächeln,
Wenn der Schlaf das Augenlid bestreicht,
Ueberraschest du den Schmerz in Lächeln,
Weil ein Traum der Täuschung Kelch ihm reicht.

Gleich vertheilt in ungemess'nem Raume,
Gilt vor dir nicht Ehre, Ruf noch Amt.
Sanfter als der Bettler unterm Baume,
Schläft kein Sultan auf gesticktem Sammt.)

stammen aus den Kriegsjahren 1812 und 1813, als der Dichter noch Lieutenantaspirant war und im siebzehnten Lebensjahre stand: fürwahr, welch ein schönes Talent und welche Kunstfertigkeit der Sprache bereits in so jugendlichem Alter! Wer Platen's edle Denkart und sein tiefes Gemüth kennen und schätzen lernen will, der lese diese Betrachtungen.

An sie schließen sich einundzwanzig Lieder an, darunter die herrlichsten Liebeslieder, welche bekanntlich nicht den Goethe'schen, Rückert'schen, Heine'schen oder Geibel'schen nachstehen. Ferner achtzehn „Vermischte und Gelegenheitsgedichte", darunter die berühmte „Antwort an einen Ungenannten im Morgenblatt" (dieser Ungenannte war, nebenbei bemerkt, ein Feuerbach, ob Ludw. Andr. oder Anselm?), drei Idyllen („Amalfi", „Die Fischer auf Capri", „Das Fischermädchen in Burano"), sowie vier der schönen und in den Gesammtausgaben wegen ihres spätern Erscheinens nicht mit aufgenommen (sie erschienen gesammelt erst im „Nachlaß und Briefwechsel") fast noch gänzlich unbekannten Polenlieder. Von den Ghaselen (im ganzen 156) sind 7, von den Sonetten (im ganzen 87) sind 15, von den „Romanzen und Balladen" 15 aufgenommen. Den Schluß bilden aus der köstlichen Aristophanischen Komödie „Die verhängnißvolle Gabel" die herrlichen fünf Parabasen, die in ihrer prachtvollen Sprache und ihrem höchsten Kunstenthusiasmus zu lesen man nicht müde wird. Endlich zwei Parabasen aus dem „Romantischen Oedipus" und die Parabase von 1835, des Dichters Todesjahr.

Diese wirklich gediegene Anthologie verdient in dem Lesekränzchen einer jeden Familie vorzugsweise Berücksichtigung.

Hans Minckwitz.

Eine poetische Erzählung.

Auf Schloß Braunenburg. Aus E. Escherich's „Saga" in Versen nacherzählt von F. X. Seidl. Regensburg, Coppenrath. 1887. 12.

Die gemüthvolle anmuthige Erzählung ist in meist wohllautenden Versen geschrieben, welchen wir nur hier und da eine reinlichere Conformität der Reime wünschten; denn in Verspaaren wie:

Und was man auch von fremden Gauen
Ihr schon so oft und schön erzählt,
Hier durft' sie froh sein und vertrauen,
Hier war für sie doch ihre Welt.

Oder:

Er fühlte, daß die Zeit gekommen,
Wo seines Hoffens Wende ward;
Was konnte noch ein Aufschub frommen,
In seinem Schicksal stand die Fahrt —

vermissen wir allerdings Harmonie. Auch die Diction an sich leidet an mannichfachen Unbehülflichkeiten und Unzuträglichkeiten, und der Dichter fällt aus dem einen in das andere Tempus öfter, als es erlaubt ist. Man vergleiche:

Er fühlt, daß hier in süßen Banden
Er von zwei sanften Augen lag.

Oder:

Den wählt er immer zum Genossen,
Drum blieb er ernst, in sich verschlossen.

Nicht weniger befremdet die dialektische Betonung des Namens Géorg:

Ich will sogleich hinüberreiten",
Sprach Junker Georg, „um beizeiten
Noch Hülf' zu spenden, wenn es geht."

Auch die Orthographie des Dichters ist nicht taktfest; das eine mal schreibt er „mälig", ein anderes mal „mählich". Aber der Ton der Darstellung hat einen leichten lebendigen Fluß, liebliche lyrische Ruhepunkte, idyllische Naturschilderungen und athmet eine wohlthuende Herzlichkeit, welche auch des Lesers Interesse für die Gestalten der Dichtung und ihre Geschicke gewinnt und ihn versöhnt mit den gerügten Unzulänglichkeiten der Sprache, für welche sich die Beispiele freilich erheblich vermehren ließen, aber das Ganze löst sich zum Schlusse der Dichtung dennoch in schönerer Reinheit:

Verloren war für ewge Dauer,
Woran sein ganzes Dasein hing.
Vor sich ein freudenarmes Leben,
In sich das Nagen tiefer Schuld,
So schien ihm nichts mehr Trost zu geben
Und jede Zukunft ohne Huld.
Wo seines Schlosses Zinnen ragen
Lebt' er verborgen aller Welt,
Und hatt' in schmerzlichem Entsagen
Schon vor der Zeit sein Haus bestellt.
Und als durchs Wintergrau hernieder
Der neue Lenz sein Ahnen wob
Und mählich durch die Auen wieder
Das Starre sich erlöst erhob,
Da zog zur nahen Klosterpforte
Mariathals ein ernster Mann,
Schaut noch zurück zum Heimatorte
Und dann entschieden klopft er an.
Die Klosterglocken klangen eben
Versöhnend durch die Berge weit —
Und trösteten, die glücklos leben
In weltverlorner Einsamkeit.

Doch in jenem unvermittelten, dem Wesen des höhern epischen Stils zuwiderlaufenden Tempuswechsel beharrt der Dichter, wo man auch sucht, bis zum Ende.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack's „Gedichten" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) liegt die sechste vermehrte Auflage vor: ein Beweis, daß auch die ernste Dichtung höhern Stils, neben den Bänkelsängereien des Tags, die einmal Mode geworden sind, noch zahlreiche Freunde und Verehrer findet.

— Paul Lindau hat im Verlag von S. Schottländer in Breslau zwei Sammlungen herausgegeben, welche wir den Lesern empfehlen wollen. Es sind: „Interessante Fälle. Criminalprocesse aus neuester Zeit" und „Schau- und Lustspiele", der fünfte Band des „Theater von Paul Lindau". Er enthält die Schauspiele „Jungbrunnen", „Mariannens Mutter" und seine Bearbeitung

des spanischen Dramas „Galeotto“, die sich auf deutscher Bühne so erfolgreich bewiesen. Die „Interessanten Fälle“ berichten auch über den Proceß Graef, und zwar in höchst eingehender Weise. Frau Anna Lindau hat neue gefällige Märchen erscheinen lassen mit Illustrationen in Farbendruck von C. W. Allers (Breslau, Schottländer) und wird ihrem Erzählertalent damit viele neue Freunde in der kleinen Welt gewinnen.

Ausländische Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur“ von Ferdinand Gregorovius (erster Band) sagt die „Saturday Review“: „Dieser erste Band der «Kleinen Schriften» flößt ein Verlangen nach dem zweiten ein. Sie erörtern geschichtliche und archäologische Fragen in der nämlichen leichten und angenehmen, doch zugleich gründlich gelehrten Art und Weise, an welche der Verfasser uns so sehr gewöhnt hat. Die interessanteste für das größere Publikum ist vielleicht die Skizze von Sardes, die merkwürdigste der Bericht über die Münzen des Senators Alberich. Auch der Essay über Verleihungen des römischen Bürgerrechts während des Renaissancezeitalters und die Analyse des Gumppenbergischen Berichts über die Plünderung Roms seitens des Connetables Bourbon sind willkommene Beiträge zur nachkaiserlichen Geschichte der Ewigen Stadt.“

Ueber „Aufsätze über Goethe“ von Wilhelm Scherer sagt die „Review“: „Der verstorbene Wilhelm Scherer, der Historiker der deutschen Literatur, hat im Rufe gestanden, ein besonders gründlicher Goethe-Kenner zu sein, und seine Aufsätze haben ohne Zweifel eine gewisse geistige Vornehmheit, die sie über die Menge erhebt.“ Der Rest der Notiz ist mehr Inhaltsangabe als Beurtheilung.

Ueber den Roman „Was will das werden“ von F. Spielhagen sagt sie: „Es ist dies ein socialer Roman, in welchem Spielhagen sich die Aufgabe gestellt hat, einige der tiefen Probleme, welche die heutige Gesellschaft quälen, nach allen Seiten hin zu erwägen als zu untersuchen. Als Kunstwerk leidet der Roman durch seine übermäßige Länge, was deshalb um so mehr zu bedauern ist, als der leitende Gedanke, die Rückkehr des natürlichen Sohnes eines kleinen deutschen Fürsten an seines Vaters Hof, wo das Geheimniß seiner Geburt allen außer ihm selbst bekannt ist, für wirksame Behandlung sehr empfänglich ist. Obgleich indessen die vielen Nebenfiguren und Zwischenfällen die künstlerische Einheit des Werks beeinträchtigen, so sind sie doch an und für sich interessant und mit Gewandtheit behandelt und der Umfang desselben stimmt jedenfalls mit der Wichtigkeit des Themas überein.“

Ueber „Der Roman der Stiftsdame, eine Lebensgeschichte“ von Paul Heyse heißt es: „Die Erzählung ist zwar umfangreicher, als es bei ihm gewöhnlich ist, doch ist sie dem Geiste nach seinen Novellen viel näher verwandt als seinen Romanen. Sie hat all seine gewohnte Eleganz der Darstellung und allgemeine Vollendung der Behandlung; die Charaktere sind zumeist sehr glücklich gezeichnet und flößen beträchtliches Interesse ein. Sie ist jedoch von niederdrückender Traurigkeit, und die Beschaffenheit der Handlung sowie die Tonhöhe, in welcher sie durchweg gehalten ist, dürften sie wahrscheinlich mehr den Frauen als den Männern empfehlen.“

Schließlich heißt es von „Aus der ewigen Stadt. Novellen“ von Hans Grasberger: „Diese kleine Novellensammlung ist so hübsch ausgestattet, daß es fast ärgerlich ist, sie ihrem Aeußern nicht entsprechend zu finden. Sie besitzt das Verdienst der Localfärbung und der Kenntniß italienischer Sitten und Denkungsweise. Ihre Mängel sind Weitschweifigkeit und daß der Stoff im allgemeinen der Form nachsteht, welche letztere stets lobenswerth ist. Einige Situationen hätten in kräftigern Händen wirksam sein können; die Spannung verdunstet jedoch in Worten, und die Selbstgefälligkeit, mit welcher der Verfasser lange Schilderungen gewöhnlicher Dinge ausspinnt, bringt einen geradezu in Harnisch.“

Bibliographie.

Kohut, A., Leuchtende Fackeln. Beiträge zur Kultur-, Theater- und Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderte. Essays und Skizzen. Minden, Bruns. 8. 2 M. 40 Pf.

Lear, H. L. S., Ein Dominikaner-Künstler. Leben des hochwürdigen Pater Besson vom Orden des heiligen Dominikus. Nach dem Englischen von Natalie v. Wolff. Paderborn, F. Schöningh. 1888. 8. 2 M.

Leitschuh, F. F., Georg III., Schenk von Limpurg, der Bischof von Bamberg in Goethes „Götz von Berlichingen“. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte. Bamberg, Züberlein. 1888. Gr. 8. 2 M.

Lindau, P., Interessante Fälle. Criminalprocesse aus neuester Zeit. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Mackenzie, Sir M., Singen und Sprechen. Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane. Durch ein Vorwort des Verfassers eingeleitete deutsche Ausgabe von J. Michael. Mit dem Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen. Hamburg, Voß. 8. 6 M.

Marshall, Emma, Eigene Wege. Autorisirte Uebersetzung des Werkes „Dorothy's Daughters“ von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 1888. 8. 2 M.

Meruéll, E., Ein Haar am Handschuhknopf. Lustspiel. Wiesbaden, Bischkopff. 8. 1 M. 50 Pf.

Meyer-Markau, W., Das Fremdwort in der deutschen Sprache. Gotha, Behrend. Gr. 8. 80 Pf.

Mohn, P., und K. Gerok, Christkind. Bilder und Lieder. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Gr. 4. 5 M.

Prentiß, L., Elisabeth Prentiß, Verfasserin von „Himmelan“. Ihr Leben und ihre Briefe. In teilweise verkürzter und freier Uebertragung von Marie Morgenstern. Mit Porträt in Stahlstich. Basel, Schneider. 1888. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Pressel, W., Die Zerstreuung des Volkes Israel. 2tes Hft.: Die Stufen dieser Zerstreuung. Heilbronn, Gebr. Henninger. Gr. 8. 2 M.

Reißmann, A., Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von A. R. Mit Porträt in Stahlstich. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. Gr. 8. 3 M.

Richter, F. W., Gedichte. Paderborn, F. Schöningh. 12. 3 M.

Roesicke, R., Arbeiterschutz. Eine Antwort auf Wilhelm Oechelhäuser's „Die Arbeiterfrage“ und die „socialen Aufgaben der Arbeitgeber“. Dessau, Art'l. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rothenburg, Adelheid v., Erlöst. Roman. Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 8 M.

Schenck, Luise, Brasilianische Novellen. Mit einem Vorwort von G. Freytag. Leipzig, Hirzel. 8. 6 M.

Schmidt, M., Der Bubenrichter von Mittenwald. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Schmidt-Cabanis, R., Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben. Berlin, Pfeilstücker. 12. 1 M. 50 Pf.

Specht, F. A., Gastmähler und Trinkgelage bei den Deutschen von den ältesten Zeiten bis ins 9. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 M. 20 Pf.

Spielhagen, F., Die Philosophin. Schauspiel. Leipzig, Staackmann. 8. 2 M.

Stampfer, Der Frau Maria Elisabeth, aus Vordernberg, Hausbuch. Auf Veranlassung des Grafen Franz von Meran herausgegeben von J. v. Zahn. Wien, Hölder. 8. 3 M.

Staufe-Simiginowicz, L. A., Kleinrussische Volkslieder. Metrisch übersetzt. Leipzig, O. Wigand. 1888. 8. 4 M.

Struck, E., Der internationale Geldmarkt im Jahre 1886. Leipzig, Duncke u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Sturm, J., Palme und Krone. Lieder zur Erbauung. Leipzig, Heinsin[illegible] 1888. 8. 5 M.

Suppan, P., Kärntner Alpenblüten. 1ste Ausg. 60 deutsche und Dialekt-Dichtungen. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 16. 80 Pf.

Suttner, B. v., Schriftsteller-Roman. Dresden, Pierson. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Tharau, H., Unica Spes. Eine Erzählung aus unseren Tagen. Norden. Soltau. 8. 2 M. 25 Pf.

— — Paul Sudram. Norden, Soltau. 8. 2 M. 25 Pf.

Titz', J. P., Deutsche Gedichte, gesammelt und herausgegeben von L. [illegible] Fischer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 6 M.

Trümpelmann, A., Luther und seine Zeit. Volksschauspiel. Neubearbeitung der im Jahre 1869 im gleichen Verlage erschienenen „Dramatischen Dichtung“ gleichen Titels. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 2 M.

Die Vernichtung der idealen Schönheit im heutigen Kunstleben. Ein Rückblick auf die gegenwärtig geschlossene Kunstausstellung. Von einem fühlenden und denkenden Kunstfreunde. Berlin, Zenker. Gr. 8. 60 Pf.

Vorberg, M., Oliver Cromwell und die Stuarts. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 1 M.

Wasielewski, W. J. v., Ludwig van Beethoven. Mit 1 Porträt in Stahlstich. 2 Bde. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. Gr. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeigen.